

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

von

J. S. Ersch und J. G. Gruber, G. Hassel und A. G. Hoffmann.

ALLGEMEINE

Encyclopädie

der

WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

ZWEITE SECTION,

H bis N.

Herausgegeben von

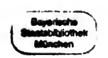
G. Hassel und A. G. Hoffmann.

FÜNFTER THEIL

mit Kupfern und Charten.

HEINRICH (Minnesänger) — HEQUAESI

Leipzig, bei Johann Friedrich Gleditsch. 1829.



Seiner Majestät

FRIEDRICH WILHELM III.

Könige von Preussen

in tiefster Ehrfurcht zugeeignet.

Allerdurchlauchtigster, Grossmächtigster,

Allergnädigster König und Herr!

Eure Königl. Majestät geruheten mir allergnädigst zu erlauben, das vorliegende Werk Allerhöchst Denenselben in tiefster Ehrfurcht überreichen und den glorwürdigsten Namen Euer Majestät der zweiten Section desselben allerunterthänigst vorsetzen zu dürfen.

Europa verehrt in Euer Majestät nicht allein den grossen Monarchen, den weisen Beherrscher weiter Länder, es verehrt zugleich in Allerhöchst Denselben den erhabensten Beschützer der Wissenschaften und Künste, und Teutschland ist stolz darauf, dass dieser Trefflichste und Beste der Fürsten ihm angehört. Wenn ein Nationalwerk, wie vorliegendes, das in seiner Art gewiss einzig dasteht und allein durch teutschen Fleiss und teutsches Wissen hervorgebracht ist, sich einer solchen Auszeichnung erfreuen und Euer Majestät höchsten Schutz ansprechen darf, so muss ihm diese Auszeichnung unstreitig zur gewichtigsten Empfehlung gereichen. Der Verleger desselben, von dem lebhaftesten Gefühle der devotesten Dankbarkeit durchdrungen, wagt es, Euer Majestät seine und der Herausgeber ehrfurchtvolle Huldigung dafür zu Füssen zu legen und damit eine längst erkannte Pflicht zu erfüllen.

Möge die Vorsehung EUER MAJESTÄT theures Leben immerdar in Schutz nehmen und ALLERHÖCHST DERO denkwürdige, weise und wohlthätige Regierung für das Wohl der Preussischen Monarchie, für das Wohl Teutschlands, ja für ganz Europa's Heil bis zum äussersten Ziele menschlicher Tage fort und fort in Segen stehen lassen! — Mit diesem heissen Wunsche, mit den dankbarsten Empfindungen und mit den ehrfurchtvollesten Gesinnungen ersterbe ich in tiefster Devotion

EUER MAJESTÄT

allerunterthänigster
Johann Friedrich Schindler.
Firma: Johann Friedrich Gleditsch,
Buchhändler in Leipzig.

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Zweite Section

H — N

von

G. Hassel und A. G. Hoffmann.

Fünfter Theil.

HEINRICH (Minnesänger) — HEQUAESI.

Verzeichniss der Kupfertafeln und Landkarten, welche mit dem Fünften Bande Zweiter Section der Allgemeinen Encyklopädie, als zu den darin befindlichen Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

Porträt von Wilh. Müller, als Titelkupfer.

Allgemeine
Encyklopädie
der
Wissenschaften und Künste
in alphabetischer Folge
von genannten Schriftstellern bearbeitet
und herausgegeben von
J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Zweite Section
H — N.
Herausgegeben von
G. Hassel und A. G. Hoffmann.
Fünfter Theil
mit Kupfern und Charten.

HEINRICH (Minnesänger) — **HEQUAESI.**

Leipzig, im Verlage von Johann Friedrich Gleditsch 1829.

Vorwort.

Nur so eben waren die neuen Störungen, welche durch den am 15. December des verflossenen Jahres erfolgten Tod des bisherigen Verlegers dem ununterbrochenen und raschen Fortgange der Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste hemmend in den Weg treten zu wollen schienen, glücklich gehoben und beseitigt und der vierte Band der zweiten Section ausgedruckt worden, als ein neuer, eben so herber als unerwarteter Verlust für das große Unternehmen überhaupt und für die zweite Section insbesondere eintrat. Denn bereits am 18. Januar 1829, kaum ein Jahr nach dem Tode des trefflichen Ersch, des wahren Begründers der Encyklopädie und nicht viel länger nach dem Hinscheiden des jugendlich-kräftigen W. Müller wurde der Encyklopädie wiederum einer ihrer Redactoren entrissen — der Professor Dr. Johann Georg Heinrich Hassel zu Weimar. Zwar hatte er in traulichen Mittheilungen gegen mich über oft wiederkehrende Unpäßlichkeiten und über eine gewisse Schwäche, welche er sich nicht verhehlen könne, wiederholt geklagt, auch erregten das ihm sich aufdrängende Gefühl, es schwinde die Kraft und Ausdauer, deren er sich sonst bei seinen Arbeiten in einem hohen Grade erfreute, immer mehr und mehr und die sehr natürliche Mißstimmung, welche diese Erfahrung in ihm, dem sonst so heitern und lebensfrohen Manne, bald mehr bald weniger hervorrief, allerdings schon seit einiger Zeit um ihn Besorgnisse: jedoch für eine so baldige, für eine so plötzliche Beute des Todes hielt ich ihn nicht, das fürchteten auch andre Freunde nicht, noch seine Familie. Noch am 17. Januar Abends schrieb er mir über mehrere Gegenstände,

welche die Encyklopädie betrafen, in seiner kurzen und gedrängten Weise und der andere Morgen zählte ihn schon zu den Verblichenen. Der unerbittliche Tod ereilte ihn am Arbeitstische; ein Gehirnschlag raffte ihn plötzlich hinweg.

Was G. Hassel in den Wissenschaften, welchen er seinen Fleiß vorzugsweise zugewendet, gewirkt und gefördert hat, was er der Encyklopädie war, soll hier weder untersucht noch bestimmt werden. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens verspare ich mir für den nächstfolgenden Band, welcher auch sein Bild enthalten wird.

Dem jetzt erscheinenden fünften Bande, dessen Druck erst nach Hassel's Tode begonnen, ist W. Müller's Bildniß beigegeben; unvorhergesehene Hindernisse verstatteten nicht, es früher zu liefern. Mit demselben gedachte Er, dessen Verlust wir jetzt auch beklagen, dem Freunde und frühern Mitherausgeber in einem Nekrologe ein kleines Denkmal der Freundschaft zu weihen (S. Vorbericht zu B. **II.** dies. Sect.); leider verschob er die Ausführung dieses Gedankens und so sank auch dieser Plan nebst so vielen andern mit ihm ins Grab. Mir ist dadurch die traurige Pflicht geworden, sein Wort, so weit ich es kann, zu lösen und das zu erfüllen, was er versprochen hat. Nicht leicht, das fühle ich wohl, ist diese Aufgabe für mich; denn dem gefeierten W. Müller stand ich niemals nahe, wirkte auch nicht, wie der verdiente G. Hassel, mit ihm gemeinschaftlich an der Herausgabe der Encyklopädie, sondern trat erst nach seinem zu frühen Tode und statt seiner der Redaction bei. Nur als Mitarbeiter an der zweiten Section in einigen Fächern, welche Müller zu redigiren übernommen hatte, war ich mit ihm bekannt und befreundet worden und durfte mich seines Wohlwollens erfreuen, wie denn auch er durch eine sehr lebhafte Correspondenz mir überaus lieb und theuer geworden war. Hätte mein verklärter Freund und College G. Hassel sein Versprechen selber lösen können, so würde der unvergeßliche Müller unstreitig ein seiner würdiges Denkmal erhalten haben. Was ich dagegen gebe und geben kann, bedarf sehr einer nachsichtigen Beurtheilung. Man nehme den guten Willen für die That!

Ein eigentlicher Nekrolog des Hofraths Müller, dünkt mich, käme jetzt fast zu spät, nachdem so oft und viel in öffentlichen Blättern und Schriften davon die Rede war, auch wäre ein solcher schon aus dem Grunde hier nicht recht zur Stelle, weil des herrlichen Dichters, welchen Teutschland in W. Müller verehrt, so wie des gelehrten Philhellenen, der in ihm so früh verblühte, in der Encyklopädie selbst unter seinem Namen gedacht werden muß. Bis

dahin bleibe daher Alles aufgespart, wodurch im Allgemeinen seine Erscheinung dem Vaterlande theuer und werth, das Tagewerk seines kurzen Lebens gesegnet war. Mir kommt nur zu, seine Wirksamkeit für die Encyklopädie und vorzüglich die Verdienste, welche er sich als Mitredactor ihrer zweiten Section um sie erwarb, in der Kürze anzudeuten und hervorzuheben. Dieß könnte ich nun zwar sofort vor diesem Bande thun, wo mich sein Bild dazu aufzufordern scheint; doch vollkommener und besser, meine ich, läßt es sich durchführen, wenn sein und Hassel's gemeinschaftliches Wirken für die Encyklopädie ungetrennt, wie es war, betrachtet wird. Eine solche Parallele aber kann erst dem nächsten Bande vorgefügt werden, bis zu dessen Erscheinen mir wohl auch die Beiträge zugegangen seyn werden, deren ich dazu bedarf und welche zu empfangen ich gegründete Hoffnung habe.

Das große, des teutschen Namens wahrhaft würdige Werk, welches unter seinen trefflichen Begründern trotz unübersehbarer Schwierigkeiten so herrlich gedieh und durch die Absonderung einer zweiten Abtheilung unter besonderer Leitung zweier ausgezeichneter Gelehrten um so sichrer und schneller seiner Vollendung entgegen zu eilen versprach, hat in Wahrheit ein eigenes, trauriges Geschick. Denn diese zweite Section sieht so bald nach ihrer Einrichtung auch nicht einmal Einen der treuen Führer mehr an ihrer Spitze, welche sich zunächst zur Übernahme des schwierigen Werks fanden und vereinten. Was sie mit Geist und Glück begannen, das ist in ihrem Sinne, weil er der rechte war, fortzuführen und zu vollenden. Vertrauen und Freundschaft der würdigen Männer, welche die Idee der Encyklopädie zuerst durchbildeten und ins Leben riefen, und Hassel's für mich ehrenvoller Wunsch haben mich an die Spitze des wichtigen Unternehmens gestellt; diesem Vertrauen zu entsprechen, werde ich alle Kräfte aufbieten und keine Mühe, kein Opfer scheuen, wodurch die Gründlichkeit, die Vollständigkeit und Gediegenheit der Encyklopädie in der That gefördert werden kann. Mit Rath und thätiger Hilfe unterstützen mich treulich gelehrte Freunde, fast alle Lehrer der hiesigen Hochschule und ausgezeichnet in den verschiedenen wichtigen Fächern des menschlichen Wissens.

Der Druck des sechsten Bandes beginnt in Kurzem, so daß er noch im Laufe des Sommers erscheinen kann. Auch die Verlagshandlung wird sich fernerhin angelegen seyn lassen, die Encyklopädie im Äußern eben so würdig auszustatten, als es bisher geschehen ist. Die Bogenzahl so wie die Anzahl der Kupfer bleibt sich gleich, doch mit dem Unterschiede,

daß ein Band dann mehr Kupfer erhalten soll, wenn der vorhergehende aus irgend einem Grunde ihrer weniger enthielt, als ursprünglich bestimmt worden. Diese kleine Änderung geht von mir aus, ist aber durchaus nur vortheilhaft, in sofern die Redaction dadurch der gleich unangenehmen Alternative entgeht, dem einen oder andern Bande Kupfer von Gegenständen beigeben zu müssen, welche in demselben nicht abgehandelt werden, oder um die gehörige Anzahl von Kupfern zu gewinnen, auch minder bedeutende und nicht gerade nothwendige Abbildungen aufzunehmen.

G. Hassel und W. Müller haben bei der zweiten Section der Encyklopädie die Einrichtung getroffen, daß zu lange ausbleibende Artikel nicht an das Ende des Buchstabens verwiesen werden sollten, wie es aus sehr guten Gründen bei der ersten Section geschieht, sondern nur an das Ende des Bandes, zu welchem ein solcher Artikel gehörte. Geht der verspätete Beitrag wirklich ein, ehe der Druck des Bandes zu Ende eilt, so bewährt sich diese Maßregel als gut und ihrem Zwecke entsprechend, da es dem Leser natürlich bequemer ist, in demselben Bande das Gesuchte zu finden und nicht erst, um sich zu belehren, noch einen andern Band in die Hand nehmen zu müssen. Allein die Erfahrung zeigt, daß mehrere Artikel selbst zu der Zeit noch ausblieben, wo der Band geschlossen werden mußte, zu dessen Nachträgen sie gehörten und daß neue Verweisungen (ans Ende des Buchstaben) nöthig wurden. Soll der Druck nicht ungebührlich lange aufgehalten werden, so bleibt kein andres Mittel übrig. Im Allgemeinen werde ich daher künftig die bei der zweiten Section gewählte Einrichtung zwar beibehalten, allein mit einer, wie ich glaube, zweckmäßigen Modification. Nur solche Artikel nämlich, von denen sich mit der größesten Wahrscheinlichkeit voraussehen läßt, daß sie wirklich eingehen werden, ehe der Druck des Bandes vollendet wird, sollen künftig an das Ende des Bandes, alle übrigen aber, bei denen das Gegentheil zu fürchten ist, an das Ende des Buchstaben verwiesen werden. Übrigens findet man am Ende des Bandes nur solche Artikel, auf welche in demselben verwiesen war, und zwar in der strengsten alphabetischen Ordnung. Eine alphabetische Liste dieser Nachträge, wie sie hie und da gewünscht und zum dritten und vierten Theile auch geliefert worden ist, erscheint mir daher als völlig unnöthig und fällt also künftig hinweg. Ganz anders ist es mit den Nachträgen zu dem Buchstaben; hier ist ein solches alphabetisches Register äußerst nützlich, wenn sie außer den Arti-

keln, auf welche vorher verwiesen worden war, noch eigentliche Supplemente enthalten. In einem Falle dieser Art werde ich ein Register beizugeben unvergessen seyn.

Zuweilen haben die Redactoren außer den von ihnen förmlich übernommenen Beiträgen noch manchen Artikel ausarbeiten müssen, welchen der damit beauftragte Mitarbeiter verabsäumte; nach dem Vorgange der Herausgeber der ersten Section unterzeichneten sie dann nicht ihren vollen Namen, sondern bloß mit (**H**) oder (**R**). Das erstere Zeichen wählte Hassel, das andre Müller und vom dritten Bande an der Unterzeichnete. Nur durch eine Irrung ist im dritten Bande dieses (**R**) mit (**N**) einige Male verwechselt. Auch künftig werde ich mich in solchen Fällen nur mit (**R**) unterzeichnen, niemals mit (**H**). Dabei erlaube ich mir noch zu bemerken, daß einige kleinere, mit (**R**) bezeichnete Artikel von Mitarbeitern herrühren, welche wegen der mindern Erheblichkeit des Gegenstandes diese Bezeichnung vorzogen. Alles, was man auch im nächsten Bande, in den Artikeln aus **He**, mit (**H**) unterzeichnet findet, ist noch von Hassel gearbeitet.

Noch einer Kleinigkeit muß ich gedenken, worin die zweite Section von der ersten abweicht. Sie betrifft die Anordnung der Artikel in einem bestimmten Falle. Die erste Section nämlich hat die Sylben ae, oe und ue mit aë, oë und uë je nach dem darauf folgenden Buchstaben gleichmäßig fortlaufen lassen (S. 1ste Section. 1r Band. S. 467 Anmerkung), so daß z. B. alle Artikel mit **Ae** und **Bae** sich denen mit **Ad** und **Bad** anschließen, und den mit **Af** und **Baf** beginnenden vorangehen. Die Redaction der zweiten Abtheilung ist diesem Grundsatze nicht treu geblieben; sie hat vielmehr ae, oe und ue, wo das e nur den Umlaut von **a**, **o** und **u** anzeigt, als eigne Folge ausgeschlossen und überall als Umlaut eingeordnet. Sie reihet daher **Häberlin** nach **Haberkorn** (nicht nach **Hady Muza**), **Händel** nach **Handdreschen** (nicht nach **Had**) u. s. w. Auch die holländischen Worte mit **ae**, welche wie a ausgesprochen werden, sind nach demselben Grundsatz aufgestellt; so folgten unter andern **Haen** und **Haer** nicht, wie man wohl erwarten sollte, unmittelbar nach den Artikeln mit **Had**, sondern ersteres nach **Han**, letzteres nach **Hapte-Heando**. Eine Rechtfertigung dieser Abweichung wird man von mir nicht erwarten, weil sie nicht mein Werk ist. Da sie indeß leicht Irrung herbei führen könnte, und von meinen Vorgängern in der Redaction noch nicht zur Sprache gebracht war, so habe ich sie hier nicht übergehen mögen. Eine neue Änderung darin vorzunehmen, ist wohl nicht rathsam. Es wird

daher durch die ganze zweite Section hindurch diese Regel festgehalten und genau beobachtet werden. Nur den holländischen Worten auf ae (sprich a) werde ich ihre Stelle nach ad und neben denen auf aë anweisen, weil mir der ihnen jetzt zugetheilte Platz unnatürlich erscheint und das Aufsuchen leicht erschweren dürfte. Mit demselben Rechte, wie andere ausländische Artikel nicht nach der etwanigen Aussprache, sondern nach der in ihnen Statt findenden Orthographie eingeordnet werden, ist dieß auch bei den holländischen zu verlangen.

Jena, im Mai, 1829.

Dr. A. G. Hoffmann.

HEINRICH.

HEINRICH. Minnesänger. 1) Heinrich von Alckmar, s. Baumann 1. Sect. 8. Bd. S. 196.

2) Heinrich von Frowenberg (Frauenberg), ein Ritter, der im 13ten Jahrhunderte lebte und wahrscheinlich aus Baiern gebürtig war. Die Manessische Sammlung Th. 1. S. 87 u. f. enthält von ihm 5 Minnelieder*). (*H. Döring.*)

3) Heinrich der Glichsner, Verfasser eines satirischen Fabelromans: Reinhart Fuchs, von dem ein Ungenannter im Liedersaal**) eine Umarbeitung und Erweiterung lieferte. Er sagt: „diese Mähre habe der Glichsner Herr Heinrich gedichtet und er (der Bearbeiter) habe nur etliche Reime mehr gesprochen, und einen Theil, wo der Verse zu viel waren, hinweggelassen." Daraus, daß der Glichsner Herr Heinrich genannt wird, sieht man, daß er ein Ritter war. Das Werk ist übrigens völlig verschieden von dem niederteutschen Reineke de Vos, und merkwürdig wegen seines teutschen Ursprungs. (*H. Döring.*)

4) Heinrich Kauflinger, Meistersänger in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, bekannt als Verfasser einiger leicht versificirten Erzählungen, die man in einer Handschrift vom J. 1464 findet†). (*H. Döring.*)

5) Heinrich von Linouwe, teutscher Minnesänger; wird von Rudolph von Montfort an zwei Orten als Verfasser eines Gedichts von den Abenteuern Ereks erwähnt, welches er unter dem Titel: „der Wallere" bekannt gemacht hatte[1]). In der ersten Stelle steht zwar „Ekkenis manheit", woraus man auf den Kampf Ecke's und Dietrichs von Bern schließen könnte; da aber nach einer andern Allegation in diesem Gedichte das Turnier zu Empoi beschrieben wurde, so gehört es nach Docen's Meinung, seinem Inhalte nach, zu den nordfranzösischen Rittergedichten[2]). (*H. Döring.*)

6) Heinrich von Louffenberg, Priester zu Freiburg im Breisgau und Verfasser eines im J. 1429 vollendeten Gedichts: Regimen Sanctitatis, welches sich auf der Münchener Bibliothek befindet. Carmina sacra von ihm enthält der Kunstkatalog der Straßburger Handschriften Nr. 80*). (*H. Döring.*)

7) Heinrich von Missen (Meissen), Markgraf, Henricus illustris, der von 1221—1288 regirte. Die Manessische Sammlung Th. 1. S. 5 u. f. enthält 5 Lieder von ihm. Man nimmt an, daß Walther von der Vogelweide (Man. Samml. 1, 111) ihn gemeint habe, wo er dem „stolzen Missener" für ein Lied von Ludwig dankt. Schwerlich kann dieß indeß das fränkische Siegslied im ersten Theil der Schilter'schen Sammlung†) seyn. Die beiden Strophen „an den Missener" (Man. Samml. 1, 136) setzen Verhältnisse voraus, die zwischen zwei angesehenen Siegern Statt gefunden haben mögen, nicht aber unter einem Hofpoeten und Markgrafen gedacht werden können††). (*H. Döring.*)

8) Heinrich von Missen (Meissen), Meister, erhielt von seinen Zeitgenossen den Namen Frouwenlop (Frauenlob) von seiner unbegränzten Verehrung des schönen Geschlechts, dessen Anmuth und Tugend er in seinen Liedern pries. Daß Weiber ihn, als er 1317 zu Mainz starb*), zu Grabe getragen und seine Gruft mit Wein begossen haben, hält Adelung wohl mit Unrecht für ein Mährchen. Die Manessische Sammlung Th. 2. S. 213 u. f. enthält mehrere Gedichte von ihm, worunter die zehn ersten Strophen der Anfang seiner Bearbeitung des Hohenliedes sind. Varianten und Zusätze hiezu liefert Denis in seinen Lesefrüchten. Vier unter den übrigen Strophen sind Antworten von Meister Regenbog. Eine noch größere Anzahl seiner Gedichte bewahrt die jena'sche Handschrift auf, wovon der Anfang

---

*) S. *Eccardi* Francia Orient. T. I. p. 878. Koch's Compendium d. teutschen Lit. Gesch. Bd 2. S. 60. Museum f. altteutsche Lit. u. Kst von v. der Hagen, Docen u. Büsching. Bd 1. St. 1. S. 160.

**) S. den Koloczaer Codex altteutscher Gedichte. Herausgegeben vom Grafen Mailath und Köffinger. Pesth 1817. S. 361—420.

†) S. Museum f. altteutsche Lit. u. Kst von v. d. Hagen, Docen u. Büsching. Bd 1. St. 1. S. 143.

1) Vergl. Docen's Miscellaneen. Th. 2. S. 153. 304.
2) Vergl. Museum f. altteutsche Lit. u. Kunst von v. d. Hagen, Docen u. Büsching. Bd 1. St. 1. S. 171.

*) Vgl. Museum f. altteutsche Lit. u. Kst von v. d. Hagen, Docen u. Büsching. Bd 1. St. 1. S. 171.

†) Abgedruckt in Kunisch Handbuche d. teutschen Sprache u. Lit. Th. 3. S. 14 u. f. ††) Vgl. *J. G. Hornii* Henricus illustris accurate descriptus. Frcf. et Lips. 1725. 4. C. S. Lieben's Nachlese zu Heinrich des Erlauchten Lebensbeschreibung. Altenburg 1751. 4. Koch's Compendium der Lit. Gesch. Bd 2. S. 57. Museum f. altteutsche Lit. u. Kunst, von v. d. Hagen, Docen u. Büsching. Bd 1. St. 1. S. 171.

*) Er soll dort Doktor der Theologie, nach Anderer Meinung Domherr gewesen seyn.

in Docen's Miscellaneen Th. 2. S. 269 u. f. abgedruckt worden ist. Sie wurden lange Zeit fälschlich Konrad von Würzburg zugeschrieben. Andere Gedichte von ihm enthält der Kolmar. Codex, z. B. „Algast der wollte ritten"*). *(H. Döring.)*

9) Heinrich von Morungen (Herr), vermuthlich aus Schwaben, und aus eben der Familie, woraus der „edle Möringer" stammte, von dem noch eine bekannte Romanze vorhanden ist. Die Manessische Sammlung, Th. 1. S. 49 u. f. enthält 105 Strophen von ihm, worunter sich 29 Minnelieder befinden. Auch in der vatikanischen Handschrift sind mehrere derselben enthalten †). *(H. Döring.)*

10) Heinrich von München oder Heinrich von Baierland, setzte die Universalchronik des Rudolph von Montfort von dem 3ten Buche der Könige an bis auf ein bis jetzt noch unbekanntes Ziel fort. Eine der vollständigsten Handschriften ist die, welche Denis im Catal. Vol. I. p. 376 angezeigt hat. Am Schlusse derselben werden Mehrere erwähnt, die an dem Werke mit gearbeitet haben. Adelungs Meinung, daß H. v. M. des Rudolph von Montforts Chronik umgearbeitet habe, zieht Docen in Zweifel*). *(H. Döring.)*

11) Heinrich von Muglin, ein Edelmann aus Meißen, bekannt durch seine Übersetzung des Valerius Maximus vom Jahr 1369. Gedichte von ihm befinden sich in der Kolmar. Handschrift, wo er auch „Müblich von Prag" heißt [1]). Adelung führt ein langes Meisterlied von ihm an: „Was e die meister han" u. s. w. [2]) *(H. Döring.)*

12) Heinrich von der Mure (in Steiermark), teutscher Minnesänger, von welchem die Manessische Sammlung Th. 2. S. 48 neun Strophen enthält*).

13) Heinrich von der Niuvenstat (Neustadt), ein Arzt in Wien, der um 1400 lebte, Verfasser einer Bearbeitung des Anticlaudian von Alanus, unter dem Titel unsers Herrn Zukunft; ferner ein Gedicht von Apollonius von Tyrus, nach einem welschen Original, wovon ein Fragment aus einem gotha'schen Handschrift in Reichardts Buch der Liebe, S. 363 u. f. abgedruckt ist**). *(H. Döring.)*

14) Heinrich von Nördlingen, im 14ten Jahrhundert lebend, bekannt durch seine „Briefe an die ehrwürdige Margerethe Ebnerin, eine Klosterjungfrau zu Maria-Medingen bei Augsburg." Diese Briefe, im Zeitalter Taulers geschrieben, dessen Name öfters darin erwähnt wird, sind eins der interessantesten Denkmäler des teutschen Briefstils und zugleich des ältesten seiner Art. Man findet sie abgedruckt in *Heumanni* Opuscula. Norimb. 1747. p. 331. 39. 4.***) *(H. Döring.)*

15) Heinrich von Ofterdingen (Afterdingen, Efterdingen), ein Meistersänger und Bürger zu Eisenach, der im 12ten und zu Anfange des 13ten Jahrhunderts lebte. In seiner Jugend am Hofe Leopold VII., Herzogs von Östreich, lebend, soll er auf Reisen durch Teutschland, wo er mehrere Höfe besuchte, auch zu dem Landgrafen Hermann von Thüringen gekommen seyn. Dort wohnte er dem bekannten Sängerstreit auf der Wartburg bei, gerieth aber, als er den Ruhm Leopolds von Östreich pries und ihn über den Landgrafen Hermann von Thüringen stellte, mit Wolfram von Eschilbach in einen heftigen Streit, den der herbei gerufene Klingsor von Ungerland zu Gunsten H. v. Ofterdingen schlichtete. Daß er Verfasser der Niebelungen, Chriemhildens Rache und Klage sei, ist höchst zweifelhaft. Mit Gewißheit ist ihm nur die Aventüre von dem kleinen Laurin beizulegen, welche den 4ten Theil des gedruckten Heldenbuchs bildet, auch einzeln zu Straßburg 1509 in 4. erschienen ist. Unter den Wiener Handschriften [1]) findet sich der Titel: „*de Ofterdingen* poema germanicum amatorium et equestre", worunter man vielleicht eine Abschrift des alten Heldenbuches vermuthen könnte, allein es ist nur ein Bruchstück aus dem im ersten Theil des Heldenbuchs enthaltenen Hugdietrich. Auch in dem Kolmar. Codex kommt dieser Name vor [2]), vielleicht aber nur in Beziehung auf den dort muthmaßlichen Krieg zu Wartburg, auf den der Name Klingsor's u. s. f. hindeuten, die in den Anzeigen dieses Manuscripts angeführt werden [3]). *(H. Döring.)*

---

*) S. Bragur Th 2. S. 331. Wagenseil: Von der Meistersänger holdseelger Kunst. S. 509. L. Meisters Charakteristik teutscher Dichter. Bd 1. S. 354. Aurora, eine Zeitschrift aus dem südl. Teutschland. 1804. Nr 92. S. 365 u. f. Nr 93. S. 369 u. f. Nr 99. S. 393 u. f. Nr 100. S. 397 u. f. (H. Frauenlob von B. J. Docen.) Museum für altteutsche Lit. u. Kst von v. d. Hagen, Docen u. Büsching. Bd 1. St. 1. S. 160 u. f. Jördens Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten. Bd 1. S. 563 u. f. Bd 6. S. 103 u. f.

†) S. Adelungs Nachrichten von altteutschen Gedichten. Th. 2. S. 98. Koch's Compendium d. teutsch. Lit.-Gesch. Bd 2. S. 58. Museum f. altteutsche Lit. u. Kunst, von v. d. Hagen, Docen u. Büsching. Bd 1. St. 1. S. 187.

*) S. Fr. Adelungs Nachrichten von altteutschen Gedichten in Rom. Königsberg 1799. Th. 2. S. XXII. Museum f. altteutsche Lit. u. Kunst von v. d. Hagen, Docen u. Büsching. Bd 1. St. 1. S. 171 u. f.

1) v. d. Hagen bezweifelt, daß Beide Eine Person sind, da Heinrich von Muglin und Müblich von Prag weit aus einander, jeder besonders angeführt werden. (S. Museum f. altteutsche Lit. u. K. Bd 1. St. 1. S. 187.) 2) S. Adelungs Nachrichten von altteutschen Gedichten. Th. 2. S. 268. Vergl. Lessings Leben. Th. 3. S. 106. Museum f. altteutsche Lit. u. K. a. a. O.

*) S. Museum f. altteutsche Lit. u. Kst von v. d. Hagen, Docen und Büsching. Bd 1. St. 1. S. 172.

**) Vrgl. Adelungs Nachrichten von altteutschen Gedichten. Th. 2. S. 158. Docen's Miscellaneen. Th. 2. S. 142. Museum f. altteutsche Lit. u. Kst von v. d. Hagen, Docen und Büsching. Bd 1. St. 1. S. 172.

***) S. Bouterwecks Gesch. der Poesie u. Beredsamkeit. Bd 9. S. 494. 526.

1) S. Gräter's Bragur Bd 6. Abth. 1. S. 147. 2) Vgl. den Aufsatz: „Die kolmarsche Sammlung von Minne- und Meisterliedern" in dem Museum f. altteutsche Lit. u. Kst von v. d. Hagen, Docen u. Büsching. Bd 2. St. 1. S. 146 u. f. 3) Vergl. C. Hanmanns Anmerkungen zu Opitzens Buch von der teutschen Poeterei. S. 111 u. f. Wagenseil: von der Meistersänger holdseliger Kunst. S. 576. Wiedeburgs Nachricht von altteutsch. poet. Manuscripten. S. 67 u. f. Adelungs Magazin f. d. teutsche Sprache. Bd 2. St. 3. S. 19. v. Blankenburgs literar. Zusätze zu Sulzers Theorie d. schönen Künste. Bd 2. S. 15 u. f. Koch's Compendium d. teutschen Lit. Gesch.

16) Heinrich von Pressela (Breslau), Herzog H. IV. von 1266—1299 regirend. Der Tanhuser II, 6. und Ottokar von Horneck gedenken seiner mit vielem Lobe. Die Manessische Sammlung Th. 1. S. 3 u. f. enthält zwei Minnelieder von ihm, worunter das schöne Gedicht: Ich clage dir Maie u. s. w. Das Leben dieses geschichtlich bekannten Fürsten hat Kunisch urkundlich beschrieben in der Zeitschrift Askania*). *(H. Döring.)*

17) Heinrich von Rispach, der Schreiber oder der tugendhafte Schreiber, war von edler Geburt †) und ein vorzüglicher Meistersänger zu Anfange des 13. Jahrhunderts. Er lebte am Hofe Hermanns des Ersten, Landgrafen von Thüringen, und nahm an dem bekannten Sängerkriege auf der Wartburg Theil. Wolfram von Eschilbach erwähnt ihn im Parcifel als: „Her v. R." und in thüringenschen Urkunden von 1208 bis 1228 kommt er unter dem Namen Henricus Notarius oder Henricus Scriptor vor. Die Manessische Sammlung 2, 101 u. f. enthält von ihm 11 Minnelieder und ein Gespräch zwischen Gawan und Kei, in 5 Strophen, die der Jen. Codex dem Meister Stolle gibt ††). *(H. Döring.)*

18) Heinrich von Rugge, ein Ritter aus dem Thurgau. Seine Minnelieder in der Manessischen Sammlung Th. 1. S. 97 u. f., von welchen mehrere schon früher unter denen Reinmers des Alten vorkommen, sind deßhalb merkwürdig, weil ihm der daktylische Rhythmus gelang, wiewohl ihm die damals üblichen jambischen und trochäischen Verse geläufiger gewesen zu seyn scheinen. In der vatikanischen Handschrift heißt er „Heinrich der Riche"*). *(H. Döring.)*

19) Heinrich von Sax, stammte aus dem Hause Hohen-Sax in Rhätien, und lebte mit seinen beiden Brüdern Albrecht und Ulrich um 1254. Die Manessische Samml. Th. 1. S. 35 u. f. enthält von ihm fünf Minnelieder**). *(H. Döring.)*

20) Heinrich der Schreiber, s. Heinrich von Rispach.

21) Heinrich von Strettlingen, ein Ritter aus dem Aargau, wo das Stammschloß dieser weiland berühmten freiherrlichen Familie am Thuner See noch bekannt ist. Er kommt mit seinem Bruder Rudolph in Urkunden von 1254 und 1258 vor. Die Manessische Sammlung Th. 1. S. 45 u. f. enthält von ihm 5 Minnelieder***). *(H. Döring.)*

22) Heinrich der Teichner, ein Spruchdichter des 14ten Jahrhunderts, von dessen Lebensumständen Nichts weiter bekannt ist, als daß er sich meistens in Wien aufhielt. Seine Gedichte, deren Zahl sich über dreihundert beläuft, liegen noch größten Theils in Handschriften verborgen. Drei dieser Handschriften beschreibt Denis in s. Catal. Vol. II. p. 1671 sq. Die erste aus dem 14ten Jahrh. enthält 245, die zweite jüngere 303 Gedichte, die dritte Vieles, was vermuthlich dem Teichner nicht angehört. Daß er viel Talent für die didaktische Poesie besaß, beweisen schon die Proben, welche Docen in s. Miscellaneen Th. 2. S. 228 mitgetheilt hat †). *(H. Döring.)*

23) Heinrich Teschler (Meister), Minnesänger, von dem die Manessische Samml. Th. 2. S. 86 u. f. dreizehn Lieder enthält. Das letzte befindet sich auch zu Ende der Gedichte Walthers von der Vogelweide ††). *(H. Döring.)*

24) Heinrich von Tettingen, vermuthlich aus Tettingen an der Aar im Zürichgau, teutscher Minnesänger, von welchem die Manessische Sammlung Th. 2. S. 181 zwei Lieder enthält †††). *(H. Döring.)*

25) Heinrich von der Turline, aus Schwaben gebürtig, wird in der Alexandreis des Rudolph von Montfort als Verfasser eines Gedichts: „Aller Aventüre Chrone" genannt, das sich in einer Handschrift in 4 vom J. 1479 in der vatikanischen Bibliothek befindet*). *(H. Döring.)*

26) Heinrich von Veldeck (Veldecke oder Veldig), ein Niederteutscher, der als der erste Minnesänger gilt. Seine Celebrität fällt schon in die letzten Decennien des 12ten Jahrhunderts. Bekannter, als seine Lebensumstände, sind die Schicksale, die seine, im ersten Theil der Müllerschen Sammlung abgedruckte Äneide gehabt hat. Dieß nach einer italienischen Über-

---

Bd 1. S. 98. Bd 2. S. 216. 221. (Küttner's) Charaktere teutscher Dichter und Prosaisten. S. 49 u. f. Jördens Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten. Bd 3. S. 633 u. f. Museum f. altteutsche Lit. u. Kst, von v. d. Hagen, Docen und Büsching. Bd 1. St. 1. S. 172 u. f. Bouterweck's Gesch. d. Poesie u. Beredsamkeit. Bd 9. S. 149.

*) Dessau 1820. Heft 6. S. 558 u. f. Vgl. Kunisch Handbuch der teutschen Sprache und Literatur. Th. 3. S. 169 u. f. (wo man auch das oben angeführte Gedicht abgedruckt findet). Museum f. altteutsche Lit. u. Kst, herausgegeben von v. d. Hagen, Docen u. Büsching. Bd 1. St. 1. S. 173.

†) J. Rothe in s. thüring. Chronik (*Menkenii* Script. Rer. German. T. II. p. 1697) nennt ihn „eynen guoten ritter."

††) Vgl. Adelungs Magazin f. die teutsche Sprache. Bd 2. St. 3. S. 15 u. f. Wiedeburgs Nachrichten u. s. w. S. 62 u. f. Koch's Compendium der teutschen Literaturgesch. Bd 2. S. 51 u. f. Museum f. altteutsche Lit. u. K. von v. d. Hagen, Docen u. Büsching. Bd 1. St. 1. S. 173.

*) S. Adelungs Nachrichten von altteutschen Gedichten. Th. 1. S. 107. Koch's Compendium der teutschen Lit. Gesch. Bd 2. S. 60. Museum f. altteutsche Lit. u. Kunst, von v. d. Hagen, Docen u. Büsching. Bd 1. St. 1. S. 202.

**) S. Koch's Compendium d. teutschen Lit. Gesch. Bd 2. S. 59. Museum f. altteutsche Lit. u. Kunst, von v. d. Hagen, Docen u. Büsching. Bd 1. St. 1. S. 204.

***) S. Koch's Compendium d. teutschen Lit. Gesch. Bd 2. S. 59. Museum f. altteutsche Lit. u. Kunst, von v. d. Hagen, Docen u. Büsching. Bd 1. St. 1. S. 209.

†) Vgl. über ihn den Artikel in Gottsched's Handlexikon der schönen Wissenschaften. Bouterweck's Gesch. d. Poesie u. Beredsamkeit. Bd 9. S. 337 u. f. Museum f. altteutsche Liter. u. K. von v. d. Hagen, Docen u. Büsching. Bd 1. St. 1. S. 211 u. f.

††) S. Museum f. altteutsche Lit. u. K. von v. d. Hagen, Docen u. Büsching. Bd 1. St. 1. S. 212.

†††) S. Koch's Compendium der Lit. Gesch. Bd 2. S. 62. Museum f. altteutsche Lit. u. Kst von v. d. Hagen, Docen u. Büsching. Bd 1. St. 1. S. 173.

*) Vgl. Adelungs Nachrichten von altteutschen Gedichten. Th. 2. S. 97. Museum f. altteutsche Lit. u. Kunst. Bd 1. St. 1. S. 173 u. f.

setzung gearbeitete und mit vielen Einschiebseln versehene Werk, schon vor 1186 größten Theils vollendet, zeigte der Dichter der Gräfinn von Cleve, Braut Ludwigs des Milden, Landgrafen von Thüringen. Graf Heinrich von Schwarzburg entwendete es heimlich, und Veldeck, neun Jahre lang sein Werk vergeblich suchend, fand es endlich bei dem Landgrafen Hermann I. zu Thüringen, auf dessen Bitte er es vollendete, und, seitdem in Hermanns Diensten bleibend, dem Sängerkrieg auf der Wartburg beiwohnte. Die Sprache in Veldecks Äneide neigt sich zum Niederteutschen, ist aber durch einen hochteutschen Abschreiber größten Theils in's Hochteutsche umgeschrieben[1]). Veldecks epischem Gedichte: Herzog Ernst von Baiern, in v. d. Hagens Sammlung gedruckt, lag wahrscheinlich eine lateinische Chronik zum Grunde[2]). Doch leicht erkennt man auch in diesem Werk die treuherzige Zartheit und Innigkeit des Gefühls wieder, die in der Äneide und in den in der Manessischen Sammlung Th. 1. S. 18 u. f. enthaltenen Minneliedern herrscht. Veldeck soll außerdem die Legende des heiligen Gervasius, Bischofs von Mastricht, gedichtet haben[3]). *(H. Döring.)*

27) Heinrich von Vriberc (vielleicht Freiberg im erzgebirgischen Kreise), teutscher Minnesänger, der in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts lebte. Er ist bloß bekannt als Verfasser der im zweiten Bande der Müllerschen Sammlung befindlichen Fortsetzung des Tristan von Gottfried von Straßburg. Das Gedicht ist einem Reymunt von Leuchtenburc (aus einer ritterlichen Familie in Böhmen) gewidmet, dessen Ottokar von Horneck gedenkt*). *(H. Döring.)*

28) Heinrich, Graf von Wirtemberg, Sohn Ulrichs XI., des Stifters der stuttgartschen Linie, teutscher Minnesänger, der 1519 starb. Fast aber scheinen seine Lieder für diese Zeit zu alt. Sein Name steht über einigen Minneliedern, in einer Handschrift aus dem 15. Jahrhundert, welche Clemens Brentano besitzt. „Das von Würtenberk buch" wird in einer Handschrift vom J. 1893 angeführt, deren übriger Inhalt Erzählungen und Spruchgedichte sind**). *(H. Döring.)*

HEINRICH. Geistliche und Schriftsteller.

Die Literar- und Mönchsgeschichte des Mittelalters bietet eine große Menge von Männern des Namens Heinrich dar, welche sich theils durch Angabe ihres Geburtsortes, theils durch Beifügung des Ortes ihrer vorzüglichsten Wirksamkeit von einander unterscheiden. Die Encyklopädie kann nicht auf alle diese, für unsre Zeit wenigstens einem großen Theile nach unwichtig gewordenen Personen Rücksicht nehmen, sondern nur die auch jetzt noch historisch bedeutsamern auswählen. Dieß möchten denn folgende seyn: *(R.)*

1) Heinrich von St. Ägidien, ein Benediktiner aus Brüssel, der Anfangs Mönch im Kloster St. Ägidii zu Braunschweig war, dann 1170 Abt zu Riddagshausen wurde und in dieser Eigenschaft Herzog Heinrich den Löwen nach Byzanz begleitete, wo er vor dem Kaiser eine lange Rede über den Ausgang des heiligen Geistes gehalten haben soll. Dann wurde er Bischof von Lübeck und starb als solcher 1184. Er galt zu seiner Zeit für einen gelehrten Mann und hat auch Manches in Handschriften hinterlassen*). *(H.)*

2) Heinrich, oder Henricus Aquilonipolensis, s. Heinrich von Nordheim.

3) Heinrich von Balme, ein Franziskaner aus Balme in Bourgogne, einer der besten Kanzelredner seiner Zeit, der 1439 zu Besançon starb und verschiedne sehr geschätzte asketische Schriften nachgelassen hat, die man wohl Bonaventura oder Thomas Hamecken zuschreibt**). *(H.)*

4) Heinrich von Brabant, s. Heinrich von St. Ägidien.

5) Heinrich von Clugny, ein Cisterzienser aus Bourgogne und in der Nähe von Clugny zu Hause. Er that Profeß im Kloster Hautecombe, wurde nach Gerards Tode Abt zu Clairvaux, zuletzt aber Kardinal und zugleich Bischof von Albano, wo ihm denn der Pontifikat offen stand, was er aber, so wie das Cisterziensergeneralat, standhaft ausschlug, und den 14. Julius 1188 zu Arras starb, wo er als päpstlicher Legat das gute Vernehmen zwischen dem dasigen Bischofe und dem Grafen von Flandern wieder herzustellen suchte. Er war zu seiner Zeit ein sehr beliebter Kanzelredner, dabei ein höchst exemplarischer Mann, der in seinen Reden besonders auf Aufrechthaltung der Kirchenzucht drang und vieles Gute wirkte. Auf der andern Seite erscheint er zugleich als ein eifriger Zelot, der mit Wort und Schrift dazu beitrug, die unglücklichen Albigenser zu vernichten.

---

1) Vgl. Gottsched's Programm: de antiquissima Aeneidos versione. Lips. 1745. 4.; dessen Büchersaal. Th. 2. S. 78. Anton's Provinzialblätter 1782. St. 2. S. 234; und über die Münchener Handschrift dieses Gedichts Docen's Miscellaneen Th. 2. S. 64. 2) Vgl. Gottsched's Büchersaal. Th. 10. S. 195 u. f. Museum f. altteutsche Liter. und Kunst, von v. d. Hagen, Docen u. Büsching. Bd 1. St. 1. S. 254—265. Kunisch Handbuch der teutschen Sprache u. Literatur. Th. 3. S. 145 u. f. 3) S. Adelungs Püterich von Reicherzhausen. Ein Beitrag zur Gesch. d. teutschen Dichtkunst. S. 23. Koch's Compendium d. teutschen Lit. Gesch. Bd 1. S 96. Bd 2. S. 51. Museum f. altteutsche Lit. u. Kst, von v. d. Hagen, Docen u. Büsching. Bd 1. St. 1. S. 174 u. f Bouterweck's Gesch. d. Poesie u. Beredsamk. Bd 10. S. 103. 140. 154. 247. Jördens Lexikon teutscher Dichter u. Prosaisten. Bd 3. S. 649 u. f. Raßmanns literar. Handwörterbuch verstorb. Dichter. S. 16. Kunisch Handbuch d. teutschen Sprache u. Lit. Th. 3. S. 145 u. f. 155 u. f. (In dem letztgenannten Werk findet man Proben der Äneide und des Herzog Ernst von Baiern.)

*) Vgl. Museum f. altteutsche Literatur u. Kunst, herausgegeben von v. d. Hagen, Docen u. Büsching. Berlin 1809. Bd 1. St. 1. S. 170.

**) S. Gräter's Bragur. Bd 6. Abth. 1. S. 144. Museum f. altteutsche Lit. u. Kunst, von v. d. Hagen, Docen u. Büsching. Bd 1. St. 1. S. 175. — v. d. Hagen erwähnt a. a. O. eines „Vicegraben Wyrner von Wirtenbergk" Sprüche über die Farben, die in dem Liede eines Unbekannten in den Möserschen Bruchstücken angeführt werden.

*) *Arnold* Lubec. II. c. 18. *Cranz* metr. VII. c. 2. *Foppens* bibl. belg. 1, 462.

**) *Oudin.* III, 2341.

Seine deßfalsigen Schriften sind von Teissier in der bibl. vet. patrum ordinis cisterciensis gesammelt, seine censura morum et corruptelae inter clericos et sacerdotes sui temporis steht in von Ludewig reliq. Msp. (*H.*)

6) Heinrich von Frimar, ein gelehrter Augustiner aus dem Dorfe Frimar bei Gotha gebürtig. Er lehrte Anfangs zu Paris Theologie und Philosophie, wurde als Provinzial seines Ordens nach Sachsen gesendet und zuletzt Rektor zu Prag, wo er 1340 in einem Alter von 80 Jahren gestorben ist. Seine Schrift de discretione spirituum erschien zu Venedig 1498 nnd gehört zu den Inkunabeln; neu aufgelegt ist sie an mehrern Orten, zuletzt zu Antwerpen 1652, welcher von Dickmann sein Leben vorgesetzt ist; seine übrigen Reden, sein praeceptorium und andere asketische Schriften, wovon doch ein Theil ungedruckt geblieben ist, haben weniger Aufsehen gemacht, und was das praeceptorium betrifft, so ist es zweifelhaft, ob er oder Nik. de Lyra der Verfasser sei*). (*H.*)

7) Heinrich von Gent (Henricus de Gandavo s. Gaudavensis), so genannt, weil er in der Nähe dieser Stadt, in Muda, 1222 geboren war, nach seinem Familiennamen auch Heinrich Goethals genannt, war ein berühmter scholastischer Philosoph, Albert des Gr. Schüler, welcher sowohl durch seine theologischen und philosophischen Vorlesungen in der Sorbonne zu Paris, als auch dnrch seine Schriften, sich großes Ansehen und ausgezeichneten Beifall erwarb, so daß er daher den Beinamen Doctor solemnis empfing. Er ward später Ordensgeistlicher und starb als Archidiakonus zu Tournay 1293. In seinen Schriften zeigt er sich als einen scharfsinnigen Denker, welcher in vielen Stücken zu Plato und Augustin zurück kehrte, durch manche eigenthümliche Ansicht den Kreis der scholastischen Philosophie erweiterte, und manche der zu seiner Zeit herrschenden Lehren des Aristoteles und Thomas, besonders in seinen Quodlibeten, freimüthig bestritt. In Beziehung auf die logischen Parteien, welche damals einander gegenüber standen, war Heinrich Realist, indem er die Formen der Dinge für die Ideen hielt, welche auch außer dem göttlichen Verstande, ja noch vor demselben, ein selbstständiges Objekt hätten, weil Ideen auch Gegenstände voraussetzten; und darin, daß das Ding im göttlichen Verstande als Idee enthalten ist, beruhe seine Wesenheit. Die Erkenntniß durch die erschaffenen und veränderlichen Dinge nnn ist trieglich, die Erkenntniß dagegen durch Ideen rein und untrieglich; aber solcher Erkenntniß ist die veränderliche und an sich jedes festen Kriteriums für die Unterscheidnng des Wahren und Falschen beraubte Seele nicht fähig ohne höheres Licht, ohne göttliche Erleuchtung. So suchte er auf eigene Weise die Offenbarung mit dem Platonismus zu vereinigen. Er unterschied ferner die Individualität von dem Wesen, und hält diese für eine Negation, kraft welcher ein Individuum nicht mehr in einzelne Wesen theilbar ist, das Daseyn aber für Etwas, was dem geschaffenen Dinge durch Gott kommt. Wie er nun die Materie von der Form unterscheidet, so daß er sie als das der Form Fähige zu Grunde legt, so legte er auch der Zeit und dem Raume eine theils in der Seele, theils in den Dingen befindliche Wirklichkeit bei, behauptet selbst die Möglichkeit eines leeren Raums durch Gottes Allmacht; und unterscheidet Gedankenverhältnisse von realen Verhältnissen, welche letztere auch außer ihrer Grundlage, der Accidenz, bestehen sollen. So zeigt er sich überall als Realisten. —

Gott, nimmt er ferner an, kann die Dinge nicht aus bloßem Nichts, sondern nur mit Voraussetzung seines Wesens schaffen, und die Schöpfung ist ohne Anfang, so wie auch die Dinge durch ununterbrochene Thätigkeit des Ursprungs und Fortsetzung ihrer Wesenheit unter göttlichem Einfluß erhalten werden. — Der gezeugte Leib des Menschen wird von Gott mit einer verständigen, unsterblichen Seele begeistert. Die Seelenvermögen sind nur dem Namen, nicht der Substanz nach verschieden. Auch das Empfinden ist ihm Thätigkeit; das Denken aber, behauptete er in der Weise der aristotelischen Scholastik, geschieht durch Bilder, welche von dem Gegenstande herkommen; von den Dingen aber, die in dem Verstande wesentlich enthalten sind, so wie von diesem selbst, gibt es eine mittelbare Erkenntniß, dann nehme der leitende Verstand, dem das eigentliche Denken als seine Thätigkeit beigelegt wird, die Begriffe auf, die ihm der thätige Verstand vorhalte. Er behauptet endlich eine eigene, von der Vernunft (dem Denkvermögen) unabhängige Entscheidung des Willens um der Freiheit willen, und setzt den rechten Willen über die richtige Erkenntniß, obgleich er auch der Natur großen Einfluß auf die Beschaffenheit des Gemüths einräumt. Auch über den Stat trägt er manche eigenthümliche Ansicht vor*). (*Wendt.*)

8) Heinrich der Gute, wie er gewöhnlich genannt wird, mit seinem vollständigen Namen Heinrich Michael Buch, Stifter und erster Superior der Schuster- und Schneiderbrüder, welche zuerst in Paris entstanden und in viele französische Städte sich verbreiteten. Die Ältern dieses gutmüthigen und gottesfürchtigen Mannes lebten zu Erlon im Herzogthume Luxemburg, unweit Trier. Seinrr Armuth wegen erlernte er das Schuhmacherhandwerk, besuchte fleißig die Kirchen und wählte sich zn seinem (und der Schuhmacher) Schutzpatron den heil. Crispin und Crispinian, die noch in den Zeiten der heidnischen Religion, ob sie gleich von adeliger Abkunft waren, das Handwerk trieben, um unter dieser Menschenklasse Seelen für den Himmel zu gewinnen (?). Heinrich ahmte ihnen nach, suchte deßhalb seine Mitgesellen sogar in den Wirthshäusern auf und stand ihnen in allen äußern und innern Dingen werkthätig bei. Er selbst behalf sich nur mit dem Allernothdürftigsten, und

*) Jöcher, wo auch seine übrigen Schriften aufgeführt sind.

*) Seine Schriften sind: Quodlibeta (2 Bücher vermischter Abhandlungen). Paris 1580. fol. Summa theologiae, welcher die Sentenzen des Lombardus zum Grunde liegen, Paris 1520. Commentarien über die Physik und Metaphysik des Aristoteles; und de scriptoribus ecclesiasticis (Fortsetzung des Verzeichnisses berühmter christlicher Schriftsteller).

arbeitete, um Andern zu helfen, bis in die Nacht. Um noch mehr zu wirken, begab er sich nach Paris. Dort erwarb ihm sein frommes Leben bald die Freundschaft des Barons von Renti, der auf ähnliche Weise zum Heil der Seelen beschäftigt war und besonders die armen Reisenden, die im Hospitale zu St. Gervasius in Paris krank darnieder lagen, im Christenthume äußerst fleißig unterrichtete. Heinrich stand ihm darin eifrig bei. Dadurch gewann er unter den Frommen einen Namen; man legte zusammen, um ihn Meister werden zu lassen, damit er einen ausgebreiteteren Wirkungskreis erhalten möchte. Nun machte er aus seinen Gesellen und Lehrlingen eine Art frommer Gesellschaft; man betete und sang gemeinschaftlich während der Arbeit und suchte mit dem Meister Verwilderte zu bekehren. Um dieß besser zu können, entschloß sich die Gesellschaft zum ehelosen Leben. Ihm verdankt man es, daß die sittengefährlichen Compagnonayes (Gesellenrechte), die man selbst in Kirchen, wo sich die Schuhmacher versammelten, ausübte, bei Strafe des Bannes, trotz aller Widersetzlichkeiten, abgeschafft wurden. Endlich errichtete Heinrich nach vielem Beten und auf Anrathen frommer Geistlichen im J. 1645 am Tage Maria's Reinigung eine heilige Gesellschaft, die ihre bestimmten Verordnungen noch im Laufe dieses Jahres erhielt. Der Baron von Renti wurde ihr Beschützer; aber er starb bald nachher. Die Gesellschaft wurde darauf vom Erzbischof zu Paris, Joh. Franz von Gondy, bestätigt, und erhielt ihren eignen Abt, unter dessen Führung sie wirkte. Heinrich wurde einmüthig zum Superior gewählt. Diese Ehre vermochte ihn nur zu noch größern Werken der Liebe und Demuth; sogar die geringsten Dienstleistungen verrichtete er selbst.

Zwei Jahre darnach entschlossen sich zwei Schneidermeister zu Paris, eine ähnliche Gesellschaft zu errichten, wobei sie Heinrichen zu Rathe zogen. Der Anschlag kam zu Stande und beide Gesellschaften wurden vereinigt, aber bald darauf nach Heinrichs Rath wieder gesondert. Beide blieben sich jedoch befreundet. In Kurzem sahe man ähnliche Gesellschaften zu Toulouse und Soissons entstehen, für deren zweckdienliche Einrichtung Heinrich sich alle Mühe gab, so kränklich er auch bereits war. 1666 starb er an der Lungensucht mitten unter den Seinen und wurde zu St. Gervasius begraben. Seine Gesellschaften aber breiteten sich immer weiter aus. Beide trugen einen tannenfarbigen Rock, einen Mantel von Serge und priesterliche Halsbeffchen. Man betete und arbeitete gemeinschaftlich, und fuhr fort, Vernachlässigte im Katechismus zu unterrichten. (*G. W. Fink.*)

9) Heinrich von Herforden, ein Dominikaner aus Herforden in Westphalen, der als Definitor der sächsischen Provinz zu Minden stand, als solcher 1340 dem Ordenskapitul zu Mailand beiwohnte, auch andre Ämter seines Ordens bekleidete, eine Zeit lang Professor zu Erfurt war und zu Minden im hohen Alter 1370 starb. Er sammelte unter dem Titel liber rerum memorabilium eine Weltgeschichte, die vom Anfange der Welt bis 1355 geht und worin er treu die benutzten Führer anzeigt, aus verlornen Historikern Auszüge beibringt und überall verständige Urtheile beifügt. Sie ist indeß nicht gedruckt*). Seine übrigen Schriften, worunter eine catena aurea in 10 Th., führen Jöcher und Bünemann in hist. domin. mind. an. (*H.*)

10) Heinrich von Hessen (Henricus de Hassia), auch Heinrich von Langenstein (entweder von dem Dorfe unweit Kirchhain in Oberhessen, oder einer alten nun ausgestorbenen adeligen Familie gleiches Ortes und Namens). Dieser Heinrich von Hessen, der ältere genannt, ist wohl zu unterscheiden von dem gleichnamigen jüngeren Heinrich von Hessen, einem Karthäuserprior zu Geldern, welcher im Jahre 1400 Rektor der Universität Heidelberg ward und mehrere, von Trithemius angeführte theologische Schriften hinterließ. Heinrich von Langenstein blühte im letzten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts als Lehrer einer gereinigteren Gottesgelahrtheit (sein gewöhnlicher Titel Magister beweiset keines Weges, daß er einem geistlichen Orden angehörte), war Vorgänger und Wegweiser der Kirchenversammlungen zu Pisa und Kostnitz, Zeitgenosse und Lehrer Johann Charlier's von Gerson (der sich auf Heinrichs Schrift von der Union und Reformation der Kirche berief), jenes gleich unerschrockenen Nikolaus von Clemangis und Peters von Ailly (dem Bayle einen besonderen ehrenvollen Artikel gewidmet hat, wenn gleich auf ihm das Makel der Verdammung Hussens ruht). Dieser außerordentliche Kopf, dessen geistige Sehkraft nicht nach dem Lichte späterer Jahrhunderte beurtheilt werden muß (in dem Umfange seiner Kenntnisse kann er nur mit Leibnitz verglichen werden), war der Erste, welcher die abergläubischen Vorstellungen seiner Zeit von den Kometen als Gesandten Gottes zerstreute[1]). Wie mehrere Jünglinge damaliger Zeit, vollendete er seine Studien auf der Universität Paris, und wurde hier Magister und Lehrer der Philosophie, dann 1375 Lizentiat der Gottesgelahrtheit. Nachdem er sich durch Schrift, Lehre und Verwaltung (zuletzt als Kanzler oder Vicekanzler)[2]) einen großen Namen erworben, ward er Vorstand der im J. 1381 neu gestifteten Hochschule zu Wien (Rector magnificus), wo der junge Erzherzog Albrecht aus seinem Munde göttliche Lehre vernahm[3]). Hier wirkte er in Verbindung mit seinem Freunde Heinrich von Oyta eifrig für die Verbreitung der Wissenschaft und war eine Zierde

---

*) Bruns Beitr. zur krit. Bearb. unbenutzter alter Handschriften. St. I. u. III.

1) Zu einer erst jetzt von Rommel auf der Kasseler Bibliothek gefundenen Schrift: Tractatus disputatus cum astrologis super iudiciis apparitionum cometarum, ist mit fremder, aber gleichzeitiger Hand bemerkt: Ita questio de Cometa determinata est Parisiis per reverendissimum *Henricum de Hassia* artium et sacre theologie Monarcham Magistrum ad Majestatem christianissimi regis Francorum Philippi 2 etc. Anno domini millesimo trecentesimo sexagesimo octavo a vigilia palmarum usque ad tres septimanas Parisiis visus fuit Cometes tempore crepusculi vespertini in parte Occidentis, occasione cujus quesitum fuit: utrum apparitio Comete eventuum aliquorum sit signum prognosticatum. Et resp. *quod non* etc. 2) *Ellies du Pin* append. ad opp. *Gersonis.* 3) Albrecht III., Herzog v. Östreich, berief nämlich Heinrich von Langenstein von Paris an seine theologische Fakultät. S. *Primissers* Suchenwirt. Wien 1827. p. 197.

der Universität, welche er ungeachtet eines ihm angetragenen Bisthumes in Liefland bis an seinen Tod nicht verließ. Nach dem Zeugnisse des Petrus Ramus [4]) verpflanzte er aus Paris die Studien der Mathematik und Physik nach Wien, so daß sich die ersten Mathematiker von hier gleich Geschlechtern über ganz Teutschland verbreiteten [5]). In der That besteht ein wesentliches Verdienst desselben darin, daß er die mathematischen Wissenschaften verbesserte und verbreitete, obschon er darin wohl noch mehr nützte, daß er gegen die Mißbräuche der christlichen Kirche auf freimüthige und für die damalige Zeit kühne Weise sprach und schrieb. Er starb 1397. Den Geist seiner theologischen Schriften [6]) bezeichnet ein glühender Eifer, womit er überall (besonders in seinem Concilium pacis de unione ac reformatione ecclesiae in Concilio universali quaerenda, geschrieben im Jahr 1381) [7]) die liederliche Vermehrung der geistlichen Pfründen, den Luxus, den Eigennutz und die Betriegerei gottesvergeßner Priester und das Sittenverderbniß der Mönche züchtigte (deren Klöster er prostibula meretricum nennt), und folgende Stelle aus seinen 1498 zu Augsburg gedruckten Secreta sacerdotum: Dicunt esse reliquias alicujus sancti, et forte est os asini et damnati .... Conantur populum sibi commissum defrandare. Unter seinen mathematischen und astronomischen Schriften (vergl. *Fabricius* Bibliotheca mediae et infimae latinitatis. Lib. VIII. p. 656) war eine contra astrologos, welche ihn schon hinreichend von seinem jüngeren Landsmann, dem Karthäuser, unterscheidet. Er bestritt vorzüglich die abergläubische Astrologie und die thörichten Weissagungen der Mönche seiner Zeit [8]) und erweiterte die astronomischen Untersuchungen. In neuester Zeit hat man unter den Handschriften der Heidelberger Bibliothek auch eine Schrift gefunden, welche Heinrichs gesunde aufgeklärte Begriffe über bürgerliche Gesetzgebung beweiset, nämlich seine Summa de republica, eine politische, aus den besten Stellen der Bibel und der griechischen und römischen Klassiker gezogene Chrestomathie. Der allergeringste Theil seiner Werke ist gedruckt (s. Pezius), daher man mit Recht vermuthet, daß zu Paris, Wien, Orford und auf den alten teutschen Bibliotheken, besonders den Klosterbibliotheken, sich noch Denkmäler seines Geistes auffinden lassen. Wenn man überhaupt den Ruhm dieses im Schoß, aber nicht im Einklang mit der römischen Kirche gestorbenen Stammvaters der hessischen Gelehrten, womit er zu seiner Zeit ganz Teutschland erfüllte, mit dem Schicksale seines hundert und funfzig Jahre vor ihm unweit Marburg erschlagenen Landsmannes, Konrads von Marburg, der auch Magister der Gottesgelahrtheit war, zusammen stellt (wie die nachfolgenden Papisten diesem Großketzermeister eine dreifache Lorberkrone als Martyrer, Prediger-Mönch und Bewahrer der Keuschheit zuerkennen, so kann die unparteiische Geschichte einen noch höheren Preis auf Heinrichs dreifaches Verdienst um Gottesgelahrtheit, Natur- und Statswissenschaft setzen): so bemerkt man (in diesem Lande zunächst) einen Kampf der Meinungen und einen gesunden Menschenverstand, der nicht ohne Einfluß auf die große Kirchenreform des sechzehnten Jahrhunderts war. Übrigens erklärte Heinrich von Langenstein die Schriften der Bibel in der weitschweifigen und neugierige Fragen berücksichtigenden Weise, welche zu seiner Zeit herrschend war. Am meisten bekannt und zu seiner Zeit gebraucht waren seine secreta sacerdotum, quae in missa teneri debeut, welche Guttenberg (nach Schöpflin) noch zu Straßburg, als eine der ersten Proben seiner Erfindung, durch den Druck bekannt gemacht haben soll; ferner seine Schrift de arte praedicandi; tractatus de nobilitate animae; speculum animae seu soliloquium cum praef. *Jac. Wimphelingii* s. l. et a. (1507.) 4.; de quatuor novissimis s. cordiale; de eucharistia; Vocabularius perutilis terminos biblie novi et veteris Testamenti pregnantes ac difficiles optime declarans s. l. et a. fol. (1473) [9]). Heinrich von Langenstein war, so viel man weiß, unverheirathet. Aber als sein Neffe und Zögling wird bald nachher Johannes Heiderbach aus Rauschenberg in Oberhessen genannt, Doktor des römischen Rechts von Wien und Padua, Geheimschreiber Kaisers Friedrich von Östreich, welcher den Äneas Sylvius als kaiserlicher Geschichtschreiber durch seine teutsche Sprachkunde unterstützte, dessen Werk auf Befehl des Kaisers und als Augenzeuge vollendet und nachmalen mit dem Bisthum von Trient belohnt wurde [10]). (*Rommel und Wendt.*)

11) Heinrich von Hessen, der Jüngere, welcher Karthäuser und Prior des Marienklosters in Geldern gewesen seyn soll, lehrte an verschiedenen Orten Astrologie und Philosophie, verfaßte auch mehrere theologische Schriften; Einige bezeichnen ihn auch als Rektor der

4) Mathemat. schol. T. II, 64. 5) Durch seinen Schüler, Johann v. Gemünde, Astronomen in Wien, bildete sich Peuerbach aus dem Land ob der Ens, durch diesen Johann Müller von Königsberg (Regiomontanus geb. 1436), und diese beiden Männer waren die Wiederbegründer einer selbstständigen Naturforschung in ganz Europa. (Vgl. Schuberts Rede über Peuerbach und Regiomontanus. Erlangen 1828.) 6) Außer *Trithemius* de scriptoribus ecclesiasticis, *Hermann von der Hardt* Prolegomena ad acta Concilii Constantiensis. T. VI. *Pezius* dissertatio isagogica ad Thesaurum Anecdotorum T. I. vgl. noch die hieher gehörigen Werke von *Possevin*, *Wharton*, *Olearius*, *Cave*. Einige theologische Schriften Heinrichs von Hessen (z. B. de nativitate und de conceptione Mariae) befinden sich handschriftlich in allen Bibliotheken. 7) Abgedruckt nach einem helmstädtischen Manuskript in *von der Hardt's* Act. Concil. Const. T. II. p. 1 ff. und in *Gersonis* Opp. T. II. p. 809. Antw. 8) *Weidleri* hist. Astronom. p. 290.

9) Über Heinrich v. Hessen u. s. Schriften s. *von der Hardt* prolegom. ad Conc. Const. T. II. p. 10. *Liebknecht* progr. de Hassia Mathematica p. 10. *Joh. Phil. Kuchenbecker* analect. Hass. Collect. I. p. 715. Vergl. Rommel in Strieder's heff. Gelehrtengesch., fortges. von Justi. Bd 18. S. 210 (1819) mit Creuzer's Bemerkungen in den Heidelb. Jahrbüchern 1826. Heft 10. S. 997 ff.; ferner die Aufsätze in der allgem. Kirchenzeitung St. 16, 1828, und freie Zusätze zu der Lebensgeschichte Heinrichs von Hessen, von Rotermund, eben das. St. 53, 1828. 10) S. seine continuatio historiae Austriacae in *Kollarii* Analect. monum. omnis aevi. Vindobon. T. II. p. 550, wo aber Heiderbach irrig für einen Herrn von Rauschenberg ausgegeben wird.

Universität Heidelberg und behaupten, er sei im J. 1427 gestorben*). (*Wendt.*)

12) Heinrich von Huntington, ein Engländer, erst Kanonikus zu Lincoln, dann Archidiakon zu Huntington, starb um 1159 und hinterließ eine fleißig gesammelte und recht gut geordnete history of England 449 to 1154, die von Saville 1576 in 8 Büchern herausgegeben ist; sie enthält indeß deren 12 und die letzten 4 liegen noch in Mscpt. Seine epistola de contemtu mundi u. a. stehen in *Wharton's* Anglia sacra†). (*H.*)

13) Heinrich von Langenstein, s. Heinrich von Hessen.

14) Heinrich von Lettland, ein Live und wahrscheinlich ein Geistlicher, von dem wir nichts weiter wissen, als daß er in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. lebte und 1214 den Bischof Philipp von Ratzeburg nach Italien begleitet hat, aber noch in demselben Jahre zurück gekehrt ist. Man hat von ihm annales livonici de 1184 ad 1225 et 1226, wovon das Original sich zu Stockholm befindet, eine Abschrift aber nach Teutschland gekommen und von Gruber unter dem Titel origines Livoniae sacrae et civilis. Frankf. 1740 herausgegeben, auch von Arndt 1747 in das Teutsche übersetzt und ergänzt ist. Er ist der älteste einheimische Geschichtschreiber Livlands*). (*H.*)

15) Heinrich von Marleburg, ein Ire, Vikar zu Ballyshannon in der Diözese von Dublin. Er lebte im 15. Jahrh. und schrieb libri XV annalium ad 1421, welche im Original in Camdens Britannia aufgenommen und 1633 zu Dublin in engl. Sprache übertragen sind**). (*H.*)

16) Heinrich der Mönch, s. Heinrich der Gute.

17) Heinrich von Nordheim, der sich auch Aquilonipolensis nannte, indem er das Wort Nord in Aquilo verwandelte, wodurch sich Fabricius in Bibliotheca mediae et infimae aetatis, Lib. VIII. pag. 624 und 670 verführen ließ, zwei verschiedene Personen daraus zu machen, war nicht, wie Jöcher sagt, zu Wittenberg, sondern in Nordheim bei Göttingen in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts geboren. Er trat in den Benediktinerorden und lebte in der Abtei Spanheim, machte sich aber, weil er zu streng auf die Ordensregeln hielt, Feinde, und sah sich genöthigt, dieses Kloster zu verlassen, begab sich in das Holsteinsche, lebte eine Zeit lang zu Hamburg und Lübeck, entweder in einem Amte, oder als Privatmann. Im Jahre 1514 soll er ein sehr geachteter Professor zu Wittenberg gewesen seyn, wovon jedoch Gottfr. Suevus und Andr. Sennert nichts sagen, ein Anonymus aber versichert es in Centuria scriptorum in Academiis Lipsiensi, Wittenbergensi ac Francofurdiana insignium §. 88, von Joh. Mader 1160 zu Helmstädt herausgegeben, mit dem Zusatze: vir erat magni ingenii et Tullianae eloquentiae vehemens aemulator, Grammaticus, Philosophus, Rhetor ac Poeta, nulli illo aevo secundus. Und Tritheim sagt von ihm, de scriptoribus ecclesiasticis, cap. 947: Erat ingenio subtilis et disertus eloquio, metro excellens et prosa. Von seinen Schriften kennt man:

Lib. I. de virtutum et vitiorum conflictu. Friedrich, Markgrafen von Meißen und Herzog zu Sachsen, zugeeignet. — Adolpheis, so genannt, weil Adolph IV., Herzog zu Holstein, die Hauptperson ist, die er auf sechs Seiten besingt; de historia generosorum nobiliumque Comitum Theorosburgensium (von *Θεωρέω*, ich sehe oder schaue) vel alias vulgo Schomburgensium, ac Hamburgensis civitatis famosae, carmine elegiaco decantata, cum Dodecastico ad M. Joh. Mincum, Lubicensem, dedicatorio et Oda Sapphica, item de primordiis Lubicanae urbis libri duo, carmino Elegiaco scripti, erschienen zusammen, in *Joh. de Lerbecke* Chronicum Comitum Schaumburgensium, in *Meibomii* Scriptor. Tom. I. num. 4. S. 597 folgg., auch in *Reineri Reineccii* scholia ad Alb. Stadensis Chronicon, f. 211. a. — Naumachia, seu carmen Elegiacum, quo pugna navalis, die Laurentii 1511. inter Johannem regem Daniae et urbes Vandalicas pugnata describitur. War in der Bibliothek Heinr. Meibom's, des Jüngern. — Sophologiae liber I. — De vita et laudibus S. Augustini liber metricus. — Epigrammatum liber I. (*Rotermund.*)

18) Heinrich von Oyta, oder Eyta, Freund und Kollege des Heinrich von Hessen, als Professor der damals neu gestifteten Universität Wien. Auch er hatte in Paris studirt und war daselbst Doktor der Theologie geworden; dann lehrte er zu Prag aristotelische Philosophie und las über die lombard'schen Sentenzen, bis er 1383 als Professor der Theologie in Wien angestellt wurde, wo er um 1392 starb†). (*Wendt.*)

19) Heinrich von Rebdorf, ein Augustiner, aus einem gleichnamigen Dorfe im Eichstädtschen gebürtig, befand sich 1350 auf dem Jubiläum zu Rom. Seine Annales, die die Regirungen Adolfs von Nassau, Albrechts von Östreich, Friedrichs des Schönen und Ludwigs des Baiern schildern, auch die erstre Hälfte des 14. Jahrh. umfassen, hat Freher in s. script. rerum germ. aufgenommen. Besonders sind sie von Gewold, Ingolstadt 1618, herausgegeben††). (*H.*)

20) Heinrich von Settimello, ein Geistlicher aus einem gleichn. Schlosse im Florentinischen gebürtig. Er lebte zu Ende des 12. Jahrh., hatte zu Bologna studirt und eine Präbende erhalten, um welche ihn indeß ein gegen ihn erregter Prozeß brachte. Dadurch gerieth er in eine so große Dürftigkeit, daß er nicht einmal das Geld auftreiben konnte, um das Papier zu bezahlen,

---

*) *Trithem.* de scriptor. eccles. p. 754.

†) *Jöcher*, *Wharton*, *Rees* Cycl., *Crabb.*

*) Adelung zum Jöcher II, 1924, und Biogr. univ., die ihre Artikel aber ganz aus Adelung abgeschrieben hat. Ersterer hat aus Gadebusch Livl. Gesch. S. 8. geschöpft.

**) *Jöcher*; bibl. brit.

†) S. *Trithem.* de script. eccl. Jöcher's Gelehrtenlexikon und Rotermund's Ergänzungen. Bd 5. S. 1338.

††) Jöcher.

worauf er seine Geistesprodukte niederschreiben konnte. Man hieß ihn daher nur den armen Settimello, und dieser Beiname ist ihm geblieben. Er war indeß ein vorzüglicher Kopf. Sein Hauptwerk: de diversitate fortunae et philosophiae consolatione lib. IV., ist ein elegisches Gedicht in 1000 Versen, das sich durch kräftige Wahrheit des Gefühls und treffliche Sprache auszeichnet. Es ist etwa um 1192 niedergeschrieben. Ob er die Metamorphosen in das Italienische übersetzt habe, ist ungewiß. Maffei nennt seinen Namen unter den Kommentatoren Ovids nicht*). (*Hassel.*)

21) Heinrich von Suso, s. Suso.

22) Heinrich von Toulouse, Stifter der Henricianer, einer Abtheilung der Petrobrusianer und Schüler des Peter von Bruys, s. Petrobrusianer.

23) Heinrich von Zütphen, s. Moller.

HEINRICH, ist auch Zuname mehrerer Gelehrten; unter ihnen sind die wichtigeren:

I. Christoph Gottlob, ein verdienter teutscher Geschichtsforscher. Er war zu Dahlen im Kursächsischen am 14. August 1748 geboren, hatte zu Leipzig und Jena studirt, war auf letzterer Universität Magister und außerordentlicher Professor in der philosophischen Fakultät geworden, erhielt 1782 den ordentlichen Lehrstuhl der Geschichte, 1790 den Charakter eines weimarschen Hofraths und starb am 24. Mai 1810. Sein Vortrag auf dem Katheder war trocken und weitschweifig; durch seine Handbücher hat er indeß zur Belebung des historischen Studiums in Teutschland beigetragen, indem er das vorhandene Material mit Einsicht behandelte, doch ist die Wissenschaft selbst durch ihn nicht weiter gekommen und in allen seinen Schriften herrscht Mangel an historischer Kunst nnd Forschung vor. Sein weitläuftiges Handbuch der teutschen Reichsgeschichte, das in 9 Bänden erschienen ist und zur Guthrie-Gray'schen Weltgeschichte gehört, war zu seiner Zeit brauchbar, ob es im Grunde gleich nichts weiter als Compilation ist und tief unter dem Werke seines Zeitgenossen Schmidt steht; seine sächsische Geschichte ist gut und mit Ordnung behandelt, nur ein wenig zu flüchtig vorgetragen; besser ist das Handbuch dieser Geschichte von 1810, das jedoch nicht er, sondern Pölitz vollendete. Seine geschichtlichen Handbücher von England und Frankreich, wo ihm doch so treffliches Material vorlag, sind weit nachlässiger bearbeitet**). (*Hassel.*)

*) Jöcher; Biogr. univ. unter Settimello. Sein Gedicht wurde wahrscheinlich zu Utrecht 1473 zuerst gedruckt; eine zweite Ausgabe erschien Köln 1497; eine dritte besorgte Daum. Chemnitz 1684; mit einer ital. Übersetzung, die aus dem Jahre 1340 herrühren soll, hat es Manni, Flor. 1730, herausgegeben (cf. *Leyser* hist. p. 453 u. f.)

**) Seine Schriften s. in Meusels gel. Teutschl. II. N. I—XV. darunter: Geschichte des teutschen Reichs. Riga 1778—1779. 3 Th.; sächsische Geschichte. Leipz. 1780—1782, 2 Theile; teutsche Reichsgeschichte. Leipzig 1787—1805, 9 Theile; Handbuch der teutschen Reichsgeschichte. Leipz. 1800, von Pölitz neu aufgelegt und bis 1819 fortgesetzt; Geschichte von Frankreich. Leipz. 1802—1804, 3 Th.; Geschichte von England. das. 1806, 1810, 2 Th.; Handbuch der sächsischen Geschichte, das. 1810, 1812, der zweite Theil von Pölitz.

II. Jos. Placidus, ein geschickter Physiker und Mathematiker, geboren zu Schierling im Regenkreise Baierns den 19. Oktober 1758, wo er auch in der dortigen Volksschule den ersten Unterricht genoß. Später brachte ihn sein Vater, ein Wollweber, auf das Gymnasium zu Regensburg. Dort zeichnete sich H. in allen Klassen durch Fleiß und sittliches Betragen so aus, daß man ihn schon im Jahr 1775 in das damals sehr blühende Reichsstift St. Emmeram aufnahm, und ihm, seines sanften Charakters wegen, den Beinamen Placidus gab. Der damalige Fürst-Abt, Frobenius Forster, selbst ein Freund und Kenner der Wissenschaften, bemerkte bald mit Vergnügen an dem jungen H. eine vorherrschende Neigung zu mathematischen und physikalischen Studien und übergab ihn darum der Leitung seines gelehrten Ordensbruders Cölestin Steiglehner, wodurch H. in den Stand gesetzt wurde, im J. 1785 das philosophische Lehramt in seinem Kloster zu übernehmen. H's Vorlesungen gewannen bald so vielen Beifall, daß dieselben, besonders seine öffentlichen Experimentalkollegien, nicht nur von seinen jüngern Ordensbrüdern, sondern auch von Religiosen aus andern Klöstern und von weltlichen jungen Leuten aus angesehenen Familien, fleißig besucht wurden. Gegen Ende des Jahres 1791 wurde Steiglehner, damals Professor zu Ingolstadt, zum Fürst-Abt erwählt, und H. erhielt den ehrenvollen Ruf, dessen Stelle an jener Universität zu übernehmen. Er nahm denselben dankbar an, und wurde bei seiner Ankunft in Ingolstadt mit der philosophischen und theologischen Doktorwürde beehrt. Auch in dieser Stellung erwarb er sich den Ruhm eines gründlichen Lehrers und glücklichen Experimentators und genoß den Beifall und die Achtung aller seiner Zuhörer. Am Schlusse des Studienjahres 1798 gab ihm sein Fürst-Abt den Wunsch zu erkennen, daß er, nachdem mehrere seiner würdigen Mitbrüder gestorben, andere erkrankt waren, in sein Kloster zurück kehren und dort wieder das Lehramt übernehmen möchte. Dieser Wunsch seines Obern war dem frommen H. ein Befehl. Ungern, und nur auf Cölestin's Verwendung, erhielt er die nachgesuchte Erlaubniß, Ingolstadt zu verlassen. Im Kloster trug H. nun noch einen ganzen philosophischen Kursus vor, bis am 1. Dezember 1802 das Stift zu St. Emmeram für den Fürsten Primas feierlich in Besitz genommen wurde. Mit Schmerz, aber in stiller Ergebung, ertrug H. diesen Wechsel, der ihn der klösterlichen Stille entriß. Er fand seinen Trost theils in der unverbrüchlichen Treue, womit er seinem priesterlichen Berufe obzuliegen fortfuhr, theils in seinen wissenschaftlichen Forschungen. Letztere waren vorzugsweise auf eine genauere Erkenntniß der Natur des Lichts gerichtet. Seine erste hierauf bezügliche Abhandlung erschien schon im J. 1789 und erhielt von der Akademie zu München den für die beste Beantwortung der darin ventilirten Frage ausgesetzten Preis. Für eine später von ihm verfaßte Abhandlung über das Licht wurde ihm von der Akademie zu Petersburg der halbe Preis, die andere Hälfte aber Link zuerkannt; eine dritte Konkurrenzschrift

verwandten Inhalts erwarb ihm von der Jablonowsky'schen Gesellschaft in Leipzig den vollen Preis. Einem andern das Licht betreffenden Traktate räumte die Akademie zu Paris die zweite Stelle ein[1]), ertheilte übrigens dem Verfasser das rühmlichste Zeugniß, und wies ihm, als er im Dezember des Jahres 1809 Paris besuchte und dort bis zum April 1810 verweilte, einen Platz zwischen ihren ordentlichen Mitgliedern an. H. machte diese Reise mit dem Fürsten Primas Karl von Dalberg, der es sich überhaupt angelegen seyn ließ, die physikalischen Studien unsers H. auf das Wohlwollendste zu befördern, und daher nicht nur schon bei Aufhebung des Klosters eine jährliche Summe von 600 Gulden für die Bibliothek und das unter H's Aufsicht stehende physikalische Kabinet bewilligt hatte, sondern noch außerdem manches neue und kostbare Instrument dahin schenkte. — H. hielt nun wieder in dem Klostergebäude Vorlesungen über Experimentalphysik und Chemie, welche nicht nur von den Studirenden des Lyceum St. Paul, sondern auch von vielen andern gebildeten Männern, zahlreich besucht wurden. Unermüdet setzte H. seine Versuche über die Phosphorescenz der Körper fort, und gab in den Jahren 1811 bis 1820 ein Werk über diesen Gegenstand heraus, das von allen Physikern als in seiner Art klassisch anerkannt wird. Vom J. 1800 bis 1812 bekleidete H. das Amt eines Seminar-Inspektors, und nahm sich in demselben stets mit der ihm eigenthümlichen Liebe und Milde der jugendlichen Alumnen an. Als das Fürstenthum Regensburg an die Krone Baiern kam, erhielt H. den Ruf, sich nach München als ordentliches Mitglied der dasigen Akademie zu verfügen. So sehr er sich auch durch diese Auszeichnung geehrt fühlte, so fand er sich dennoch bewogen, dieselbe abzulehnen, worauf er eingeladen wurde, seine Vorlesungen am königl. Lyceum zu Regensburg fortzusetzen. Was ihn vorzüglich bewog, dieß Letztere zu wählen, war die durch die Milde des Fürsten von Thurn und Taxis, sogleich nach der im April 1812 erfolgten gänzlichen Auflösung des Stifts St. Emmeram, bewirkte Gründung eines astronomisch-meteorologischen Observatoriums; indem es dem rastlos beobachtenden H. zum Bedürfniß geworden war, seine vieljährigen Witterungsbeobachtungen fortzusetzen. Mit dem Mai 1771 beginnt das von Steiglehner angefangene und 10 Jahre hindurch geführte, dann von H. (und während dessen Abwesenheit in Ingolstadt und auf seinen Reisen, von einem zuverlässigen Schüler) und zwar größten Theils mit Anwendung der nämlichen Instrumente fortgesetzte meteorologische Tagebuch. Wer die Beschwerden der täglich zehn Mal und noch öfter wiederholten Beobachtungen und die Last der monatlichen und jährlichen Reduktionen und Berechnungen kennt, der wird der Ausdauer des würdigen H. seine Achtung nicht versagen können, und sich freuen, daß es durch Steiglehner und ihn möglich geworden ist, ein semisaeculum meteorologicum Ratisbonense aufzustellen[2]). Nicht minder thätig war H. für die praktische Astronomie, sowohl in seinem Kloster, als zu Ingolstadt. Ein von Fortin zu Paris verfertigter Repetitionskreis, den Méchain und Delambre bei der Gradmessung in Spanien gebraucht hatten, wurde ihm vom Fürsten Primas geschenkt; aus eigenen Mitteln kaufte H. die übrigen für eine Sternwarte nöthigen Instrumente von den besten Meistern des In- und Auslandes hinzu. — Im Herbste 1821 wurde H. zum Kanonikus der Kathedralkirche in Regensburg erwählt und bezog im darauf folgenden Sommer, zum Vortheil seiner abnehmenden Gesundheit, eine zur gedachten Kirche gehörende Kurie. In geschäftsfreien Stunden arbeitete er jetzt an einer latinischen Übersetzung der Psalmen und lebte in seiner ausgesuchten und reichhaltigen Bibliothek. Im Vorgefühle seines herannahenden Todes überließ er seine astronomischen und physikalischen Instrumente dem königl. Lyceum zu Regensburg, auf eine Weise, welche deutlich seine Anhänglichkeit an die Sammlungen desselben, die ehemals dem Stifte zu St. Emmeram gehört und seit dem J. 1782 unter H's Aufsicht gestanden hatten, zu erkennen gab. Schon im J. 1800 war H. an einer Lungenentzündung gefährlich krank gewesen, wovon er indessen, zwar langsam, aber doch völlig, wieder genas. Von dieser Zeit bis zum J. 1821 litt H. nur zuweilen an vorübergehenden Unpäßlichkeiten, allein 1821 wurde er während des ganzen Winters von einer Art Bleikolik geplagt, welche er, so wie den Verlust aller seiner Zähne, durch das Einathmen der Quecksilber- und anderer schädlicher Dämpfe bei seinen Versuchen über die Phosphorescenz sich zugezogen hatte. Dieß Übel, obgleich momentan gehoben, kehrte im J. 1822, nebst andern Beschwerden, zurück, und so wurden allmälig seine physischen Kräfte erschöpft, obgleich sein Geist noch immer thätig und sein Gemüth heiter und ruhig blieb. Überhaupt waren es wohl dieser innere Friede, diese Frömmigkeit und Besonnenheit, welchen er, bei einem von Jugend auf schwächlichen Körper und bei so großen geistigen Anstrengungen, die nicht kurze Dauer seines thatenreichen Lebens zu danken hatte. Er starb sanft und ruhig, wie er gelebt hatte, am 18. Januar 1825. — Außer der königl. baiernschen hatten ihn mehrere auswärtige Akademien und gelehrte Gesellschaften mit ihrer Mitgliedschaft beehrt. Auch war er königl. baiernscher und bischöflich regensburgscher wirklicher geistlicher Rath u. s. w. Seine Schriften sind nach chronologischer Ordnung folgende: 1) Abh. über die Wirkung des Geschützes auf Gewitterwolken. (In den neuen philosoph. Abhandlungen der baiernschen Akademie der Wissenschaften für 1789. — Eine von der Akademie gekrönte Preisschrift.) 2) Abh. über die Frage: Kommt das Newtonsche oder das Eulersche System vom Licht mit den neuesten Versuchen und Erfahrungen der Physik mehr überein? (Eben

1) Den eigentlichen Preis erhielt Dessaignes, vielleicht nur, weil H's Arbeit in teutscher Sprache, und bloß auszugsweise französisch abgefaßt war. —

2) Noch wenige Tage vor seinem Tode beschäftigte sich H. mit seinem meteorologischen Tagebuche und übertrug die Fortsetzung desselben seinem Freunde, dem Prof. v. Schmöger in Regensburg.

daſ. gleichfalls gekrönte Preisſchrift.) 3) Oscillationes Mercurii in tubo torricelliano ingruentibus procellis et tempestatibus observatae in Museo physico Ratisbonae ad S. Emmeramum annis 1788 et 1789. (In den Abhandl. derſelb. Akad. für 1794.) 4) Abhandl. über die mittlere Kraft und Richtung der Winde. (Eben daſ. für 1797.) 5) Positiones selectae ex physica et mathesi. Ratisb. 1791. 6) De sectionibus conicis tractatus analyticus. Cum VIII tab. aeneis. Ratisb. 1796 in 8. 7) Positiones physicae et mathematicae. Ratisb. 1799. 8) De longitudine et latitudine geographica urbis Ratisbonae observationibus astron. determinata, cui accedunt theses selectae ex physica et mathesi. Ratisb. 1801 in 4. 9) Pyrometriſche Verſuche über die Ausdehnung des Eiſes und der Holzkohle. München 1803 in 8. 10) Beſtimmung der Maße und Gewichte des Fürſtenthums Regensburg. Regensb. 1808 in 8. 11) Von der Natur und den Eigenſchaften des Lichts, eine phyſiſch-chemiſche Abhandl. Petersb. 1808 in 4. 12) Monumentum Keplero dedicatum Ratisbonae die XXVII Decembris 1806. fol. (sine nomine auctoris). 13) Brevis et dilucida chemicorum effectuum luminis diversorum expositio, addita, quae inde derivatur, variorum luminis phaenomenorum explicatione, adhibitaque experientias et experimentorum fide (in den Acta nova societ. Jablonov.). 14) Die Phosphorescenz der Körper nach allen Umſtänden unterſucht und erläutert; in fünf Abhandlungen. Nürnb. 1811—1820 in 4. 15) Kurze Lebensgeſchichte des letzten Fürſt-Abts zu St. Emmeram in Regensburg, Cöleſtin Steiglehner. Regensb. 1819 in 8. — Außerdem viele phyſikaliſche, meteorologiſche und aſtronomiſche Beiträge zu den von Gehlen, Schweigger, Zach und Kaſtner herausgegebenen Zeitſchriften und ein von der Petersburger Akademie herauszugebendes Regiſter übee ihre Denkſchriften, das H. in den Jahren 1819 bis 1822 entworfen hat. Quellen: Erinnerung an Joſ. Placidus Heinrich u. ſ. w. von Prof. v. Schmöger. Regensb. 1825 in 8.; daraus Kaſtner in ſeinem Archiv für die geſammte Naturlehre. B. V. S. 217 ff. (*Gartz.*)

HEINRICHAU, Dorf und aufgelöſtes Ciſterzienſerkloſter im münſterbergſchen Kreiſe, Regierungsbezirk Breslau, 1 Meile von Münſterberg, der Königinn der Niederlande gehörig und in einer angenehmen Ebene am Ohlaufluſſe belegen. Es gehörten ehemals 34 Dörfer und ſehr anſehntiche Waldungen zu dieſer Abtei. Die Kirche und das Kloſter ſind prächtige Gebäude; erſtere, mit Kupfer gedeckt, hat einen anſehnlichen Thurm mit einer Uhr. Das Kloſter iſt ein maſſiv gebautes, durchaus gewölbtes und an jeder Ecke mit einem kleinen Thurm verſehenes Gebäude, 3 Stock hoch. Die hier befindlich geweſene beträchtliche Bibliothek wird jetzt in Breslau aufbewahrt. Der ſo genannte Heinrichauer Großteich iſt der bedeutendſte im Kreiſe, und es gibt auch bei dem Orte anſehnliche Steinbrüche. Der Stifter des Kloſters war der Kanzler des Herzog Heinrichs des Bärtigen, Namens Nikolaus, im Jahre 1222. In der Kirche befinden ſich 6 Wilmans'ſche Gemälde, worunter das Altarblatt, die Geburt Chriſti vorſtellend, das merkwürdigſte iſt. Außerhalb der Kloſtermauern liegt der 5 Stock hohe Schüttboden, vom Abt Anton II. erbaut, welcher 1724 abdankte, lutheriſch und zweiter Prediger zu Darmſtadt wurde. Nur ¼ Meile entfernt liegt das Dorf Altheinrichau mit 1 Pfarrkirche und 395 Einwohnern, ebenfalls der Königinn der Niederlande gehörig. (*Mutzell.*)

HEINRICHS, ein Marktflecken an der Haſel, wo dieſer Fluß die Morderau aufnimmt, im Kreiſe Schleuſingen, des Regierungsbezirks Erfurt, ¼ Meile von Suhl entfernt, hat 1 Pfarrkirche, 1 jüdiſche Synagoge, 2 Stahlhämmer, 2 Stahlhütten, 1 Eiſen- und 1 Schwarzblechhammer, 979 Einwohner, darunter viel Barchentweber und Eiſenarbeiter. Auch wird der Weinhandel getrieben. Den hieſigen Stahl ſetzt man dem Steierer gleich, und zieht ihn ſogar zu Schlöſſerwaren vor, ob er gleich weit wohlfeiler iſt. (*Krug und Mützell.*)

HEINRICHSGRÜN (böhmiſch Haynesgryn), Majorats-Herrſchaft der gräflichen Familie von Noſtitz und Municipalſtadt in Böhmen, Ellbogner Kreis, an dem Hornsbach, der unweit davon entſpringt, mit einem Noſtitz'ſchen großen und ſchönen Schloſſe, einer kathol. Pfarre, 181 Häuſern, 1040 Einwohnern, einem kleinen Sommerſchloſſe, in einem Thiergarten, in dem eine Viertelſtunde von der Stadt entfernten Walde. Die Einwohner unterhalten Baumwollenzeugmanufakturen, Spitzenklöppelei, Eiſenhütten, Blechhammer, Eiſenſchmieden, und nähren ſich ſonſt vom Feldbaue (ungeachtet der Boden wenig fruchtbar iſt, werden dennoch vorzüglich viele Kartoffeln und Flachs angebaut). Die bedeutendſten Eiſenwerke liegen nächſt der Stadt bei Rotau, wo an dem Bache Tzwoda mehrere Eiſenhämmer und Eiſenhütten angebaut ſind und eine Menge Gußeiſenwaren, Reiſen, Schwarzblech und Eiſendraht fabrizirt wird. Auch iſt daſelbſt eine Kohlenbrennerei. Ehemals wurde bei Heinrichsgrün auf Silber gebaut und die Ortſchaft hatte die Rechte einer Bergſtadt. (*Rumy.*)

HEINRICHSHÖHE, ein kahlee, nur 326 Pariſer Fuß niedriger, als der Brocken, und zwar dieſem im O. belegener Berg, in dem Wernigeroder Kreiſe des Reg. Bez. Magdeburg. Er liegt unter 51° 47′ 50″ N. Br., 28° 17′ 19″ L., 3163 F. über dem baltiſchen Meere, und hat den Namen vom Grafen Heinrich Ernſt von Wernigerode, der daſelbſt das alte Wirthshaus, welches aber ſeit 1800 zum Torftrocknen gebraucht wird, und die Torfſtecherei anlegen ließ. Hinter dem alten Wirthshauſe ſieht man eine Gruppe von Granitblöcken, die das Brockenthor heißen. Wo der Heren- oder Zauberteich ſich ausbreitete, hatte man die Torfſtecherei eingerichtet, und dieſer verſchwand, wie die Torfgruben die horizontale Tieſe des Teichs erreichten. Indeß hat man in neuern Zeiten den Torfſtich ebenfalls aufgegeben, oder läßt ihn doch nicht regelmäßig betreiben. (*Hassel.*)

HEINRICHSMANN (Jakob), aus Sindelfingen in Schwaben gebürtig, ein Schüler und Freund von Heinrich Bebel (ſ. I. Sect. 8ter Bd. S. 276 ff.) und

wie dieser für Aufklärung und Herstellung der Wissenschaften im Anfange des 16. Jahrhunderts kräftig sorgend. Er lehrte zu Tübingen, war eine Zeit lang Rath beim Bischof Heinrich von Lichtenau in Augsburg, hat sich auch durch eine lateinische Grammatik, welche 1506 erschien, bekannt und verdient gemacht*). (*R.*)

HEINRICHSORDEN, ein königl. sächsischer Militärorden, der am 7. Okt. 1736 von König August III. von Polen als Kurfürsten von Sachsen zu Hubertsburg zu Ehren des Kaisers Heinrich II. gestiftet, und am 4. Sept. 1768 vom Prinzen Xaver von Sachsen als damaligem Vormund des Kurfürsten Friedrich August erneuert ist. Bei der erstern Stiftung hatte der Orden nur eine Ritterklasse; das Ordenskreuz, welches an einem hochrothen Bande mit silberner Einfassung um den Hals getragen wurde, bestand aus einem roth emaillirten Kreuze, das in den vier Winkeln den polnischen silbernen Adler, in den Ecken den Namenszug des Stifters A R und in der Mitte das Bild Kaiser Heinrichs II. mit der Umschrift: St. Henricus imperator, auf der Kehrseite aber in den 4 Ecken die Kurschwerter und in der Mitte das Motto: pietate et bellica virtute, zeigte. Nach der Erneuerung wurde dieses Ordenskreuz achteckig mit einer weiß emaillirten breiten Einfassung. In der Mitte befindet sich ein kleines gelb emaillirtes Schild, auf welchem der Kaiser Heinrich geharnischt mit der Umschrift: S. Henricus, steht, und um ihn herum lieset man auf der blauen Einfassung des Schildes die Worte: Frid. Aug. D. G. Rex Sax. Instauravit, welche letztere indeß erst hinzugefügt sind, als der König Friedrich August dem Orden seine jetzige Einrichtung gab. Die Kehrseite füllen goldne horizontale Streifen, über welche schräg der sächsische Rautenkranz liegt und um welche man in einer blauen Einfassung die Worte: virtuti in bello, lieset. Über dem Kreuze befindet sich eine goldne Königskrone, die aber auch erst hinzugefügt ist, seitdem Sachsen die königliche Würde 1806 erlangt hat. Seitdem hat der Orden als Verdienstorden auch 3 Klassen erhalten: die Großkreuze tragen das Kreuz an einem handbreiten himmelblauen Bande mit citrongelber Einfassung über der rechten Schulter nach der linken Hüfte zu, und dabei auf der linken Brust einen achtspitzigen goldnen Stern, mit der Vorderseite das Ordenszeichen in der Mitte und dem Ordensmotto: virtuti in bello; die Commandeure tragen die Insignien um den Hals, die Ritter knüpfen sie in das Knopfloch, und bei den beiden letztern Klassen ist sie kleiner. Der Orden wird nur von sächsischen Offizieren getragen; eine bestimmte Anzahl der Ritter erhält zugleich eine Pension. Der König ist Großmeister **). (*G. Hassel.*)

HEINRICHSWALDE, drei preußische Dörfer; 1) Kirchdorf im heidekrugschen Kreise, des Regirungsbezirks Gumbinnen, mit einer Postwärterei und 150 Einwohnern. 2) Pfarrdorf im Frankensteiner Kreise des Regirungsbezirks Breslau, mit 1090 Einwohnern, und 3) Dorf im ukermündeschen Kreise des Regirungbezirks Stettin, mit 318 Einw. (*Krug und Mützell.*)

Heinrichswinkel, s. Staufenburg.

HEINS (Nikolaus von), bekannter unter den Namen Heinsius, war Arzt zu Kleve und später Stadtphysikus zu Kuilenburg in Geldern. Geburts- und Sterbejahr sind von ihm unbekannt; er machte sich bloß durch mehrere Geheimmittel gegen Gicht, Stein, Lungensucht und Syphilis bekannt, wovon auch alle seine Schriften handeln, die in holländischer Sprache geschrieben, meist auch ins Teutsche und Französische übersetzt wurden. S. *Haller* biblioth. med. pract. IV. p. 133. (*Dr. K. Huschke.*)

Heins, Zach., s. Heince.

HEINSBERG, 1) ein Kreis des preußischen Regirungsbezirks Achen, der im N. und O. mit Erkelez, im S. mit Geilenkirchen, im SW. und W. mit den Niederlanden gränzt und auf 5 QM. oder 108,139 preuß. Morgen 42 Kirchen und gottesdienstliche, 45 andre öffentliche Gebäude, 64 Fabriken, Mühlen und Magazine, 205 Ställe, Scheunen und Schoppen und 5732 Privatgebäude zählt. 1825 enthielt er 29,478 Einwohner, worunter 684 Evangelische, 28,584 Katholiken, 2 Mennoniten und 208 Juden. Er ist völlig eben und wird von der Roer und Wurm bewässert. Hauptprodukte sind Korn und Flachs; die Viehzucht ist ansehnlich: 1821 waren 1629 Pferde und Füllen, 9322 Stück Rindvieh, 3904 Schafe und 3876 Schweine, auf der QM. 3746 Stück größeres Vieh vorhanden. Vorzüglich werden gute Pferde gezogen. Die Industrie beruhet vorzüglich auf Tuch- und Bandweberei: man unterhielt 295 Stühle in Leinen und Wolle, 2 Papier-, 112 andre Mühlen und 7 Ziegeleien. Der Kreis gehörte vormals größten Theils zum Herzogthume Jülich; es gab im Mittelalter Grafen von Heinsberg, die sich in zwei Linien theilten, aber schon im 15. Jahrh. ausgestorben zu seyn scheinen*). 2) Die Kreisstadt an der Wurm; offen, mit 1 kathol., 1 luther. Kirche, 1 Kapelle, 1 Synagoge, 1 öffentl. Gebäude, 283 Wohnhäusern, 4 Fabriken und Magazinen, 8 Ställen und Scheunen und 1620 Einwohnern, worunter 1422 Katholiken, 134 Evangelische, 2 Mennoniten und 62 Juden. Sie unterhalten Tuchweberei, deren Erzeugniß, obgleich nur grobe Ware, meistens nach Frankreich geht, Bandweberei, Gärbereien und 1 Papiermühle, haben auch Märkte. Das alte Prämonstratenser-Frauenkloster, das 1156 von Graf Goswin II. von Heinsberg gestiftet war, ist längst eingegangen. (*Krug und Mützell.*)

HEINSE (Wilhelm), mit seinem ganzen Namen Johann Jakob W., geboren den 16. Februar 1749 zu Langenwiesen, einem Dorfe bei Ilmenau in Thüringen, hatte, nach seinen eigenen Äußerungen in einem Briefe an Gleim vom 18. November 1770 [1]), wenig der Er-

*) Crusius schwäb. Chronik. 2r Th. S. 715 und 3r Th. S. 154 u. 165.

**) Nach Gottschalk u. Pölitz Gesch. v. Sachsen 11, 283.

*) Lucae Grafensaal S. 988.

1) S. die Briefe zwischen Gleim, W. Heinse und Joh. v. Müller. Herausgegeben von W. Körte. Zürich 1805. Bd 1. S. 3—13.

ziehung, und fast Alles der Natur zu danken, die ihn mit den herrlichsten Anlagen ausgestattet hatte. Mit einem treuen Gedächtniß verband er eine zarte Empfänglichkeit für das Schöne, die ihn in Stand setzte, mehr als Eine Kunst zu üben; und sein kräftiger Körperbau erlag nicht den Ausschweifungen einer höchst schwärmerischen und üppigen Phantasie. Nachdem er seine juristischen Studien auf der Universität Jena vollendet, doch vorzugsweise sich durch das Studium der Klassiker alter und neuer Zeit gebildet hatte, ging H. nach Erfurt, wo sein poetisches Talent, durch Wieland aufgemuntert, eine bestimmte Richtung erhielt. Mit den Sinngedichten[2]) begann er seine literarische Laufbahn; die Übersetzung des Petron[3]), und Laidion oder die eleusinischen Geheimnisse[4]) folgten. In beiden Schriften erkennt man das glänzende Talent ihres Verfassers; aber läugnen läßt es sich nicht, daß sie zu den Werken gehören, in denen eine gefährliche Wollust athmet. Aus schwärmerischen Begriffen von Schönheit hatte sich H. ein seltsames System des raffinirtesten Epikurismus gebildet, der sogar das Obscene zum Göttlichen umgestaltet. Selbst Wieland[5]), wie man aus mehreren seiner damaligen Briefe sieht[6]), nahm an dem kecken Muthwillen des Jünglings Anstoß, empfahl ihn aber doch, seiner dürftigen Lage wegen, an Gleim in Halberstadt, der sein väterlicher Freund und Wohlthäter ward. In Düsseldorf, wohin J. G. Jakobi im J. 1776 H. zur Theilnahme an der Iris berief, ward durch das Besuchen der dortigen Bildergallerie sein Kunstsinn aufgeregt, genährt und verfeinert[7]). Eine Folge davon war die Sehnsucht, Italien zu besuchen, die sich in mehreren seiner damaligen Briefe sehr lebhaft ausspricht[8]). Dieser Reiseplan wurde im J. 1780 ausgeführt. H. ging über Heidelberg, Straßburg, Zürich und Genf nach Marseille. Dort sich einschiffend, gelangte er über Genua nach Italien, unter dessen schönem Himmel er drei Jahre lang in Lust und Freude schwelgte, trotz seiner geringen Barschaft, die ihn auch genöthigt hatte, jene Reise größten Theils zu Fuß zurück zu legen. Befremden konnte es, daß H. damals aus dem Lande der Musik den Tasso[9]) und Ariost[10]), in Prosa aufgelöst, nach Teutschland hinüber wandern ließ. Nach der Rückkehr von Italien fand er einen ruhigen und bleibenden Aufenthalt zu Aschaffenburg, wo er Vorleser des Kurfürsten von Mainz ward und späterhin eine Bibliothekarstelle nebst dem Hofrathstitel empfing. Eine Frucht seiner italienischen Reise waren sein Ardinghello[11]) und Hildegard von Hohenthal[12]). In beiden Werken knüpft er an den Faden einer Erzählung seine Ansichten über Malerei und Musik, die er beide schwärmerisch liebte. Die Gluht der Phantasie, die sowohl in diesen Werken, als in den Briefen aus Italien herrscht, die er unter dem Titel: Anastasia und das Schachspiel[13]), herausgab, reißt zwar den Leser gewaltsam hin; aber Heinse's Streben, noch in einem höheren Grade Original und Genie zu seyn, als er es wirklich war, führt ihn nicht selten auf den Abweg der Unnatur. Sein Ardinghello bleibt indeß vor seinen übrigen Schriften denkwürdig, ungeachtet einiger Karikaturen, die in ihm für idealisirte Natur gelten sollen. H. starb den 22. Junius 1803 im 54. Jahre, den Ruhm eines durch Phantasie, Geschmack, Belesenheit und Kenntniß des Alterthums ausgezeichneten Schriftstellers hinterlassend. Das treffendste Bild seiner Individualität gibt sein Briefwechsel mit Gleim und Joh. v. Müller, in welchem sich sein ganzes Leben von seinen Schuljahren an bis zu seiner Anstellung in Aschaffenburg verfolgen läßt[14]). Die nach seinem Tode erschienenen musikalischen Dialogen[15]) sind nicht von ihm. Sein Bildniß steht vor dem 107ten Bande der allgem. teutschen Bibliothek, und befindet sich auch, gestochen

2) Halberstadt 1771. Vgl. allgem. teutsche Biblioth. Bd 17. St. 1. S. 229 u. f. 3) Begebenheiten des Encolp, aus dem Satirikon des Petron übersetzt. Rom (Schwabach) 1773. 2 Bde. N. A. Eben das. 1783. Vergl. Anhang zu Band 13—24 der allgem. teutschen Bibliothek. Abth. 2. S. 757 u. f. Schummels Übersetzer-Bibliothek. S. 208 u. f. Schirachs Magazin d. teutschen Kritik. Bd 2. Th. 2. S. 310 u. f. Degen's Literatur d. teutschen Übersetzungen der Römer. Abth. 2. S. 233 u. f. Almanach d. teutschen Musen auf d. J. 1774. S. 94. 4) Leipzig 1774. N. A. Eben das. 1790. Vgl. allgem. teutsche Bibliothek. Bd 25. St. 1. S. 231 u. f. Almanach der teutschen Musen auf das J. 1775. S. 74 u. f. 5) Die nachfolgenden Verse dieses Dichters, eine Schilderung des kleinen Gespielen der Grazien enthaltend, dürften wohl nicht unpassend auf H. angewendet werden können:

Halb Faun, halb Liebesgott,
Der flatterhaft um alle Blumen scherzet,
Um alle buhlt, doch nur die schönsten herzet,
Und daß sein kleines Horn die Nymphen nicht erschreckt,
Es unter Rosen schlau versteckt.

6) S. Wielands ausgewählte Briefe. Bd 3. S. 171 u. f. und a. a. O. 7) S. Heinse's Briefe an Gleim über einige Gemälde der Düsseldorfer Gallerie. Im teutschen Merkur, Mai 1777. S. 117 u. f. Julius S. 60 u. f. 8) S. den bereits erwähnten Briefwechsel zwischen Gleim, Heinse u. J. v. Müller.

9) Das befreite Jerusalem von Torquato Tasso. Mannheim 1781. 4 Bände; nachgedruckt zu Zürich 1782 in 2 Bänden. 10) Roland der Wüthende, ein Heldengedicht v. Ludwig Ariost dem Göttlichen. Hanover 1782. 4 Theile. Proben dieser Übersetzung standen vorher im teutschen Merkur. 11) und die glückseligen Inseln. Eine italienische Geschichte aus dem 16ten Jahrh. Lemgo 1787. 2 Bde. 2te Ausg. Leipzig 1794. Vergl. N. Biblioth. d. schönen Wissensch. Bd 37. St. 2. S. 297 u. f. Bd 38. St. 2. S. 252 u. f. Goth. gel. Zeit. 1788. St. 19. S. 155 u. f. Allgem. Lit. Zeit. 1788. Bd 1. Nr 11. S. 113 u. f. Allgem. teutsche Bibliothek. Band 104. St. 1. S. 177. (C. A. Kayser) über belletristische Schriftstellerei, mit einer Parallele zwischen Werther und Ardinghello. Straßburg 1788. 12) Berlin 1795. 96. 2 Bde. N. A. Eben das. 1804. 3 Thle. Vergl. neue allgem. teutsche Bibliothek. Bd 25. St. 1. S. 268 u. f. Bd 29. St. 2. S. 518 u. f. Bd 31. St. 1. S. 183 u. f. Erlanger gel. Zeit. 1796. S. 381 u. f. 1797. S. 60 u. f. Tübinger gel. Zeit. 1796. S. 694 u. f. S. 744 u. f. S. 421 u. f. 13) Frankfurt a. M. 1803. 2 Bde. Vergl. neue Leipziger Literaturzeit. 1803. Bd 2. S. 1037 u. f. 14) In einem Briefe an F. H. Jakobi (s. dessen auserlesenen Briefwechsel. Leipzig 1825. Bd 1. S. 222 u. f.) schildert Heinse seinen Sinn für eheliches Glück sehr lebhaft: „Was das für eine Seligkeit seyn muß, Vater zu seyn, geliebter Vater von einem Kinde zu seyn, es an sein Herz, wie einen von ihm in eigenes schönes Leben aufgegangenen Theil zu drücken!" — 15) Leipzig 1805. Vergl. neue Leipz. Lit. Zeit. 1805. St. 101. S. 1601 u. f.

von Bollinger, unter den bei den Gebrüdern Schumann in Zwickau erschienenen Bildnissen berühmter Menschen [16]). (*H. Döring.*)

HEINSEN, ein großes Pfarrdorf an der Weser in dem kalenbergschen Amte Polli, der Landdrostei Hanover. Es zählt 135 Häuser und 981 Einwohner, die Wollspinnerei, Schiffahrt auf der Weser, Schiffbau und Holzhandel unterhalten; jährlich werden im Durchschnitt 8 Weserschiffe, jedes 400 Thlr am Werthe, gebauet, und 8 Schiffer mit eben so vielen vollen Masten befahren den Strom, besonders mit Ladungen von Brevörder Kalke. (*G. Hassel.*)

HEINSIUS (Anton), Rathpensionär von Holland, war zu Delft geboren und Pensionär (Syndikus) dieser Stadt, der von den Generalstaten als Gesandter nach England geschickt wurde, über einige Mißhelligkeiten zwischen den ostindischen Gesellschaften beider Länder. Im J. 1689 ernannten ihn die Staten, durch den Einfluß Wilhelms III. (damals schon König von England), zum Rathpensionär von Holland, dem wichtigsten Amt in der Republik nach der Statthalterwürde. Er hielt damals, und auch schon früher, eifrig die Seite des Statthalters, der ihn, seiner Privatgeschäfte wegen, nach dem Fürstenthum Oranien geschickt hatte. Diese Parteilichkeit, sogar zum Nachtheile des Stats, verwies ihm der Bürgermeister von Dortrecht, Halewyns, als er wegen unerlaubter Gemeinschaft mit Frankreich verhört wurde. Doch nach dem Tode des Statthalters (im J. 1702) veränderte Heinsius seine Politik in so weit, daß er nun, da die große Mehrheit der Statsmitglieder keinen Statthalter wollte, für die neue Regirungsform, wo er an der Spitze der mächtigsten Provinz stand, eiferte. Doch diese Politik veränderte Nichts in Hinsicht des Auslandes. Heinsius war immer ein Freund der engländischen Whigs, und es war vorzüglich seinem individuellen Einfluß zu verdanken, daß die Republik den Successionskrieg mit so vieler Standhaftigkeit zwölf Jahre lang führte. Wenn sich Marlborough in seinen Briefen über die holländischen Regenten beklagt, so nimmt er doch stets unsern Heinsius aus. Dieser machte mit Marlborough und Eugen das große Kleeblatt aus, worauf damals Europa's Schicksal, nach dem Siege bei Höchstädt, beruhte. Heinsius, von Slingelandt und dem Greffier Fagel unterstützt, that für das Gleichgewicht von Europa die außerordentlichsten Anstrengungen. Eine Republik von 2 Millionen Seelen unterhielt, Jahre nach einander, ein Heer von 130,000 Mann! — Man kann nicht läugnen, daß entweder republikanischer Stolz oder allzu großes Festhalten an England Heinsius zurückhielt, im J. 1709 und 1710 Frankreichs wirklich vortheilhafte Friedensvorschläge anzunehmen. Schwer ward er dafür bestraft, als Großbritannien nach dem Ministerwechsel von 1710 Östreich und die Republik im Stiche ließ, und den in damaligen Umständen schimpflichen Utrechter Frieden bewirkte, der Ryssel zurückgab und Straßburg an Frankreich überließ, beides Festungen, die Ludwig XIV. für den Frieden schon dargeboten hatte. Nach diesem Frieden war der Wirkungskreis des Rathpensionärs mehr beschränkt; er trachtete vorzüglich, die verworrenen Finanzen der Republik wieder herzustellen, und starb im J. 1720, nach einer ein und dreißigjährigen Verwaltung dieses Amtes, welches, nach Barneveld, beispiellos war. „Heinsius," sagt O. Z. van Haren (de Genten, Ophelderingen) „war kalt im Gemüth, langsam, aber oft sehr richtig im Begriff. Seine Entschlüsse waren die Frucht einer vorsichtigen, wenigstens langen Überlegung. Immer gleich still, arbeitsam und mäßig, waren die Freuden des Lebens, sogar die der Tafel, ihm zwar nicht unbekannt, doch fremd. Aus diesen guten Eigenschaften folgte jedoch, daß Menschenkenntniß seine Sache nicht war, und daß er nicht gern erkannte, daß Jemand Etwas besser wüßte, als er. Als der französische Prediger Basnage ihn im Frühling 1707 warnte, daß zwischen den Höfen von Wien und Versailles ein geheimer Traktat geschlossen sei, wobei man jenem die Besitznahme von Neapel ohne Widerstand zugestände, wenn dagegen Östreich die Unternehmung auf Toulon scheitern ließ, die Heinsius schon seit drei Jahren mit England und Savoyen verabredet hatte, fand dieser es lächerlich, daß ein französischer Prediger Kabinetsgeheimnisse besser wissen sollte, als ein Rathpensionär, obschon Regel meinte, daß man diese Nachrichten benutzen müsse. Auch machte der (unglückliche) Ausschlag dieser Unternehmung keinen Eindruck auf Heinsius, wohl aber auf Regeln, von welchem ich (sagt van Haren) diesen Vorfall gehört habe. Einen andern Beleg zu seiner kalten Besonnenheit gibt der Umstand, daß er kurz nach dem Utrechter Frieden an der Pest leidend, diesen Umstand so durchaus geheim hielt, daß er erst viel später bekannt wurde, und also die Residenz vor der fürchterlichsten Unruhe bewahrt blieb *)." (*van Kampen.*)

HEINSIUS *) (Daniel), war zu Gent in Flandern von angesehenen Ältern geboren, deren Vorfahren immer dem Lande in bedeutenden Stellen gedient hatten. Sein Geburtsjahr ist zweifelhaft, indem Einige das Jahr 1580, Andere 1581 (im Mai) angeben [1]). Das Letztere hat die größere Wahrscheinlichkeit. Seiner Ge-

---

16) Vergl. über H. und s. Schriften, außer dem bereits erwähnten Briefwechsel mit Gleim und Joh. v. Müller, Meusels gel. Teutschland (5te Ausg.) Bd 3. S. 173 u. f. Bd 11. S. 334. Iris, ein Taschenbuch für 1805, herausgegeben von J. G. Jacobi. S. 128—32. Bibliothek der redenden u. bildenden Künste. Bd 2. St. 1. S. 57—65.; im neuen teutschen Merkur. 1803. Nr 7. S. 307 u. f. Eichhorn's Gesch. der Literatur. Bd 4. Abth. 2. S. 1099 u. f. Jördens Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten. Bd 2. S. 344 u. f. Bd 6. S. 286 u. f. Fr. Horn: die Poesie und Beredsamkeit der Teutschen. Bd 3. S. 328 u. f. S. Baur: neues histor. liter. Handwörterb. Bd 6. S. 581—84.

*) *O. Z. van Haren*, *de Genten*, *Vaterlandsch Gedicht*, *Ophelderingen*, *Haag* 1826. *5te Ausgabe p.* 97. 98. *Wagenaar Vad. Historie* XV. XVI. XVII. XVIII. Deel.

*) In seinen ersten Schriften pflegt er sich Heynsius zu schreiben.

1) *Jo. Meursius* in Athen. Batav. p. 210. *Anton. Thysius* in Orat. funebri Dan. Heinsii in *Witten* memor. Philos.

burtsstadt hat er sich nie erfreut[2]). Als Kind wurde er zu Verwandten geschickt; und bald nachher sah sich sein Vater, Nikolaus, durch den Krieg bewogen, mit Verlust seines Vermögens nach England zu flüchten. Von hier nach einem kurzen Aufenthalte zurückgekehrt, weilte er bald in Delft, bald in Ryswyck und Hag[3]); benutzte aber bei diesem Umherirren die unfreiwillige Muße zum Unterrichte seines Sohnes. Dieser zeigte bei einem lebendigen Geiste zu ernsten Beschäftigungen wenige Lust; vorzüglich schien sein Widerwillen gegen Grammatik und griechische Sprache unüberwindlich zu seyn. Dennoch brachte er, wie durch ein Wunder, ohne genauere Kenntniß der prosodischen Regeln, die er später mit Mühe erlernte, in seinem neunten Jahre ein lateinisches Gedicht zu Stande, dem bald mehrere folgten, indem seine Lehrer dieses Talent mit Klugheit benutzten, und er selbst ein Mittel darin fand, das, was er etwa gefehlt hatte, mit lateinischen Versen abzubüßen. Im zehnten Jahre schrieb er das erste regelrechte Gedicht auf den Tod eines jungen Mädchens, das seine Spielgenossinn gewesen war[4]). Allmälig erwachte auch die Liebe zur griechischen Sprache in ihm. Sein Vater hatte ihn im vierzehnten Jahre nach Franecker geschickt, um die Rechte zu studiren; er aber wendete die meiste Zeit auf die griechischen Dichter, und setzte dieses Studium, verbunden mit der platonischen und aristotelischen Philosophie, in Leiden fort; beides den Wünschen seines Vaters zuwider, der ihn zu einem Statsamte bestimmte, aber die Macht der vorherrschenden, durch Joseph Scaligers Ansehn verstärkten Neigung in dem Gemüthe seines Sohnes zu besiegen nicht vermochte. Keinen seiner Lehrer bewunderte und liebte er mehr als Scaligern, so daß er betheuerte, durch die Schriften und Reden dieses Mannes, den er den Phönix seiner Zeit nennt, oft so bewegt worden zu seyn, daß er ganze Nächte schlaflos zugebracht, und alles Vertrauen zu sich selbst verloren habe. Auch Janus Donsa liebte ihn sehr, und erfreute sich des Umgangs mit ihm, so wie auch Andere von gleicher Gesinnung; daher er denn auch, nachdem ihn sein Vater plötzlich von Leiden abgerufen hatte, dennoch auch im Hag die humanistischen Studien fortsetzte. Im achtzehnten Jahre trat er in Leiden als Lehrer auf, und ehe er das zwanzigste Jahr erreicht hatte, gab er Crepundia Siliana heraus, die, wenn sie schon das jugendliche Alter ihres Verfassers nicht verläugnen, doch seine ausgebreitete Belesenheit in griechischen und lateinischen Schriftstellern zeigten[5]). In seinem fünf und zwanzigsten Jahre wurde er Professor der Geschichte und Politik; dann Custos der Universitäts-Bibliothek und Sekretär der Universität; im dreißigsten heirathete er die einzige Schwester von Johann Rutgers (Janus Rutgersius), der als Gelehrter und Statsmann großes Ansehen genoß, und kam hierdurch mit den angesehensten Familien von Dordrecht in verwandtschaftliche Verbindung. Ungefähr um dieselbe Zeit verlor er seinen großen Lehrer Joseph Scaliger (gest. 1609), und erhielt aus seinem Nachlasse einen Theil seiner Büchersammlung als Vermächtniß. Die mannichfaltigen Schriften, die er seit seinem ersten Auftreten in der gelehrten Welt in ununterbrochener Reihe herausgegeben hatte; seine gelehrten Bemerkungen über lat. und griech. Schriftsteller; die Ausgaben, die er davon veranstaltete; seine zahlreichen Gedichte in den mannichfaltigsten Formen — Werke, deren innerer Werth durch die Jugend ihres Verfassers einen Zuwachs von Glanz erhielten — verbreiteten seinen Ruhm nach allen Seiten hin, und trugen nicht wenig zur Vermehrung des Flors der Universität bei. Auch in Frankreich, Teutschland und Italien fand er zahlreiche Bewunderer. Gustav Adolf ernannte ihn (im Jahr 1618) mit einem ansehnlichen Gehalte zum königlichen Rathe und Historiographen des Reichs. Die Republik Venedig, damals mit den vereinigten Niederlanden im Bündniß, machte ihn zum Ritter des h. Markus; und Urban VIII. suchte ihn durch lockende Anerbietungen in seine Dienste zu ziehen[6]). Um jene Zeit wurden die Gemüther in den protestantischen Niederlanden durch die Religionshändel der Arminianer und Gomaristen getheilt; der theologische Krieg verwandelte sich in einen politischen; und der Ehrgeiz des Erbstatthalters ließ die Gelegenheit, sich der Gegner seiner Plane zu entledigen, nicht unbenutzt. Die Dordrechter Synode wurde berufen (1618. 1619.), um die beschlossene Niederlage der Arminianer zu vollenden; und da Heinsius bei ihr die Stelle des Sekretärs bekleidete, wurden ihm mehrere seiner Freunde, die der andern Partei zugethan waren, abgeneigt. Unter diesen war Hugo Grotius, der, gleichen Alters mit ihm, gleichen Ruhm genoß, und früher von Heinsius mit

2) Eine seiner Elegien (II, 1. p. 166) fängt mit den Worten an:

Antiquae turres dilectaque tecta meorum,
Et tantum puero cognita Ganda mihi.

3) In Beziehung auf die Schicksale seiner Jugend nannte sich Daniel einen Stiefsohn des Glücks, erfreut, in Holland eine zweite Mutter gefunden zu haben. Ego cum bonis exsulus omnibus, laribus et praediis meis, nihil Hispanorum tyrannidi, communis religionis ergo, praeter infelicem hanc animam subduxissem, et si quam spem in parentibus, miserrimis et ipsis, repositam haberem, tu me excepisti, fovisti, amplexus es etc. (Zueignung des Aurlacus an die Staten von Holland). 4) Biographie des Enfans célèbres. Tome I. p. 258. *Baillet* Jugem. des Savans. Vol. VI. p. 139.

5) Dausq (Dausquiejus) urtheilte minder günstig davon. Er sagte von Heinsius und Medius: novis saeviere plagis, aut hiantia vulnera diduxerunt. Dagegen sagt Drakenborch: crepundia Siliana paucis paginis ingentem reconditae ac non protritae eruditionis copiam continent. Dieser Gelehrte hat sie, in ihre Theile aufgelöst, seiner Ausgabe des *Silius Italicus* einverleibt. 6) Er selbst schreibt an einen Freund: valde Itali nos amant, et jam clanculum εἰς τὴν ἰταλίαν ingenti praemio videndae urbis causa invitamur. *Burm.* Syll. Epist. Tom. II. CCXXX. p. 453, bei welcher Stelle Burmanns Anmerkung nachzulesen ist. Lukas Holstenius spricht in seinen Briefen (Epist. CVIII. p. 499 f.) von einer Berufung nach Bologna. Die Verbindung mit Italien gab Veranlassung, ihn zweideutiger Gesinnungen in Rücksicht auf die Religion zu beschuldigen, eine Beschuldigung, die durch Thatsachen nicht bestätigt worden ist.

ausgezeichnetem Wohlwollen gefeiert worden war[7]). Als später der Bannstrahl der Macht den trefflichen Mann getroffen hatte, wurde Heinsius laner Gesinnungen gegen ihn beschuldigt, und ein kleines Gedicht von sieben Distichen, nach der bekannten Flucht des vormaligen Freundes geschrieben, war nicht geeignet, jene Beschuldigung zu widerlegen, oder den Freunden des gekränkten Mannes Genüge zu thun[8]). Seit jener Zeit scheint er sich ernstlicher als vorher der Auslegung des N. T. gewidmet zu haben, und, in Beziehung auf diese Studien, legte er sich, unter Erpenius Anleitung, mit Eifer auf die orientalischen Sprachen. Im Alter verließ ihn sein Gedächtniß, und er starb, nach langer Kränklichkeit, nach vollendetem 75. Jahre, den 25. Februar alten Stils 1655[9]). Man rühmt an ihm einen ernsten und doch milden Charakter, Bescheidenheit und edeln Freimuth[10]).

Es ist schwer zu sagen, ob Heinsius gelehrte Arbeiten oder seine Gedichte mehr zur Verbreitung seines Ruhmes beigetragen haben. Die frühzeitige Entwickelung seines poetischen Talentes begründete das Urtheil, daß er zum Dichter geboren sei; und schwerlich möchte ihn einer seiner Zeitgenossen, deren sich doch nicht Wenige um denselben Lorber bewarben, in der Leichtigkeit, sich einem fremden Genius anzuschmiegen, übertroffen haben. Als ein Jüngling von zwei und zwanzig Jahren trat er mit einem Trauerspiele, Auriacus s. Libertas saucia, auf den Tod Wilhelm des Ersten hervor. Die Einrichtung und der Stil dieses Stücks ist den Tragödien des Seneca nachgebildet, daher man sich nicht wundern darf, daß der Mörder des Prinzen von den drei Furien angespornt wird, denen die Inquisition als eine vierte zugegeben ist. Dieses Trauerspiel wurde in Leiden aufgeführt, ist aber nicht in die Sammlung der Gedichte aufgenommen[11]). Größere Aufmerksamkeit erregte ein zweites, Herodes Infanticida. Balzac, welcher damals in Sachen der Poesie und Beredsamkeit für eine Auktorität galt, schrieb über dieses Stück eine Abhandlung, in welcher er vorzüglich die Vermischung heidnischer Mythologie mit christlicher Lehre rügt, übrigens aber der Poesie des Verfassers große Lobsprüche ertheilt, und namentlich die Verse im Herodes so prächtig findet, daß sie (nach seinem, dem Stile des Hôtel de Rambouillet angemessenen Ausdrucke) verdienen möchten, auf einem elfenbeinernen Theater recitirt zu werden[12]). De Croy, obgleich in andern Dingen ein Gegner von Heinsius, übernahm die Vertheidigung des Herodes[13]), und auch Heinsius selbst trat in die Schranken. Uns scheint dieses Stück als Trauerspiel nur ein geringes Verdienst zu haben. Zwar ist Seneca's übertriebener Stil gemildert, aber die mangelhafte Einrichtung seiner Tragödien noch überboten worden. Den ersten Akt füllt der lange Monolog eines Engels, und ein Chor von Propheten und Frommen; den zweiten wiederum ein Monolog Josephs nebst einem Chorgesange, wozwischen sich eine kurze wunderliche Scene der drei Weisen aus Morgenland einschiebt. Im dritten nimmt endlich die Handlung einen schwachen Anfang in den blutdürstigen, aber ungewissen Entschließungen des Herodes, die im vierten Akte durch den Schatten der von ihm gemordeten Mariamne und der Furien zur Reife kommen. Gegen allen Gebrauch des Alterthums wechselt in dieser Tragödie (wie auch im Auriacus) der Chor. An die Stelle der Propheten und Frommen treten im dritten Akte jüdische Greise, im vierten römische Soldaten auf, die der Gräuel Italiens müde, die Rückkehr zu dem milden Himmel Italiens wünschen. Den fünften Akt schließt ein Chorgesang der bethlehemitischen Mütter und der Engel, die eine neue Sündfluth und das Feuer des Himmels auf die Erde herab rufen. — Unter seinen andern zahlreichen Gedichten werden vier Bücher: de contemtu mortis, ausgezeichnet, worin die Unsterblichkeit der Seele nach Plato's Lehre wahrscheinlich gemacht, und dieser Beweis in dem letzten Buche durch die Lehre und das Beispiel der vornehmsten Personen des alten Testamentes unterstützt wird. Schön und anziehend ist der Schluß des dritten Gesanges, der mit frommen Wünschen für das Wohl der Niederlande, und mit den Versen endigt:

Quicquid ero quaecumque animum fortuna sequetur,
Nec leti metuens, nec Phoebi intactus amore,
Heroum meritas transmittam in saecula laudes.

Man urtheilte von diesem Gedichte, daß ihm darin die Nachbildung der virgil'schen Sprache vorzüglich gelungen sei.

---

7) Ein Gedicht auf Grotius Hochzeit eröffnet die Silvae. In Beziehung auf dasselbe sagt er in der Zueignung an Dominicus Baudius: nuptias aliquot celebravimus et inprimis Grotii nostri, viri, quem, ut nosti, difficillimum est laudare, quia, ut merito laudatur, ita satis non potest. Der Peplus, in welchem Heinsius zuerst als griech. Dichter auftritt, ist ihm zugeeignet. In dieser Widmung heißt es unter andern: Hugo Groti, cujus divinum ingenium cum omnes admirentur, nescio quo pacto fit, ut in ejus aestimatione nemo sibi satis faciat, nisi qui male judicat: aut quaecumque assequi non potest, satis esse existimat si deprimit. Tu jam puer viros scientia, ingenio propemodum homines excesseras. Ungefähr dasselbe sagt er ihm in den Jamben (p. 118 f.), die dem Auriacus angehängt sind. 8) Poemata extemporal. p. 291. Ausg. Lugd. Bat. 1640.) Es preist bloß das anerkannte Verdienst und den Muth der Frau, um derenwillen er für den Mann um Gnade bittet:

At vos, o proceres, jam poenam mittite et iram,
Sub vobis pereat ne pietatis amor.

9) Dieses Datum ist durch Nik. Heinsius Briefe beglaubigt. S. Sylloge. Tom. V. p. 244. Baillet gibt an mehrern Stellen (Tom. II. p. 150 und 401) das unrichtige Todesjahr 1653 und 1654, und erst Tom. V. p. 227 und VI. p. 140 das richtige an. 10) Wodurch er in den Ruf eines ausschweifenden Lebens gekommen, weßwegen im Jahre 1631 der Kanzler Oxenstierna seinen Sohn vor dem Umgange mit ihm warnt, ist unbekannt. S. Arckenholz Leben der Königinn Christine. Th. 2. S. 286. 11) Wir kennen nur eine Ausgabe davon: *Danielis Heinsii* Auriacus sive Libertas saucia. Accedunt *ejusdem* Jambi partim morales, partim ad amicos, partim amicorum causa scripti. Lugduni Bat. 1602. 4. 12) Oeuvres de *Balzac*. 1651. 12. 13) Réponse au Discours et à la Lettre de Mr du Balsac. 1641. Auch Saumaise mischte sich in den Streit, und schrieb eine Epist. ad Menagium gegen Heinsius, mit dem er in feindlichem Verhältnisse stand. Parisiis 1644. 8. Vergl. *Ménage* Observations sur Malherbe. p. 279.

In der griechischen Poesie zeichnete er sich ebenfalls aus. Auch hierzu wurde er durch Joseph Scaliger aufgemuntert. Zuerst stellte er in dieser Gattung eine Reihe von 49 Epigrammen an das Licht, welche die berühmtesten Philosophen und philosophischen Dichter des Alterthums charakterisiren[14]; und nannte diese Sammlung, nach dem Beispiele des Aristoteles, Peplus. Diesem folgte eine zweite von Hymnen, Idyllen und Epigrammen, zum Theil in beiden Sprachen, so wie sie auch durch einen lateinischen Brief an Isaak Casaubonus eröffnet, und durch einen griechischen an eben denselben beschlossen wird. Unter diesen gelehrten Kunstwerken blieb er doch auch der vaterländischen Sprache eingedenk, und die Gedichte, die er darin schrieb, und von denen Petrus Seriverius (1616) eine Sammlung herausgab, werden von de Vries[15]) und Andern günstig beurtheilt.

Außer den schon erwähnten Schriften haben ihn noch folgende zum Verfasser: *Theocritus* c. Scholiis. Lugd. Bat. 1603. 4. und eine andre Ausg. in 8., mit angehängten Lectiones Theocriteae, die aber dem eben so betitelten Werke Casaubons weit nachstehen[16]). *Hesiodus* c. Scholiis. Ib. 1603. 4. — Paraphrasis *Andronici Rhodii* in *Aristotelis* Ethica. gr. et lat. Ib. 1607. und 1617. 4. *Maximi Tyrii* Dissertationes gr. et lat. Ib. 1607 und 1614. 8., wobei er einen Pariser Codex benutzte, und die ältere, unbrauchbare Übersetzung mit einer bessern vertauschte. Dissertatio de *Nonni* Dionysiacis. Ib. 1610. 8. *Senecae* Tragoediae c. notis. Ib. 1611. 8., und in demselben Jahre Poetica *Aristotelis* gr. et lat. cum not. 8., wiederholt 1643. 12., nebst einer Abhandlung über die Tragödie nach den Grundsätzen des Aristoteles. Er hat im Text Vieles geändert, und, nach der Weise seines Lehrers, die ursprüngliche, seiner Ansicht nach verwirrte Ordnung durch Umstellungen wieder herzustellen gesucht[17]). *Theophrasti Eresii* opera omnia gr. et lat. cum not. Ib. 1611. 1613. fol. 2 Vol. Die erste griechisch-lat. Ausgabe der Werke Theophrasts, doch nicht ganz vollständig, und in Rücksicht auf die Behandlung des Textes, nach Schneiders Urtheil[18]) von allen Ausgaben des Philosophen die schlechteste. *Horatius* c. not. et Tractatu de Satira Horatiana. Ib. 1612. 8.[19]) und Animadversiones et Notae in *Q. Horatii* Opera. L. B. 1629. 12. mit den angehängten Fragmenten der Sillen des Timon. In den Anmerkungen, deren zu den Oden nur wenige sind, ist vorzüglich die Anführung griechischer Parallelstellen schätzbar; die Verbesserungsvorschläge sind selten gelungen. Wie die Poetik des Aristoteles, so hat auch die Ars poetica, und nebenbei auch die Epistel des 2ten Buches an Julius Florus sich gewaltthätige Versetzungen zu Gunsten einer bessern Anordnung gefallen lassen müssen[20]). Notae et Emendationes in *Clementem Alexandrinum*. Ib. 1616. fol. — *Terentius*. Amstelod. 1618. 8. Paraphrasis perpetua in Politica *Aristotelis*. Leidae. 1621. 4. Aristarchus sacer s. Exercitationes ad *Nonni* Paraphrasin in Johannem. Ib. 1627. 8. *Ovidius*. Ib. 1630. 1653. 1661. 12. *Titus Livius*. Ib. 1620. 1631. 1634. 12. *Virgilius* Daniele Heinsio recensente nunc emendatior. Ib. 1636. 1641. 1652. 12. Exercitationes sacrae ad N. T. libri XX. Ib. 1639. fol.[21]). Orationes varii argumenti. Lugd. Bat. 1615. 1620 und öfterer. 12. Rerum ad Sylvam Ducis atque alibi in Belgio aut a Belgis anno 1629 gestarum. Ib. 1631. fol. Einige satirische Schriften: Laus pediculi. Laus asini, in qua praeter ejus animalis laudes ac naturae propria, cum Politica non pauca, tum nonnulla alia diversae eruditionis adsperguntur. L. B. 1623. 4.[22]). (*F. Jacobs.*)

HEINSIUS (Gottfried), ein geschickter Mathematiker, geb. zu Naumburg an der Saale im J. 1709. Er studirte zu Leipzig Anfangs die Rechte, widmete sich aber bald ganz der Mathematik, für welche er von Kindheit an große Vorliebe gehegt hatte. Im Jahre 1733 disputirte er unter dem Vorsitze seines Lehrers Hausen über seine Abhandlung de viribus motricibus, und gerieth bei dieser Gelegenheit in einen Streit mit dem Magister Stübner, welcher die Meinung Leibnitzens verfocht, während H. sich für Cartesius erklärte. Dieser Zwist endigte nach Wechselung einiger Streitschriften im J. 1735. Das Jahr vorher war H. Magister geworden und erhielt schon im J. 1736 einen Ruf nach Petersburg als außerordentlicher Professor der Astronomie und Adjunkt des ersten Professors der Astronomie, Jos. Nicol. de l'Isle, zugleich auch als Mitglied der dortigen Akademie der Wissenschaften. Er nahm diesen Ruf an und blieb bis zum J. 1743 in Petersburg, wo er nebst Kraft und Tidemann unter de l'Isle's

14) Ihnen ist ein funfzigstes Epigramm auf Grotius beigegeben, dem er diesen Peplos dadurch zueignet. Eine lateinische ausführliche Widmung ist dem Ganzen vorgesetzt. 15) Histoire de la Poesie hollandoise. Vol. I. p. 131 f. 16) Reiske in der Vorrede zum Theokrit S. XXV. urtheilt darüber nach seiner Weise: Heinsianae lectiones sunt profecto stramineae, et stomachum mihi cient quoties inspicio. 17) Heinsius rühmt sich bei dieser Arbeit, auf die er keinen geringen Werth zu legen scheint, der Schnelligkeit, mit der er sie gefördert habe: Biduo aut triduo totum latine interpretati sumus: et quod unum deerat post tot eruditos viros, multa in eo horis paucis emendavimus, excussimus atque illustravimus. Von den Umstellungen hat Buhle (*Aristotelis* Opera. Vol. V. Praef. p. XXXIV. ff.) ausführliche Nachricht gegeben. 18) Praefat. ad *Theophr.* Vol. I. p. IX. 19) Von der Ausgabe des Horaz sagt Olaus Borrichius, mit der Absicht, den Herausgeber zu rühmen, er habe so viele Veränderungen darin gemacht, daß man einen ganz neuen Auctor darin finde. 20) Mangel an Ordnung in der Ars poetica zu finden, war in jener Zeit fast ein Glaubensartikel der Philologen geworden; aber die meisten schoben die Schuld auf den Dichter. So sagt *Salmasius* (Not. ad Epictetum et Simplicium p. 13): Epistola Horatii ad Pisones de Poetica perpetuam ordinem seriemque nullam habet; sed ab uno praecepto ad aliud transsilit, quamvis nulla sit materiae affinitas ad sensum connectendum. 21) Dieses, vormals geschätzte Werk wurde wegen einiger Stellen, die nach Anti-Katholicismus schmeckten, eben so wie der Aristarchus, trotz der Bemühungen Lukas Holstein's, in Rom auf den Index gesetzt. S. *L. Holstenii* Epistolae edit. *Boissonade*. nr. XL. p. 253 und nr. LXXV. p. 361. 22) S. *Vossii* Instit. Orat. III, 2. p. 333.

Aufsicht an der Sternwarte arbeitete. Als ihm jedoch die durch Hase's Tod erledigte Professur der Mathematik in Wittenberg angetragen wurde, erbat er seinen Abschied und verließ Petersburg mit einem jährlichen Gnadengehalte. Doch schon auf dem Wege nach Wittenberg erhielt er die Nachricht, daß Hausen in Leipzig gestorben sei und ihn zu seinem Nachfolger empfohlen habe. Heinsius erhielt diese Stelle wirklich und verwaltete dieselbe bis an seinen Tod im J. 1769. Außer mehrern Abhandlungen, die sich in den Comment. Petropolit. befinden, schrieb er: 1) Disp. de viribus motricibus. Leipzig 1733 in 4., worüber er, wie schon gesagt, einige Streitschriften mit Stübner wechselte. 2) Disp. de vi inertiae. Leipzig 1736 in 4. 3) Beschreibung des 1744 erschienenen Kometen. Petersburg 1744 in 4. 4) Comm. de apparentiis annuli Saturni. Leipzig 1745 in 4. 5) Progr. I. et II. de Phasi rotunda Saturni, quae anno 1760 rediit. Leipzig 1761 und 1762 in 4. 6) Pr. de longitudine Lipsiae ex eclipsibus lunaribus definita. Lpz. 1763 in 4. 7) Pr. de eclipsi Solis d. 1. Apr. 1764 Lipsiae observata. Leipzig 1765 in 4. 8) Von dem Nutzen, welchen die Astronomie bei Statssachen leistet. Eine den 5. Oktober 1767 zu Leipzig vor dem Kurfürsten gehaltene Vorlesung.

Nicht zu verwechseln sind mit unserm Gottfr. Heinsius ein Paar andere minder wichtige Mathematiker, Ulrich und Valentin Heinsius, welche Beide, gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts, Ersterer zu Jena, Letzterer zu Hamburg, lebten und lehrten. (*Gartz.*)

HEINSIUS (Johann Ernst), ein bekannter Maler in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts; er war gebürtig aus Hildburghausen und trieb seine Kunst vorzüglich in Weimar und Rudolstadt. In dem fürstlichen Schlosse der letztern Stadt findet man einige historische Stücke desselben; doch am meisten beschäftigte ihn Porträtmalerei, in welcher er auch viel Glück hatte. Denn obschon seine Zeichnung, besonders was den Hinterkopf betrifft, nicht immer richtig war, so traf er doch gut, und wußte durch ein lebhaftes schmelzendes Kolorit, so wie durch einen leichten, frischen Pinsel für sich einzunehmen. Er malte nicht bloß Brustbilder, sondern auch in Lebensgröße, und bewies großes Geschick in Behandlung der Gewänder*). (*R.*)

HEINSIUS (Johann Georg), der sich als Schriftsteller vorzüglich im Fache der Kirchengeschichte bekannt gemacht hat, war zu Spremberg geboren. Er besuchte mehrere Universitäten. In Leipzig, wo er zuerst studirte, war vorzüglich der um die älteste Kirchengeschichte verdiente Thomas Ittig sein Lehrer. Von da begab er sich nach Wittenberg, und disputirte daselbst unter Gleffel's Vorsitz im Jahre 1717. Die Abhandlung, welche er vertheidigte, handelt de Balteo sacerdotis magni. (Viteb. 1719. 4.) Dann ging er nach Jena, ward Magister und habilitirte sich; er hielt hier besonders Vorlesungen über Mathematik. Nach Verlauf einiger Jahre, während dessen er Jena bereits hatte verlassen und eine Predigerstelle an der ungarnschen Gränze annehmen wollen, wurde er durch den Prof. ling. orient. Danz zu Jena dem Herrn von Gazert auf Blumenhof in Livland als Hofmeister empfohlen. Er war nicht lange dort, sondern erhielt bald das Rektorat an der Schule zu Pernau, und im Jahre 1730 die Stelle eines Professors der Mathematik, Physik und Geschichte an der Oberschule zu Reval. Nur wenige Jahre bekleidete er diese Stelle; er starb schon 1733, und zwar in solcher Armuth, daß seine ehemaligen Schüler, aus Liebe und Achtung gegen seine Verdienste, zusammen schossen, um die Beerdigungskosten zu bezahlen. Außer einer umfassenden Gelehrsamkeit in mehreren Wissenschaften besaß er gründliche Kenntnisse, sowohl in den älteren, als in mehreren neueren Sprachen. Als Schriftsteller verdankt er seinen Ruhm einem Werke, das er schon in Jena zu bearbeiten anfing im J. 1724, durch den Tod aber zu vollenden behindert wurde. Es trägt zwar in Darstellung und Anordnung noch ganz das Gepräge jener Zeit, zeichnet sich jedoch durch ein billigeres und gemäßigtes Urtheil, so wie durch größere Unparteilichkeit und Reichhaltigkeit, aus. Zuerst erschien es in 12. unter dem Titel: Kurze Fragen aus der Kirchenhistorie des neuen Testaments, nach der Methode Herrn Johann Hübners bis auf gegenwärtige Zeit. Die ersten 6 Theile wurden von Heinsius selbst bearbeitet, und erlebten bald eine zweite Auflage. Die folgenden Bände sind von verschiedenen Gelehrten bearbeitet und fortgesetzt worden. Der 7—9te Band von Ernst Stockmann, der 10te Theil von Joh. Georg zur Linden. Die erste Fortsetzung, die Geschichte von 1730—1735 umfassend, lieferte im Jahr 1738 Joh. Andreas Fabricius; die andere und dritte 1744 und 1747 Friedrich Wilhelm Kraft; die vierte in 4 Theilen und einem Anhang, 1751, 1754 und 1755 Christian Wilhelm Becker, und die letzten zwei der genannten Theile Johann Christoph Mylius. Es ist nicht zu läugnen, daß diese Fortsetzungen in der Geschichte der letzten verflossenen Jahrhunderte durch die Reichhaltigkeit des Materials und in literar-historischer Hinsicht noch für unsere Zeit unentbehrlich sind. Hinsichtlich der Darstellung, in der schon Mylius seine Vorgänger bei weitem übertrifft, zeichnet sich die folgende 5te bis 7te Fortsetzung noch mehr aus, wie sich schon von ihrem Verfasser, Johann Matthias Schröckh, der sie in 6 Abtheilungen 1764, 1765 und 1766 heraus gab, erwarten läßt. Leider war aber Schröckh genöthigt, der Gleichförmigkeit wegen, die Hübnersche Methode beizubehalten. — Mit einigen Veränderungen in der Anordnung und Aufnahme der „kurzen Fragen aus der Kirchenhistorie des alten Testaments, nach der Methode Herrn Johann Hübners, bis auf Christi Geburt" (1r Theil. Jena 1728. 12. 2ter Theil 1733; diese beiden Theile von Heinsius. 3ter Theil 1734, bearbeitet von Joh. Andr. Fabricius) — erschien das

*) Vgl. vorzüglich Meusel's neue Miscell. IX. S. 99—101. Füßli's Künstlerlexikon. 1. Th. S. 312 und 2. Th. S. 5:8.

ganze Werk in einer neuen Auflage in 4 Quartbänden (Jena 1735. 1754. 1766), unter dem veränderten Titel: „Unparteiische Kirchenhistorie des alten und neuen Testaments von Erschaffung der Welt bis auf das Jahr" u. s. w. Der Zusatz unparteiisch kann diesem Werke weniger streitig gemacht werden (wie sich auch der Vorredner zum ersten Theile mit Recht erklärt), als manchem anderen, dem derselbe auf dem Titel beigegeben ist, und es würde diese Kirchenhistorie in der neuen Bearbeitung einen dauernden Werth bekommen haben, wenn man die damals beliebte und selbst vom Kanzler Pfaff für die Kirchengeschichte empfohlene Hübnersche Methode, Alles in Fragen abzutheilen und zu bearbeiten, gänzlich aufgegeben hätte*). (*Lobegott Lange.*)

HEINSIUS (Nikolaus I.), der einzige Sohn des vorher genannten Daniel, geb. den 29. Julius 1620[1]). Er genoß durch seinen Vater einer sorgfältigen Erziehung, der auch seine Talente und Neigungen entsprachen, so daß er schon in seinem siebzehnten Jahre mit Jak. Fr. Gronov, Hugo Grotius und andern Gelehrten in Briefwechsel trat, und von ihnen in seinen Studien unterstützt wurde. Da es vorzüglich die römischen Dichter waren, die seine Neigung fesselten, reiste er, um Handschriften von Ovid zu vergleichen, nach England, kehrte aber, verdrießlich über den erschwerten Gebrauch der Bibliotheken, früher, als er Willens gewesen war, in sein Vaterland zurück, wo er eine Badereise benutzte, um in den Bibliotheken von Brabant kritische Hilfsmittel zum Ovid und Claudian zu sammeln. Seine Gesundheit trieb ihn im folgenden Jahre von Neuem in das Bad; aber er war kaum nach Leiden zurück gekehrt, als er, seine Studien zu fördern, nach Paris eilte (1645). Von den ersten Gelehrten jener Zeit mit ausgezeichnetem Wohlwollen aufgenommen, gab er, um sich dieser Aufnahme werth zu zeigen, eine Sammlung von Elegien und andern Gedichten heraus, die er seinem großen Gönner, dem Herzog von Montausier, zueignete[2]). Nach der angestrengtesten Arbeit eines ganzen Winters, den er den Vergleichungen alter Handschriften gewidmet hatte, eilte er im Sommer 1646 nach Italien, wurde aber in Marseille durch eine hartnäckige Krankheit drei Monate aufgehalten und dem Tode nahe gebracht. Schwach und entkräftet kam er nach Pisa und Florenz, ließ sich aber dennoch weder durch Kränklichkeit, noch durch andere Unterbrechungen abhalten, seine Sammlungen zum Ovid und Claudian, und außerdem noch

*) Vergl. über Heinsius Leben und Schriften: Gadebusch livländische Bibliothek. 2r Thl. S. 24—29.

1) S. *Burmanni* Syll. Tom. V. p. 244. nr. CCXII. und sein Leben von *Burman. Secundus* vor den Adversaria. Herlingae. 1742. 4. 2) Elegiarum liber et varia diversi argumenti poematia. Parisiis. 1646. 4. Diese Ausgabe wird zu den bibliographischen Seltenheiten gerechnet. Einige freie Scherze, die er sich in diesen Elegien erlaubt hatte, zogen ihm von jesuitischen Kritikern scharfen Tadel zu, worauf er mit dem Distichon antwortete:

Nimirum Patres facere hoc quam scribere malunt,
Quae malunt vates scribere quam facere.

zum Virgil, Curtius, Seneca und dem jüngern Plinius zu vermehren. In Rom vergalt ihm Lukas Holstein[3]), Bibliothekar des Kardinal Barberini, die Gefälligkeiten, die früher Daniel Heinsius in Leiden ihm erwiesen hatte, und bereitete ihm durch seine Empfehlungen einen guten Empfang in Neapel, von wo ihn, früher als er gewünscht hatte, der Aufruhr Masaniello's (1647) vertrieb[4]). Er verließ die Stadt bei Nacht, besuchte Florenz noch Einmal, dann Mantua, Venedig und Padua. In der letzten Stadt gab er einen zweiten Band von Elegien unter dem Titel Italica heraus, zum größern Theil mit Gedichten angefüllt, zu denen ihn die Reise in dem schönen Lande begeistert hatte. Hier wurden sie auch mit dem größten Beifall aufgenommen; aber das, was in Italien ihnen günstig war, gereichte ihnen zum Nachtheil in den Niederlanden. Heinsius selbst schrieb dieß auf den Mangel kundiger Richter[5]); in der That aber mißfiel das dem fremden Lande zum Nachtheil des eignen gespendete Lob[6]). Zur Rückkehr von seinem bejahrten Vater angetrieben, besuchte er noch Verona, Mantua und Brescia; benutzte in Mailand die herrlichen Schätze der Ambrosiana, und kam endlich, nach einer Abwesenheit von drei Jahren, nach Leiden zurück. Während seines kurzen Weilens hier gab er in Verbindung mit Kinschoten und Hadrian Wall Saturnalia heraus, die gegen die schlech-

3) Als er Heinsius Anwesenheit in Florenz durch Doni erfuhr, schrieb er an diesen (Epist. LXXI. p. 353): quando arriverà à Roma, troverà persona che lo servirà con ogni affetto e con tutto il cuore, e li offerisco le mie stanze, la mia tavola e la mia libreria e tutto quello che posso. Ähnliche freundliche Anerbietungen machte er ihm selbst. Epist. LXXVI. p. 363. 4) Er schreibt hierüber an J. Fr. Gronov (Sylloge. Tom. III. Ep. CXLVII. p. 187.): Plebi gliscit ac accrescit in dies effrenis petulantia, quae ne in exteros praeter exspectationem aliquando grassetur, post nobilitatem ejectam vehementer metuo. Sontes juxta ac insontes crudeliter in dies in supplicia trahuntur, nec causae dicendae locus est, adeo inauditi passim jugulantur, carnificis nomen quilibet ex plebe sibi vindicat, cultris oblongis armati hoc nomine circumambulant, lanios esse dicas, nec finem horum motuum prospicio: adeo delectantur gustato semel sanguine atroces istae belluae. Vgl. Tom. V. Ep. CCCLXXIX. p. 436. Holsteins Besorgnisse für seinen jüngern Freund gibt ein Brief an ihn (LXXXVII. p. 385) zu erkennen. 5) Italiam nisi emem, schreibt er an Gronov (Sylloge T. III. p. 199) ingratissimus profecto sim, quae eo cum applausu versus meos exceperit, ut non exspectationem meam, sed et vota ipsa superaverit. At inter aures Batavas vix unam alteramque futuram vides, quibus nugas meas probaturus sim. Adeo Midarum illic plena sunt omnia. 6) Zum Beispiel in der Elegie in Pausilypum:

Di facerent tractu nasci licuisset in illo!
Patria da veniam: rustica terra tua est.

Mit welchem Unwillen diese Worte aufgenommen worden, erhellt aus den weitläuftigen Äußerungen von Janus Ulitius. Syllog. T. III. p. 725 f. Auch die Lobsprüche, die er den Franzosen ertheilte, wurden noch nach langer Zeit von rechtgläubigen Holländern mit Unwillen gehört. Profecto, schreibt *Burmannus Secundus* in den Adversaria p. 11, si hanc peregrinationis fructum ferent Batavi, ut inescati fucatis illis et externis illecebris vel patrios ejurent ritus, aut injuriam in populares redacant animum, ex Lycurgi instituto patriam focum nunquam deserere, neque peregrinis moribus avitam inficere et corrumpere simplicitatem immane quantum praestaret.

ten Dichter, zum Theil auch gegen den berühmten und nicht ungelehrten Pariser Parasiten Pierre Montmaure gerichtet sind[7]). In diese Zeit fällt der Anfang seiner Verbindung mit der Königinn Christine, die ihn durch Isaak Vossius (1649 im Mai) um ein Exemplar seiner Elegien ersuchen ließ; und da er dieses mit einem Gedichte an sie begleitete, erfolgte sogleich eine Einladung nach Schweden, der er im Oktober desselben Jahres Folge leistete[8]). Auf der Reise ordnete er seine Anmerkungen zum Claudian, der kurz darauf durch Gronov's Besorgung erschien. In Stockholm wurde er auf das Freundlichste aufgenommen[9]). Die teutschen Gelehrten an dem Hofe der Königinn bewiesen sich wohlwollend gegen ihn; nur Saumaise, der auch mit seinem Vater in Unfrieden lebte, war ihm zuwider[10]), und insgeheim der armselige Bourdelot. Am Krönungstage der Königinn vereinigte Heinsius seine Stimme mit dem Jubel vieler Andern aus allen Ländern, indem er sie in einem epischen Panegyricus pries, den Borrichius[11]) dem Besten, was Alte und Neue in dieser Gattung geschrieben, gleich stellt, während ihn Salmasius, dessen Stärke die lateinische Poesie nicht war, auf alle Weise herabsetzte. Im Jahr 1651 trat er im Auftrage der Königinn eine neue Reise an, um Handschriften und seltne Bücher einzukaufen; weilte bis zum Herbst in Paris, und ging dann, in Begleitung Lukas Langermann's, dem er sich zum Gehilfen genommen hatte, über Lyon nach Turin. Bis in das dritte Jahr verweilte er jetzt wiederum in Italien, besuchte alle Bibliotheken, und wurde, als der Geschäftsträger einer berühmten Königinn, mehr als je mit zuvorkommenden Beweisen der Achtung beehrt[12]); von seiner Königinn selbst aber nicht mit den für den beabsichtigten Zweck erforderlichen Mitteln hinreichend unterstützt. Wie zufrieden sie indeß in den erstern Zeiten mit seinen Bemühungen gewesen, sprechen ihre Briefe an ihn aus, worin sie auch nicht unterließ, ihm angemessene Belohnungen zuzusichern[13]). Die Verwirrung, die frühzeitig in ihren Finanzen eintrat, und die Raubgier der Günstlinge, die ihr näher standen, gestatteten ihr die Erfüllung ihrer Verheißungen nicht. Ihr Geld blieb aus; Heinsius Verlegenheit wuchs; und da sich seine Auslagen im Jahr 1652 schon auf 5000 Thaler beliefen (in der Folge stiegen sie bis zu 13,000 Gulden), sah er sich in der Nothwendigkeit, ernstlich auf seine Bezahlung und auf die Erlaubniß zur Rückkehr zu dringen. Die Letztere erhielt er, aber nicht durch eigenhändige Briefe der Königinn, die jetzt mehr als je in Saumaise's Händen war[14]). Im Jahr 1653 kehrte er durch die Schweiz und das Elsaß nach Hause zurück, und kam den 29. Julius in Leiden an. Nach Saumaise's Tode, der in demselben Jahre erfolgte, begab er sich nach Schweden, blieb aber zu Upsala, und erließ von da aus ein langes Schreiben an die Königinn, in welchem er seine Verhältnisse mit ihr von ihrem ersten Entstehen an in der würdigsten Sprache erzählt, und seine Bedrängnisse beschreibt[15]). Wiederholtes Anliegen bringt ihr endlich (den 22. Febr. 1654) eine Anweisung auf den königlichen Schatz ab, die aber nicht bezahlt wird; und als sie nicht lange darauf, nach Niederlegung ihrer Krone, abreist, ohne weitere Verfügungen zu treffen, bleibt Heinsius in großer Verlegenheit und ohne Aussicht auf Befriedigung zurück[16]). Von dem neuen König und vornehmlich von der Familie Oxenstierna begünstigt, fährt er fort, seine Geschäfte zu betreiben, und wird im Jahr 1654 von den Staten von Holland mit einem jährlichen Gehalte von 4000 Gulden zum Residenten am schwedischen Hofe ernannt, mit dem Versprechen, nach Ablauf von zwei Jahren zum Syndikus einer der vornehmsten Städte befördert zu werden. Un-

---

7) S. Burmann in einer Anmerkung zur Sylloge Epistol. T. III. p. 208. Heinsius selbst gibt über jene Satiren Aufklärung in einem Briefe an Vinc. Fabricius (Syll. T. III. p. 806). Vergl. *Burm. Sec.* zu *Valesii* Oratt. p. 29. 8) Nebenabsicht bei dieser Reise war die Betreibung einer Schuldforderung, die Heinsius mütterlicher Großvater, Joh. Rutgers, an den schwedischen Hof hatte. Sylloge Tom. V. p. 755 und 767. 9) S. Arkenholz Leben der K. Christine. Th. 2. S. 286. 10) Saumaise gab ihm ganz ohne Grund Schuld, an Milton zum Behufe seiner Apologie Materialien geliefert zu haben. Sylloge Tom. V. p. 713. In Beziehung auf diese Feindseligkeiten fällt der ungenannte Herausgeber der Miscell. Obss. Praefat. über den Charakter Beider ein treffendes Urtheil. Man sagt, daß Heinsius so eben ein Gedicht auf seinen Gegner in eine Sammlung seiner poetischen Werke einrücken lassen wollte, als er seinen Tod (1653) erfuhr; worauf er es unterdrückt habe. Hierüber sagt *Patin* Epist. LXXII. p. 382, quod quidem eximium egregiumque factum laudo, sive hoc fecerit philosophice et christiane, sive fecerit jubente et imperante Suedorum regina. 11) De Poetis Latin. p. 145. 12) Unter Andern wurde er, nebst Langermann, zum Mitgliede der Accademia della Crusca erwählt, und las in ihren Sitzungen einige lat. Gedichte und Reden ab. 13) S. Arkenholz. 1. Th. S. 293. Einer ihrer Briefe ist von Burmann (Sylloge Tom. V. DCLXV. p. 750.) verstümmelt edirt; vollständig bei *Celsius* Bibl. reg. Holm. p. 97. und bei Arkenholz Th. 4 S. 314. 14) Auf ihn und die mit ihm Verbündeten scheinen sich folgende Worte aus einem Briefe an die Königinn (Florenz. Febr. 1653. Sylloge T. V. p. 762) zu beziehen: eo, quem dixi loco, cum res meae totis decem a quinque mensibus, quibus a Suecia jam absum, fuerint, calumniae tamen quidvis in aula tua contra me licere invitus intelligo, ubi minimo omnium id decebat. Nam si meae innocentiae ratio habenda non fuit, tuae certe auctoritati, Domina, hoc debebatur, ne peregre a te missus ex tuo nomine absens atque inauditus proscinderer. 15) Sylloge Tom. V. p. 769. facultates suas Divi Genitoris tui commodis profuderunt avunculus et parens meus. Ego meas, quae aliunde mihi obvenerunt non copiosae, cum assiduis plurium annorum per Europam discursationibus, tum ultima hac ad Italos profectione, non trivi solum, sed ad nihilum jam fere decoctas redegi. 16) Isaak Vossius mußte der Königinn auf ihrer Reise durch Brüssel einen scharfen Brief einhändigen, der sie erzürnte, und Heinsius Angelegenheit nicht besserte. Doch sucht Arkenholz Th. 1. S. 297 wahrscheinlich zu machen, daß er auf die eine oder die andere Weise befriedigt worden sei. Aus seinen spätern Briefen erhellt dieß nicht. Doch wurde seine Verbindung mit ihr nie ganz abgebrochen. Erst in später Zeit, als sie gehört hatte, daß er ihr Verfahren gegen Monaldeschi mißbilligte, wendete sie sich von ihm ab, und befiehlt ihrem Geschäftsträger, ihn wissen zu lassen, qu'elle se lasse enfin de protéger ses sottises — qu'elle lui défend de parler d'elle ni en bien ni en mal, étant assurée qu'il ne peut jamais dire que des sottises. Sie setzt hinzu: Je ne veux plus entendre parler de lui.

glücklicher Weise traten Verhältnisse ein, die das gute Vernehmen, in welchem er bis jetzt mit dem schwedischen Hofe gestanden hatte, störten, und seinen persönlichen Ansprüchen nicht günstig waren, indem er sich genöthigt sah, im Namen der Republik dem ehrgeizigen Unternehmen des Königs gegen Polen, und der von ihm beabsichtigten Herrschaft des baltischen Meeres entgegen zu treten. Die dadurch verursachte Ungunst des Königs, seine Familienangelegenheiten, vornehmlich die Ansprüche habsüchtiger Verwandten auf den Nachlaß seines Vaters, welcher 1655 gestorben war, nöthigten ihn zur Rückkehr nach Holland, wobei er, nach einer gefahrvollen Seefahrt, krank in Danzig verweilen mußte. Seine geschwächte Gesundheit erlaubte ihm nicht, das Anerbieten einer neuen Gesandtschaft am dänischen oder brandenburgschen Hofe anzunehmen; im folgenden Jahre (1656) aber wurde er zum Stadtschreiber von Amsterdam ernannt, in welchem ehrenvollen und einträglichen Posten er sich wieder den Wissenschaften und der Vollendung so mancher, von ihm seit Jahren vorbereiteten Werke zu widmen hoffte. Die erwartete Ruhe wurde durch gerichtliche Händel gestört. Ein Mädchen, mit welchem er in Schweden in Verbindung gerathen war, und welches zwei Söhne von ihm zu haben behauptete, drang auf die Erfüllung eines angeblichen Eheversprechens[17]; und da jenes den Prozeß vor dem Amsterdamer Gerichtshofe gewann, legte er seine Stelle nieder und zog nach dem Haag. Hier verweilte er zwei Jahre, theils mit der Fortsetzung seines Prozesses, theils mit Bearbeitung des Ovid, Virgil und Valerius Flaccus beschäftigt. Auch die Fortsetzung der Annalen von **Hugo Grotius** bereitete er in der Hoffnung vor, zum Historiographen der Niederlande ernannt zu werden. Da ihm aber diese Hoffnung, so wie die Aussicht auf eine andere Anstellung in seinem Vaterlande fehl schlug, kehrte er wieder zu der schwedischen Gesandtschaft zurück. Auf der Reise traf er in Holstein mit der Königinn Christine zusammen, die ihn huldreich empfing, und einige Tagereisen in seiner Gesellschaft machte[18]). Die alte Schuldsache rückte dabei nicht vorwärts; auch die väterlichen und großväterlichen Forderungen kamen zur Sprache, und wurden als rechtmäßig anerkannt, aber ohne Erfolg[19]). In Stockholm beendigte er nun die zweite Ausgabe des Ovid, die noch in demselben Jahre an's Licht trat, und setzte seine Arbeiten über andere lateinische Dichter fort. Um diese Zeit wurde ihm, so wie einigen andern auswärtigen Gelehrten, von Ludwig XIV. eine jährliche Pension zuerkannt, die ihm aber seine öffentlichen Verhältnisse anzunehmen nicht erlaubten; und als sich diese Verhältnisse nach einigen Jahren änderten, scheint der zwischen Frankreich und den Niederlanden ausgebrochene Krieg die Verhandlungen darüber geendigt zu haben, ohne daß **Heinsius** je zum Genusse jenes Gehaltes kam. Bald vermehrte auch der Krieg mit England (1664. 1665) seine öffentlichen Geschäfte durch die Bemühungen, die er aufbieten mußte, Schweden von einem Bündnisse mit England abzuziehen, und einige merkantilische Händel mit dieser Krone zu schlichten. Unter diesen Geschäften veranstaltete er eine neue Ausgabe seiner Gedichte, und fing an, um den Wunsch des Fürstbischofs von Paderborn, Ferdinand von Fürstenberg, zu erfüllen, sich mit dem **Prudentius** zu beschäftigen, der auch nach wenigen Jahren erschien[20]). Auf vieles Bitten erhielt er 1667 Erlaubniß, nach dem Haag zurück zu kehren, wo ihn der noch immer unbeendigte Eheprozeß und andere Händel drängten, nach deren Beendigung er im folgenden Jahre auf seinen Posten nach Schweden zurück kehrte. Kurz darauf erhielt er den Auftrag, nach Moskau zu gehen, um die zwischen Rußland und Schweden entstandenen Irrungen zu heben; verweilte in Moskau bis zum Jahre 1670, und kam von da nach Schweden, und 1671 im Haag zurück. Von seinem Aufenthalte in Rußland ist außer seinen Klagen über das ganze Geschäft und die widrige Reise Nichts bekannt. Auch jetzt fand er in seinem Vaterlande die gehoffte Ruhe nicht. Der Krieg nöthigte ihn zu neuen Reisen; seine geschwächte Gesundheit zum Besuche von Gesundbrunnen; nur in einzelnen Zwischenräumen konnte er zu seinen lateinischen Dichtern zurück kehren. Neue Rechtshändel mit Verwandten trieben ihn aus dem Haag; er bezog ein Landhaus an der Vecht; verließ aber auch dieses bald wieder, um nach Vianen zu ziehen. Hier widmete er die letzten Jahre seines Lebens dem Vellejus, Petronius, Tacitus und Valerius Flaccus; genoß, obgleich unter mancherlei körperlichen Leiden und äußern Beunruhigungen, den Umgang gewählter Freunde und fremder Gelehrten, die zum Besuche zu ihm kamen, und starb endlich den 7. Oktober 1681 im Haag, wohin er zu der Hochzeitfeier eines Verwandten gekommen war[21]). Sein Leichnam wurde nach Leiden gebracht, und neben seinem Vater beigesetzt.

17) Den 17. März 1657 schrieb er an Gronov: ego totus sum in nugacissima lite. Mira profecto fuit apud magistratum nostrum scorti putidissimi auctoritas, mira de ejus castitate concertatio. — Vix credas quantum pecuniae vim in lite molestissima prodegerim, cujus tamen eventus a me speratur optimus, quum flagitia et libidines occultae paulatim e latebris eruantur, quas illa, ut est mire vafra, clandestinis artibus diligenter hactenus celarat. Sylloge Tom. III. Ep. CCXCI. p. 355. 18) Adfui ei adsiduus, schreibt er den 11. Jun. 1661 an Gronov (Sylloge T. III. Ep. CCCLXIX. p. 454), utque una pransus sum. In via multus nobis de te sermo fuit: rheda enim sua me exceptum interrogat plurima cum cura, quid tu, quid caeteri homines apud nos literarum periti ageretis. 19) Eben das. p. 455. de paterno negotio sic disserebat, ut cum multo rubore culpam suam agnosceret, seque male omnino de me meritum fuisse fateretur.

20) Die Zueignung an den Bischof gab Anlaß, ihrem Verfasser eine Hinneigung zum Katholicismus Schuld zu geben; ein Verdacht, den der ältere **Burmann** in einer Anmerkung zur Sylloge T. III. p. 883 entkräftet hat. Vergl. Commentar. de Vita Nic. Heinsii p. 44. 21) **Rockius**, der bei seinem Tode gegenwärtig gewesen war, beschreibt seine letzten Stunden in der Zueignung der Abhandlung de primis Italiae incolis p. 596. Der Verfasser eines Eloge im Journal des Savans will wissen, daß er auf seinem Todbette bereut habe, so viele Denkmale seiner Eitelkeit zurück zu lassen; und diese Notiz ist auch in die Biographie universelle übergegangen. Seine Freunde erwähnen hiervon Nichts.

Mit ihm erlosch die Familie der Heinsius. Sein Tod wurde in vielen Gedichten von Inländern und Ausländern beklagt, welche Burmann den Adversaria beigefügt hat. Sein Leben wollte Joh. Georg Grävius, der mit ihm in enger Verbindung gelebt hatte, und in dessen Armen er gestorben war, beschreiben, und erhielt dazu die nöthigen Hilfsmittel aus den Händen der Erben. Es blieb bei dem Vorsatze, und die Materialien kamen an den ältern Burmann, der dieselbe Absicht hegte, aber ebenfalls nie zur Ausführung kam. Dieses war dem jüngern Burmann vorbehalten[22]).

Wenn man das Leben dieses Mannes überblickt, erscheint es vornehmlich in der zweiten Hälfte als ein höchst zerstückeltes, unruhiges nnd durch öffentliche, wie durch Privatverhältnisse gestörtes Leben[23]), was die Bewunderung seiner ausgezeichneten Thätigkeit noch vermehrt. Doch treten uns in jenem Zeitalter mehrere Beispiele von Männern entgegen, welche Statsämter und auswärtige Geschäfte mit gelehrten Arbeiten zu vereinigen wußten, und indem sie durch jene ihrem Vaterlande nützten, durch diese den Ruhm ihres Namens erhielten. Wie sein Vater, so zog auch Nikolaus Heinsius die Aufmerksamkeit zuerst durch die Dichtkunst auf sein Talent, das er auch noch in spätern Jahren benutzte, und, da er es nicht, wie sein Vater, auf mehrere Gattungen verbreitete, sondern meist der Elegie zuwendete, auf eine höchst ausgezeichnete Weise entwickelte[24]). Doch verdankt er die Erhaltung seines Ruhmes in einem weit höhern Grade seinem kritischen Talente, und dem Eifer, mit dem er von seiner frühen Jugend an bis an seinen Tod die Schriftsteller der Römer, vornehmlich ihre Dichter, zu berichtigen und zu erklären bemüht war. In der Kenntniß der poetischen Sprache übertraf er alle seine Zeitgenossen[25]), und das, was er für die Werke Ovids, Virgils, Claudians, theils durch Vergleichung von Handschriften, worin er unermüdlich war[26]), theils durch scharfsinnige Verbesserungen geleistet hat, wird auch von der Nachwelt noch dankbar erkannt werden.

Schriften: Elegiarum liber. Paris. 1646. 4. Italica s. alter Elegiarum liber. Patav. 1648. Poemata cum *Joh. Rutgersii* carminibus postumis et adoptivorum libris II. Amstelaed. 1666. 8. — *Claudianus*. Lugd. Bat. 1650. 12., eine angeblich 1641 erschienene Ausgabe existirt nicht. *Idem* c. curis secundis. 1665. 8. von *Corn. Schrevelius* cum notis variorum, sehr fehlerhaft. Spätere zahlreiche Noten gab der jüngere Burmann von ihm heraus. Amstelaed. 1760. 4. — *Ovidius* 1652. c. notis. 1661. 1668. 3 Vol. 12. Die letzte dieser Ausgaben hat Heinsius selbst besorgt. Eine reiche Nachlese von Anmerkungen aus seinem Nachlasse hat Burmann in seiner Ausg. Amstelaed. 1627. 4. bekannt gemacht[27]). *Virgil.* zuerst ohne Anmerkungen. 1664. 12. Amstelod. 1676. 8. und 12. e membr. recensuit. Lugd. Bat. 1684. 12. cum libello animadverss. Ultraj. 1704. 12. Den Commentar hat ebenfalls Burmann aus Heinsius Nachlasse herausgegeben. *Prudentius* c. notis. Amstelod. 1667. 12. *Vellejus Paterculus*, cum libello castigationum. Amstelod. 1678. 12. mit Vermehrungen in Burmann's Ausgabe. Leidae. 1719. 8. *Valerius Flaccus*. Amstel. 1680. 12. Die nachgelassenen Anmerkungen sind von Burmann edirt. Leidae. 1702. 12. und 1724. 4. Außerdem sind Anmerkungen von ihm zum Silius Italicus der Drakenborch'schen Ausgabe (Ultraj. 1717. 4.), zum Phädrus und Petronius den Burmannschen Ausgaben einverleibt; Noten zum Tacitus sind in den Observatt. Miscell. Tom. IX. P. II. III. bekannt gemacht worden. — *Nic. Heinsii* Adversariorum libri IV. numquam antea editi; subjiciuntur *Ejusdem* Notae ad *Catullum* et *Propertium*. curante *P. Burmanno* Juniore. Harlingae. 1742. 4. Seine zahlreichen Briefe an viele Gelehrten sind in der Sylloge Epistolarum im 3ten, 4ten und 5ten Bande von Burmann an's Licht gestellt. Sie enthalten einen Schatz von Nachrichten für die Geschichte der Literatur jener Zeit, und bestätigen das günstige Urtheil, daß seine Zeitgenossen von seinem wohlwollenden und rechtschaffenen Gesinnungen fällen.

(*F. Jacobs.*)

Heinsius (Nik. II.), s. Heins.

HEINSIUS (Ulrich), Lehrer an der Universität zu Jena als Adjunkt der philosophischen Fakultät gegen Ende des 17. Jahrhunderts, hat mehrere Dissertationen und kleine Schriften astronomischen Inhalts verfaßt, welche freilich jetzt fast alle, da es ihnen an Eigenthümlichkeit gebricht, verschollen und vergessen sind. Man findet sie bei Adelung*) aufgeführt. (*R.*)

---

22) De Vita Viri iuluatris Nicolai Heinsii Dan. Fil. Commentarius, in der Ausgabe der Adversaria H. N. Harlingae. 1742. 4, denen auch ein Bildniß des berühmten und vornehmlich in Holland hochgefeierten Mannes vorgesetzt ist. 23) Mit Recht sagt Schurzfleisch Ep. CXLVII. Heinsium, Danielis fil., literis ereptum deflemus, cujus vitam cum recogito, imago rerum humanarum dissimilium semperque fluxarum animo meo occurrit. Sed gloriam nomini aeternam auguror, nec de ingenii laude umquam invidia detrahet, etsi inter eum et plerosque alios virtutis sane aemulatio fuit. 24) Eine Sammlung seiner sämmtlichen Gedichte, zugleich mit *Jani Rutgersii* carmina posthuma veranstaltete er zu Amsterdam. 1666. 8. 25) *Ruhnkenius* Praef. ad *Vellej. Paterc.*: Fuit Heinsius omnium, qui fuerunt et erunt posthac in poetis Latinis tractandis felicissimus. Sed haec tantopere celebrata felicitas illum destituit in prosae orationis scriptoribus, Vellejo, Petronio, Curtio, Tacito, aliis. Ac si dicendum quod res est, discrimen inter sermonem prosaicum et poeticum non satis videtur tenuisse. Qui enim in accurata ejus rei scientia fieri potuisset, ut tot formas poeticas Vellejo, et aliis, quos nominavi scriptoribus obtruderet? 26) *Burmann. Sec.* Praef. ad *Claudian.* p. XVI. obstupescent, sat scio, deliciarum harum periti amatores ad tantam Codicum vetustorum multitudinem, quos in tam diversis Europae Bibliothecis perlustratos, vel ex doctorum amicorum pluteis suppeditatos, solius Claudiani caussa excussit. Es waren ihrer über vierzig. 27) Ovidium, quem *Heinsius* sibi maximo poliendum ornandumque delegerat, ita absolvit, ut oppido pauca aliis reliquisse videatur. Nam etiam notae, quas ei adjunxit, locupletiores elaboratioresque sunt, quam in ceteros etc. *Ernesti* Praef. ad *Ovid.* Fischeri. p. XXV.

*) Fortsetzung von Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2r Band. S. 1879. 80.

HEINSIUS (Valentin), oder Heiens, geb. am 15. Mai 1637 zu Hamburg, ein Mathematiker, erhielt 1670 das Rektorat an der Michaelisschule, wurde 1690 Mitglied einer arithmetischen Gesellschaft in Hamburg und starb am 17. Nov. 1704. Seine Schriften sind ebenfalls der Vergessenheit jetzt so ziemlich anheim gefallen *). (*R.*)

HEINSON (Johann Theodor), wurde zu Hanover am 5. Julius, nach Andern am 13. Junius 1665 geboren, wo sein Vater Dietrich Hofbaumeister war, besuchte das dortige Lyceum, ging 1685 auf die Universität zu Helmstädt, studirte neben der Theologie Experimentalphysik, Geschichte, Rednerkunst, Mathematik und sogar Rechts- und Arzneiwissenschaften, hielt 1690 unter D. Niemeiers Vorsitz eine Diss. de nominibus et essentia Dei und nahm mit einer Rede de Augusta Ernestorum gloria (Helmst. 1690. Fol.) öffentlich von der Universität Abschied, nachdem er zuvor D. Werlhofs juristisch politische Abhandlung de pactis cum infidelibus ineundis vertheidigt hatte. Gleich nach der Zurückkunft trat er die Stelle eines Hofmeisters bei den beiden kurhanoverschen Prinzen an, reiste nach zwei Jahren mit ihnen durch die Niederlande und befand sich im Herbst 1692 in London, setzte in England das Studium der orientalischen Sprachen, der Physik, Algebra und mechanischen Künste fort und wurde 1693 Mitglied der königlichen Societät der Wissenschaften in London. Mit dieser erlangten Ehre reisete er 1694 wieder in sein Vaterland, ward 1695 Oberprediger zu Melle im jetzigen Fürstenthum Osnabrück und Beisitzer des Konsistoriums zu Osnabrück. Als er 1698 bei der Beerdigung seiner Mutter war, wurde er der verwitweten Fürstinn von Ostfriesland am kurhanoverschen Hofe bekannt, und da sie und ihr Sohn, der Fürst Christian Eberhard, die erledigte Generalsuperintendentur und Oberhofpredigerstelle gern mit einem ausgezeichneten Gelehrten besetzen wollten, so schlug die verwitwete Kurfürstinn Heinson ohne sein Vorwissen zu dieser Stelle vor; er nahm den Ruf an, und ward den 17. April 1698 eingeführt. Den 8. Dez. d. J. disputirte er zu Helmstädt in Dr. Theol. unter D. Fabricius Vorsitz pro gradu, de Paradiso ejusque amissione et custodia. In Ostfriesland widersetzte er sich den Pietisten, wurde aber deßhalb in manche Unannehmlichkeiten verwickelt. Unter diesen Umständen erhielt er am 20. März 1711 von der Herzoginn von Braunschweig einen Brief mit dem Antrage, mit der Prinzessinn Charlotte, die mit dem Prinzen Alexius Petrowitz versprochen war, als Oberhofprediger und Beichtvater nach Moskau zu gehen. Ehe er sich entschloß, wählte ihn die Gemeinde an der Peter- und Paulskirche in Hamburg am 23. August d. J. zum Hauptpastor. In diesem Amte ist er den 21. Sept. 1726 gestorben. S. mein gelehrtes Hanover, Th. II. S. 307. Er schrieb noch: theolog. Bedenken über die neue Gebetsformel: Erbarme dich Herr herr, die deiner Erbarmung werth sind. Mit einem Anhange über die Frage, ob ein Wiedergeborner die 10 Gebote vollkommen halten könne? Nürnb. 1702. 4. — Lust Gottes, oder Huldigungspredigt an Georg Albrecht, Fürsten von Ostfriesland, aus 1. Kön. 10, 9. Aurich 1709. Fol. — Drei abgefertigte römisch-katholische Pfaffengewäsche. Hamb. 1711. 1717. 1718. 8. — Köstlichkeit des Jubelfestes jubilirender Alten, bei H. Tielkrn Jubelhochzeit. Hamb. 1717. 4. — Jubelpredigt über Zachar. 14, 6. 7. Eben das. 1718. — Der auf den unlichten Tag gefolgte lichte Abend der Welt, bei dem zweiten luther. Jubiläo am 31. Okt. 1717. Hamb. 1715. 4. — Vorrede zu D. Müllers Vermahnung wegen der irrigen Lehre des Papstthums, neu aufgelegt. Eben das. 1711. 12. — Unterthänige Adresse an ein durchlauchtiges Haupt und theolog. Bedenken über XV projektirte Punkte, die Kirchenvereinigung beider evangelischen Religionen betreffend. Nebst dem Calvinschen A. B. C. 1721. 4. — Altarpredigt. Hamburg 1725. 4. (*Rotermund.*)

HEINTZELMANN (Johann), ein Sohn des Bürgers Bartholomäus, zu Breslau am 29. Januar 1629 geboren. Legte den Grund zu seinen Wissenschaften im dortigen Elisabeth-Gymnasium, studirte zu Wittenberg und wurde daselbst 1645 Magister. Im Jahre 1651 berief man ihn zum Rektor des Kloster-Gymnasium zu Berlin. Da man Heintzelmann in der Theologie, Philologie und Philosophie sehr bewandert fand, so warf Jemand bei der ersten Zusammenkunft auf dem Rathhause die Frage auf, ob der Gewählte auch wohl in der Dichtkunst Kenntnisse haben möchte. Heintzelmann bat, ihm nach Belieben einen prosaischen Schriftsteller zu geben. Man brachte Schönborns politica, und sogleich brachte er das aufgegebene Kapitel in Verse, daß es kaum so geschwind, wie er es vorsagte, nachgeschrieben werden konnte. Er brachte die Schule in so großen Flor, daß er in dem Programm auf den 83sten Stiftungstag des Gymnasium versichert, daß seine Klasse 83 Primaner zählte. Eine Schlägerei, die bei der Beerdigung des kurfürstl. Statthalters, Grafen von Witgenstein, 1657 des Ranges wegen unter den Schülern des Klosters und des Köllnschen Gymnasium, vorfiel, und daß bald darauf ein Chorschüler erstochen wurde, verbitterten ihm das Schulleben. Gern nahm er 1658 den Ruf als Prediger an die Nikolauskirche an und widersetzte sich nachher den Neuerungen, welche der Lic. Fromm in Kirchensachen machte, bis er 1660 Superintendent zu Salzwedel ward. Hier wurde er nach einem achttägigen Lager vom Schlagfluß getroffen und starb am Sonntage Okuli 1687. S. Mart. Dieterich Berliner Kloster- und Schulhistorie. S. 172. In seinem Lebenslaufe wird gemeldet, daß er einige Hundert Disputationen gehalten. Sonst schrieb er: De anima brutorum. Wittenb. 1648. 4. — Orat. de Musica colenda in introduct. Mart. Klingenbergii, Berlin 1657. — Celsissimus bimulus Marchicus. Berol. 1657. — Zoologia sacra. Berol 1657. 8. — Diss. de arboribus. Ibid. eod. 8. — Historia exemplaris. Berol. 1658. 4. — Orat. panegyrica auf den geheimen Rath Erasmus Seidel. Frankf. an der Oder

*) Vergl. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2r Th. S. 1457. 58, wo sie angeführt werden.

1657. Fol. 12 Bog. Arnds Paradiesgärtlein hinterließ er in Versen. — Nach Neumeister de Poetis german. pag. 48 wurde die Gnadenarche Noä und aller Kreaturen in Versen, nach seinem Tode, Wittenb. 1664. 4. gedruckt. (*Rotermund.*)

Heinz der Faule, oder Athanoz, s. Öfen.

HEINZ (Joseph), ein Maler, geboren zu Bern um das Jahr 1560, gestorben zu Prag 1604. Von seiner Jugendgeschichte ist Nichts bekannt, ja man weiß nicht einmal, wer sein Lehrer gewesen ist, sondern man findet ihn im männlichen Alter um das Jahr 1590 an dem Hofe Kaiser Rudolfs II. zu Prag in Gesellschaft des Johann von Aachen, des Bartholomäus Spranger, des Georg Hoefnagel, des Roland Savery und Ägidius Sadeler. Am meisten scheint er sich jedoch an Johann von Aachen gehalten und sich von dem verdrehten, manierirten Wesen des Spranger am weitesten entfernt zu haben. Auf kaiserliche Unkosten reiste er vier Jahre lang in Italien herum, zeichnete Statuen und kopirte Gemälde, erwarb sich dadurch die Gunst seines Gönners und eine ansehnliche Vermehrung seines Gehaltes. Mehrere Bildnisse, historische und allegorische Gemälde, die nachher von Lukas Kilian, J. Major und Sadeler in Kupfer gestochen wurden, waren die Gegenstände seiner Kunst. Seine Hauptvorzüge bestehen in kräftiger und doch dabei zarter und natürlicher Färbung. Den meisten Ruhm erwarb er sich durch eine Darstellung des Raubes der Proserpina, die er, weil man sein Werk für eine Kopie nach einem großen Italiener halten wollte, mit andern Motiven und viel vollkommnerer Ausführung wiederholte. Der Verfasser dieses Artikels kennt ein kleines Familiengemälde, welches Heinz mit Frau und Kindern darstellt, und an natürlicher Einfachheit und Anmuth, so wie an Schönheit und Kraft der Ausführung Nichts zu wünschen übrig läßt. (*J. Horner.*)

HEINZ (Joseph), der Sohn des Vorhergehenden, lernte Anfangs bei seinem Vater und nachher bei seinem Stiefvater Gondelach zu Augsburg. Seine Neigung trieb ihn zuerst zum Fantastischen und Fratzenhaften, zu Zauber- und Herengeschichten, wozu ihm der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts herrschende Aberglaube Veranlassung genug geben mußte. Er reiste nach Italien und erwarb sich die Gunst des Papstes Urban VIII. Nachher hielt er sich meistens zu Venedig auf, und malte dort Altarbilder; das berühmteste derselben, die beiden Marien am Grabe Jesu, befindet sich in der dortigen Allerheiligenkirche und trägt die Jahrzahl 1655. Sein Sohn, Daniel Heinz, den er zu Venedig hinterließ, verfertigte dort ebenfalls mehrere Kirchengemälde, die aber nicht so ausgezeichnet, wie diejenigen seines Vaters, waren. (*J. Horner.*)

HEINZE (Johann), Dekan des goslarschen Domkapitels, beschäftigte sich mit Malerei; merkwürdig ist der von ihm gemalte heil. Christoph, wegen seiner Höhe, welche der der Kirche gleich kommt*). (*R.*)

HEINZE (Johann Michael), s. am Ende dieses Bandes.

HEINZE (Karl Christian Traugott), geboren zu Stargard bei Guben in d. Niederlausitz, am 26. März 1765 und gestorben am 29. Julius 1813 zu Reinerz in Böhmen, wo er sich aufhielt, um das Bad zu gebrauchen. Als Schriftsteller legte er sich den Vornamen Teuthold bei und ließ dafür die Namen Christ. Traugott hinweg. Er schrieb ein allgemeines Repertorium über die 6 ersten Bände von Bragur, nebst einer vollständigen Literatur aller in den 6 letzten Jahren des 18. Jahrhunderts über das vaterländ. Alterthum erschienenen in- und ausländischen Schriften (Leipz. 1805. 8.), trat auch als Dichter auf, und einige seiner poetischen Produkte findet man in Grote's und Raßmann's Thusnelde. In dem neuen literarischen Anzeiger (1806. Nr 12; 1807. Nr 13—14. 28 und 41 u. s. w.) und in andern periodischen Schriften legte er manchen schätzbaren Aufsatz nieder, z. B. über Adelung's älteste Geschichte der Teutschen, über die Ossianschen Umrisse u. s. w.*). (*R.*)

HEINZE (Valentin August), ein teutscher Geschichtsforscher, Sohn des verdienten weimarschen Humanisten. Er war zu Lüneburg, wo damals sein Vater als Rektor stand, am 18. Febr. 1758 geboren, hatte zu Kiel studirt und daselbst als außerordentlicher Professor seine akademische Laufbahn begonnen; 1787 erhielt er eine ordentliche Professur der Philosophie, 1792 wurde er erster Custos der Universitätsbibliothek, welche Stelle er neben der Professur bis an seinen Tod den 7. Nov. 1801 bekleidet hat. Er war ein gründlicher Gelehrter, aber nur ein mittelmäßiger Lehrer, da er einen trocknen ermüdenden Vortrag hatte; dagegen stand er auf seinem Posten als Bibliothekar an seinem rechten Platze. Unter den Geschichtsschreibern seiner Zeit gebührt ihm nur eine untergeordnete Stelle; was er in seinem Fache geleistet hat, ist meistens Compilation; so seine Geschichte der Menschheit. Leipz. 1780—1785, die in 5 Bänden und unter Auctorität des berühmten Hirschfeld erschien. Ein besseres Werk ist Geschichte des dänischen Königs Waldemar III. Leipz. 1781, die mit verständiger Ordnung angelegt und mit diplomatischer Genauigkeit ausgeführt, aber in einem geschmacklosen und unteutschen Stile vorgetragen. Eben dieser Stil herrschte auch in seinen übrigen Aufsätzen im Kieler Magazin, wovon zu Kiöbenhavn 1783—1788 unter seiner Redaktion 4 Bände ausgegeben sind; in den Sammlungen zur Geschichte und Statswirthschaft. Göttingen 1789, 1791 in 2 Bänden, und in seinen Übersetzungen, die er aus dem Dänischen lieferte. Auch hat er die vierte Auflage von

*) Füßli's Künstlerlexikon. 1. Th. S. 314; nach Uffenbach's merkwürdige Reisen durch Niedersachsen, Holland und England. 1. Th. S. 77.

*) Vergl. Theodor Bernd's Heinze im Leben und Wirken. Breslau 1813. 8., auch in den schlesischen Provinzialblättern von 1813. Vergl. auch Görlitzer Anzeigen 1814. S. 132. Meusel's gelehrtes Teutschl. 14. Bd. S. 84. und 18. Bd. S. 100. (5te Ausgabe).

Tozens Statskunde geliefert, die durch seine Bearbeitung jedoch wenig gewonnen hat*). (*G. Hassel.*)

HEINZE (Wenzel), Exjesuit und Professor, geboren zu Frankenstein in Schlesien am 21. Nov. 1738. Er trat im J. 1758 in den Jesuiten-Orden und lehrte mehrere Jahre die Grammatik und Dichtkunst an verschiedenen östreich. Gymnasien, bis er im J. 1773 die Professur der Dichtkunst und teutschen Literatur an dem Gymnasium zu Linz in Östreich ob der Ens erhielt. Seine schwächliche Gesundheit nöthigte ihn aber, seine Stelle im J. 1776 niederzulegen. Er war ein tüchtiger Lehrer, der seine Schüler auch mit den klassischen Schriftstellern der Römer und Teutschen vertraut machte und dessen Lehreifer so weit ging, daß er seinen ausgezeichnetesten Schülern unentgeldlichen Privatunterricht ertheilte. Er wurde von seinen Schülern nach Verdienst geschätzt. Er gab teutsche und lateinische Gedichte im Druck heraus. (*Rumy.*)

HEINZENBERG, bewohnter Berg, Kirche und Wallfahrtsort bei Zell im Zillerthale in Tyrol, im Landgericht Zell, mit einem Goldbergwerke. Das Goldbergwerkshaus war ehemals am Rohrberg bei Zell und führte den Namen Rohr, wurde aber nach einem unglücklichen Brande nach Klamm am Heinzenberg verlegt. (*Rumy.*)

HEINZENBERG (Mons Heinsilianus, auch vorzugsweise la Montagna, romanisch Muntagna), ein durch seine Fruchtbarkeit und herrliche Ansicht und Aussichten berühmter Berg in Graubündten, der die Westseite des schönen, vom Hinterrhein durchströmten Domleschger Thales bildet und an dessen Fuße Tusis liegt. Der französische Prinz Rohan, welcher während des dreißigjährigen Krieges mit eidgenössischer Hilfe die Östreicher aus Bündten vertrieb, nannte ihn den schönsten Berg der Welt, und ließ deßwegen die Ansicht desselben vom Orte Sils her in einem Gemälde darstellen, welches dann nach Versailles kam. Der Heinzenberg dehnt sich zwei Stunden in die Länge aus und erhebt sich in sanften Abstufungen ungefähr zwei Stunden in die Höhe. Die Kultur ist äußerst reich und mannichfaltig, bis sie dann in der Höhe in Alpenwirthschaft übergeht. Sechs Dörfer und eine Menge von einzelnen Häusern und Sennhütten beleben das Ganze, welches durch vier kleine Seen, Pascomina, Pischola, Alpetta und den Lüscherſee noch größere Abwechselung erhält. Der Letztere wirkt aber verderblich, indem er ohne oberflächlichen Abfluß auf der Südwestseite den Thonschiefer des Berges erweicht, so daß starke Geschiebsmassen unter der zerstreuten Gemeinde Tschapina weg in den reißenden Nollastrom stürzen, welcher sie dem Hinterrhein zuführt. Schon sind viele Grundstücke und Häuser in die Tiefe versunken, und die geborstene Oberfläche verkündet, was noch weiter droht. Die dadurch bewirkten Anschwellungen der Nolla, worauf ein plötzlicher Durchbruch erfolgt, verbreiten ihre Verheerungen bis Tusis und ins Domleschger Thal. — Auch andre Theile des Heinzenberges haben durch Unterwaschungen der Bergströme viel von ihrer Schönheit verloren. — Die Bewohner des Berges sind reformirter Religion und sprechen romanisch, mit Ausnahme von Tschapina, wo Alles teutsch ist. — Der Heinzenberg, nebst Tusis und Tschapina, (welches politisch nicht zum Heinzenberg gerechnet wird, sondern ein eignes Gericht ausmacht), kam durch die Erbtochter der mächtigen Freiherren von Vaz an Graf Rudolf von Werdenberg, von diesem an die Freiherren von Räzüns, und dann wieder durch ihre Erbinn, Anna, an Graf Georg von Werdenberg. Dieser verkaufte seine Rechte über Tusis, den Heinzenberg und Tschapina im J. 1475 an den Bischof von Chur. Die Einwohner besaßen indessen damals schon große Freiheiten, und im J. 1709 kauften sie sich von allen herrschaftlichen Rechten des Bischofs frei. — Mit Tusis, Safien und Tschapina bildet der Heinzenberg ein eignes Hochgericht des obern Bundes. (*Escher.*)

HEINZENDORF, polnisch Jaszenika (sprich Jaschenika), zwei große Dörfer im östreichschen Schlesien. 1) im Teschner Kreise, Fürstenthum Bielitz, mit einer kathol. Lokalkaplanei und Schule und einem evangelisch-luther. Bethause sammt Schule, 136 Häusern und 1050 Einwohnern schlesisch-polnischer Mundart. Der Flächeninhalt des Terrains beträgt 1397 Joch Ackerfelder, 33 in Acker verwandelten Teichgrundes, 162 Joch Hutweiden, 1285 Joch Waldungen. 2) im Troppauer Kreise, zur Minderstandesherrschaft Olbersdorf gehörig, mit einer eigenen kathol. Pfarre und Schule, 159 Häusern, 1050 Einwohnern teutscher Mundart. Der Ackerboden ist nur zu Roggen (Korn) und Hafer geeignet — Den Namen Heinzendorf (mährisch Hinczin) führen auch mehrere Dörfer in Mähren und ein Dorf im Chrudimer Kreise in Böhmen (von den Böhmen Witowes genannt), welche in dem topographischen Postlexikon von Crusius verzeichnet sind. (*Rumy.*)

HEINZENSEIL, in dem Hüttenbaue, das eiserne Seil oder die Kette, womit die Blasebälge gezogen werden. Mit Wahrscheinlichkeit läßt sich der Name von dem veralteten Worte: heinzen, so viel als ziehen, herleiten. — Auch versteht man darunter bei dem Bergbaue das eiserne Seil nebst den daran hängenden Taschen, wodurch das Wasser mittels eines einfachen Röhrwerks aus der Tiefe gezogen wird. (*Fr. Thon.*)

HEINZMANN (Johann Georg), war zu Ulm am 27. Nov. 1757 geboren, und der Sohn eines in der Geschichte der Menschheit merkwürdigen Vaters gleiches Namens, der sich ohne Glücksgüter zu einem reichen Manne empor arbeitete. Als Schneidergeselle reisete er nach Frankreich und England, und kam nach fünf Jahren wieder nach Ulm, mit einem sehr gebildeten Geiste und mit vieler Welt- und Menschenkenntniß, auch einer großen Fertigkeit in der engländischen und französischen Sprache, versehen. Er hatte sich in diesen Ländern ein kleines Kapital gesammelt und konnte als ein wohlhabender Bürger seine Geschäfte anfangen, schaffte sich ein

*) Eine eigne Biographie dieses Schriftstellers fehlt noch. Seine Schriften sind in Meusels gel. Teutschl. II. und Nachtr. I—VIII. angezeigt.

eignes Tuchlager und eine Kleidergarderobe an und reisete wie ein Kaufmann auf die Frankfurter Messen. Auch suchte er das Röthelbad bei Geißlingen wieder herzustellen, war 12 Jahre Besitzer davon, und fand es nützlich für die Badegäste, eine Weinhandlung anzulegen. So stieg sein Kredit und sein Ansehen immer mehr; viele angesehene Personen bedienten sich seiner in wichtigen Geschäften und der Kurfürst Karl Theodor ließ ihn sogar zu einer Hirschjagd einladen. Als die schlechten Geldsorten aus dem Umschen im Ausland verwechselt werden sollten, führte Heinzmann den Auftrag seiner Obern zu ihrer Zufriedenheit aus, auch war er es, der die ersten Kartoffeln in seinen Gärten pflanzte und diese nützliche Frucht mit einigen andern Ulmern ins Land brachte. Selten kam er von einer seiner vielen Reisen zurück, ohne eine neue Entdeckung gemacht zu haben, die er dann Andern zu weiterer Benutzung mittheilte. Unglücklicher Weise trat aber der thätige Mann nach und nach in weitläuftige Bekanntschaften, mit Fremden und großen Herren, die ihn mißbrauchten und seine Thätigkeit zu ihrem Vortheil, aber zu seinem Schaden, benutzten. Er lieferte Kaution für Unwürdige — deren Schulden er zahlen mußte und hemmte dadurch seine eignen, so glücklichen Geschäfte. Er mußte, um wieder zu seinem Eigenthum zu kommen, kostbare Prozesse führen, die ihn nach und nach ganz vom Hause und von seinen Geschäften abzogen. Am Reichshofrath zu Wien hatte er viele Jahre für Andere ein wichtiges Geschäft betrieben. Bei den Landständen in Baiern, im Wirtembergschen und in Dresden hatte er wichtige Forderungen, u. s. w. Dieß Alles machte den thätigen Menschenfreund arm, er wurde aber nie muthlos und nie ein kriechender Bettler, auch hat Niemand an ihm verloren. Noch in seinem 66. Jahre lernte er zu Dresden künstlich lakiren, machte Stöcke von Papier maché und brachte Flecken aus Gemälden.

Von diesem merkwürdigen Manne war der oben genannte Johann Georg ein Sohn, der sein ganzes Leben der Literatur widmete, in der literärischen Welt nicht unbekannt ist und mancherlei kritische Urtheile erfahren hat. Er genoß keine gelehrte Erziehung und wurde eben dadurch ein desto praktischerer Mann und populärer Schriftsteller. Bis in sein 13tes Jahr besuchte er die fünfte Klasse des Gymnasiums in Ulm, lernte da latinisch, auch so weit griechisch, daß er aus dem N. T. übersetzen konnte, und vorzüglich von Haid einen reinen teutschen Stil; dann kam er zu dem akademischen Buchhändler Löffler in Mannheim in die Lehre, und verschaffte sich in den 6 Jahren, die er da blieb, nicht nur in der neuen, sondern auch in der alten Literatur einen vortrefflichen Schatz der Bücherkenntniß, und er gestand selbst, ihm sei hier manches Buch zu Gesichte gekommen, das er nachher nie wieder zu sehen Gelegenheit gehabt habe. Von Jugend auf hatte er eine Neigung zur Lektüre, und sie ward durch seines Vaters und seiner Lehrer Aufmunterung genährt. Sein fühlbares Herz sympathisirte mit den Werken der Kunst, woran Mannheim so vorzüglich reich war. Den glänzenden Hof, das damals vortreffliche Theater, die herrlichsten Gebäude und Kunstkammern, und Männer von jeder Art und Verdienst, konnte man daselbst kennen lernen, und Heinzmann bekannte oft, daß ihm der Mannheimer Aufenthalt ein lebhaftes Gefühl für ästhetische Schönheiten beigebracht habe. Obgleich seine häusliche Lage nicht die angenehmste war, und er am Tage strenge arbeiten mußte, so entwickelte sich doch durch den Widerstand in ihm nur desto stärker der Trieb, alle seine freien Nebenstunden den Musen zu huldigen. So fand man ihn oft spät bei Lichte in seiner Kammer und Morgens bei anbrechendem Tage auf den Zinnen des Hauses, oder im Sommer auf den Schloßgängen und auf den Stadtwällen in den Werken der Dichter und Belletristen, die in den Jahren 1770—1776 erschienen, lesen. Chesterfields Briefe an seinen Sohn, Basedows Elementarwerk, Sulzers Theorie der schönen Künste, studirte er gleichsam als seine Lehrbücher, und er machte sich die Hauptsätze so geläufig, er empfand das Wahre so innig, daß er hernach nicht ohne Ekel und Widerwillen Alles, was mittelmäßig über moralische oder ästhetische Gegenstände geschrieben wurde, ansehen konnte. Auch vermied er alle Lektüre, die nicht wahren Unterricht und Schönheit der Darstellung mit einander vereinigte, und da er seinen Geist nur bei dem wahren Schönen nährte, so konnte er bei Wenigem schon Viel lernen, auch suchte er dabei seine Schreibart und seine Gefühle zu bilden. Gern hätte er die latinische Sprache recht inne gehabt. Er machte in Mannheim, und hernach, wo er lebte, stets neue Versuche, sich das Mangelnde zu ersetzen. Im Sept. 1776 kam er nach Ulm zurück, seine Ältern und Freunde zu besuchen, und bald darauf trat er in die Stettinsche Buchhandlung, wo er zwei Jahre blieb. Wegen der Prozesse seines Vaters ging er 1778 nach München, blieb dort 6 Monate und kam hierauf nach Bern. Um die französische Sprache geläufig zu reden, ging er ein Jahr nach Lausanne. Er konditionirte hierauf wieder zwei Jahre in Basel und ging sodann nach Bern zurück, wo er bis zum Herbst 1787 verblieb. Nun kam er nach Ulm, in der Absicht, sich dort niederzulassen, da er aber um diese Zeit sich mit einer Schweizerinn verlobte, so zog ihn dieß wieder nach der Schweiz zurück. Im Jahre 1798 gedachte er in seine Vaterstadt zurück zu kehren und sich als Buchhändler nieder zu lassen. Schon hatte er seine Gattinn und Kinder voraus geschickt, und mehrere seiner Hausgeräthschaften und Möbeln waren mit jenen schon in Ulm angekommen, die übrigen auf dem Wege, und er folgte auf dem Postwagen nach und freuete sich schon, sein übriges Leben in seiner Vaterstadt zubringen zu können. Aber kaum bei den Seinigen angekommen, wurde er, auf bloße verleumderische Anschwärzung eines französischen Emigranten, dem Heinzmann im Postwagen Wahrheiten gesagt hatte, die dem meineidigen Ludwigsritter unverdaulich waren, und der sich deßhalb an ihm zu rächen suchte, ohne ihn anzuhören und ihn zur Verantwortung kommen zu lassen, auf eine, bis dahin in gesitteten und Recht und Gerechtigkeit liebenden Freistaten, unerhört

despotische Weise — Er und seine Gattinn und Kinder, des Landes verwiesen, und genöthiget, in 12, und seine Gattinn mit den Kindern in 24 Stunden die Stadt zu räumen. (Man sehe darüber unter der Anzeige seiner Schriften.) Er ging darauf wieder nach Bern zurück, lebte daselbst als Buchhändler und Direktor von der typographischen Gesellschaft in Bern in Ruhe und Ehren, und starb am 23. Nov. 1802. Vergl. Weyermann Nachr. von Gelehrten u. s. w. aus Ulm. S. 300 f. Gradmann gel. Schwaben. S. 225 f. In Meusels gel. Teutschland wird er oft als Verfasser von Schriften genannt, die er bloß als Buchhändler verlegt hatte. Zu folgenden aber bekannte er sich als Verfasser: Die Feierstunden der Grazien. Bern 1780—1791. 8. 6 Bände. Vom 1. und 2. Theile erschienen neue Auflagen; der 2te hat auch den Beititel: poetische Anthologie für Töchter. Bern 1784. 8. — Literärische Chronik; Sammlung zerstreueter Aufsätze zur schönen Literatur. 3 Theile. 1785—1789. — Analekten für die Literatur, von Gotthold Ephraim Lessing. 4 Thle. Bern 1785—1787. — Gemälde aus dem aufgeklärten 18. Jahrh. 2 Thle. 8. Bern 1786. — Albrecht von Hallers Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und über sich selbst. Zur Charakteristik des großen Mannes gehörig. 2 Thle. 8. Bern 1787. — Regirungskunst des Königs von Preußen, Friedrich II. Gesammelte Maximen dieses großen Mannes, aus seinen Werken. Biel 1789. 8. — Patriotisches Archiv für die Schweiz. 1. Band. gr. 8. Basel 1790. — Beiträge zur Geschichte der Türkenkriege. Belagerung Wiens im Jahr 1683. 8. Ulm 1790. — Wünsche an meine Vaterstadt (Ulm). 1790. 1 Bog. — Bürger-Journal oder Familien-Bibliothek für Schweizer. 8 Bände. 1790—1792. Bekam nachher den Titel: Lesebuch für Statsmänner und Bürger in Städten, zur Erweiterung gemeinnütziger Aufklärung. Bern 1795. 8. (Wurde in Wien verboten.) Der dritte Band hatte auch den Titel: Feierstunden des Geschäftmannes. 1792. — Briefe eines Schweizer-Jünglings an seine Braut. Bern 1791. 8. War sein eigner Briefwechsel. — Rathgeber für junge Reisende. Bern 1793. 8. — Le petit Dictionnaire des Voyageurs françois et allemand, et allemand-françois. Klein Format. 1793; vermehrt 1796; mit einem Supplement vermehrt 1797. — La Grammaire allemande selon Gottsched et Juncker. 1791. 1795. 1797. — Beschäftigungen für Kranke. 2 Bände. Basel 1793. 8. — Apell an meine Nation über Aufklärung und Aufklärer, über Gelehrsamkeit und Schriftsteller, über Büchermanufakturisten, Rezensenten und Buchhändler, über moderne Philosophen und Menschenerzieher, auch über mancherlei Anderes, was Menschenfreiheit und Menschenrechte betrifft. 1798. Bern in 8. Hat auch den Nebentitel: Über die Pest der teutschen Literatur. Mit einer Vignette. — Kleine Chronik für Schweizer. Bern 1795. 12. Mit 22 Kupferstichen. — Beschreibung der Stadt und Republik Bern. 2 Theile. Bern 1794—96. gr. 8. den 2ten Th. besorgte Heinzmann. — Schweizer Reisecharte, worauf die Straßen und Entfernungen angezeigt sind; nebst einem Buche dazu: Nachrichten für Reisende in die Schweiz. 1796. gr. 8. Ist von ihm auch in das Französische übersetzt; 1796. Additions, 1797. — Neues A. B. C.-und Lesebuch für die Schweizer-Jugend von 6 bis 10 Jahren. 1797. gr. 8. — Akademie junger Schweizer; teutsch und französisch. 2 Bände mit 46 Kupf. Bern 1797. Es ist eine Auswahl von Lesestücken. — Neu verfaßte französische Sprachlehre. Bern 1797. 8. — Kleine Schweizerreise im August 1796. Basel 1797. 8. — Helvetischer Ehestands-Almanach. 1795. — Vorreden und Beilagen zu Büschings Grundriß der Haushaltungswissenschaft. Biel 1798. 8. — Zu Zollikofers Moral für Kaufleute. 1789. — Zum Neujahrsgeschenk für Jünglinge, die in die Welt treten. 1789. und zu der Beschreibung von China. Straßburg 1789. — Heinzmanns Schreiben an den Hofrath Posselt, Verfasser der Weltkunde. 1. Prairial im 6. Jahr der fränk. Republik (im Mai 1798). Straßb. Fol. Abgedruckt in der Weltkunde 1798, Nr 148, in den Beilagen zur oberrheinschen Zeitung, im Moniteur universel, in der Nationalzeitung und in den neuesten Statsanzeigen, V, 3. S. 484 f. — Exposé d'un Traitement arbitraire et violante eprouvé par un citoyen d'Ulm, de son Magistrat. Modèle d'un Gouvernement aristocratique de la Sonate, 1. Prairial an VI de la Republique. Strasb. 1798. gr. 4. Diese zwei Schriften schrieb Heinzelmann, als er Ulm verlassen mußte. Der Magistrat zu Ulm ließ darauf drucken: Aktenmäßige Darstellung u. s. w. — Vorläufige Replik als ein magistratliches Entschuldigungsschreiben, Ulm, den 6. Junius 1798. Fol. — Freimüthige und ernsthafte Prüfung und Widerlegung der so genannten aktenmäßigen Darstellung des Magistrats zu Ulm. Mainz und Köln 1798. Fol. — Morgen- und Abendandachten auf alle Tage der Woche. Bern 1799. gr. 8. — Meine Frühstunden in Paris, Beobachtungen, Bemerkungen und Wünsche, Frankreich und die Revolution betreffend. Nebst einem Gemälde der Schweiz vor und während der Revolution. Basel 1800. gr. 8. Sie wurde französisch übersetzt, Lausanne 1801. gr. 8. In Wien aber von der Büchercensur im J. 1800 verboten. — Bilder-A. B. C.-Buch für gute Kinder. Bern 1800. gr. 8. — Leben und Heldenthaten von Bonaparte. Winterthur 1800. gr. 8. mit Bonaparte's Brustbild. — Le chemin du Salut, selon la Bible. à Paris l'an IX de la republique, 1801. 18. Mit einem Titelkupfer. — Die Berner Zeitung schrieb er vom Brachmonat 1798 bis den letzten März 1799. Daraus ist ein Aufsatz: Teutscher Gelehrten-Despotismus, im Leipziger allg. liter. Anzeiger 1799, März, Nr 48, abgedruckt. (*Rotermund.*)

HEIOS, ein griechischer Steinschneider, der einem ziemlich frühen Zeitalter dieser Kunst anzugehören scheint. Sein Name befindet sich auf einem in Spilsbury Gems Nr 13 abgebildeten Steine, der einen unbekannten Kopf enthält. Dagegen ist auf einer Glaspaste des Stosch'schen Kabinets von eben diesem Künstler eine Artemis eingegraben, die einen Hirsch am Geweih hält, und ganz im alterthümlichen Stile gearbeitet ist. Eine Nachbil-

dung davon geben Horner's Bilder des griechischen Alterthums T. XXXI. Ob der Name des Künstlers, wie Winckelmann glaubt, zweisylbig, so daß das H für eine Aspiration gilt, oder dreisylbig E-ei-os, wie Visconti verlangt, ausgesprochen werden müsse, läßt sich schwerlich entscheiden. *(J. Horner.)*

Heirath, s. Ehe.

HEIRATHSGUT, auch **HEIM- oder EHESTEUER, MITGIFT, BRAUTSCHATZ**, u. s. w. und römisch Dos genannt, ist dasjenige Vermögen, welches der Mann als Beitrag zu Bestreitung der Ehelasten, mit der Ehefrau empfängt, und bildet somit den Gegensatz aller übrigen Habe der letztern, des so genannten Paraphernalguts im weitern Sinne des Worts.

Dieser Begriff war dem ältern teutschen Rechte fremd. Man dachte sich hiernach bei der Ehe, wie z. B. nach der Ansicht des Sachsenspiegels (I. Art. 31.) und des Schwabenspiegels (Senkenb. Ausg. Kap. 256.) — eine ungetrennte Einheit des Lebens, eine Gemeinschaft wie der Personen, so auch der Güter, womit das die Idee des Heirathsguts wesentlich bedingende Princip, daß die Kosten der Ehe ordentlicher Weise aus des Mannes Vermögen zu tragen seien, im Widerspruch gestanden haben würde [1]).

Später findet sich zwar der Ausdruck Dos auch in einheimischen Rechtsurkunden häufig. Ganz entgegen gesetzt bezeichnet er aber hier für das weltliche Recht [2]) gewöhnlich, und noch gegen das Ende des Mittelalters bisweilen, ungefähr wie im ältesten germanischen Rechte (vergl. *Tacitus* Germ. cap. 18.) ein vom Ehemann oder dessen Ältern der Frau zu dem Ende überwiesenes Vermögensstück, damit derselben dereinst eine Witwenversorgung daraus zu Theil werde. Nach und nach fanden indessen die römisch-rechtlichen Grundsätze in Hinsicht auf die Güterrechte der Gatten überhaupt bei den verschiedenen Klassen und Ständen in Teutschland immer mehr Eingang, und so bildet zwar gegenwärtig allerdings das, in seinen Grundzügen meist auch für die neuesten Gesetzgebungen in Östreich namentlich (bürgerliche Gesetzb. §. 1218 ff.) mit nur wenigen abweichenden Bestimmungen beibehaltene römisch-justinianische Dotalsystem, selbst für das so genannte Privatfürstenrecht [3]), die gemeinrechtliche Regel (Mittermaiers teutsches Privatrecht. ed. 3. §. 343.); allein im Einzelnen sind nichts desto weniger theils durch Bestimmungen anderer recipirter Rechte einige Modifikationen des Ganzen herbei geführt worden, theils aber ursprünglich teutsche Rechtsansichten, besonders die vom ehelichen Mundium mit dessen Wirkungen auf das Vermögen der Ehefrau, die Grundlage geblieben, auf welcher Gerichtsbrauch und Landrechte weiter fortgebaut haben. Von selbst versteht es sich ferner, daß da, wo volle eheliche Gütergemeinschaft besteht, jene Regel einen Abfall leiden müsse; so wie es bemerkenswerth ist, daß ein mit der römischen dos in genauer Verbindung stehendes anderes Institut, die propter nuptias donatio (vergl. den besondern Artikel darüber) wenigstens in seiner Beziehung zu jener zu keiner Zeit eine praktische Bedeutung in Teutschland erlangt hat.

Folgendes aber ist das Detail des heutigen Dotalrechts [4]) oder des Inbegriffs der Rechte und Verbindlichkeiten, welche in Beziehung auf das Heirathsgut eintreten.

Zuvörderst betrachten die Gesetze die Dos als ein Beförderungsmittel der Ehen, und eben deßhalb als ein Institut, welches mit dem öffentlichen Wohle in genauem Zusammenhange stehe. Hinsichtlich ihrer Erhaltung ist sie daher mehrfach in den Rechten begünstigt. Insbesondere soll im Zweifel für das Heirathsgut entschieden werden, und die der Regel nach ungiltige Intercession einer Frauensperson verpflichtet dieselbe nichts desto weniger, wo sie einer Mitgift halber geschiehet.

Gegenstand des Heirathsguts kann im Allgemeinen Alles seyn, was dem angegebenen Zwecke — Erleichterung der Ehestandslasten durch Erweiterung des ehemännlichen Vermögens, — entspricht; bewegliche, verbrauchbare und unverbrauchbare Sachen, und liegende Güter (fundus dotalis), einzelne Gegenstände und Sachengesammtheiten, namentlich eine Erbschaft, oder das ganze Vermögen der Ehefrau, ohne daß jedoch der Mann dadurch an und für sich selbst Universalsuccessor würde, (S. Hasse Güterrecht, §. 100. und im Archiv für die civilist. Praxis. Bd V. S. 26 u. 84), ferner Forderungen, sei es durch Erlaß an den Ehemann, oder so, daß fremde demselben übertragen werden (S. *Gottschalk.* Discept. forens. ed. II. Vol. I, 1.), und einzelne Rechte an Sachen, z. E. ein Nießbrauch, bei welchem dann das Objekt im Zweifel [5]) nicht durch die Früchte, sondern durch die Dienstbarkeit selbst gebildet wird. Doch vermuthet wird die Dotalqualität nicht; außer wenigstens dem Gerichtsgebrauche zu Folge, bei beweglichen Gegenständen, welche die Ehefrau gleich beim Anfange der Ehe zu dem Manne bringt, namentlich bei solchen, die zur ersten Einrichtung der Wirthschaft dienen (der so genannten Aussteuer oder Kistenpfan-

1) Siehe hierüber Hasse in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissensch. IV, 1. Abh. 2. S. 64 ff. 2) Von der kirchlichen Dos (d. ecclesiae) d. h. denjenigen Gütern, welche ursprünglich zum Unterhalte der Kirche von deren Patron ausgesetzt worden sind, s. Eichhorn: teutsche Stats- und Rechtsgeschichte. §. 112. 187. Not. b. 326. 3) S. Schmalz's teutsch. Statsrecht. §. 296. Vergl. auch den Art. Prinzessinnensteuer.

4) Eine umfassende Darstellung der Lehre siehe bei Glück, im Commentar über die Pandekten Bd 24 ff., wo zugleich die Literatur nachzusehen ist. Klassische, hierher gehörige Ausführungen enthält auch schon der bereits (Berlin 1824) erschienene Erste Band des Hasse'schen Werks: das Güterrecht der Ehegatten nach röm. Recht, dessen Fortsetzung für das praktische Dotalrecht noch größere Ausbeute erwarten läßt. — Für Östreich vergl. Rippel Rechte der Ehegatten in Beziehung auf ihr Vermög. Linz 1824, recensirt bei Wagner Zeitschr. für d. östr. Rechtsgel. 1825 H. 7. — Juag Parallelen ü. d. Rechte d. Ehegatt. n. östr. u. ungar. Ges. b. Wagner a. a. O. H. 3. 7. 12. — Warekönig Güterr. d. Eheg. in Lüttich in d. Erinner. f. teutsch. Priv. B. 1. Lief. 3. 1828. 5) Die verschiedenen Fälle, die hier vorkommen können, s. bei Hasse i. a. W. Kap. 3. §. 72.

be, Brautwagen), und in Rücksicht auf dasjenige Vermögen der Frau, was schon bei einer frühern Ehe mit demselben Manne zu ihrem Brautschatze gehörte, nach klaren, von der Praxis aber auf eine jede neue Verbindung derselben ausgedehnten Gesetzen.

Die Verabreichung eines Heirathsguts ist, an und für sich selbst betrachtet, Sache der freien Willkür. Sie ist, in so weit rücksichtlich des Gebers, nur durch dessen freie Vermögensverfügung, doch im Übrigen, wie überall noch dadurch bedingt, daß eine rechtsgiltige Ehe, für welche sie erfolgte (Hasse i. a. B. §. 133. 135.), entweder bereits schon abgeschlossen sei, oder doch bestimmt nachfolge. Denn ist das Heirathsgut gleich nichts Wesentliches der Ehe, so gilt doch umgekehrt der Grundsatz, daß ohne die erstere das letztere rechtlich nicht gedacht werden könne. Mit der Nichtigkeit dieser, würden auch alle in Hinsicht auf das Heirathsgut geltenden Rechte und Verbindlichkeiten sich von selbst wieder lösen. Öfters tritt dann aber eine rechtliche Verbindlichkeit zu Verabreichung eines Heirathsguts ein, und zwar entweder auf den Grund eines Vertrags oder einer letztwilligen Verfügung [6]) (dos voluntaria) oder aber unmittelbar in Folge gesetzlicher Vorschrift (dos necessaria). Zu dem Rechtsbestande eines desfallsigen Versprechens gehört nun, außer der nach römischem Rechte wenigstens [7]) erforderlichen Annahme auf Seite des Empfängers, auf Seite des Versprechenden, insonderheit wenn dieß die Ehefrau wäre, die nähere Bezeichnung in Hinsicht auf Umfang und Beschaffenheit des versprochenen Gegenstandes; es wäre denn die Bestimmung ausdrücklich von dem billigen Ermessen einer bestimmten dritten Person abhängig gemacht, oder, daß das Versprechen auf der Freigebigkeit des Vaters der Frau beruhte. In seinem Versprechen liegt die stillschweigende Unterwerfung unter das Ermessen des Richters; auch hat er die Tochter im Zweifel, und, wenn er nicht mittellos ist, selbst dann aus seinen Mitteln allein zu dotiren, wenn er das Heirathsgut aus seinem und ihrem Vermögen gemeinschaftlich versprochen hätte. Eine unmittelbar auf Rechtsnothwendigkeit beruhende Verpflichtung zu Verabreichung eines, nöthigen Falls gleichmäßig durch richterliches Ermessen mit Rücksicht zunächst auf die Vermögensumstände des Gebers, dann auf die Vermögensumstände und den Stand der Eheleute zu bestimmenden Heirathsguts findet dagegen in folgenden Fällen Statt. a) Zunächst ist der Vater verbunden, seine ehelichen sowohl, als an Kindes Statt angenommenen Töchter standesmäßig auszustatten, mögen sie nun noch in seiner väterlichen Gewalt stehen oder nicht. b) Ist der Vater gestorben, selbst noch in väterlicher Gewalt, oder unvermögend, so geht diese Verbindlichkeit auf den väterlichen Großvater oder sonstigen nächsten väterlichen Ascendenten der Frau über. c) Der leiblichen Mutter liegt sie dagegen nur unter außerordentlichen Umständen ob; nämlich, wenn alle väterliche männliche Ascendenten der Tochter und diese selbst unvermögend sind, dieselbe außerdem auch überhaupt unausgestattet bleiben müßte, oder, nach einer singulären, jetzt wohl in ganz Teutschland unpraktischen Bestimmung des römischen Rechts (L. 19. §. 1. C. de haereticis) zur Strafe, wenn die Mutter eine Ketzerinn, die Tochter aber eine rechtgläubige Christinn ist. Der Bruder ist, der richtigen Meinung nach [8]), die Schwester eben so wenig, als die Ehefrau sich selbst zu dotiren, schon durch Gesetz gehalten. Doch fordert auch letztere einen einmal bestellten Brautschatz erfolglos als eine Nichtschuld zurück, und verliert übrigens ihren gesetzlichen Anspruch gleich wie durch freiwillige, nach königl. sächsischen Rechten (*Kind.* Quaest. for. ed. 2. T. IV, 3.) durch Verheirathung vor erfolgter Einforderung des Heirathsguts als stillschweigend geschehen zu betrachtende Verzichtleistung so auch alsdann, wenn sie ohne die, aus gerechten Gründen zu verweigernde väterliche Zustimmung sich verheirathete. Eine gesetzliche Verbindlichkeit zu Erneuerung eines verloren gegangenen Heirathsguts gibt es übrigens nicht *).

Empfänger des Heirathsguts, mag nun dasselbe bei Abschließung der Ehe bereits ausgehändigt seyn (dos

6) Auch hier sind verschiedene Fälle möglich. Über das Legat einer erst noch zu bestellenden Dos s. Hasse. §. 88 c. 7) Nach heutigem Rechte hält man die förmliche Annahme des Versprechens für unnöthig. W. v. Rahmer merkwürdige Entscheidungen des O. A. G. zu Wiesbaden. Th. II, 10.

8) Über die anscheinend entgegen stehende L. 12. §. 3. D. de administrat. tutor. vergl. Hasse §. 100. *) Vergl. Zimmern im Archiv für die civil. Prax. IV. Nr 15. — Ein so genanntes nothwendiges Heirathsgut kommt aber weiter vor, 1) beim Adel und im Lehnrechte, indem dort die seit der Verbreitung der römischen Grundsätze über Erbfolge und Erbrecht gewöhnlich gewordenen weiblichen Erbverzichte es mit sich brachten, die adeligen Töchter mit einem Lebensunterhalte aus dem väterlichen Vermögen zu versorgen, welcher bei einer Heirath allenfalls in ein Heirathsgut verwandelt wurde, und indem man hier, durch Usualinterpretation und aus der Analogie einiger Gesetzstellen des longobardischen Lehnrechts (I. F. 6. II. F. 35.) die Verbindlichkeit des Besitzers des Lehens herleitete, den Töchtern des unvermögenden frühern Besitzers, beim Mangel eigenen Vermögens ein gewisses Geldquantum als Heirathsgut aus dem Lehen zu verabreichen. Herkommen, Familienverträge und Landesgesetze bestimmen die Größe des letztern gewöhnlich genauer. Namentlich beträgt dasselbe nach königl. sächsischen Rechten (Zachariä Kurs. Lehenr. 2te Ausg. §. 196 b), für jede der Töchter 5 vom Hundert des Werths des Lehens nach Abzug der Lehenschulden und so weit die ganze Summe den 3ten Theil des Lehenwerths nicht übersteigt. Mitunter ist diese Verbindlichkeit sogar ohne Rücksicht auf das mehrere oder mindere Allodialvermögen des frühern Besitzers, oder dessen Töchter geordnet. So im gotha'schen Lehensmand. vom 5. Jun. 1795. §. 131., nach welchem die Ausstattungssumme, wenn zur Zeit des Ablebens jenes nur eine in das Lehen nicht succedirende Tochter vorhanden ist, den 20sten Theil, sind aber mehrere dergleichen Töchter vorhanden, den 10ten Theil des Werths des Lehens, ohne Abzug der Lehenschulden beträgt. 2) Nach einigen Landrechten macht hiernächst beim Bauernstande bisweilen das Meierhofverhältniß eine Abfindung der sich verehelichenden Töchter vom Hofe, in Form eines Heirathsguts erforderlich, und endlich führt 3) die nach dem päpstlichen Rechte (cap. 1. X. de adulteriis et stupro) und dem Gerichtsbrauch zu Folge einer unbescholtenen, nicht verheiratheten Weibsperson von ihrem Verführer darzureichende Entschädigung, den Namen eines Heirathsguts, ohne daß sich dafür die Natur einer eigentlichen Dos behaupten lassen möchte.

praenumerata)[9]), gleichzeitig mit dieser, oder später bestellt, auch wohl erst während der Dauer der Ehe vergrößert werden (augmentum dotis), ist der Ehemann; so lange er aber noch Haussohn ist, eben so gut dessen Vater oder ein zur Übernahme eigens bevollmächtigter Dritter: und verschieden nach den Entstehungsgründen der Verbindlichkeit sind die Rechtsmittel, mit welchen die schuldige Bestellung gefordert wird. Ist nämlich ein gesetzliches Heirathsgut in Frage, so tritt eine so genannte condictio ex lege ein. Das Vertragsmäßige wird mit einer actio ex stipulatu beigetrieben, womit gemeinrechtlich, wegen eines dem Manne an dem gesammten Vermögen des Gebers desfalls zustehenden stillschweigenden Unterpfandes[10]) die Pfandklage verbunden werden kann; das durch letztwillige Verfügung Geordnete endlich mit der Klage aus dem Testamente. Keins dieser Rechtsmittel findet vor wirklicher Vollziehung der Ehe Statt; nachher jedoch, wenn kein späterer Zahlungstermin verabredet worden ist, sofort. Auch hat das zweite die Eigenheit, daß mit demselben, wenn die Ehe bereits zwei Jahre vor Erhebung der Klage bestanden hat, ohne weitere Rücksicht auf einen Verzug des Verpflichteten zugleich 4 vom Hundert Zinsen verlangt werden können. Außerdem gelten hinsichtlich der von einem rückständigen Heirathsgut zu gewährenden Zinsen und Früchte die allgemeinen Grundsätze.

An dem Heirathsgute selbst und von Zeit dessen Bestellung an, zu welcher bei körperlichen, nicht vertretbaren Sachen wirkliche Übergabe, und auch bei verbrauchbaren, rührt das Heirathsgut von der Frau her, geleistete Zahlung erforderlich ist, erlangt dann der Empfänger im Allgemeinen und so weit dieß mit Rücksicht auf die einzelnen Dotalstücke möglich ist, das bürgerliche Eigenthum. Näher bestimmen sich seine einzelnen Befugnisse erst nach der möglichen verschiedenen Beschaffenheit der letztern. Denn unbeschränkt ist sein Eigenthumsrecht nur bei vertretbaren und solchen nicht verbrauchbaren Sachen, welche von den Parteien zu einem bestimmten, keine derselben bedeutend verkürzenden, Preise angeschlagen worden sind, was in der Regel einem Verkaufe gleich steht (aestimatio venditionis causa) und den Empfänger zum Schuldner der angesetzten Summe macht. Der Ehemann verfügt hier mithin völlig frei, bezieht alle Früchte und ist hinsichtlich der etwa ihm entwährten Stücke Schadloshaltung zu fordern berechtigt. Inzwischen kann die Schätzung, wogegen gleichwohl die Vermuthung streitet (vergl. Glück und Geiger merkw. Rechtsfälle. Th. 2. Nr 31.), auch bloß zum Zwecke künftiger Entschädigungs-Berechnung geschehen seyn, (aestimatio taxationis causa). Dann, oder wann die Schätzung ganz unterblieben ist, erlangt zwar der Mann auch an den nicht vertretbaren Gegenständen das Eigenthum sowohl, als den Besitz. Er verjährt in letzterer Beziehung fremde unter dem Heirathsgute befindliche Sachen auf den Grund eines desfalls vorkommenden besondern Titels (titulus pro dote). Ihm gebührt ferner auch hier, als Folge des Eigenthums, das Verwaltungs- und Benutzungsrecht, wo dieses nicht, wie nach Landrechten, schon kraft des ehelichen Mundiums ihm zukommt und sich dann auf alles von der Gattinn nicht ausdrücklich zu eigener Verwaltung und Benutzung vorbehaltene Vermögen derselben (so genannte Spillgüter, bona receptitia) erstreckt[11]). Er ist endlich auch hier befugt, zu dem Brautschatze gehörige Gegenstände von den Besitzern zu vindiciren, und dazu gehörige Forderungen beizutreiben, obschon neuere Landesgesetze, z. B. das königl. sächs. Mand. vom 7. Jun. 1821 (Gesetz-Samml. Nr 21.) und dem S. Weimar. Pat. vom 22. Mai 1826 (Reg. Bl. S. 37) zur vollständigen Liberation des Schuldners die Mitwirkung der Frau überall erheischen. Allein einmal ist hier sein Eigenthum regelmäßig doch nur auf die Dauer der Ehe beschränkt. Dann aber erwirbt er hier auch nicht nur solche Accessionen, welche nicht als wahre Früchte betrachtet werden können, z. B. den auf einem Dotalgrundstück gefundenen Schatz, Alluvionen und dergl. keines Wegs, und muß wie ein bloßer Nießbraucher, für Nachzucht und Nachpflanzung sorgen, ohne daß er, außer dem Falle einer besondern Übereinkunft, oder eines Betrugs von Seite des Gebers Evictionsleistung zu fordern berechtigt wäre; sondern er ist auch eines Theils die Lasten der Dotalsachen ohne Ausnahme, so wie den zu deren Erhaltung erforderlichen gewöhnlichen Aufwand nichts desto weniger auch hier zu tragen verbunden, andern Theils aber unbedingt doch nur die beweglichen darunter zu veräußern befugt. Der Verkauf, die Verpfändung, überhaupt jede Veräußerung der Dotalimmobilien aller Art ist ihm dagegen ausnahmsweise nur da gestattet, wo das Heirathsgut nach erloschener Ehe nicht der Frau, sondern einem Dritten zufällt, und wo Rechtsnothwendigkeit eintritt, z. B. Miteigenthümer auf Theilung dringen. In jedem andern Veräußerungsfalle ist die Frau, wohl schon während der Ehe, wenn auch nicht das veräußerte Grundstück als volles, dem Dotalnexus nicht unterworfenes Eigenthum, für sich selbst in Anspruch zu nehmen, doch die Herausgabe desselben an den Ehemann (vergl. Weber Erläuterungen der Pand. §. 1215.)

---

9) Ist die Übergabe der pränumerirten dos mit Ansetzung eines Preises erfolgt, so erlangt der Bräutigam das Eigenthum daran erst bei der Eingehung der Ehe. Er kann mithin vorher dieselbe auch nicht verjähren; trägt aber auch die Gefahr nur in sofern, als es zur Ehe kommt, und dann noch Etwas vorhanden ist von der Sache. Wurde kein Preis dafür bestimmt, so wird er dagegen allerdings Eigenthümer; allein die von dem Empfangenen genommenen Früchte vergrößern nur die Substanz ohne dem Bräutigam zuzufallen. Auch gilt keines der unten genannten, der Frau in Beziehung auf das Heirathsgut zustehenden Vorrechte. Doch genießt ihre Forderung bei der Rücknahme der pränumerirten Dos, im Fall es nämlich nicht zur Ehe gekommen ist, eines Vorzugs vor etwanigen andern chirographarischen Schulden des Bräutigams (privilegium exigendi). 10) Vorzüglich dieses Pfandrechts halber kann es vortheilhaft für den Ehemann seyn, wenn das gesetzliche Heirathsgut besonders bedungen worden ist. S. *Pufendorf.* Observat. jur. univ. I, 56.

11) S. Mittermaier, a. a. O. und vom sächsischen Recht insbesondere Haubold Lehrb. des königl. sächsisch. Rechts. §. 75. auch sachs. weimar. Privatrecht. §. 143.

nach getrennter Ehe aber, dasselbe zu vindiciren, d. h. von dem Besitzer unentgeldlich zurück zu verlangen berechtiget; es wäre denn, daß sie eidlich in die Veräußerung gewilligt, oder ihre Einwilligung nach zwei Jahren wiederholt hätte[12]), daß die Veräußerung erweislich zu ihrem Vortheil geschehen wäre, daß sie als Erbinn des Mannes dessen Handlungen genehmigen müßte, daß sie ein im Testamente des Mannes dafür ihr ausgesetztes Legat angenommen, oder endlich, daß der Ehemann nachher das volle Eigenthum an den veräußerten Immobilien erworben hätte.

Dagegen stehen aber auch der Ehefrau in Beziehung auf das Heirathsgut, ingleichen auf die vom Ehemanne auf ihren Namen mit Dotalgeldern gemachten Erwerbungen, abgesehen von einem so genannten natürlichen, d. h. in seinen Wirkungen bis nach Auflösung der Ehe ruhenden, Eigenthume daran, schon während der Dauer der Letzteren mehrere Rechte zu. Namentlich gebührt der rechtgläubigen Ehefrau zur Sicherheit des Heirathsguts, und an diesem selbst sowohl, als an dem gesammten Vermögen des Ehemannes, gemeinrechtlich ein stillschweigendes bevorzugtes Unterpfandsrecht, beginnend bei der nothwendigen Dos mit Abschließung der Ehe, erfolgte die Auszahlung früher, mit dem Tage dieser letztern, außerdem vom Zeitpunkte des gegebenen Versprechens, und bei dem Zuwachse des Heirathsgutes mit dem Eintritt dieses. Die Befreiung von besonderer Cautionsleistung im Prozeß ist bei Dotalgrundstücken vom Ehemanne auf die Ehefrau erstreckt. Mit Recht verlangt sie ferner, daß der Abwurf der Dos lediglich zum Besten der Ehe verwendet werde. Sie ist im Fall einer unordentlichen Verwaltung Sicherheitsmaßregeln jeder Art, mit alleiniger Ausnahme aller, wiewohl erst im neueren römischen Rechte (L. 15. C. Th. de fidejuss. dat. L. 1. 2. C. ne fidejuss. vel mand. dot. dentur), ausdrücklich reprobirter, Bürgschaftsleistungen des Ehemannes, zu veranlassen befugt, während sie selbst, nach Provinzialrechten, z. E. dem königl. sächsischen, bei einer in Rücksicht auf ihr Heirathsgut für denselben zu leistenden Bürgschaft den Rechtswohlthaten, welche schon gemeinrechtlich, den für ihre Ehemänner intercedirenden Frauen zu Gunsten geordnet sind, nicht anders, als mittels eidlichen Verzichts gültig entsagt. Sie hat ferner, wenn zu des Mannes Vermögen, ohne ihr Verschulden, Concurs ausbricht*), so wie auf die Dauer des Vermögensverfalls desselben überhaupt gegründeten Anspruch auf eigene Verwaltung und Benutzung des Heirathsguts. Ja sie fordert dasselbe sogar ausnahmsweise, und so weit es außerdem nach aufgelöster Ehe ihr, oder ihren Erben gehören würde, schon während der Dauer derselben, bald mit Einwilligung des Ehemannes, um ihre Schulden damit abzutragen, ihren nächsten Anverwandten Alimente daraus zu reichen, oder dieselben aus der Gefangenschaft damit loszukaufen, ingleichen zum vortheilhaften Ankauf von Grundstücken, bald ohne dessen Zustimmung, nämlich alsdann befugter Weise von demselben zurück, wenn der Zweck der Bestellung vorher noch gänzlich wieder hinweg fällt, den Ehemann z. B. die Strafe der Deportation, oder einer lebenslänglichen Freiheitsstrafe trifft.

Regelmäßig erfolgt aber die Zurückgabe des Heirathsguts erst nach erloschener Ehe. Tritt alsdann nicht ein besonderer Befreiungsgrund ein, wie ihn die Gesetze namentlich für den Fall statuiren, wo die Ehe wegen eines Verbrechens der Ehefrau, besonders wegen eines von ihr begangenen Ehebruchs, durch richterliches Erkenntniß getrennt wird, und welcher ferner auf einem Vertrage beruhen kann, vorausgesetzt daß dieser mit dem Geber des Heirathsgutes gleich Anfangs, war dieß aber der Vater der Ehefrau, entweder mit Einwilligung dieser, oder mindestens noch vor der Vollziehung der Ehe von dem Manne abgeschlossen, auch nicht etwa ein Anfall des Heirathsguts bei stehender Ehe, verabredet wurde; so ist letzterer zwar wegen aller auf die Erhaltung des Heirathsgutes gemachten außerordentlichen und nicht zu unbedeutenden Verwendungen (S. hierüber vorzüglich Balett praktisch-theoretische Abhandl. aus dem Gebiete des römischen Privatr. Götting. 1824. Nr 1.), zuvor volle Entschädigung zu fordern und bis dahin das Heirathsgut inne zu behalten (zu retiniren) befugt, außerdem aber, die Dotalgrundstücke sofort, bewegliche Gegenstände aber binnen Jahresfrist, zu restituiren verbunden, und zwar nach gemeinem Rechte a) an den Geber, wenn dieser die Rückgabe sogleich bei der Bestellung ausdrücklich sich ausbedungen hatte (dos receptitia); b) an den Vater der Frau, oder, statt dessen, dem schon durch die Glosse ad L. 4. C. solut. matrim. gebilligten, auch bisweilen durch Landesgesetze sanctionirten Gerichtsgebrauch zu Folge, an die aus der Ehe vorhandenen Kinder, wenn das Heirathsgut von solch einem Ascendenten selbst, oder Namens desselben um ihm das Rückforderungsrecht zu verschaffen, von einem Dritten, bestellt (dos profectitia) und die Ehe durch den Tod der Frau getrennt worden ist; c) an die Frau und deren Vater gemeinschaftlich und so, daß das Heirathsgut für eine neue Ehe der Frau aufbewahrt werden soll, wenn unter übrigens gleichen Umständen, wie diese so eben bemerkt worden sind, die Ehe auf andere Weise, als durch den Tod der Frau aufgehört hat, und endlich d) an letztere, oder deren Erben ausschließlich, wenn das Heirathsgut von einem Dritten, ohne daß dieser das Rückforderungsrecht sich oder dem Vater vorbehalten hätte (dos adventitia), bestellt worden ist, mithin überhaupt in allen andern, als den bisher hervorgehobenen Fällen[13]). Zu

12) Nach Landrechten reicht gewöhnlich jeder, auf irgend eine Art erweisliche, Consens der Ehefrau hin, die Veräußerung aufrecht zu erhalten. Überhaupt erweitert das teutsche Güterrecht die Verfügungsbefugnisse des Ehemannes. S. Mittermaier a. a. O. und die in Not. 14 daselbst Genannten. *) Über die Beweiskraft des vom Ehemann gegebenen Empfangsbekenntnisses in diesem Falle s. Wagner Zeitschr. f. östreich. Rechtsgelehrs. 1825. H. 4. S. 254 fg.

13) Von dem Einflusse des provinzialrechtlichen und namentlich des sächsischen Mobiliarerbrechts des Ehemannes auf die Rückgabe des Heirathsguts, s. Haubold a. a. O. §. 79. und *Kind* Quaest. for. ed. 2. T. IV, 5.

diesem Ende steht ihr und den Erben nicht nur rücksichtlich der vorhandenen Sachen die Eigenthums- und die Pfandklage zu. Es gebührt ihr auch, gleich jedem andern, zur Zurückforderung Berechtigten, nach neuesten römischen Rechte eine so genannte actio ex stipulatu. Damit können dann, was die Nebenpunkte betrifft, von den ästimirten und vertretbaren Gegenständen im Falle eines Verzugs 4 v. H. Zinsen, und bei jeder andern Brautgabe alle etwa vor Eingehung der Ehe, ingleichen die nach der Trennung derselben gezogenen Früchte, so zwar, daß hier diejenigen, welche als noch in der Ehe erworben zu betrachten sind, sich lediglich nach dem Verhältniß der Zeit, in welcher die Hauptsache Dotalgut war zu dem letzten Jahre, und bezüglich den einzelnen Fruchtperioden sich bestimmen [14]), nicht weniger alle zu den Früchten nicht gehörige Accessionen, die Leistungen der Hauptsache hingegen nach folgenden nähern Grundsätzen dem Empfänger abgefordert werden. Vertretbare Sachen sind überall, ohne Ausnahme, in gleicher Quantität und Qualität, nicht vertretbare, der Regel nach, in Natur zurück zu geben. Für die unter Ansetzung eines Kaufpreises empfangenen, welche, gleich den vertretbaren, lediglich auf Gefahr des Mannes stehen, ist nun dieser zu bezahlen; nur dann findet ein Anspruch auf die Sache selbst Statt, wenn der Preis nicht zu erlangen steht. Geschah die Schätzung bloß, um den Beweis zu sichern, so hat der Mann, wenn nicht ein Anderes bedungen wurde, die Wahl, entweder den Werth zu entrichten, oder die Sache, wie sich diese eben vorfindet, heraus zu geben; sie wäre denn durch sein Verschulden verdorben worden, oder verloren gegangen. Hier, so wie bei solchen nicht vertretbaren Sachen, bei welchen eine Schätzung ganz unterblieben ist, liegt dem Manne die Vergütung des Schadens ob, er müßte denn, sobald ihm nur weder Betrug, noch grobe Fahrlässigkeit zur Last fällt, den Beweis zu führen im Stande seyn, daß er es an demjenigen Grade von Sorgfamkeit dafür nicht habe fehlen lassen, welche er seinen eigenen Angelegenheiten zu widmen pflegt [15]). Dieß gilt auch bei Forderungen, welche als Dos übertragen worden sind. Denn unbedingt haftet der Mann nur für Dotalgelder, welche er selbst zu Kapital anlegte. Allerdings vertritt er aber auch die Folgen verzögerter Beitreibung derjenigen Dos, welche von einem Andern, als dem Vater der Frau oder ihr selbst, und nicht als bloßes Geschenk hatte entrichtet werden sollen; und auch Verluste, welche in Folge einer schon zur Zeit der Erwerbung des Klagrechts vorgelegenen Zahlungsunfähigkeit des Schuldners hervortraten, fallen ihm zur Last, wenn er, ungeachtet der Bekanntschaft mit letzterer, dennoch Anstand nahm, mit der Einhebung. Fehlt die Sache endlich wegen vorgegangener Veräußerung, so ist, wenn die Frau darein willigte, der Erlös heraus zu geben, außerdem aber, wenn die Sache selbst nicht zurück erlangt werden kann, voller Ersatz zu leisten.

Den Beweis des Zurückforderungsrechts sowohl, als der wirklich erfolgten Auszahlung des Heirathsguts als solchen (Illation) hat inzwischen der Kläger zu führen, wobei die Beweiskraft eines vom Manne ausgestellten, später nicht wiederholten, Empfangsbekenntnisses, wodurch dieser Beweis, außer im Verhältnisse zu den Gläubigern des letztern, am leichtesten hergestellt werden würde, ähnlichen Beschränkungen unterliegt, wie die Beweiskraft der Darlehns-Empfangscheine. Der Mann kann dieselbe nämlich durch die Einrede des nicht gezahlten Heirathsguts (exceptio non numeratae dotis) beseitigen, deren Gebrauch an folgenden Zeitfristen gebunden ist. Hat die Ehe nicht über 2 Jahre gedauert; so steht ihm die Einrede 1 Jahr lang, dauerte dieselbe länger, aber doch nicht über 10 Jahre; so steht sie ihm 3 Monate lang, in beiden Fällen von der Trennung der Ehe an, offen; währte die Ehe endlich 10 Jahre oder drüber; so fällt das Rechtsmittel gänzlich hinweg, und der Ehemann ist nun selbst von dem Gegenbeweise des Nichtempfangs ausgeschlossen.

Endlich steht dem Manne hinsichtlich der Rückgabe eines, nicht versprochenen, Heirathsguts, die Wohlthat der Competenz zu, in Folge deren er von letzterem beim Mangel eigenen Vermögens jederzeit so viel zurück zu halten befugt ist, als er zu seinem Lebensunterhalte bedarf. Es erklären sogar die Gesetze jede vertragsweise Beschränkung dieser Befugniß, insbesondere mittels etwa errichteter Ehepakten, d. i. unter den Eheleuten über ihre gegenseitigen rechtlichen Verhältnisse, sei es in Beziehung auf ihre Person, oder ihr Vermögen, abgeschlossene Verträge, schlechthin für unwirksam, und ein Gleiches gilt schließlich, gleichwie von seinem Benutzungsrecht des Heirathsgutes, so auch von seiner Befugniß, hinsichtlich der auf das Heirathsgut gemachten nothwendigen Verwendungen, Ersatz zu fordern.

(*B. Emminghaus.*)

HEIRISSON, eine Gruppe kleiner Eilande, die unter 32° 5′ S. Br. und 133° 26′ L. in der Mündung des Schwanenflusses vor dem Edelslande des Australcontinents sich ausbreitet. Die Eilande sind wild, rauh und nur zum Theil mit Vegetation bekleidet.

(*G. Hassel.*)

Heischesatz, in der Philosophie, s. Postulat.

HEISEN (Heinrich), war zu Bremen am 13. Julius 1690 geboren und ein Sohn Ludwigs, Predigers an der Michaeliskirche, besuchte das Pädagogium und fünf Jahre seit 1707 das Gymnasium. Darauf studirte er sieben Jahre zu Marburg, besah dabei die nächsten

14) Über die verschiedene Erklärung der hierher gehörigen römischen Gesetzstellen (besonders L. 7. §. 1. D. solut. matrim.), so wie über das Detail der bei der Theilung der Früchte eintretenden Principien, siehe *Fd. Schrader* de divisione fructuum dotis. Helmst. 1815. vergl. mit Rothe's zum Theil berichtigenden Erläuterungen, bei Glück a. a. O. Th. 27. 2a Abth. S. 324 ff. besonders aber Hasse im rhein. Museum 2. Jahrg. (1828). 1. S. 1 — 41. — Übrigens sehen Landrechte dabei auf die Zeit der Einhebung der Früchte (Perception) wie beim Nießbrauche; nur daß gewöhnlich auch hier wieder vom römischen Rechte abweichende teutsch-rechtliche Bestimmungen einwirken. Vgl. Curtius Handbuch des sächs. Civilrechts. §. 124. vergl. mit Mittermaier a. a. O. §. 147. 15) S. über die von dem Manne zu prästirende culpa, Hasse: die Culpa des römischen Rechts. Kap. VII.

Akademien, Herborn, Gießen und Rinteln, verwaltete in Marburg einige Zeit das Majoratsamt, wobei er das Leben und Studiren derer, die fürstliche Gelder genossen, beobachten und die Jüngern in der latinischen Schreibart unterrichten mußte. Am 13. Januar 1718 ward er außerordentlicher Lehrer der geistlichen Philologie an dem Gymnasium zu Bremen und Lehrer der ersten Klasse im Pädagogium, auch den 13. Julius 1719 außerordentlicher Prediger an der Stephanskirche. Am 11. Jannar 1732 erhielt er eine ordentliche Professur der Rede- und Dichtkunst, die er am 9. Oktober mit einer Rede, von der Beredsamkeit der alten Teutschen, antrat, und am 27. März dieses Jahres ward er auch Bibliothekar, so wie am 5. Oktober Pädagogiarcha. Am 7. Jan. 1764 bat er nm seine Entlassung und starb den 17. Februar 1771 *). (*Rotermund.*)

HEISERKEIT, HEISCHERKEIT (Rauhheit der Stimme, raucedo, raucitas, ravis, fauces raucae, vox rauca s. raucinosa, branchus, *Βϱάγχος*; belgisch: heeshed, heesheid, schorheit der Keel; dänisch: haeshed, rustenhed; schwedisch: heshet; engländ.: hoarsoness; franz.: enruement; ital.: fiochezza, fiocaggine, affiocamento, rochezza; span.: ronquerra, ronquedad, ronquez; portug.: rouquiddo, rouquice) — die krankhafte Affektion des Stimmorgans, wobei der Stimme der gehörige Ton mangelt. Es kommt die Heiserkeit in verschiedenen Graden, von der Rauhheit bis zur Stimmlosigkeit (Aphonia) und in verschiednen Modifikationen häufig vor und verräth sich durch einen unreinen, rauhen Ton beim Sprechen, Husten und Ausathmen, an sich ohne Schmerz, ohne Kurzathmigkeit, ohne Röcheln, meist mit einem Gefühle von Spannung und Trockenheit im Halse verbunden. Zuweilen hat diese qualitative Veränderung der Stimme in Folge einer minder vollkommnen Ausbildung des Sprachorgans mehr als angeborner Stimmfehler Statt, und als solcher kann sie ohne wirkliche Krankheit das ganze Leben hindurch bestehen; oder sie ist mehr periodisch, wie zur Zeit der Pubertät bei Jünglingen (nach Tissot besonders bei solchen mit blassem Gesichte) oder während der Schwangerschaft bis zur Geburt, fast bis zum Verluste der Stimme gesteigert (Pelargus, Schmitt) oder sie tritt als Symptom anderer pathologischer Vorgänge auf.

Am häufigsten rührt die heisere Stimme von Verkältungen und katarrhalischer Stockung her (Raucedo catarrhalis), wo sich dann ein trockner Husten oder das Herausräuspern einer wässerigen, salzigen, später zu Schleim werdenden Materie und andre katarrhalische Zufälle hinzu gesellen. Es ist dann der heisere Ton in den meisten Fällen nur beim Sprechen, Husten und Ausathmen, weniger beim Einathmen bemerkbar, welche letztere Erscheinung M. Tullidge als Unterscheidungsmerkmal der Raucedo vom Cronp ansieht (!) (siehe Katarrh des Kehlkopfs und Croup). Wir sehen diese Art Heiserkeit bei vielen Alten, welche entweder immer oder bei feuchter Witterung und im Winter an einer chronischen katarrhalischen Affektion des Kehlkopfs leiden.

Ferner beobachten wir diese Abnormität der Stimme in Folge starker Anstrengungen des Stimmorgans; nach allerhand krampfhaften und paralytischen Leiden, welche entweder die beim Sprechen zunächst interessirten Theile treffen oder als allgemeine krankhafte Zustände erscheinen, wie z. B. Hysterie, Veitstanz, Affektionen des Hirns (Borellus) u. s. w.

Die hauptsächlichste Veranlassung zur Heiserkeit geben übrigens die verschiedenen Fehler des Kehlkopfs der Luftröhre und der diesen nahen Theile ab. Sie sind besonders: chronische oder acute Entzündung (s. oben raucedo catarrhalis) dieser Theile; Störung der Sekretion des die innere Fläche des Sprachorgans überziehenden Dunstes, Defekt oder zu große Menge oder Zähigkeit desselben, Verschleimung; verminderte Energie der beim Sprechen zunächst wirkenden Muskeln und Nerven, auch zu kleines Ausathmen in Folge allgemeiner Schwäche der Lebenskräfte (Ficinus, Double); Zusammendrückung, Risse, Brüche, Unbeweglichkeit, Verknöcherung rc. der Knorpeln (Fontanus, Baillie), Geschwülste und Geschwüre am Kehlkopf (Haller, Petit, Ranoë, Whaten) oder des Zäpfchens (Lentilius); Verhärtung und Desorganisation der Stimmritzbänder, Erschlaffung derselben; Verstopfung und Anschwellung der Drüsen der Luftröhre; Unebenheit, Laritât und Auflockerung der Schleimhaut des Kehlkopfs, so wie endlich Druck, Unterbindung und Verletzung des Stimmnerven (Thom) u. s. w. Außerdem beobachten wir noch die Heiserkeit nach fremden, in die Luftwege gekommenen Körpern, wie Pulver, Käser u. dergl. m. (Schenk, Frank, Plater); nach allerhand spezifiken Krankheitsmaterien, wie Masern (Schenk), Blattern (Starke), Scharlach, Gicht, Rheumatismus, Skorbut, Syphilis rc., nach Hämorrhoiden (Klein), nach hitzigen Fiebern, bei Wurm- und Gallenreiz (Fink), und auch wegen der auffallenden Mitleidenschaft zwischen dem Halse und dem Herzen bei Aneurysmen und andern Herzleiden.

Bisweilen ist die rauhe Stimme ein gefährliches, den Tod verkündendes Symptom der Lungensucht und hitzigen Fieber, während sie in andern Krankheiten als eine Art von Krise oder Veränderung des ersten Übels erscheint (ex insania in raucedinem cum tussi fit secessus, sagt Hippokrates).

Die Vorhersagung bei der Heiserkeit resultirt zum Theile aus dem Gesagten; die von Mißbrauch des Quecksilbers, von Verstopfung der Luftröhrendrüsen und

*) Vergl. mein Lex. aller Gelehrten, die seit der Reformation in Bremen gelebt haben. Th. 1. S. 193 f. Er schrieb: Novae hypotheses interpretandae felicius epistolae Jacobi Apostoli, septem et viginti dissertationibus adsertae. Brem. 1739. 4. — Harmonia praestabilit. aevi nostri harmonicae cum ea, quae fuit Stoicorum. Brem. 1740. 4. Die Anzahl seiner Disp. und anderer Schriften, die er bei Beerdigungen, bei der Einführung der Burgermeister und bei andern Veranlassungen schrieb, beläuft sich über hundert, in latinischer und teutscher Sprache, und zwei Reden auf den Tod des Kaisers, von welchen die eine in Versen ist.

Krankheiten der innern Kehlkopfhaut entstandene Heiserkeit geht leicht in Luftröhrenschwindsucht über; eben so ist die bedeutend heisere Stimme bei Desorganisationen sehr hartnäckig und in der Regel unheilbar, und die Gefahr bei der Heiserkeit von venerischen, skorbutischen und ähnlichen Ursachen, von Hysterie, Würmern oder auch von Bleikolik rc. richtet sich nach dem zu Grunde liegenden Übel.

Was die Kur der Raucedo betrifft, so erhellet schon die Verschiedenheit derselben aus den mannichfachen Ursachen, die dem Übel zu Grunde liegen können. Es ist daher zu allgemein, wenn man, ohne Berücksichtigung der Ätiologie, gegen die Heiserkeit eine Menge Heilmittel preiset, da doch nur durch Entfernung oder Mäßigung der Causalverhältnisse Heilung erzielt werden kann.

Die Kurregeln hier näher zu detailliren, gestattet der Ort nicht und wir verweisen daher auf die einzelnen, die Heiserkeit begründenden Übel. (*Wiegand.*)

HEISKER, ein kleines Eiland, das zu der Hebridenkette der scotischen Shire Inverneß gehört, 2 Seemeilen im W. von North-Uist belegen und wohl ¾ Meilen lang, aber sehr schmal ist (N. Br. 57° 46′ L. 9° 43′). Der Boden ist sandig, aber mit einer frischen Vegetation bekleidet, und bringt auch etwas Korn hervor, aber sein vorzüglichstes Produkt ist Kelp. Die wenigen hochscotischen Familien, die es nährt, sind nach North-Uist eingepfarrt. (*G. Hassel.*)

HEISLER (Philipp Jakob), ein Rechtsgelehrter. Geboren am 3. December 1718 zu Stiefenhofen unweit Lindau am Bodensee, kam er im achten Jahre seines Alters zur Erziehung bei seines Vaters Bruder, einem Dekan und Pfarrer in der Konstanzer Diöcese, von dem er in den ersten Anfangsgründen unterrichtet wurde, dann bei den Jesuiten zu Mindelheim die Humaniora, und bei jenen zu St. Salvader in Augsburg Philosophie und Theologie studirte. Er ging aber in Augsburg unvermuthet zur protestantischen Confession über, und reisete 1741 mit Empfehlungsschreiben vom Pastor und Senior Urlsperger begleitet, nach Halle ab, hörte daselbst philosophische und juristische Vorlesungen, und erwarb 1750 die höchste Würde in der Juristenfakultät. 1752 wurde er als außerordentlicher, und 1754 als ordentlicher Professor der Rechte, und Beisitzer der Juristenfakultät eingeführt, als welcher er am 24. November 1781 starb. Nicht nur seinen Vorlesungen, sondern auch seinen literarischen Arbeiten, wenn sie gleich nicht immer von großem Umfang waren, widmete er einen unermüdeten Fleiß: er hat wenigstens als Lehrer Viel genützt und galt dabei für einen exemplarischen rechtlichen Mann. Die Universität verlor an ihm, ob er gleich keinen auswärtigen großen Ruf sich erworben hatte *). (*Ad. Martin.*)

HEISS, 1) Elias Christoph, zu Memmingen in Schwaben geboren und daselbst gestorben 1731. Er war ein guter Zeichner; in der Malerei würde er noch mehr geleistet haben, wenn er nicht die damals beliebte geschabte Manier in schwarzer Kunst, vorgezogen hätte, nach welcher er viele Thesen und Bildnisse ausführte. Er ließ sich zu Augsburg nieder, errichtete daselbst einen Kunsthandel, und begab sich in seinem sechzigsten Jahre zur Ruhe, nachdem er ein bedeutendes Vermögen erworben. Mehrere ausgezeichnete Blätter von ihm findet man in Huber und Rost Handbuch angegeben †).

HEISS, 2) Gottlieb, Brudersohn und Schüler des Vorigen, beschäftigte sich in derselben Art das Kupfer zu bearbeiten, und zeigte denselben Mangel an gutem Geschmack, indem er sich mit Ausführung von Thesen beschäftigte. Auch er war Kunsthändler, und fröhnte dem Zeitgeschmack, der ihm zu einem guten Absatz seiner Arbeiten verhalf. Er starb 1740 im 54sten Jahre.

HEISS, 3) Johann, zu Memmingen um 1640 geboren, und Schüler von Heinrich Schönfeld, machte sich durch kleine historische Gemälde bekannt, auch war er in Thieren und Landschaften nicht minder geschickt. Sandrart ††) erwähnt von ihm ein großes Gemälde, welches sich in der Kreuzkirche zu Augsburg befindet. Er starb im J. 1704. (*Weise.*)

HEISS, 4) Sebastian, nicht HEISSE, war im J. 1571 zu Augsburg geboren, studirte zu Ingolstadt Philosophie drei Jahre, trat 1591 in den Jesuiterorden und wurde ein tapferer Controversprediger, lehrte daselbst im Jahre 1599 Polemik und Metaphysik, seit 1600, nachdem er die theologische Doktorwürde angenommen hatte, die Theologie zu München und Dillingen, und seit 1609 wieder zu Ingolstadt mit Beifall. Er besaß eine ungemeine Belesenheit und eine Kenntniß von Schriften fast aller nur möglichen Gattung. Mederer gibt ihm in den Annal. Ingolstad. Academiae. Tom. II. S. 216 das Zeugniß, vir erat singulari ingenio, doctrina eximia, nec his dotibus impari virtute. Vix erat scripti genus, quod non legisset, vix legerat quidquam, quod memoria non retinuisset. Temporis sui sectarios luculentis disputationibus editis exagitavit, eruditorum approbatione singulari. Kränk-

---

*) Zu seinen Schriften gehören: Exercitationum academicar. ad diversas materias juris pertinentium fasciculus de annis 1750 — 1775. 4. Halae Salicae. 1776, 10 gesammelte Dissertationen. Außerdem ist von ihm eine Reihe gründlicher Erörterungen in den wöchentlichen halle'schen Anzeigen, z. B. 1) Erörterung der Rechtsfrage: ob in denen Dienstbarkeiten der Herr des dienstbaren Gutes zu repariren schuldig sei? 1754. Nr 37 u. 38. 2) Der 172ste und 174ste Artikel der peinlichen Halsgerichtsordnung Kaisers Karl V. aus den Glaubenssätzen und der Liturgie der römischen Kirche erläutert; 1758. Nr 36 — 40. 3) Von dem Beweis einer rechten Nothwehr; 1764. Nr 43 — 46. 4) Von der Zulässigkeit einer Ehe mit des Bruders Tochter; 1775. Nr 38 u. 39. 5) Sind Ältern ihre Kinder, welche sich wider ihren Willen verheirathen, zu enterben befugt? 1779. Nr 6 — 8. — Vergl. Weidlichs zuverl. Nachrichten von jetztleb. Rechtsgel. Bd IV. S. 305 — 311. Weidlichs biogr. Nachr. Bd I. S. 266 — 271 und Bd V. S. 113. Adelungs Fortsetzung von Jöcher. Bd II. S. 1881. Meusels Lexikon verstorb. teutsch. Schriftst. Bd V. S. 316 — 318. Baader Lexik. verstorb. baier. Schriftsteller. Bd I. Th. 1. S. 232.

†) Th. 2. S. 49. ††) In dessen Malerakademie. Th. 2. S. 339.

lichkeit wegen hielt er von Ostern 1614 an, seine theologischen Vorlesungen in der rhetorischen Schule, allein er sahe sich genöthiget, da seine Kräfte immer mehr schwanden, die Fortsetzung dem Johann Moquet im Sommer zu übertragen und starb den 20. Julius 1614. Das Verzeichniß seiner Schriften*) findet man in Kobalds baiernschem Gelehrten-Lexikon. S. 314. und berichtiget in G. M. Gandershofer Nachträgen, Landshut 1825. S. 146 f. *Veith* Biblioth. Augustana Alphab. X. p. 127 f. (*Rotermund.*)

Heiss Blicken im Bergbau, s. Silberblick.

HEISSGRÄTIG, der heiße Grad des Feuers, den spröde Erze erfordern, und so viel als wild; auch nennt man die Erze heißgrätig, die bei dem Schmelzen sehr flüssig sind. (*A. Schmidt.*)

Heisshunger in der Medizin, s. Hundshunger.

HEISTER, 1) in Niedersachsen ein junger Laubholz-, besonders Eichen- oder Buchenbaum, welcher sich noch biegen läßt. Die Ausziehung oder Wegnahme desselben wird unter den Forstfreveln härter bestraft. (*H.*) 2) In Obersachsen überhaupt jede zur Erziehung eines Baumes taugliche Stange im Laubholze. Davon: Heisterborke, die vom Stangenholze geschälte Eichen-, Gärberinde, und Heisterwald, ein junger aus dem Samen erwachsner Laubholzwald, dessen Bäume nur erst 2 bis 4 Zoll dick sind. (*Pfeil.*) 3) Im Niederteutschen auch die Benennung einer Elster, daher ein Heisterei, s. v. als Elsterei. Im Holsteinschen gebraucht man diese Redensart figürlich, und bezeichnet, wenn man von Jemand sagt: er habe Heistereier gegessen, den Begriff, daß er nicht schweigen könne. (*St.*)

HEISTER, ein berühmtes gräfliches Geschlecht in Steiermark. Die Grafen von Heister besaßen Kirchberg an der Raab, Siegersdorf, Aheim, Fahrengraben, Rakitsch, Thurnisch, Moosbrunn, Reichenburg. Sie waren Erbauer des Schlosses von Kirchberg an der Raab. In der Geschichte von Östreich und Ungarn glänzt der Graf Siegbert von Heister, einer der Helden von St. Gotthard in Ungarn, durch welche unter dem östr. Feldherrn Montecuculi dem Eindringen der Türken in die Steiermark Einhalt gethan wurde. Er focht unter den Kaisern Leopold I., Joseph I. und Karl VI. in funfzig Schlachten und bedeutenden Gefechten und zeichnete sich bei Zenta, Szlankamen (in Slavonien), Temesvár und Belgrad vorzüglich aus. Er starb am 22. Februar 1718 und liegt zu Kirchberg an der Raab unter einem prächtigen Grabmale, welches ihm seine Gemahlinn setzen ließ. In der Grabschrift heißt es treffend: „Mirum! septuagenarius miles hic jacet, nec tamen armis confectus sed annis." (*Rumy.*)

HEISTER, 1) Elias Friedrich, des Folgenden Sohn, geboren den 28. April 1715 zu Altdorf, studirte seit 1731 die Medizin zu Helmstädt, Berlin und Leipzig, wurde im J. 1738 zu Helmstädt Doktor und 1739 Mitglied der Academia Naturae Curiosorum unter den Beinamen: Sostratus II. und machte im folgenden Jahre eine Reise nach Holland, auf welcher er aber den 11. November 1740 zu Leyden plötzlich am Verschlucken eines Stücks von einem Messer oder nach Andern an einem sehr bösartigen Magenkrampfe starb, nachdem er vorher braunschweigscher Hofrath und Professor der Medizin zu Helmstädt geworden war. Er hat viel geschrieben, doch fehlte ihm die Zeit, es gehörig auszuarbeiten und herauszugeben. Außer mehrern botanischen und medizinischen Dissertationen hinterließ er eine lateinische Übersetzung von *Jac. Douglas* description of the Peritonaeum. Helmst. 1733. 8. und Apologia pro medicis, Atheismi crimine commaculatis. Amstel. 1736. 8. — Besondere Nachrichten wegen des Oculisten Taylor. Helmst. 1736. 8. Sein Leben von J. Lor. Mosheim steht im 6ten Bde der Acta Naturae Curiosorum, deßgleichen sein Bildniß.

2) Lorenz, geboren den 19. September 1683 zu Frankfurt am Main, wo sein Vater angesehener Gastwirth war, besuchte die Schule seiner Vaterstadt und begab sich, um die Arzneiwissenschaft zu studiren, in seinem 19ten Jahre nach Gießen. Nachdem er hier vier Jahre zugebracht, machte er eine Reise nach Holland, hielt sich in Leyden und vorzüglich in Amsterdam auf, ging im J. 1707 mit der holländ. Armee nach Brabant, kehrte dann nach Leyden zurück und wurde im folgenden Jahre zu Harderwyk Doktor. Im J. 1709 fing er an zu Amsterdam Vorlesungen über Anatomie und Chirurgie zu halten, ging aber bald zum zweiten Male als Feldarzt mit der Armee, hielt sich als solcher vorzüglich in den größern Spitälern zu Oudenarde und Brüssel auf und hier bildeten die unzähligen Operationen an Lebenden und Todten ihn zum großen Chirurgen. Auf Empfehlung von Ruysch wurde er im J. 1710 als ordentlicher Professor der Anatomie nach Altdorf berufen, wohin er aber erst gegen Ende des Jahres abging, indem er vorher noch eine Reise nach England machte und sich hauptsächlich zu Cambridge, Oxford und London aufhielt. Neun Jahre verlebte er in Altdorf, indem er im J. 1720 dem Rufe als Professor der Anatomie und Chirurgie nach Helmstädt folgte. Da er hier jeden Ruf an einen andern Ort ausschlug, so ernannte ihn der Herzog von Braunschweig zu seinem Leibarzt und Hofrath; auch wurde er Mitglied der gelehrten Gesellschaften zu Berlin und London, der botanischen zu Florenz und der Leopold-Carolinischen der Naturforscher unter den Beinamen Sostratus I. Er starb den 18. April 1758.

*) Unter diesen bemerken wir nur, De vera Christi in terris ecclesia, deque proprietatibus ac notis, quibus ab omnibus falsis haereticorum Ecclesiis internoscatur. Ingolst. 1600. 4. — De triumphante in coelis ecclesia, eben das. 1600. Ist auch in das Teutsche übersetzt. — Dialogi sex de augustissimo corporis et sanguinis Christi Sacramento ac Missae sacrificio, Ibid. 1605. 8. — De cultu et invocatione Sanctorum. Ibid. 1601., ist auch teutsch übersetzt. — Volumen catholicum viginti articulorum Confessionis Augustanae editum a *Jac. Heilbrunnero* compendio recognitum et castigatum. Dilling. 1608. 8. ibid. 1609. 8. und teutsch: Behobelung des unkatholischen Papstthums Jak. Heilbrunners zu Ingolstadt 1609 gedruckt. — Lutheranorum animarum Purgatorium, ubi non nihil de origine animae. Ibid. 1610. 8. teutsch übersetzt von Konr. Bötter.

Heister hatte während seiner Reisen jeden bedeutenden Mann in Holland, England und Teutschland kennen gelernt, und alle leicht zu seiner Ausbildung zu benutzen gewußt; wer Ruysch, Albin, Bidloo und Verheyn in der Anatomie und Chirurgie, Boerhaave und Almeloven in der Klinik und Letton und Commelin in der Botanik zu Lehrern und die meisten davon auch zu Freunden hatte, wie er, mußte bei hellem Verstand und unermüdetem Fleiß das werden, was Heister wurde. Teutschland kann ihn sicher als den Ersten ansehen, welcher die Chirurgie, die in England, Frankreich und Holland schon große Fortschritte gemacht hatte, in seinem Vaterlande zu einer Wissenschaft erhob und in Ansehen brachte. Seine Beobachtungen über Steinschnitt, grauen Star, Thränenfistel und Wasserbruch waren zu damaliger Zeit trefflich und haben sich bis jetzt als richtig und treu beobachtet erwiesen; hierbei war es für ihn vom größten Nutzen, daß er selbst Kupferstecher und Verfertiger seiner chirurgischen Instrumente war. Als Schriftsteller war er äußerst fruchtbar; außer einer Unzahl von Dissertationen, theils zu Altdorf, theils zu Helmstädt erschienen, und mehreren neuen Ausgaben oder Übersetzungen älterer Ärzte sind folgende Schriften als seine Hauptwerke zu erwähnen: Tractatus de cataracta, glaucomate et amaurosi. Altdorf. 1713. 8. — Compendium anatomicum. ibid. 1717. 8. (in unzähligen Auflagen und Ausgaben, auch ins Teutsche, Engländische und Französische übersetzt.) — Chirurgie. Mit vielen Kupfern. Nürnb. 1718. 4. (auch in vielen Auflagen und ins Lateinische, Spanische, Holländische, Engländische, Italienische und Französische übersetzt.) — Kleine Chirurgie. Mit Kupfern. Nürnb. 1747. 8. — Compendium institutionum s. fundamentum medicinae. Helmst. 1736. 4. — Compendium medicinae practicae. Amstelod. 1745. 8. — Systema plantarum generale. Helmst. 1748. 8. und mehrere andere botanische Werke. In der Botanik, die er zwar sehr liebte, leistete er, da er sich in Linnés System nicht fügen wollte, sehr wenig, dennoch gab ihm und seinem Sohne zu Ehren seinen Namen Jacquin einer Pflanzengattung aus der Familie der Olacinen. Seine Chirurgie bleibt sein Hauptwerk und hat bis zur neuesten Zeit noch immer Werth; auch seine: medicinischen, chirurgischen und anatomischen Wahrnehmungen. 2 Bde. Mit Kupfern. Rostock 1753 — 70. 4. enthalten sehr wichtige und seltene, mit Scharfsinn beurtheilte Fälle. Auch sein anatomisch-chirurgisches Lexikon. Berlin 1753. 4. hat Werth. Sein Leben erschien von Ch. Polyc. Leporin, A. C. Meelbaum, Börner und mehrern Andern, auch steht es in den N. Acta Naturae Curiosorum. Vol. II. (Dr. *K. Huschke.*)

HEISTERIA *L.* Diese Pflanzengattung aus der Familie der Santaleen (?) und der ersten Ordnung der zehnten Linnéschen Klasse, hat ihren Namen erhalten nach dem großen vorgedachten Wundarzte Lorenz Heister, der sich, obwohl vergebens der Einführung des Linnéschen Pflanzensystems entgegen setzte, namentlich in den Schriften: meditationes et animadversiones in novum systema Linnaei. Helmst. 1748; systema plantarum generale 1748 (einem verunglückten Pflanzensysteme) und diss. de generibus plantarum potius augendis quam minuendis 1751. — Der Charakter der Gattung Heisteria ist: Ein fünfgespaltner, oben erweiterter, Kelch; fünf Blumenblättchen; eine dreigespaltne Narbe und eine einsamige Steinfrucht: 1) H. coccinea *L.*, mit eiförmig elliptischen glänzenden Blättern, in den Blattachseln stehenden Blühten, und mit offen stehendem, etwas gelapptem, fruchttragendem Kelche. 2) H. parvifolia *Sm.* (in *Rees* Cycl.) mit eiförmigen zugespitzten glänzenden Blättern, in den Blattachseln stehenden Blühten und offen stehendem, tief gelapptem, fruchttragendem Kelche. Zu Sierra Leona. 3) H. cauliflora *Sm.* mit umgekehrt eiförmig ablangen Blättern, Blühten tragenden Stielen und Zweigen und geschlossenem, tief gelapptem, fruchttragendem Kelche. In Guyana. Alle 3 Arten sind strauchartige Gewächse. (*Sprengel.*)

HEISTULF, HAISTULPH, auch AISTULPH, (der IV.) Erzbisch. zu Mainz, zuerst Benediktiner-Abt im Kloster Weißenburg, wurde 813 auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben. Im J. 814 weihte er Raban aus dem Fulder Kloster zum Priester, 815 die Kirche zu Zell auf Ersuchen des Fulder Abtes Rathgar ein. 816 wohnte er der berühmten Kirchenversammlung zu Aachen bei. 818 ermahnte er den neuen Abt Egilo von Fuld bei dessen Reise vom kaiserlichen Hofe durch Mainz zur eifrigen Erfüllung seiner klösterlichen Pflichten, 819 besuchte er ihn, und weihte zugleich am 1. November die Klosterkirche zur Ehre des heiligen Bonifaz ein, dessen Gebeine dahin versetzt worden waren. Bei dieser Gelegenheit wurde er von Raban mit einem Epigramm und mit der Zueignung seines Buches De institutione Clericorum überrascht. Durch dessen Gründlichkeit wurde er bewogen, Raban zur Abfassung der Homilien zu beauftragen. 820 weihte er die Kirche zu Luder, auf Ansuchen des Abtes Egilo ein. Im Oktober 821 wohnte er der Kirchenversammlung zu Thionville bei, und überreichte dem K. Ludwig dem Frommen die Klagschrift der 32 anwesenden Bischöfe über die Ermordung des Bischofes Johann. Im Winter 822 weihte er den vom Abte Egilo zu Fuld erbauten Kirchhof ein, und wohnte der Kirchenversammlung zu Tribur bei. 823 bereiste er auf Befehl K. Ludwig's mit dessen Abgeordneten Grafen Rudbert den Mainzer Sprengel, um verschiedene Streitigkeiten beizulegen und Recht zu sprechen. Er starb am 28. December 825, und wurde nach St. Alban zu Mainz begraben. Sein Zeitgenosse Raban rühmte ihn als einen Mann von hoher Frömmigkeit, gesunder Beurtheilungskraft, und liebenswürdigen Sitten, gegen Jedermann billig und wohlwollend. Die ihm gesetzte Grabschrift wurde bei einer Zerstörung der Stadt vernichtet*). (*Jäck B.*)

*) Werner's Dom von Mainz und seine Denkmäler. 1827. 8. S. 437. — *Serrarii* rerum Mogunt. T. I. cura *Joannis* p. 382 — 385. — *Mabillon* annales Benedict. L. 28. §. 25. p. 414. — *Lambertus Schafnaburg.* et *Marianus Scotus* ad a. 825. —

HEITERKEIT (die), wird zunächst und in seiner ursprünglichen Bedeutung dem Himmel beigelegt und bezeichnet das Freiseyn der Atmosphäre von Nebeln und Dünsten, so daß sich der Blick beim Aufschauen zum Himmel ungehindert in dem unermeßlichen Raume verlieren kann. Man trägt den Ausdruck aber auch gern über auf die Gemüthsstimmung des Menschen, wo er dann ein Freiseyn der Sele von trüben Vorstellungen jeder Art andeutet, es mögen diese aus einer krankhaften Beschaffenheit des Körpers, oder aus einem bösen Gewissen oder aus Mangel einer wohl geregelten Thätigkeit des Menschen entspringen. Je nachdem die eine oder andere Ursache vorhanden ist, wird auch das Mittel zur Aufheiterung und Verscheuchung der trüben Vorstellungen verschieden seyn; genau genommen aber müssen Streben nach Reinheit und Tugend, ernste Beschäftigung und Sorge für die Gesundheit zusammen kommen, wenn eine dauernde Heiterkeit Statt finden soll. (*R.*)

HEITERSHEIM, eine badensche Stadt im Bezirksamte Staufen des Dreisamkreises. Sie liegt NBr. 47° 52′ 34″ in einer angenehmen Gegend vor dem Schwarzwalde, hat 1 schönes Schloß mit Garten, 1 katholische Pfarrkirche, 308 Häuser und 1420 katholische Einw., die sich von Gewerbe, Landbau und 2 Jahrmärkten nähren. Eine bei der Stadt befindliche Baumschule zählt über 30,000 Stämme. — Es war vormals der Sitz des Johanniter-Großpriorats oder des Johannitermeisters in teutschen Landen, der ein Fürst des Reichs war, Sitz und Stimme auf den Reichs- und oberrheinschen Reichstagen hatte und zu einem Römermonate 20 Gulden, zu einem Kammerzieler 61 Rthlr. 79 Kr. zahlte, doch wegen seiner Besitzung Heitersheim von Östreich als breisgau'scher Landsasse angesehen wurde. Der Orden hatte den Ort bereits im 14ten Jahrhundert von der Familie von Schlingen als Lehnstück der Herrschaft Röthein geschenkt und auch von den Markgrafen von Hochberg die Lehnshoheit darüber erhalten. Es gehörten außer dem damaligen Marktflecken nur 7 Dörfer zu dieser Ordensbesitzung, die etwa 30,000 Gulden Einkünfte gewährten; doch waren damit so viele Güter jenseits dem Rheine verbunden, daß man 1802 die Gesammteinkünfte des Johannitermeisters auf 130,000 Guld. berechnete. Für den Verlust der transrhenanischen Besitzungen entschädigte der Deputationsrezeß den Fürsten durch die Reichsherrschaft Bondorf und mehrere im Breisgau belegne Abteien: die Besitznahme der letztren verweigerte Östreich, und ehe der Streit darüber entschieden wurde, kamen der Breisgau mit dem Fürstenthume Heitersheim unter die badensche Landeshoheit. Baden bildete aus Heitersheim und den Umgebungen ein besonderes Amt, vereinigte es jedoch in der Folge mit dem Bezirksamte Staufen. (*G. Hassel.*)

HEITESBURG (HEIGHTSBURG, HEYTSBURG, HARESBURG), ein Burgflecken in der engl. Grafschaft Wilts an dem Willey in einem weiten offnen Thale, nur ¾ Meilen von Warminster. Ein alter Ort, der jetzt nur aus 1 langen Straße besteht, und 1 in Form eines Kreuzes gebauete, 4 Jahrh. alte, Kirche, 1 Hospital, 1 Armenhaus, 243 Häus. und 1329 Einwohner hat, die sich besonders von der Wollenzeugweberei nähren, aber wegen der Nähe von Warminster ihre eignen Märkte aufgegeben haben. Der Ort besitzt einen Magistrat, der aus 1 Baillif und 2 Bürgern zusammen gesetzt ist, und sendet 2 Deputirte zum Unterhause, ein Recht, das jetzt auf etwa 50 Bürgern beruhet. Um den Ort her sieht man viele Denkmäler aus der Römer, Sachsen und Briten Zeit*). (*G. Hassel.*)

HEITHI, eine liebende Goldjungfrau, weilend unter den Menschen, die sie durch ihre Luft- und Wasserzauberei täuscht. Sie kommt als gut spähende Wole in jedes Haus, versteht durch ihre losen Künste die Menschen zu verlocken und ist die Freundinn böser Bräute. Durch sie, (spricht die Voluspa †), kam die erste Schlacht in die Welt, als sie den Goldtrank mit Spießen unterstützten, und in den Hallen Har's (Odins) sie verbranuten. Dreimal verbrannten sie die dreimal Geborne, oft, nicht selten, doch lebt sie noch jetzt. — Heithi ist eine Idee, Begierde, Habsucht, Sehnsucht und mehr noch, als diese alle, umfassend. Ob ihr Name auf die wüste Heide, wo Tasnirs Gold gelegen, hindeute, ist ungewiß. Sie weiß durch Zauberei und Wahrsagung, Gandr und Seid, Luft- und Wasserzauberei, den Menschen, denen sie sich naht, Sehnsucht nach Gold (auri sacra fames) einzuflößen. Gold- und Wasserzauber hängen zusammen. Alles wird durch Feuer vertilgt, aber das Gold nicht, es kommt in Fluß, wie das Wasser; es ist durch Brand unzerstörbar und kommt aus dem Feuer unversehrt hervor. Mit Spießen wird der Goldtrank gestützt. Die nächste Deutung dieses Zuges liegt in einer verlornen Sage; im Allgemeinen aber war Gold die erste Ursache des Menschenkrieges; überall ist sie es, darum kommt Heithi in jedes Haus und ist eine Wole guter Wahrsagung und die Sehnsucht böser Bräute. Weib und Gold, beide eng verbunden. Heithi aber wird ausdrücklich Braut genannt, daher ist sie auch die liebende Goldjungfrau, und in denen sie Sehnsucht nach Gold erweckt, diese werden böse Weiber, weil sie dem Manne Tod herbei führen. Durch Heithi lernten die Menschen das Gold kennen, dadurch bekamen sie Mängel und Schwächen, Habsucht und Goldgier. Daher böse Bräute, Schlacht, Krieg und Tod, von ihr die Zeiten, wo der Eid gebrochen wurde. (Dr. *Schincke.*)

HEITI (nach andrer Lesart HEFTI), von dem altnordischen heitr, also der Hitzige, Aufbrausende, ist nach der nordischen Mythologie einer der Zwerge, welche im Staube unten in der Erde belebt worden waren, gleich Würmern im Fleische, oder nach der mytho-

Chronicon Quedlinburgense. p. 277. — Annales Hildesheimenses. p. 715. — *Broweri* annales Fuldens. L. II. — *Sagittarii* antiq. Thuring. L. II. C. VII. §. 4. p. 119. — *Hartzheim* concil. Germ. T. I, 430. T. II, 22.

*) Nach dem Edinburgh gaz. und *Capper.*
†) Nr. 25. 26.

logischen Einkleidung, in Ymir's des Urriesen Fleische Leben erhalten hatten, das heißt, wie es die Voluspa am kürzesten ausdrückt, aus Erde geschaffen worden waren, und als Würmer lebten, bis sie durch der Götter Rathschluß Menschengestalt und Menschenverstand erhielten. Die übrigen Zwerge wohnen in der Erde. Heiti, und Draupner, Dolgtvari, Haur, Hugstari, Hleidolfur, Gloinn, Dori, Duffur, Andvari, Haar und Sviar haben ihre Wohnungen in Steinen †).

(*Ferdinand Wachter.*)

HEITSCHEFFEL, ist ein auf der Geest oder dem hohen Lande in Schleswig übliches Flächenmaß, welches 6 Schipp oder 144 und an andern Orten 240 Geviertruthen enthält. (*St.*)

HEIZEN, so viel als mittels eines Ofens durch Feuer oder Verbrennung verbrennlicher Körper erwärmen, oder einen höhern Grad von Wärme, als der natürliche ist, durch Hilfe eines mit Feuer versehenen Ofens hervorbringen. Das Material, dessen man sich zum Heizen bedient, kann in Holz, Holzkohlen, Steinkohlen, Braunkohlen, Torf u. s. f. bestehen. Gewöhnlich wendet man Holz dazu an, und dessen Güte und Feuerungskraft wird der Artikel: Holz enthalten, so wie über die vortheilhafteste Einrichtung der Öfen zu Ersparung des Feuermaterials der Artikel Holzsparkunst das Nöthige sagen wird. (*Fr. Thon.*)

HEJEZE, magyar. Pfarrdorf in Oberungarn diesseits der Theiß, Abaujvarer Gespanschaft, Szipoer Bezirk, mit einer katholischen Kirche, einem bischöflichen Kastell und Weinbau. (*Rumy.*)

Hek, s. Heck, 2te Sect. 4r Bd. S. 5 fgg.

HEKABE (Ἑκάβη) oder HECUBA, die berühmte Gemahlinn des Priamos, nach Homer Tochter des phrygischen Königs Dymas und Schwester des Asius [1]), nach Euripides Tochter des Kisseus, Königs in Thrakien, wahrscheinlich weil er andern Quellen folgte. Noch Andere machen sie zur Tochter des Flusses Sangarios und der Merope [2]). Sie war des Priamos zweite Gemahlinn und Hektor ihr erster Sohn. Bei der zweiten Schwangerschaft träumte sie, sie gebäre eine Fackel, die ganz Troja in Flammen setzte. Man fragte den Wahrsager Arsakos, des Priamos ältern Sohn, um die Bedeutung und er erklärte, Hekabe's Frucht werde Troja's Untergang bewirken [3]). Spätere machen Kassandra zur Auslegerinn des Traumes [4]). Der neu geborne Paris ward in Folge dieser Erklärungen ausgesetzt, brachte aber doch den Traum in Erfüllung. S. Paris. Noch gebar Hekabe die Kassandra, den Helenos, Deiphobos, Polydoros, überhaupt nach Homer [5]) zusammen 13 Söhne, nach Apollodor (III, 12, 5.) aber nur 10; dann noch 2 Töchter, Kreusa, die Gemahlinn des Äneas und die Laodike. Homer erwähnt von ihr nur noch das feierliche Opfer, das sie auf Hektors Bitte an der Spitze der troischen Matronen der Minerva brachte [6]), dagegen beschuldigt sie Diktys I, 12., sie sei durch zu große Liebe gegen Paris mit Ursache an Troja's Untergange. Nach eben demselben V, 13. ward sie nach der Eroberung Sklavinn des Odysseus, starb aber in Thrakien. Es gab aber auch noch andere Erzählungen. In der Hekuba des Euripides wird überhaupt das Unglück ihrer Kinder der Gegenstand. Sie sah ihre Tochter Polyxena vom Pyrrhos gemordet werden und als sie mit den Griechen nach Thrakien kam, fand sie den Tod ihres jüngsten Sohnes Polydoros zu rächen. Diesen hatte sie ihrem Schwiegersohne, dem thrakischen Tyrannen Polymestor mit vielen Schätzen übergeben, damit er, wenn Troja fiele, gerettet würde, allein Polymestor hatte ihn aus Habsucht erwürgt. Sie lockte diesen nun an einen einsamen Ort, überfiel ihn mit den andern Troerinnen, tödtete seine Söhne und riß ihm die Augen aus [7]). Sie wollte sich nun ins Meer stürzen, ward aber in einen Hund verwandelt [8]), oder die Griechen steinigten sie ihrer Lästerungen wegen und fanden nun an dem Platze einen todten Hund [9]). Zu dieser Sage gab vielleicht ihr Grabmahl bei Abydos Gelegenheit, das den Namen κυνὸς σῆμα führte [10]). Man sieht ihr Bild auf antiken Steinen, welche die Geschichte ihrer Kinder vorstellen. (*Richter.*)

HEKAERGE, 1) Beiname der Venus auf der Insel Kos; 2) Beiname der Diana; 3) eine der zwei Mädchen, welche nach Herod. (IV, 33.) die Hyperboreer absandten, dem Apollo in Delos ein Opfer zu bringen. Olen bei Pausanias (IX, 27.) nennt sie Hyperoche und Laodike, die Delier aber Arge (Hekaerge) und Opis; Kallimachos (hymni in Del. 292.), Upis, Loxo und Hekaerge. Sie starben zu Delos und wurde im Tempel unter einem Palmbaume begraben. Bei der Verheirathung weiheten Mädchen ihnen eine Locke. Bei den Reihentänzen wurde ihnen ein Loblied gesungen. Die Sage bezieht sich wahrscheinlich auf die früheste Einführung des Dienstes der Artemis vom nordöstlichen Kaukasus her, und darum ist auch Hekaerge ein Beiname der Artemis. (*Richter.*)

HEKALESSOS, Beiname des Zeus in Athen. Theseus nannte den Zeus so zu Ehren der armen alten Hekale, die ihn einst gastfreundlich aufnahm und deren Andenken bei dem Feste des Zeus mit geehrt wurde. (*Richter.*)

HEKALOS, s. vorhergeh. Artikel.

HEKAMEDE, eine hellenische Nymphe, Tochter des Arsinoos zu Tenedos. Achill nahm sie mit sich, als er dieses Eiland und die Stadt erobert hatte (*Ilias* IX, 623.). Nach Achills Tode wurde sie Nestors Sklavinn. (*G. Hassel.*)

HEKATÄOS, 1) Abderita, Hekatäos aus Abdera, einer Stadt in Thrakien, Philosoph, Geschichtschreiber und geschickter Geschäftsmann, blühete zur Zeit Alexan-

†) Voluspa 9 — 16. Die jüngere Edda 5. bei Rühs. S. 175 u. 76.

1) *Homer.* Il. XVI, 718. 2) *Serv.* in *Virg.* Aen. VII, 320. 3) Schol. Il. III, 325. *Hyg.* f. 91. *Lycophr.* 224 et ibi Schol. 4) *Eurip.* Androm. 296. 5) Il. XXIV, 495.

6) Il. VI, 25. 7) *Eurip.* Hec. 1035. 8) Schol. in *Juven.* X, 271. *Serv.* in Aen. III, 6. 9) Schol. in *Eurip.* Hec. 10) *Strab.* XIII. p. 595. cfr. *Munker* ad *Hyg.* f. 3.

ders des Großen und hielt sich dann im Gefolge des Ptolemäos Lagi auf. Die Zeit seiner Thätigkeit fällt daher etwa zwischen 330 und 300 v. Chr. In Ägypten fand er Gelegenheit sich mit der jüdischen Nation genauer bekannt zu machen. Als nämlich Ptolemäos Lagi gegen Demetrios Poliorketes die Schlacht bei Gaza gewonnen und sich Palästina's bemächtigt hatte, wurde eine große Menge Juden und zugleich ihr Oberpriester Ezekias nach Ägypten verpflanzt. Hekatäos machte mit diesem Letztern Bekanntschaft und ließ sich über die Geschichte und Beschaffenheit des jüdischen Volkes von ihm belehren. Unter andern las ihm Ezekias eine, von ihm aufgesetzte, Schrift, welche von der Statsverfassung und den Einrichtungen der Juden handelte, vor. Diese Aufklärungen und anderweitige Erkundigungen setzten den Hekatäos von Abdera in den Stand, ein besonderes Buch über die Juden zu schreiben (*περὶ Ἰουδαίων βιβλίον*, auch *Ἰουδαίων ἱστορία* genannt), aus welchem besonders Josephos[1]) und Eusebios[2]) Bruchstücke aufbewahrt haben. In diesem Werke beschrieb er die Natur und Einrichtung des jüdischen Landes, schilderte die festen Plätze, Jerusalem und den dortigen Tempel mit seinen innern Merkwürdigkeiten, die Sitten und Gebräuche des Volks und der Priester und selbst den ehrwürdigen Inhalt ihrer heiligen Bücher[3]). Joseph Scaliger ließ sich durch eine mißverstandene Stelle des Origenes[4]) verleiten, das Werk des Hekatäos aus Abdera über die Juden für eine untergeschobene Erdichtung der Hellenisten zu erklären, und mit den Schriften des Dares Phrygios und Diktys aus Kreta in Eine Klasse zu setzen, welcher Meinung auch van Dalen[5]) und Bentley[6]) beipflichteten, und auch von Eichhorn[7]) Beifall gegeben ward. Dagegen haben Spencer[8]), Witsius[9]) und Andere, und in neuern Zeiten Sainte-Croix[10]) mit siegreichen Gründen dargethan, daß jenes Werk von Hekatäos von Abdera verfaßt sei. Die vorhandenen Bruchstücke erregen keinen Verdacht gegen die Echtheit. Klemens von Alexandrien[11]) führt noch ein Werk über Abraham und die Ägypter von dem Geschichtschreiber Hekatäos an und Prideaux meint, daß Hekatäos die Geschichte der Juden von Abraham bis auf seine Zeit geliefert habe, und demnach das von Klemens angeführte Werk, mit demjenigen, aus welches Josephos Auszüge gibt, einerlei sei. Es ist wenigstens eben so wahrscheinlich, daß das von Photios aufbewahrte Bruchstück aus Diodoros dem Sikuler, welches Photios dem Hekatäos aus Milet beilegt, nach Wesseling's Meinung aus Hekatäos von Abdera entlehnt sei[12]). Noch führt Diogenes aus Laerte[13]) ein Werk des Hekatäos über die Weisheit der Ägyptier, *περὶ τῆς Αἰγυπτίων φιλοσοφίας* an, ohne ihn durch Abderites oder sonst einen Beisatz näher zu bezeichnen. Man hält aber für wahrscheinlich, daß Hekatäos von Abdera gemeint sei. Das Mehrere findet man in den unten aufgeführten Werken[14]).

(*Kanngiesser.*)

HEKATÄOS, 2) Milesius, Hekatäos aus Miletos, einer Stadt in Jonien, ein Sohn des Hegesandros, ward muthmaßlich in der 57sten Olympiade im 4ten Jahre d. i. 548 v. Chr. geboren. Er stammte aus einer alten vornehmen Familie, zählte 16 Ahnen und zum ersten Stammvater einen Gott[1]). In seiner Vaterstadt hatte die philosophische Schule schon seit 150 Jahren den Forschungsgeist aufgeregt und es ist wohl anzunehmen, daß er Lehrer jener Schule benutzte, wenn gleich die Untersuchungen ergeben, daß weder Protagoras, noch Pythagoras, die man als seine Lehrer nannte, ihn unterrichteten. Er machte viele Reisen, namentlich nach Ägypten und suchte die genaueste Kunde von den Merkwürdigkeiten der Länder, Völker und ihrer Geschichte einzuziehen, welche er in verschiedenen Werken aufzeichnete. Ein solcher Mann, der in seinen Schriften dasjenige wieder erzählte, was er auf Reisen gesehen, beobachtet, untersucht und durch Erkundigungen von Andern erfahren hatte, hieß *λογοποιός*, ein Erzähler, wie Hekatäos von Herodot, und dieser von spätern Schriftstellern genannt wird. An den öffentlichen Angelegenheiten von Miletos nahm er lebhaften Antheil und widersetzte sich Olymp. 69, 2. d. i. v. Chr. 503 Anfangs dem Plane des Aristagoras, von den Persern abzufallen. Da aber seine Vorstellungen Nichts fruchteten, so gab er den Rath, daß sich die Milesier zu Herren der See machen und die Tempelschätze der Bramhiden zu Hilfe nehmen sollten, welcher Rath aber nicht ganz befolgt wurde. Er überlebte diesen Empörungskrieg und den Untergang seiner Vaterstadt 496 v. Chr. und da Aristagoras und seine Anhänger mit den übrigen Milesiern sich in Thrakien ansiedeln wollten, so gab er den Rath, auf der Insel Leros eine feste Stadt aufzuführen, von wo aus man mit der Zeit nach Miletos zurück kehren könne. Allein auch dieser Rath ward nicht angenommen. Nach Suidas hat er noch kurze Zeit nach Darius Tode 486 hinaus gelebt[2]).

Er gehört zu den ersten Schriftstellern, die in freier Prosa schrieben. Pherekydes von Syros und Kadmos von Melitos, der zwar älter als Hekatäos, aber noch dessen Zeitgenosse war, hatten zuerst, so viel wir wissen, diese Schreibart versucht. Nach Angabe des Eustathios soll die Schreibart des Hekatäos der des Herodots ähnlich gewesen seyn und, wie Porphyrios und Hermoge-

1) contra Apionem I, 22. II, 4. Antiquit. II, 3. 2) Praep. evang. IX, 4. 3) *Aristeas* de LXX interpr. p. 9. 4) contra Celsum I. p. 13. 5) In dissert. de *Aristea* c. 29. 6) In resp. ad Boyl. p. 463 und epist. ad Mill. p. 530. 7) In der Bibl. d. biblischen Lit. 5. B. 3. Th. S. 431. 8) In seinen Noten zu der Stelle des Origenes. 9) In den Aegyptiaca III, 13. §. 10. 11. 10) Examen crit. des Historiens d'Alexandre. p. 538. 11) V. p. 603 ed. *Sylb.* 12) *Photii* Bibl. cod. 244. *Diodor.* Vol. X. ed. Bip. p. 215. 13) prooem. 10. 11.

14) *Hecataei Abderitae* philosophi et historici Eclogae sive Fragmenta, graece et latine, cum notis *Josephi Scaligeri* et commentario perpetuo *Petri Zornii.* Altonae 1730 und in Historicorum Graecor. antiquiss. fragmenta — commentatus est *Frid. Creuzer.* Heidelb. 1806. p. 28 seq.

1) *Herod.* II, 143. 2) Vergl. *Hellanici Lesbii* fragmenta ed. *Sturz.* Lips. 1826. p. 4.

nes berichten, Herodot Vieles aus den Schriften des Hekatäos entlehnt, namentlich die Beschreibung des Flußpferdes und die Jagd der Krokodile daraus genommen haben. Creuzer hat auch ziemlich wahrscheinlich dargethan, daß Herodot des Hekatäos Periegesis gelesen habe. Dagegen wird auch Hekatäos von Klemens von Alexandrien beschuldigt, daß er aus den Werken des Melesagoras von Chalkedon Manches geborgt habe. Von Hermogenes [3]) wird Hekatäos zwar dem Herodot, Thukydides und Xenophon an die Seite gesetzt, jedoch aber auch bemerkt, daß er an Kunst und Schmuck des Stils von Herodot übertroffen werde und dieser viel anmuthiger sei, obgleich beide Schriftsteller dieselben Sagen und dieselbe Geschichte beschrieben hätten. Solinus (27, 2.) führt eine Stelle als Beispiel kräftiger Schreibart an, wo aus der Erzählung plötzlich zur Anrede übergeschritten wird. Von seinen Werken werden folgende genannt. 1) *Περιήγησις Ἀσίας, Λιβύης, Αἰγύπτου, Εὐρώπης, Ἑλλησποντος*, Beschreibung von Asien, Libyen und Asien, Europa, Hellespont. Es scheinen dieß die einzelnen Theile eines großen Werkes gewesen zu seyn, worin er seine Kunde und Beobachtungen über die genannten Länder niedergelegt hatte. Strabo [4]) führt ein Werk von ihm an *περίοδος γῆς*, welcher Ausdruck Erdbeschreibung bezeichnet. Vielleicht war dieß der Titel, unter welchem das Ganze begriffen war. Nach den Angaben der Schriftsteller und den Bruchstücken, die noch übrig sind, zu urtheilen, enthält dieses Werk genauere Bestimmungen über die geographischen Lagen der Länder mit Beifügung aller Merkwürdigkeiten derselben. Es ist sehr wahrscheinlich und wird von Agathemeres (c. 1.) geradezu behauptet, daß Hekatäos auch bildliche Abzeichnungen des Erdkreises gegeben und hierin weit genauer verfahren sei, als sein Vorgänger und Landsmann Anarimander, so daß die Sache Bewunderung erregt habe. Ohne Zweifel sollten diese Abbildungen dazu dienen, die in seinem geographischen Werke enthaltenen Bestimmungen anschaulicher zu machen. Übrigens bezweifelte im Alterthume Kallimachos die Echtheit der Erdbeschreibung, welche des Hekatäos Namen trug; allein sein Schüler, der gelehrte Eratosthenes, wie Strabo (I, 13.) berichtet, behauptete, daß sich aus andern Büchern des Hekatäos erweisen lasse, daß auch jenes Werk wirklich von ihm verfaßt sei.

Ein zweites Werk waren *ἱστορίαι*, von denen aber nur das erste Buch angeführt wird, obgleich selbst hieraus klar ist, daß es aus mehrern Büchern bestanden habe. Herodot hat (VI, 137.) eine Stelle daraus erhalten und Stephanos von Byzanz führt zweimal seine Geschichten an, und der Scholiast zu Apollonios Rhod. einmal. Aus diesen Anführungen zu schließen war in diesem Werke lediglich die griechische Geschichte behandelt. Außerdem schrieb er 3) ein Werk *γενεαλογίαι*, von welchen 4 Bücher citirt werden. In diesen hatte er die Thaten der Heroen und Stammfürsten Griechenlands und ihrer Familien und Stämme abgehandelt z. B. des Herakles und der Herakliden, der Äolier und Ätolier, ferner die mythische Geschichte von Argos, Mycenä und dem Peloponnes, den Amazonen und andern Städten, Stämmen und Landstrichen mehr. Vielleicht machte dieß Werk eine Art von Einleitung in seine Geschichte aus. Von Harpokration wird noch ein Werk *ἡρωελέγεια* angeführt, aber die Lesart ist nicht sicher; Vossius will *γενεαλογιῶν* für *ἡρωελεγείων* lesen, Gronovius hat in einem Coder *ἡρωελεγείῳ* gefunden und Sevin glaubt, daß es *ἡρωικῶν γενεαλογικῶν* heißen müsse, wodurch denn das Werk mit dem unter 3 angeführten zusammen fallen würde. Noch wird ein Werk über die Weisheit der Ägyptier *περὶ τῆς Αἰγυπτίων φιλοσοφίας* angeführt, das aber mit größerer Wahrscheinlichkeit dem Hekatäos von Abdera zugeschrieben wird. Die Schreibart des Hekatäos von Milet war rein und deutlich, hie und da selbst gefällig, übrigens schmucklos und nachlässig. Er gebrauchte den unvermischten ionischen Dialekt, nicht wie Herodot mit einer Beimischung von verschiedenen Formen [5]). Die gründlichste Untersuchung über Hekatäos von Miletos, so wie die Fragmente seiner historischen Schriften, sammt den nöthigen Nachweisungen findet man in Note [6]).

(Kannglesser.)

HEKATÄOS. Noch gedenken die alten Schriftsteller 3) eines gleichn. Arztes (*Celsus* V, 19 u. 24.), von dessen Schriften aber nichts übrig ist und dessen Vaterland man nicht einmal kennt; 4) eines Geschichtschreibers aus Erythrä, der die Thaten des großen Alexanders dargestellt haben soll, und 5) eines geschickten Kunstgießers (*Plin.* hist. nat. XXIII, 12. und XXIV, 8.) *(H.)*

HEKATE, *Ἑκάτη*, Tochter des Perses und der Asterie oder auch Tochter der Nacht [1]), ein uraltes Symbol des Mondes, mit dem sich mehrere Nebenideen verbanden. Die Nacht war dem Asiaten günstig zur Jagd, sie beförderte die Fruchtbarkeit. Der Mond, als Regirer der Nacht, ward mit ihr in seinen Wirkungen identificirt, daher er auch als Beförderer der Jagd, des Wachsthums, der Erzeugung gilt. Diese Begriffe wurden getrennt in Diana, Hekate und Venus. In der Orpheus'schen Theologie ward nun Hekate die erste und älteste Gottheit, nämlich als Mond nach dem asiatischen Begriffe, die Glück und Unglück Spendende. Daher die Schilderung bei Hesiodos [2]), wo Zeus ihr Macht über Erde, Meer und Himmel ertheilt, wo ihr Einfluß fast über alle bürgerlichen Geschäfte sich erstreckt und Glück und Segen über Alle verbreitet. Sie heißt nun in den Hymnen des Orpheus die allmächtige Königinn

3) De formid. p. 394. 4) XII. p. 550. ed. *Casaub.*

5) *Hermogenes* de form. orat. p. 394. 6) Historicorum Graecorum antiquissimorum Fragmenta collegit, emendavit, explicuit ac de cujusque scriptoris aetate, ingenio, fide commentatus *Frid. Creuzer.* etc. Heidelbergae 1806. S. 1 — 86. Vergl. *Sevin* Recherches sur Hécatée de Milet. in Mém. de l'ac. roy. des I. et B. L. Tom. VI. p. 472 fg.

1) *Bacchyl.* beim Schol. *Apollon.* III, 867, 1034. 2) Theog. 411 — 426.

des Himmels, die Trägerinn der Schlüssel des Weltalls (als Herrscherinn). Als Göttinn des Glücks ward sie insbesondere Beschützerinn des Handels und der für diesen so wichtigen Straßen, auch des häuslichen Eigenthums. Daher ihre Beinamen Trivia, Trioditis. Man machte sie jetzt auch zur Tochter des Jupiter und der Juno, oder der Asterie, oder der Pheräa, einer Tochter des Äolos [3]). Da man dem Monde in seinen verschiedenen Phasen verschiedene Namen gab, so ward dem Neumonde der Name Hekate beigelegt. Es war dieß der Mond unter der Erde, der Mond der Unterwelt, also Hekate mit Proserpina vereinigt, Aufseherinn der Schatten, daher man ihr für die Verstorbenen Söhnopfer brachte, nämlich am Ende jedes Monats, die man entweder ins Meer warf oder in die Erde grub, oder auf Gräber und Scheidewege legte. Wesentlich dabei waren Eier und junge Hunde. Die Armen kamen denn herbei und verzehrten die auf die Kreuzwege gelegten Überbleibsel der Opfer, womit man noch andere Eßwaaren verband. Dieß nannte man das Mahl der Hekate (*Ἑκάτης δεῖπνον*). Als unterirdische Göttinn war nun Hekate mit der Brino der Orphiker einerlei, der Göttinn nächtlicher Schrecknisse und unglücklicher Geburten. Daher die Idee, daß Hekate mit den Manen um die Gräber schwärme, weßwegen sie *τυμβιδία* hieß. Damit verband sich denn die Idee einer Aufseherinn nächtlicher geheimer Zauberkünste und der Scholiast zu Theokrit (II, 12.) erzählt, wie sie Göttinn der Unterwelt wurde. Bei ihrer Geburt erhielt sie von der Juno den Namen Angelos; Nymphen erzogen sie; aber herangewachsen nahm sie der Mutter die Schminkbüchse und gab sie der Europa; sie wird verfolgt, flüchtet zu einer Kindbetterinn (Anspielung auf ihre Identität mit der Geburtsgöttinn Ilithyia), dann zu Männern, welche Todten tragen. Endlich reinigen sie Kabiren im acherusischen Pfuhl und machen sie zur Göttinn der Unterwelt. Daher ward sie ein dreifaches Wesen, am Himmel der Mond, auf Erden Diana, in der Unterwelt Proserpina und dieß symbolisirte man in der Kunst durch 3 Köpfe (drei menschliche, oder Hunds-, Pferde- und Schweinskopf), oder gar durch drei Leiber. Als Proserpina ist sie nun auch Tochter des Tartarus und Zauberer opferten ihr Hunde und schwarze Lämmer in Gruben und riefen ihren Beistand bei ihren Zaubereien an. Nun wurde sie auch in der Mysterienlehre vom Lose der Verstorbenen wichtig, denn die Bösen kommen in eine große Höhle des Mondes, der Winkel der Hekate (*Ἑκάτης μυχός*) genannt, wo sie Strafe für das Gethane und Genugthuung für das Erlittene erhalten. — Nach Kanne scheint sie aus den Mysterien des Orpheus in die Theogenie des Hesiodos gekommen und ihr Grundbegriff Göttinn der magischen Kräfte gewesen zu seyn, denn als solche ward auch der Mond angerufen, daher denn ihre Allgewalt im Himmel, auf Erden und in der Unterwelt. Darum brachte man sie auch in die Familie des Krios, zur Tochter des Perses (des Verderbers), der auch Gemahl der Styx und mit der Zaubererfamilie des Aetes nahe verwandt war. Ihre Mutter war Asterie, die Göttinn der Sterne, wegen Verbindung der Astrologie mit der Zauberkunst. Hug in seiner Unters. über d. Myth. der alt. W. erklärt sie auch für den Neumond, so wie Ceres für den vollen, Proserpina für den abnehmenden Mond. Der Neumond ward bei den meisten Völkern mit Festen gefeiert und so wird denn Hekate, als die erste der Mondgöttinnen, oft für den ganzen Monat gesetzt, daher die Dreigestaltete und die Göttinn mit 3 Gesichtern. Der Name bedeutet die Entfernende, Fernwirkende. Sickler in seinem Kadmus erklärt ihn aus dem Hebräischen היחדה (Hechhadah) oder אחדה (Achdahah) *) die Vereinigerinn und die Vereinte, d. h. als die Göttinn, die der Urgrund der gesammten Ordnung der Dinge und diese Vereinigung selbst ist. Viele Verwandtschaft im Begriffe hat auch Hekate mit der indischen Bhawani und Kali. In Abbildungen trägt sie in ihren 6 Armen Fackeln, Schlüssel, Dolche, Stricke. Manchmal hat sie auch den ägyptischen Lotus und den Kalathus auf dem Haupte. Ihre gewöhnlichen Beinamen sind Tergemina, Triformis, Trivia, Tricephalus. (*Richter.*)

HEKATE (A. G.), 1) eine Skoglie im ägeischen Meere zwischen Delos und Rhenäa, der Artemis heilig. 2) Auch Hekatis nemns, ein Hain in der Nähe eines Vorgebirgs des europ. Sarmatiens; das zwischen der Mündung des Borysthenes und der Halbinsel Achilleos Dromos in den Pontos Euxinos vorsprang. Er war der Gottheit der Unterwelt heilig, wovon er den Namen trug. (*G. Hassel.*)

HEKATO, aus Rhodus. Von diesem Philosophen wissen wir nur aus *Cic.* de off. lib. III. cap. 15 und 23, daß er ein Stoiker und des Panätius Schüler war, mithin um hundert und einige Jahre vor Chr. lebte. Wie sein eben genannter Lehrer die stoische Philosophie vornehmlich nach ihrer praktischen Seite annahm und behandelte, die Moral aber als populäre Pflichtenlehre vortrug, so scheint Hekato ihm auch darin gefolgt zu seyn. Cicero erwähnt in den angeführten Stellen seiner Bücher über die Pflichten, die er dem Quintus Tubero zueignete, und daß er im sechsten Buche derselben mehrere Fragen der Casuistik, besonders die Collision der Selbstpflichten und Nächstenpflichten, des Nutzens und der Humanität dialektisch behandelt habe. Hierbei kommt auch der Fall mit dem Rettungsbrete vor. (*A. Wendt.*)

HEKATOMBÄA, *Ἑκατόμβαια* sc. *τὰ ἱερά*, das Hekatombenfest, von Argos Bewohnern der Here gefeiert, sonst unter dem Namen *Ἡραῖα* bekannt. Die

3) *Theocr.* II, 12. 35.

*) Bei Sickler a. a. O. S. LXIV.; die erste Form mit He mappicatum ist ein Unding, und auch das Mappik abgerechnet, sind die Worte, wie sie nach den beigesetzten Aussprachen gestaltet worden, im Hebräischen nicht vorhanden. Daß übrigens mehrere Bibelerklärer, jedoch, wie es mir scheint, nicht eben glücklich, das schwierige אחד (nach dem Kri אחת) Jes. 66, 17. von der Hekate deuteten, ist bekannt. Vergl. Gesenius Commentar zum Jes. 2 Th. S. 307 ff. (*R.*)

Feier begann mit einem prachtvollen Aufzuge von Argos nach dem 40 Stadien entfernten Tempel der Göttinn. Ihn eröffneten 100 Ochsen, mit Blumenkränzen geziert, welche geschlachtet unter das Volk getheilt wurden. Daher der Name des Festes [1]). Das Opfer nannte man *Λέχερνα* [2]). Eine Schar junger Argeier mit hellfunkelnden Waffen deckte den Festzug. In der Nähe des Altars legten sie ihre Waffen ehrfurchtsvoll nieder [3]). Die Göttinn erschien auf einem mit 2 Kühen von bewundernswürdiger Schönheit und Weiße bespannten Wagen [4]). Die Waffenspiele der Jünglinge nannte man *ἀγῶνες χάλκειοι* [5]). Der Mythos nennt Archinous, einen König von Argos [6]) und Lynkeus, Danaos Schwiegersohn [7]), bestimmt aber nicht, welcher von Beiden sie eingeführt. Ein besonderes Kampfspiel war das *Ἀσπὶς ἐν Ἄργει* oder *ἐξ Ἄργους* genannte an diesem Feste. Ein Schild, der Sage zu Folge, des Königs Erippos von Argos wurde über dem Theater der Stadt an einem fast unzugänglichen Orte so fest angeheftet, daß er nur mit der größten Anstrengung losgerissen werden konnte. Die Kämpfer versuchten ihre Kraft, und welchem unter ihnen gelang, ihn in seine Gewalt zu bekommen, trug ihn durch die Stadt und erntete Ruhm und Preis. In Gegenwart aller Zuschauer empfing er anstatt des errungenen Schildes, welcher wieder aufbewahrt wurde, einen ehernen und einen Myrtenkranz [8]). Auf Ägina, wohin eine Kolonie von Argos gewandert war, beging man auch dieses Fest [9]). (Dr. *Schincke.*)

HEKATOMBÄON, *Ἑκατομβαιών.* Nach der von Scaliger gegen Petavius fest begründeten Ordnung [1]) der Monate eröffnet Hekatombäon das bürgerliche Jahr im attischen Kalender, — von welchem allein hinreichender Aufschluß gegeben werden kann, und mit ihm traten in Athen die Archonten, wie in Rom die Konsuln, ihr Amt an [2]). Ungewiß schien früher die Jahreszeit, in welche er fiel. Nach Dionysios von Halikarnaß [3]) fand er seine Stelle in der Nähe der Sommerwende (*θερινῆς τροπῆς*). Seine Stellung in der Reihe seiner Brüder ward später gesichert, aber durch sie nicht der Anfang des Jahres, welches nach den Untersuchungen gewichtiger Chronologen ursprünglich mit dem Gamelion um die Winterwende begonnen haben sollte [4]). Neuerlich hat jedoch Böckh nicht nur unserm Monat seinen Ehrenplatz gerettet, sondern auch mit siegenden Gründen bewiesen, daß das attische Jahr schon Olymp. 72, 3. mit demselben angefangen haben müsse [5]). Soll aber dieser Monat mit des attischen Jahres Anfang nach unserm Kalender, dem julianischen, bestimmt werden, so ist dieses schwierig, weil die attischen Monate an den Mondwechsel geknüpft waren [6]). Wenn Plinius [7]) die 3 Monate Munychion, Thargelion und Skirophorion, nach Aristoteles [8]) die fischreichsten, unserm April, Mai und Junius gleich stellt, und zu Sommermonaten macht, so muß, wie Scaliger will [9]), der erste Neumond nach der Sommerwende die *νουμηνία* des Hekatombäon seyn, wiewohl der Neumond auch 8 und 9 Tage vor der Sommerwende eintreten kann, und so der Anfang des Monats und Jahres zwischen dem ersten Junius und dem letzten Julius schwanken [10]), mag man nach einem Jahrkyklos zählen, nach welchem man will. Unser Monat gehört zu den vollen (*πλήρεις*) d. h. 30 Tage zählenden [11]), und nicht zu den leeren, (*κοῖλοι*) 29 Tage haltenden, wie sie seit Solon beide mit einander wechselten [12]). Am ersten Tage des Hekatombäon traten die obrigkeitlichen Personen ihr Amt an mit großer Feierlichkeit. Sie brachten den Göttern große Opfer, Hekatomben, daher der Name des Monats, und im Tempel des Zeus und der Pallas opferte man Gelübde zum Wohl des States [13]). Das große Hekatombenfest, *Ἑκατομβαῖα*, ward auch zu Ehren mehrerer Götter begangen, und dieses gab dem Monate wie anderwärts z. B. in Lakedämon, wo er *Ἑκατομβεὺς* hieß, Namen und Bedeutung. (Dr. *Schincke.*)

HEKATOMBÄOS, *Ἑκατομβαῖος* wurde Zeus auf Kreta, vorzüglich in Gortyn genannt. Hier, wo nach dem Mythus der Schauplatz seiner Liebe mit Europa war, und er, wie auf dem ganzen Eilande, der Landesgott, opferten die Kreter ihm reiche Opfer, Hekatomben zu Anfange des Jahres und nannten ihn ihren der größten Opfer würdigen Gott Hekatombäos [1]). Menelaos opferte ihm auch [2]). — Auch dem Apollon weiheten beim Jahreswechsel die Athenäer eine Hekatombe und nannten ihn Hekatombäos [3]).

(Dr. *Schincke.*)

HEKATOMBE, *ἡ ἑκατόμβη*, eine von den Griechen (*ἑκατὸν βόες*) [1]) zu den Römern übergegangene Benennung jeglichen reicheren, aus Thieren bestehenden Opfers [2]), ihrer Ableitung nach: ein Opfer von hundert

---

1) Schol. ad *Pindar.* Olymp. VII, 52. 2) *Hesych.* s. v. *Λέχερνα.* 3) *Aeneas* in Poliorc. XXVII. p. 30. 4) *Palaephat.* de incredibil. c. 51. 5) *Hesych.* s. v. *ἀγῶνες χάλκειοι.* 6) Schol. ad *Pindar.* Olymp. VII, 152. 7) *Hygin.* Fab. 213. 8) Schol. ad *Pindar.* l. l. *Suidas. Zenob.* Centur. VI. prov. 52. 9) *Pindar.* Pyth. VIII. 113. und dazu die Schol.

1) *Scaliger* im Anhang zum Thesaur. graec. ling. col. 225. und Ideler Handbuch der Chronologie. Berlin 1825. 1r Th. S. 276. 2) *Thucydid.* Hist. II, 2. 3) Antiqq. Romm. 1, 63. 4) *Petavius, Dodwell, Corsini,* siehe Ideler a. W. u. St. 5) Einleitung zu den Lectionsverzeichnissen der Berliner Universität. Ostern, 1816. Verdienstlich ist die Mittheilung derselben von Ideler im a. W. S. 289, da es dem Verf. noch nicht gefallen, die Wünsche Vieler, sie zu vereinigen und abdrucken zu lassen, zu erfüllen. 6) *Diogen. Laert.* I, 9. 7) Hist. Nat. IX, 74. 8) Hist. animal. V, 11. 9) Canon. Isagog. III. p. 236. 10) *J. F. Wurm* de ponderum, nomorum, mensurarum ac de anni ordinandi rationibus apud Rom. et Graec. Stuttgard. 1821. p. 168. Böckh Haushaltung 2ten Thls. S. 196 setzt den Anfang auf den 27sten Junius. 11) *Antiphon* in *Reiske* Orat. graec. Vol. VII. p. 758. 12) *Proclus* in *Timaeum.* I. 13) *Pollux* Onomast. VIII, 13.

1) *Hesych.* s. v. 2) *Ptolem.* Heph. bei *Photius.* p. 483. 3) *Hesych.* eod. loc.

1) Eine andere Ableitung von *ἑκατὸν βάσεις* oder *πόδες* oder *ἑκατομή*, deren erstere nur 25 Opferthiere zur Hekatombe zählt, widerspricht den Grammatikern, wie den griechischen Wortzusammensetzungs-Gesetzen. 2) *Eustath.* ad *Hom.* Odyss. I, 25. *μεγάλης θυσίας.*

Stieren. Weder die Zahl, noch die Art der Thiere bestimmt das Wort. Jedes Opfer richtete sich nach den Vermögensumständen der Opfernden, nach der Gottheit, welcher man es weihete, und nach dem Orte, oder Feste, an welchem man es darbrachte. Gewöhnlich brachten Könige im Namen ihres Volkes an Festen Hekatomben, oder Nationalopfer, und ganze Stämme z. B. an den Pythien, als Theoren hundert Stiere mit vergoldeten Hörnern, wie Polyphemos, Achilleus Verwandter, aus Thessalien. Dachte man auch anfänglich bei diesem Worte an ein hundert zu opfernde Stiere wirklich und schlachtete sie, bei der aus der Nutzbarkeit dieser Thiere heiligen Schonung mußte eine solche Anzahl sehr kostbar seyn, und wenigere oder auch andere Thiere, zum Opfer bestimmt, von ihnen, als den vorzüglichsten, den Namen Hekatombe empfangen [3]). Darum nennt Homer ein Opfer von 12 Stieren [4]), von Lämmern, Schafen und Ziegen [5]), Pindar sogar von Eseln [6]) eine Hekatombe. Je höher die Verehrung der Gottheit, desto reicher und kostbarer das Opfer, wie die Festfreude länger und lauter. Der römischen Verschwendung genügte nicht ein hundert in den Zeiten des Kaisers Julian, welcher sich durch Thieropfer auszeichnete und den Ehrennamen victimarius [7]) erwarb, sondern er zählte zu einem kaiserlichen Opfer (sacrificium imperatorium) hundert Löwen, hundert Adler u. a. m. und nannte diese eine Hekatombe [8]). Wie sie geopfert wurden, hat Barth [9]) nach Profan- und Kirchenschriften geschildert. Wir bemerken nur aus der angezeigten Stelle des Jul. Capitolin., daß man gewöhnlich im Freien hundert Altäre von Rasen errichtete und auf jedem ein Thier schlachtete. (Dr. *Schincke.*)

HEKATOMNOS, beherrschte Karien und wurde vom Könige von Persien, Artaxerxes II., welchem an dem Besitz der Insel Kypros viel gelegen war, an die Stelle des ihm feindlich gesinnten Königs von Kypros, Evagoras, welcher Olymp. 97, 2. den Gehorsam aufkündigte *), zum Regenten der Insel gesetzt. Aber auch dieser begünstigte die gegen Persien geschmiedeten Plane des Evagoras und unterstützte denselben mit bedeutenden Geldsummen, um dessen Söldner zu befriedigen **). Manchen Entwurf führte er listig aus, bis er dem Thronräuber Nikokles unterlag. (Dr. *Schincke.*)

HEKATOMPEDON, eine Stadt, die im alten Thesprotien der Landschaft Epiros und zwar im Lande der Kahonen (Chaonen) gelegen hat. Ihr Namen ist untergegangen, und Niemand hat bis jetzt ihre Stäte nachgewiesen. (*G. Hassel.*)

HEKATOMPHONIA (*Ἑκατομφόνια*), war ein bei den Messeniern aus ältester Zeit her gebräuchliches Opfer, welches derjenige dem Zeus von Ithome brachte,

3) *Hom.* Il. IX, 531. *θυσία ἐκ πολλῶν ζώων.* 4) *Hom.* Il. VI, 93. 115. coll. Odyss. III, 7. 59. 5) *Hom.* Il. XXIII, 146. 206. 864. 873. 6) *Pindar.* Pyth. X, 51. 7) *Ammian. Marcell.* XXII, 14. XXV, 4. 8) *Capitolin.* in Max. et Balbin. c. II. 9) Commentatt. Superstition.
*) *Diodor. Sic.* XIV, 98. **) *Diodor. Sic.* XI.

der mit eigner Hand hundert Feinde erlegt hatte. Dieses Opfer brachte Aristomenes dreimal; nämlich, das erste Mal nach der Schlacht am Eberdenkmale (*κάπρου σῆμα*); das zweite Mal, als er aus den Keadas befreit die angeordneten, den Spartanern zu Hilfe ziehenden Korinther überfiel, und außer vielen andern auch ihre Feldherrn getödtet hatte. Ja, er brachte es noch ein drittes Mal, ohne daß jedoch angegeben werden kann, bei welcher Gelegenheit (*Pausan.* IV, 19, 1. 2.). Plutarchos gedenkt im Leben des Romulus (cap. 25.) dieser dreimal dargebrachten Hekatomphonien ebenfalls, ohne jedoch etwas Bestimmtes hinzu zu fügen. (*C. W. Müller.*)

HEKATOMPYLON (*Ἑκατόμπυλον*), die Stadt mit 100 Thoren; die Hauptstadt der parthischen Provinz Parthiene. Sie lag 133 Milliarien von den caspischen Pforten, und soll (*Curtius* VI, 2.) von den Makedoniern erbaut seyn, aber wahrscheinlicher ist, daß Alexander der Große sie bereits vorfand, erweiterte und ihr den hellenischen Namen gab (*Diod. Sic.* XVII, 57.). Als Aschek unter Antiochos Theos das parthische Reich stiftete, wählte er Hekatompylon zu seiner Residenz; sie scheint zu der Zeit zu den blühendsten Städten des Orients gehört, allein diesen Glanz nicht lange behauptet zu haben. Isidor von Charar, der in der zweiten Hälfte des ersten Jahrh. lebte, kennt sie nicht mehr, und nennt in der Gegend, wo sie gelegen haben muß, Parthaunisa oder Nisäa am Ochos, vielleicht der Name, den sie früher führte, ehe die Makdonier sie umtauften. Wäre dieß, so würde es das heutige Nesa in Khorassan seyn. (*G. Hassel.*)

HEKATONCHEIRES (*Ἑκατόγχειρες*), HEKATONCHEIREN, HEKATONCHIREN, oder auch CENTIMANEN (Centimani), d. i. die Hunderthändigen, ist Name der Drillingsbrüder Briareus, Kottos und Gyges, welche Uranos (der Himmel) mit der Gäa (der Erde) erzeugte [1]). Ihr Name ist von den 100 Armen hergenommen, welche sie besaßen; sie waren ungeheuer kräftig und hatten auch jeder 50 Köpfe auf ihren Schultern [2]). Bald nach ihrer Geburt kerkerte sie der eigne Vater in dem Tartaros ein; auch unter Kronos Herrschaft wurden sie nicht frei. Zeus aber bediente sich ihrer, um die Titanen zu überwältigen; seit Vollbringung dieser Großthat bewachten sie den Tartaros, in welchen die Titanen von ihnen gefesselt eingeschlossen worden waren [3]). In diesen drei Giganten der hesiod'schen Theogonie findet Creuzer [4]) Personificationen des Winters und deutet daher Briareus (*Βριάρεως*) durch Winter [5]), Kottos (*Κόττος*) durch wüthenden Sturmwind und Gyges (*Γύγης*) durch Wassermann, winterliche Wasserfluth. Hermann [6]) dagegen übersetzt Briareus durch Gravinus, Kottos durch Ferius (von *κόπτω*) und Gyes (*Γύης*,

1) *Hesiod.* Theog. 147 ff. 2) *Hesiod.* a. a. O. 3) *Hesiod.* a. a. O. 617 ff. 4) Symbolik und Mythologie 2r Bd S. 429. (2te Ausg.) 5) Nach *Jo. Lydus* de mens. p. 58. 6) Über das Wesen der Mytholog. S. 84 ff.

die Form *Γύγης* verwirft er) durch Sulcius und versteht es vom **Schnee, Hagel und gefurchtem Lande**, wodurch aber auch nach ihm der **Winter** bezeichnet werden soll. Ganz anders **Buttmann**[7]; er deutet die 3 Namen **Starkwucht, Köppel** und **Gliedmaß**, welche allerdings als Bezeichnung dieser Riesen gar gut gewählt wären. Nach Homer[8]) wurde Briareus nur von den Göttern so genannt, bei den Menschen hieß er dagegen Ägäon. Einst, als Here, Poseidon und Pallas Athene den Zeus fesseln wollten, wurde er zu Hilfe gerufen und setzte sich neben Zeus, worauf die Gegner des Letztern aus Furcht vor Briareus von ihrem Unternehmen abstanden[9]). *(R.)*

HEKATONNESI, eine Gruppe von Eilanden in und vor dem adramitischen Busen im ND. von Lesbos, die die hundert Inseln hießen und dem Apollon geheiligt waren. Es waren meistens Scoglien oder Felsenriffe und nur die größere hart am Strande war vormals, wie noch jetzt, bewohnt. Nach Strabo gab es ihrer 50; jetzt findet man nur noch 32, die zusammen Muskonisi, das bewohnte Eiland Megalo Muskonis, genannt werden. *(G. Hassel.)*

HEKIM (حكيم) d. i. **weise**, wird vorzugsweise von **Philosophen** und **Ärzten** gebraucht; daher heißt ein Hofmedikus in Konstantinopel **Hekim Baschi***). Sonst kommt der Name auch überhaupt von **Gelehrten** vor und entspricht etwa unserm Doktor, nur daß es nicht eigentlicher Amtstitel ist. Vergl. übrigens Hakim. *(A. G. Hoffmann.)*

HEKIM OSMAN (Mola), ein Arzt unter Sultan Selim II., war Anfangs Christ und studirte als solcher unter dem Mola Lutfi aus Tokat Logik und Mathematik, trat später zum Islam über, entsagte dann der Arzneikunde und widmete sich ausschließlich dem Studium des Gesetzes. Er kommentirte ein Werk des Imam Abulhanife**). *(A. G. Hoffmann.)*

HEKIMI, vollständig Mohammed Hekimi (Mola), ben Sekman, ben Mohammed Gilam, aus Persien gebürtig, lebte eine Zeit lang am Hofe des indischen Schah's Humajun, begab sich aber unter Sultan Selim II. nach Konstantinopel und dichtete sowohl in persischer als türkischer Sprache***). *(A. G. Hoffmann.)*

HEKIMSCHAH MOHAMMED (Mola), ein berühmter türkischer Arzt aus Kaswin, welcher vom Sultan Bajesed II. mit 120 Aspern (fast 2½ Dukaten) täglicher Besoldung als Hofarzt angestellt wurde und im Anfange der Regirung Suleiman's starb. Er war ein Schüler Dewani's, übersetzte Domairi's Naturgeschichte Haivetal Haivan (wörtlich **das Leben der Thiere**) ins Türkische, kommentirte das medizinische Werk Mudschifitibb, aber auch den Koran, schrieb Randglossen zum Tehafüt des Chodschasade, zu den dogmatischen Werken Adhadie und Nesefiije, zur Isagoge und dem Kafije*). Er verfaßte auch eine Fortsetzung der Biographien dschagataischer Dichter, welche Mir Alischir geschrieben hatte**). *(A. G. Hoffmann.)*

HEKLA, wenn auch nicht der höchste, doch der bekannteste unter allen isländischen Jökuls oder Gletschern. Er erhebt sich im Rangarwalle Syssel des Sunlendinga Fiördung 5210 Fuß hoch nur ⅔ Meilen vom Meere, mit dem er im Zusammenhange zu stehen scheint; er hat drei Gipfel, wovon der mittelste der höchste ist, und gehört zu den furchtbarsten Vulkanen, indem die Geschichte, so weit sie reicht, 23 Ausbrüche nachweisen kann. Der erste davon soll 1004 Statt gefunden haben; der letztere war 1766. Merkwürdig ist, daß man bei einigen dieser Ausbrüche eine so ungeheure Menge Salz über seine Umgebungen verbreitet fand, daß damit viele Pferde belastet werden konnten; ein Beweis seiner Verbindung mit dem Meere! Der Berg ist überall mit Auswürflingen von derber und poröser Lava, die großentheils dunkel oder hellrothbraun, strichweise auch rothgelb schillert, bedeckt. Große Spalten durchziehen ihn in verschiedenen Richtungen, manche 4 bis 6 Fuß breit und bis auf wenige Fuß wieder angefüllt. Nach dem Rücken des Berges, welcher sich in 3 Spitzen erhebt, ist das Aufsteigen höchst beschwerlich, da größere ganz glatte Eismassen vorkommen, worauf man Füße und Hände zugleich zu Hilfe nehmen muß. Oben hat man eine sehr weite Aussicht, aber eine der schrecklichsten, die es geben kann. Mehrere Meilen rund um den Berg erblickt man Nichts als schwarze vulkanische Kegel mit zwischen durchgehenden gleichfarbigen Lavaströmen, wo das Auge vergebens ein grünes Plätzchen sucht, und hinter diesen Lavamassen erheben sich mehrere der größern Gletscher, die in das Land hineinziehen und mit ihren höchsten Spitzen den Horizont begränzen. Der Hauptkrater findet sich auf der Nordseite der zweiten Hochspitze. Sein oberer Rand hält etwa 200 Fuß im Umfange, verengert sich trichterförmig und ist etwa einige 60 Fuß tief; die Wände bestehen ganz aus leichten schaumigen Lavastücken, und auf dem Boden des Kraters sieht man einen 16 Fuß hohen Eis- und Schneeblock, worin die von unten aufsteigende Wärme ordentliche Grotten gebildet hatte. An verschiedenen Stellen finden sich Ausbrüche von Lavaströmen, aber sonst keine weitern Krater. Die nächste Wohnung am Berge liegt auf der Westseite und heißt Näferholt; auf dem Berge selbst ist nicht die geringste Vegetation zu entdecken*). — Die Jahre der Ausbrüche werden verschieden angegeben: man nennt die Jahre 1004, 1029, 1105, 1114, 1157, 1206, 1222, 1294, 1300, in wel-

---

7) Lexilogus S. 230 ff. 8) Il. I, 403 ff. 9) Il. I, 402 ff.

*) Jos. v. Hammer Statsverf. des osman. Reichs. 1. Th. S. 73. Mouradgea d'Ohsson Schilderung des ottom. Reichs nach Beck's Übers. 2. Th. S. 477.

**) Jos. v. Hammer in Eichhorn's Gesch. der Literat. 3. Bd. 2te Abth. S. 1198.

***) Jos. v. Hammer in Eichhorn's Gesch. d. Literatur. 3. Bd. 2te Abth. S. 1220.

*) Jos. v. Hammer in Eichhorn's Gesch. der Literatur. 3r Bd. 2te Abth. S. 1157 u. 1179; dann in seiner Gesch. des osmanischen Reichs. 2r Bd. S. 629, nach Seadeddin Bl. 603.

**) Hammer Gesch. des osman. Reichs a. a. O. nach Taschik hasansade.

*) Nach Tienemanns Reise im Norden. S. 334—338.

chen beiden letztern Jahren die Eruptionen ungemein heftig gewesen und 12 Monate hindurch angehalten haben sollen; dann 1340, 1374, 1390, 1436, 1510, 1554, 1619, 1636, 1693, 1728, 1735, 1736, 1754 und 1766. Uno von Troil fügt die Jahre 1625 und 1683 hinzu und Horrebow rechnet die Jahre 1104, 1157, 1222, 1300, 1341, 1362, 1389, 1558, 1636 und 1693 für diejenigen, in welchen seine furchtbarsten Ausbrüche erfolgt sind. Der Ausbruch von 1766 war besonders wegen der Menge kochenden Wassers, das er von sich spie, bemerkenswerth**). (*G. Hassel.*)

HEKTENEN (Ἑκτῆναι), eins der Urvölker Böotiens, an welches die Sage von Ogyges, der ihr König war, geknüpft war. Es wurde durch eine Pest ausgerottet. (Paus. IX, 5; Lykophr. I, 212.) (*G. Hassel.*)

HEKTIK, Consumtion, Abzehrung. Der griechische Name wird gewöhnlich abgeleitet von ἕξις, habitus, Wesen, drückender Zustand des Körpers und der Sele, weil nämlich bei der Hektik der ganze Organismus in seinem innersten Wesen ergriffen seyn soll. Neuerlich wurde aber statt dessen hingewiesen auf ἐκτήκω, eliquo, ich schmelze aus, verzehre, welche letztere Derivation zwar einen noch näheren Sinn gäbe, aber der Wortbildung nach weit schwieriger wäre.

Das hektische Fieber ist der Ausdruck oder die äußere Erscheinung, unter welcher bei dem individuellen Organismus in seiner Jugend oder seinen Blühtenjahren allmälig die Kräfte, so wie die Körpermasse schwinden, bis endlich das Leben unter steigenden Beschwerden und den Zeichen der Zersetzung der Säftemasse (allgemeiner Eiterbildung) seinem Ende sich nähert. Schon Celsus bringt diesen Krankheitsvorgang unter den dreifachen Gesichtspunkt: 1) wenn mehr verbraucht als angeschafft wird, durch übermäßige körperliche und geistige Anstrengung, starken Säfteverlust, von Milch, Blut, Samen, durch übermäßige Sekretion auf den Absonderungsflächen, zumal indem diese Sekretionen der Eiterbildung sich nähern; 2) sofern wegen anhaltenden Kummers, Mangels an gesunden Nahrungsmitteln, nach Einwirkung lähmender Gifte die Ernährung leidet, und kein Substanzersatz Statt findet, wie der Organismus denselben bedarf; 3) endlich am häufigsten, wenn eines der zum Leben nothwendigsten Organe, wie das Rückenmark, die Lungen, Leber, der lymphatische Drüsenapparat u. a. entweder in Folge einer vorangegangenen Krankheit, oder wegen allmäliger Entartung durch Scyrrhus, Tuberkeln und Afterorganisation zu seiner Funktion untüchtig geworden ist, und theils die Bereitung des Blutes, theils die Bildung der festen Theile aus diesem gestört wird.

Obgleich bei einem Mißverhältniß zwischen Ernährung und Verbrauch der individuelle Organismus sehr an Substanz verlieren und zu einem hohen Grad der Magerkeit gelangen, ja am Ende das Leben auch erlöschen kann, so ist doch dieser Zustand eben so, wie der einer beträchtlichen Körperschwäche oder des Verhungerns, noch nicht krankhaft zu nennen, ja es können einzelne für das Leben sehr bedeutende Organe und deren Funktionen zu Folge acuter Krankheiten oder durch allmälige Entartung sehr angegriffen seyn, und weil die gestörte Funktion eines solchen Organs durch die übrigen so viel als möglich ersetzt wird, oder die Gesammtheit der übrigen nicht ergriffenen Organe noch entgegen wirkt, ein Zustand relativer Gesundheit längere Zeit, sogar das ganze Leben hindurch fortdauern — vereiterte und durch Tuberkeln zerstörte Lungen, Herzfehler, Desorganisationen der Leber und des Gehirns findet man oft bei Sektionen von Individuen, die im Leben nie über entsprechende Beschwerden klagten. — Der hektische Zustand selbst beginnt erst, wenn die in ihrer Funktion bis daher normal gebliebenen Organe, statt dem lokalen Krankheitsprozeß entgegen zu wirken und das Gleichgewicht zu halten, dessen Beschaffenheit selbst mehr oder weniger annehmen, so daß nun ein, der individuellen Entwickelung fremder Lebensprozeß sich bildet, an welchem jetzt die ganze Konstitution und das ganze Wesen des Organismus Antheil nimmt, indem nun die Tendenz zur Eiterbildung vorherrschend wird, was erst im hektischen Fieber geschieht, denn dieses drückt, wie jedes Fieber, das Streben zum identischen Zustand aus, in welchem die Vielheit der Organe einer allgemeinen Richtung sich unterordnet.

Die Eigenthümlichkeiten des hektischen Fiebers sind folgende: Bei fast ganz ungestörter sensorieller Thätigkeit, wie dieß in diesem Grade wohl bei keinem andern Fieber vorkommt, und während auch der Appetit nach festen Speisen weniger als bei jedem andern Fieber ganz fehlt, stellen sich Durst, Mattigkeit nach jeder unbedeutenden Bewegung, Schlaflosigkeit und im Anfang zu unbestimmten Zeiten ein Fieber ein, mit gespanntem, frequentem Pulsschlag, das tägliche Verschlimmerungen zeigt, meist einige Zeit nach dem Essen am stärksten bemerklich ist und wobei die Flächen der Hände und Füße besonders heiß anzufühlen sind. Über der Haut verbreitet sich eine dem Pergament gleiche Trockenheit und das Gefühl von Brennen, die Haare fallen aus, die Nägel krümmen sich, einzelne Theile, wie das Weiße des Auges und die Zähne, nehmen eine der Milch gleiche Färbung an, alle muskulosen Theile magern besonders ab, einzelne Glieder, eine Hand oder ein Fuß, schwellen an. So wie sich bei dem weiblichen Geschlechte das hektische Fieber ausbildet, hört die Menstruation auf; statt der früheren Vertrocknung der Sekretionen entstehen nun Diarrhöen und profuse Schweiße; Letztere sind aber von keiner Hautturgescenz begleitet (Colliquation). Die Gemüthsstimmung wird immer reizbarer. Zehn, höchstens zwanzig Tage vor dem Tode zeigen sich, als sicheres Zeichen, daß es nun dem Ende zugehen werde, Aphthen im Munde und Beschwerde im Schlingen, Brennen im Magen, bis endlich unter schweren Leiden, nachdem meist auch noch Konvulsionen hinzu getreten sind, das Ende erfolgt. Bei den zahlreichen Sektionen, welche Louis machte, fand dieser in dem Darmkanal, besonders

**) Außer Tienemann nach Mackenzie, Henderson und Gliemann.

in dem Magen, große Stellen geröthet, wie von einer kurz vor dem Tode erst verbreiteten Entzündung.

Dieses allgemeine Bild der Hektik erleidet aber mannichfache Modifikationen, je nach den verschiedenen Veranlassungen und Punkten, von welchen die Hektik ausgeht. Schon in den ersten Lebensjahren kommt eine Hektik vor, bei welcher die Entartung der in diesem Alter besonders hervortretenden lymphatischen Drüsen des Unterleibes das Hauptmoment der Krankheit zu seyn scheint, die jedoch in dem Artikel Auszehrung bereits abgehandelt ist.

Ob der Hektik auch die von Morton so genannte phthisis nervosa zuzuordnen sei, läßt sich bestreiten, da bei den angegebenen Fällen kein allgemeines Bild der Krankheit, kein Fieber, keine Colliquation und keine Eiterbildung sich darbietet, und der ganze Zustand mit auf einer besondern Schwächlichkeit beruht.

Weit entschiedener gehört zur Hektik die Tabes dorsalis, Rückenmarks-Austrocknung, Folge des Übermaßes in Ausübung des Geschlechtstriebes bei beiden Geschlechtern. Auch hier tritt zuerst Schwäche und später erst Mangel an Appetit ein; bald folgt eiterähnlicher Ausfluß aus den Genitalien, es bilden sich Geschwüre auf der Haut, dabei erscheint immer deutlicher das hektische Fieber, und von diesem begleitet die colliquativen Diarrhöen, Schweiße und Harnruhr. Eben so entsteht auch häufig Hektik, wenn in Folge irgend einer akuten Krankheit, nach intermittirenden Fiebern, Exanthemen oder einer Verwundung, einzelne bedeutende Organe, örtliche Desorganisationen und Vereiterungen erleiden. Hier folgt je nach Beschaffenheit des ergriffenen Organs und nach seiner Bedeutung für den Lebensprozeß das hektische Fieber oft sehr rasch, überhaupt kommt es bei diesem unläugbar weit weniger darauf, daß eine Eiteransammlung irgendwo vorhanden sei, als auf die Natur des ergriffenen Organs an; denn Ansammlungen von Eiter in fleischigen Theilen, wenn dieser auch in ziemlicher Menge vorhanden ist, haben weit seltener hektisches Fieber zur Folge, als eine geringere Menge desselben in einem inneren Organ; eben so erregen Gelenkwunden, wo oft nicht einmal Eiter gebildet wird, viel eher hektisches Fieber, als bedeutendere Abscesse. In allen diesen Fällen ist bei dem hektischen Fieber allgemeine Tendenz zur Eiterbildung und Colliquation, es entstehen auch auf der Haut häufig Geschwüre und selbst im Urin ein Bodensatz, der dem Eiter gleicht. Am häufigsten ist das hektische Fieber Folge der tuberkulosen Entartung der Lungen, welche jedoch nicht immer auf dieses Organ allein eingeschränkt ist, sondern nach den Erfahrungen von Baron auch in andern Organen, während die Lungen davon frei bleiben, vorkommen kann. Wo diese Affection der Lungen Statt findet, ist das hektische Fieber zugleich auch von großen Respirationsbeschwerden begleitet, es gehört aber die Betrachtung derselben mehr in den Artikel Lungensucht. Endlich muß nach seinen Erfahrungen Ref. auch an eine primäre essentielle Hektik glauben, welche von keiner Ausartung irgend eines Gewebes, sondern von der Säftemasse und einer in dieser beginnenden Zersetzung ausgeht (quae solummodo in humoribus est. *Vogel*). Diese Art der Hektik kommt gerade bei den blühendsten Individuen vor, ja solche Kranke erschienen sogar kurz vor dem Ausbruch der Hektik in besonderer Lebensfülle und die Zeichen der Hektik begannen allmälig, ohne daß irgend eine äußere Ursache angeführt werden konnte; denn erst im weitern Verlauf zeigen sich einzelne Organe ergriffen, oder bleibt bei dem wirklichen Kranken die Menstruation aus, welches dann für die nächste Ursache der Krankheit erklärt wird; es bilden sich Furunkel und Abscesse auf der Haut, eiteriger Auswurf und Schärfen aller Art, besonders Schleimfluß bei dem weiblichen Geschlechte. Diese Fälle sind es auch vorzüglich, in welchen man das Übel für ansteckend halten mußte.

Wenn nach dem Angegebenen die Tendenz zur Eiterbildung als die Haupterscheinung des hektischen Fiebers angesehen werden muß, so läßt sich noch fragen, ob der fast allerwärts vorkommende Eiter durch Aufsaugung aus den anfänglich eiternden Stellen herbei geführt, oder ob derselbe in dem Gefäßsysteme selbst gebildet werde? Gegen die Auffaugung hat John Hunter überzeugende Gründe angeführt; denn, wie bereits bemerkt wurde, hängt die Entstehung des hektischen Fiebers nicht sowohl von der Anwesenheit des Eiters von einem Abscesse überhaupt, sondern von der Wichtigkeit des eiternden Organs für den Lebensprozeß und der Bedeutung seines Einflusses auf den übrigen Organismus ab, ja es kann sogar ein solches Fieber entstehen, noch ehe sich nur überhaupt Eiter an der leidenden Stelle gebildet hat, z. B. bei den Krankheiten der größeren Gelenke, in welchen es nie zur gutartigen, sich selbst begränzenden Entzündung und zur eigentlichen Eiterbildung kommt, sondern nur der erste Impuls dazu gegeben zu werden scheint, und umgekehrt können große Abscesse schnell durch Auffaugung verschwinden, ohne daß hektisches Fieber die Folge davon wäre, ja häufig entsteht das hektische Fieber erst, nachdem der Eiterabsceß geöffnet wurde und nun die Luft hinzu tritt; auch entsteht kein hektisches Fieber bei der Entzündung und Eiterung der Venen, wobei der Eiter dem Blut unmittelbar beigemischt wird. Läßt sich nun nach dem Angegebenen nicht annehmen, daß wirklich die Auffaugung des Eiters Veranlassung zum hektischen Fieber gebe, so muß das hektische Fieber dem entzündlichen in der Art entgegen gesetzt gedacht werden, daß, während in diesem mehr eine Begränzung der Eiterbildung Statt findet, in jenem dagegen dieselbe über den ganzen Organismus sich verbreitet, so daß Entzündungs- und hektisches Fieber wie Centrifugales und Centripetales sich verhielten, womit freilich noch wenig erklärt ist, und einer verständigen Humoralpathologie noch Vieles zu erklären übrig bleibt, um darzuthun, wie es bei der Hektik zwischen dem Masseansatz und dem bloßen Chemismus zur Eiterbildung komme, ungefähr auf dieselbe Art, wie die einzelnen Afterorganisationen, die verschiedenen Gewächse, zumal wenn sie gegen die Oberfläche

hin erscheinen, an ihrer Basis eine frische Vegetation, auf ihrer Oberfläche aber Eiterbildung zeigen.

Nach dem Angegebenen ist zum Voraus zu erwarten, daß gegen die Hektik, wie sie einmal sich ausgebildet hat, die Kunst wenig vermöge, und höchstens davon die Rede seyn könne, ihren Verlanf so viel zu retardiren, bis nach dem Entwickelungsgang des Individuums, das meistens noch in seiner früheren Lebensperiode sich befindet, allmälig eine andere Reihe von Organen hervortritt und ihren voeherrschenden Einfluß über die übrigen ausübt. Wie überhaupt durch das gewaltige Hervortreten anderer Thätigkeiten eine solche krankhafte Tendenz wenigstens eine Zeit lang unterbrochen werden kann, beweisen die jedem Arzte vorkommenden Fälle, in welchen die Hektik oft mit einem ekstatischen Zustande abwechselt, der auch auf andere Weise, als gerade durch den thierischen Magnetismus, entstehen kann. Ref. sah neuerlich zwei Fälle, in welchen dieß durch den Glauben an sympathetische Mittel geschah, und die beiden weiblichen Kranken in demselben wieder für einige Zeit zum allgemeinen Erstaunen ihr blühendes Aussehen erhielten, und, da sie vorher kaum außer dem Bett seyn konnten, wieder mit neuer Lebenskraft sich bewegten, aber nach 2—4 Monaten wieder in ihr altes Übel zurück fielen, und Letzteres, um gleichsam das Versäumte wieder herein holend, sie in desto kürzerer Zeit aufrieb. Die Heilindicationen bilden sich auf folgende Weise: 1) wenn der Sitz des Übels, von welchem aus die Hektik sich bildet, in Theilen sich befindet, die durch die Amputation entfernt werden können, im Knie- und Ellenbogengelenk, in der Brustdrüse, den Hoden und dergl., und das hektische Fieber noch nicht die Höhe erreicht hat, auf welcher Colliquationen sich einstellen, so wird durch die Entfernung eines solchen Theils dem weitern Fortgang vorgebeugt, und wenn das Individuum noch in seinen besten Jaheen ist, so kann es wohl geschehen, daß die Gefahr der Hektik vorüber geht, und die frühere Gesundheit wiederkehrt. 2) Geht dagegen die Hektik von einem inneren Organe aus, wie z. B. bei Keankheiten der Lungen, Leber, des Rückenmarks, so gelingt es zuweilen mittels der Derivation durch Brennen oder kaustische Mittel auf eine entspeechende Stelle der Haut, die innerliche Eiterung zum Stillstand zu bringen, und an ihre Stelle in dem äußerlichen Geschwüre eine Eiterabsonderung zu substituiren, welche man durch die lokale Behandlung dahin leiten kann, daß sie sich selbst begränzt und in dieser Begränzung ausheilt. In derselben Absicht, mehr Tuegescenz in das Hantorgan zu bringen, dasselbe mehr aufzuschließen und zur Übertragung der mehr innerlichen Krankheit zu disponieen, empfahl für das erste Studium schon Celsus ein dem Shampooing ähnliches Dehnen und Kneten der Haut, und Bäder mit Salben und Reibungen. 3) Derselben Indication, den Einfluß des leidenden Organs auf die Gesammtheit der übrigen zu schwächen und den Ausbruch des Fiebers zurück zu halten, entspeechen auch die vielen, in dieser Krankheit empfohlenen, narkotischen und lähmenden Mittel des Opiums, Schierlings, Bilsenkrauts, Kirschlorberwassers, Wasserfenchels, Fliegenschwamms, und selbst des Bleizuckers. 4) Vorzüglich war man aber zu allen Zeiten darauf bedacht, bei den starken Konsumtionsprozessen dem Organismus so viel als möglich recht milde und nährende Substanzen zuzuführen, theils um den Verdauungsprozeß zu erleichtern, welcher zur Erregung des Fiebers so Vieles beizutragen scheint, da jedes Mal während desselben die Fieberexacerbationen eintreten, theils den Masseersatz eher möglich zu machen. Die Milch, welche man von jeher im hitzigen Fieber für sehr nachtheilig hielt, wurde im hektischen Fieber besonders empfohlen. Unter den verschiedenen Milchgattungen erhielt meist die Eselsmilch den Vorzug; ferner Ptisanen von Alica (s. diesen Artikel, erste Sect. 3ter Theil, S. 125), Reis, Kraftmehl, amylum, in spätern Zeiten isländisches Moos, Sago, Salep, Arrowroot (Maronta indica) und Tapioca (Manioc). Die animalische Diät ließ man aus Gallerte, Eigelb, Geflügel, Kalbsbrühe, Schildkröte und, nach dem Volksglauben, in Hundsfett bestehen. 5) Um unentwickelte Krisen, Krankheitsprodukte, selbst Lustseuche, Herpes, Krätze und andere spezifische Stoffe, die auf nicht geeignete Organe geworfen, dort noch eher Zerstörung zur Folge haben könnten, zu neutralisiren und auszuführen, so wie in der Absicht, bei der Colliquation einer gewissen Atonie zu begegnen, wurde neben diesen mehr auf die Ernährung sich beziehenden Mitteln bald salinische Mineralwasser, wie das von Selz, oder von Balarue in Languedoc, und kühlende säuerliche Pflanzensäfte, wie der von Gurken, Portulak, oder der Absud schleimichter und gelind zusammen ziehender Pflanzen, wie Plantago, Asplenium und Adianthum, Veronica, Glecoma und Origanum, gegen die colliquativen Schweiße besonders Salbeiaufguß und selbst die Chinarinde empfohlen, welche letztere jedoch dem Kranken mehr zur Beschwerde, als zum Nutzen gereichen möchte. 6) Endlich wurden von den frühesten Zeiten an solche Kranke, welche noch die mit jeder Reise unzertrennlichen Anstrengungen zu bestehen im Stande sind, in der Absicht, dieselben in Medien zu bringen, in welchen sie am wenigsten den Wechsel der Witterung empfinden möchten, das Reisen und der Aufenthalt in wärmeren Gegenden empfohlen, und Celsus stellte hierbei den Grundsatz auf, daß die Gegend, wohin der Keanke sich begibt, eine weniger scharfe zehrende Luft haben müsse. Caelum densius, quam id, ex quo discedit aeger, petatur. Eine Regel, welche von den engländischen Ärzten, die am häufigsten ihre hektischen Kranken reisen lassen, wenig beobachtet wird; denn gerade die gerühmtesten Gegenden an der nöedlichen Küste des mittelländischen Meeres sind höchstens für Neroenschwache und solche, die an den Folgen des Übermaßes in sinnlichen Genüssen hektisch wurden, zuträglich, dagegen für solche, bei welchen die Hektik von einer Degeneration der Lungen ausging, erklärte schon Pugh*) die genannten und andere, in dieser Rück-

*) Observations on the Climates of Naples, Rome, Nice etc. Lond. 1784.

sicht gerühmte Orte, höchstens Pisa ausgenommen, wegen ihrer trockenen und scharfen Luft und ihres oft unerwartet strengen Winters solchen Kranken eher nachtheilig; mit diesen Ansichten stimmen auch die neueren Angaben von Carter und Clarke vollkommen überein; soweit möchte auch der weitere Ausspruch des Celsus zu befolgen seyn, welcher sagt: ideoque aptissimum Alexandriam ex Italia itur! (*Schnurrer.*)

HEKTOR, Sohn des Priamus und der Hekuba, der Tapferste aller Trojaner, auch Apollo's Sohn genannt (Schol. Il. III, 316; Schol. *Lycophr.* 259), groß von Statur und behend (Il. II, 802). Noch vor der Belagerung Troja's durch die Hellenen vermählte er sich mit Andromache, Tochter des Königs Eetion von Theben in Cilicien, die ihm den Skamandros oder Astyanax gebar. Spätere geben ihm noch den Laodamas und Amphineus zu. Seine Thaten erzählt Homer mit besonderer Liebe, und sehr rührend ist die Schilderung seines Abschieds von der geliebten Gemahlinn und seinem kleinen Astyanax (Il. VI, 369 ff.). Ajax verwundet ihn im Zweikampfe, daß er zu Boden sinkt, Apollo richtet ihn wieder auf, Hektor bittet um Frieden und beide Helden beschenken sich zum Zeichen der Freundschaft. Er kämpft nun in den folgenden Tagen mit so viel Glück, daß er die Verschanzungen der Griechen erstürmte, aber ein Steinwurf des Ajax stürzt ihn zu Boden. Er wird aus dem Kampfe getragen und Apollo gießt ihm neues Leben in die Brust und schreitet mit der Ägide vor ihm her. Die Griechen fliehen und er schleudert den Brand in die Schiffe. Das Erscheinen des Patroklos rettet die Griechen, aber sein Tod bewirkte ein neues Vordringen der Troer, bis Achilles zum Kampfe auftrat. Die Troer retten sich in die Stadt, Hektor erwartet seinen Feind vor derselben. Dreimal lief er fliehend längs der Mauer bis zu den Quellen des Skamander; beim vierten Male faßt er neuen Muth und stellt sich zum Kampfe. Aber das Schicksal hatte seinen Tod beschlossen. Apollo verließ ihn und Minerva täuschte ihn in der Gestalt seines Bruders Deiphobus. Auf den vermeinten Beistand sich verlassend, tritt er dem Achill entgegen, aber nach tapferer Gegenwehr stößt ihm dieser den Speer in den Hals. Dem Todten durchbohrte der Sieger die Füße, zog einen Riemen durch, band ihn an seinen Wagen und schleifte ihn nach dem Lager, gibt ihn aber endlich dem flehenden Priamus zurück und sein Leichenbegängniß ward in Troja hoch gefeiert, wo man ihn später als Heros verehrte; ja nach *Paus.* IX, 18. geschah dieß auch in Theben auf Befehl des Orakels. Mehrere Tragiker, z. B. Äschylus, Timesitheus, haben das traurige Ende Hektors unter dem Namen Ἕκτορος λύτρα bearbeitet. (*Richter.*)

HEKTOR (als Militär betrachtet), Oberfeldherr der Troer und ihrer Verbündeten in dem berühmten 10jährigen Kampfe (v. 1194—1184 v. Chr.) gegen die vereinte Macht der Griechen, der, ein späteres Bruchstück jener religiös-politischen Verfolgungskriege, welche in dunkler Urzeit begonnen und die Entzweiung der Völker Asiens und Europa's anfingen und vollendeten, als trojanischer Krieg in Homers und der Homeriden unsterblichen Gesängen der Nachwelt aufbehalten ist, — Gemahl der als Muster weiblicher Treue, der Helene gegenüber, in der Ilias aufgestellten Andromache. Unstreitig ist Hektor der Hauptheld der Ilias. Ihn, gewiß nicht den Achilleus, oder gar den Agamemnon, das Haupt des feindlichen Nationalbundes der europäischen Griechen, zu verherrlichen, sang der unsterbliche Mäonide sein Heldenlied. Zu Homers Zeit (1000 J. v. Chr.) glühte die alte Zwietracht zwischen Asien und Europa noch lebendig fort, galt Troja's verhängnißvoller Fall in den an den Mythen von vorweltlicher Herrlichkeit hangenden Gemüthern für ein vom unerbittlichen Schicksale verhängter Ausgang des „uralten Kampfes der Entarteten gegen die Frommen, bei dem eben der Frömmste jedes Mal als Opfer des Schuldigen fällt, dieser aber, — gleich viel, ob Mensch oder Volk — wenn auch siegend, doch mit zersplittertem und deßhalb unglückseligem Daseyn, weit über die Länder der Welt hinaus getrieben wird"[1]). Nur indem man die Ilias von der nationalen Seite, ihren Sänger als Ionier betrachtet, ist es möglich, Harmonie in das bilderreiche Gedicht zu bringen, sie als das darzustellen, was sie ist, als das Zeichen, das Unterpfand ihrer Zeit. Daß Homer, der in seiner Dichtung sich als Maler, Redner, Geschichtschreiber, Gesetzgeber, Theolog und Geograph mit Überlegenheit bewährt, eine Meisterschaft im Schildern von Charakteren in Anspruch nehmen darf, wird kein sachkundiger Leser der Ilias läugnen; in der Charakterschilderung Hektors durch Homer liegt aber gerade der Beweis, daß er der Hauptheld, sein mit Troja's Untergange vom Schicksalswillen verknüpfter Fall der Hauptinhalt der genannten Dichtung sei. Während bei allen Helden des Griechenbundes, wie herrlich sie auch immer auftreten mögen, ein aus dem Geiste der Zeit und der Natur des Unternehmens mit vorragender Dichtergabe geschöpfter Widerspruch der Sitten mit den Begriffen, der That mit dem Wort, der Tugend mit der Tapferkeit hervortritt, während dieß Alles, doch sichtlich veredelt durch die Stellung als Kämpfer für Herd und Heimath, bei den trojischen Heroen sich wiederholt, steht Hektor in allen Beziehungen, als Fürst, Feldherr, Familienhaupt und Mensch gleich rein und tadellos da. So ihn darzustellen, war auch des Dichters Absicht; dieß zeigt die Anlage des Gedichts, das, nachdem im ersten Gesange der widrige Zank Achills mit dem Agamemnon, im 2ten die gewaltige Macht des Griechenbundes, sichtlich als einleitende Gegensätze oder als Folien für den Hauptshelden und seine Partei geschildert sind, tritt dieser, als Oberfeldherr der weit bescheidner aufgezählten Vertheidiger Troja's angekündigt, im 3ten auf, wie er, der furchtlose Kämpfer, im regen Gefühle ritterlicher Sittlichkeit, den weibischen Bruder Alexandros (Paris), den Urheber des Kriegs, seiner Feigheit und Lüsternheit wegen schilt, ihn dadurch zum Zweikampfe mit dem

1) Vergl. Ritters Vorhalle d. europ. Völkerg. vor Herod. Einl. S. 15.

Menelaos bewegt und so den bereits neunjährigen Streit würdig und menschlich zu schlichten sucht. Als der besiegte Paris entflieht, Pandaros durch treuloses Verwunden des Menelaos (4. Ges. 103—140) den beschwornen Bund vereitelt, den Vorwurf des Treubruchs über Troja's Volk und Sache bringt, und hierauf ein wüthender Kampf sich entspinnt, erfüllt Hektor seine Pflicht als Führer und Vorkämpfer, bringt die Schlacht zum Stehen, eilt sodann nach der Vaterstadt zurück, um der erzürnten Götter Versöhnung durch Gebet und Opfer zu bewirken (6. Ges. 237—310), treibt hierauf den Alexandros nochmals in den Kampf und geht, — der Gefahr des Augenblicks eingedenk — zum Abschiede von Weib und Kind. Wenn dort das Vertrauen auf die Gottheit, die da, wo der Menschen Frevel ein Unheil erregt hat, allein noch helfen kann, eben so wie das Hinaustreiben des Hauptschuldigen in den Streit, damit sein den Göttern verfallenes Leben ihrer Rache und der Sühnung seines Frevels dargeboten werde, Hektors Religiosität im Sinne jener Zeit als vorherrschenden Charakterzug darstellt, so tritt hier, in der herrlichen Scene zwischen ihm und der mit dem Säugling ihm entgegen eilenden Andromache (6. Ges. 390—493), das Musterbild eines Helden so klar hervor, daß es fortan unmöglich seyn dürfte, irgend einem andern Heroen der Ilias den Vorzug zu gestatten. An ihn ist Troja's Schicksal gebunden; er weiß es; auch daß er rein ist von der Schuld, die zuletzt, wie auch immer er ringe, doch die Vaterstadt und den Thron des Priamos stürzen muß. Daher sein Entschluß, bis zum rühmlichen Ende fortzukämpfen, daher der Abschied von Weib und Kind. Auf das Schlachtfeld zurück geeilt, fordert er den tapfersten Feind zum Zweikampfe auf. Die Griechenhelden zagen und zaudern; es bedarf des weisen Nestors Aufforderung, um neun aus der Heroen zahlreichem Kreise zum Auftreten zu bewegen. Das Los bestimmt den stärksten Fechter — den Telemonier Ajas — zum Gegner Hektor's; sie kämpfen — doch die Nacht hemmt die Entscheidung (7. Ges. 161—302); sie scheiden freundlich nach wechselseitiger Beschenkung. Ein Stillstand zur Bestattung der Todten ist das Ergebniß dieses Zweikampfs. Die Griechen verschanzen ihr Lager, stärkern Angriff ahnend, und — nach neun Jahren zum ersten Male — die Möglichkeit des Verlustes ihrer Schiffe. Die nächste Schlacht bestätigt ihre Ahnungen; Hektor wirft das Griechenheer zurück und drängt es in die Verschanzung; vergebens sucht Agamemnon die Offensive nochmals zu gewinnen, fruchtlos ist Teukros Tapferkeit; Hektor verwundet ihn, treibt den Feind unaufhaltsam in das Lager und hält es die Nacht hindurch berennt, während auf sein Gebot Knaben und Greise die Stadt bewachen und mächtige Wachtfeuer etwanigem Überfall steuern. (8. Gesang). Aber mit dem Wachsen der Heldenherrlichkeit Hektors naht sich allmälig die Katastrophe. Fruchtlos ist seine Tugend und Tapferkeit, denn Troja und Priamos Stamm ist den Göttern verhaßt und dem Schicksal verfallen; vergebens sind Opfer und Gebete, vergebens ist selbst Hektors Vorsicht. Ein Theil des trojischen Lagers wird in der Nacht vom Odysseus und Diomedes überfallen; nur wo Hektor ist, herrscht der Sieg, denn ihn allein will Zeus verherrlichen. Er selbst — als am nächsten Morgen der Kampf aufs Neue entbrennt, — sendet dem Helden das Gebot, den Streit im Vordertreffen zu meiden, bis Agamemnon verwundet sei (11. Ges. 186—209) und verheißt ihm Sieg bis zum Abend. Die Troer weichen vor dem Atriden bis zum Grabmahle des Ilos; dort empfängt der verfolgende König eine Armwunde; er verläßt das Schlachtfeld und Hektor rückt vor. Nach blutigem Kampfe werden die Griechen in ihr Lager zurück geworfen, Hektor ordnet den Sturm auf die Verschanzung; die Mauer wird erstürmt, durch einen Steinwurf von Hektors Hand ein Thor gesprengt, der Kampf um die Schiffe begonnen (12. Ges.). Aber Göttermacht rettet nochmals die Griechen vom Verderben; noch größere Thaten müssen geschehen, bevor der Heros verherrlicht werde durch ruhmvollen Fall. Hektor, von einem Steinwurfe verwundet, muß den Kampf aufgeben; sein führerloses Heer weicht und noch Einmal befreien die Griechen das Lager (14. Ges.). Doch je mehr der Held seinem Ziele sich naht, desto eifriger walten seiner die Götter; Apollon heilt ihn auf Zeus Gebot, trägt zum neuen Angriffe ihm die schreckende Ägis vor, bahnt ihm den Weg über Graben und Mauer, und mit Roß und Wagen überfliegt der Held an der Spitze seines siegenden Heers die Verschanzung der Griechen. Schon lodert durch den Feuerbrand aus Hektors Hand das Schiff des Protesilaos in Flammen auf (15. Ges.); da erscheint Patroklos in Achilleus Rüstung mit des Peleiden unsterblichen Rossen an der Spitze der Myrmidonen (16. Ges. 130—284). Hektor erkennt als weiser Feldherr den Wechsel des Schlachtglücks; seine Scharen sind zerstreut und kampfmüde, die feindliche Verstärkung ist frisch; er befiehlt den Rückzug, sobald der Anführer der Lykier, Sarpedon, von Patroklos Hand gefallen ist. Unaufhaltsam, nicht eingedenk der Warnung Achilleus, verfolgt der Sieger die Troer bis zum skäischen Thore (16. Ges. 682—709). Dort wendet sich Hektor und erneuert den Kampf; von seiner Hand fällt der bereits wunde Patroklos, seines Siegruhms höchstes Ziel ist erreicht — die göttlichen Waffen des Äakiden schmücken den Sieger (17. Ges. 191—194). Von nun an beginnt die Entwickelung seines Geschicks. Der beste Troer, der Schuldloseste unter dem schuldbeladenen Volke, soll er der Heimath Untergang nicht schauen, sondern rühmlich fallen von eines Göttersohnes Hand mit Götterhilfe. Daher Achilleus Racheschwur; deßhalb muß Hephästos selbst ihm die Waffen schmieden, Götterspeise ihn, den in Trauer Fastenden, stärken; — es gilt den Sieg über Hektor (18. Ges. 90—93; 470—612; 19. Ges. 345—354). Am Tage der Entscheidung entsendet Zeus die Götter zur Theilnahme am Kampfe; Apollon tritt auf Hektors, Athene auf Achilleus Seite; selbst wider einander streiten die Götter unter Donner und Erdbeben. Je näher die Katastrophe, desto größer der Aufwand des Dichters. Achilleus trotzt Göttern und Menschen, Hektor seinem Schicksale. Vergebens ruft die Wehklage der Ältern ihn

zu dem geflüchteten Heer in die Stadt; er harrt des heranstürmenden Göttersohns unter Troja's Mauern; er will siegen oder sterben (22. Ges. 99—130). Dreimal um die Vaterstadt treibt ihn sein Gegner; da erst wägt Zeus die Todeslose der Kämpfer; als Hektors Los zum Aides hinab sinkt, verläßt ihn Apollon; — dem Gebote des Schicksals ist selbst der Gott unterthan. Dem Achilleus aber steht Athene bei, täuscht den Hektor unter des Bruders Deiphobos Gestalt, reicht seinem Feinde den fruchtlos geworfenen Speer wieder — und so muß der Held mehr durch Göttertrug als durch Menschenhand fallen (22. Ges. 188—330). Sein letztes Wort ist Weissagung.

Die Schmach, welche der Sieger dem Leichnam des gefallenen Helden anthut (22. Ges. 398—405), bildet einen vom Dichter kunstreich benutzten Gegensatz mit der Klage der Ältern und Gattinn (22. Ges. 405—515). Selbst Patroklos Leichenfeier (23. Ges.) und die nochmalige Verhöhnung seines nun gefallenen Obsiegers (24. Ges. 15—21) sind nur Vorbereitungen zu der schönen Schlußscene des Gedichts, wo der greise Vater den Leichnam des erschlagenen Sohnes vom Sieger löset und unter ihn als Helden und Menschen vielfach rühmender Klage der Seinigen wie des ganzen Volks bestattet. Damit schließt die Ilias, keines Helden, keines fernern Ereignisses in dem Kampf um Troja gedenkend. Hektors letzte Ehre verhallt im letzten Tone der Leier; wen anders dürfte sie gefeiert haben?

So läßt Homer seinen Heros enden; anders erzählen Andre[2]) seinen Tod. Er soll, auf einem Zuge der Amazonenköniginn Penthesilea entgegen, die als Bundesgenossinn den Troern zu Hilfe kam, in einen vom Achilleus gelegten Hinterhalt gefallen und geblieben seyn. Die Thebaner holten später seine Gebeine aus Asien herüber und verehrten ihn göttlich[3]). Auch anderwärts widerfuhr ihm gleiche Ehre[4]). (*Beniken.*)

HEL, wörtlich die Kälte, Göttinn und Herrscherinn der Unterwelt und Aller, welche durch Krankheit und Seuchen in ihr Reich versetzt werden. Der verdächtige Loke und eine Riesinn Angerbode — Unglücksbotschaft — waren ihre Ältern, und der Wolf Fenris und die Mitgardische Schlange, Jormungandur, ihre Geschwister. Die Mitgardschlange oder Mitgardwurm wuchs so sehr, daß sie den ganzen Erdball umgab und sich in den Schwanz beißen konnte. Sie gehörte als Kind wohl nicht dem Ava, sondern dem Utgard-Loke. Sie wurde mit ihren Geschwistern in dem Riesenlande erzogen, aber je älter, desto furchtbarer den Riesen, die in ihnen ihre Verderber ahneten. Dem Verderben entweder zu entgehen, oder möglichst vorzubeugen, ließ sie Odin, hier Allfadur, Allvater, nach dem Göttersitze Asgard bringen und schleuderte Jormungandur in des Meeres Tiefe, die Hel aber in die Nebelwelt, Niflheim, wo sie in einer besondern Gegend ihr Reich, Helheim, über alle neun Welten gründen, und in dasselbe alle an Alter und Krankheit von der Oberwelt Geschiedenen aufnehmen sollte*). Weit und groß, aber schreckbar war ihr Bereich, allenthalben wohl geschirmt durch Schlösser und hohe Verzäunungen, durch welche Gitterthore führten. Sie selbst, ein Bild zum Entsetzen, erschien von einer Seite mit menschlicher Haut und Farbe, und von der andern rauh, wild, schwarz, und stets wilden, düstern Blickes. Die Benennung ihres Palastes, Eliud, spricht aus, was in ihm wohnt, Elend; Hungar, Hunger, heißt ihr Tisch; Sultur, Heißhunger, ihr Messer; Ganglate, Trägtritt, ihre Dienerinn; Gangloet, Langsam, ihre Dienerinn; die Schwelle ihres Zimmers, Fallande Forad, Schnellfall; ihr Bette Nör, Krankheit und Kummer; der Vorhang desselben Blikande, Fluch, Lästerung**). (D. *Schincke.*)

Hel (Schiffsb.), s. Hell.

HELA, von den Wenden als böse, schwarze Göttinn und Rathgeberinn gefürchtet, wahrscheinlich ein Todtenorakel. Ihre Gestalt bezeichnet ein Löwenkopf mit aufgesperrtem Rachen und vorgestreckter Zunge. Alles deutet auf ihre Gewalt, mit welcher sie Alles in die Unterwelt hinab reißt. Sie ward androgynisch gedacht. Offenbar ist sie teutscher Abkunft. Die alten Teutschen stellten sich Hela als wirkliche Person vor, die auf einem dreibeinigen Pferde umher reite und ihre Opfer suche. Im nördlichen Teutschlande liebte man diese Darstellung. Bei ansteckenden Seuchen sprach der gemeine Mann: der Hel zieht umher. Hörte die Pest auf zu wüthen, so sprach er: der Hel ist verjagt worden. Der Todtkranke oder Genesene drückte sich aus: er habe sich mit dem Hel abgefunden*). (D. *Schincke.*)

HELA, Fischerstädtchen und Halbinsel, mit einem Leuchtthurme, im neustädter Kreise, Regirungsbezirk Danzig. Die Halbinsel ist eigentlich bloß eine Sandbank, die sich vom festen Lande 1 Meile vom Kloster Zarnowitz in die Ostsee hinein zieht und den so genannten Putziger Wiek oder Winkel bildet. Die Menschen, welche hier wohnen, nähren sich bloß von Fischerei und einigen wild herum laufenden Schafen. Die Stadt ist auf drei Seiten vom baltischen Meere umflossen, hat kein urbares Land und soll ursprünglich eine dänische Handlungsfaktorei unter dem Namen Skirings-Heala gewesen, nachher aber Scurgum genannt worden seyn. Gegen Abtretung des Theils der Danziger Nehrung von Polski bis Pillau erhielt die Stadt Danzig 1466 das Städtchen Hela, welches früher auf einer andern Stelle gestanden hat, wo es 1572 ganz abbrannte. Es hat 3 gottesdienstliche und 3 andre öffentliche Gebäude, 248 Privatwohnhäuser, 55 Ställe, Scheunen und Schoppen, 335 evangelische und 843 katholische Einwohner. (*Mützell.*)

HELAL (هلال), ist Name mehrerer Orientalen; die wichtigeren sind:

---

2) *Dictys* Cret. III, 14. 3) *Pausan.* Boeot. 18 4) *Pausan.* Lac. 18.

*) Gräter Bragur. Bd I. S. 74. II. S. 96. IV, 1. S. 24.
**) Jüng. Edda. Fab. 28.

*) Nyerup Wörterb. d. skand. Myth. S. 33. — Dreyers vermischte Schriften. Th. II. S. 586.

1) Helal abu 'lganaïm, ein Astrolog und Verf. einer astrologischen Abhandlung unter dem Titel: Echtiarat, wird von Herbelot genannt.

2) Helal, Abu Mohammed Sofian, s. Sofian.

3) Helal ben helal el-hemsai, هلال بن هلال الحمصي übersetzte die 4 ersten Bücher des Apollonius de conicis in das Arabische *Cas.* I. p. 385. v. 2.

4) Helal ben hobbab el-abdi, هلال بن حبّاب العبدي ein Traditionslehrer von Madaïn, lebte in Maußel und starb am Ende des Jahres 144 H. Cod. Goth. no. 271.

5) Helal ben ibrahim b. sahrun, ein Sabier, Arzt des türkischen Emir al-omra Furun, zur Zeit des Kalifen Mostakfi; nach Herbelot.

6) Helal ben rasin, هلال بن رزين aus der Familie des Tsur b. abd-menât, ein alter arabischer Dichter, von welchem Schultens ein Gedicht in seine Monum. vetust. Arab. p. 26 aufgenommen hat.

7) Helal ben tsabet b. senan, ein Sabier und Geschichtschreiber, der die Geschichte seines Vaters (vom J. 290—363 H.) fortsetzte. Herbel.

8) Helal ben elmahasen b. abi ishak ibrahim — ess-ssabi el-harâsi el-katib, mit dem Beinamen Abu 'l-hasan, ابو الحسن هلال بن المحسن بن ابي اسحق ابراهيم ... الحراني الكاتب Sohn des El-Mahasen, eines Sabiers, später aber war Helal zum Moslemismus übergetreten, Freund des Abu ishak, eines Sabiers, des Verfassers mehrerer bekannter Traktate, Schüler des Ali b. isa er-ramâni, u. A. Helal zeichnete sich schon früh durch seinen Eifer für die Wissenschaften aus und schrieb unter andern eine Sammlung von Erzählungen. Er war geboren im Jahre 359 H. 969 Chr. und starb 448 H. 1056 Chr. Ibn challekan.
(*H. Möller.*)

Helali, s. Hilali.

HELAM, nach dem Hebräischen חֵילָם oder חֵלָאם genauer Chelam, eine Stadt in der Nähe des Euphrat nach 2. Sam. 10, 16 ff., deren Lage sich aber nicht genau bestimmen läßt; wahrscheinlich lag sie aber auf der südöstlichen Gränze Syriens *).

Helam (עֵילָם), richtiger Elam, s. Elymais.
(*A. G. Hoffmann.*)

Helam, s. Elam.

HELAMYS. Friedr. Cuvier (Mammal.) (Eine Untergattung der von Linné unter dem generischen Namen Dipus vereinigten Säugethiere, welche von Illiger (Prodrom. System. mamm. et avium) Pedetes genannt wurde. Wenn auch denjenigen Arten, welche Dipus noch jetzt umschließt, nahe verwandt, unterscheidet sie sich doch durch mehrere Charaktere.

In jeder Kinnlade stehen zwei Schneiden und vier Mahlzähne, und die letzteren haben keine eigentliche Wurzel, sondern nur eine Krone. Auch gleichen sie sich alle unter einander; die der obern Kinnlade haben eine Ausrundung an der äußern, die der untern an der innern Seite. Die Vordergliedmaßen sind kurz und haben fünf ganz deutliche, mit Grabeklauen versehene Zehen. Die Hinterbeine sind sehr lang, vierzehig, mit geraden sehr dicken Nägeln; die äußere Zehe ist die kleinste, die der innern Seite die längste. An der innern Hand bemerkt man zwei Ballen von bedeutender Größe. Der Mund und die Zunge sind klein, der Gaumen ist runzelig. Die sehr großen, seitlich und der Kopffläche gleich stehenden Augen zeigen, daß diese Thiere so genannte Nachtthiere sind. Die Ohren sind fast so lang als der Kopf, und merkwürdig wegen der sehr langen und schmalen Ohrecke (tragus). Die Oberlippe ist ungetheilt, aber ihre Ränder vereinigen sich auf beiden Seiten nach hinten und bilden eine Art Tasche. An der Brust stehen vier Zitzen. Der Mastdarm und die Geschlechtstheile münden nach außen in eine Öffnung. Der Wurf (vulva) ist groß und einfach und an jeder Seite der Scheide, an den Rändern der Öffnung, finden sich zwei ziemlich tiefe Höhlen. Die Weibchen haben einen so genannten Zitzensack, wie die Weibchen der Beutelthiere, indessen befinden sich in demselben keine Zitzen, und man kann daher nicht sagen, welches seine Bestimmung ist. Die Ruthe ist nach hinten gerichtet und mit sehr harten Wärzchen stachelig besetzt.

Man kennt von dieser Gattung bis jetzt nur eine einzige Art.

H. Cafer, der kapische Springhase *).

Dieß Thier hat fast Größe und Farbe mit dem Hasen gemein. Der obere Theil des Kopfs und des Halses, der Rücken, die Schultern, die Seiten und der Unterrücken sind braungelb mit leichter graulicher Mischung; die Oberseite des Schenkels ist etwas blässer, das Schienbein ist dunkler und hat eine schwarze Linie nach der Ferse zu; die Unterseite des Körpers und die Innenseite der Gliedmaßen sind weiß, so wie eine Querlinie in den Seiten; die Ohren sind an der Wurzel rostroth, an der Spitze schwarz. Der Schwanz hat fast die Länge des Körpers und ist roströthlich mit schwarzer Spitze. Auch die Nase ist oben schwärzlich gefärbt.

Dieß Thier lebt auf den Gebirgen in der Nähe des Vorgebirges der guten Hoffnung, nach den Angaben der Reisenden Sparrmann und Delalande, in tiefen Erdhöhlen, aus denen es wenig hervorkommt und in die es sich schnell zurück zieht, wenn es beunruhigt wird. Es gehet bald auf allen vier Füßen, bald, und besonders, wenn es erschreckt wird, springt es nur auf den hintern und legt auf diese Weise mit Einem Satz eine große Strecke zurück. Seine Nahrung, der es nur in der Nacht nachgeht, besteht in Kräutern und Körnern; es bringt dieselben mit den Vorderfüßen zum Munde,

*) S. auch Rosenmüllers Handbuch der Alterthumskunde. 1. Bd. 2. Th. S. 296.

*) Dipus cafer. *L. ed. Gm.* I, 159. — *Schreber* Säugeth. IV. t. 230. Yerbua capensis. *Act. Holm.* 1778. t. 3. Pedetes capensis. *Desmar. Mamm.* 521. Le grand Gerbo *Buffon.* Le Mannet.

die ihm gleichmäßig zum Graben in der Erde dienen. Ob es gleich sehr schüchtern ist, so ist es doch leicht zähmbar. Sein Fleisch gibt ein gutes Wildpret. *(D. Thon.)*

HELARCTOS. *Gray* (Mammal.) Eine Untergattung der Bären, vergleiche die Gattung Ursus. *(D. Thon.)*

HELBA oder Chelba (חֶלְבָּה) wird Richt. 1, 31. als eine dem Stamme Asser zugehörige, aber von ihm nicht eroberte Stadt bezeichnet; sie ist im nördlichen Palästina zu suchen. *(A. G. Hoffmann.)*

HELBA, Dorf im Amte Meiningen des Fürstenthums Meiningen. Es liegt in einem romantischen Thale am rechten Werraufer, wird von dem Helbaer Wasser durchflossen und enthält 1 Rittergut der Familie Bose, 1 Kirche, 27 Häuser und 138 Einw. *(G. F. Winkler.)*

HELBE, ein Fluß im Fürstenthume Schwarzburg, welcher oberhalb Ebeleben bei Großbrüchter aus mehrern Quellen zum Vorschein kommt, bei Ebeleben vorbeigeht und unterhalb Weißensee in die Unstrut strömt. Er ist von Wasserthalleben an in 2 Kanäle getheilt, wovon der eine der schwarzburgsche und der andre der sächsische Kanal heißt; der letztre oder rechte Arm wird jetzt als der Hauptfluß betrachtet, der linke oder schwarzburgsche Kanal, auch der Steingraben genannt, geht über Grüningen, Herrenschwenda, Rausitz und bei Waltersdorf in die Unstrut. *(G. F. Winkler.)*

HELBERBURG, ein verwüstetes Schloß im schwarzburgschen Amte Keula, in einem dichten Walde, wovon nur noch einiges Gemäuer steht. Man weiß nicht, wem das Schloß gehört habe oder wann es zerstört sei. Die Hölen, die wahrscheinlich ehemals Keller waren oder den Eingang zu Gewölben machen, nennen die Einwohner Hünenhölen. *(H.)*

HELBERHAUSEN, Dorf in dem Kreise Siegen des preuß. Regirungsbezirks Arensberg mit 370 Einw., worunter 80 Löffelschnitzer, die jährlich aus Ahorn fast 1 Mill. Löffel verfertigen und damit eine Summe von 8000 Gulden verdienen. *(Mützell.)*

HELBIGSDORF, Pfarrdorf im Kreisamte Freiberg des sächsisch erzgebirgschen Kreises. Es liegt am Helbigsbache, hat 1 Pfarrkirche, 1 Schule, 60 Häuser, gegen 400 Einwohner, eins der stärksten Erbgerichte in dieser Gegend, 1 Flachsbrechhaus, 3 Mahl-, 1 Sägemühle und mehrere kleine Kalköfen, hier Schneller genannt. Über dem Dorfe thront isolirt die Felsklippe, der Alpstein, von dichtem Walde umgeben. Es ist der Geburtsort des Romanenschriftstellers Spieß. *(G. F. Winkler.)*

Helbingsan, s. Haligocz. 2te Sect. 1. Bd. S. 253.

HELBLINDE, Beiname Odins. Siehe diesen Artikel.

HELBLING, wohl besser HÄLBLING, ist die Hälfte eines Pfennigs, die als Scheidemünze im vierzehnten Jahrh. kursirte. Sie war aus 2½löthigem Silber, und ihrer gingen 53 auf ein Loth. *(H.)*

Uneigentlich gebraucht man diesen Ausdruck von einem Menschen, der das, was er ist, nur halb, d. i. unvollkommen ist. *(St.)*

HELBLING, Sebastian von Hirzenfeld, gestorben als k. k. Professor der Botanik und Chemie zu Pavia 1786. Er wurde in der freien Reichsstadt Ravensburg im Jahre 1751 geboren. Die Humaniora und Philosophie studirte er an der damaligen Universität zu Grätz in Steiermark, wo ihm Poda, Biwald und Dürenberger Neigung und Eifer für die Naturwissenschaften einflößten. Von hier begab er sich nach Wien, studirte unter dem Freiherrn von Jacquin die Botanik und Chemie, unter Barth die Anatomie und unter Cranz die Therapie. Im Jahre 1775 erwarb er sich die gelehrte Freundschaft des Professors Murray aus Göttingen, der damals durch Wien reiste. Bald darauf wurde er dem Mineralogen Born bekannt, mit welchem er 1776 das Temeswarer Bannat, Ungarn und Siebenbürgen bereiste. Auf dieser Reise hatte er Gelegenheit, die in diesen Provinzen gelegenen Bergwerke kennen zu lernen. Im Jahr 1780 erhielt Helbling den Ruf als öffentlicher Professor der Botanik und Chemie an der Universität zu Mantua und legte hier den Grund zu einem botanischen Garten. Im Jahr 1781 bereiste er, mit Unterstützung des mailändischen Guberniums, die Lombardie, und machte in demselben Jahre den ersten Anfang zur Anlage eines für den öffentlichen Unterricht bestimmten Naturalienkabinets. Im Jahr 1786 starb er zu Pavia, wohin die Universität von Mantua versetzt worden war. Er lieferte mehrere schätzbare naturhistorische Aufsätze zu den Abhandungen einer Privatgesellschaft in Wien, z. B. die Beschreibung der in der Wiener Gegend gemeinen Weintrauben im dritten und vierten Bande. *(Rumy.)*

HELBON oder CHELBON (חֶלְבּוֹן), wird Ezech. 27, 18. als eine durch ihren Wein berühmte Stadt bezeichnet, den sie über Damaskus auf den großen Völkermarkt von Tyrus liefere[1]). Gewöhnlich versteht man darunter Haleb (Aleppo), das *Χαλυβών* der Griechen, welches nach neuern und ältern Angaben[2]) an gutem und gesuchtem Wein reich war und ist. Nach dem Vorgange von J. D. Michaelis[3]) hat indeß Winer[4]) an der Richtigkeit dieser Kombination gezweifelt und es von der ebenfalls syrischen Stadt Kinnesrin (قنسرين) verstanden; allein schwerlich ist diese Meinung zu rechtfertigen. Sie stützt sich nämlich darauf hauptsächlich, daß Kinnesrin Alt-Aleppo sei[5]), welches der bekannte Reisende Richard Pococke in der Nähe von Haleb erwähnt und für das Chalkis der Alten hält[6]), allein

---

1) Mehrere alte Übersetzungen nehmen zwar Chelbon als ein nomen appellativum, aber die neuern Bibelerklärer haben dieß mit Recht einstimmig verworfen. 2) *Strabo* XV. p. 1068 (735). Vgl. *Bochart* Hieroz. I, 543. Thevenot's Reisen in Asien u. s. w. II, 48. Russel's Naturgeschichte von Aleppo. Th. 1. S. 103; teutsche Übers. 3) Supplem. ad lex. hebr. P. III. p. 748. 4) Bibl. Realwörterb. S. 280 u. in seiner Ausgabe von *Simonis* lexic. hebr. p. 326. 5) S. Michaelis a. a. O. S. 750. 6) Beschreibung des Morgenlandes. 2. Th. §. 245 ff.

daß Kinnesrin ehemals Haleb geheißen, davon wissen die orientalischen Geographen kein Wort, mithin läßt sich auch nicht denken, daß Ezechiel den Namen Chelba dafür hätte gebrauchen können [7]). Wenn aber Ptolemäus [8]) außer Beröa, welches man mit dem heutigen Haleb identificirt, auch noch Chalybon erwähnt, so berechtigt uns dieß allein noch nicht zu der Annahme, daß Chalybon und Haleb verschieden seien; sein Chalybon aber und mithin auch das Chelbon des Ezechiel gerade von Kinnesrin zu deuten, dazu fehlt es an allem Grunde. Mit Recht hat daher Rosenmüller sich für die gewöhnliche Ansicht erklärt [9]). Vergl. im übrigen den Art. Haleb. (*A. G. Hoffmann.*)

HELBRA, Pfarrdorf mit 1 Rittergut und 1 Freigut, im Mansfelder Seekreise, Regirungsbezirk Merseburg, zu Helmsdorf gehörig, mit 631 Einwohnern. (*Mützell.*)

Helcesaiten, s. Helkesaiten.

HELCHER (Johann Heinrich), geboren den 9. Mai 1671 zu Öls in Schlesien, studirte die Medicin zu Breslau, Frankfurt a. M. und Leipzig, wo er auch im J. 1696 Doktor wurde und ließ sich dann erst in seiner Vaterstadt, später in Schweidnitz und zuletzt in Breslau als praktischer Arzt nieder. Er starb in letzter Stadt den 30. Oktober 1729 am Schlagfluß als ein geschickter und vorzüglich durch Erfindung einer Goldtinktur (tinctura Solis s. Aurum potabile), womit er große Kuren verrichtete, berühmt gewordener Arzt. Er wurde deßhalb auch unter dem Beinamen: Hierotheus im J. 1711 Mitglied der Academia Naturae Curiosorum und hinterließ außer seiner Dissertation: de rheumatismo. Lips. 1696. 4. noch eine kleine Abhandlung über die Eigenschaften seiner Goldtinktur. Leipz. 1729. 8. (Dr. *K. Huschke.*)

Helchesaiten, s. Helkesaiten.

HELCIARII, sind Sklaven, die zum Ziehen und Fortschaffen der Lasten und vorzüglich der Schiffe gebraucht wurden, welche sie theils vom Meere auf das Land, oder vom Lande in das Meer, oder wenn es Flußschiffe waren, stromaufwärts zogen. Um besser mit vereinter Kraft zu wirken, hatten sie einen Ruf, auf welchen alle anzogen, oder aufhörten; und wahrscheinlich war auch unter ihnen ein einziger, der diesen Ruf ausstieß, wie bei den Ruderern der Keleustes (*κελευστής*); auch war wohl der Ruf derselbe, wie bei den Ruderern, nämlich: Rhyppapä (*ῥύππαπαι*) bei dem Anziehen, und Oop (*ὄόπ*) bei dem Aufhören*). Auch wurden diejenigen Sklaven Helciarii genannt, welche man zur Bewegung der größeren Kornmühlen statt der sonst gebrauchten Esel oder Pferde benutzte. Man verband ihnen eben so wie diesen die Augen, wenn sie im Kreise herum gingen, und ihre Behandlung war die härteste. Apulejus beschreibt die Arbeit sehr genau**). (*C. W. Müller.*)

HELCOLOGIA (von *ἕλκος*, das Geschwür und *λόγος*, die Lehre), ist derjenige Theil der Wundheilkunde, welcher sich mit der Erkenntniß, den Ursachen und der Behandlung der Geschwüre beschäftigt; (die Lehre von den Geschwüren, die Geschwürlehre). (*Wiegand.*)

HELCOMA, HELCOSIS, HELCYSMA (von *ἑλκόω*, ulcero), nannten die Alten ein Hornhautgeschwür, das aus dem so genannten Augennagel (Onyx) entstanden war (s. Hornhautgeschwür). (*Wiegand.*)

HELCOMYZA, *Meigen* (Insecta). Diese Zweiflüglergattung ist ganz nahe mit Scatophaga verwandt, von welcher sie sich durch die ganz wolligen, nicht mit Stachelborsten besetzten Schienbeine und dadurch unterscheidet, daß das Wurzelglied der hintern Tarsen nicht länger ist als das zweite, auch mehr zusammengedrückt und etwas gebogen ist.

Die bekannte Art, H. ustulata, lebt in England†). (*D. Thon.*)

HELCON. *Nees von Esenbeck* (Insecta). Diese Hymenopterengattung gehört zu den Ichneumoniden und zwar zu derjenigen Abtheilung, deren Maxillarpalpen fünf, die Lippenpalpen aber drei Glieder haben. Sie ist zunächst den Gattungen Vipio, Bracon und Microgaster verwandt, deren Palpen eben so gebildet sind.

Die Fühler sind lang, borstenförmig, vielgliederig, das dritte Glied ist das längste von allen. Die Mandibeln sind zweizähnig, stehen vor und lassen zwischen sich und der Lefze, selbst wenn sie geschlossen sind und im Zustand der Ruhe einen bedeutend großen leeren Raum; die Maxillarpalpen sind doppelt so lang, als die Lippenpalpen, und das letzte Glied dieser ist so lang als die beiden andern zusammen genommen. Die Flügel haben eine Radialzelle, welche die Flügelspitze nicht erreicht, hinter der zweiten Cubitalzelle sich verengt und spitzig zuläuft. Von den drei Cubitalzellen ist die erste viel größer als die zweite, geschieden von der erstern obern Radialzelle und nimmt den zurücklaufenden Nerv auf; die zweite ist groß, nach der Radialzelle hin, verengt; die dritte erreicht fast die Flügelspitze, ist so lang, als die beiden vorhergehenden zusammen genommen und als die drei Diskoidalzellen, von denen die untere sich bis an den hintern Flügelrand ausbreitet. Der Legstachel der Weibchen steht vor.

Diese Insekten leben in waldigen Gegenden, besonders in Holzschlägen. Als Typus ist H. tardator*) zu betrachten. (*D. Thon.*)

HELCOS, HULCOS, HELCOSIS (von *ἕλκω* traho), ein Geschwür, Ulcus (s. Geschwür). (*Wiegand.*)

---

7) Man vergl. z. B. *Abulfed.* tab. Syr. p. 117 ff. ed. *Köhler.* 8) Geogr. p. 139. Vergl. *Cellarii* Notit. orb. ant. Vol. II. L. III. Cap. 12. Sect. 3. §. 54. 9) Handb. der Alterthumskunde. 1r Bd. 2r Th. S. 266 ff.

*) *Martial.* IV, 64. *Sidon.* carm. II, 10. *Dolet.* de re nav. in *Gronov.* Thesaur. antiqu. Graec. Tom. XI. p. 687 C. *Scheffer* de milit. nav. II, 3.

**) In den Metam. IX. p. 222. 227. ed. *Elmenh.*

†) *Curtis* British Entomology. Nr XVI. daraus im Zoolog. Journal. V. p. 129.

*) Acta Caes. Leopold. T. IX.

HELCTICA (von ἕλκω), veraltete Benennung für epispastica, anziehende Mittel. (*Wiegand.*)

HELCYDRIA (von ἕλκος), sind kleine, dichte und rothe Geschwüre, welche meist unter der Haut des Kopfs zum Vorschein kommen, den Brustwarzen ähneln und eine blutig-eiterige Feuchtigkeit secerniren. (*Wiegand.*)

HECLZMANOCZ, slaw. Heleczmanowce, ruthenisches oder rußeinkisches Pfarrdorf in Oberungarn diesseits der Theiß, Zipser Comitat oder Gespanschaft, im vierten oder Gebirgsbezirke, unter dem Gebirge, dem Grafen Anton von Csáky gehörig, mit einer griechisch-katholischen (unirten) Pfarre und Kirche mit Kupferbergwerken und fruchtbarem Boden. (*Rumy.*)

HELD, hieß ursprünglich Jeder, welcher sich durch große Körperkraft vor Andern auszeichnete; ein Held ist also Jemand, der sich hält und nicht zurück weicht, wenn Gefahren drohen*). Daher Jes. 5, 22. in der lutherschen Übersetzung mit Beibehaltung des im Grundterte gebrauchten Bildes: ein Held seyn, Wein zu saufen, und auf ähnliche Weise bei klassischen Schriftstellern der neuesten Zeit. Man kann sogar den vollkommenen Faullenzer einen Held im Müßiggehen nennen**). Gewöhnlich indeß beschränkt man den Begriff des Helden nicht auf den des Kräftigen und Starken, sondern pflegt außerdem noch Muth und Ausdauer zu verlangen. Vorzugsweise steht das Wort vom Krieger, aber nicht ausschließlich. Die Hauptpersonen in Geschichten, Schauspielen ꝛc., deren Thaten erzählt oder dargestellt werden, nennt man auch Helden der Geschichte, des Schauspieles. (*R.*)

HELD, 1) Adolf, ein evangelischer Prediger, zu Stade ums Jahr 1592 geboren. Nachdem er seine Studien zu Rostock vollendet hatte, wurde er 1626 in seiner Vaterstadt Prediger an der Nikolauskirche. Da er in seiner so genannten: Kinderlehre nach dem Katechismo Lutheri, die er 1634 in 12. mit Joh. Kisler (Pastor zu St. Pankratius) herausgab, und in andern Schriften, die lutherische Härte gegen die Reformirten mißbilligte, so kam er als Kryptokalvinist in Untersuchung und verlor 1639 sein Amt†). Er begab sich zuerst nach Bremen, dann nach Holland, und starb 1662 zu Altona. Seine Gegner in Stade, zu deren Haß wohl auch der Beifall mitwirken mochte, den er als Prediger fand, beschuldigten ihn, außer dem Kryptokalvinismus, auch des Chiliasmus und Weigelianismus, und er selber ließ sich durch die erduldeten Verfolgungen zu ungestümen Schmähungen des Predigerstandes verleiten, in seinem (unter dem Namen Elias Prätorius) herausgegebenen: Spiegel der Mißbräuche beim Predigtamte im heutigen Christenthume; Vertheidigung dieses Spiegels; der lutherische Pfaffenputzer ꝛc. Unter seinen übrigen Schriften bemerken wir eine: Erklärung der Offenbarung Johannis und Ezechidis ††). (*Baur.*)

HELD, 2) Christian Friedrich, geboren den 11. Junius 1740 zu Gera, ging im J. 1758 nach Jena, um Medicin zu studiren, besuchte im J. 1763 noch Straßburg und mehrere andere Spitäler in Elsaß und wurde zu Jena im J. 1769 Doktor. Hierauf lebte er als praktischer Arzt und Geburtshelfer in seiner Vaterstadt und wurde kurz vor seinem Tode noch Physikus zu Altenburg, wo er im Julius 1788 starb. Außer einer Menge Übersetzungen französischer Schriften hinterließ er nichts, als seine Dissertation. (*Dr. Huschke.*)

HELD, 3) Gottfried von Hagelsheim, wurde den 18. September 1670 zu Herrenstadt in Schlesien, im Fürstenthum Wolau geboren, wo sein Vater Sebastian Burgermeister war. Von der dortigen Schule, kam er auf das Elisabethgymnasium zu Breslau, ging 1691 auf die Universität Jena, studirte Philosophie, Geschichte und Medicin, vertheidigte am 4. Julius 1695 unter Dr. Georg Wolfgang Wedel seine Inaugural-Diss. De Thermis und erhielt die Würde eines Dr. der Medicin. Darauf ward er ein glücklicher praktischer Arzt zu Koburg, ging 1700 mit dem fürstlich gotha'schen Abgesandten nach Wien, blieb ein Jahr daselbst, und wurde bei vielen Gesandten und Herren Hausarzt, auf deren Empfehlung erhielt er von mehrern Höfen Anträge, in ihre Dienste zu treten, nahm aber nur die Leib- und Feldmedikus Stelle bei dem Markgrafen zu Baireuth, Christian Ernst, an, die er den 1. Junius 1701 antrat und nachher im Quartier Pollmertshofen mit dem Prädikat eines Rathes beehrt wurde. Am 24. April 1702 nahm ihn zugleich der ganze fränkische Kreis als Feldarzt an; er ließ sich daher zur Besorgung aller seiner Geschäfte den Dr. Becht aus Heilsbrunn adjungiren, und wohnte im Gefolge des Markgrafen sieben Feldzügen bei. Als dieser den 10. Mai 1712 starb, trat er in die Dienste der verwitweten Markgräfinn, nachdem er den 13. Julius 1712 vom Herzog zu Sachsen-Eisenach zum Rath und Leibmedikus war ernannt worden. 1714 ward er ein Mitglied der kaiserlichen Acad. Naturae Curios. mit dem Namen Eusebius, 1716 Hofrath und Archiater Primarius bei der regirenden Markgräfinn zu Baireuth, und starb den 30. Sept. 1724*) (Lebenslauf). (*Rotermund.*)

HELD, 4) Johann, ein um die Schule und Kirche verdienter Mann, zu Auerbach in der Pfalz den 20. November 1627 geboren. Er mußte, kaum ein Jahr

---

*) Adelung im Wörterbuche; Maaß zu Eberhard's Vers. einer allgem. teutsch. Synonymik. 3r Bd. S. 366. 3te Ausg. **) Gruber zu Eberhard's Vers. einer Synon. a. a. O.

†) Das Meiste trug zu seiner Absetzung sein Kollege M. Havemann bei, der zu Wittenberg Censuren wider ihn einholte. Man sehe die Consilia Wittenbergens. T. I, 786 ff.

††) Arnold's Kirchen- und Ketzerhist. 3r Th. 123 ff. *Molleri* Cimbria lit. T. II, 314. Pratje hist. Nachr. von A. Held's Leben, Schriften, Irrthümern und Schicksalen. Stade. 3 St. 1754 — 56. 4. Bolten's Kirchennachr. v. Altona. 2. Th. 56.

*) Er schrieb: Diss. Epist. praesenti de tempore Partus occasione partus tubarii per Quadraginta sex annos gesti, et in vetula nonaginta quatuor annorum mortua inventi. Baruthi 1722. 4. 8 Bog. — De intestino colo dissecto, et per 14 annos de abdomine pendulo. — Denique in vesica catellae calculi, und andere mehr in den Schriften der Ephemerid. Acad. Nat. Cur. und in andern berühmten Sammlungen.

alt mit seinem Vater Christoph, der ein gelehrter Burgermeister war, Auerbach der Religion wegen verlassen und mit seinen Ältern nach Velden zu dem Burgermeister Johann Kurz fliehen, dessen Tochter Johannis Mutter war. Da auch dieses Städtchen geplündert und halb abgebrannt wurde, kamen seine Ältern um das Ihrige und der Vater starb zu Hartenstein in dürftigen Umständen. Er kam darauf wieder zu seinem Großvater nach Velden, alsdann in die Lorenzschule zu Nürnberg, wo er auch die öffentlichen Vorlesungen besuchte und sich 1646 auf die Universität zu Altdorf begab. 1657 zog er nach Jena, erhielt daselbst 1654 den Ruf zum Inspektorat nach Altdorf, wo er fleißig Collegia las und Disputatoria hielt, und durch seine Vorschläge eine bessere Einrichtung des Conviktoriums bewirkte. Unerwartet bekam er 1656 die Vocation zum Rektorat an das Ägidiengymnasium zu Nürnberg, 1664 überließ ihm der Prediger Dilherr die Professur der hebräischen Sprache und nach fünf Jahren wurde ihm auch die syrische Sprache zu lehren, übertragen. Seit 1664 hielt er an den hohen Festtagen die Frühpredigten in der Sebaldskirche, bis er 1674 mit Beibehaltung seiner Professur Diakonus an der heiligen Geistkirche ward. 1676 erhielt er das Diakonat an der Lorenzkirche, wo er die Professur niederlegte, bis zum Senior stieg und den 18. August 1693 starb, vergl. *Hirsch* Dipt. — Will Nürnberg. Gel. Ler. II.†). (*Rotermund.*)

HELD, 5) Joh. Friedrich, dritter Lehrer an der Nikolausschule zu Leipzig. Er war aus Regensburg gebürtig, hatte auf dasigem Gymnasium und auf der Universität zu Leipzig studirt und sich vorzüglich der Philologie gewidmet. Nachdem er hierauf 1773 als Magister promovirt hatte, wurde er als Lehrer bei der Nikolausschule angestellt, wo er nach und nach bis zur Stelle des 3ten Kollegen emporstieg und sich 30 Jahre lang durch gründlichen Unterricht nicht nur um diese Schule, sondern auch um viele andere studirende Jünglinge, die sich seiner Privatunterweisung in der lateinischen Sprache bedienten, verdient gemacht hat. In seinen frühern Jahren lieferte er viele Beiträge zu den Acta Eruditorum, ist auch der Verf. einer gelehrten noch ungedruckten Rede, de vera et vitiosa verborum repetitione, die er im Jahr 1773 gehalten hat, und starb am 4. Julius 1805 im 60sten Jahre. S. Leipziger gelehrtes Tagebuch 1805. pag. 75. (*Rotermund.*)

HELD, 6) Joh Nikolaus, geboren den 30. März 1730, studirte die Medicin zu Gießen, wurde dann Hofrath und Oberhof- und Generalstabs-Medikus zu Darmstadt und im J. 1771 Arzt beim Reichskammergericht zu Wetzlar, wo er am 4. Oktober 1786 starb. Er hinterließ mehrere kleine, theils populär medicinische, theils anatomische Schriften. S. Meusel verstorbene teutsche Schriftsteller. (*Dr. Huschke.*)

HELD, 7) Willibald, kam zu Erolzheim am 6. September 1726 in die Welt, trat gegen 1746 in den Prämonstratenserorden, war 1771 noch Kanonikus im Kloster Roth in Schwaben, wurde darauf Superior dieses Klosters, und endlich Abt desselben. Er zeichnete sich als ein sehr thätiger, gelehrter und verdienter Ordensmann und Prälat aus. Er hat sehr viel zur richtigern, vollständigern und zuverlässigern Kenntniß des reichsprälatischen Statsrechts beigetragen und hat bewiesen, daß sie weder durch unedle List erschlichen, noch durch ungerechte Gewalt erobert sind. Daß sie so sicher unter dem Schutze der Reichsgesetze ruhen, als jene der übrigen höchst und hohen Reichsstände, und somit wohl den Augen der gelehrten Welt ausgesetzt werden dürfen. Dieser sehr geachtete und geliebte Abt, starb am 30. Oktober 1789*). (*Rotermund.*)

HELDBERG (Georg Ernst), geboren am 5. Sept. 1641 zu Celle, erhielt seine Bildung zu Helmstädt und Jena, promovirte auf der letztern Universität und wurde Professor der Logik und Moral zu Kiel, wo er bereits am 31. December 1688 starb. Außer einigen Dissertationen philosophischen Inhalts unternahm er eine Logik zu schreiben, die er aber nicht vollendete und eine Moral, welche nicht gedruckt worden†). (*R.*)

HELDBURG, 1) Amt im meiningenschen Fürstenthum Hildburghausen, an Baiern und Koburg gränzend, wird von der Rodach und deren Nebenflusse Kreck (Krick)

---

*) Er schrieb: Disp. de prudentia, Altd. 1655. — Hodiernus Gymnasii Norimb. status brevi oratione d. 3. Nov. 1659 delineatus, Nor. 12. — Principia ethica ex Aristotele, pro Gymnasio Norimb. 1660 und 1665. 12. — Orat. de Judaeorum Synagogis et scholis, Norimb. 1664. 4. — Compendium Logicae Hornei auct. 1666. — Historica narratio de Gymnasii Aegid. origine, incremento, decremento, translatione duplici pariter ac propagatione usque ad praesens tempus, Norimb. 1673. 4. Sie ist an Johann Sauberts Inaugural-Rede gedruckt. — Einige Leichenpredigten.

*) Seine Schriften sind: Nemesis Norbertina, seu methodus corrigendi canonicos regulares praemonstratenses. Aug. Vind. 1757. 8. — Jurisprudentia universalis, ex juribus canonico, civili, romano et germanico, tam publico, quam privato, feudali et criminali collecta et in quinque libros contracta. I. Liber de jure legali et potestate publica. Prostat apud Fr. Xav. Ulrich bibliopegam in comitatu et pago Boos prope Memmingam. 1768. 8. Lib. II. de judiciis causarum civilium. Ib. 1769. Lib. III. P. I. de jure rerum et personarum. Ib. 1770. Lib. III. P. II. de personis, rebus et juribus ecclesiasticis, 1770. Lib. IV. de matrimonio. 1772. Lib. V. et ult. de judiciis causarum criminalium, cum indice generali. Ib. 1773. — Kritische Anmerkung über die so genannte Reformation in Teutschland zu Ende des 18ten Jahrhunderts. Frankf. (Kempten) 1782. 8. — Glaubenszweifel über den kleinen Stats-, Religions- und Reformations-Katechismus, für das Jahr 1782. (Kempten) 1782. — Reichsprälatisches Statsrecht in 8. ohne Druckort (Kempten) 1r Th. von der Reichsprälaten Gerechtsamen in Ansehung des heil. röm. Reichs. 1787. 762 S. 2r Th. von der Reichsprälaten Gerechtsamen in Ansehung ihrer Lande und Gebiete. 1785. 778 S. — Abhandlung von dem Vierzehnten. Memmingen 1785. 8. — Beleuchtung der Bad Emsischen Punktation. Eben das. 1787. 8. 5 Bog. — Durch seine Unterstützung und Beihilfe kam heraus, Historia imperialis ex exempli Collegii Rothensis in Suevia ex monumentis domesticis et externis potissimam partem ineditis, eruta per *Bened. Stadelhöfer.* II Tomi. Aug. Vind. 1787. 4. — Vergl. Baader Lexik. verst. baiernscher Schriftst. Augsb. 1824. 1r Th. S. 324. Hirsching's histor. liter. Handb. Bd III. Abth. 1. S. 81. Meusel's Lex. verst. teutscher Schriftst. 5r Bd. S. 332.

†) Jöcher's Gelehrtenlex. 2r Th. S. 1463.

bewässert, ist gut bewaldet, doch auch, besonders in den Thälern, fruchtbar; in ihm liegt das Salzwerk Friedrichshall. Zu diesem Amte gehören 2 Städte, 1 Marktflecken, 19 Dörfer, 2 Bergschlösser, 1 Salzwerk, 3 Höfe mit gegen 6300 Einw. 2) Amtsstadt hierin an dem Kreck, seit 1380 Stadt, hat Stadtrath (mit niederer Gerichtsbarkeit), Superintendent, geistliches Untergericht, Hospital, 6 Jahrmärkte und 1000 Einw. 3) Bergschloß, ganz nahe bei Stadt H., aus frühester Zeit bekannt, hat tiefen Brunnen, wurde im 30jährigen Kriege mehrmals erobert, hat jetzt noch einen Kommandanten und einige Invaliden zur Besatzung, und Kirche, in welcher jährlich dreimal Gottesdienst gehalten wird. (*G. F. Winkler.*)

HELDE, die, in niederteutscher Sprache so viel als die Fessel, die Halte, der Stapel. (*St.*)

HELDELIN (Kaspar), der Jüngere, um ihn von seinem Vater gleiches Namens, der Lehrer an der Schule zu Lindau am Bodensee war und den berühmten Straßburger Theologen Johann Marbach unterrichtete, zu unterscheiden, war gegen 1552 zu Lindau geboren, studirte zu Jena Theologie, erhielt wahrscheinlich daselbst die Magisterwürde, und ward ein eifriger Anhänger des Flacius Illyricus. Im J. 1572 war er bei dem Colloquium, das zu Mannsfeld mit Flacius angestellt wurde, Notarius; er wollte den Flacius gegen den Diakonus Anton Krüger in einer Rede vertheidigen, allein Krüger wollte sich mit ihm als einem Fremden in keine Disputation einlassen. Nach den Akten dieses Colloquium in *Wigands* Manichaeismus renov. S. 461 u. 494, kam Heldelin darauf nach Frankfurt und in die umliegende Gegend, denn aus seiner Vaterstadt war er wegen seiner Anhänglichkeit an des Flacius Meinungen vertrieben worden, bis er endlich Prediger zu Cronenberg war, Cyriac Spangenbergs Tochter heirathete und daselbst starb †). (*Rotermund.*)

HELDENALTER, HEROISCHES ZEITALTER, nennt man denjenigen Zeitraum in der Geschichte eines Volkes, in welchem es sich überhaupt durch große Kriegsthaten und bewundernswerthe Beweise von Muth und Tapferkeit auszeichnet oder doch eine Reihe von kräftigen und kühnen Männern aufzuweisen hat, deren heldenmüthiger Kampf das Vaterland oder die Vaterstadt vertheidigt, und befreit, und furchtlos jeder Gefahr trotzt. Legt man das Heldenmüthige der ganzen Nation bei, so gebraucht man das Wort Heldenalter im weitern Sinne; nimmt man es dagegen nach der andern Bestimmung des Begriffes, so steht es im engern und gewöhnlichern Sinne. Ein Beispiel des erstern Sprachgebrauches wäre es, wenn man die makkabäische Periode der jüdischen Geschichte das Heldenalter der Juden nennen wollte, denn damals kam es nicht sowohl auf Entwickelung der Kraft des Einzelnen, sondern vielmehr des ganzen Volkes an unter Leitung der makkabäischen Fürsten, welche allerdings persönliche Tapferkeit bewiesen und tüchtige Kriegshelden, vorzüglich aber Heerführer waren. Im engern Sinne würde, dagegen Heldenalter stehen, wenn man das Zeitalter der hebräischen Richter so bezeichnete, in sofern in dieser Periode die einzelnen Suffeten als Heroen glänzen, weniger aber die Masse der Nation in Betracht kommt. Es liegt in der Natur der Sache, daß sich eine solche Zeit bei der einen Nation früher, bei der andern später findet, in sofern zur Entwickelung der Kraft eine äußere Veranlassung gegeben seyn muß und eigne Bedrängniß oder Noth des Vaterlandes und der Heimath die That ins Leben ruft. Gemeiniglich jedoch gehört das Heldenalter derjenigen Geschichtsperiode an, welche in den Bereich der Überlieferung fällt und wird von der Sage getragen, ausgeschmückt und fortgebildet. Man stößt daher in der mythischen Zeit fast aller bekannten Nationen wenn auch nicht auf eine reiche und großartig durchgeführte Heldensage, doch auf einzelne heroische Gestalten, welche als Repräsentanten und Stützen ihrer Zeit mit dem Glanze des Heldenthums umkleidet sind. Am schönsten erscheint das heroische Zeitalter bei den Griechen; interessant aber bleibt es überall, wo wir es finden. Nach der Eigenthümlichkeit eines jeden Volkes und seinen nationalen Ansichten, Vorurtheilen und vorherrschendem Charakter wird es natürlich im Einzelnen eine andre Farbe tragen, aber Eine Grundansicht zieht sich doch immer durch das mannichfaltige und bunte Gewebe hindurch und im Wesentlichen finden wir daher eine große und unverkennbare Übereinstimmung, so daß die Überlieferung nur durch Ort und Zeit, durch die Lage des Volkes, durch das eigenthümliche Gepräge und die besondere Charakteristik seiner Helden eine individuelle Farbe und Gestaltung empfängt. Je mehr der Mythos in der Darstellung der Heldenzeit vorwaltet, je tiefer sie in die Urgeschichte verwebt ist, oder je phantasiereicher die Bildner der Sage waren, desto mehr wird sie die Wahrheit hinter sich zurück lassen und von dem rein Geschichtlichen sich entfernen. So werden die Helden und Heroen in mancher Sage zu Lieblingen der Götter, die ihnen beistehen, ja zu Halbgöttern selbst; oder sie sind wenigstens im Besitze übermenschlicher Kräfte, gebieten über Mittel und Waffen, welche die Erfahrung des menschlichen Lebens nicht kennt und der wahren Geschichte fremd sind. Von jenem gibt uns die griechische Heroenzeit, von diesem die teutsche Heldensage des Mittelalters zahlreiche Beispiele. Wo der Monotheismus in die Denkart des Volkes und ihrer Historiker

†) Er schrieb Themata, quibus probatur, Peccatum Originale non esse accidentalem qualitatem. in 4. Jenae 1572. — Spiritus vertiginis accidentariorum, 1572. 4. — Predigt uber der Leiche des — M. Matth. Flacii Illyrici, weyland getrewen Dieners und bestendigen Merterers J. C. frommen Herzen zu gut gestellt. Item summarischer Beriche der Handlungen und Streitsachen Matth. Flacii von jm selbst verzeichnet. Gedruckt im Jahr 1575 mit Flacii Bildniß; über Ps. 84. V. 6 — 8. Sie enthäte viel seltene Sachen über Flacius. — Absurda Manichaeo-Paelagiani Accidentia Consequentia, s. l. 1572. 4. Vgl. Ritter's Lebensbeschreib. Flacii, S. 322 f. Er gab auch Flacii Schrift, oder Defension, 1575. 4. heraus, worin er auf das von Andreae gedruckte straßburgische Colloqnium, auf Andreae Widerlegung seiner Scheift und auf die Sophismata gegen sein Buch Nusca te ipsum, antwortet.

eingedrungen ist, wie bei den alten Hebräern, kann der Heros nur ein Diener des Einen wahren Gottes, ein Abgesandter und Liebling desselben seyn; was er daher Großes thut, das gelingt ihm durch Gottes Beistand, das vollbringt er auf Gottes Befehl. Bei dieser Beschaffenheit der Sagen über das Heldenalter der verschiedenen Nationen bleibt es natürlich immer eine sehr schwierige und daher leicht auf Abwege führende Aufgabe, den geschichtlichen Kern aus der Hülle der Heldensage zu gewinnen, und nicht selten wird man geradezu darauf verzichten müssen. (*A. G. Hoffmann.*)

HELDENBRIEFE, in der Dichtkunst, heißen gedichtliche Briefe, welche Helden oder berühmten Personen des Alterthums in den Mund gelegt werden und deren Inhalt gewöhnlich Liebe ist (Heroiden). (*St.*)

HELDENBUCH, das, umfaßt alle diejenigen Gedichte, welche einen Gegenstand aus der teutschen Heldensage, die sich an die Namen und Erinnerungen aus der Völkerwanderung knüpft, zum Stoff haben. Schon bei Tacitus erscheinen die Teutschen im Besitze von Liedern, deren Stoff Mythologie und Geschichte war. Wie solche Lieder beschaffen waren, läßt uns das Ludwigslied[1]) vermuthen. Wurde der Stoff geschichtlicher Lieder mit schöpferischer Phantasie ausgebildet, so entstand die Heldensage. In vielen Gedichten wurden bloß die geschichtlichen Namen und Verhältnisse benutzt, um Anderes und Neues daran zu schließen. Die teutsche Heldensage verbreitete sich vorzüglich dadurch, daß die Teutschen, obschon politisch meistens geschieden, doch dann einig waren, sobald es den Preis eines großen Mannes galt. So ward z. B. Alboin nicht bloß von seinen Langobarden, sondern auch von den andern teutschen Stämmen besungen. Neben den Gedichten dieser Heldensage hatte man auch rein geschichtliche Lieder, woraus sich um so leichter erklären läßt, wie das Volk auch den Inhalt der Heldenlieder als ganz buchstäblich historisch nehmen konnte. Karl der Große veranstaltete eine Sammlung der teutschen Heldengedichte, sie ist aber nicht auf uns gekommen, doch ist höchst wahrscheinlich, daß ihr Stoff nicht ganz unterging, sondern zum Theil noch in den Gedichten des Heldenbuches lebt. Die im dreizehnten bis vierzehnten Jahrhunderte aus teutschen Liedern und Sagen in nordischer Prosa zusammengesetzte Wilkina- und Niflunga-Saga[2]) ist ein großes cyklisches Werk über den Sagenkreis des Heldenbuches. Auch gewährt eine Übersicht über denselben die prosaische Einleitung oder der Anhang zum Heldenbuche[3]), welche, meist nach der mythischen Folge, Auszüge aus den Gedichten desselben und selbst aus solchen enthält, welche nicht mehr vorhanden sind. Doch sowohl diese beiden prosaischen Werke, als auch die einzelnen Gedichte selbst weichen, wenn sie auch dieselbe Fabel behandeln, von einander so ab, daß es unmöglich wird, eine Alles umfassende Übersicht des Heldenbuches zu geben, wenn sie sich nicht bloß ganz im Allgemeinen halten soll. Daher ist es am zweckmäßigsten, die einzelnen Gedichte und ihren Inhalt für sich zu betrachten. Aber welche Ordnung man dabei zu befolgen habe, ist keines Weges leicht zu bestimmen, da der Inhalt vieler Gedichte, welche nicht zusammen hängen, sich doch vielfach durchkreuzt. Sie nach der chronologischen Folge der in ihnen vorkommenden mythischen Personen zu ordnen, ist unmöglich, weil diese, wie Hermanrich, Attila und Dietrich, oft gar nicht mit einander lebten und handelten, und doch in Zusammenhang und ihre Schicksale in einen Thatenkreis zusammen gebracht, dann aber auch, weil wiederum einzelne Gedichte einen großen Theil des ganzen Sagenkreises durchlaufen. So umfaßt das Nibelungenlied Sigfrid's Bad im Drachenblut und Tod; man müßte also das Nibelungenlied selbst zertrennen, um z. B. die Kämpfe im Rosengarten dazwischen treten zu lassen. Eben diese Schwierigkeit zeigt sich in den Mythen von den andern Helden. In Dietrichs Ahnen und der Flucht zu den Hunnen kommt schon Dietrich als hart kämpfend vor, und doch besteht er in Etzel's Hofhaltung seinen ersten Kampf, und eben so in Dietrich und seinen Gesellen. Wie ließen sich diese Gedichte also nach einem chronologischen Prinzip ordnen, abgesehen davon, daß sie einander widersprechen? Auch selbst nach ihren drei Hauptpersonen, welche wieder den Mittelpunkt besonderer Kreise bilden, nach Sigfrid, Dietrich und Etzel, lassen sich die Gedichte nicht wohl ordnen, da auch jede Hauptperson in dem Kreise des andern eine der Hauptrollen spielt. Wir wollen daher in unsrer Übersicht die wichtigsten Heldenlieder voranstellen, und an sie die verwandten Lieder nach den besonderen Sagenkreisen reihen. Mit Sigfrid's oder der Nibelungen Sagenkreise fangen wir demnach an; daran schließen sich die Lieder, welche keine Berührung zwischen Dietrich und Etzel mit dem Sigfrid voraussetzen, und endlich folgen die Gedichte, in welchen weder Sigfrid, noch Dietrich und Etzel auftreten.

I. Nibelungenlied in einer zwar nicht ganz regelmäßigen, aber doch ebenmäßig fortschreitenden Stanze von vier langen, meistens sechsfüßigen Zeilen (zusammen 9635), von denen sich je die zwei nächsten reimen. Durch den Einschnitt in der Mitte, welchen ein trochäisches oder trochäisch endendes Wort bildet, erhält diese

1) Nämlich den Reim abgerechnet, denn der älteste dichterische Hebel war, wie sich aus dem Hildebrandsliede. dem Wessobrunner Gebet, vermuthen läßt, wohl der Stabreim (die Alliteration). Neue Aufschlüsse über das Ludwigslied s. in F. Wachter's Forum der Kritik I. B. I. Abth. S. 3—11. 2) Herausgegeben von Joh. Peringskiold, Stockholm, 1715, übersetzt von v. d. Hagen, in den nordischen Heldenromanen 1r—3r Bd. Breslau, 1814 u. f. 3) Handschriftlich zu Straßburg, und gedruckt in allen alten Ausgaben des Heldenbuchs. Die Editio Princeps ist wohl die aus dem 15. Jahrhunderte ohne Jahr und Ort in Fol. oder gr. 4. Die nächste Ausgabe ist von 1491. Augsburg. kl. Fol. Die bekanntesten und häufigsten Ausgaben sind die folgenden: 1. 1509. Fol Hagenau durch Heinrich Gran; 2. von 1545, Fol. o. O.; 3. von 1560, Fol. Frankfurt a. M. durch Weigand Han und Siegmund Feierabend; 4. von 1590, 4. eben daselbst durch S. Feierabend. Das Nähere und andere literarische Nachweisungen über das Heldenbuch s. in v. d. Hagen's und Büsching's literarischem Grundriß der teutschen Poesie, von der ältesten Zeit bis in das sechszehnte Jahrhundert. Berlin, 1812. S. 1—98.

Versart, welche Hildebrands-Ton genannt wird, gefällige Weichheit, die dem Alexandriner fehlt. Die letzte Gestaltung des Liedes, in der es auf uns gekommen, fällt in die letzte Hälfte des zwölften oder in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Den hinteren Theil[4]) des Liedes gab Bodmer aus der ersten Hohenemser Handschrift in Chriemhildens Rache, Zürich 1757, heraus, das Ganze zum ersten Mal Ch. H. Müller in der Sammlung teutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert. 1r Bd. Berlin 1789 (den hinteren Theil aus dem Züricher Abdrucke, den vorderen aus der zweiten Hohenemser Handschrift); von der Hagen 1stens kritische Ausgabe, Berlin 1810, die Lesarten der Münchener, der beiden Hohenemser und der St. Gallener Handschriften enthaltend; 2tens Handausgabe zum ersten Male in der ältesten Gestalt, aus der St. Gallener Handschrift mit der Vergleichung der übrigen; 3tens Hauptausgabe mit großem kritischen Apparat, Breslau 1820; ferner Lachmann, in der ältesten Gestalt mit den Abweichungen der gemeinen Lesart, Berlin 1825; Zeune besorgte eine Taschenausgabe, Berlin 1815; Übertragungen[5]) unternahmen von der Hagen, Büsching, Zeune (in Prosa), Simrock. Die beste Einleitung (die symbolische Deutung abgerechnet) hat Mone gegeben, Heidelberg 1818.

Der Inhalt des Nibelungenliedes ist folgender. Der einzige Sohn des Königs Sigmund von Niederland, Sigfrid, bestand viel Abenteuee mit Drachen, Riesen und Zwergen, zog den Rhein hinauf nach Worms, wo eine schöne Königstochter, Chriemhild, wohnte, welche, durch einen Traum geschreckt, alle Liebe verredet hatte. Um ihretwillen diente Sigfrid ihrem Bruder, dem König Gunther. Doch bekam er sie, die auch für ihn Liebe gefaßt, erst nach dem großen Sachsenkriege, in welchem er für Gunther Heldenthaten verrichtete, zu sehen. Gunther wollte die wunderschöne Brunhild zum Weibe haben, mit der Jeder kämpfen mußte, der sie haben wollte, und versprach Sigfriden seine Schwester, wenn er ihm beistehen würde. Sigfrid fuhe mit ihm nach Island, und erkämpfte, angethan mit der Tarnkappe, die ihn unsichtbar machte und Zwölfmannsstärke verlieh, für Gunther die schöne Jungfrau. Gunthee feierte mit ihr zu Worms die Hochzeit, sie aber hing ihn in der Brautnacht an einen Nagel. Durch die Tarnkappe sich unsichtbar machend, bezwang Sigfrid in der zweiten Nacht Brunhilden für Gunther, nahm ihr den Gürtel und Ring, und gab sie seiner Frau, der Chriemhild. Eines Tages sprach Chriemhild bei einem Besuche zu Worms: „Mein Mann sollte über alle diese Lande Herr seyn." Brunhild antwortete: „Das kann nicht seyn, er ist ja Gunthern unterthan." (Sigfrid hatte sich nämlich, als Gunther um Brunhilden warb, für dessen Dienstmann ausgegeben, und Brunhild hatte ihn aus Niederland jetzt wieder nach Worms laden lassen, daß er Dienste leisten sollte.) Brunhild und Chriemhild geriethen in Streit, und Erstere wollte sehen, ob sie nicht als die Königinn des Landes vor Chriemhilden in die Kirche gehen dürfe. Chriemhild hielt sie zurück, und zeigte ihr zornig den Ring und Gürtel, zum Beweise, daß Sigfrid sie bezwungen habe. Brunhild zerfloß in Thränen, und gedachte ihr Leid zu rächen. Der grimme Hagen, ein Held an Gunthers Hof, versprach es, die Rache zu vollführen. Gunther und Hagen stellten sich, als wenn der Sachsenkrieg wieder ausgebrochen wäre, und Sigfrid versprach seinen Beistand. Chriemhild wae in Besorgniß, daß ihrem Manne etwas Schlimmes widerfahren möchte, da er zwar durch das Bad in dem heißen Blute eines von ihm erschlagenen Drachen an allen Theilen des Körpers unverwundbar geworden, abee doch zwischen den Schultern, weil ein Lindenblatt das Blut des Drachen davon abgehalten, eine verletzbare Stelle hatte; sie bat daher Hagen, daß er im Getümmel dee Schlacht diese Stelle schützen möge. Nach Hagens Rath nähte sie nun auf Sigfrids Gewand heimlich ein Kreuz. Der Verräther verwandelte hierauf den Sachsenkrieg in eine Jagdpartie. Weinend bat Chriemhild ihren Mann, zu bleiben, wagte aber doch auch nicht, ihm zu entdecken, was sie gethan. Auf dee Jagd zeigte Sigfrid zum letzten Male seine Heldenkraft. Nach derselben hielt Hagen mit ihm einen Wettlauf zu einem Brunnen. Sigfrid kam früher zum Ziel, abee als er trank, stach ihn Hagen zwischen die Schultern, so daß er todtwund zur Erde in die Blumen fiel. Chriemhild beklagte ihn lebenslänglich und konnte ihn nicht vergessen. Die Mörder ihres Mannes nahmen ihe den Nibelungenhort (Schatz), welchen er von den Zwergen Nibelung und Schillung und ihren Riesen erkämpft hatte. Nach vielem Widerstreben heirathete Chriemhild endlich Etzeln. Von diesem ließ sie, um Sigfrid's Tod zu rächen, Gunther und seine Helden nach Etzelburg einladen. Hagen ahnte den Tod von ihnen allen, versenkte dahee den Nibelungenhort in den Rhein; auf der Reise weissagten ihn Meerweiber den Untergang. Während die Burgunden im Speisesaal waren, ließ Chriemhild Hagen's Bruder Dankwart in der Herberge durch Blödelin angreifen. Dankwart, der zwar im Kampfe alle die Seinen verlor, entrann selbst in den Speisesaal. Hagen, über das Vorgefallene ergrimmt, schlug die Söhne Etzel's und Chriemhild's todt, und ließ Niemand aus dem Saale, als Etzeln, Chriemhilden, Dietrichen und Rüdigern mit ihren Mannen. Die andern wurden alle umgebracht. Etzel, durch Hagen's Hohn aufgebracht, ließ nach und nach alle seine Helden in den Kampf ziehen, zuerst Jeing von Dänemark und Irnfrid von Thüringen. Da sie mit ihren tausend Mann erlagen, sandte Etzel zwanzig tausend in den Kampf. Die Nacht brach ein. Versöhnung boten

4) Bodmer sagt S. X: „Es ist einigen Neugierigen zu gefallen geschehen, daß man etliche merkwürdige Stellen aus dem fördern Theile des Gedichtes von den Niebelungen absonderlich ausgezogen hat. Man siehet keinen Anschein, daß er jemals werde ganz gedruckt werden." Wie glücklich haben sich die Zeiten geändert! 5) Außer den Glossarien an den v. d. Hagen'schen und Zeune's Ausgaben ist sehr brauchbar: K. Fr. L. Arndt's Glossar, Lüneburg, 1815.

die Burgunden an. Etzel schlug sie aus. Chriemhild ließ nun auch den Saal anzünden. Gegen die nur noch übrigen Sechshundert zwang am andern Tage Chriemhild auch Rüdiger'n zu streiten. Weinend (er hatte sie auf der Reise zu Etzel'n bewirthet, und Giselherrn, Gunther's Bruder seine Tochter verlobt) ging er gegen seine Freunde in den Streit, und erlag mit Gunther's Bruder im Zweikampfe sammt seinen fünfhundert Mannen. Dietrich's Helden forderten seinen Leichnam, und da die Burgunden ihn nicht heraus gaben, so wurden sie auch von jenen bekämpft. Doch Dietrich's Helden wurden sämmtlich erschlagen, bis auf den alten Hildebrand, der mit einer schweren, von Hagen ihm beigebrachten Wunde entrann. Da erhob sich in seinem Leide der starke Dietrich und stritt allein gegen die zwei letzten noch übrigen Burgunder: Gunther und Hagen. Zwar bat er sie, sich zu ergeben, und versprach ihnen sichere Heimkehr. Aber sie wollten nicht Geißel werden, und kämpften den letzten Kampf. Dietrich überwand und band die Ermatteten, und übergab sie Chriemhilden, doch mit dem scharfen Verbot, ihnen nichts zu Leide zu thun. Dietrich ging und zog seinen Harnisch aus, und Chriemhild forderte von Hagen den Schatz der Nibelungen. Er schwieg. Sie ließ zur Vollendung der Rache ihrem Bruder das Haupt abschlagen und trug es vor Hagen. Er verfluchte sie, und sie hieb ihm das Haupt ab mit Sigfrid's Balmung, das der Mörder bisher geführt. Etzel und Dietrich weinten über die gefallenen Helden.

Dieser Stoff ist mit vieler Kunst behandelt, der Plan mehr tragisch als episch angelegt. Vor den andern Heldengedichten zeichnet sich das Nibelungenlied vorzüglich dadurch aus, daß es am tiefsten gedacht ist und die meiste Einheit hat. Ungemein fesselt die Gediegenheit und Festigkeit der Charaktere und die Wahrheit der Empfindung, welche uns darin vor Augen tritt, und die kräftige Einfachheit der Sprache. Die gleichmäßige Haltung und Anlage verräth einen Dichter (auszumitteln, wer es gewesen, ist bisher vergebens gewesen), und schwerlich ist das Gedicht, wie man glaubt[6], aus mehreren Liedern zusammen gesetzt, wohl aber sind dabei mehrere Lieder in Eins umgedichtet worden. Ungeachtet das Gedicht Etzel, Dietrich von Bern u. s. w. in seinen Bereich gezogen hat, so scheint doch die Heldensage, welche es bearbeitet, schon früher vorhanden gewesen und ein Spiegel treuer Frauenliebe und unauslöschlicher Frauenrache gewesen zu seyn. Um das Verhältniß Brunhild's zu Sigfrid ganz zu verstehen, muß man die Lieder der Edda und die Volsungasaga zu Hilfe nehmen, wo Brunhild früher an Sigfrid verlobt, aber von ihm, weil er von Gudrun's (Chriemhild's) Mutter einen Zaubertrank erhalten hatte, vergessen worden. Auch darum ist das Nibelungen-Lied so ungemein wichtig, daß es nicht bloß Heldensage der Süd- sondern auch der Nordgermanen, und der Stoff doch wieder so eigenthümlich gestaltet ist, daß es nicht wohl spätere Entlehnung seyn kann. Wenn Brunhild's Sitz nach der Edda in den Süden, und im Nibelungenliede in den Norden verlegt wird, so zeigt dieses nur, daß man für das Fabelhafte gern ein entferntes Land wählte. Diese berühmteste Heldensage der Germanen ist ihnen wahrscheinlich seit der ältesten Zeit gemeinsam gewesen, und daher der Streit, ob der Nordgermane sie von dem Teutschen im engeren Sinne, oder dieser von jenem entlehnt habe, ganz ohne Bedeutung. Über die verschiedene Auslegung dieser Mythe siehe den Art. Heldensage.

II. Die Klage, ein besonderes, doch sich genau an das vorhergehende anschließendes Gedicht, in kurzen Reimparen (4433 Zeilen), aus dem dreizehnten Jahrhundert, herausgegeben aus der ersten Hohenemser Handschrift von Bodmer in Chriemhildens Rache, Zürich, 1757, S. 141—240, dann jedoch dem größern Theile nach aus der zweiten Hohenemser Handschrift von Müller in der oben erwähnten Sammlung 1r B. S. 118—152, mit Zuziehung der St. Gallener Handschrift von v. d. Hagen mit dem Nibelungenliede, Berlin, 1810, und von Lachmann hinter der Nibelungen Noth in der ältesten Gestalt, Berlin, 1825, und übertragen durch v. d. Hagen hinter der Übersetzung des Nibelungenliedes, Berlin, 1807. Es besingt die Wehklage Etzel's und der Frauen über die in der Nibelungen Noth (dem letzten Theile des Nibelungenliedes) gefallenen Helden, das Begräbniß derselben und die Botschaft davon an den Rhein nach Worms. So wenig Handlung auch in diesem Gedichte ist, so fesselt es doch durch seine Innigkeit und den anmuthigen Reichthum seiner Sprache. In der Wahl des Versmaßes zeigt der Dichter seine tiefe Einsicht[7]. Zu Ende des Gedichtes heißt es, Bischof Pilgerin von Passau, von mütterlicher Seite Oheim Chriemhildens, Gunther's, Gernort's und Giselher's habe aus Liebe zu seinem Neffen und damit man nicht an der Wahrheit zweifeln könne, Alles, wie es sich nach Fiedeler's, des Botschaftträgers und Anderer Berichte zugetragen, in latinischer Sprache aufschreiben lassen; sein Schreiber, Meister Konrad, habe die Erzählung abgefaßt, und seitdem habe man sie oft in teutscher Zunge gedichtet. Das Mißverständniß dieser Stelle hat Einige zu der Annahme veranlaßt, daß Konrad der Verfasser der Klage und selbst auch des Nibelungenliedes sei. Andere glauben, diese Stelle enthalte wenigstens die Thatsache, daß aus der erwähnten latinischen Arbeit das Nibelungenlied und die Klage geflossen sei. Daß die Erzählung von der Aufzeichnung jener Geschichte durch Pilgerin's Schreiber nach dem Berichte eines Augenzeugen Dichtung seyn müsse, lehrt sich von selbst, da Pilgerin im zehnten Jahrhundert lebte und der Untergang der Nibelungen an Etzel's (Attila's) Hof gelegt wird. Wenn nun dieser wichtigste Theil jener Angabe offenbar Nichts als Dichtung seyn kann, so ist auch höchst wahrscheinlich das Ganze ein

6) Karl Lachmann über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Niebelungen Noth. Berlin, 1816.

7) S. Ferd. Wachter's Otfrid und Kepgau. Neustadt a. O. 1821. S. 144 u. f.

Mährchen, und hat also Pilgerin's Schreiber überhaupt nicht eine Erzählung von den Nibelungen aufgesetzt.

III. Hörnen Sigfrid, im Hildebrand's-Ton (179 Strophen), gedruckt zu Nürnberg durch Georg Wachter (muthmaßlich um 1560), und ohne Angabe des Ortes 1585, durch v. d. Hagen heraus gegeben aus dem Wachter'schen Druck im Heldenbuche in der Ursprache und bearbeitet im erneuerten Heldenbuche. Es besingt, wie der junge Sigfrid von einem Schmied, zu dem er gekommen, gemißhandelt und in einen Wald geschickt worden, angeblich um dort Kohlen zu machen, allein mit der geheimen Absicht, daß ihn ein dort hausender Drache verderbe. Sigfrid erschlug den Drachen und kam in eine Wildniß, wo viel Lindwürme, Drachen, Nattern u. s. w. lagen. Er warf Bäume auf sie, zündete sie an, und als das Horn der Würme weichte, und in einen Bach dahin floß, bestrich sich Sigfrid damit und ward dadurch ganz hörnen, mit Ausnahme des Theiles zwischen den Schultern. Chriemhild, des Königs Ghibich's Tochter, zu Worms ward von einem Drachen geraubt, in den Drachenstein eingesperrt und sollte sich mit dem Drachen, welcher ein verzauberter Mensch war, vermählen, und zwar nach fünf Jahren, nach welchem Zeitraume der Drache wieder zum Manne zu werden hoffte. Sigfrid kam an den Drachenstein, machte sich den Zwerg Euglein und den Riesen Kuperan dienstbar, erschlug nach einem fürchterlichen Kampfe den Drachen und heirathete Chriemhilden.

IV. Das Rosengarten-Lied, der Rosengarten zu Worms, in zwei von einander abweichenden Bearbeitungen: 1) der große Rosengarten in der Nibelungen-Strophe (2464 Zeilen), aus dem dreizehnten Jahrhundert, nach der Heidelberger und Strasburger Handschrift abgedruckt in v. d. Hagen's teutschen Gedichten des Mittelalters, 2r Bd. oder dem Heldenbuche in der Ursprache heraus gegeben von Fr. H. v. d. Hagen und Aloys Primisser, Berlin, 1820; 2) der kleine Rosengarten, klein genannt in Beziehung auf Numer 1., den großen Rosengarten. Doch heißt selbst diese Bearbeitung auch wieder der große Rosengarten in Beziehung auf den König Laurin, welcher in den alten Ausgaben des Heldenbuchs der kleine Rosengarten überschrieben ist. Er ist in der Nibelungen-Weise (474 Strophen) aus der Münchener und Dresdener Handschrift und Docen's Bruchstücken, doch mit Zuziehung der Umarbeitung in die achtreimige Strophe[8]) und theilweisen Erweiterung in den alten Ausgaben des Heldenbuches, aber in neuerer Sprache abgedruckt in v. d. Hagen's Heldenbuch, Berlin, 1811. Eine verkürzte Umarbeitung der erwähnten Umformung in die achtreimige Strophe von Kasper von der Roen in demselben Versmaße (364 Strophen) ist aus der Dresdener Handschrift heraus gegeben in v. d. Hagen's und Primisser's Heldenbuche in der Ursprache. Chriemhild hat in ihrem von einem seidenen Faden, statt einer Mauer, umgebenen Rosengarten zu Worms zwölf der besten Recken, welche des Gartens pflegen, und läßt trotzig Dietrich von Bern zum Kampfe in demselben heraus fordern. Er kommt mit eilf Streitgenossen. Je zwei Helden kämpfen, zuletzt Dietrich und Sigfrid. Dietrich und die Seinen als die Sieger erhalten den ausgesetzten Lohn: Kuß und Rosenkranz, und machen sich Land und Leute dienstbar. Der große Rosengarten weicht nicht nur dadurch ab, daß noch Etzel und seine Helden mit nach Worms fahren, sondern auch in der übrigen Haltung und Behandlung des Gegenstandes. In dieser lieblichen Dichtung verdient vorzüglich der beiden gemeinsame, aber anders behandelte Mönch Ilsan hervor gehoben zu werden, da die Idee durch ihn anschaulich gemacht und gleichsam verkörpert ist, wie Thatkraft in Klostermauern einzuschließen wider die Natur streitet.

V. Biterolf und Dietlieb, in kurzen Reimparen (13,511) aus der einzigen Wiener Handschrift, deren Schreibart und Sprachform ihre spätere Entstehung verräth, abgedruckt in v. d. Hagen's und Primisser's Heldenbuch in der Ursprache. Biterolf, König von Tolet (Toledo), hörte durch einen Pilger so viel von Etzel's Macht und Helken's Milde und Reichthum erzählen, daß er, um diese Herrlichkeit zu schauen, mit eilf Rittern fort zog, ohne Jemand das Ziel seiner Reise zu entdecken. Bei Etzel'n blieb er unter dessen Rittern, ohne Jemandem Namen und Stand zu enthüllen. Mit großer Tapferkeit focht er für Etzel in einer Schlacht gegen die Preußen, ward aber in der Hitze des Kampfes gefangen und in einen Thurm eingesperrt. Nachdem er sich dessen ungeachtet selbst befreit hatte, wurde er Urheber des Sieges. Unterdessen machte sich sein Sohn Dietlieb, obwohl noch ein Kind, auf, seinen Vater zu suchen. Im Wasichen-Walde von den Burgunden Gunther, Gernot und Hagen feindlich angerennt, besiegte er sie nach einander, nnd setzte seinen Weg ungehindert fort, mit der Drohung, sich zu rächen. Zu Etzelsburg hielt er sich unerkannt von seinem Vater, und ihn selbst nicht kennend, einige Zeit auf, stritt tapfer in den Schlachten für Etzel, und focht, da sie sich für Feinde hielten, selbst mit seinem Vater. Rüdiger endlich das Geheimniß ergründend, führte den Sohn dem Vater zu. Auf Dietlieb's Bitte unternahm Etzel, die ihm von den Burgunden widerfahrene Beleidigung zu rächen. Ein mächtiges Heer der tapfersten Helden zog mit Biterolf und Dietlieb gegen Worms, und Dietrich von Bern und seine Ritterschaft vereinigten sich mit ihnen. Rüdiger wurde in die Stadt Worms gesandt, um von Etzel und den übrigen Fehde anzukündigen, fand aber viele Fürsten und Ritter mit ihren Frauen zu einem Feste geladen, und der allbeliebte Markgraf durfte die schönen Königinnen küssen. Brunhild beschenkte ihn mit einer kost-

8) Diese Umformung der vierreimigen in die achtreimige Strophe, welche auch im Otnit und Wolf Dietrich in den alten Ausgaben des Heldenbuchs und in der Bearbeitung der Dresdener Handschrift Statt findet, hat, weil sie grossen Zwang auferlegte, die Gedichte ihrer natürlichen Anmuth fast ganz beraubt, und ist wohl mit ein Hauptgrund, daß die Liebe zum Heldenbuche sich in den neuern Zeiten verloren hatte.

baren Fahne, die er mit seinen Rittern und Freunden an die Pforte vor Worms tragen sollte. In dem auf das Verlangen der Hünen und Berner gehaltenen Turnier erschlug Dietrich den König von Pulle (Apulien) Stautfuchs. Des andern Tages im Ernstkampfe stritt Dietrich mit Seifried (Sigfrid), Dietlieb mit Gunther, Biterolf mit Gernot, Rüdiger mit Walther. Erst am dritten Morgen endete die Schlacht. Als aber Rüdiger mit Hilfe seiner Freunde, wie er gelobt hatte, die Fahne an die Stadt vor die Frauen bringen wollte, erhob sich der Kampf von Neuem, bis er auf Bitten der Frauen geschieden ward. Nach geschlossenem Frieden bewirthete Gunther die früher verhöhnten Fremdlinge. Nach ihrer Heimkehr in das Hünenland mußten Biterolf und sein Sohn Dietlieb als Belohnung für ihre Heldendienste das Land zu Steier annehmen.

VI. Walther von Wasichenstein, von Aquitanien, Historia Waltharii manufortis, in 1455 lateinischen Herametern, eine jugendliche Arbeit zur Übung in der Metrik von dem Mönch von S. Gallen Eckhard dem Ersten um 930, verbessert von Eckhard dem Jüngeren (s. dessen Lib. de Mon. S. Galli. c. 9. bei Goldast, Scr. Rer. Alem. I. p. 41.) zuerst heraus gegeben von Fr. Chr. Fischer, Leipzig, 1780, die Ergänzung 1792 mit Anmerkungen unter dem unpassenden Titel: De prima expeditione Attilae regis Hunnorum in Gallias ac de rebus gestis Waltharii Aquitanorum principis. Carmen epicum saeculi VI, und von Molter aus einer bessern Karlsruher Handschrift in dessen Beiträgen zur Gesch. und Lit. Frankfurt a. M. 1798, S. 212—268, übersetzt von demselben in fünffüßigen Jamben. Karlsruhe, 1782, und von G. F. Klemm in Herametern in seinem Attila, Leipzig, 1827. Es wird besungen, wie Walther als Geißel bei Attila für diesen einen großen Sieg gewinnt, seine Braut Hildegund, welche ebenfalls Geißel ist, entführt, und am Wasichenstein im Wasgau den König der Franken, Gunther und seine Recken, die ihm Braut und Schätze nehmen wollen, schlägt und dann ruhig als König von Aquitanien herrscht. Es ist dieß Lied nicht bloß in sofern interessant, als Walthern außerdem kein besonderes Gedicht gewidmet ist, sondern auch als ein Beleg von der Ausbildung dieser Sage im zehnten Jahrhundert, auf welche das Nibelungenlied mehrere Male Z. 7045 u. f. Z. 9485 u. f. Z. 7209 u. f. Z. 9489 u. f. hindeutet, und in sofern Walther auch in den andern Gedichten des Heldenbuchs eine Rolle spielt.

VII. Lied von Hildebrand und Hadubrand, Hildebrandslied. So nennen wir erstlich ein Bruchstück wohl noch aus dem Schlusse des achten Jahrh., in althochteutscher, mit vielem Niederteutsch vermischter Sprache (die übrigen Lieder des Heldenbuches sind theils im reinen, theils im verfallenen Mittelhochteutsch), höchst merkwürdig, da es noch in Stabreimen (alliterirenden Langzeilen), gedichtet, und das älteste, auf uns gekommene Denkmal der teutschen Heldensage ist, und da es zeigt, wie diese sich immer mehr von der Geschichte entfernte (z. B. in den spätern Heldenliedern wird Ermenrich — Hermanrich — als Dietrichs Feind dargestellt, hier noch Otaker — Odoaker —). Man findet es handschriftlich zu Kassel, ehemals Fulda, in einem Codex des 8ten bis 9ten Jahrh., auch ist es nebst einer Schriftprobe, Einleitung, latein. Übersetzung und ausführlichem Commentar, aber ohne Ahnung, daß es Verse seien, abgedruckt in *Eccardi* Franc. Orient. I, 868—902, wiederholt, mit teutscher Übersetzung und Spracherläuterungen (von Reinwald), im N. lit. Anz. 1808. Nr 3. Sp. 33—47, mit Berichtigung des Textes, teutscher Übersetzung, und Erläuterung herausgegeben von den Brüdern Grimm, Kassel 1812, von Neuem gemustert in den altteutschen Wäldern II, 97 f., und darnach wiederholt, auch mit teutscher Übersetzung in Kunisch's Handbuch der altteutschen Sprache und Literatur S. 4—7. Hildibraht (Hildebrand), der sechzig Jahr außer Landes war, und sein Sohn Hadubrand, sich nicht kennend, fordern einander zum Kampfe heraus und rüsten sich dazu. Hildebrand indeß im Gegner seinem Sohn ahnend, fragt ihn, wer sein Vater sei. Dieser erzählt nun, daß Hildebrand mit Dietrich und dessen Mannen Otaker's Hasse weichend, ins Elend gegangen sei, und habe seine Frau mit einem unerwachsenen Kinde zurück gelassen. Hildebrand bietet seinem Sohne jetzt schöne Ringe an, die er vom Hunenfürsten erhalten. Doch Hadubrand, der von Seefahrern auf dem Wendelsee (mittelländischem Meere) gehört, daß sein Vater todt, hält ihn für einen listigen Hunen, und besteht auf den Kampf. Mit zerrissenem Herzen schreitet Hildebrand zum Gefechte mit seinem Kinde. In der Beschreibung des Kampfes bricht das Gedicht ab. Dieser Stoff ist mit der Kraft und Erhabenheit ausgebildet, wie man sie in den altnordischen Gedichten findet, und läßt ungemein bedauern, daß so wenig von den altteutschen Heldenliedern jener Zeit auf uns gekommen ist. Wie sehr verliert in einer Vergleichung mit diesem Bruchstücke eine zweite, sonst auch mit Recht gepriesene Arbeit desselben Inhalts! Diese ist in der vierreimigen Strophe, wie das Nibelungenlied, hat der Versart den Namen Hildebrandston gegeben, stammt wahrscheinlich aus dem dreizehnten Jahrh., und ist in einem Bruchstücke von 6 Strophen aus Beesenmeyers, und die 24ste Strophe aus der Wiener Handschrift herausgegeben in von der Hagen's Heldenbuch in der Ursprache, vollständig gedruckt, doch in der Sprache, wie sie gegen Ausgang des 15ten und Anfang des 16ten Jahrh. war (20 Strophen) hinter dem Riesen Sigenot, Heidelberg, durch Heinr. Knoblochzer 1490 und Nürnberg, bei Mich. und Joh. Friedr. Endter 1661, und auf einem Halbbogen ohne Jahr und Ort in Eschenburg's Besitz, daraus mit Erläuterungen im teutschen Museum, 1776. I, 891—99; wiederholt, in jetziger Schreibweise und mit Beifügung der (von Herder) im teutschen Museum 1781. I, 267—69. aus dem Endter'schen Drucke mitgetheilten Lesarten, in Eschenburg's Denkmälern 437—46; darnach und noch mehr erneuert im Wun-

derhorn Bd I. S. 128 — 34. Zweitens überarbeitet, erweitert und in der achtreimigen Strophe (29 an der Zahl) wahrscheinlich von Kaspar von der Roen, handschriftlich zu Dresden, daraus abgedruckt in von der Hagen's Heldenbuch in der Ursprache, endlich in altdänischer Übersetzung in Vedels Kiämpe-Visern Th. I. Nr 10. — Hildebrand, seit 30 Jahren von Bern entfernt, und heimkehrend, trifft seinen Sohn Ollebrand, den er als Kind verlassen, auf dem Markt. Dieser kennt seinen Vater nicht und bekämpft ihn durch Worte und Stahl, wird aber überwunden, nennt sich nun, wodurch denn die Erkennungsscene herbei geführt wird. Der Vater läßt sich vom Sohn gebunden zur Frau Ute führen, und läßt einen Ring in den Trinkbecher fallen, an welchem ihn seine Frau erkennt.

VIII. Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Hunnen, von dem Vogelern, wohl noch aus dem 13ten Jahrh., in kurzen Reimparen (10,124 Zeilen), abgedruckt aus der Heidelberger und Wiener Handschrift in von der Hagen's und Primisser's Heldenbuche in der Ursprache. Das Lied rückt die Abstammung Dietrichs von Bern weit höher hinauf als die Wilkinasage, erzählt ausführlich von dessen erstem Ahnen Ditwart, besonders von seinem Abenteuer bei der Bewerbung um des Königs Ladmer Tochter. Er lebt 400 Jahr, und hat 40 Söhne, von welchen nur Sigher übrig bleibt. Dieser lebt eben so lange, und hat mit Amelgart, Tochter des Ballus von der Normandie, 29 Kinder, von denen Otnit und Siglind, die Gemahlinn Siegmunds von Niederland, den Stamm erhalten. Es folgt die Geschichte Otnits und der Liebgart, der Tochter Gordians, und sein Tod durch den Wurm. Wolfdietrich rächt ihn, lebt 503 Jahr, und hat mit Liebgart 56 Kinder, die alle starben, bis auf Hugdietrich. Dieser gewinnt durch Gewalt die Königstochter von Frankreich Siegeminne; er lebt 450 Jahr. Sein einziger Sohn Amelung erzeugt mit einer Gemahlinn aus Kerlingen (Frankreich) Diether, Ermrich und Ditmar. Diether lebt 50 Jahr, und seine 3 Söhne werden von Ermrich erhängt. Dithmar lebt 340 Jahr, und erzeugt mit des Königs Desan Tochter Diether und den großen Dietrich von Bern. Dieser verläßt, von seinem treulosen Oheim Ermrich vertrieben, nach hartem Streite Bern und Amelungen-Land, und geht mit Hildebrand und seinen besten Recken zu König Etzel ins Elend.

IX. Etzels Hofhaltung, wahrscheinlich von Kasper von der Roen, in der achtreimigen Stanze, (215 an der Zahl), aus der Dresdener Handschrift abgedruckt in von der Hagen's und Primisser's Heldenbuch in der Ursprache, und bearbeitet in von der Hagens Heldenbuche (in der Erneuerung). König Etzel ließ die Thore seiner Burg nicht schließen, weil er keinen Feind hatte. Da kam die Frau Selde (Heil), verfolgt von dem wilden Wunderer (bösem Wunderthäter, Zauberer, Teufel), und bat um Hilfe. Nur der junge Dietrich übernahm (gegen seines Meisters Hildebrand Verbot) den Streit für sie (es war sein erster), überwand nach viertägigem Kampfe durch Feuerspeien den Riesen und erschlug ihn. Von der Frau Selde gesegnet und unsterblich gemacht, empfing er hierdurch die Weihe seines Heldenlebens voll unaufhörlicher Kämpfe mit Riesen, Recken, Zwergen, Wilden und Würmen. Zwar finden sich (Strophe 211. 12) Andeutungen einer früheren schriftlichen Urkunde; doch möchte die Dichtung selbst wohl nicht zu den frühesten gehören, wegen der darin enthaltenen Allegorie von der Frau Selde (Heil, Glück), und der Ähnlichkeit in der Anlage mit mehreren Dichtungen der Tafelrunde, welche häufig mit der Ankunft bedrängter Fräulein an Artus Hof einleiten. Auch ist hier zu Anfang ausdrückliche Erinnerung an Artus und Vergleichung mit Etzel, welcher hier eine ähnliche Hofhaltung führt, wiewohl auch sonst beide schon frühe neben einander gestellt worden sind. Etzel (Attila) erscheint in der Dichtung mehr als ein reicher und mächtiger König, denn als Held, eben so wie Artus, und noch mehr Karl der Große, die Beide von ihren Vasallen sich so viel müssen bieten lassen: Charaktere, welche aber erfordert wurden, um solchen excentrischen Heldenkreisen zum Mittelpunkte zu dienen und sie zusammen zu halten, auch in jener Zeit der Lehnsverfassung ihr lebendiges Urbild hatten, und die dabei doch immer würdig zu erscheinen wußten. Was Etzeln an Tapferkeit abgeht, wird ihm an Milde, worunter vorzüglich Freigebigkeit zu verstehen, zugelegt. In der Nibelungen Noth lodert auch einmal Etzels Muth auf. Etzels Hofhaltung, wenn auch jünger, ist doch, aller Wahrscheinlichkeit nach, eigenthümlich teutsch. Es bewegt sich in dem großen mythischen Kreise von Hildebrand, Dietrich und Rüdiger. Doch sind mehrere eigne Züge darin [9]).

X. Alphart's Tod, in der Nibelungen-Strophe (467 an der Zahl), wohl noch aus dem 13ten Jahrh. Man findet dieß Lied in einer von Bernh. Hundeshagen zu Hanau entdeckten Handschrift, wahrscheinlich des 15ten Jahrh., wornach es doch in neuerer Sprache herausgegeben worden durch von der Hagen im Heldenbuche Berlin 1812. — Ermenrich läßt durch Heimer Dietrichen von Bern Fehde ansagen. Der junge Alphart will durchaus auf die Warte, und läßt sich durch keine Ermahnungen und Bitten davon abbringen. Auf der Warte erschlägt er viele Recken Ermenrichs, die auf ihn anrennen. Zuletzt aber von Witigen und Heimer gegen alles Recht zugleich angegriffen wird er ermordet. Bei Alpharts Tod ist eine Lücke und wo die Handschrift wieder anhebt, ist Hildebrand mit Nitger schon auf der Fahrt nach Hilfe, um seines Neffen Tod zu rächen. Dietrich bittet Eckhart und seine Hel-

9) Die weitere Entwickelung s. in v. d. Hagen: „Über das Heldenlied von Etzels Hofhaltung," in der Sammlung für altteutsche Literatur und Kunst, herausgeg. von F. H. v. d. Hagen, B. J. Docen, Dr. J. Gh. Büsching und B. Hundeshagen. Breslau 1812. in Bds 1s St. S. 137 — 151.

den um Beistand, eine fürchterliche Schlacht wird geliefert. Aus ihr entfliehen Wittig, Heimer, Ermenrich und der ungetreue Sibich nach Ravenna. Hierauf erfolgt eine allgemeine Niederlage der Feinde.

XI. **Schlacht vor Raben, Ravennaschlacht**, in einer sechszeiligen Stanze, in welcher sich die vier ersten Zeilen verschlungen, die zwei letzten gepart reimen (1140 Strophen), wahrscheinlich noch aus dem 13ten Jahrh., verfaßt vielleicht vom Dichter der Ahnen Dietrichs und seiner Flucht zu den Hünen, dem Vogeler. Herausgegeben ist dieses Gedicht aus der Heidelberger Handschrift durch **von der Hagen** im Heldenbuche in der Ursprache. Dietrich zog mit Etzels Mannen und Siegfried von Niederland, Günther von Worms und dessen Helden, gegen Ermenrich, der ihn vertrieben, nach Ravenna. Etzels und Helke's Söhne, wolltin gern Italien sehen, und die Ältern sie wegen der Nachstellungen Ermenrichs nicht mitlassen, bis Dietrich sein Wort gab, sie unversehrt zurück zu bringen. In Bern ließ er sie und seinen Bruder Diether zurück unter Ylsan's Obhut. Von Sehnsucht verzehrt, am Kampfe Theil zu nehmen, baten sie ihren Meister, sie vor die Stadt reiten zu lassen, um sich umsehen zu dürfen. Sie schlugen aber einen unrechten Weg ein, und verfehlten so Dietrichs Heer, begegneten Wittigen, und wurden alle drei, weil sie nicht heimkihren wollten, nach einem tagelangen Kampfe erschlagen. Unterdessen hatte die große Schlacht begonnen, die eilf Tage dauerte und mit Ermenrichs Flucht und Sibich's Gefangenschaft endigte. Durch Ylsan erfuhren Dietrich und die Seinen der drei Jünglinge Tod. Zornig ritt der Berner Wittigen nach, der sich nicht zum Kampfe stellte, in das Meer sprengte und von einer Meerfrau aufgenommen ward. Um die ermordeten Jünglinge war große Wehklage bei den Amelungen und Hünen, und Dietrich in Verzweiflung, daß er ehrlos geworden. Helke verfluchte Dietrichen, bis sie durch seinen tiefen Schmerz über den Verlust ihrer Söhne und seines Bruders gerührt, ihn wieder zu Gnaden annahm. Meisterhaft sind die Auftritte geschildert, welche die Furcht der Helden, Etzeln und Helken den Verlust ihrer Söhne bekannt zu machen, und das Kundwerden desselben veranlaßt; auch andre Stellen haben poetischen Werth, und das Gedicht ist eben so lehrreich, wie die andern im Heldenbuche, für die teutsche Alterthumskunde.

XII. **Dietrichs und seiner Gesellen Kämpfe mit Würmen und Riesen**, verfaßt in **Berner Ton**[10]) im 13ten Jahrh., von **Witkint**, der als Gönner seines Werkes, in welchem auch die Nieder-teutsche Mund- und Schreibart sichtbar ist, die Herren von Hammerstein und Landskron (im Clive'schen) nennt. Handschriftlich findet man es zu Heidelberg. Es enthält die ersten Abintiuer Dietrichs von Bern mit Heiden, Riesen und Drachen, die er zur Rettung von Jungfrauen erschlägt. Doch der Riese **Wikgram** nimmt ihn gefangen. Hildebrand reitet heim, und holt die Helden von Bern. Nach vielen Kämpfen finden sie Dietrichen, der Wikram unterdessen erlegt, und fahren zur Königinn **Birginal**, von welcher sie nach Kämpfen, Spielen und Turnieren heimkehren. Eine Abkürzung und Überarbeitung dieses Gedichtes, wahrscheinlich von Kaspar von der Roen, auch in der zwölfzeiligen Berner Weise (130 Strophen) ist aus der Dresdener Handschrift in **von der Hagen's** teutschen Gidichten des Mittelalters 2. B. abgedruckt. Die Abenteuer werden hier wieder als die ersten dis Dietrich vorgestellt, und das Ende ist seine Vermählung mit einer befreiten Königinn. Eine solche frühere Vermählung Dietrichs, vor der mit **Herrat**, erzählt auch die Vorrede zum Heldenbuch, aber ganz anders sind Personen und Umstände.

XIII. **Der Riese Sigenot**, in dem Berner Ton (205 Strophen), gedruckt zu Heidelberg durch **Heinrich Knoblochzer** 1490. Fol., zu Straßburg 1500. Fol. nnd 1577. in 8., zu Nürnberg, bi **Mich.** und **Joh. Friedr. Endter** 1661. in 8., und aus der Straßburger, Heidelberger und Dresdener Handschrift herausgegeben durch **von der Hagen** im Heldenbuche in der Ursprache und in neuerer Sprache im erneuerten Heldenbuche. Das Gedicht erzählt, wie Dietrich ausreitet, mit dem Riesen Sigenot zu kämpfen, aber besiegt, in die Drachenhöhle eingesperrt, doch durch einen Zauberstein geschützt und also von den Würmen nicht angegriffen ward. Hildebrand hatte gelobt, ihn zu rächen, erschlug durch List den Riesen, und erlöste seinen Herrn.

XIV. **Ecken Ausfahrt**, in dem Berner Ton, nach Helferich von Lothringen, vielleicht von dem **Waller**, der Ecken auch besungen, aus dem 13ten Jahrh. nur in einer Strophe erhalten in **Docen's** Miscellanen 2. B. S. 194, das Ganze ist überarbeitet gedruckt zu Augsburg von Hans Schaur 1491 in 12., zu Nürnberg durch Wolfgang Huber 1512 in kl. 12., und zu Straßburg durch Christian Müller 1577 in 8., und sehr abweichend, auch zum Theil in der Fabel, von dem gedruckten Text, und wahrscheinlich von Kaspar von der Roen überarbeitet handschriftlich zu Dresden. Nach dieser Handschrift und nach den Drucken (zusammen 335 Strophen) hat das Stück **von der Hagen** herausgegeben im Heldenbuche in der Ursprache, und bearbeitet im erneuerten Heldenbuche. Drei Jungfrauen und drei Riesen, **Ecke**, **Fasolt** und **Ebenrot** saßen zu Köln. Die Jungfrauen wünschten Dietrich von Bern bei sich zu sehen, und Ecke, eifersüchtig auf dessen Ruhm, versprach ihn lebendig oder todt her zu bringen. Er suchte, fand und bekämpfte ihn, ward aber erschlagen. Hierauf bezwang Dietrich den König Fasolt, und kämpfte darnach mit zwei Riesen und dem unge-

10) Er besteht aus einer Stanze von dreizehn Zeilen: 1) einem Reimpare von vier Füßen; 2) einer Zeile von drei Füßen; 3) einem Reimpare von vier Füßen; 4) einer Zeile mit drei Füßen, die sich mit der dritten Zeile reimt; 5) einer vierfüßigen Zeile; 6) einer dreifüßigen; 7) einer vierfüßigen, die sich mit der achten; 8) einer dreifüßigen, die sich mit der neunten Zeile reimt; 9) aus einer vierfüßigen, die sich mit der dreizehnten ebenfalls vierfüßigen reimt, und 10) aus einer dreifüßigen zwischen der eilften und zwölften Zeile, die sich auf keine andere reimt.

heuern Weib Ruß, und erschlug sie alle drei. So rettete Dietrich, die drei Jungfrauen von der Vermählung mit den Riesen, und sie sahen ihn zu Köln.

XV. König Laurin oder der kleine Rosengarten, von Heinrich von Ofterdingen, in den gewöhnlichen kurzen Reimparen, findet sich in dem Straßburger Codex Bl. 247 — 283, ist in der Sprache des 15ten Jahrh. gedruckt in den alten Ausgaben des Heldenbuchs (älteste Ausgabe Bl. 255 — 280. Frankfurter Ausg. von 1560 Bl. 109 — 184), und besonders zu Straßburg durch Mathis Hipfuff 1500, und ebenfalls zu Straßburg 1509. in 4. 6 Bog., umgearbeitet, abgekürzt und mit einem zweiten Buche fortgesetzt, in derselben Versart, von einem Unbekannten, handschriftlich zu Kopenhagen, wahrscheinlich aus dem 14ten Jahrhundert, und herausgegeben von Nyerup in den Symbolae ad lit. Teuton. antiq. Havn. 1787. Col. 1 — 82. Unabhängig von der vorigen Bearbeitung, abgekürzt und umgearbeitet in der achtreimigen Stanze (326 an der Zahl) von Kaspar von der Roen 1472, liegt es handschriftlich zu Dresden, abgedruckt in von der Hagen's Heldenbuch in der Ursprache. Der Zwerg Laurin hatte in Tyrol einen schönen Rosengarten, mit einem seidenen Faden statt einer Mauer umgeben. Wer ihn beschädigte, dem schlug er den rechten Fuß und die linke Hand ab. Schon Vielen hatte er so gethan, als Dietrich von Bern und Wittig auf dieses Abenteuer auszogen, und die Rosen zerschlugen. Laurin reizte sie durch Drohworte. Sein Schwager Dietlieb von Steiermark, dessen Schwester Similde Laurin entführt hatte, verbarg der Zwerg in den Wald, und kämpfte mit Dietrich, Wittich und Wolfhart. Durch Hildebrand kam der Friede zu Stande, an welchem auch der Zwerg Theil nehmen sollte. Unter dem Vorwande, ihnen wunderbare Sachen zeigen zu wollen, führte Laurin sie nun in seinen hohlen Berg, bezauberte sie aber dort und schloß den Berg zu. Durch einen Zaubertrank senkte er sie in Schlaf, ließ sie hierauf alle vier zusammen binden und in einen tiefen Kerker werfen. Als Dietrich erwachte, ging vor Zorn Feuer aus seinem Munde, und verbrannte seine Bande. So wurden die Helden frei, brachen aus dem Kerker, und führten mit Laurin, den ein Zauberring schützte, seinen Zwergen, und den von ihnen zu Hilfe gerufenen Riesen einen langwierigen fürchterlichen Kampf, bis sie endlich die Riesen und alle Zwerge, die nicht flohen, erschlagen, und Laurin gefangen genommen hatten. Dietlieb, der auch am Kampfe gegen die Zwerge Theil genommen, brachte seine Schwester wieder heim. Den Laurin nahm man mit nach Bern, wo er nach der Bearbeitung des Kaspar von der Roen sein Brot als Gaukler verdienen mußte, nach der Bearbeitung der Kopenhagener Handschrift aber empfing er die Taufe. In der Fortsetzung des Gedichtes sendet der Zwerg Sindron, Laurin's Schicksal beklagend, in viele hohle Berge, um Zwerge gegen Dietrich zu sammeln. Laurin's Oheim, der Zwerg Walberan, der König von Armonia (Armenien) zieht mit seinen Zwergen vor Bern, um Laurin zu befreien. Allein dieser befindet sich bei Dietrich so gut, daß er seinen Oheim um Nichts mehr bittet, als mit dem Berner Frieden zu halten. Doch kann Walberan der Begierde nicht widerstehen, sich und seine Zwerge mit Dietrich und dessen Helden im Kampfe zu messen. Am Sonntag Morgen versuchen sich beide Theile, und Hildebrand uud Laurin bringen endlich Dietrich und Walberan aus einander, es erfolgt hierauf eine freundliche Bewirthung derselben zu Bern. Bemerkenswerth ist die Beschreibung der Waffen Walberan's, vorzüglich des Helms, auf welchem die Himmelskörper abgebildet waren. Das Gedicht ist mehr ein romantisches Mährchen, als ein Heldenlied *).

XVI. Chautrun (Gudrun), in dem Hildebrandston oder der Nibelungen-Strophe (6824 Zeilen), scheint in der Blühtezeit der teutschen Dichtkunst des Mittelalters verfaßt zu seyn, und ist aus der einzigen Wiener Handschrift, welche der Sprache und Rechtschreibung nach leider das Gepräge des 15ten Jahrhunderts an sich trägt, herausgegeben von Primisser und von der Hagen im Heldenbuche in der Ursprache. — Bei einem Turniere wurde der junge Hagen, des Königs Sigeband von Eyerland und einer Fürstentochter aus Norwegen Sohn, durch einen Greifen geraubt, und durch die Luft in das Nest zu den Jungen getragen. Einem derselben entfiel er glücklich und kam hierauf zu drei königlichen Jungfrauen, welche auch von Greifen entführt, in einer Höhle wohnten und sich von Wurzeln nährten. Hagen bekam übermäßige Stärke. Ein in der Nähe kommendes Schiff nahm die Entführten auf ihre Bitten an Bord. Hagen kehrte in sein Vaterland zurück und vermählte sich mit Hilde; seine Tochter, die wie ihre Mutter hieß, wollte er keinem Manne geben, der schwächer, als er selber war. König Hetel von Hegelingenland ließ um Hildens Hand werben durch Wate, Horant und Frute, die sich als Kaufleute ausgaben. Horant, ein Sänger, dessen Stimme Alles zauberisch fesselte, wie des Orpheus's Leier, verschaffte sich heimlichen Zutritt zu der schönen Hilde und entdeckte ihr Hetels Liebe. Während des Königs Aufmerksamkeit auf die am Ufer ausgebreiteten Kleinode gerichtet war, ward Hilde auf das Schiff gebracht. Der ergrimmte Vater verfolgte die Räuber, versöhnte sich aber mit Heteln nach einem harten Kampfe. Hetel's und Hilde's Kinder waren ein Sohn Ortwin und Chautrun (Gudrun). Herwig von Seeland, dem die schöne Chautrun versagt ward, überfiel Hetel's Burg, erregte durch seine Tapferkeit dessen Bewunderung und Chautrun's Bitte endete den Kampf. Herwig erhielt also ihre Hand, doch unter der Bedingung, daß er sich erst der Krone würdig mache. Seyfrid von Morland, ein verschmähter Freier, bekriegte Herwigen, und während Hetel diesem zu Hilfe gezogen war, raubten Hartmuth von der Normandie, auch ein abgewiesener Freier,

*) Eine neue Ausgabe dieses Gedichtes mit einer Einleitung und einem Wort erklärenden Glossar besorgt jetzt E. M. L. Ettmüller zu Jena unter dem Titel Kunech Laurin. (R.)

und sein Vater Ludwig Chautrun. Der nachsetzende Hetel ward in der Schlacht erschlagen. Doch Nichts konnte Chautrun bewegen, ihre Treue gegen Hartwig zu verletzen, und Hartmuth zu heirathen. Da verdammte seine Mutter Gerlinde sie zum niedrigsten Dienste, die Kleider der Ritter am Meere zu waschen. Nach dreizehn Jahren segelten die Hegelingen unter Horant's Anführung nach der Normandie zur geschworenen Rache, und Chautrun erfuhr durch eine Erscheinung die nahe Rettung. Herwig, der als Kundschafter unerkannt war, sprach mit ihr am Meere, und erkannte seine Verlobte an dem Brautringe. Während Ortwin und Herwig zu ihrem verborgenen Heere zurück gekehrt waren, warf Chautrun voll edlen Stolzes die Kleider alle ins Meer. Dafür sollte sie auf Gerlindens Befehl mit Ruthen gezüchtigt werden. Um dieser Strafe zu entgehen, versprach sie, da sie auf die nahe Rettung vertraute, Hartmuthen ihre Hand zu geben. Den andern Tag in einer großen Schlacht ward Ludwig durch Herwig erschlagen. Ein Mörder, den Gerlinde gedungen, hatte schon das Schwert über Chautrun gezückt, als Hartmuth, der mit Wate kämpfte, die Stimme der Geliebten vernahm und sie durch drohenden Zuruf rettete. Dafür erhielt Herwig, auf Chautrun's Bitte, dem Nebenbuhler im Kampfe mit Wate das Leben. Wate ließ nach Eroberung der Burg über Gerlinde das Strafgericht ergehen. Als Vogt des eroberten Landes wurde Horant zurück gelassen, und die Hegelingen kehrten heim. Hartmuth erlangte auf Chautruns und seiner Schwester Ortrun Bitten die Freiheit, gegen sein Wort, nicht zu entfliehen. Eine vierfache Heirath, Ortwin's mit Ortrun, Herwig's mit Chautrun, Hartmuth's mit Hildeburg, einer Freundinn Chautrun's, und Seyfrids mit Herwig's Schwester wurde auf das Glänzendste gefeiert. Nach dem Nibelungen-Liede, mit welchem es mehrere entsprechende Stellen hatte, dürfte Chautrun dem Inhalte und der Darstellung nach das vorzüglichste Gedicht des Heldenbuches seyn. Sein Schauplatz ist in Norwegen, Dänemark und der Normandie, während die andern erwähnten Heldenlieder am Rhein, in der Lombardei, in dem Hünenlande und Preußen, und nur einige der folgenden in Italien, Konstantinopel und dem Morgenlande spielen; man sieht daraus, daß es einem eigenen Sagenkreise, nämlich dem Sagenkreise der Normanenzüge, angehören mag, wiewohl Personen-Namen aus jenem Kreise herüber klingen. Doch läßt sich daraus, daß nordische Namen[11]) vorkommen, und der Schauplatz der Norden ist, noch nicht mit Gewißheit auf nordischen Ursprung dieses Gedichtes schließen. Die Sage konnte sich auch in Altsachsen oder Friesland ausbilden, wo man wegen des Verkehrs mit den Dänen und andern Nordgermanen, eine ziemliche Kenntniß des nordischen Lebens hatte.

XVII. König Rother, in Versen von unbestimmter Länge und unvollkommenen geparten Reimen (5176 Zeilen), wie die Spuren der alten Sprachformen und die unausgebildeten Reimweise zeigen, noch aus dem 12ten Jahrh. Es ist das Gedicht aus der damals vaticanischen Handschrift abgedruckt nebst Einleitung in von der Hagen's teutschen Gedichten des Mittelalters 1sten Bd. Die alten longobardischen Sagen sind mit späteren vom Morgenlande so vermischt, daß sie ihre Eigenthümlichkeit fast ganz verloren haben. — König Rother, welcher seinen Herrschersitz zu Bari hat, läßt durch Gesandte um die Tochter des Königs Konstantin zu Konstantinopel werben. Da dieser die Boten einkerkert, führt Rother unter fremdem Namen nach Konstantinopel und entführt nach mancherlei Abenteuern seine Braut, nachdem er vorher noch ihres Vaters Feind, den König Ymelot von Babylonien geschlagen und gefangen genommen hat. Konstantin läßt, um sich zu rächen, Rother'n seine Frau durch einen Spielmann, der sie auf ein Schiff lockt, wieder entführen. Rother zieht mit seinem ganzen Heere nach Konstantinopel und zwingt den Kaiser nach einer großen Schlacht, ihm seine Frau heraus zu geben. Ihr Sohn ist Pippin, Vater Karls des Großen. Rother zieht sich im Alter in ein Kloster zurück. Bei Betrachtung des Charakters Konstantin's und dessen, was an seinem Hofe vorgeht, als Rother ankommt, kann man kaum zweifeln, daß der Dichter das, was er entweder selbst am Hofe des Kaisers Alexius gesehen, als die Kreuzbrüder zu Konstantinopel dem Kaiser und den übrigen Griechen Schrekken und Angst einjagten, oder von andern Kreuzbrüdern gehört, zur Belustigung seiner Leser und Hörer fantastisch ausgebildet habe. (Vorzüglichen Schrecken bewirkt bei den Griechen die Riesenschar, welche der Riese Asprian Rother'n zugeführt hat). Der Kaiser Konstantin in unserm Gedichte ist so übermüthig und ruhmredig, wenn die Gefahr noch fern ist, wie Alexius I. von seiner Tochter Anna Komnena geschildert wird, und so kleinmüthig und furchtsam, wenn die Gefahr nahet, wie die Kreuzfahrer den Kaiser der Griechen fanden[12]).

XVIII. Otnit, in der Nibelungen-Strophe (2272 V.) aus dem 13ten Jahrh. von einem unbekannten Verfasser, gewöhnlich aber Wolfram von Eschenbach zugeschrieben, ist aus der Heidelberger Handschrift nebst Einleitung und symbolischer Deutung[13]) herausgegeben von F. J. Mone, Berlin 1821. Auch findet sich eine Umformung desselben, worin die achtreimige in die vierreimige Strophe verwandelt worden, aber der dichterische Zauber der Urschrift verloren gegangen ist,

11) Auf den Hauptnamen Gudrun ist darum kein Gewicht zu legen, weil er auch in Altsachsen vorkam. Vita *Meinwerci* c. 81 et 114. ap. *Leibnit.* Scriptt. Brunsv. T. I. p. 537. p. 561.

12) Die weitere Entwickelung der Ähnlichkeit des Charakters Konstantin's in unserm Gedichte und des Kaisers Alexius im Verhältnisse zu den Kreuzfahrern s. bei Fr. Wilken, Gesch. der Kreuzzüge, 2r Th. im Anhange: Kaiser Alexius als Kaiser Konstantinus in dem altteutschen Gedicht: König Rother ꝛc. S. 17 bis 24. 13) S. auch Lachmann in der jena'schen Allgem. Literatur-Zeit. 1822, und Mone dagegen in der Gesch. des Heidenthums im nördlichen Europa. 2r Th. S. 293 — 312. In letzterem findet sich auch der Inhalt der meisten Gedichte des Heldenbuches angegeben S. 283 — 287.

in allen alten Ausgaben des Heldenbuchs. Endlich ist noch eine Abkürzung aus einer schon verkürzten Bearbeitung wahrscheinlich von Kaspar von der Roen um 1472 in der achtreimigen Strophe (297 an der Zahl), durch von der Hagen herausgegeben im Heldenbuche in der Ursprache, aus der Dresdener Handschrift. Dem reichen gewaltigen König Otnit zu Garda riethen die Seinen ein Weib zu nehmen; er fand aber keine Ebenbürtige im Lande. Da erzählte ihm sein Oheim Elias, der König der Russen, von der ungemein schönen Tochter des wilden Heidenkönigs Nachaol zu Munterbur, der aber jedem ankommenden Boten und Freier das Haupt abschlagen lasse. Otnit beschloß, sich die Heldinn zu erwerben gegen den Rath seines Oheims und seiner Dienstmannen; und da ihm gar noch träumte, wie er in einer Wildniß Abenteuer bestände, so wollte er hinaus, sie zu suchen. Weinend gab ihm seine Mutter einen Zauberring, woran ihn der Zwergkönig Elberich erkannte. Dieser entdeckte ihm nun, daß er sein Vater sei (er hatte Otnit's Mutter überwältigt), versprach ihm in allen Nöthen Beistand, und gab ihm einen wunderfesten goldenen Harnisch und das Zauberschwert Rose. Mit 80,000 Mann fuhr Otnit über das Meer, nahm durch Elberichs List die Hauptstadt Suders ein, zog vor Munterbur, und erhielt (sein Heer war in den heftigen Kämpfen bis auf 5000 geschmolzen) durch Elberich aus der Burg die Heidentochter zugeführt. Der ihn verfolgende Nachaol mußte zurück weichen und fliehen; die Jungfrau dagegen ward getauft, und Sydrat genannt und herrschte mit Otniten lange Jahre glücklich zu Garda. Die ferneren Schicksale sind in dem Gedichte Wolfdietrich erzählt. Nur die abgekürzte Bearbeitung in der Dresdener Handschrift führt die Erzählung bis auf Otnits Tod.

XIX. Wolfdietrich, von Wolfram von Eschenbach in der Nibelungen-Strophe, handschriftlich zu Heidelberg und Straßburg. Eine Umformung der vierreimigen in die achtreimige Strophe (zusammen mit Otnit 2885 an der Zahl) steht in allen alten Ausgaben des Heldenbuchs und eine Abkürzung aus einer schon verkürzten Bearbeitung auch in der achtreimigen Strophe (334 an der Zahl) mit sehr abweichender Fabel und ohne daß Otnit's Tod darein verflochten ist, aus der Dresdener Handschrift in v. d. Hagen's Heldenbuche in der Ursprache. — Wolfdieterich, Sohn des Hugdieterich von Konstantinopel, in heimlicher Ehe erzeugt, darum angefeindet von seinen Brüdern und von seinem Erbtheile vertrieben, irrte, durch Zauberei seinem getreuen Meister Berchtung und dessen eilf Söhnen, seinen Dienstmannen, entrissen, in der weiten Welt umher, vielerlei Abenteuer bestehend, vorzüglich gegen den Heiden Bellian und dessen Tochter, die ihn durch alle Buhlerkünste nicht zu verführen vermochte. Berchtung schickte seine Söhne nach Konstantinopel in die Dienste der Brüder Wolfdieterichs, wo sie sehr hart gehalten wurden; er selber wollte seinen verlorenen Herrn suchen. Er fand ihn nicht, und ging endlich auch zu seinen Söhnen in die harte Gefangenschaft. Wolfdieterich überwand den Otnit, ward sein Geselle, und machte einen Kreuzzug. Nachaol, Sydrat's Vater, um die Entführung seiner Tochter zu rächen, schickte den wilden Jäger Welle mit zwei jungen Drachen unter dem Scheine der Freundschaft zu Otnit. Welle erzog auf Otnit's Befehl die Würme in einer Gebirgshöhle oberhalb Trient, und als sie erwachsen, schreckten sie weit und breit umher das Land, und wurden auch des edlen Otnit Tod. Wolfdieterich errang durch Erlegung der Alles verderbenden Drachen Otnit's Witwe Sydrat zur Frau. Nun zog er mit Heeresmacht nach Konstantinopel, schlug seine Brüder, erlöste seine Dienstmannen, aber der getreue Berchtung war todt. Darauf ward Wolfdieterich Kaiser zu Rom, übergab seinem Sohne Hugdieterich II. die Regirung, zog sich in ein Kloster zurück, und endete mit einem Geisterkampfe sein Leben. — Otnit und Wolfdieterich streifen durch das überwiegend Phantastische sehr in das Gebiet des Mährchens hinüber. Obgleich sie in den alten Ausgaben des Heldenbuches an der Spitze stehen, sind sie doch nicht als charakteristisch für den eigentlichen Geist desselben anzusehen. An tragischer Kraft und teutscher Einfachheit stehen sie andern großen Gedichten des Heldenbuches weit nach. Sind sie auch teutsche Erfindung und von Teutschen ausgebildet, so können sie doch den Einfluß nicht verläugnen, welchen die romantischen Dichtungen des Auslandes auf sie geübt haben, und das Zeitalter ihrer ursprünglichen Entstehung, das Zeitalter der Kreuzzüge ist nicht zu verkennen.

XX. Wittich vom Jordan (oder von Garten, wenn man das Gedicht dem Sagenkreise des Heldenbuches zuschreibt), durch Meister Rüdiger von Hinbihofen, wie Püterich von Reicherzhausen S. 18*) den Verfasser angibt, in kurzen Reimparen, handschriftlich zu Gotha und Heidelberg; den Inhalt s. in Büsching's wöchentlichen Nachrichten, Bd IV. S. 197 u. f. Weil in diesem Gedichte ein Beliant und im Wolfdieterich ein Belligan, und im Rosengarten, der Ravennaschlacht u. s. w. ein Wittich vorkommen, theilen die Einem es dem Heldenbuche zu, während Andere aus mehr Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß es eine Übertragung aus dem Provençalischen sei. Wenigstens sind die übrigen unteutschen Namen höchst verdächtig. Auf jeden Fall ist es ein Erzeugniß aus dem Zeitraume der Kreuzzüge.

Mone ordnet die Gedichte des Heldenbuchs I. nach den Völkern, denen sie angehören; von den 20 bis jetzt aufgefundenen Heldenliedern betrifft eins die Sachsen, 3 die Franken, 16 die Gothen und zwar 13 die östlichen, und 3 die westlichen [14]). II. Betrachtet Mone die Stücke des Heldenbuchs nach ihrem Grundgedanken und ihrem innern Zusammenhange. Darnach

*) Vgl. v. d. Hagen's Museum S. 199, 257 und Grundriß S. 202 — 205. 14) Das Nähere s. in Mone's Einleitung vor seiner Ausgabe des Otnitz doch muß Chaudrun den Sachsen, Bitterolf den Westgothen zugetheilt seyn. Mone's Geschichte des Heidenthums, 2r Th. S. 283.

erhält man a) Lieder, worin der Grundgedanke Kampf, Fahrt oder Wanderung mit irgend einer Beziehung auf ein weibliches Wesen ist: Hildebrandslied, Ecken Ausfahrt, Sigenot, Etzels Hofhaltung, Bitterolf, Wolfdieterich, Dietrichs Drachenkampf (Dietrich und seine Gesellen), Dietrich's Flucht zu den Hunen; ferner b) Lieder, worin die kampf- und gefahrvolle Errettung und Vermählung des weiblichen Wesens die Hauptsache ist, Chaudrun, Hörnen Sigfrid, König Rother, Otnit, Walther von Aquitanien, Wittich von Garten (Jordan); endlich c) Lieder, worin allgemeiner, blutiger Untergang auf Veranlassung eines ermordeten Geliebten der Grundgedanke ist: Alphart's Tod, Ravennaschlacht, kleiner Rosengarten[15]), großer Rosengarten, Nibelungenlied, und die Klage. Nimmt man III. die Zeit als Eintheilungsprincip, so lassen sich drei Zeiträume der Heldensage unterscheiden: a) die Zeit der Völkerwanderung, b) der Zeitraum der Normanenzüge, wozu Chaudrun gehört, c) die Periode der Kreuzzüge, wohin Otnit, Wolfdieterich, Rother und Wittich zu rechnen sind. Doch auch manche von den andern, dem Zeitraume der Völkerwanderung zugeschriebenen Liedern, tragen das Gepräge späterer Erfindung, und sind nur in jenen Zeitraum verlegt, so wie umgekehrt der Stoff der Nibelungen schon vor der Völkerwanderung ausgebildet gewesen und erst später in diesen Zeitraum verlegt worden zu seyn scheint. Die Lieder des ersten Zeitraumes haben den dreifachen Grundgedanken: Kampf, Vermählung und Tod, die beiden letztern nur den Kampf und die Vermählung. Es ist also eine Abnahme des epischen Geistes sichtbar, die sich zuletzt in den Liebesroman verliert. Allgemeiner gefaßt ist der Grundgedanke des Heldenbuchs Wanderung; wäre aber, wie Einige glauben, die Heldensage nur eine umgewandelte Göttersage, so würde der Grundgedanke Weltbrand, und die Helden nur in Menschen umgewandelte Götter seyn[16]). Über geschichtliche und sonstige Deutungen des Heldenbuches s. übrigens den Artikel Heldensage.

(*Ferdinand Wachter.*)

HELDENSAGE nennen wir denjenigen Theil der Überlieferungen der Vorzeit, welcher sich auf die Großthaten ausgezeichneter, vorzüglich durch Kraft und Muth hervorragender Helden (Heroen) bezieht. Die Geschichte fast aller bekannten Nationen hat in ihrer mystischen Periode einen Zeitraum, in welchem die ungebändigte Kraft ihre Triumphe feierte (s. den Art. Heldenalter), und die Alles ausschmückende Sage, welche bei solchen Gegenständen am liebsten und längsten verweilt, hat diese thatenreiche Vorzeit mit Hilfe der schöpferischen Phantasie meist zu einem Glanzgemälde umgeschaffen, wogegen freilich die nackte Wirklichkeit der wahren und eigentlichen Geschichte grell absticht und im Schatten steht. Verzeihlich und natürlich ist es, wenn die Nation, deren Vorfahren in der Sage mit dem Strahlenkranze des Heldenthumes geschmückt erscheinen, an der Wahrheit der Überlieferung nicht zweifelt; denn es gehört schon ein hoher Grad von Freimuth dazu, sich von alten Vorurtheilen los zu reißen, zumal wenn sie Gegenstände betreffen, die entweder durch ihren nahen oder entfernten Zusammenhang mit der Religion oder mit vermeintlichen Vorzügen der Stammväter eine alterthümliche Weihe erhalten haben. Dann aber setzt die Scheidung des Mythischen und rein Historischen eine solche Bildung voraus, wie sie die Völker erst in ihrem gereiften Alter erlangen. Übrigens ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Heldensage in der Regel auf einem geschichtlichen Grunde ruhe; indeß ist doch der Fall auch nicht selten, daß sie ohne innere Nothwendigkeit an geschichtliche, und zwar meistens berühmte Namen sich anknüpft und großartige, gewöhnlich feindliche Beziehungen der Völker in bestimmten Zeiträumen der thatenreichen Vorzeit berücksichtigt und in irgend einen, wenn auch noch so losen und nicht eben glücklich gewählten Zusammenhang bringt. Die großartigen Verhältnisse, das Athletische der Helden begeisterte zu Gesang, aber auf der andern Seite gab die dichterische Darstellung wiederum Veranlassung zur weitern Ausbildung der Sage und mannichfacher Gestaltung derselben. Bei vielen Nationen schließt sich die Heldensage unmittelbar an die Göttersage an, und hängt mit einem Theile derselben innig zusammen. Am innigsten ist der Zusammenhang in der indischen, wo die Helden als Verkörperungen der Götter erscheinen; die Götter- und Heldensage ist bei den Indern fast Eins. In der griechischen, der am schönsten ausgebildeten Heldensage, verkehren die Götter mit den Helden, in deren Adern selbst ihr Blut fließt, oft und viel, und treten mit und gegen einander handelnd auf. In der nordischen, wo zwar auch Helden Abkömmlinge der Götter sind, geben doch diese meistens nur den Anstoß[1]). So kommt z. B. nach der Edda der verhängnißvolle Ring Andvari's durch Loki und Odin zwar an Hreidmar, aber die Götter haben dann bei den daraus sich entwickelnden tragischen Ereignissen keine Rolle mehr, und in die Handlung greift nicht weiter ein, daß Odin Brunhilden in Zauberschlaf versenkt hat; so erscheint ferner Odin bei Siggeir's Hochzeit unerkannt, stößt ein Schwert in den Stamm der Eiche im Sale, und wirft dadurch gleichsam einen Zankapfel hin, welcher der Volsungen Untergang herbei führt. Einen eigenen Zauber erhält die nordische Heldensage durch den Göttinnen ähnliche Walkyrien, welche den Helden beistehen, ohne jedoch mit ihrer Faust entscheiden zu wollen. So kann z. B.

---

15) Doch freilich geht es hier, wie mit den meisten systematischen Eintheilungen; sie passen nicht ganz: denn in den Rosengartenliedern ist weder von einem ermordeten Geliebten, noch von blutigem Untergange die Rede. Unter dem großen und kleinen Rosengarten versteht Mone den Rosengarten Chriemhild's zu Worms in der zwiefachen Bearbeitung. Den Zwerg Laurin oder den kleinen Rosengarten in Tirol hat er gar nicht erwähnt, vielleicht, weil er sich dem Mährchen zu sehr nähert. 16) Das Nähere s. in Mone's Gesch. des Heidenthums. 2r Th. S. 324 — 330. Vergl. den Art. Heldensage.

1) Bei Snorre Sturleson, Saxo Grammaticus u. A. ist die Götter- und Heldensage dadurch getrübt, daß die Götter zu Menschen gestämpelt werden.

Sigrun zwar das Ungewitter, welches dem Helgi gefährlich ist, stillen und ihn auch in der Schlacht schirmen, aber dieser muß doch kämpfen, um sie von der ihr verhaßten Vermählung mit Hoddbrod zu retten [2]), und die Fälle, wo die Walkyrien kämpfen, stehen ganz im Hintergrunde. Daß die Heldensage der Teutschen mit der Göttersage innig zusammen hing, erhellt nicht nur aus Tacitus (Germ. II.), wo der erdgeborene Gott Tuisko als Stammvater der Germanen erscheint, sondern auch aus der Erzählung des Paulus Diakonus (Gest. Langob. I, 8.) nach welcher Gambara l. bei Odin's Gemahlinn Frea (Frigg) für die Winiler gegen die Wandalen um Sieg bittet, und Odin den Namen Langobarden und den Sieg verleiht. Doch hat der Einfluß der christlichen Religion nachmals die Götter aus der teutschen Sage entfernt, und in dieser Neuerung enthalten sie die Heldenlieder, welche das Heldenbuch ausmachen. Nur die Riesen und die Besitzer von Zauberringen und die Zwerge sind geblieben, welche auch die Mährchenwelt des Orients vorzugsweise bevölkern; man sehe nur die Tausend und Eine Nacht. So erscheint im Heldenbuche statt der schützenden Walkyrie als Wittig's Retterinn eine Meerfrau [3]); so weissagen ferner Meerfrauen den Nibelungen, wo die nordische Sage Walen eingemischt haben würde. In der russischen Heldensage, welche sich an Wladimir anschließt, macht sich das Christenthum zu sehr geltend, dann aber hat sich die slavische Mythologie nicht vollkommen ausgebildet, so daß man sich nicht wundern darf, wenn in diesem Sagenkreise die alten Götter nur als schwache Verbindungen mit einer früheren Vorwelt da stehen [4]). Ganz im Geiste der Kreuzzüge ist die an Karl den Großen geknüpfte Heldensage gehalten, die Heldenlieder vom heiligen Grale aber, welche einem aus dem Morgenlande stammenden Sagenkreise angehören, tragen das Gepräge der mysteriösen Religion der Tempelherren, und stellen den heiligen Gral und den in ihn verwebten und christlich umgebildeten Sagenkreis der Tafelrunde Arthur's, des britischen Sagenhelden, als Mittelpunkt der Christenheit dar. Wie jener Orden durch keine Volksschranke beschränkt war, so blieb auch der Sagenkreis des heiligen Grales nicht auf Ein Volk beschränkt, nicht bloß der Spanier und Westfranzose, auch der Engländer, der Teutsche und andere Abendländer bildeten ihn durch Gesang aus, weil das Religionsinteresse das Volksinteresse ersetzte, und überhaupt der Rittergeist [5]) alle Abendländer zu Einem großen Volke machte. So streift die Heldensage immer in das Gebiet der Göttersage und der Religion hinüber. Aber noch mehr fließt sie mit der Volkssage, welche sich hauptsächlich nur durch ihre Einfachheit und Kürze von ihr unterscheidet, zusammen. Schwer ist zu bestimmen, ob z. B. in Sagen bei Wittekind vom ersten Auftreten der Sachsen und Thüringen, die Sagen von der böhmischen Vorzeit bei Cosmas von Prag Volks- oder Heldensagen zu nennen seien. Doch da sie nicht durch große umfassende Heldenlieder ausgebildet worden, so sind sie wohl eher zu den Volkssagen zu zählen und Stammsagen zu nennen, wiewohl auch Stammsagen in die Heldensage aufgenommen worden sind. Fast in jedem Sagenkreise finden sich auch Erzeugnisse, welche wegen ihres phantastischen Bestandtheiles in das Gebiet des Mährchens hinüber streifen, und sich von ihm nur dadurch unterscheiden, daß sie Zeit, Ort und Person haben. Leichter als ihre Gränzen ist der Werth der Heldensage zu bestimmen, wenn auch dieses der schwierigste Punkt scheint, da über die Auslegung die entgegen gesetztesten Ansichten Statt finden. Am meisten verbreitet ist die geschichtliche Auffassung, nach welcher die Heldensage als Geschichte betrachtet wird. Sie ist in der Regel auch wohl die ältere und von ihr ging man offenbar aus, wenn bei den meisten Völkern die Sage an die Spitze der Geschichte gestellt ward. Geht keine Geschichte als Prüfstein der Heldensage zur Seite, wie z. B. der griechischen, der nordischen u. s. w., so kann nicht ermittelt werden, ob überhaupt wirklich Geschehenes und wie Viel der Heldensage zu Grunde liege. Ein Theil der teutschen Heldensage läßt sich durch die Geschichte prüfen; daher traten auch schon früher, wo man im Allgemeinen an der Realität ihrer Erzählungen noch nicht zweifelte, Kritiker gegen sie auf [6]), wiewohl sie nicht consequent waren, sondern dabei andere Sagen als Geschichte gelten ließen. So sagt von Königshofen (Straßburger Chronik Kap. 2. S. 88): „Dieses ließ Gott nicht ungerochen, denn am 90sten Tage darnach starb Dietrich von Bern eines jähen Todes, und schreibet sanct Gregorius, daß ein heiliger Einsiedel sah, daß der Papst Johann und Symmachus, die er vorher getödtet hatte, diesen Dietrich führten in die Hölle barhaupt und

2) Siehe über das Verhältniß der Walkyrien zu den Helden die Helgi-Lieder und das Wölund-Lied in der Edda. 3) S. Ravenna-Schlacht im Heldenbuche S. 61. 4) Mone, Gesch. des Heidenthums im nördlichen Europa 1. Th. S. 126. 5) In diesem die Volksschranke überspringenden Rittergeiste lag auch die Ursache, daß man die Sagenkreise fremder Völker, welche kein religiöses Interesse darbieten, z. B. den griechischen ritterlich umbildete; wie der Ritter auch in dem Ritter eines fremden Volkes einen Bruder sah: so betrachtete er auch jede Heldensage mit Liebe als sein Eigenthum.

6) So sagt Otto von Freisingen (Chron. Lib. V. c. III.) in Beziehung auf Dietrich von Bern: Ob ea non multis post diebus, XXX. imperii sui anno, subitanea morte rapitur, ac juxta beati Gregorii dialogum, a Joanne et Symmacho in Aetuam praecipitatus, a quodam homine dei cernitur. Hinc puto fabulam illam traductam, qua vulgo dicitur, Theodericus vivus equo sedens ad inferos descendit. Quod autem rursum narrant, eum Hermanarico, Atilaeque contemporaneum fuisse, omnino stare non potest, dum Atilam longe post Hermanaricum constat exercuisse tyrannidem, istumque post mortem Atilae octennem a patre obsidem Leoni Augusto traditum. Die älteste Stelle aus dem Kaiserbuche s. in Mone's Ausgabe des Otnib. Die Geschichte der Auslegung der teutschen und nordischen Heldensage stellt Mone, Gesch. des Heidenthums 2r Th. S. 294—321 dar. Man findet daselbst auch die Nachweisungen der Literatur, und die siegreiche Widerlegung der geschichtlichen, chemischen und astrologischen Auslegungsart, aber freilich im Interesse der Deutung, daß die Heldensage nichts als eine in Menschensage umgewandelte Göttersage sei.

barfuß und die Hände hinter sich gebunden. Diese vorgeschriebene Rede von Dietrich von Berne schreibet Eusebius von Cäsarea in seiner Chronik" (oder vielmehr sein Fortsetzer). „Aber wie Dietrich und sein Meister Hildebrand viel Würme und Drachen erschlugen, und wie er mit Ecken dem Riesen stritt und mit den Zwergen und in dem Rosengarten: da schreibet kein Meister[7]) von. Davon habe ich es für eine Lügen." Neuere haben die nordische Heldensage nur des Wunderbaren entkleiden zu müssen geglaubt, um sie dann als Geschichte gelten zu lassen. In der teutschen Heldensage hat man geschichtliche Erinnerungen zu finden gemeint. Gewiß ist, daß in ihr Namen aus der großen Völkerwanderung und allgemeine Verhältnisse vorkommen. Aber im Wesentlichen sind Geschichte und Heldensage ganz verschieden, nicht nur, daß in der Sage Personen zusammen gestellt werden, welche nicht mit einander gelebt haben, und die Charaktere Beider nichts als den Namen gemein haben; auch die Riesen, Zwerge und Zauberringe spielen in der Sage eine solche Rolle, daß sie nicht hinweg genommen werden können, ohne der teutschen Heldensage einen ihrer wesentlichsten Bestandtheile zu nehmen. In den Nibelungen, von denen die Heldensage schon früher, als die große Völkerwanderung vorhanden gewesen, und nur später, als man das frühere Heldenalter vergaß, an die Zeiten der Völkerwanderung angeknüpft worden zu seyn scheint, hat man die Hauptpersonen in der fränkischen Geschichte wieder zu erkennen geglaubt. Aber leichter wäre es gewesen, ein Nibelunlied von Neuem zu erfinden, als den Streit Brunhild's und Fredegundens und Siegbert's Tod in den Stoff der Nibelungen umzuwandeln. Reicht die Heldensage bis in die Zeiten, über welche wir keine eigentliche Geschichte haben: so wissen wir nicht, ob ihre Helden aus wirklichen Personen umgeschaffen oder rein erfunden sind; berührt sie dagegen Gegenstände und Personen aus der geschichtlichen Periode der Völker: so sind sie kaum wieder zu erkennen und haben mit dem rein Geschichtlichen nur eine entfernte Ähnlichkeit, die sich außerdem hauptsächlich nur im Äußern zeigt, z. B. Dietrich von Bern (Verona), mit Theodorich dem Großen, der seinen Sitz auch zu Verona hatte, und wie jener vor Ravenna kämpfte. Die Auffassung der Götter- und Heldensage als Bericht wirklicher Thatsachen hat auch die Mythe aller Völker befaßt; gewöhnlich ließ man den übrigen Gehalt derselben bei Seite und benutzte sie nur zu geschichtlichen Forschungen[8]). Die Heldensage für eine in Menschensage umgewandelte Göttersage zu halten ging da nicht an, wo an der Spitze der Göttersage sich die Heldensage erhielt. Hauptsächlich hat man diese Deutung aber auf die teutsche übergetragen. — In den drei Hauptpersonen des Heldenbuches Sigfrid, Dietrich und Etzel hat man Baldur, Thor und Odin, und da jene wieder den Mittelpunkt eines besonderen Sagenkreises bilden, in jedem dieser Kreise besonders den Asenhimmel zu finden geglaubt, so z. B. im Eckewart oder Eckart den Götterwächter Heimdall, weil der Schlaf Eckewarts eine verlorene Erinnerung an die Wachsamkeit Heimdall's sei. Dietrich ist ein anderer in der Nibelungen-Noth als in der Ravennaschlacht, dort Suptur, hier Thor. In den Nibelungen hat man am meisten zu finden gemeint, und zwar, weil Frauen und Drachen vorkommen, die Ur- und Stammsage des Menschengeschlechts von dem Paradiese und Sündenfall; dann aber, weil die alten Teutschen Zeitfeste hatten, in Sigfrid den Jahresgott, in Chriemhild, weil sie liebt, haßt, Helden in Kampf bringt und tödtet, die Maja, Medea, Minerva, Hildur, Hel, Hölle, das anfangende und endende Riesenweib u. s. w., und endlich im Kampfe der Nibelungen mit Etzel's Helden, die mit Muspell's Söhnen vor dem Weltbrande streitenden Asen, obschon die Zahl der Götter, wenn man sie gegen die der Helden hält, zu klein erscheint. Ja! in den Helden hat man nicht nur die Asen, sondern auch in einem Helden wieder den Andern gefunden, so z. B. in Sigfried Dietrich, Iring u. s. w., in Chriemhild Brunhild[9]). So findet die Auslegung, welche Alles in Einem und Eins in Allem findet, und z. B. die Nibelungen sowohl als Amelungen, bald als Riesen, bald als Götter deutet, kein Ziel und Maß. Daß die Teutschen, als das Christenthum zu ihnen drang, ihre bisherige Göttersage in den Sagenkreis des Heldenbuchs umgebildet haben möchten, hat allerdings Etwas für sich, wiewohl es immer mißlich ist, aus ihm den nordischen Asenhimmel heraus deuten zu wollen. Denn die Teutschen hatten zwar mit ihren Brüdern gemeinsamen Glauben; aber es ist doch nicht wahrscheinlich, daß die Asalehre in jener Zeit, wo die Teutschen ihren frühern Glauben vertauschten, schon so ausgebildet war, als sie auf uns gekommen ist. Ganz undenkbar ist es, daß man zur Zeit der Kreuzzüge, wo der Sagenkreis von Karl dem Großen gebildet ward, noch heidnische Götter in Menschen umgewandelt haben sollte; und doch hat man Karl als Odin, Reinholt als

7) Meister braucht er hier in Beziehung auf die namhaften Geschichtschreiber, und weil jene Heldenlieder anonym sind. Die Verfasser anderer Heldenlieder, wenn sie sich nannten, wurden auch Meister genannt, und als glaubwürdige Autorität betrachtet. Wichen Dichter bei derselben Sage von einander ab, so setzte man voraus, daß ihre Erzählung wirkliche Thatsachen berichte und stritt sich nur darum, wer die rechte Kunde gebe. So ficht Wolfram von Eschenbach im Parcival (Z. 24715—24730) Chretien von Troyes wegen seiner von Kyot von Provence abweichenden Erzählung von Lohengrin an; Kyot habe die rechte Erzählung; und Gottfried von Straßburg im Eingange seines Tristran sagt, daß Viele von Tristran gelesen, aber doch nicht Viele recht, weil sie abweichend von Thomas von Britanie, welcher der Aventüre Meister gewesen und in britischen Büchern der Landherren Leben gelesen, erzählt hätten.

8) So z. B. Rhode: Über religiöse Bildung, Mythologie und Philosophie u. s. w. 9) Das Nähere gibt die Schrift: Die Nibelungen: ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer. Von Friedrich Heinrich von der Hagen, Breslau 1819. Sigfrid als Jahresgott zu deuten, hat sich Mone am meisten Mühe gegeben in der „Einleitung in das Nibelungenlied." Aber daraus, daß Zeitfeste in den Nibelungen vorkommen, Sigfrid eine Krone (auch andere Könige führten sie im Wappen) als Abzeichen hat, und die Zahl Zwölf (man findet sie auch sonst häufig) so oft erscheint, läßt sich die Deutung Sigfrid's als Jahresgott nicht beweisen.

Thor, Roland als Baldur gedeutet[10]). Auch hat man versucht, die den Stoff des Nibelungenliedes behandelnden Eddalieder rein astronomisch auszulegen, ohne Rücksicht, ob die Nordmannen dieselbe Kenntniß von dem Sternhimmel, als die Sternkundigen der alten Welt gehabt haben[11]). Endlich hat man anch eine Deutung der Heldensage aus der Anschauung der Naturkräfte, und zwar ganz nach dem Stande der heutigen Chemie gewagt. Nach ihr sind z. B. Sigurd (Sigfrid) und Achilles beide Salzsäure, und der Zank Brunhild's und Gudrun's und der Zorn des Achilles die Erhitzung der Kochsalzsäure, wenn dieselbe mit Salpetersäure zusammen kommt. Was hat nun aber die Heldensage, da man in ihr weder Geschichte, noch Göttersage, noch Astronomie, noch Chemie u. s. w. finden kann, außer, daß sie ergötzt, für einen Werth? Sie macht uns die Ideen des Volkes, dem sie angehört, recht anschaulich, und wir erblicken sie in ihr gleichsam verkörpert. Sie lehret uns zwar nicht die Zeit kennen, in welche sie gelegt wird, wohl aber läßt sie tiefe Blicke in den Geist der Zeit thun, in welcher sie ausgebildet ward. Aus ihr kann man die Geschichte zwar nicht mit Thatsachen bereichern, aber sie stellt uns die verschwundene Zeit, wenn auch nicht in treuem Bilde im Einzelnen[12]), doch in allgemeinen großen Zügen dar. In ihr ist nicht Eine Wissenschaft verschleiert nieder gelegt; doch lernen wir beiläufig den Stand der Wissenschaft jener Zeiten und Menschen, unter denen sie entstand, kennen, und für die Alterthumskunde ist sie also eine der reichlichsten Quellen. Können wir auch nicht aus ihr die alten Götter heraus bringen, so hat sie doch aus der Heidenzeit einen großen Theil des Volksglaubens über Zauberei, Zwerge, Riesen, Meerfrauen u. s. w. herüber genommen. Doch ist der Werth der einzelnen Lieder der Heldensage auch sehr verschieden. Je länger ihr Stoff im Volke ausgebildet ist, um so mehr spiegelt sie des Volkes Geist zurück, je mehr sie spätere Erfindung, und von je Wenigern, oder wohl gar nur von einem Einzigen sie erfunden und ausgebildet worden ist, um so weniger Belehrung kann man aus ihr schöpfen. Je phantastischer und ausschweifender der alte Volksglaube als Stoff behandelt ist, um so weniger kann man ihn als alten Volksglauben annehmen. Überhaupt muß, wenn man sie gebrauchen will, ihr die Geschichte zur Seite stehen. So dürfte man z. B. nach der Heldensage allein den Glauben der teutschen Heidenzeit an Zauberei nicht annehmen, wenn ihn nicht die alten Gesetze bestätigten. Gewisse Zeitalter, z. B. Karl's des Großen, galten später als eine ganz ausgezeichnete Zeit der Treue nnd Biederkeit; die Aussprüche der Dichter des dreizehnten Jahrhunderts über dasselbe lehren uns daher nur, wie man sich jenes Zeitalter zu der Zeit dachte, nicht wie es wirklich war. Bei Benutzung der Heldensage ist daher vor Allem Kritik nöthig; sonst könnte man z. B. aus den russischen Heldenliedern, welche dem Sagenkreise Wladimir's des Großen angehören, etwa schließen, daß dieses Fürsten Zeitalter mit der Denkweise und den Sitten zur Zeit Karl's des Großen viel Ähnlichkeit gehabt habe[13]).

(Ferdinand Wachter.)

HELDENWERK, ouvrage héroique, nennt man Gemälde von Schlachten, überhaupt aber auch die größern geschichtlichen Stücke, wenn die Figuren wenigstens von Lebensgröße sind. *(R.)*

HELDER, der, eine niederl. Festung in dem Bez. Alkmaar der Provinz Nordholland, und zwar an deren äußerster Nordspitze dem Texel gegenüber, also an der Einfahrt in die Südersee; ein ganz neuer Ort, welcher dem vormaligen Dorfe durchaus unähnlich, und von Napoleon in eine Stadt und fast unüberwindliche Hauptfestung umgeschaffen ist, welche mit dem vortrefflichen Kriegs- und Handelshafen tat Nieuwe Diep (die neue Tiefe), der nur eine Viertelstunde entfernt ist, fast zusammen hängt. Es sind hier Kasematten für 10,000 Mann und 20 Fuß hoch. Die spanischen Kriegsgefangenen wurden meist zu diesen Arbeiten gebraucht, von welchen das Fort Kronprinz (früher La Salle) der Hauptpunkt ist. Der Helder hat eine Dampfmaschine, eine Wasserleitung nach dem Nieuwen Diep zum Behuf der Schiffe, und mit der Garnison, den Hänsern am Nieuwen Diepe und dem Dorfe Amsduinen, 3750 Einwohner. In dieser Gegend (bei Kykduin) besiegte de Ruiter 1673 die vereinigten engländischen und französischen Flotten, und landeten die Engländer im August 1799. Von dem Nieuwen Diep fängt der nordholländische Kanal an, der die größten Schiffe durchs Land bis in das Y gegenüber Amsterdam führt, und auf der Ebene, die zwischen dem Zanddyk nnd dem teutschen Meere liegt, halten sich ungemein viele Kaninchen auf.

(van Kampen.)

HELDER, Bartholomäus, ans Gotha gebürtig, ein Sohn des dortigen Superintendenten Johann H., bekleidete anfänglich ein Schulamt zu Frimar bei Gotha und starb als Pfarrer zu Romstädt den 28. Okt. 1635. Die meisten seiner geistlichen Lieder (Du starker Held, Herr Jesu Christ ꝛc. Dich bitt' ich, trautes Jesulein u. a. m.) stehen in dem älteren gotha'schen Gesangbuche. Einer nicht völlig verbürgten Nachricht zu Folge, sollen diese Lieder von seinem Vater herrühren und nach dessen Tode von H. unter seinem eigenen Namen herausgegeben worden seyn*). *(H. Döring.)*

HELDING, Michael, ein katholischer Theolog, der in der Reformationsgeschichte eine Rolle spielte. Er war aus Eßlingen gebürtig, 1506 geboren und aus niederem Stande, erwarb sich aber durch seinen Fleiß gute Kennt-

10) S. Mone, Gesch. des Heidenthums. 2r Th. S. 327. 11) Trautveller, sterndeutige Aufschlüsse über die altteutschen Heldensagen, in Oken's Isis 1821. S. 801 u. f. Früher hatte er nach Karl Schmidt's Zitterstoff und seine Wirkungen in der Schöpfung, Breslau 1803, in seinem Schlüssel zur Edda, Berlin 1815, seine chemische Erklärung versucht. 12) Nämlich Gefühle, Handlungen u. s. w. erscheinen in der Heldensage gesteigert.

13) Aug. Wilh. Tappe, Gesch. Rußlands nach Karamsin, Dresden 1828. 1r Th. S. 148.

*) S. Richter's allgem. biograph. Lexikon alter und neuer geistl. Liederdichter. S. 124.

nisse und wurde dabei so unterstützt, daß er mehrere Hochschulen besuchen und 1543 zu Tübingen Doktor der Theologie werden konnte. Nun war sein Glück gemacht. Der Papst erhob ihn zum Bischof von Sidon (daher sein Beiname Sidonius) und Weihbischof des Stuhles zu Mainz; 1547 berief ihn der Kaiser nach Augsburg, um daselbst mit Agricola das Interim zu entwerfen, und zum Danke dafür erhielt er 1550 das Hochstift Merseburg. Zwar hatte er in seiner Kapitulation versprochen, keine Änderung in dem vorgefundenen Religionsstande vorzunehmen, dessen ungeachtet suchte er allmälig die katholischen Kirchengebräuche und Lehre wieder einzuführen und besonders dem Interim gesetzliche Kraft zu verschaffen, weshalb er vielen Verdruß mit seiner Geistlichkeit hatte, die sich in offene Opposition setzte und von dem Kurfürsten von Sachsen geschützt wurde. Ein so kluger Kopf, wie Helding war, würde indeß noch durchgedrungen seyn, wenn seine Geschäfte am Kaiserhofe und zu Mainz, wo er die rechte Hand des kurfürstl. Erzbischofs geblieben war, ihn nicht häufig im Auslande gehalten hätte. Er war sonst ein wohlthätiger und in Religionssachen ziemlich gemäßigter Mann, der zugleich für einen der ersten Kanzelredner seiner Zeit galt; er starb 1561. Unter seinen Schriften, die jetzt vergessen sind, nennen wir nur catechismus catholicus in 84 conciones distributus. Cöln, 1562, von Brenbach übersetzt und von Flacius angegriffen; seine teutschen Kommentare über den Prediger Salomo. Marb. 1571, und Predigten über die Messe*), die Surius in das Latein übertragen hat. (*G. Hassel.*)

HELDMANN, Andreas, ein in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts lebender Schriftsteller über die schwedische Sprache. Er war ein Teutscher von Geburt, begab sich aber nach Schweden und lehrte zu Upsala seine Muttersprache. Man hat von ihm Grammatica Germanica Suethizans (Stockh. und Ups. 1726. 8.), eine für Schweden berechnete teutsche Sprachlehre†) und eine schwed. Grammatik. Upsal. 1738. 8. ††). (*R.*)

HELDREICH, HILDRÜCK. Ein aus Niedersachsen entsprossenes altes, edles Geschlecht, dessen früherer Stammsitz Heldenkling im Holsteinschen belegen war. Es vermeint seine Vorfahren bis in das 10te Jahrhundert geschichtlich darthun zu können; wenigstens werden vielleicht wenige Geschlechter sich rühmen können, beinahe sechshundert Jahre, bei so verschiedenen Kaiserhäusern, die oft feindlich gegen einander gesinnt waren, sich so im Ansehen behauptet zu haben. Es setzt nicht allein voraus, daß Tapferkeit und Wissenschaft ihnen eigen waren, sondern daß sie mit großer Lebensklugheit immer diejenige Partie zu ergreifen wußten, welche die siegende blieb. — Die Urkunden nennen einen Otto Hildrücke, als den Stifter eines Altars in dem Dom zu St. Peter in Hamburg, vor welchem Altar derselbe auch 960 seine Ruhestätte erhielt. In der dritten Geschlechtsfolge erscheint Dietrich, oder Dietz, der vorzüglich in den Bekehrungskriegen gegen die Slaven und Wenden (1066) sich einen Namen erwarb, und dadurch den Kaisern Konrad III. und IV. bekannt wurde, so, daß er öfters als Zeuge in den ausgestellten Urkunden vorkommt. Im fünften Grade ward Mathias, vom Kaiser Lothar nach der Schlacht bei dem Wölfsholze gegen Heinrich V., wo er Jenem das Leben rettete, zum Ritter geschlagen, und ihm zum Helmschmuck drei Straußfedern gegeben (1124). Dessen Sohn Johann stand als Untermarschall bei Kaiser Heinrich VI., dessen Vertrauen er genoß. Als Begleiter Herzog Heinrichs von Baiern auf einer Pilgerfahrt nach Jerusalem, starb er auf der Rückreise durch Östreich, und liegt im Kloster Neuburg begraben. Ein anderer Sohn, Mathias II., zeichnete sich in dem Heere Kaiser Friedrich's I. vorzüglich bei der Belagerung von Schwäbisch-Hall aus, wo er der Erste war, der die Mauern erstieg und die feindliche Fahne nahm. Er hinterließ drei Söhne, welche in die Fußtapfen der Vorfahren traten. Unter diesen war Christoph, heimlicher Rath bei den Kaisern Philipp und Friedrich II.; im Kreuzheere soll er so durch Rath und That demselben beigestanden haben, daß man sprichwortsweise gesagt: er habe mehr als 3000 Mann genützt (1228). Daniel, erhielt vom Kaiser Philipp wegen treu geleisteter Dienste die Herrschaft Hettingen in Schwaben. Wilhelm wurde als Abgesandter an den König von Arragonien geschickt, um dessen Tochter Constantia für den Kaiser Friedrich II. zu werben, welche ihm durch Procuration angetraut und dem Kaiser das Jahr darauf nach Mainz zugeführt wurde (1213). Der Kaiser wählte ihn auch als einen der Taufzeugen bei seinem Sohne Heinrich, der nachher als römischer König wegen Empörung gegen den kaiserlichen Vater im Gefängniß starb (1232). Die Herrschaft Blankenstein wurde ihm als ein Gnadenlehen vom dankbaren Friedrich II. — Daniels drei Söhne wurden am Hofe Konrad's IV. erzogen. Wolfgang führte dem Kaiser die baiernsche Prinzessinn als Gemahlinn zu, bei welchem Beilager zu Eger Melchior, sein zweiter Bruder, auf dem Turnier 1241 den ersten Dank sich erwarb. Heinrich I. in Schwaben, welcher sehr begütert war, wird unter die Wohlthäter der Abtei St. Gallen gezählt, woselbst er eine ewige Selenmesse stiftete (1222). Sein Sohn Heinrich II. zog als treuer Anhänger der Hohenstaufen mit dem letzten Sprößling Konradin, dessen Hofmeister er war, nach Italien, wo ihm das Glück wurde, im Anfang des Treffens sein Leben zu verlieren, um nicht Zeuge des schmachvollen Endes seines Zöglings zu seyn. Aus einer andern Linie war Melchior II. als ein tapferer Kriegsmann und Ritter berühmt, der zuletzt an der Seite des Kaisers Adolf von Nassau und mit ihm in der Schlacht bei Gellenheim blieb (1798). Paul, der Stifter eines Zweiges in Schwaben, welcher den Beinamen nach dem Schlosse Bolsenheim führt, wird wegen seiner Unerschrockenheit gerühmt, und unter andern von ihm erzählt, wie er ei-

*) *Nic. Serrarius* de rebus Moguntinis. — *Freher.* theatr. I, 187., wo auch sein Bild.

†) Adelung's Fortſ. u. Ergänz. von Jöcher's Gelehrten-Lexik. 2r Bd. S. 1889. ††) Vater—Adelung, Mithridates 2r Bd. S. 310.

nem Löwen ein Stück Fleisch entriß, unter welcher Bedingung Kaiser Albrecht ihm das Leben zu schenken versprochen hatte. Melchior hatte nämlich im Beiseyn des Kaisers, als derselbe wegen des thüringenschen Krieges (1306) in Altenburg war, einen angesehenen thüringenschen Ritter aus Eifersucht erstochen. Auf Bitten der Kaiserinn Elisabeth wurde sein Todesurtheil in jenen Kampf mit dem Löwen verwandelt, welchen er auch mit dem Mantel über den Arm geschlungen glücklich vollführte. — Im zehnten Grade war Friedrich ein Kampfgenosse Kaisers Friedrich des Schönen. Nach dessen Tode findet man ihn als Kriegsobersten unter dem Heere Ludwig des Baiern (1330), welcher ihn dadurch auszeichnete, daß er sein Wappen durch das Bild einer stehenden Jungfrau mit fliegenden Haaren, die auf dem Helme angebracht wurde, verzierte. Friedrichs Söhne, Konrad und Peter I. blieben mit dem Herzog Leopold von Östreich in der Schlacht bei Morgarten (1386). Mit Knol, der in Diensten Kaiser Karl's IV. stand, wie auch bei dessen Sohne Wenzeslaus, pflanzte sich dieses Geschlecht in Böhmen und Schlesien fort, und erwarb sich, unter mehreren andern Herrschaften, Brür. — Peter II. von dem schwäbisch-baiernschen Aste im 13ten Grade der Geschlechtsfolge, war Vicekanzler des Kaisers Sigismund in Ungarn, blieb nach dessen Tode (1437) in der nämlichen Eigenschaft bei den ungarnschen Königen Albrecht und Wladislaw, und verlor in der unglücklichen Schlacht bei Varna mit seinem Könige das Leben (am Martinstage 1444). Sein Sohn Konrad wurde bald darauf in einem Reitergefecht von den Türken gefangen, und brachte es durch seine Unerschrokkenheit dahin, daß er vom Pascha von Adrianopel, seinem Herrn, frei gegeben wurde. Wenzeslaw und Melchior, dessen Söhne, waren, der eine als Statsmann, der andere im Kriege berühmt; Wenzeslaw bekam vom Kaiser Maximilian den Austrag, die Unterhandlungen wegen der Vermählung seines Sohnes Philipp mit der Erbinn der spanischen Monarchie, der Prinzessinn Johanna, anzuknüpfen, mehrmalige Reisen nach Spanien brachten auch die Sache zum glücklichen Ausgang, und mit der Herrschaft Mockerau belohnte der Kaiser dieses Geschäft (1489). — Bei der Belagerung von Wien (1529), wo 300,000 Türken die ganze Gegend verheerten, hat Melchior die Schottenbastion zur Vertheidigung bekommen. Am 5. Okt. wagte er mit 300 Kürassierern einen Ausfall auf das Lager des Pascha von Adrianopel, und war darin so glücklich, daß er neun christliche Fahnen wieder eroberte. Eine goldene Kette von dem kommandirenden General in der Stadt, dem Pfalzgrafen Philipp, war das dankbare Andenken dieser That. Darauf wurde er, als Nachfolger des durch einen Pfeil getödteten Ehrenfrieds von Tiefenbach, zum Burghauptmann der kaiserlichen Burg und der Bastei ernannt. Ein Enkel von ihm, Daniel, war bei Herzog Albrecht von Baiern als Geheimerath und Kanzler (1555). — Johann, Wenzel's Sohn, wurde vom Kaiser Karl V. zum Statthalter von Brüssel bestimmt, welcher Stelle er sieben Jahre bis zu seinem Tode vorstand, und dafür mit dem Orden vom goldnen Vließ begnadigt. — Friedrich erwarb das Rittergut Bischdorf in Meißen, und war Geheimerath bei dem letzten Herzog von Sachsen-Lauenburg. Durch diese Besitzung sah sich denn die Familie veranlaßt im 17ten Jahrh., wahrscheinlich wegen des Religionsdruckes, ihre baiernschen Herrschaften als Mokkerau und Elbingsheim bei Regensburg zu veräußern, und sich ganz nach Sachsen zu wenden, wo sie die Rittergüter Gäbeln, Kleinleichnam, Neuliebel, Zöllnick und Liebstein, wie auch in der Lausitz, Kleinbauzen, erwarben. Ihre Nachkommen haben sich größten Theils den sächsischen Stats- und Kriegsdiensten bis auf die neueste Zeit gewidmet; aber doch nie wieder den Glanz erlangt, der früher diese Familie umgab. — Das Wappen ist: ein in der Länge herab getheiltes schwarz und goldnes Feld, mit drei Barben belegt, auf dem Helm jene Jungfrau mit fliegenden gelben Haaren, und halb ausgespannten Armen, in jeder Hand eine Barbe haltend*).

(*Albert Fhr. Boyneburg Lengsfeld.*)

HELDRITT. Ein in Franken angesessenes, altes edles Geschlecht, welches seinen Namen von dem Schlosse und Dorf Heldritt unweit Coburg führt. Unter mehreren andern Besitzungen, die es von Henneberg und nachher von Sachsen zu Lehen trug, war die Vogtei Gelnhausen. Am Ende des 13ten Jahrh. hal Karl mit seiner Frau Jutta und ihren Kindern Heinrich und Ihrink, das Dorf Crumbach zu ihrem Selenheil dem Kloster Langheim geschenkt (1292). Nach des Vaters Tode verkauften die Übrigen das Dorf Aubenhausen an das nämliche Kloster um 100 Pfund Heller (1296). Der eine Sohn Heinrich wurde ein berühmter Ritter, dessen die Geschichte Erwähnung thut. Er besaß mit Gotzo von Stein zu Liebenstein das Schloß Mosburg unweit Schmalkalden, welches ihnen aber nach einer Fehde mit den Grafen Bertold X. von Henneberg entrissen wurde (1314). Ottomar, Domherr zu Wirzburg wird unter die gelehrten Geistlichen damaliger Zeit gerechnet. Bis auf die neueste Zeit hat sich dieses Geschlecht im Kriege und im Civildienste ausgezeichnet; es bekleidete theils Civil-, theils Militärämter bei den verschiedenen sächs. Häusern. Das Wappen ist: ein in der Länge dreimal getheiltes Schild, roth, silber und blau; auf dem Helm ein Mannsrumpf von der nämlichen Farbe, und auf dem Kopfe eine rothe polische Mütze mit weißer Verbrämnng†). (*Albert Fhr. Boyneburg-Lengsfeld.*)

HELDRUNGEN, 1) Schloss Heldrungen, ein Marktflecken (nicht Stadt) und altes Schloß, mit einer Postwärterei, liegt im Eckartsberger Kreise, des preuß. Regirungsbezirks Merseburg, hat 183 Häuser und 1200 Einw. Sein Schloß erbauete 1519 nebst der 1746 eingegangenen Schloßkirche, Graf Ernst II. von Mansfeld, und umgab es mit hohen Wällen und 9 Basteien,

---

*) Nobilitas Heldenreichana. König, Adels-Hist. S. 484. Grosser's lausitzische Chron. Th. III. S. 484. Hellbach's Adelslexikon. Th. I. S. 530.

†) Gruner, Beschreibung von Coburg. I. Th. S. 238. II. S. 61. III. S. 64. Gauhe: Adelshistorie. I. Th. S. 617.

so daß die Bauern unter Thomas Münzer es 1524 vergeblich belagerten. Nach der Schlacht bei Frankenhausen wurde dieser Bauernanführer auf dem Schlosse ein Zeit lang verwahrt: der Thurm, worin er saß, führt noch den Namen Münzers Thurm. Der Ort ist übrigens alt und kommt bereits in Urkunden des 9ten Jahrh. vor. Die Einwohner nähren sich von der Gärtnerei, Feldbau, Viehzucht, Brantweinbrennerei, Essigbrauerei und Krämerei. Es sind daselbst 2 Rittergüter. Der Pfarrer führt den Titel Dekan und hat eine Superintendentur zu verwalten, worunter 12 Prediger stehen. Dabei 2) Oberheldrungen, ein Pfarrdorf mit Kirche, Schule und 570 Einw. (*Mützell.*)

HELDSDORF, HELTWIGSDORF, ungarisch HÖLTEVÉNY, walach. HELCHIE, ein königl. freies sächsisches Pfarrdorf in Siebenbürgen, im Lande der Sachsen, Háromszéker Gespanschaft, Kronstädter District, 5 Stunden von Kronstadt, mit einer evang. luther. und griechisch nicht unirten Pfarre, 1600 Einwohnern, die theils Sachsen, theils Walachen und Zigeuner sind, und Leinwandwebereien treiben. (*Rumy.*)

HELDVADER (Nikolaus), nicht Johann Nikolaus, wie Jöcher II. S. 1464 schreibt, war ein Sohn des letztern, Predigers zu Heldowatten und Eckwatten im holsteinschen Amte Apenrade, Joh. Nikol., welcher neben der Theologie, Mathematik und Medicin trieb, und ein Vater von eilf Kindern war, erblickte am 27. Oktober 1564 zu Heldowatten das Licht der Welt. Er besuchte seit 1576 die Schule zu Hadersleben, kam darauf in das Gymnasium zu Lüneburg, wo damals Lukas Lossius lehrte, dann auf das Lübecker und 1584 auf das Riga'sche in Liefland, studirte von 1587 bis 1589 Theologie und Mathematik auf der Universität zu Rostock und wurde, als sein Vater am 24. Oktober 1590 starb, im folgenden Jahre dessen Nachfolger als Prediger zu Heldowatten und Eckwatten, welche Stelle auch sein Großvater schon verwaltet hatte. Der Herzog Johann Adolph von Schleswig-Holstein hörte ihn nicht nur gern predigen, sondern versprach ihm auch die Druckkosten zu seiner Beschreibung der Stadt Schleswig zu geben. Als aber Johann von Wower, ein gelehrter Hamburger, Minister am holstein-gottorp'schen Hofe ward, verlor er die Gnade seines Fürsten. Wower hatte erfahren, daß Heldvader sich mit der Astrologie beschäftigte, er wurde von ihm aufgefordert, ihm die Nativität zu stellen, da aber diese nicht nach Wunsch ausfiel, wurde Wower sein Feind, und sagte, Heldvader hat mir die Nativität gestellt, ich soll und will ihm eine wieder stellen, der Teufel soll ihn holen. Diese Drohung ging in Erfüllung, Heldvader verlor zu Weihnachten 1610 sein Amt und wurde gewaltsam aus seiner Pfarre vertrieben. Vergebens zeigte er in einer Bittschrift an den Herzog seine Unschuld, vergebens berief er sich auf seine treue Amtsführung. Der Herzog befahl zwar ihn wieder in sein Amt einzusetzen, aber Wower wußte es durch bestochene Ankläger dahin zu bringen, daß er desselbigen nach wenigen Monaten wieder verlustig wurde. Heldvader verließ Holstein und zog nach Suineburg auf der Insel Fünen, erwarb sich da durch seine Kenntnisse und ganzes Betragen die Achtung der Angesehensten, auf deren Empfehlung berief ihn der König Christian IV. im J. 1616 als seinen Astronomen und Kalenderschreiber nach Kopenhagen. Diese Ämter begleitete er mit Ehre und Ruhm bis an seinen Tod, welcher den 23. August 1634 erfolgte*). (*Rotermund.*)

HELE (Peter), ein Nürnberger, welcher gegen das Ende des 15ten Jahrh. in seiner Vaterstadt durch mancherlei Erfindungen sich auszeichnete und im J. 1540 verstorben seyn soll. Schon als Jüngling erregte H. durch seine mechanische Fertigkeit bei gelehrten Mathematikern Staunen. Unter andern machte er, wie Cochläus[1]) erzählt, kleine Räderuhren, die nicht bloß in jeder Lage, ohne Gewicht, die Stunden zeigten, sondern sie sogar schlugen, auch wenn man sie in den Busen oder in die Tasche steckte. Im J. 1500[2]) brachte ihn dieß auf die Erfindung der Sack- oder Taschen-

*) Er schrieb: Amphitheatrum fidei Catholicae et Ceremoniarum ecclesiae *J. C.* Hamburgi 1622. 8. in d. J. erschien auch daselbst eine teutsche Übersetzung in Frag und Antworten. — Aenigma sincere inventum anni melioris spei, 1645. 4. In teutscher Sprache: Conciliatio Calendarii veteris ac recentis Astronomica, Slesvigae 1597. 4. — Tractat von den VII Wunderwerken der Welt, 1594. 4. — Kurze Beschreibung der Stadt Sleswig, nebst kurzer Succession der Herzoge und Bischöfe daselbst. Sleswig 1603. 4. — Relation warum Joh. v. Wowern, holsteinscher Kirchenpräsident, ihm aus seinem Pfarrdienste unschuldiger Weise abgedrungen, ohne Ort und Jahr, in 4. — Sylva Chronologica Circuli Balthici, in 2 Theilen unterschieden, Hamburg 1624 u. 1625. 4. — Beschreibung aller Könige in Dänemark, Hamb. 1641. Fol. — In dänischer Sprache: Prognostica Astrologica in annos singulos, ab anno 1590 ad 1634. in 4. Sie sind meistens auch ins Teutsche übersetzt. — Coronula rosea moestorum omnium, poenitentiumque peccatorum, ad Petronellam Guldensterniam. Hafniae 1616. 4. — Calendariographia sacra, Hafniae 1616. 4. — Tr. astrologicus de Cometa A. 1618 viso. Hafn. 1616. 4. — Liber novus formularum vocum glossarumque Juridicarum, Latinarum, Germanicarum ac Juticarum, sensum atque usum commonstrans, Hafn. 1624. 1632. 1650. 8. — Trifolium Theologicum de fide et doctrina Pontificio-Jesuitica, Lutherano-Evangelica et Zwinglio-Calviniana. Hafn. 1626. 8. — Morsus Diaboli, s. veritas amara de Judae Ischariotis, sodalitate. Hafn. 1629. 8. Schwedisch übersetzt von Nikolaus Krook, Gothenburg 1674. 8. — XV Meditationes in histor. vitae passionis ac mortis Christi, Hafn. 1629. — Onomasticon Etymologicum de nominum propriorum, virilium ac muliebrium originibus. Hafn. 1630. 8. — Tr. Physico-Theolog. de terrae motu in regnis Borealibus, d. 29. Febr. 1632. observato. Hafn. 1632. 4. — Historiarum sacrarum Encolpodion, vitas Christi, Apostolorum, Confessorum et Martyrum, annorum, mensium, dierumque, ordine digestas, ac doctrinae Christianae per orbem universum annunciatae; regni Danici ad eum conversi, Danicorumque Episcopatuum, historiam exhibens. Hafn. 1634. 4. — Armamentarium Davidicum, Hafn. 1641. 8. — Elucidarius Evangelicus, 1630. Er hinterließ auch Verschiedenes im Manuskr. z. B. Chronicon magnum Slesvigo-Holsat. — Teutsche Gesänge nach den Psalmen Davids — von dänischen Kirchengebräuchen u. a. m. — Vergl. *Molleri* Introd. in Histor. Ducatuum Cimbricorum. Tom. I, 122. Desselben Cimbria liter. Tom. I, 243 f. *Ejusd.* Isagoge ad Hist. Cimbric. P. I. c. 7. p. 121 f. *Alb. Bartholinus* de scriptis Danorum. S. 104.

1) *Jo. Cochlaeus* commentar. in *Pomp. Melam.* Norib. 1511. 4. Cap. de Noriberga. 2) Gabr. Doppelmayr's Nachr. v. Nrnb. Mathemat. u. Künstlern. Nrnb. 1730. Fol. S. 286.

uhren, welche von ihrer fast ovalrunden Form, lebende Nürnberger Eier benannt wurden. Obgleich von italischen Schriftstellern [3]) die Ehre dieser Erfindung gegen das letzte Viertel des 15ten Jahrh. ihrem Vaterlande zugeschrieben wird: so ist doch jene Behauptung darum wahrscheinlicher, weil Franzosen [4] und Engländer allgemein diese Erfindung den Teutschen zueignen und selbst Lord Kaimes [5]) versichert, daß die ersten Taschenuhren im J. 1577 aus Teutschland nach England gekommen seien. Auch spricht dafür, daß man nach 1500 die Uhrmacherkunst zu einer eigenen Profession machte und die Uhrmacher in eine Innung vereinigte, was in England weit später, nämlich im J. 1631 durch Karl I. erfolgte. Natürlich wurde diese Erfindung auch von benachbarten, namentlich Augsburger Künstlern nachgeahmt: es gab also damals Nürnberger und Augsburger [6]) Eier [7]). (*Stimmel.*)

HELE (Thomas), ein französischer Dramatiker, gestorben zu Paris am 27. December 1780, lieferte dem dortigen italienschen Theater drei Stücke, welche mit entscheidend glücklichem Erfolge aufgeführt wurden, nämlich: Le jugement de Midas, eine prosaische Komödie in 3 Aufz. (gedr. 1778. in 8.); Les événemens imprévus, Kom. in 3 A. (gedr. 1779. in 8.) und Les fausses apparences oder l'Amour jaloux, Kom. in 3 Aufz. (gedr. 1779. in 8.). Zu bedauern ist, daß dieser treffliche Schriftsteller in der Blühte seiner Jahre dahin gerafft wurde. (*Stimmel.*)

HELEGERYS (*Ἑλήγηρυς*) oder HELEGERIS (*Ἑλήγηρις*), einer der vielen Beinamen der Demeter (Ceres); vergl. den Art. Demeter. (*R.*)

HELEIOS, HELIUS, *Ἕλειος*, auch HELEUS, der jüngste Sohn des Perseus, den Einige, aber verschrieben, auch Helas und Helles nennen, Erbauer von Helas in Lakonien *). Er zog mit Amphitryo in den Krieg gegen die Teleboer und erhielt von ihm zugleich mit dem Kephalus die Echinaden **). (*Richter.*)

Helemboldus, s. Helmoldus.

HELENA, *Ἑλένη*, Tochter des Zeus und der Leda, selbst nach Homer Il. III, 237. 426. Nach der Erzählung gebar Leda, Gemahlinn des Tyndareus, in Folge von Zeus Umarmung (s. den Art. Leda) ein Ei, aus welchem Helena und Pollux hervorgingen. Nach einer andern Sage verliebte sich Zeus in die Nemesis; diese nahm, um ihm zu entgehen, die Gestalt eines Schwans an, aber Zeus that dasselbe. Die Frucht der Verbindung war ein Ei; aus diesem ging Helena hervor, welche die Göttinn der Leda zur Erziehung übergab. Die Mythe soll wohl die Idee versinnlichen, daß die Entführung der Helena den Griechen Anlaß zur Rache an Troja wegen Vertreibung des Pelops wurde. Ihre Schönheit ward Ursache, daß schon Theseus, welcher sie als 10jähriges Mädchen im Tempel der Orthischen Diana tanzen sah, entführte und sie in Aphidnä in Attika seiner Mutter Äthra und seinem Freunde Aphidnos zur Aufsicht übergab. Aber ihre Brüder bekriegten deßwegen Athen während der Abwesenheit des Theseus, und Akademos verrieth ihnen den Aufenthalt der Schwester. Sie befreieten sie und nahmen auch die Äthra mit sich, die nun in Diensten der Helena blieb [1]). Nach Tzetzes, Lycophr. 103. war Helena bei dieser Entführung erst 7 Jahr alt. Doch soll sie bei der Gelegenheit die Iphigenia geboren und ihrer Schwester Klytämnestra übergeben (*Pausan.* II, 22. ex *Stesichoro*), wegen der glücklichen Entbindung aber der Juno Lucina zu Argos einen Tempel erbauet haben. (*Paus.* l. c.). Nach der Rückkehr zum Vater bewarben sich so Viele um sie, daß Tyndareus fürchtete, sich die Feindschaft der Andern zuzuziehen, wenn er selbst einen Gemahl wählte. Da rieth ihm Odysseus, alle vor der Wahl schwören zu lassen, daß sie Helenen und ihren Gemahl gegen jede Beleidigung sämmtlich vertheidigen wollten (*Apollod.* III, 10, 8.). Es werden hier dreißig Freier namentlich aufgeführt und zwar lauter Helden vor Troja; die ganze Erzählung von den vielen Freiern scheint also Erfindung eines Dichters, vielleicht des Stasinos in seinen Cypria, um eine Ursache des allgemeinen Aufstandes der Griechen gegen Troja anzugeben und zugleich die Helena noch mehr zu verherrlichen. Menelaos ward nun der Gatte und Erbe des Reiches; sie gebar ihm die Hermione (*Apollod.* III, 11, 1.). Bald aber erfolgte die Entführung durch Paris, der nach Homer (Il. III, 45.) mit mehrern jungen Leuten auf Reisen ging, in Lakedämon gastlich aufgenommen wurde, die Helena bethörte und mit einem großen Theile der Schätze des Menelaos entführte (Il. III, 48, 173, 458.). Nach Spätern war die Reise des Paris eine feierliche Gesandtschaft, entweder um die Hesione zurück zu fordern (*Lactat.* zu *Stat.* Achill. I, 21.), oder um das durch den Krieg mit Herakles gestörte Einverständniß mit den Griechen wieder herzustellen. Der Raub geschah während einer Reise des Menelaos nach Kreta, wo er seiner Mutter Erbschaft holen wollte und zwar entweder mit Gewalt (*Serv.* ad *Virg.* Aen. X, 92.), oder mit Helena's Zustimmung (*Ovid.* Ep. 16, 85, 17. *Dictys* I, 2. *Hyg.* f. 92.). Nach *Didym.* Od. XXIII, 218. beredete er die Helena auf sein Schiff zu kommen; sie weigerte sich, aber Aphrodite täuschte sie in der Gestalt des Menelaos. Nach *Dares Phryg.* 10. war Paris mit seiner Flotte auf der Insel Kythera gelandet. Um den Fremden zu sehen, veranstaltete He-

3) z. B. *Ant. Saxii* hist. liter. typogr. Mediol., welche in *Ph. Argelati* biblioth. scriptor. Mediol. fol. Vol. 1. S. 560 befindlich ist. 4) *Le Paute* sur l'horlogerie. T. I, 66. T. II, 79. *Thiout* traité d'horlogerie. Par. 1741. S. 212. 5) Sketches of man. Edinb. 1774. 4. Vol. I, 96. 6) s. Pauls von Stetten Kunst-, Gewerbe- und Handwerksgesch. der St. Augsburg. S. 172. 7) Vergl. überh. Joh. Hnr. Mor. Poppe's Gesch. d. Technologie. 2r Bd. Gött. 1810. S. 95 fgg.

*) *Strab.* VIII. *Eustath.* ad Il. II, 584. **) *Apollod.* II, 4 7.

1) *Plut.* Thes. 36. *Meurs.* Thes. 26. Cfr. *Herodot.* IX, 73. Mezir. ad *Ovid.* T. I. p. 433 etc. T. II. p. 352. Schol. Il. III, 242. *Eratosth.* 12. *Hyg.* Astron. II, 8. f. 77. *Apollod.* III, 10. 7.

lena ein Opfer auf der Insel und nun raubte sie Paris nach hartem Kampfe mit den Einwohnern. Nach *Ptol.* Heph. IV. p. 317. geschah die Entführung auf der Jagd und Helena folgte, weil sie den Paris für einen Gott hielt. Paris nahm den Weg über die Insel Kranáe, eine der Sporaden und genoß hier wahrscheinlich zuerst ihre Umarmung (Il. III. am Ende). Nach Andern zeugte er zuerst in Attika mit ihr den Bunichos. Er schweifte nun noch lange auf dem Meere umher und kam zuletzt nach Sidon, wo er kostbare Gewänder und geschickte Weberinnen mitnahm (Il. III, 445. VI, 290.). Der Verfasser des kyprischen Gedichts läßt ihn nach Proklos durch einen von der Here erregten Sturm verschlagen werden. Noch Andere lassen ihn aus Furcht vor dem verfolgenden Menelaos nach Ägypten gehen, wo der König Proteus die Helena, Äthra und die andern Entführten ihm abnahm und ihn zwang, sein Land zu räumen (*Herod.* II, 112.). Statt der Helena folgte ihm bloß ihr Schattenbild, denn Hermes habe die wahre Helena zum Proteus gebracht, der sie dem Menelaos wieder zustellen sollte. Auch Euripides folgt in seiner Helena der Angabe, sie sei nie nach Troja gekommen. Nach *Dictys* I, 7. entstand in Troja, als Paris die Helena brachte, eine allgemeine Mißbilligung und ein Aufruhr. Die Griechen schickten Gesandte, um den Raub zurück zu fordern, aber weder Helena wollte aus Furcht vor dem Gatten zurück kehren, noch wollten sie Hekuba und ihre Söhne fortlassen (*Dictys* I, 7, 10.). — Während des Krieges war Helena in Troja allgemein geehrt, aber traurig. Ihre Beschäftigung war, die Thaten der Griechen und Trojer zierlich zu weben (Il. III, 125.). Um den Zweikampf zwischen Paris und Menelaos zu sehen, folgte sie der Iris zur Warte des skäischen Throns, wo Priamos sie neben sich setzen und die Namen der griechischen Helden sich nennen ließ (Il. III, 141.). Vorher hatte sie dem schmeichelnden Paris, ob sie gleich kurz zuvor ihn mit Spöttereien überhäuft hatte, die ehelichen Freuden gewährt. Nach dem Tode des Paris erhielt sein Bruder Deiphobos ihre Hand [2]); mit ihm ging sie zum hölzernen Pferde und rief, die Stimme der Gemahlinnen nachahmend, jeden Helden bei Namen (*Ovid.* IV, 270.). Nach einigen Sagen [3]) verrieth sie Troja und ihren Gemahl an Menelaos und übergab ihm den schlafenden Deiphobos, den er grausam mordete. Nach Andern überfielen ihn die Griechen ohne Verrath der Helena und Menelaos nahm sie mit Gewalt auf sein Schiff. Noch Andere lassen den Menelaos, als sie ihm entgegen ging, das Schwert gegen sie zücken, das aber seinen Händen entfiel. Nach *Virg.* Aen. II, 567. will sie Äneas tödten, aber Aphrodite hindert ihn. Was ihre Rückkehr betrifft, so lassen sie Einige geradezu mit Menelaos nach Sparta kommen; Andere sprechen von langem Umherschweifen. Selbst Homer (Od. III, 278. IV, 80.) läßt sie durch Sturm an die phönikische und ägyptische Küste verschlagen werden und erst im 8len Jahre nach Hause kommen. Hier besuchte sie Telemachos und fand sie in glänzendem Zustande. Sie erkannte ihn bei der Hochzeitfeier der Tochter und erheiterte ihn durch das *φάρμακον νηπενθές* (unser Opium), das sie in Ägypten kennen gelernt hatte (Od. IV, 121.). Dem *Paus.* III, 19. zu Folge wurde sie nach dem Tode des Menelaos von ihren Stiefsöhnen Megapenthes und Nikostratos ins Elend getrieben. Sie ging nach Rhodus zu ihrer Freundinn Polyxo, der Gemahlinn des Tlepolemos, welche sie aber aus Groll, daß ihr Gemahl um ihretwillen vor Troja den Tod gefunden hatte, im Bade überfiel und an einen Baum hängte. Daher gab es in Rhodus eine Kapelle der Helena Dendritis. Nach Andern wird sie nebst Menelaos von Iphigenien in Tauris geopfert. Oder Phöbos versetzte sie unter die Sterne, als Orestes und Pylades sie tödten wollten (*Eurip.* Orest. 1629. cfr. Schol.). Eine andere Sage bei *Paus.* III, 19. läßt sie nach dem Tode sich mit Achill auf der Insel Leuke vermählen, denn er hatte sie schon im Leben geliebt (*Tzetz.* ad *Lycophr.* 174). In Beziehung darauf läßt *Ptol.* Heph. VI. p. 318. sie durch die Thetis bei der Rückkehr von Troja entführen und den Achill mit ihr den Euphorion zeugen. Nach *Pausan.* l. c. wies man ihr und des Menelaos Grab zu Therapne in Lakonien; auch hatte sie in Sparta einen Tempel (*Paus.* III, 15). Homer kennt von ihr und Menelaos nur eine Tochter Hermione; aber schon Sophokles Electr. 541. noch zwei Söhne, die der Scholiast Il. III. Diäthos und Morraphios nennt. Nach *Dictys* V, 5. hatte sie vom Paris den Bunichos, Korythos, Aganos und Idäos. Der Dichter Stesichoros aus Himera in Sicilien schrieb einst ein Schmähgedicht auf sie, deßwegen ließen ihn die Dioskuren blind werden. Dieß entdeckte ihm ein Orakelspruch und nun schrieb er seine berühmte Palinodie, worin er Alles widerruft; sogleich kehrte sein Gesicht wieder [4]). Homer spricht sowohl von ihrer Schönheit als ihrer Tugend, von ihrer Reue und ihrem Verlangen nach dem ersten Gemahle; nur aus weiblicher Schwäche hatte sie gefehlt (Il. III, 139, 172 ꝛc.). So auch Ovid (Her. XIII.).

Über das Symbolische in der Geschichte der Helena bemerkt Creuzer Verschiedenes. Ihre Brüder, die Dioskuren, wurden zu den Kabiren gezählt, d. h. zu den im Weltall wirkenden höchsten Kräften und Planetengöttern. Sie mit Helena machten eine Dreizahl von Kabiren. Damit hing denn die Eigeburt zusammen. Das Ei symbolisirte das Weltall, die eine Hälfte die obere, die andere die untere Hemisphäre. Beide Hälften wurden bald neben einander gestellt und Sterne darauf, bald zusammen gefügt und vermittels Binden im Tempel aufgehangen. Die Eihälften sind der konische Hut, mit dem die Dioskuren gebildet werden. Bei dem ganzen Ei erzählte man dem Volke das Mährchen

2) *Tzetzes* ad *Lycophr.* 168. *Eurip.* Troad. 952. *Con.* 34. *Quint. Calab.* XIII, 354. 3) *Virg.* VI, 525. *Quint. Cal.* l. c. u. XIV, 39. *Tryphiod.* 602.

4) *Acron* ad *Hor.* Epod. XVII. *Isocr.* in Encom. Conon. 18. *Paus.* III, 19.

von der Geburt der Leda; der Sinn des Symbols stammte aus Ägypten und war vielleicht ein Theil der geheimen Kenntnisse der Priester. Als Schwester der Dioskuren war denn Helena die weibliche Potenz in der Dreizahl der Kabiren und damit könnte wohl die Sage von ihrer Schönheit und ihren vielen Freiern zusammen hängen, so wie selbst ihr Name, der mit *σελήνη*, Mond, einerlei ist. Der Mond aber war wiederum das Symbal der weiblichen Naturkraft, so wie die Sonne der männlichen. Die Eigeburt würde also heißen, aus dem Weltei gingen zuerst die männliche und weibliche Kraft zur Erzeugung der Dinge hervor. Darum heißt es denn auch van ihr, die so im Begriffe die indische Maja, die mit ihrem Truge Alles Täuschende, wird, sie habe durch Liebestränke, die sie von der weisen Polydamna in Ägypten lernte, Alle berückt[5]). Auch ihr Raub durch Theseus, während sie im Tempel der Diana-Luna tanzte, ihre Befreiung durch die Dioskuren während der Abwesenheit des Theseus, scheint symbolisch und sich auf ein Aufsteigen und Untergehen von Sonnen- und Mondswesen zu beziehen. Ihre Verbindung mit Theseus ist dann eine Verbindung der Sonne und des Mondes und daher Iphigenia, die Kraftgeborne, ihre Tochter. Auch die Sage bei Plinius (H. N. XXXIII, 23.), daß Helena der Pallas zu Lindus einen Becher von Bernstein nach dem Maße ihrer eigenen Brust geweihet habe, scheint auf Mondsdienst hin zu deuten. Man weihete der Göttinn zu Lindus Becher nach dem Muster der halben Mondskugel gebildet, und ein solcher, der Göttinn auf den Schoß gelegt, sollte die Brust der Frauen vor Übel bewahren.

HELENA, 1) nach *Ptol.* Heph. IV, 319. Tochter des Paris und der Helena, von der Hekuba bei der Eroberung Troja's getödtet. Die Ältern stritten sich um den Namen, der Vater wollte sie Alexandra, die Mutter Helena genannt wissen. Das Los entschied für letztere.

2) Tochter des Ägisthos und der Klytämnestra, von Orestes getödtet, nach *Ptol.* Heph. IV, 319. Eben daselbst werden noch 2 Helenen erwähnt: des Epidamnos Tochter, Unterhändlerinn zwischen Venus und Adonis und von den Epidamniern als Venus verehrt, und des Tibyros Tochter vom Achill im Zweikampfe getödtet. (*Richter.*)

HELENA, die Tochter des Ägyptiers Timon, wird von Photios unter andern berühmten Helenen des Alterthums als eine geschickte Malerinn angeführt, welche die Schlacht bei Issas in Kilikien gemalt habe, worin Alexander zum ersten Male den Dareios besiegte. Da Photios hinzu fügt, daß sie eine Zeitgenossinn jenes Krieges gewesen sei, so läßt sich daraus ihr Zeitalter ziemlich sicher bestimmen. Da ferner dieses Gemälde nebst andern aus Griechenland gekommenen Kunstschätzen von Vespasianus in dem von ihm neu erbauten Friedenstempel zu Rom aufgestellt wurde, so mag es wohl ein nicht unbedeutendes Kunstwerk gewesen seyn. (*J. Horner.*)

HELENA, war die erste Gemahlinn des Kaisers Konstantius Chlorus, mit welcher er Konstantinus erzeugte. Ihre Abkunft und ihr Geburtsort sind nicht genau bekannt. Wahrscheinlich war sie aus dem Flecken Drepana in Bithynien, welchen Konstantinus der Große, ihr Sohn, zur Stadt erhob, und ihr zu Ehren Helenopolis nannte, gebürtig. Nach dem Gervasius, welcher unter Kaiser Otto IV. lebte, stammte sie aus Britannien und war des Königs Liacollus Tochter*). Obgleich diese Nachricht bei den Engländern Beifall gefunden hat, so ist sie doch unwahrscheinlich, man muß vielmehr aus des Eutropius X, 2. Ausdruck schließen, daß sie aus niederem Stande war. Konstantius Chlorus schied von ihr, als er zum Cäsar erhoben wurde und die Stieftochter des Kaisers Maximianus Herkulius, Theodora heirathen mußte. Als Konstantinus Kaiser geworden war, legte er seiner Mutter den Titel Augusta bei, und bewilligte ihr große Summen zum Aufbau von Kirchen und zur Vollendung frommer Werke. Sie reisete, der Angabe nach, durch göttliche Eingebung erweckt, wahrscheinlich aber auch wegen Kummers über die Grausamkeit ihres Sohnes**), nach Jerusalem und fand den Ort, wo das Kreuz Christi unter der Erde liegen sallte. Sie ließ den Venustempel, der darüber stand, wegräumen, fand drei Kreuze, aus denen der Bischof Makarios das rechte dadurch heraus fand, daß er kranke Personen sie berühren ließ. Die Berührung des Kreuzes Christi machte gesund, die Kreuze der Schächer thaten keine Wirkung. Sie fand auch das Brett auf, welches mit der Inschrift: der Juden König, auf des Pilatus Befehl an das Kreuz Christi war angeheftet worden, deßgleichen die Nägel, wamit Christus angeheftet worden. Sie bauete nun auf diesen Ort eine Kirche, das neue Jerusalem genannt, faßte ein Stück des Kreuzes in Gold ein und ließ es in derselben; den übrigen Theil sendete sie ihrem Sahne, dem Kaiser. Sie errichtete auch eine Kirche in Bethlehem über der Höhle, wo Christus geboren seyn soll, deßgleichen eine andere auf dem Berge seiner Erhöhung. Sie speisete auch die Nonnen, trug ihnen das Essen zu, wartete ihnen auf und beschenkte die Kirchen und Armen, wozu der Kaiser die Geldmittel hergab. Sie beschloß auch dort ihr frommes Leben, das sie auf 80 Jahr brachte. Ihr Leichnam wurde nach Konstantinopel gebracht und in dem kaiserlichen Begräbniß beigesetzt. Diese Erzählung des Eusebios in den Leben Konstantins ist von den folgenden Kirchenschriftstellern Rufinus, Sozomenos, Sokrates, Nikephoros und Andern wiederholt und erweitert worden. Außer den angeführten Schriftstellern sind zu vergleichen: *Adolf de Hübner* de Crucis dominicae per Helenam inventione, Helmst. 1724 und *Lamden's* Brit. Saxon., Manso's Leben Konstantins. (*Kanngiesser.*)

HELENA, auch KONSTANTIA und KONSTANTINA genannt, eine Tochter Konstantinus des Großen

5) *Clarke* und *Ernesti* ad Odyss. IV, 221. 228. 229.

*) *Leibnitii* scriptt. rer. Brunsv. T. I. p. 976. **) *Zosimus* II, 29.

und der Fausta, nahm sich der Statsangelegenheiten an, als ihr Bruder Konstans von Magnentios getödtet, und Konstantius noch im Morgenlande war. Sie stellte 350 Vetranio gegen den Usurpator als Kaiser auf, den auch Konstantius bei seiner Ankunft anerkannte, hernach aber in den Privatstand zurück setzte. Konstantius vermählte sie fünf Jahr hernach mit Julianos, als er ihn 355 zum Cäsar erhob. Allein beide Julianos und Helena wurden von der Eifersucht des Hofes verfolgt. Die Kaiserinn Eusebia, selbst kinderlos, wünschte, daß auch Helena dem Julianos keine Nachkommen bringe und bestach die Hebamme, daß sie dem Knaben, mit welchem Helena in Gallien niederkam, den Nabelstrang zu kurz abschnitt und seinen Tod beförderte. Hierauf lockte Eusebia unter dem Scheine großer Zärtlichkeit sie an den Hof und verleitete sie, ein Medicament einzunehmen, welches die Wirkung hatte, daß, so oft sie schwanger wurde, sie eine Fehlgeburt machte. Helena starb indeß schon 359 zu Vienne in Gallien. Julianos sandte ihre Hülle nach Rom, wo sie neben ihrer Schwester in der Vorstadt des nomentanischen Thores begraben wurde*). (*Kanngiesser.*)

HELENA, war die Gemahlinn des Patriciers Romanos Argyros, welcher im J. 1028 von dem Kaiser Konstantinos IX. zu seinem Nachfolger mit der Bedingung ernannt wurde, daß er seine Tochter Zoe heirathe. Um seine bisherige Gemahlinn Helena von ihm zu trennen, wurde ein Schreckmittel angewendet und dem Romanos Arg. erklärt, daß, wenn er den Antrag nicht annehme, er der Augen beraubt werden solle. Um ihrem Gemahle es möglich zu machen, den Antrag zu erfüllen, ließ sich Helena sogleich zur Nonne scheren und ging in ein Kloster†).

(*Kanngiesser.*)

HELENA, war eine Tochter des Großadmirals (Drungarius) Romanos Lakapenos und wurde von diesem dem Kaiser Konstantinos Porphrogenneta im J. 919 zur Gemahlinn gegeben, als dieser vierzehnjährige Kaiser sich ihm in die Arme warf. Romanos bemächtigte sich aber der ganzen kaiserlichen Gewalt, und ernannte selbst seine drei Söhne zu Kaisern, so daß Konstantinos P. nur erst im J. 948 zur Regirung gelangte. Helena wurde dessen ungeachtet von ihm sehr geliebt und er verstattete ihr großen Einfluß, als er regirender Kaiser war, namentlich in Besetzung der Statsämter, welche sie in Verbindung mit dem Oberkammerherrn Basilios verkaufte Als sie starb, verfertigte er Klaggedichte auf ihren Tod*).

(*Kanngiesser.*)

HELENA, die Heilige. Diese in diesen Annalen des russischen Reichs so gefeierte Fürstinn hieß eigentlich Olga und war nach dem Chronographen Nestor aus der Stadt Pskow gebürtig, nach Andern stammte sie aus einem gemeinen warägischen Geschlechte und lebte in dem Dorfe Wybutska unweit Pskow. Der junge russische Fürstensohn Igor kam einst zur Jagd dahin, erblickte Olga und wurde von ihrer Schönheit, ihrer Sittsamkeit und ihrem Verstande so hingerissen, daß er sie allen übrigen Töchtern des Landes vorzog, und 903 zu seiner Gemahlinn erhob. Als er 912 den Thron seiner Väter zu Kiew bestieg, theilte Olga denselben, stand ihm als ein freundlicher Genius zur Seite und verstand es seinen kriegerischen unruhigen Sinn möglichst zu besänftigen: er blieb, nachdem sie ihm einen Sohn Swaetoslaw geboren hatte, 945 in einem Kampfe mit den Drewliern, die im W. von Kiew am Pripetz hauseten, und Olga wurde Reichsverweserinn und Vormünderinn für ihren unmündigen Sohn. Die Drewlier, die die Blutrache Olga's fürchteten, suchten sie dadurch zu versöhnen, daß sie ihre Hand für ihren Häuptling Mal suchten. Allein Olga opferte die Abgeordneten der Drewlier und 5000 Krieger dieses Volks den Manen ihres gemordeten Gatten und zog mit Heeresmacht in ihr Land, das sie durch List bezwang und sich unterwürfig machte*). Von diesem Zuge zurückgekehrt, ergriff sie mit fester Hand die Zügel der Regirung, wußte sich bei Ein- und Ausländern Achtung zu verschaffen und arbeitete eifrigst für die Civilisation ihres Volks, wobei sie indeß mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Ein Mittel zur Erreichung dieses Zwecks schien ihr die Einführung des Christenthums zu seyn, dem schon alle Nationen des Abendlandes huldigten: 855 begab sie sich selbst, ungeachtet sie schon über sechzig Jahre alt war, nach Byzanz, ließ sich von dem dasigen Patriarchen unterrichten und empfing die Taufe, in welcher sie den Namen Olga in Helena verwandelte: sie war damals noch so reizend, daß Kaiser Konstantin Porphyrogenet sich in die Sechzigerinn verliebte und ihr seine Hand antrug, wozu ihn indieß wohl stärkere politische Gründe bewogen haben mochten. Ihr Beispiel fand in Rußland wenige Nachahmung: 960 sandte sie eine Gesandtschaft an den teutschen Kaiser Otto und erbat sich von ihm einen Bischof und Geistlichen; Otto schickte 961 den Trierer Mönch Adalbert, aber dieser konnte nur ein Jahr lang in Rußland ausdauern und

---

*) *Ammian.* XV, 8. XVI, 10 XXI, 2. *Theophan.* Chron. p. 29. *Du Fresne* Famil. Byz. p. 32.

†) *Zonaras* XVII, 10. *Cedren.* p. 565. ed. Ven.

*) *Zonar.* VI, 22. *Leo Gramm.* p. 392. ed. Ven.

*) Die russischen Annalen verzeichnen 4 Arten der Blutrache, die Olga gegen die Drewlier nahm: 1) ließ sie die 20 Brautwerber, die die Drewlier zu ihr sandten, lebendig begraben; 2) eine zweite Zahl von angesehenen Drewliern in einer Badstube verbrennen; 3) bei der Trisna oder Todtenfeier, welche sie veranstaltete, auf dem Grabe Igors 5000 berauschte Drewlier niederhauen, und 4) als sie in das Land der Drewlier eingebrochen war und diese sich in ihre Hauptstadt Korostan eingeschlossen hatten, die sie als Verzweifelte vertheidigten; so bot sie diesen einen Waffenstillstand und Frieden an, wenn sie sich zu einem Tribute verstehen wollten. Die Drewlier waren hierzu bereit: die Fürstinn forderte von einem jeden Hause zu Korostan 3 Tauben und 3 Sperlinge. Kaum waren ihr diese überreicht, so ließ sie solche mit Feuergeräthe umwinden und gab ihnen die Freiheit. Aber bald sah man Korostan in Flammen, und die Drewlier sahen sich genöthigt, die brennende Stadt zu verlassen! — Letztres offenbar ein Mährchen, womit die Chronisten Olga's Geschichte ausgeschmückt haben.

kehrte 962 nach Teutschland zurück. 964 hob Helena das Recht der ersten Nacht in diesem Reiche auf, machte mehrere weise Verordnungen und übergab in diesem Jahre ihrem Sohne Swätoslaw die Regirung. Dieser junge Fürst bezeichnete deren Anfang sogleich mit kriegerischen Unternehmungen gegen die Wytätschen und Bulgaren: als er gegen die letztern im Felde stand, brachen 968 die Petschenägen von einer andern Seite in Rußland ein, und drangen bis Kiew vor, das nur durch das muthige Wagstück eines edeln Russen gerettet wurde. Swätoslaw kehrte sogleich zurück. Aber kaum waren die Petschenägen besiegt und zurück gejagt; so „sehnte „sich das Herz des Helden wieder an die Ufer der Do„nau; Olga aber, seine Mutter, sprach: So wohne „doch wenigstens meinem Begräbnisse bei; dann begib „dich, wohin der Geist dich treibt! Und weissagend „waren diese Worte gesprochen; denn Olga, die herr„liche Morgenröthe einer christlichen Welt in Rußland, „starb nach 3 Tagen. Ein griechischer Priester, welchen „sie heimlich hielt, begrub sie." Sie starb am 11. Julius 969; in der Ehe hatte sie 42 Jahre gelebt, 10 Jahre nach Igors Tode ließ sie sich taufen und war 15 Jahre lang Christinn gewesen, als sie fast 80 Jahre alt ihren Geist dem Schöpfer wiedergab. Unter den 57 Heiligen der griechisch-russischen Kirche behauptet sie einen der angesehensten Plätze; ihre Gedächtnißfeier fällt auf den 11. Julius**). (*G. Hassel.*)

HELENA (ungrische und servische Fürstinnen). 1) Schwester der ungrischen Könige Geyza I. und Ladislaus des Heiligen, brachte nach dem unbeerbten Tode ihres Gemahles Zwreimir von Kroatien ihr Reich an Ungarn, 1089. 2) Tochter des Fürsten Urosch von Servien und Gemahlinn des ungrischen Königs Bela's II. des Blinden. Sie rächte nach der Thronbesteigung ihres Gatten den an seiner Person verübten Frevel auf eine ausgezeichnete Art, indem sie auf dem Reichstage zu Arad mit ihren vier blühenden Söhnen erschien, und wegen der Blendung des Königs Genugthuung verlangte. Ihre Klagen erschütterten die Versammlung, 68 Edle wurden zur Stillung ihrer Blutrache hingerichtet, und ihr eingezogenes Vermögen unter die Bischöfe vertheilt, 1136. In der Folge machte sich Helena als Reichsregentinn statt ihres unmündigen Sohnes Geyza II. durch Berufung der Teutschen nach Ungarn und Siebenbürgen um die Kultur des ungrischen Reiches hoch verdient †). 3) Tochter des ungrischen Königs Geyza II. und Gemahlinn des Herzogs Friedrich von Böhmen. 4) Tochter des Königs Bela IV. von Ungarn und Gemahlinn des Herzogs Boleslaw des Frommen in Großpolen ††). 5) Witwe des servischen Despoten Lazar Brunkowitch, übergab unter der Regirung des ungrischen Königs Matthias Corvin ihr Reich dem Papste, welcher dem König die Witwe und die Beschützung Serviens gegen die Türken empfahl, 1458. Mit innern Angelegenheiten beschäftigt, erlaubte der König, daß ein Legat das Land im Namen des Papstes in Besitz nahm, das wohl nur von den geistlichen Rechten desselben verstanden werden kann. In der Folge überwältigte die fürstliche Witwe den rebellischen Bojaren Stephan Abogovics und lieferte ihn an König Matthias aus, welcher so fort einen katholisch-glaubigen Despoten, Stephan Thomassevics, zum Regenten des Landes einsetzte, 1459. (*Joh. Genersich.*)

HELENA, ST. HELENA, Dorf in der kroatischen Gespanschaft Agram, im Bezirke diesseits der Kulpa, nach Zamobor eingepfarrt, mit guten warmen Bädern, die aber zum Theil versiegt sind. (*Rumy.*)

HELENA, ST. HELENA, auch DRAMATY, Pfarrdorf in Kroatien, im Litorale, und zur Kameralherrschaft Vinodol gehörig, an einem Meerhafen liegend, mit einer Lokalpfarre, 40 Häusern und 350 Einwohnern. (*Rumy.*)

HELENA, ST. HELENA, ungrisch SZENT ILONA, Gut und Dorf in Niederungarn jenseits der Donau, Szalader Gespanschaft, Muraközer Bezirk, an der von Alsó Lendva nach Csáktornya führenden Poststraße, wovon es nur ¼ Stunde weit entfernt und wohin es eingepfarrt ist, mit einem Mausoleum der in der ungrischen Geschichte berühmten Grafen Zrinyi, war ehemals eine Residenz der Pauliner Eremiten. (*Rumy.*)

ST. HELENA, eine Kapelle auf einer Anhöhe im wirzburgschen Pfarramt Baunach, welche durch die wohlthätige Wirkung des aus ihrer Nähe quellenden Mineralbrunnes gegen verschiedene Krankheiten — besonders Hautausschläge — einen großen Ruf erlangt hat. (*Jäck.*)

HELENA ST., Kirchspiel im State Louisiana, Nordamerika's vereinigten Staten, 286° 52′ — 287° 44′ L. 30° 20′ — 31 N. Br., 10 teutsche Meilen von N. nach S., 9 teutsche Meilen von O. nach W., 72 □Meilen, stößt im N. an den Stat Missisippi, im O. an den Fluß Tangipoa, der St. Helena vom Kirchspiel Washington trennt, in S. an die Seen Pontchartrain und Maurepar, im W. an den Amité, der westlich strömend auch einen Theil der Südgränze ausmacht, und St. Helena von den Kirchspielen Nova Feliciana, Batonrouge, Iberville, Ascension, und St. James trennt. Flachland, voll Sümpfe und Salzmarsche, höchst fruchtbar. Das Innere wird von dem in den See Maurepas mündenden Ticksan durchströmt, an welchem die Ortschaft St. Helena, mit dem Kantongerichtshause und dem Kantongefängnisse und das Dorf und Postamt Springfield liegt, letzteres auf der Straße von Neu-Orleans, 10 teutsche Meilen südlich nach Natchez (20¼ Meile nordwestlich) führt. Das Kirchspiel zählte 1820 3026 Einwohner (2164 Weiße, 830 Sklaven, 32 freie Farbige). Hauptprodukte sind Mais, Gartenfrüchte, Baumwolle, Zucker und etwas Indigo. Am Amité sind auch Theepflanzungen angelegt. (*Röding.*)

HELENA oder St. Helena, eine Insel, die im atlantischen Okeane isolirt zwischen Afrika und Amerika unter 11° 51′ L. und 15° 55′ S. Br. belegen und

---

**) Nach Karamsins Gesch. von Rußland. Th. 1. Kap. 1 — 21.

†) Engel. Th. 1. S. 231. ††) Siehe die dem ersten Theile der Geschichte von Engel beigefügte genealogische Tafel.

228 Meilen von dem schwarzen Vorgebirge, 450 von den Cabo Verde belegen ist. Ihr Umfang wird auf 6, [34], die Länge zu 2, die Breite zu 1⅔, und das Areal zu 8, [30] □Meil. angegeben. Vom Meere aus erscheint sie auf allen Seiten wie ein mächtig aufsteigender Felsen, an dem sich die Wogen mit furchtbarem Ungestüme brechen; drei Gipfel streben, wenn man sich von der Westseite dem Eilande nähert, aus dieser Masse zum Himmel empor. Der Dianenpick 2693, Cuckold Point 2672 und Halleys Mount 2467 Fuß hoch, aber auch Flagstaff und Barn messen jeder über 2000 Fuß. Im O. dagegen entfaltet sie den Anblick einer verbräunten, von mehreren kleineren umgebenen Pyramide, deren rothe Farbe nur durch den Schatten einer großen Menge vorspringender Felsen verdunkelt wird. Überall zeigt bei weiterer Annäherung die Küste ungeheure Felsen, die an einigen Stellen 600, an andern 1200 Fuß senkrecht über der Meeresfläche sich hervor heben. Felsenriffe erstrecken sich von ½ bis fast 2 Meilen weit in das Meer, und in einer weiten Entfernung sieht man kleine Felseninselchen Egy, Speery und St. George. Das Innere wird von einer Bergkette, die von O. nach W. streicht, in zwei ziemlich gleiche Theile zerschnitten: ostwärts läuft sie bis zu einem tiefen Thale, des Teufels Punschboule, umfaßt dieses, wird dann schmäler und bildet zuletzt die Ebene von Longwood; westwärts ist sie nach S. hin steil, nach N. fällt sie allmälig ab, vor ihr liegen abgerissene große Felsenstücke zerstreut umher. Die Berge im Innern sind meistens mit Thonlagen bedeckt, die Felsen an dem Strande bestehen dagegen zum Theil aus Basalte und Lava, zum Theil aus Kalkstein. In diesen öffnen sich weite Hölen, hier so hoch, daß die Wellen sie nicht erreichen können, dort so niedrig, daß letztere tief eindringen. Offenbar hat sich die Insel, die einen seit langer Zeit erloschenen Vulkan in ihrem Schoße zu bergen scheint, durch eine Reihe vulkanischer Ausbrüche und Revolutionen gebildet. Überall zeigt sie die Spuren einer allgemeinen Zerrüttung. Ihre schroffen Küsten bilden rund umher eine Mauer, die auf einer Seite allein den Zugang verstattet. Die tiefen Thäler tragen eine schwarzbraune und fruchtbare Decke, die aber nur 1½ Fuß hoch auf dem Felsen liegt. Verschiedene Quellen, die sich wohl in Bäche sammeln und reichlichen Zufluß aus den Gebirgen erhalten, gewähren den Thälern Bewässerung; der größte davon strömt durch das Kapellenthal. Zweimal im Jahre senkt die Sonne ihre Strahlen lothrecht auf die Insel; doch steigt in der Regel der Thermometer nicht über 84° Fahrenheit, und die ganze Reihe seiner Veränderungen geht nur die Skale von 62 bis 84° durch. Das Klima ist daher gemäßigter, als es unter einer solchen Breite scheinen möchte; man hat die drückende Hitze der Antillen nicht und genießt doch die Wohlthat des Ostpassat und den tropischen Regen. Nur in der Tiefe der Thäler wird die Hitze zuweilen sengend, wogegen auf den höheren Bergen die Kälte wegen der dort anhaltenden Winde lästig wird. Der Südwestpassat ist herrschender Wind, und nur wenn die Sonne den Zenith des Eilandes erreicht, treten temporäre Windstillen ein. Der Winter, der die Monate Jun. und Jul. für sich genommen hat, unterscheidet sich bloß durch kalten Regen und feuchte Seenebel, aber in manchen Jahren regnet es gar nicht und überhaupt außer den beiden Wintermonaten höchst selten. Trotz dieses klimatischen Zustandes ist die Insel nicht ungesund. Ursprünglich hat dieselbe wohl keine vierfüßigen Thiere gehabt; von den europäischen Hausthieren sind Pferde, Ziegen und Schweine verwildert, alles ist kleiner geworden, und selbst die man im Hause hält, Pferde, Rindvieh, Schweine, Ziegen, sind zu ihrem Nachtheile ausgeartet; vor allen aber haben sich Ratten und Kaninchen vermehrt und jene sind eine wahre Landplage geworden. Auch das meiste Geflügel ist eingewandert, einheimisch waren vielleicht nur der braune Canarienvogel, der einen angenehmern Schlag als der gelbe haben soll, der javanische Sperling, ein ausgezeichnet schöner Vogel, das Perlhuhn, die wilde Taube und die Vögel, die den Strand bewohnen, sich aber, seitdem das Eiland cultivirt ist, meistens auf den nahe belegenen Scoglien nieder gelassen haben. Fische sind in Menge vorhanden, besonders Makrelen, Brassen, Meeraale u. a., man rechnet gegen 70 Arten, die meistens mit Angeln gefangen werden. Unter den Amphibien gibt es wohlschmeckende Schildkröten, aber keine Schlangen; unter den Insekten große Spinnen, grüne Fliegen von der Größe einer Heuschrecke (?), die sehr lästig werden sollen, viele und verschiedene Schmetterlinge und von Konchylien Austern und Muscheln. Das Pflanzenreich mag ursprünglich wohl eben so ärmlich gewesen seyn. Roxburgh führt nur 54 Gattungen auf, die er für einheimisch hält. Weit mehrere sind eingeführt: Orangen, Pfirsichen, Datteln, Feigen, Bananen, Limonien wachsen spärlich; auch sieht man Kokospalmen, die aber keine Früchte tragen. Die Reben liefern gute Trauben. In den Gärten, die oft mühselig in Terrassenform an den Felsen angelegt sind, zieht man Melonen, Ignamen, Ananas, Pisangs, Yams, Bataten, Erbsen, Bohnen und einige andere Gemüse und Suppenkräuter, auf den Feldern wird Mais, Weizen und Gerste gebaut. Auch verspricht der Bau der Olive, die man einheimisch gemacht hat, glückliche Resultate. Übrigens mangelt es so sehr an guter Erde, daß man, um nur Gartenfrüchte kultiviren zu können, Dammerde vom festen Lande herüber geholt hat. Das Mineralreich liefert Bausteine, Kalk, Bolus, Siegelerde, Farbenerden, Schwefel und Salpeter; um Meersalz abzuschlämmen, fehlt es an einem dazu tauglichen Gestade, doch wird es in einigen Höhlungen von der Natur abgedämpft und dieß reicht schon zum Bedarf zu. Die Insel hat gegenwärtig zwischen 5000 bis 6000 Einwohner, worunter etwa 300 britische und 600 schwarze oder farbige Familien seyn mögen; der Rest besteht aus der Besatzung. Die Kreolen sind kraftvoll, gut gebaut und von frischer Gesichtsfarbe, die Weiber haben anziehende Formen, kleiden sich mit Geschmack und sind munter und geistreich. Merkwürdig ist, daß mehr Mädchen als Knaben geboren werden. Übrigens haben sie britische Sitten und Gebräuche hierher

verpflanzt; sie bekennen sich zu den in England herrschenden Kirchen, und diejenigen, die Grundbesitzer sind, leben auch in einem gewissen Wohlstande. Ihr Hauptgeschäft ist Acker-, Garten- und Obstbau, so wie Viehzucht, und so geringe Alles ist, mit so großer Mühe sie auch Alles betreiben müssen, so liefert es doch so viel, daß sie wenigstens mit Erfrischungen die anlegenden Schiffe versorgen und durch den abwerfenden Gewinn sich die ihnen fehlenden Bedürfnisse verschaffen können. Darum war bisher auch allein das Eiland den Briten wichtig, indem hier ihre Ostindienfahrer einen Erholungs- und Erfrischungspunkt auf ihrer weiten Reise fanden, der ihnen freilich jetzt, wo sie im Besitze des Caps sind, lange nicht mehr so viel werth ist. — Die Insel wurde den 21. Mai 1502 (nach andern 1508) von dem Portugiesen Don Joao da nova Galego entdeckt, für seinen König Don Manuel in Besitz genommen und weil sie am Helenentage aufgefunden war, St. Helena benannt; sie war völlig wüste, trug nur Gestrippe und Guineagras und hatte bloß Schildkröten und Seevögel. Die Portugiesen, die sie für eine Station ihrer Schiffe höchst gelegen fanden, brachten Thiere und Pflanzen dahin und baueten eine kleine Kirche in der Chapel Valley bay, gründeten aber keine Niederlassung. Die Holländer kamen 1600 dahin, und zerstörten, was die Portugiesen gegründet hatten; die Portugiesen stellten 1610 das Heiligthum wieder her, und um diese Zeit siedelten sich auch vier entlaufene Sklaven darauf an, die indeß die Portugiesen wegfingen und fort führten. Andere Versuche, sich daselbst nieder zu lassen, mißlangen. 1616 setzten sich die Holländer von Neuem im Besitz, ohne doch eine Niederlassung zu gründen; 1650 traten sie das Eiland an die britisch-ostindische Gesellschaft ab, die 1660 den Grund zu der ersten Niederlassung legten; 1673 fiel es zwar in die Hände der Holländer, aber noch in demselben Jahre nahmen die Engländer von Neuem Besitz, gründeten nun das Fort James und von dieser Zeit an haben sie es ununterbrochen behalten. Da das Eiland ringsum von einer natürlichen Mauer umgeben ist und der einzige Zugang, den es hat, durch das Fort James vollkommen gedeckt ist, so wurde diese Spanne Landes 1815 zu dem Verbannungsorte des außerordentlichen Mannes, dessen Ehrgeize der Besitz eines Erdtheils nicht genügt hatte, ausgewählt. Napoleon wurde hier bis zu seinem Todestage 1819 in Gewahrsam gehalten; neben seinem einfachen Landhause, das auf Longwood stand und jetzt schon verfällt, zeigt man sein Grab! — St. Helena gehört der engländisch-ostindischen Gesellschaft; sie hält hier einen Guvernör, der unter dem Präsidenten von Bengalen steht, und Civil- und Militärchef der Insel ist; die Besatzung war, so lange sie die Wache für ihren großen Gefangenen zu besorgen hatte, etwa 1500, jetzt nur noch 500 Mann stark; dessen ungeachtet ist ihr dieselbe eine kostbare Besitzung, indem ihre Einkünfte sich 1809, und vermehrt haben sie sich seitdem wohl nicht, nur auf 12,020, die Ausgaben dagegen auf 846,870 Guld. Conv. beliefen. Dazu nützt sie ihr jetzt fast nichts, indem ihre Schiffe sich, seitdem sie das Cap hat, dort bequem und wohlfeiler versorgen können. Doch um sie nicht in den Händen einer andern Nation zu lassen, darf sie die Insel nicht aufgeben. Ihre einzige Stadt St. James liegt unter dem gleichnamigen Fort und ist durch dasselbe und eine Menge anderer Batterien, die auch auf jedem Punkte der Insel, wo auch nur ein Schleichhändler landen könnte, angelegt sind, unzugänglich gemacht. Der Guvernör wohnt indeß nicht in dem Fort, sondern in einem Landhause. Außer der Stadt findet man auf der ganzen Insel kein weiteres Dorf, sondern nur einzelne an den Felsen hängende Gehöfde †). (*G. Hassel.*)

HELENE, ein Eiland in dem 2 Meilen breiten Kanale, welcher See von der Ostküste von Attika scheidet. Es hieß bei Homer Kranae und soll seinen Namen daher erhalten haben, weil Helena nach Paris Entführung darauf gelandet sei. Jetzt ist es öde und wüste und heißt bei den Franken Makronisi, bei den Osmanen Biberdsick. (*G. Hassel.*)

HELENENBERG, HELENENSBERG, neuangelegtes Dorf im Amte Chemnitz, des erzgebirgischen Kreises im Königreich Sachsen, hat schön gebaute Häuser, viele Seidenwaren- und Strumpfweber, und mit dem nahe liegenden, gleichfalls neuen, Dorfe Dorotheenhof über 1500 Einw., welche zum Rittergute Limbach gehören. (*G. F. Winkler.*)

HELENENFEUER, eine von brennbaren Dünsten herrührende Lufterscheinung, welche in Gestalt einer Flamme sichtbar wird und sich oft auf Schiffen an den Masten und Raaen sehen läßt. In den gemeinen Sprecharten nennt man dasselbe St. Helensfeuer und Eliasfeuer. (*St.*)

HELENENTHAL, schönes, romantisches Thal, bei dem Dorfe Rauhenstein, nächst der niederöstr. Stadt Baden, im Viertel unter dem Wiener Walde, mit reizenden Natur- und Kunstpartieen, von den Badener Kurgästen häufig besucht. Dieses paradiesische Thal ist unstreitig die interessanteste Gegend in der Nähe von Baden. Der Eingang in dasselbe liegt nur eine Viertelstunde südwärts von der Stadt. Es beginnt hinter einem Gebirge bei Heiligenkreuz, wird von dem Bache Schwächat oder Schwöchat, der zu einer kaiserl. Holzschwemme eingericht ist, deren Rechen im Jahre 1806 vollendet wurde*), bewässert und hat den Namen von einer der heil. Helena geweihten Kapelle. Es wird von schroffen Felsen umschlossen, auf welchen die durch ihr graues Alter denkwürdigen Ruinen der Schlösser Rauhenstein, Rauheneck und Scharfeneck (jedes in verschiedenem Grade der Zerstörung dem Zahne der Zeit Preis gegeben), in dreiwinkeligen Distanzen gegen einander, unweit des Einganges ins Thal, gelegen, von schönen

†) Guillot Bemerkungen über St. Helena (A. G. Eph. L, 273.). — *Beatson* traits relative to the island of St. Helena. London 1816.

*) Das Holz wird aus den Wäldern bei Alland hierher geschwemmt (im J. 1806 14,000, im J. 1807 aber bereits 26,000 Klafter), daselbst aufgeklaftert und endlich zur weiteren Beförderung nach dem Kanal bei Leßdorf abgeführt.

Weiß- und Rothföhren und Buchen umschattet und mit einer üppigen Vegetation sich befinden. Über den durch Wiesen sich schlängelnden Schwächatbach führt die zwischen zwei Felsen bogenartig gespannte Antonsbrücke; eine andere Brücke ist in der Nähe des k. k. Wasserrechens gebaut. Die Frau Gräfinn von Alexandrowitsch, Graf Franz von Pälffy, Graf Podstaczky, Graf Liechtenstein, Graf Zichy, Freiherr von Gontard, Ritter von Schönfeld und der Wiener Großhändler Jäger haben durch geschmackvolle Anlagen dieses Thal ungemein verschönert. Erzherzog Anton setzte diese an sich schon reizenden Gegenden durch weitläuftige vortreffliche Anlagen in der ganzen großen Gebirgsumgebung, mit den anmuthigen Bergen und Thälern, und mit den benachbarten Ortschaften Siegenfeld, Gaden, Heiligenkreuz, Granerhütten, in Verbindung. Am Eingange des Helenenthales steht der neue prächtige Sommerpalast des Erzherzogs Karl, Weilburg genannt, ober welchem auf der Südseite des Thales die Ruinen der uralten Burg Rauheneck liegen. Ein fester, dreieckiger Thurm, der, über die Föhren- und Tannenwaldung sich erhebend, weit in der Ferne gesehen wird, und die sehr einfache Schloßkapelle sind allein noch einiger Maßen erhalten, alles Übrige aber bis zur Unkenntlichkeit verfallen. Der Felsenberg von Rauheneck wurde durch die Güte des Erzherzogs Anton, bis zum Gipfel besteigbar gemacht. Man genießt auf diesem Gipfel eine herrliche Aussicht über einen großen Theil der ungeheuern Ebene des alten Pannoniens bis an das Leithagebirg, dessen höchsten Berg die Lorettokapelle ziert, und man kann von hier Baden, Nöslau, Schönau, Laxenburg, Traiskirchen, überhaupt gegen 50 Ortschaften überblicken. Das Schloß Rauheneck scheint einst der Schlüssel zu dem Helenenthale gewesen zu seyn. Einen interessanten Contrast zu diesem finstern Trümmerwerke bildet der am Fuße des Lindenkogels binnen 34 Monaten von dem Architekten Kornhäusel erbaute Sommerpalast des Erzherzogs Karl, die Weilburg. Ein zwei Stock Vorsprung mit einer Terrasse, acht jonische Säulen, worauf das Ganze ruht, der Garten, in welchem aus dem Salon der Wohnung eine Doppeltreppe führt, über der sich ein kolossaler Wassergott befindet, und die parallelen Nebengebäude verleihen dem Schlosse ein großartiges Ansehen. Das Dach ist von Kupfer und durch Blitzableiter geschützt, das Gesimse schmücken der östr. Adler und das nassau'sche Wappen (aus Rücksicht auf die Abstammung der Gemahlinn des Erzherzogs). Hinter dem Bergschlosse Rauheneck erblickt man westlich auf einem Felsenberge die letzten, schon sehr unbedeutenden Überreste (ein seit einigen Jahrhunderten bereits in Schutt und Trümmern liegendes Mauergestein) der verödeten Burg Scharfeneck, vom Walde und Gebüsche überwachsen, von Rauheneck durch ein waldiges Nebenthal getrennt. Diesen Ruinen gegenüber, auf dem westlichen Abhange des Mitterberges und auf dessen sehr schroffen Felsen von verhärtetem Kalktuff (mit grotesken Vorsprüngen), an der Nordseite des Helenenthals, liegt im dritten Winkel das Schloß Rauhenstein, welches schon im zwölften Jahrhunderte gestanden haben soll. Seine Überreste sind unter den übrigen Burgen am besten erhalten, denn noch steht der Wartthurm ganz von Quadersteinen erbaut, welcher die herrlichste Aussicht in das Helenenthal und in die vorliegenden Ebenen darbietet, das ganze Haupt- und mehrere Nebengebäude (nur der Dachstuhl ist abgestürzt und hat die Decke der Gemächer zerschmettert), die zwei Stockwerke hohen, festen Ringmauern. — Die Schönheit des Helenenthals, welche durch die Bequemlichkeit der Verbindungswege, die ihr Entstehen theils den Erzherzogen Karl und Anton, theils dem Grafen Franz von Pälffy verdanken, einen noch größern Reiz erhält, lockt bei günstiger Witterung täglich eine Menge Spaziergänger aus Baden herbei. In den zerstreuten Hütten des Thales bekommt man Milch und Butterbrot, und bei dem Jäger unter Rauhenstein auch Bier, Wein und Kaffee. Zur Bewirthung größerer Gesellschaften und deren Unterhaltung durch Musik, Spiel und Tanz hat der Unternehmer des Casino nahe an der St. Helenenkapelle ein großes, bequem eingerichtetes und geschmackvoll verziertes Gasthaus aufführen lassen. Von der Kapelle kommt man in einer Viertelstunde zur so genannten Klause, einer sehr lieblichen Naturscene. Immer mehr verengt sich das Thal aufwärts von Rauhenstein, und immer höher zu steigen scheinen die Gipfel dicht bewaldeter Berge im Hintergrunde. Plötzlich treten diesseits und jenseits hohe Felsenmassen so nahe zusammen, daß es scheint, als wollten sie das ganze Thal verschließen, was einst wirklich der Fall gewesen seyn muß, denn noch bestätigen die gleichförmigen Schichten und Bänke des Kalksteines zu beiden Seiten den genauen ehemaligen Zusammenhang*). Die Klause ist bestimmt, das aus den Wäldern von Alente im Frühjahr geschwemmte Brennholz hier zu sammeln. Durch Sprengung eines Theils des Felsens ist die vormals noch engere Schlucht im untern Raume zu einer Breite von ungefähr 30 Schritten erweitert, und aus Werkstücken des Felsens eine Brücke für den Durchgang des Baches bei gewöhnlicher Wasserhöhe gebaut worden. Eine andere, auf den Rücken der vorigen gestellte Brücke von Holz ist theils zur bequemen Handhabung des Rechens bei der Holzflöße und zur Leitung der dabei nöthigen Verrichtungen bestimmt, theils dient sie zur bequemen Communication der auf beiden Seiten des Thales hin laufenden Wege. Selbst der malerische Charakter der Gegend wird durch diese Brücke sehr erhöht, indem sie den beiderseitigen Felsenmassen gleichsam ein festeres Verbindungsglied wird und stromaufwärts und abwärts eine sehr reizende Durchsicht in das überall aufgestellte Naturtheater grünender Waldberge gewährt. Wenn man alle die reizenden Punkte, welche der Gamssteig und die Aussicht auf Wolfsthal gewähren, passirt

*) Ob eine Katastrophe der Urwelt diese Verbindung plötzlich aufhob und der im Rücken angeschwollene See über Badens Fluren einher brach, oder ob die Schwächat im leisen Schritte der Jahrhunderte sich nach und nach dieses Felsenthor geöffnet habe, kann nicht ausgemittelt werden. Für Beides findet der Geologe Gründe der Wahrscheinlichkeit.

hat, und tiefer in das Helenenthal hinein den angenehmen Fußsteig am rechten Ufer des Schwächatbaches verfolgt, gelangt man zu einigen Holzhackerhütten, deren erste Bewohner aus Krain abstammen und ihren Wohnsitzen den Namen **Krainerhütten** gaben. Hier kann man sich mit Milch, Butter, Kaffee, Bier und Wein laben. In zwei Stunden besteigt man von den Krainerhütten aus das so genannte **eiserne Thor**, welches der höchste Punkt des Kaltenberges ist, unter dessen Namen man das auf dem rechten Schwächatufer befindliche Gebirge begreift. Das eiserne Thor ist der nordöstliche, der eigentliche Kaltenberg, der Merkensteiner und der Lindenkogel der mitten inne liegende Theil desselben. Der Aufgang auf den erstern beginnt vom genannten Standpunkte aus steil, und geht dann über Wiesen und Waldungen, in welchen man Erdbeeren und Himbeeren im Überflusse antrifft. Unterwegs erblickt man den größten Theil des hintern Helenenthals, später gewinnt man auch eine herrliche Aussicht auf den St. Stephansthurm in Wien. Der Gipfel ist keine Spitze, sondern eine ziemlich ausdehnte unebene Bergfläche, so daß die Aussicht nicht von einem Punkte genossen werden kann. Bei einer hohen Föhre zeigt sich die Fläche der Gegend um Wien mit zahlreichen Ortschaften, der Tempel im Brühl bei Medling und die Triangulirungs-Pyramide des Anninger; von einer andern Anhöhe die Fläche von Neustadt; von einem dritten Orte, ein Par hundert Schritte von der Föhre gegen Süden, am Saume eines Waldes, öffnet sich die herrlichste Aussicht auf den Schneeberg und seine Nachbarn, und in der schönsten Vogelperspective zeigt sich das Lusthaus in Merkenstein, die Aussicht genannt. Der **Wasserfall**, ein einsamer, in einem Felsenthale an dem murmelnden Burbach hin sich schlängelnder Spaziergang führt aus dem Helenenthale zu einem kleinen, aber schön gruppirten Wasserfalle. Wenn man diesen Weg weiter verfolgt, gelangt man auf die schöne **Heiligenkreuzer Wiese**. Durch die angenehmsten Waldungen führt der Weg jenseits des Weges im Helenenthale, über eine Anhöhe, nach dem Dorfe **Siegenfeld**, welches zwei Stunden von Baden entfernt ist und eine hügelige, theils angebaute, theils waldige Umgebung hat. — In der Nähe des Helenenthales sind zwei Steinbrüche und eine Flammenrußfabrik*). (*Rumy.*)

HELENIA, (*Ἑλήνια*), ein Fest, welches die Lakedämonen zu Ehren der Helena wahrscheinlich in allen, in Lakedämon zahlreichen, Tempeln derselben feierten; wie z. B. in Therapnä, wo sie mit dem Menelaos nicht als Heroine, sondern als eine Göttinn verehrt wurde†); oder bei Sebrion, wo ihr Tempel in der Nähe des Grabmals des Dichters Alkmann stand ††). Das Fest wurde von Jungfrauen begangen, die auf Eseln ritten, oder in Flechtenwägen in den Tempel der Helena fuhren. Die Zeit, wann es gefeiert wurde, läßt sich nicht bestimmen †††). (*C. W. Müller.*)

HELENIANER (*Ἑλενιανοί*) kommen in einer Stelle beim **Origenes**[1]) vor, in welcher Origenes dem Vorwurfe des Celsus, daß es unter den Christen so verschiedene Secten gebe, begegnet. Sie sind mit den **Simonianern** einerlei, welche ihren Namen von dem Simon Magus, einem Zeitgenossen der Apostel, haben[2]). Simon nämlich, der aber nicht einmal Christ war, soll nach den Berichten der Kirchenväter, die jedoch sehr unsicher sind, und meist auf Volkssagen beruhen, in mehreren Ländern umher gereist seyn, und ein früher der Ausschweifung ergebenes Frauenzimmer, **Helena**, mit sich geführt haben. Sich selbst habe er für den größten aller Äonen ausgegeben, den Gott in die Welt gesandt habe, um die Menschen zur Erkenntniß zu bringen und die Gewalt des Demiurgen, des bösen Princips, zu zerstören; die Helena aber für einen weiblichen Äon, welcher von den Weltschöpfern, deren Mutter er war, gemißhandelt, und immer in andere Körper eingeschlossen worden sei, damit er nicht zu Gott, seinem Vater, zurück kehren möchte; Simon sei daher erschienen, um auch diesen bedrängten Äon zu befreien[3]). Die Schüler und Anhänger dieses Simon, deren Anzahl unbedeutend gewesen seyn mag, sollen nach dem Irenäus und Augustinus (a. a. O.) das Bild ihres Stifters, dem des Jupiter, das der Helena dagegen dem Bilde der Minerva nachgebildet haben. Darin lag wohl der Grund, daß man sie der Verehrung des Simon und der Helena beschuldigte und sie **Simonianer** und **Helenianer** hieß. Diese Namen sind unstreitig, wie die meisten Benennungen der häretischen Parteien in den ersten Jahrhunderten, nicht von den Anhängern der Partei selbst, sondern von ihren Gegnern, ausgegangen; daß aber Celsus diese Simonianer oder Helenianer zu den Christen rechnet (was die anfänglichen Anhänger des Simon Magus gewiß nicht waren), daran sind wohl die rechtgläubigen Christen selbst Schuld, welche diese Benennung auch auf die Gnostiker, mit denen sie in einigen Grundsätzen übereinstimmen mochten, übergetragen hatten, wie denn auch Celsus (a. a. O. beim Origenes) jene Simonianer oder Helenianer mitten unter den Gnostikern er-

*) Mehr über das Helenenthal s. in **Weidmann's** Umgebungen von Wien II. H. 2. Abthlg. S. 243 ff., in **Seidel's** Umgebungen von Wien S. 34 ff., in der kirchlichen Topographie von Östreich IV. Bd, und in Dr. J. N. Beck's Werke: Baden in Niederöstreich, in topographisch-statistischer, geschichtlicher, naturhistorischer, medicinischer und pittoresker Beziehung. Wien 1822. Und über die Burgen bei Baden: **Seidel's** Briefe in **Hormayr's** Archiv 1824, Nr 19 ff. Was in dem obigen Artikel von den Reizen und Schönheiten des Helenenthals gerühmt wurde, kann der Verf. des Artikels nach eigener Ansicht verbürgen.

†) *Isocrat.* Encom.

††) *Pausan.* Laconic. †††) *Hesych.* s. v. *κάναθρα* *Theodoret.* Graecan. affect. lib. 3. *Meursii* Graecia feriata lib. 3. in *Gronov.* Thesaur. antiquit. Graecar. Tom. VII. p. 765. **Potter's** griech. Archäol. I, 849.

1) Contr. Celsum lib. V. p. 279. 280. ed. *Hoeschel.* 2) Dieß sieht man aus den Worten des Origenes a. a. O.: *εἶτα σωρὸν καταχέων ἡμῶν ὀνομάτων*, *φησὶν* (Celsus nämlich) *εἰδέναι καὶ Σιμωνιανούς, οἳ τὴν Ἑλένην ἤτοι διδάσκαλον Ἕλενον σέβοντες, Ἑλενιανοὶ λέγονται.* 3) Vgl. *Irenaeus* adv. haer. I, 20. *Euseb.* hist. eccl. II, 13. *Augustin.* Catalog. haer. Cap. I.

wähnt. Die Simonianer oder Helenianer, von welchen vielleicht Celsus irgendwo, als einer christlichen Secte, gehört hatte, können daher gnostische Christen des zweiten Jahrhunderts gewesen seyn; Origenes aber hat bei seiner Widerlegung desselben nur die ältern eigentlichen Simonianer vor Augen [4]). Bei Erklärung dieser und ähnlicher Ketzernamen ist über die verschiedenen Benennungen der Gnostiker die Bemerkung Augustin's [5]): Denique, cum ab aliis atque aliis per diversas terrarum partes aliter atque aliter nuncupentur (nämlich Gnostici), nonnulli eos etc., wohl zu beachten. Hält man die vom Celsus erwähnten Simonianer oder Helenianer für eine spottweise so bezeichnete gnostische Secte, so erklärt es sich, wie man ihnen vorwerfen konnte, sie verehrten den Simon, die Helena oder den Helenos, als Lehrer. Es mochte nämlich Gnostiker geben, welche in der räthselhaften Person des Simon Magus und seiner Helena eine Erscheinung aus der höheren unsichtbaren Ordnung der Dinge zu erkennen wähnten, (wie in vielen anderen geschichtlichen Personen: Kain, Abel, Melchisedek, Judas dem Verräther), und daher ihre Bildnisse als Symbol ihrer Erscheinung heilig hielten. Irriger Weise glaubte man aber, daß sie den Simon und Helena selbst verehrten.

(*Lobegott Lange.*)

HELENIN, s. Alantin und Inulin.

HELENIS, *Montfort* (Mollusca). Unter diesem Namen hat Montfort *) eine kleine mikroskopische Konchylie, welche Fichtel **) unter dem Namen Nautilus aduncus beschreibt, zur Gattung erhoben und die einzige bekannte Art H. spathosus genannt. Als Gattungskennzeichen gibt er folgende an: Das einschalige Schneckengehäuse ist durch Wände in Zellen getheilt, und die Windungen bilden eine flache Scheibe, das Gewinde ist deutlich und tritt nach beiden Seiten vor, der Rücken ist kielförmig, der Mund steht weit vor und ist mit einem siebförmig durchbohrten Deckel bedeckt, die Scheidewände selbst sind siebförmig und glatt.

Die ganze Schnecke, deren Bewohner unbekannt ist, mißt im Durchmesser nur zwei Linien, und ward in der Höhlung anderer Konchylien gefunden, welche aus dem rothen Meere kamen. Die Windungen sind in der Richtung der Scheidewände gestreift und diese sehr zahlreichen Streifen sind von andern, noch feinern in der Richtung der siebförmigen Löcherchen durchkreuzt, die letzte Windung ist groß und umfaßt die andere. Das, was Montfort als den Mund betrachtet, ist eine lange, auf dem Rücken verlaufende Spalte, geschlossen durch eine von vielen Löcherchen, die sich in dieselbe verlaufen, durchbohrte Decke. — Montfort's Meinung, daß die kleinen Zellen durch Sepien ähnliche Thiere (die familienweise, gleich den Polypen zusammen gewohnt) besetzt gewesen seien, hat nicht viel Wahrscheinlichkeit für sich, eher möchte das Ganze, ohne dieß von weißer, kreidenartiger Masse, als innerer Theil einem den Sepien verwandten Thiere angehört haben.

(*D. Thon.*)

HELENIUM *L.* Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Radiaten, der natürlichen Familie der Compositae, und der zweiten Ordnung der 19ten Linnéschen Klasse. Ihr Charakter besteht in einem vielgetheilten, beinahe gleichförmigen gemeinschaftlichen Kelch, einem nackten, am Rande fast spreublätterigen Fruchtbehälter, dreifach getheilten Strahlenblümchen, und kurzen Spreublättern der Samenkrone. Die 9 Arten, welche in *Spr.* Syst. (III, 573.) aufgeführt sind, wachsen als krautartige Gewächse in Nordamerika: 1) H. autumnale *L.*, mit hohem, ästigem, unbehaartem Stiel, ablang-lanzetförmigen, am Stiel herab laufenden, eingeschnitten-gesägten, unbehaarten Blättern. In Nordamerika. (H. pubescens *Ait. Kew.* ist eine Abart). Abgebildet in *Moris.* hist. III. t. 6. f. 74. 2) H. canaliculatum *Lam.* (Journ. d'hist. nat. II. t. 35.), mit einfachem Stiel, fast am Stiel herab laufenden, lanzetförmigen, gesägten Blättern, und kanalförmigem Rande der Blumen. Eben das. 3) H. pumilum *W.* Suppl. En., mit einfachem Stiel, fast am Stiele herab laufenden, ablangen, ziemlich glattrandigen Blättern und offen stehender Blumendecke. Wahrscheinlich in Nordamerika. 4) H. mexicanum *Humb.*, mit hohem, sehr ästigem Stiel, am Stiele herab laufenden, linienförmigen, glattrandigen, unbehaarten Blättern und doldentraubigen Blühten. In den merikanischen Gärten. 5) H. quadridentatum *Labill.* (Act. Soc. hist. nat. Par. I. t. 4.), mit ästigem, oben etwas klebrigem Stiel, wellenförmigen, am Stiele herab laufenden Blättern, wovon die unteren halb gefiedert, die oberen glattrandig und unbehaart sind, mit zurück geschlagener Blumendecke und viergezähnten Scheibenblümchen. Am Missisippi. (Rudbeckia alata *Jacqu.* Pl. III. t. 593.) 6) H. trolliifolium *Spr.* Syst., mit ungestielten, alternirenden, weißgrauen Blättern, wovon die unteren dreigetheilt, vielfach gespalten, die oberen linienförmig und ungetheilt sind, und mit einblumigen Blühtenstielen. In Neuspanien. (Griophyllum trolliifolium *Lag.*) 7) H. oppositifolium *Spr.* Syst., mit gegenüber stehenden, gestielten, dreigespaltenen, weißgrau-feinbehaarten Blättern, linienförmigen, stumpfen, fast fleischigen, zwei- bis dreifach gespaltenen Zweigen, und zweifach gespaltenen Blühtenstielen. Am Missuri. (Trichophyllum oppositifolium *Mitt.* am. bor.) 8) H. lanatum *Spr.* Syst., wollig-filzig, mit alternirenden Blättern, von denen die aus der Wurzel kommenden handförmig-halbgefiedert mit lanzetförmigen, fast gezähnten Fetzen, die Stielblätter linienförmig und glattrandig sind, und mit einblumigen, verlängerten Blühtenstielen. An der Westküste von Nordamerika. (Actinella lanata *Pursh.* am. bor., Trichophyllum lanatum *Mitt.*) 9) H. stoechadifolium *Spr.* Syst., mit zerstreut stehenden, linienförmigen, stumpfen, unten umgebogenen, filzigen Blät-

4) Denn er sagt S. 280: *ἀλλὰ λανθάνει τὸν Κέλσον, ὅτι οὐδαμῶς τὸν Ἰησοῦν ὁμολογοῦσι υἱὸν Θεοῦ Σιμωνιανοί, ἀλλὰ δύναμιν Θεοῦ λέγουσι τὸν Σίμωνα.* 5) Catalog. haeret. Cap. VI.

*) Conchyliolog. systemat. p. 194. **) Testacea microscopica p. 115. t. 23 f. a,

tern, und doldentraubigen, am Ende stehenden Blühten. In Neuspanien. (Eriophyllum stoechadifolium *Lag.*) (*Sprengel.*)

HELENOPHORIA (Ἑλενηφόρια), ist ein Fest der Athenäer, an welchem gewisse geheime Heiligthümer in Körben, welche aus dem Strauche Sparlos geflochten und deren oberer Rand aus Weiden war, herum getragen wurden. Einen solchen Korb nannte man Helene, Ἑλένη *). Worin diese Heiligthümer bestanden, und wann das Fest gefeiert wurde, läßt sich eben so wenig angeben, als sich bestimmen läßt, ob dieß Fest mit den Helenien der Lakedämonen einerlei war **). (*C. W. Müller.*)

HELENOPOLIS, eine Stadt in der Asia Minor Landschaft Bithynien, die in älteren Zeiten Drepanon hieß und am Gestade des Bospor lag. Dabei die Villa Ankyra, wo der große Konstantin sich häufig aufhielt und darauf starb. Er sowohl als seine Mutter Helena hatten Drepanon erweitert und mit schönen Gebäuden ausgeschmückt, und der Sohn seinen Namen zu Ehren der Mutter in Helenopolis verwandelt. Bei dem Dorfe Kara Gasuma sieht man noch ihre Trümmer. (*G. Hassel.*)

HELENOS, HELENUS, Ἕλενος, Sohn des Priamus und der Hekuba, Wahrsager und tapferer Krieger. Er und Kassandra schliefen als Kinder im Tempel, Schlangen reinigten ihnen die Ohren, so daß sie nun die Rathschläge der Götter vernehmen konnten [1]). Auf sein Anrathen veranstaltete Hektor das feierliche, der Minerva dargebrachte Opfer; er benachrichtigte ihn von der Übereinkunft der Minerva und des Apollo, daß der Krieg durch einen Zweikampf zwischen Hektor und einem Griechen entschieden werden sollte [2]). Bei dem Sturme auf die Verschanzungen kämpfte er mit Menelaos, schoß ihm einen Pfeil in den Panzer und ward in die Hand verwundet [3]). Sein Bogen von Elfenbein war Apollo's Geschenk; er verwundete auch damit dem Achilleus den Arm [4]). Nach des Paris Tode machte er auf Helenen Ansprüche, und als Deiphobos sie erhielt, verließ er Troja und ging entweder zu den Griechen [5]) oder auf den Berg Ida. Auf Anrathen des Kalchas nahmen ihn die Griechen gefangen, weil er behauptete, ohne Helenos könne die Eroberung nicht geschehen; er rieth ihnen nun zum Baue des hölzernen Pferdes [6]). Odysseus nahm ihn entweder mit List gefangen [7]) oder er folgte freiwillig [8]). Er wurde nun Freund und Rathgeber des Pyrrhos, der ihm auch die Andromache zur Gemahlinn gab, zum Vormunde seines Sohnes Molossos machte und ihm einen Theil der Herrschaft über Epiros überließ. Als König findet ihn Äneas [9]). Die epirotischen Molosser eigneten sich nämlich das zu, was von den thessalischen zu verstehen ist. Andere lassen ihn mit einer eigenen Flotte nach Epiros kommen, seinen Bruder Chaon auf der Jagd tödten und einen Theil von Epiros nach ihm Chaonien nennen. Auch erzeugte er daselbst den Castrinos und benannte nach ihm einen Theil des Landes [10]). Auch des Helenos Name, dessen Wahrsagergabe schon mythisch ist, konnte so gut, wie der Name der Helena, auf alten Mondkultus in Epiros sich beziehen, und darum läßt ihn die Sage dahin kommen und da, wo der sterbende Opferstier ihm den Platz anweiset, die Stadt Buthrotos (vom Tode des Stieres so genannt) gründen. (*Richter.*)

St. HELENS, 1) ein Fabrikort in der engländischen Grafschaft Lancaster am Simonsforrest, $2\frac{1}{2}$ Meile im N. von Liverpool. Er besitzt Glas- und Bouteillenfabriken und eine große Spiegelfabrik, welche letztere von der Raversheadgesellschaft mit einem Fond von 870,000 Pf. St. betrieben wird; sie liefert Spiegel von 144" Höhe. In dem nahen Ravershead ist ein Kupferbergwerk und eine Hütte, wo wöchentlich 30 Tonnen kleiner Kupferstangen in der Größe von Siegellackstangen für die ostindische Gesellschaft gegossen und auf den Schinamarkt gebracht werden. (Nach Jenny.) 2) ein Dorf und Kirchspiel mit 658 Einw. auf der Ostküste der Insel Wight, zur engländ. Grafschaft Hamo gehörig. Dabei unter 50° 46' 15" n. Br. die berühmte Bai, wo zuweilen die britische Flotte anlegt und wo in der Regel die Ostindienfahrer Wasser und Lebensmittel einnehmen. An ihrer Öffnung liegt eine Gruppe von Felsen, die Mixen. 3) eine Skoglie der Scillys oder Sorlinguas, nur $\frac{2}{7}$ Meile von Fresco, und etwa 100 Acres haltend; es ist unbewohnt und dient bloß zur Schafweide, auf derselben trifft man aber noch Reste von einer Kirche an, die für die älteste auf Britannia gehalten wird. Es gehört, wie alle Scillys, zu keiner Grafschaft Englands. (*G. Hassel.*)

HELENSBURGH, ein Dorf in der scotischen Grafschaft Dumbar am nördlichen Ufer des Clyde, Greenock gegenüber belegen. Es zählt 450 Einw. und ist durch sein stark besuchtes Seebad bekannt, das nach einem regelmäßigen Plane eingerichtet ist; es enthält eine Reihe von kalten und warmen Bädern, ein Theater und andere Bequemlichkeiten. (*G. Hassel.*)

HELEOCHLOA Host. s. Crypsis Ait.

HELEPH, (חלף), eine Ortschaft im Stamme Naphtali des Landes Palästina. Sie kommt Josua XIX, 33 vor und soll 24 Miliarien von Jerusalem, 2 vom Hermon und eben so weit vom Thabor gelegen haben. (*H.*)

HELEPOLIS (Ἑλέπολις), die größte von den Maschinen, deren sich die Alten bei der Belagerung der Städte, jedoch erst in der spätern Zeit, bedienten. Es werden namentlich mehrere solche Maschinen angeführt, die Demetrios der Städteeroberer erbauen ließ, und welche fast alle Belagerungswerkzeuge in sich vereinigten,

*) *Pollux* lib. X. cap. 53. **) Vgl. *Petrus Castellanus* de festis Graec. in *Gronov.* Thesaur. antiqu. Graec. Tom. VII, pag. 664.

1) *Tzetz.* prooem. ad *Lycophr.* 2) Il. VI, 75; VII, 77 sq. 3) Il. XII, 94; XIII, 576. 4) *Dictys* III, 6. 5) *Tzetz.* *Lycophr.* 911. 6) *Conon.* 34. 7) *Soph.* Philoct. 613. 8) *Dictys* IV, 18. 9) *Virg.* Aen. III, 295 et ib. *Servius.*

10) *Steph. Byz.* ad Etymol. M. v. *Βουτρωτος*; *Pausan.* II, 23.

so daß sie alle andern Kriegsmaschinen übertrafen. Am ausführlichsten finden wir bei Diodoros von Sicilien (XX, 91.) diejenige beschrieben, welche Demetrios in der Olympiade 119, 1. bei der Belagerung von Rhodos erbauen ließ, da seine Angriffe von der Seeseite zu wenig Erfolg hatten. Zwar finden wir auch bei andern Schriftstellern Beschreibungen dieser Maschine, z. B. bei Ammianus Marcellinus (XXIII, 5.), bei Plutarchos (im Leben des Demetrios) und bei Vitruvius (lib. X, 16. ed. *Schneider.*); allein nirgends so ausführlich, als bei Diodoros, daher Wesseling vermuthet, daß er bei der Beschreibung dem Diokleides aus Abdera gefolgt sei, der nach Athenäos (VI, 9.) sehr genau in der Darstellung der Theile, des Maßes und des Gebrauches der Helepolis war. Die Grundlage dieser Maschine, welche Epimachos aus Athen erbaute, war viereckig und bestand aus Balken, die mit Eisen zusammen gefügt waren. Nach jeder Seite hin maß diese Grundlage 50 Ellen. Der mittlere Raum zwischen diesen war aus Balken zusammen gesetzt, die ungefähr eine Elle weit von einander entfernt waren, und auf welchen diejenigen standen, welche die Maschine fort bewegten. Die ganze Last der Maschine ruhte, damit sie fort bewegt werden konnte, auf acht starken und großen Rädern, deren Felgen über zwei Ellen breit und mit starkem Eisenblech überzogen waren. Um die Maschine nicht nur vor- und rückwärts, sondern auch nach allen Richtungen hin fort bewegen zu können, waren Drehwerkzeuge angebracht (*ἀντίστρεπτα*), durch welche wahrscheinlich den Rädern eine andere Richtung gegeben werden konnte. In den Winkelpunkten der Unterlage standen gleiche, nicht ganz hundert Ellen hohe Balken, welche sich so gegen einander neigten, daß in dem ganzen Gebäude von neun Stock das unterste Stock nach Diodors Angabe 43 Lagerbalken enthielt, das oberste aber 9. Darnach darf man wohl für das zweite Stock von unten 37, für das dritte 33, für das vierte 29, für das fünfte 25 Balken, und so immer vier weniger bis zu dem obersten annehmen. Die vordere und die beiden Nebenseiten der Maschine waren von außen mit Eisenblech bedeckt, so daß die von den Feinden darauf abgeschossenen Feuergeschosse das Holz nicht anzünden konnten. Jedes Stock hatte an der vordern Seite Fenster, die durch Gestalt und Größe für die Geschosse paßten, welche aus diesen Stocken abgeschossen werden sollten; denn es standen in der Maschine Katapulten und Ballisten vertheilt. Vor den Fenstern waren Laden, die man durch eine getroffene Einrichtung auf- und zuziehen konnte, um diejenigen zu schützen, welche in den einzelnen Stockwerken um die Wurfmaschine beschäftiget waren. Diese Fensterladen waren mit Häuten überzogen, und mit Wolle ausgestopft, um die Kraft der dagegen fliegenden feindlichen Geschosse zu schwächen, und sie dienten diesem Zwecke wirklich auch so gut, daß von den Feinden dagegen geworfene Steine von 360 Pfund Nichts schadeten, wie Diodoros berichtet. In jedem Stockwerke waren ferner zwei breite Treppen, von denen man sich der einen bediente, um die nöthigen Sachen hinein zu schaffen, der anderen aber zum Herabsteigen, damit ohne Störung Alles vollführt werden könnte. Zur Fortbewegung dieser, nach Vitruvius Angabe 1360 Pfund schweren Maschine (mir scheint diese Angabe des Gewichtes zu gering) wurden 3400 der stärksten Krieger aus dem ganzen Heere ausgelesen, und diese theils in das Innere, theils auf die Rückseite gestellt. Mit dieser Maschine waren noch andere kleinere Werke in Verbindung gesetzt, nämlich Schutzdächer, sowohl zur Ausfüllung der Gräben, als auch zur Aufnahme der Sturmböcke und Hallen, durch welche diejenigen geschützt waren, die sich um diese Werke beschäftigten. Die Wirkung dieser Maschine entsprach dem auf dieselbe verwendeten Fleiße; denn die Rhodier sahen sich gar bald genöthigt, eine zweite und dritte Mauer aufzuführen. Dennoch konnte Demetrios die Stadt nicht einnehmen. Diodoros erzählt (XX, 99.) Nichts weiter von der Maschine; aber andere Schriftsteller, wie Vitruvius, theilen die Art mit, wie es den Rhodiern glückte, die Maschine unwirksam zu machen. Der Rhodier Diognetos nämlich rieth seinen Mitbürgern, alles Wasser, Mist und Koth aus der Stadt durch eine Öffnung in den Mauern vermittels Rinnen vor die Mauern hinaus zu schütten. Dieses bewirkte, daß am folgenden Tage die Helepolis sich der Stadtmauer nicht nähern konnte, und so tief in dem Moraste versank, daß sie weder vor- noch rückwärts bewegt werden konnte, und Demetrios bei seinem Rückzuge sich genöthigt sahe, sie zurück zu lassen. Diognetos schaffte sie in die Stadt und stellte sie öffentlich mit der Inschrift auf: Diognetos dem Volke von der Beute zum Geschenk. Vegetius aber erzählt (de re militari IV. cap. 20), die Maschine sei dadurch unwirksam gemacht worden, daß man von der Stadt aus in der Nacht da den Boden durch Minen ausgehöhlt habe, wohin die Helepolis den folgenden Tag geschafft werden sollte. Als sie nun den andern Tag dahin kam, so brachen die Räder durch und sie konnte nicht fort bewegt werden. Ähnliches gibt der Taktiker Äneas (c. 32.) an. So wenig die Schriftsteller über die Art, wie die Maschine außer Thätigkeit gesetzt wurde, übereinstimmen, eben so wenig sind sie auch über den Verfertiger derselben einig. Denn während Athenäos (in Mathematicis Paris. p. 7.) den Epimachos aus Athen als Erbauer derselben bezeichnet, gibt er an einer andern Stelle (s. p. 206) den Diokleides aus Abdera dafür aus. Diodoros gedenkt (XX, 48.) noch einer andern Helepolis, die Demetrios bei der Belagerung der Stadt der Salaminier erbauen ließ. Jede Seite derselben war 45 Ellen lang, die Höhe betrug 90 Ellen, und sie hatte, wie die bei der Belagerung von Rhodos gebrauchte, 9 Stockwerke; fort bewegt wurde sie auf vier acht Ellen hohen Rädern. Ein Bild der Helepolis gibt Folard (in histoire de Polybe T. 2. p. 554), welches aber nach Rode's Meinung nichts weniger als genau ist. (*C. W. Müller.*)

Die Römer fanden diese Maschine an sich sehr brauchbar, sie war ihnen aber deßwegen nicht nützlich, weil sie häufig in weit entlegenen Ländern Krieg führten,

und mit ihren Heeren schnell fortteilten, um durch Überrumpelung die Feinde zu schrecken und zu besiegen. Sie machten daher nach ihrem Bedürfnisse allerlei Veränderungen, so daß endlich aus diesem Thurme, eine Maschine wurde, die man zerlegen und stückweise fortschaffen konnte. Josephus ertheilt uns bei der Gelegenheit, da er die Marschordnung der römischen Armee beschreibt, zufällig eine kurze Nachricht davon. Er sagt aber nichts, als: auf die Reiterei folgten Maulesel, welche Helepoles und andere Kriegsmaschinen trugen. Konnten nun Maulesel die Helepoles tragen, so versteht es sich von selbst, daß das nicht die ganzen ungeheuren Thürme, sondern einzelne Theile derselben waren, welche man wieder zusammen fügen und so den Thurm bald wieder völlig aufstellen konnte. (*Rotermund.*)

Heleus (Mythol.), s. Heleios.

HELEUS *Latreille* (Insecta). Eine zu der Abtheilung der Heteromeren gehörige Käfergattung, fast von dem Ansehen der Schildkäfer, durch folgende Kennzeichen sich unterscheidend. Die Fühler nehmen gegen die Spitze an Stärke zu; der Kopf steht frei in einer Ausbuchtung des Brustschildes. Die meiste Analogie hat diese Gattung mit Cossyphus; und die ovalplatte, schildformige Körperform ist die nämliche. Es sind mehrere Arten bekannt, von denen H. perforatus als Typus der Gattung zu betrachten ist. Sie findet sich, wie die übrigen in Neuholland, ward von Péron und Le Sueur auf den Känguruhs-Inseln gesammelt und ist im 4ten Theile der Cuvier'schen Schrift: Le règne animal, abgebildet. (*D. Thon.*)

HELFARME, heißen beim Maschinenwesen im Allgemeinen alle geraden oder gebogenen Theile, welche zur Erhebung einer Last gebraucht werden; beim Bergbaue insbesondere die eisernen Arme an der Kunststange, welche den so genannten Krumms halten. Vergl. die Artikel: Krumms und Kunstzeug. (*Fr. Thon.*)

HELFASCHET, EL FASCHET, zu Folge eine neuern Nachricht, angeblich Hauptstadt und Residenz des Sultans von Darfur, das eins der wichtigsten Königreiche von Sudan oder Nigritien ist. Zwar wird, nach den meisten Nachrichten Kobbe als Hauptstadt dieses Stats und als Residenz aufgeführt, weil dieser Ort der Haupthandelsplatz des States ist und eine Bevölkerung von 6000 Seelen zählt. Weil aber der Sultan von Ort zu Ort wandert, indem er gewöhnlich zugleich der erste Kaufmann ist: so könnte obige Nachricht auch mit Wahrscheinlichkeit gelten. (*St.*)

HELFAUF, der, eigentlich ein Ding, welches aufhilft; daher im Osnabrückschen eigenthümliche Benennung einer Bettquaste, vermittels welcher man im Bette sich aufrichtet, aufhebt. (*St.*)

HELFBOOT (Schiffb.), nennt man ein kleineres Boot oder Fahrzeug ohne Mast, welches einem größern Boote zur Beihilfe zugegeben wird. (*R.*)

HELFCHEN, ist Name eines Maßes für flüssige Dinge im Osnabrück'schen; es gehen 16 auf 1 Kanne. (*R.*)

Helfenbein, s. Elfenbein.

HELFENBERG. Ein in Hessen ehemals sehr berühmtes Rittergeschlecht, welches seinen Namen von dem Schlosse (der jetzigen Ruine) Helfenberg, unweit des Städtchens Wolfhagen, führte, und wozu die Vogteien Battenfeld, Eibelshausen, Fahrdingen und Wolkersdorf gehörten, die theils Erb-, theils hessensche und nassau'sche Lehen waren. Die Ritter Bodo und Rudolf werden zuerst in den hessenschen Urkunden erwähnt, (1240 — 1264). Dem Ritter Eckard, welcher mit dem größern Theile des reichern hessenschen Adels, gegen das brabant-hessensche Regentenhaus in offener Fehde lag, wurde sein Schloß Helfenberg vom Landgraf Otto von Hessen erobert und zerstört (1303); und um es wieder aufbauen zu können, mußte er es als ein hessensches Lehen annehmen. Da es ihm auch an Geld fehlte, so verkaufte er die Vogteien Eibelshausen und Fahrdingen, an den Grafen Heinrich von Nassau um 100 Pfund Häller (1310). Am Ende des Jahrhunderts erlosch das Geschlecht in männlicher Linie, und die Güter fielen an die Tochter Agnes, welche an Sigfried von Lynne verheirathet war (1395).
(*Albert Fhr. Boyneburg-Lengsfeld.*)

HELFENBERG, eine alte adelige Familie in Steiermark, welche im 14ten und 15ten Jahrh. die gleichnamige Herrschaft sammt dem Schlosse, auch die Herrschaft Peilenstein besaß. Jobst von H. war Unterlandmarschall in Steier, Hans von H. ebenfalls im J. 1396. Verschwägert war dieses Geschlecht mit den Familien Apfaltern, Saurau, Leiser, Tättenbach u. s. w. (*Rumy.*)

HELFENBERG, Pfarrdorf mit einem Schlosse und 56 Häusern im Mühlviertel, des Landes ob der Ens, mit eigener Kommissariatsgerichtsbarkeit, am Mühlflusse, ½ Stunde von Biberstein oder Piberstein entfernt. H. steht unter der gräflichen Secau'schen Herrschaft und ist in der landschaftlichen Einlage um 49,350 fl., mit 2271 fl. 16 kr. jährlichen Einkünften, 210 unterthänigen Häusern und 60,114 fl. 45 kr. rectificirten Rustical-Kaufpretien vorgemerkt. Das Klima ist kalt, die Gegend meistens waldig und steinig. Zum Pfarrbezirke gehören 26 Ortschaften, 351 Häuser, in welchen 2430 Menschen wohnen, die vom Ackerbaue, der Viehzucht, dem Spinnen, der Weberei, dem Leinwandbleichen und Handel leben. Das Schloß ist wahrscheinlich von dem abgestorbenen Geschlechte der Helfenberg erbaut, doch im J. 1285 besaß es bereits Arnold Piber. (*Rumy.*)

HELFENBERG, Herrschaft und Schloß in Steiermark, Cillyer Kreis, an der so genannten Weinstraße, mit der Herrschaft Salloch vereinigt. Frühere Besitzer waren die Helfenberg, Schrattenbach, Gabelhofen, Cilly. Das in Fischers Topographie abgebildete Schloß wurde im J. 1437 von Johann Witowitz, Feldherrn des Grafen von Cilly, erbauet. (*Rumy.*)

HELFENBERG, ein Weiler im würtembergischen Oberamte Marbach des Neckarkreises, der 325 Einw. zählt, nach Auenstein eingepfarrt ist und gegenwärtig den Familien von Gaisberg, von Bouwinghausen und

Graf Pückler gehört. Über demselben liegt auf einem Berge eine Burg in Trümmern, die einst dem ausgestorbnen edlen Geschlechte gleiches Namens gehörte und nebst Beilstein ein berüchtigtes Raubschloß war. 1456 verkaufte es Konrad von Hohentwiel an die Grafen von Würtemberg, die damit verschiedne Familien belehnten, bis es an die gegenwärtigen Besitzer kam. Es steuerte zum Ritterkantone Kocher, doch hatte Würtemberg immer die Landeshoheit, und nach dem Vergleiche von 1769 gehörten nur die Vogtei- und Forstrechte den Grundbesitzern. *(G. Hassel.)*

HELFENSTEIN. Dieses alte edle Geschlecht war am Rhein und der Mosel, im Erzstifte Trier und in der Grafschaft Dietz reich begütert. Es trug von Trier das Erbmarschallamt, und von Nassau die Vogtei Horchheim zu Lehen. Selbst besaß es einen ansehnlichen Lehnhof von edlen und bürgerlichen Geschlechtern. Unter andern waren seine Vasallen, die von Dietz, Langenau, Rödel von Reisenberg, Krethe von Wanscheid ꝛc. Das Schloß Helfenstein lag an der Mosel, seine Herrschaft Neumagen auf der Eifel, und das Schloß Spurkenburg am Rheine. Die Stammreihe fängt nach Humbrecht mit Friederich und Diederich, Brüder, vom J. 1080 an, und geht in ununterbrochener Reihe bis zum J. 1575, wo mit Johann Erbmarschall von Trier sich die männliche Stammlinie schließt. Die Erbtochter Christiane brachte die Allodialgüter ihrm Gatten Otto Nikolaus von Stein-Callenfels zu. Das Wappen war: ein in die Quere getheiltes Schild, der untere Theil blau, der obere Silber mit einem halben aufrecht stehenden rothen Löwen; auf dem Helm, fünf Straußenfedern, wechselweise blau und Silber.

(Albert Fhr. Boyneburg-Lengsfeld.)

HELFENSTEIN, eine alte Burg bei dem Städtchen Geißlingen im Königreiche Würtemberg, wovon aber nur noch wenige Ruinen übrig sind. Die Burg, welche auf hohen, schroffen Felsen bei der Stadt lag, und sehr fest war, wurde kraft eines Beschlusses des Stadtmagistrats von Ulm, in dessen Besitz sie mit der Grafschaft Helfenstein gekommen war, im J. 1552 zerstört. Sie war der Sitz der Grafen von Helfenstein, zu seiner Zeit eines der mächtigsten Geschlechter von Schwaben, das mit seinen Verbündeten einst selbst dem Kaiser Rudolph von Habsburg viel zu schaffen machte. Der Ursprung desselben fällt in die frühesten Zeiten der vaterländischen Geschichte*). Es ist nicht zu zweifeln, daß der Dynast Rudolph, der im J. 861 das Benediktinerkloster zu Wiesensteig gestiftet hat, zu den Ahnherren des gräflichen Hauses gehört habe. Denn für einen Grafen von Helfenstein wurde der Stifter des Klosters, den ununterbrochenen Überlieferungen gemäß, gehalten, und Wiesensteig kannte auch nie eine andre Herrschaft, als die der Grafen von Helfenstein, bis ihr Stamm endlich erlosch. Die Grafschaft Helfenstein war eine der ansehnlichsten in frühern Zeiten, und die Grafen besaßen außer derselben auch noch die Herrschaften Wiesensteig, Blaubeuren, Heidenheim und mehrere andere, namentlich eine Zeit lang auch Dilligische Güter und in spätern Zeiten auch, die Herrschaften Gundelfingen und Mößkirch. Das Haus stand mit den bedeutendsten fürstlichen und gräflichen Häusern in Familienverbindungen. Durch die Heirath des Grafen Ulrichs mit der Prinzessinn Maria, einer Tochter des Fürsten Stephan von Bosnien wurde der Grund zum Verfall gelegt. Durch sie kam nicht nur ein vorher unbekannter Geist der Verschwendung in das Haus, sondern sie war auch Veranlassung, daß die Besitzungen im J. 1356 getheilt wurden, und es von nun an 2 helfensteinsche Linien gab, wovon die eine sich von dem eine Stunde von Helfenstein gelegenen Schlosse Spitzenberg schrieb. Die Folge davon war, daß schon von Ulrichs Söhnen, Konrad und Friedrich im J. 1382 die eigentliche Grafschaft Helfenstein an die Reichsstadt Ulm für 87,000 fl. pfandweise, und im J. 1396 käuflich überlassen wurde. Im J. 1447 wurde die Herrschaft Blaubeuren und im folgenden Jahre auch die ansehnliche Herrschaft Heidenheim an Würtemberg verkauft; und es blieb dem Hause nun nur noch die Besitzung Wiesensteig übrig. Im 16ten Jahrhundert, 1546, kam ein Zweig des Hauses durch Heirath in den Besitz der Herrschaft Gundelfingen und Neufra, und das Haus theilte sich nun wieder in 2 Linien: Helfenstein-Wiesensteig und Helfenstein-Neufra. An die letztere Linie kamen später auch noch die Herrschaften Mößkirch, Wildenstein und Falkenstein, welche Graf Froben von Helfenstein-Neufra im J. 1495 von den Erben des letzten Grafen von Zimmern für 400,000 fl. gekauft hat. Aber bald darauf, im J. 1626, starb mit Graf Georg Wilhelm, dem Sohne Frobens, die neufra'sche Linie und im folgenden Jahre 1627, mit Graf Rudolph, auch die Wiesensteiger Linie, somit das ganze Geschlecht aus.

Die Verlassenschaft beider Linien ging nun in 7 Theilen auf weibliche Erben über. Den größern Theil davon erbte Graf Uratislaus von Fürstenberg, der die einzige Tochter Graf Frobens von Helfenstein-Neufra, Johanna Eleonora, zur Gemahlinn hatte, und nachdem diese 1622 gestorben war, eine der 3 Töchter des Grafen Rudolphs von Helfenstein-Wiesensteig, Franziska Karolina heirathete, und so als doppelter Erbe nicht nur die Herrschaften Gundelfingen-Neufra, Mößkirch, Wildenstein und Falkenstein, sondern auch Antheil an Wiesensteig bekam. Wie sich das übrige Erbe vertheilte, wird sich bei Wiesensteig finden.

Reichhaltige Materialien zu einer vollständigen Geschichte der Grafen von Helfenstein sind in dem königl. würtembergschen Statsarchive aufbewahrt. Sie wurden von Gabelkofer gesammelt, dem der letzte Graf von Helfenstein-Wiesensteig den Auftrag ertheilt hatte, eine

*) Nach Spangenberg's Adelsspiegel (Th. 1. Bd 10. K. 15.) soll Burkard von Dillingen, welcher im 10ten Jahrh. lebte, der Ahnherr dieses Geschlechtes gewesen seyn und auch die Burg Helfenstein erbauet haben. Bucelin führt dagegen das Geschlecht bis in das 9te Jahrh. hinauf und nennt einen Agilolfinger Rudolf um 820 als den ersten Stammvater. *(Stimmel.)*

Geschichte seines Hauses zu schreiben. Eine Geschichte der Burg Helfenstein ist in einem Programm von Veesenmayer, Ulm 1796, enthalten. (*Memminger*)

HELFENSTEIN, eine uralte, mit Ringmauern umgebene, bereits verfallene Bergfeste in Mähren, im Prerauer Kreise, zur Herrschaft Leipnik gehörig, oberhalb dem Dorfe Tein auf einem hohen Berge gelegen, $2\frac{1}{2}$ Stunde von Weißkirchen entfernt. Dieses Bergschloß soll im J. 799 von den unter den Slawen im Lande zurück gebliebenen Markomannen erbaut seyn und galt schon in älteren Zeiten für einen von Natur und Kunst sehr festen Platz. Nach dem Tode des Königs Przemisl Ottokar's II., als jeder Stärkere den Schwächeren im Lande unterdrückte, war dieses Schloß ein Sitz und Schlupfwinkel mächtiger Räuber. König Wenzel II., der Sohn Ottokars, mußte erst verschiedene Feldzüge abwarten, ehe er sie nach und nach bezwingen konnte, und die Feste Helfenstein war der letzte Ort, den er selbst in Person einnahm. Er war darauf eine kurze Zeit ein Besitzthum des Tempelherrnordens. In allen vorhandenen Nachrichten vom Hussitenkriege zwischen den Jahren 1421 und 1436 findet man nirgends, daß diese Feste Helfenstein jemals von den Taboriten oder ihren Anhängern eingenommen oder auch nur angegriffen worden wäre, und als im J. 1468 der König von Ungarn Matthias I. (Corvin) sich des ganzen Landes, bis auf einige feste Schlösser, bemächtigt hatte, war Helfenstein unter den nicht eingenommenen. Auch die Schweden hatten es bei ihren zweimaligen Einfällen in den Jahren 1623 und 1645 niemals in ihre Gewalt bekommen, ungeachtet es stets nur mit einer geringen, bloß grundherrlichen Besatzung versehen war. Nur im J. 1621 hat sich dessen der mit einem Heere aus Ungarn nach Schlesien ziehende Markgraf Georg von Brandenburg-Jägerndorf bemächtigt. Nach Aufhebung des Tempelherrnordens war dieses Bergschloß an die Herren von Sternberg gekommen. Doch scheinen es diese nur kurze Zeit in Besitz gehabt zu haben, denn schon im J. 1348 erbte es Czenko von Drahotusch, und als im folgenden Jahre Johann von Krawarz dasselbe in Besitz nahm, brachten die Brüder Czenko und Niklas von Drahotusch ihre Ansprüche vor das Landrecht und behaupteten, daß Fridusz von Linawia das Schloß Helfenstein eigenmächtig auf ihrem Grund und Boden erbaut habe. Im J. 1355 besaßen es die Brüder Johann und Orslaw nebst den Schlössern zu Fulnek und Alttitschein. Von 1374 bis 1412 war Ladislaw der ältere Besitzer und 1425 waren die Vettern Georg und ein jüngerer Laczek von Krawarz Herren dieses Schlosses. Im J. 1450 besaß es Wok von Sowinec, der es sammt den zu der Herrschaft dieses Schlosses gehörigen Ortschaften mit Beistimmung seiner Söhne Stibor und Baroslaw im J. 1467 um 3000 ungarnsche Gulden (zu 50 Kr.) an Albrecht Kostka von Postupitz verkaufte. Dieser trat Schloß und Herrschaft im J. 1475 dem Johann von Pernstein ab, dessen Urenkel es noch um die Mitte des 16ten Jahrh. inne hatten und endlich verkauften. Nachher besaßen es die Herren von Ludanitz, deren männlicher Stamm im J. 1571 in der Person des Wenzel von Ludanitz ausstarb. Mit seiner Tochter Katharina bekam es Peter Wok von Rosenberg, der Letzte seines Geschlechts. Noch vor Ende des 16ten Jahrh. gelangte es an das Geschlecht von Würben (Wrbna) und Freudenthal. Georg von Würben verlor es zur Zeit der mährenschen Rebellion, an welcher er Theil nahm, denn es wurde eingezogen und im J. 1623 dem Fürsten Franz von Dietrichstein verliehen und befindet sich bei diesem fürstlichen Hause noch als ein Theil des Majorats. Im J. 1656 wurde es auf landesfürstlichen Befehl außer Vertheidigungsstand gesetzt und die Festungswerke niedergerissen *). (*Rumy.*)

HELFENZRIEDER (Johann Evangelist), Exjesuit, der Philosophie und Theologie Doktor, Mitglied der kurbaiernschen Akademie der Wissenschaften und Professor zu Raitenhaslach in Oberbaiern, geboren zu Landsberg am Lech den 9. December 1724. Er studirte daselbst und ward im J. 1745 Jesuit. Nach Ende der zwei Probejahre lehrte er als Magister die Grammatik fünf, die Poesie Ein Jahr, studirte dann 4 Jahre lang die Theologie, machte das dritte Probejahr des Ordens und vertheidigte zu Insbruck unter P. Weidenauer, Theses ex lingua hebraica. Im J. 1755 wurde er Priester, 1758 Repititor der hebräischen Sprache zu Insbruck, 1759 zu Landsberg Professor der Logik, 1760 zu Freiburg in der Schweiz Professor der Logik und 1761 der Physik eben daselbst, 1763 dasselbe zu Ellwangen, 1765 Professor der Mathematik und 1771 Professor der nämlichen Fächer zu Ingolstadt, wo er bis 1781 blieb und durch seine Thätigkeit und durch seinen Erfindungsgeist im mathematischen und technologischen Fache Vieles nützte. Seit 1781 privatisirte er im Kloster zu Raitenhaslach und lehrte daselbst Mathematik und Physik durch mehrere Jahre. Er errichtete sowohl im Kloster, als in den Pfarrdörfern jener Gegend Wetterableiter und starb am 25. April 1804. Vergl. Baader's gel. Baiern (Bd. 1804. S. 485 fgg.) †). (*Rotermund.*)

---

*) S. Schwoy's Topographie des Markgrafthums Mähren. III. Bd. S. 51.

†) Seine Schriften sind: Wahrer nützlicher und verständlicher Kalender auf das Jahr 1768 mit verschiedenen Anhängen. Dillingen 1768. 4. Auf das Jahr 1769 mit physikalischen und ökonomischen Anmerkungen und Abhandlungen für die Bisthümer, Augsburg, Brixen, Konstanz, Eichstätt, Lausana, Freysing, Salzburg und Passau. Eben das. 4. Auf das Jahr 1770. Eben das. 4. Auf das Jahr 1771 sammt einer Abhandlung, wie man das Geflügel mästen und fett machen soll, von der Wartung der Bienen u. s. w. Eben das. 4. — Sätze aus der praktischen Astronomie. Ingolstadt 1773. 4. — Tubus astronomicus amplissimi campi cum micrometro suo et fenestellis ocularibus, novum instrumentum, multis observationibus opportunum, inventum et descriptum. Ingolst. 1773. 4. — Diss. de distantia locorum sive accessorum, sive inaccessorum, cum aut sine instrumentis, gallica aliisque Methodis invenienda. In den Acta societatis Jablonovianae, Lips. 1773, wofür der Verfasser vom Fürsten Jablonowsky 30 Dukaten erhielt. — Selecta elementorum matheseos purae, pro iis maxime, qui Philosophiae dant operam. Ingolst. 1773 8. mit 3 Tabellen Fig. 2te Aufl. 1776. — Bestellung des gestirnten Himmels im J. 1774. In Kohlbrenners Ma-

HELFER, bezeichnet überhaupt einen Gehilfen, besonders aber ist es an einigen Orten Name des untersten Geistlichnn und also mit Diakonus einerlei. Der Oberhelfer ist demnach soviel als Archidiakonus. Bei den Herrnhutern ist der Name Helfer ebenfalls gebräuchlich, und mehrere damit zusammen gesetzte Namen als Chorhelfer, Helferconferenz; s. darüber 1ste Sect. XIII. Bd. S. 187 ff. unt. d. Art. Brüder-Unität. *(R.)*

HELFERERALPE, Alpe im steierschen Kreise Judenburg im Breineckgraben, zwischen der Frechtl-, Frei- und Edlachalpe. *(Rumy.)*

HELFERICH, HELFFERICH, Joh. Friedrich, ein Geschichtforscher, Sohn des 1750 verstorbenen tübingenschen Rechtslehrers Johann Jakob, war an dem Gymnasium seiner Vaterstadt Tübingen, wo er die Rechte studirt hatte, Professor der Geschichte, und starb 1769. Man hat von ihm einen: Genealogischen Generalbegriff der herzoglich würtembergschen Regimentsgeschichte. Tüb. 1765. 8. und zwei Abhandlungen: De comitum Sueviae Palatinorum Tubingensium familia etc. und De dynastia Justingensi, die 1751 zu Tübingen einzeln gedruckt, und im 3ten Bande von Wegelin's Thesaur. rer. Suevic. wieder abgedruckt wurden *). *(Baur.)*

HELFERICH (Johann Jakob), ein Sohn des Burgermeisters Johann Georg, in der würtembergschen Stadt Göppingen am 4. Jan. 1694 geboren, besuchte seit 1704 das Gymnasium zu Stuttgart, ging 1707 auf die Universität Tübingen und studirte die Rechtswissenschaften; nachdem er im J. 1711 eine Rede de irreverentia Ludovici XIV. Galliarum regis circa pacta, indeque adhibendis in futuro pacis negotio cautelis, gehalten hatte, setzte er seine Studien auf den Universitäten Jena, Halle und Leipzig fort, hielt sich einige Zeit in Wetzlar auf und kehrte dann nach Tübingen zurück. Im Mai 1714 ward er Licentiat der Rechte, herzoglicher Rath und Professor der Geschichte und Politik am Kollegium illustre zu Tübingen, reisete aber erst vor Antritt seiner Ämter nach Holland und England. Damals reisete gerade der Kurfürst von Hanover durch Holland nach England, die engländische Krone anzunehmen, in dessen Gefolge ging er durch Vermittelung des würtembergschen Erbprinzen mit nach London, sahe alle Feierlichkeiten der Krönung an, und machte mit den vornehmsten engländischen Gelehrten Bekanntschaft. Unter diesen waren viele, Mitglieder der englándischen Societät der Wissenschaften, auf deren Empfehlung ihn Isaak Newton zum Mitgliede dieser Gesellschaft aufnahm. Von London begab er sich nach Cambridge und Oxford, wo er die bodlejanische Bibliothek sieben Wochen benutzte. Nachdem er auch die übrigen Städte Englands besehen hatte, ging er zu Ostern nach Paris und machte sich hier mit der franz. Sprache bekannter, und lernte die vorzüglichsten Gelehrten dieser Stadt kennen. Im November 1715 kam er wieder nach Tübingen und trat seine Ämter am 22. December an. 1716 ward er Doktor der Rechte, bald darauf

terialien, München 1774. S. 12 — 14. S. 22 — 24. S. 60. 61. S. 82. S. 155 — 157. S. 166 — 168. — Abhandlung vom praktischen Feldmessen mit neuen Instrumenten und neuen Vortheilen. Mit 5 Kupfern. München 1775. 4. Eben das. 1778. — Abhandlung von der Verbesserung der Feuerspritzen. Sie hat von der kurfürstl. Akad. der Wiss. 1778 den Preis erhalten. München und Ingolst. 1777. 8. Mit Kupf. — Anfangsgründe der reinen Mathematik, aus dem Lat. der angeführten Schrift übers. Ingolstadt 1779. 8. 13 Kupf. Eben das. 1781. — Ökonomische Lampen und Lichter mit Spiegeldächern. In Hübner's physikal. Tagebuch. 1r Jahrg. 3s Quartal 1784. — Über die Luftbälle. Eben das. 2s Quartal. 1r Jahrg. S. 241 — 270. — Gedanken von den Kräften der Elemente und ihrer innerlichen Bewegung in den kleinsten Körperchen. Eben das. 3s u. 4s Quartal. 1r Jahrg. — Kunst verschiedene Blümchen von allerhand Farben nur mit Sonnenlicht durch Hilfe eines großen Brennglases vorzustellen. Eben das. 1r Jahrg. III. S. 518 — 540. — Ob das Schießen die Hochgewitter vertreiben und eine Gegend wider Hagel schützen könne. Eben das. S. 541 — 550. — Verbesserung der Blitzableiter. Eben das. IV. S. 717 — 732. — Weiße, mit Abwechselung weißer und schwarzer Stücke, Pappendeckel zu bereiten, die durch ein gläsernes Prisma betrachtet als die schönsten Teppiche mit Regenbogen erscheinen. Eben das. 2r Jahrg. — Beschreibung eines großen Prisma mit Glastafeln, welches ein ganzes Gesicht eines Menschen mit einer bestimmten Regenbogenfarbe zu überziehen und zu verschiedenen andern Experimenten dienlich ist. Eben das. — Antwort auf die Anmerkungen des Herausgebers über die vielen Spitzen der Wetterableiter. Eben das. 2r Jahrg. III S. 418 — 423. — Erklärung einiger Schriftstellen, die man wider die Bewegung der Erde anzuführen pflegte, da man diese noch in Zweifel zog. Eben das. III. S. 447 — 461. — Neue Dachziegel besserer Art. Eben das. 3r Jahrg. 1s Quartal. — Über Hauchen und Blasen. Eben das. — Nachtrag zur Zallingerschen Abhandlung über die Wärme der Hände. In Molls oberd. Beiträgen. Bd 1. — Beschreibung einer Feuerleiter und ihr Gebrauch. Eben das. — Ein sonderbares Zusetzen an Roggenähren und die Ursache desselben beobachtet. In Schranks Abhandlungen einer Privatgesellschaft van Naturforschern 1792. Bd 1. Nr 3. — Handgriffe der Errichtung eines Blitzableiters von verbesserter Art. Eben das. Bd 1. Nr 12. — Etliche Gedanken über die Luftschifffahrt. Eben das. Bd 1. Nr 13. — Verbesserung der Blitzableiter. Eichstädt und Ingolst. 1785. 2 Bog. 8. Auch in Hübner's physik. Tagebuch und in Weders Theorie der Elektricität. Salzburg 1785. 8. — Beschreibung einer neuen Art Dachziegel von besserer Gestalt. Salzburg 1786 besonders abgedruckt. — Ausführliche Beschreibung einer Trocknungsscheune. Mit 2 Kupfern. Augsb. 1788. — Beiträge zur bürgerlichen Baukunst. Augsburg 1787. 8. Mit 10 Kupfern. — Kunst die Häuser vor Feuersgefahr zu bewahren. Augsb. 1788. 8. — Vollständiger Unterricht gute Sonnenuhren zu machen. Augsb. 1790. Mit 7 KK. — Abhandlung vom Gebrauch der Erde und des Sandes oder der Asche zur Löschung der Feuersbrünste. Augsb. 1794. 8. Mit 3 KK. Eben das. 1797. — Abhandlung von den Fehlern der gewöhnlichsten Maschinen und Hebezeuge. Augsb. 1795. und 1797. Mit 4 KK. Erklärung wie die Sonnen- und Mondsstrahlen zu Gestaltung des Nordlichts über unsern Horizont heraufgebracht werden. In den Acta Acad. Erford. ad an. 1778 u. 1779. — Beschreibung einiger Arten des Distanzmessers aus einer Station. In den Abhandlungen, die von der königl. dänischen Gesellschaft den Preis erhalten haben. Kopenh. 1781. 4. — Beantwortung der Preisfrage: welche ist die leichteste und wohlfeilste Art vom Wasserbau, u. s. w. in den Abhandl. der kurbaierischen Akad. der Wiss. 1775. Bd IX. S. 428 — 519. — Beschreibung eines neuen astronom. Quadranten mit Gläschen. In den neuen philosoph. Abhandl. der baiern. Akad. 1778. Bd. I. — Von einigen Verbesserungen der einfachen Luftpumpe mit dem aufrecht stehenden Cylinder. Eben das. 1785. Bd IV. — Beiträge zur Verbesserung der Uhrmacherkunst, in Rücksicht auf große Uhren. Eben das. Bd. V. 1789 und Fortsetzung dieser Beiträge. Eben das. 1797. Bd VII. S. 2 — 68.

*) Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 5r Bd.

Hofgerichtsassessor und Professor des Statsrechts am gedachten Kollegium. Im J. 1729 ordentlicher Professor des Stats- und Lehenrechts bei der Universität zu Tübingen. Hier beschäftigte er sich hauptsächlich mit dem Statsrechte, der Reichsgeschichte, der Numismatik und Heraldik. Er gehörte auf der Universität Tübingen unter die ersten Beförderer der eleganten Jurisprudenz und hinterließ ein auserlesenes Münzkabinet, womit der Herzog von Würtemberg das Seinige vermehrte. Er starb im August 1750. Vergl. Böcks Gesch. der Universität Tübingen. S. 156. Schmersahls zuverlässige Nachr. von jüngst verst. Gelehrten. Bd 2. S. 355. Rathlef Gesch. jetztleb. Gel. Th. 7. S. 148*). (*Rotermund.*)

HELFERKNECHT, heißt beim Bergbau ein Arbeiter, gewöhnlich ein Zimmerling, welcher den Kunstknechten als Gehilfe beigegeben wird. Eben so wird auch auf einigen Salinen der sogleich nach dem Meister folgende Siedegesell genannt. (*A. Schmidt.*)

HELFERSATZ, nennt man bei Pumpwerken denjenigen Satz von Röhren, welcher nicht zum gewöhnlichen Gebrauche bestimmt ist, sondern nur dann aushelfen soll, wenn der gewöhnliche Satz schadbar wird. Es würde ohne diese Vorsichtsmaßregel, dem gewöhnlichen Satze von Röhren einen Helfersatz beizugeben, eine totale Stockung entstehen, wenn die in der Regel gebrauchten Röhren schadhaft werden, was natürlich besonders im Bergbau, nur nachtheilig seyn müßte. (*R.*)

Helfferich, s. Helferich.

HELFRECHT, ist die Befugniß einer Obrigkeit, von ihr selbst oder andern competenten Stellen gefällte rechtskräftige Urtheile in so weit zu vollstrecken, als dieß durch Wegnahme und Versilberung von Mobilien des Beklagten möglich ist; der Ausdruck wird vorzüglich gebraucht in Verhältnissen, wo ein Gericht durch ein andres, z. B. ein Stadtrath durch ein landesherrliches Amt in seiner Jurisdiktion dergestalt beschränkt ist, daß die Hilfsvollstreckung durch Versteigerung von Immobilien diesem letztern gebührt. (*G. Emminghaus.*)

Helfrede, s. Einrede.

HELFTA, Pfarr- und Amtsdorf, mit einer Domäne, 115 Häus. und 935 Einw. im Mansfelder Seekreise, des preuß. Reg. Bez. Merseburg. Bis zur Säcularisation war hier ein Cistercienser-Nonnenkloster, das 1209 gestiftet war. (*Mützell.*)

Helfthürstöcke, s. Thürstöcke.

HELGAUD, lat. HELGALDUS, HELGAUDUS, ein franz. Benediktinermönch zu Fleury (St. Bénoit sur Loire) seit 1004, gestorben um 1048. Er beschrieb das Leben des Königes Robert, welcher nach dem Absterben seines Vaters Hugo Capet von 997 bis 1031 Frankreich beherrschte, mehr panegyrisch als getreu, theilt aber doch manche gute Nachrichten mit, die man nur bei ihm findet: Epitome vitae Roberti regis, zuerst gedruckt 1577; dann in *Pithoei* Hist. franc. scriptt. Frf. 1596. fol.; in *du Chesne* scriptt. rec. fr. T. III. Append. 1641. fol. und bei Bouquet im 10. Bde seiner script. rer. gall. †). (*Baur.*)

HELGE, Sohn des Ynglingers Halfdan, der als Häuptling in Ledre regirte und einen Bruder Hrolf hatte: mit demselben rächte er den Tod seines Vaters Halfdan an dessen Bruder Fredo V. Nachdem er durch Entsagung des Bruders Hrolf alleiniger Herr geworden, unternahm er einen großen Heereszug gegen König Adil zu Upsala, der die schöne Yrsa geraubt und zu seiner Gemahlinn gemacht hatte: Helge landete bei Suithiod, wo Adil regirte, bemächtigte sich seiner Burg, nahm Yrsa gefangen und schleppte sie nach Ledra, wo er den Thron mit ihr theilte: sie gaben ihm Hrolf Krake. Aber als der Knabe drei Jahre alt war, kam die Königinn Adils, die Gemahlinn des sächsischen Königs Geirthiofs, dem Adils Yrsa entführt hatte, nach Ledre, und machte daselbst bekannt, daß Yrsa die Tochter Helge's, ihres jetzigen Gemahls, sie selbst aber ihre Mutter sei. Hierauf trennten sich beide Gatten: Yrsa kehrte zu ihrem ersten Gemahle Adils zurück und blieb bis an ihren Tod Königinn von Schweden. Aber ihr Sohn Hrolf wurde, nachdem der Vater Helge 584 in einem Kriege erschlagen war, König von Ledre*). (*G. Hassel.*)

HELGE-Å, 1) ein ansehnlicher Fluß, welcher aus dem See Möckelen in der schwedischen Provinz Småland entspringt, das südwestliche Småland und das süd-

---

*) Seine Schriften sind: Diss. de summo militiae Imperialis praefecto (Praes. *Jac. Dav. Moegling*,) Tub. 1709. 4. — D. inaug. de literis Status, Tub. 1714. 4. — Or. de spe patriae fundata aeternitateque Domus Wurtembergicae divinitus confirmata in nativitate Eberhardi Friderici, Principis Wurtemb. Ib. 1718. Fol. — Commentationis de fictitia distinctione terrarum Germaniae in mediatas et immediatas, falsoque cumprimis eidem superstructa immediatate Nobilium S. R. imperii originaria prodromus. Ibid. 1725. 4. Die versprochene Fortsetzung folgte nicht. Es war eigentlich eine Disp., der man diesen Titel gab, um sie in den Buchhandel zu bringen. — D. sistens specimen primum de jurisprudentia Principum Ordinumque S. R. Imperii Germ. privata, Ibid. 1730. 4. Auch in *J. J. Mosers* Syntagma dissertationum select. jus publ. Germ. universale illustrantium N. XII. recusa Jenae, 1740. 4 — D. de eo, quod justum est circa mutationem prioris investiturae feudalis. Tub. 1734. 4. — D. sistens positiones inaugur. juridicas. Ibid. 1735. 4. — D. de independentia juris circa Sacra Statuum ordinumque imperii germ. Evangelicorum, intuitu imperatoris et imperii. Ib. 1739. 4. — D. sistens casus potiores exstinctae exspectativae, cumprimis in feuda Imperii R. G. immediata majora concessae. Ibid. 1748. 4. — D. de ecclesia Romana, sedeque cumprimis Pontificia, morte Augustissimi Roman. Imper. Caroli VI. summo advocato orbata. Ibid. eod. 4. — D. sistens sanctiones juris civilis Rom. de secundis nuptiis et in his praesertim L. hac edictali VI. C. h. T. collatae cum Statuto S. R. Imper. liberae et immediatae civitatis Suevo Hallensis, quoad casus quosdam specialiores. Ibid. 1745. 4. — Pr. sistens specimen secundum Jurisprudentiae principum ordinumque I. R. Germ. privatae. Ibid. eod. 4. — D. de vero L. 20. D. de LL. non omnium, quae a majoribus constituta sunt, ratio reddi potest, sensu. Ib. 1746. 4.

†) Nouv. hist. de France par *le Gendre*. T. VI, 128. Mém. sur la vie du moine Helgaud par *de la Curne de St. Palaye*, in den Mém. de l'acad. des inscr. T. X, 553. *Meusel* bibl. hist. Vol. VII. P. II, 30.

*) Ekendahl's schwedische Geschichte I, 218.

östliche Schonen durchfließt, und 2 Meilen hinter Christianstadt, wo er sich erweitert, bei Ähus sich in die Ostsee ergießt. 2) ein Ausfluß des Heljesees bei Wekiö in Småland in den See Äsnen, der bald unter dem Namen des Flusses Mörum (Mörum-å) in Blekingen eintritt und an der blekingenschen Küste, nachdem er Wasserfälle gebildet, bei denen viel Lachs gefangen wird, unterhalb der Kirche Mörum in die Ostsee fällt.

(*v. Schubert.*)

HELGENÄS, ein Kirchspiel im Amte Randers des dänischen Stifts Aarhuus; es liegt unter dem gleichen Vorgebirge oder dem hohen Ellemardsberge, den man weithin im Kattegat erblickt. (*G. Hassel.*)

HELGI (nordische Heldensage), von helgr, heilig. 1) Helgi, Sohn des Königs Hiorward von Norwegen und Sigurlin's, der Swewenkönigstochter, wurde von seinem Vater hart gehalten, er schwieg daher beständig, und erhielt keinen Namen, bis er einst, auf einem Hügel sitzend, neun Walkyrien durch die Luft reiten sah, von der herrlichsten unter ihnen, Swawa Helgi genannt, und zum Reden ermuntert ward. Sie unterstützte ihn seitdem in Schlachten. Helgi machte seinem Vater Vorwürfe, daß er noch nicht an Hrodmar den Tod Swafeir's, seines Großvaters von mütterlicher Seite, gerächt habe und erhielt in Folge derselben ein Heer, tödtete Hrodmar, vollbrachte viele schwierige Thaten und erschlug unter andern den Riesen Hati. Helge galt nun als ein gewaltiger Kriegsheld, kam zu König Eylimi, freite um seine Tochter Swawa und verlobte sich mit ihr, und beide liebten sich sehr. Als er aber im Süden auf Heerfahrt sich befand, kam sein Halbbruder Hedin in Verzweiflung zu ihm und forderte ihn zum Kampfe auf, mit dem Bedeuten, daß er am Julabend bei Bragi's Becher gelobt habe, Swawa, die Geliebte desselben zu heirathen. Helgi verschonte ihn indeß, da er selbst schon von Alf, dem Sohne Hrodmar's, heraus gefordert war und daraus auf seinen baldigen Tod schloß, daß seine Folgegeister bereits seinen Bruder aufgesucht hatten. In der großen Schlacht auf Sigarsvöllr gegen Alf erhielt Helgi auch wirklich eine Todeswunde, ließ Swawa holen und bat sie, seinen Bruder Hedin zu heirathen. Allein sie bemerkte dagegen, daß sie gelobt habe, sich nie mit einem Andern, als mit Helgi, zu verbinden. Hedin suchte hierauf an Alf Helgi's Tod zu rächen. Helgi und Swawa wurden wieder geboren *).

2) Helgi der Hundingstödter, Volsung's Enkel, Sohn des Königs Sigmund von Jarlungaland und der Borghild von Bralubr, bei dessen Geburt sich die Nornen einfanden, sein Lebensalter bestimmten, und ihn den kühnsten und besten Fürsten werden ließen. Als er einen Tag alt war, stand er schon im Panzer. Sein Vater kam eben siegreich aus der Schlacht, nannte ihn Helgi nach Helgi, Hioward's Sohne, und gab ihm Hringstad, Sollfioll, Snäfioll, Hatun und Himinvagi. Sigmund lebte mit dem mächtigen König Hunding von Hundland in Unfrieden; an dessen Hof nun begab sich Helgi, aber ohne daß man es dort ahnte, mit der Absicht, zu kundschaften. Erst als er wieder fortzog, ließ er dem Hunding sagen, daß er, nicht aber Hamall der Fremde gewesen. Hunding schickte hierauf Männer zu Hagall, Hamall's Vater, welchem Helgi's Erziehung anvertraut war und Helgi konnte sich nur dadurch retten, daß er die Kleider einer Magd anzog, und die Mühle drehte. Nachdem er 15 Winter alt geworden, sandte ihn sein Vater mit Kriegsschiffen aus, gegen Hunding, welchen er auch tödtete. Daher sein Name Helgi der Hundingstödter. Vergebens verlangten Hunding's Söhne von ihm Buße; er erschlug Alf, Eyolf, Hiorward und Herward in der Schlacht auf Logafioll, in welcher ihm des Königs Haugni Tochter Sigrun, die wieder geborene Swawa, eine Walkyrie, beistand. Nach der Schlacht gab sie sich ihm zu erkennen und sprach ihn um Schutz gegen den König Hodbrod an, mit welchem sie ihr Vater, wider ihren Willen, verlobt hatte. Helgi segelte mit einem mächtigen Heere nach Frekastein. Auf der See traf die Flotte ein fürchterliches Ungewitter, welches Sigrun, durch die Luft reitend, durch ihre Erscheinung stillte. In der großen Schlacht am Frekastein fielen alle Söhne Granmar's und Haugni, und sein Sohn Bragi, mit Ausnahme seines andern Sohnes Dag, welcher dem Helgi den Eid leistete. Helgi empfing hierauf die Sigrun zur Ehe, und zeugte Söhne mit derselben. Doch Helgi lebte nicht lange. Sein Schwager Dag opferte dem Odin, um die Vaterrache zu vollführen und dieser lieh ihm seinen Speer. Er fand den Helgi zu Fiaulurlundr und durchstieß ihn. Ein Hügel ward über Helgi'n errichtet. Aber als er nach Walhall kam, bot ihm Odin an, in Allem zu herrschen mit ihm, und Helgi machte Hunding zum Diener der Einherier. Am Abend ging Sigrun's Magd zum Hügel Helgi's und sahe, daß Helgi zu demselben ritt mit vielen Männern. Sigrun von der Magd benachrichtiget, ging hinaus, bereitete ihrem Helgi im Hügel ein Lager und ruhte bei ihm. Beim Anbruch der Morgendämmerung verließ Helgi Sevafioll, und ritt durch die Luft nach Walhall zurück. Sigrun ließ am andern Abende die Magd wieder am Hügel Wache halten, aber Helgi erschien nicht mehr. Sie lebte nur noch kurze Zeit vor Harm und Leid. Helgi und Sigrun wurden wieder geboren, er hieß Helgi Haddingia-scati und sie Kara, Halfdan's Tochter *).

3) Helgi Haddingiaskati (der Held der Haddingen) oder Haddingiaskathi (das Verderben der Haddingen), der wieder geborene Helgi, der Hundingstödter, war nebst seiner Geliebten, der wieder geborenen Sigrun, be-

*) Quitha Helga Haddingiaskata ethr Helgaqnida en fyrsta, eine Übersetzung dieses Eddaliedes in Stabreimen steht in Ferd. Wachter's Forum der Kritik. I. B. II. Abth. S. 96 u. f.

*) Quitha Helga Hundingsbana en fyrri ethr Helga-Quida annnor und Quitha Helga Hundingsbana en sidari ether Helgaquitha thridia (eine Übersetzung dieser Eddalieder mit wieder gegebener Alliteration findet sich in F. Wachter's Forum der Kritik I. B. II u. III. Abth.) und Volsunga Saga c. 15—17.

sungen in den höchst wahrscheinlich verloren gegangenen Kara-Liedern. Ungewiß ist es, ob bei den Haddingen die norwegischen Kleinkönige von Haddingadal oder die Kämpen Halldingiar oder Haddingiar gemeint sind, welche in der größten Theils mährchenhaften Saga Krómundar Greipsonar (gedruckt in Biörner's Nordiske Kämpedâter) vorkommen, nach welcher auch Kara, wie früher Swawa und Sigrun, ihrem Geliebten, Helgi, in den Schlachten beistand. Auch Helgi Hiorwarb's Sohn wird in den Überschriften Helgi Haddingiaskati genannt, entweder aus Verwechselung, oder weil Beiden dieser Beiname gegeben worden*). (*Ferd. Wachter.*)

HELGOLAND, ein Eiland, das an der holsteinschen Küste unter 54° 11′ 30″ N. Br. und 25° 34′ L. belegen ist. Es ist nur der Überrest einer größern Insel, die 4 Meilen im Umfange gehabt haben soll; das Meer hat indeß in den Jahren 800 und 1300 den besten Theil derselben unter seine Fluten begraben, und noch jetzt stürmt dasselbe mit solcher Macht auf den Felsen ein, daß derselbe vielleicht in ein par 100 Jahren zusammen gestürzt seyn dürfte. Seine Einwohner waren und sind jetzt noch Friesen; es hatte im Mittelalter eigene Häuptlinge, die wahrscheinlich mit den übrigen Stämmen auf dem Festlande in Verbindung standen. Wann es unter Holstein gekommen, ist nicht genau bekannt; aber schon im 14. Jahrhunderte war Helgoland mit Holstein verbunden, und blieb es bis 1712, wo der damalige Herzog von Holstein-Gottorp es den Dänen überließ; 1808 eroberten es die Briten, machten es während der Continentalsperre zur Niederlage ihres Schmuggelhandels und behielten es 1814 im Kieler Frieden als ihr Eigenthum. — Helgoland besteht aus zwei Theilen: der Felseninsel und der Düne. Die Felseninsel wird in das Ober- und in das Unterland abgetheilt, welche beide durch eine 500 Schritt lange Felsenlinie und durch eine Treppe von 180 Stufen verbunden werden und 13,800 Par. Fuß im Umfange haben. Das Oberland hat 4200, das Unterland 1400, beide 5600 Schritte im Umfange; letzteres wächst aber von Jahre zu Jahre mehr an, und ersteres wird immer mehr zerbröckelt. Die höchste Höhe des Felsens beträgt 216, die niedrigste 84 Fuß über dem Meeresspiegel; er besteht aus verhärtetem rothem Thone, mit wenigem Eisenoxyd gemischt. Die Düne ist 2300 dänische Ellen von der Felseninsel entfernt und liegt ihr im O.; es ist ein bloßer, über das Meer hervor ragender Sandhaufen, der 2 Baken trägt und von vielen blinden Klippen umgeben ist. An der Felseninsel und gedeckt von ihren Batterien befinden sich zwei von der Natur gebildete Hafen, der Norderhafen, worin die Schniggen, und der Süderhafen, warin die Schaluppen und Jöllen der Helgoländer vor Anker liegen. Im Norderhafen ist die Tiefe des Wassers bei halber Ty (demi marée) zwischen 7 und 24 und 8 und 42, im Süderhafen zwischen 10 und 24 Fuß. Im O. und N.O. der Düne ist eine sehr gute Rhede für größere Schiffe bei W. und W.S.W.-Winde bei 48 Fuß Tiefe. Der Cours oder Kanal zwischen der Felseninsel und der Düne war vor 1720 so seicht, daß Menschen herüber gehen konnten; jetzt fahren Schiffe, die 18 Fuß Tiefe brauchen, mit Leichtigkeit durch. Der Fels dient seinem Besitzer als Warte der Jahde, Weser, Elbe, Eider und Helder; von seinen Gipfeln kann man 6 Meilen weit ein Schiff erkennen, während dem vorbei segelnde Schiffe nicht einmal entdecken können, ob und was für Fahrzeuge Helgolands Häfen fassen. Für eine große seefahrende Nation muß daher dieser Punkt von der äußersten Wichtigkeit seyn, besonders auch in Hinsicht der Schmuggelei; daher denn auch die Briten einen besonderen Werth auf seinen Besitz legen. — Bloß die Felseninsel ist bewohnt; auf dem Oberlande befinden sich das Fort und die Feuerbuise auf seinem erhabensten Punkte, wo man sie dann 6 Meilen weit erblicken kann und die sonst von Hamburg, jetzt von England mit Steinkohlen versehen wird, dann das Provianthaus, das Arsenal, das Wachthaus, das Kohlenmagazin, die Kirche, wobei zwei Prediger angestellt sind, die Schule und 342 Häuser; auf dem Unterlande stehen 78 Häuser. Die Zahl der Einwohner beläuft sich etwa auf 2200, von 1808 bis 1815, wo hier ein unermeßlicher Schleichhandel getrieben wurde, wohl auf 4000; doch war diese Bevölkerung nur vorübergehend und verschwand bis auf den Stamm bei dem Frieden. Dieser Stamm besteht aus Friesen, die noch Charakter, Sitten und Gebräuche ihrer Vorfahren treulich aufbewahrt haben, auch noch ihr Altfriesisch reden; die Weiber bauen das Gemüse, unterhalten Vieh und Schafe und besorgen das ganze Hauswesen, während der Mann seinem Verdienste auf dem Wasser nachzieht. Ackerbau haben sie nicht; ein auf dem Felsen befindliches, 900 Ruthen im Umfange haltendes Feld wird mit Gemüse bestellt oder dient 400 bis 500 Schafen und einigen Kühen zur Weide, die sich sonst mit Seegras behelfen müssen. Dafür besaßen 1800 die Helgoländer 11 Schniggen und 97 Schaluppen, womit sie ihren Seelotsendienst verrichten oder zum Schellfischfange fahren, und 80 Jöllen, die sie zum Fange der Hummer und Sandspieren (ammonites tobianus) gebrauchen; jährlich verfahren sie 40,000 bis 50,000 Hummer und 2 Mill. Schellfische. — Die Briten, die auf der Felseninsel das Fort besetzt halten, und die vormaligen 3 großen, mit 24 Kanonen bepflanzten Batterien noch durch neue vermehrt haben, bewachen Helgoland durch einen Guvernör, einen Unterguvernör, einen Platzmajor und eine Garnison von 400 bis 500 Mann, die indeß in die Bevölkerung nicht eingezählt ist. Sie haben den Einwohnern ihre heimische Verfassung, ihren lutherschen Kirchenstat völlig gelassen und bekümmern sich darum gar nicht; diese regiren sich durch eigene Obrigkeiten und richten in Hinsicht der Rechtspflege nach dem althelgoländer Landrechte; nur in bestimmten Fällen geht von dem einheimischen Gerichte die Berufung an den Guvernör oder Komman-

*) Vgl. über den ganzen Art. auch *Finn. Magnusen* priscae veterum Borealis Mythologiae Lexicon unt. dem Art. Sigrun. (*R.*)

danten der Briten. Auch herrscht hier noch unerbittlich die ganze barbarische Strenge des Strandrechts †).

(*G. Hassel.*)

HELHEIM, eine Gegend in Niflheim, Nebelwelt, oder in Utgard, Unterwelt, welche Hel beherrscht. Sie breitet sich unten in der neunten Welt aus. Eine der zwei Wurzeln des Baumes Ygdrasil — unter welcher die nordische Schöpfung versinnlicht wird — unter welcher die Götter täglich Gericht halten, steht in ihr fest. Sie empfängt ihre Nahrung aus dem Brunnen oder der Quelle Hvergelmen, der sich von den aus dem Geweihe des Hirsches Äkthyrn herab fallenden Tropfen bildet. In ihm leben die Schlange Nydhogg mit unzähligen ihres Gleichen*). Die Flüsse Elivagan, deren gefrorne Dünste den ersten Stoff zu den ersten Geschöpfen lieferten in dem anfänglich wüsten und leeren Raume, Ginungagap, entströmen ihm und fließen durch die Welt der Götter, der Menschen und der Hel. Sie hauchen Gift und Pest aus. Dicht an der Gränze ihres Reiches rauscht der Fluß Giaull oder Gioll, über welchen eine mit glänzendem Golde bedeckte Brücke führt. Sie wird von einer Jungfrau, Modgudun — Götterfeindinn — bewacht. Alle Todte müssen darüber in Hels Reich einziehen, und an manchem Tage 50,000. Von hier aus wendet sich die Straße nach Helheim nördlich durch tiefe, finstere Thäler neun Tagereisen, ehe die Todten die hohe Umzäunung, Helgrind, Todtengitter, erreichen, das ein grimmiger, ewig heulender Hund, Garmur, Hund, bewacht. Die eingegangenen Selen können auch in Hels Reiche, wie die Tapfern in Valhal, ihr früheres Leben fortsetzen, ihre Wünsche befriedigen. Sie behalten ihre Würde und ihren äußern Rang. Von Vergeltung findet sich hier keine Spur, auch nicht von Strafe großer Bösewichter. Alle Verstorbenen leben hier zusammen, nur nicht die als Helden auf dem Felde der Ehre Gefallenen. Tapferkeit lohnt Valhal, Selenhalle. Sie alle verträumen hier ihr Leben still, unthätig, wie einst auf der Erde, bis zum Untergange der Welt, wo Surtur's Flamme auch Niflheim und Helheim ergreift und zerstört. Dann werden die Guten von den Bösen gesondert, jene nach Gimle, Himmel, und in seine reizenden Wohnungen versetzt, in Allfadur's, Odin's Gesellschaft, Himmelsfreuden zu genießen; diese aber durch Odin's Richterspruch nach dem furchtbaren Nastrand zu ewigen Qualen verdammt. Eine verheerende Schlacht endet das Leben der Verstorbenen in Helheim und in Valhal. Der böse Loke führt die Scharen aus Hel's Reiche gegen die Einheriar in Valhal zum Kampfe. Sie, die aus der Oberwelt schon der Tapferkeit Lohn geerntet haben und gefallen sind, und diese, welche an Alter und Krankheit hinab sanken in die Unterwelt, finden auch in diesem Kampfe Gelegenheit, ihren Muth zu beweisen, und fallen, um mit Jenen zugleich himmlischer Freuden gewürdiget zu werden.

In der nordischen Religion gab es anfänglich keine Unterwelt, keine Hölle, sondern sie ward von dem bösen Loke erst geschaffen. Ihr Begriff entwickelte sich mit dem Übel. Anfänglich war auch kein Unterschied unter den von der Oberwelt Geschiedenen, erst später ein Strafort, Nagrind, Leichengrund, wo die Schlange Nydhogg die Leichen zerreißt und ihre Wiedergeburt unmöglich macht**). — Das Übel geht aus der Materie hervor und da diese, ihrer charakteristischen Schwere nach, immer in der Tiefe liegt, so dachte man sich auch die Hölle unter der Erde***). Wer das Materielle in sich überhand nehmen läßt, ist der sündhaften Versuchung am meisten ausgesetzt, verfällt in Verbrechen und Laster, und wird darum auch dem bösen Wächter zum Raube, und muß durch Giftströme waden, ihre Dünste einzuhauchen. Er geht unter. — Welche Ähnlichkeit mit dem Hades der Griechen!

(Dr. *Schincke.*)

Heli (bibl. Gesch.) s. Eli.

Helia s. Velia.

HELIÄA (Ἡλιαία), der größte von allen athenischen Gerichtshöfen. Wir wissen durch die Zeugnisse der Alten[1]), daß von demselben über die wichtigsten Angelegenheiten entschieden wurde; ob man aber unter diesen wichtigsten Angelegenheiten bloß öffentliche oder auch Privatsachen zu verstehen hat, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben, weil Heliäa auch neben der bestimmten Bedeutung die allgemeine hat, daß es jeden Gerichtshof und die daselbst versammelten Richter bezeichnet. Da die wichtigsten öffentlichen Angelegenheiten vor die Thesmotheten gehören, so können wir wohl annehmen, daß diese den Vorsitz oder die Hegemonie (s. dies. Art.) in der Heliäa vor allen andern Obrigkeiten hatten. Doch wie in andern Gerichtshöfen nicht stets dieselbe Person den Vorsitz führte, wie im Odeon nicht bloß der Archon, sondern auch Andere den Proceß einleiteten: so hatten auch wohl andere Obrigkeiten, als die Thesmotheten, in der Heliäa den Vorsitz. Die Anzahl der Richter, welche sich hier versammelten, war, wie uns Pollux[2]) lehrt, gewöhnlich 500, oder vielmehr, um eine ungerade Anzahl zu haben, 501[3]); auch versammelten sich oft zu einem und demselben Processe zwei oder drei Abtheilungen der Richter, also 1000 (1001), oder 1500 (1501)[4]). Da nach den alten Schriftstellern dieser Gerichtshof der wichtigste in Athen war, so ist es wohl ziemlich gewiß, daß die Richter, welche durch das Los hier zu richten bestimmt wurden, den Gerichtsstab mit A, d. i. mit Eins, bezeichnet erhielten, wie die Richter, welche die Entscheidung in weniger wichtigen Sachen zugelost bekamen, Stäbe mit B, Γ, Δ u. s. w. erhielten. Der Name dieses Gerichtshofes ist entweder

†) Fr. von der Decken philosophisch-hist. geogr. Untersuchungen über die Insel Helgoland und ihrer Bewohner. Hamb. 1825. — Über Helgoland; von Dr. Heinemeyer (A. G. E. XXV, 129).

*) Grimnismal Str. 34.

) Mone Gesch. d. Heidenth. Th. 1. S. 357. *) Eben das. S. 456.

1) *Bekkeri* anecdot. I. p. 262, 10. 2) VIII, 124. 3) s. *Schoemann.* de sortition. judic. p. 25. 4) s. *Pollux* VIII, 124. Mémoir. de l'acad. des Inscriptions Tom. VII, 68 ff.

von ἥλιος abgeleitet, weil der Ort unter freiem Himmel und der Sonne ausgesetzt war, oder wohl noch richtiger von ἁλία, die Versammlung [5]). Die älteren Archäologen, wie Meursius [6]), Carl Sigonius [7]) stellen die Sache ungeordnet dar. (*C. W. Müller.*)

Die in diesem Gerichte sitzenden Richter hießen **Heliasten** und man pflegte von den niedern Gerichten an sie zu appelliren. Keinem von ihnen war erlaubt, sein Urtheil über Etwas zu fällen, bevor er nicht einen feierlichen Eid abgelegt hatte. Das Formular findet man beim **Demosthenes** *). Diese Richter bekamen Anfangs gar nichts für ihre Mühe, hernach aber einen Obolus oder Groschen, und endlich nach geschlichtetem Rechtshandel einen Tribolus, etwa drei Groschen. Wer Etwas bei der Heliäa anbringen wollte, mußte von den Thesmotheten vorher die Erlaubniß dazu erhalten, und der Kläger, so wie der Beklagte, mußten einen Eid ablegen, auch eine beträchtliche Summe Geldes niederlegen, worauf Beide, nachdem eine Wasseruhr aufgestellt war, die Erlaubniß zu reden bekamen. Hatten Beide ihre Sache vorgetragen, so gaben die Richter ihre Stimme durch kleine Steine, worauf derjenige, welcher verloren hatte, entweder zu einer Geldstrafe, oder zum Tode verdammt wurde. In jenem Falle wurde er den Exsequirern in diesem den eilf Männern übergeben. Konnte er die Geldstrafe nicht erlegen, so warf man ihn ins Gefängniß, starb er in diesem, so mußte der Sohn statt seiner in den Kerker. So mußte z. B. Cimon seinen Vater Miltiades auf diese Art ablösen. (*Rotermund.*)

Heliacisch (Astron.) s. Heliakisch.

Heliacus ortus et occasus s. Heliakisch.

HELIADAE, HELIADEN, der Name alter Heroen auf Rhodos, Söhne des Helios (Sonne), welche entstanden, als durch die Sonnenstralen die überflüssige Feuchtigkeit auf Rhodos getrocknet wurde. Ihrer waren sieben: Ochimos, Kerkaphos, Makar, Aktis, Tenages, Triopas und Kandalos. Ihre Schwester Elektryone starb als Jungfrau und ward von den Rhodiern göttlich verehrt; die Brüder aber waren Sternseher, Eintheiler des Tages in Stunden und Verbesserer der Schifffahrt. Tenages übertraf alle an Scharfsinn, deßwegen wurde er von den übrigen (Ochimos und Kerkaphos ausgenommen) getödtet; die Mörder aber verließen Rhodos und zerstreuten sich auf die benachbarten Inseln, Makar nach Lesbos, Kandalos nach Kos, Aktis nach Ägypten, Triopas nach Karien (*Diod.* V, 56). Die ganze Fabel bezieht sich unstreitig auf Sonnendienst und auf Ansiedelung der Phöniker, die den Dienst des Baal nach Rhodos brachten. (*Richter.*)

HELIADES (Ἡλιάδες), HELIADEN, sind Töchter des Helios oder Klymenos und der Merope [1]), oder des Helios und der Klymene, und Schwestern des Phaethon [2]). Ovid [3]) zählt ihrer **drei**: Phaethusa, Lampetie und Phöbe, Hygin aber **sieben**, nämlich zu den beiden letzten noch Ägle, Merope, Helie, Ätherie, Dioxippe; Andere dagegen nur **zwei**: Phaethusa und Lampetie [4]). Entweder zur Strafe, weil sie dem Phaethon den Sonnenwagen wider Willen des Vaters angespannt hatten [5]), oder durch das Mitleid der Götter, da sie ihres Bruders Tod so beweinten, daß die Thränen ins Meer flossen und hier zu Bernstein verhärteten [6]), wurden sie in Lerchenbäume (larices [7]), oder in Erlen [8]), oder in Pappeln [9]), oder in Tannen [10]), verwandelt. Noch als Bäume schwitzten sie Bernstein aus, daher sie auch Electrides heißen [11]). Von dem Bruder heißen sie Phaethontiaden. Der Mythus ist sehr wahrscheinlich aus Sonnenkultus entstanden, und in Folge von Trauerfesten, welche dann, wenn die Sonne mit dem Winter in das Nachtreich hinab steigt, gefeiert wurden; hiermit verband man dann Sagen über Entstehung des Bernsteins. Da man diesen auch im adriatischen Meere fand, so hielt man ihn für Harz der am Poflusse wachsenden Bäume (denn hierher werden diese Heliaden gesetzt) und glaubte, daß der Strom denselben in das Meer triebe. (*Richter.*)

HELIAKISCH, HELIACISCH. So nannten die Alten schon den **Aufgang** eines Sterns kurz vor der Sonne, so daß diese bald durch die ihrem Aufgange vorher gehende Dämmerung ihn am Himmel unsichtbar machte. Der **heliakische Untergang** ist aber nichts Anderes, als das Verschwinden eines Sterns in den Strahlen der Abendsonne vor seinem wahren Untergange, oder vielmehr der Zeitpunkt, wo, wegen des steten Vorrückens der Sonne gegen Osten, ein vorher am Abendhimmel noch sichtbar gewesener Stern, weil die Sonne zu nahe gegen ihn anrückt, in der Abenddämmerung aufhört, sichtbar zu seyn. Er geht hierauf kurz nach der Sonne unter. Den Alten waren diese Beobachtungen wichtig, weil sie ihnen zur nähern Kenntniß und Bestimmung des wahren Sonnenjahres dienten; für die jetzige Astronomie ist sie ohne Bedeutung. (*Fritsch.*)

HELIANTHEMUM. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Cisteen und der ersten Ordnung der 13. Linné'schen Klasse ist schon von Tournefort aufgestellt, dann von Linné mit der Gattung cistus vereinigt, von Miller (Garden-dict.), Gärtner (Fruct.), Candolle (Fl. Franc.), Persoon (Syn.), Willdenow (Grun.) u. A. wegen mehrerer Unterschiede, die im Kelche und in der Frucht liegen, wieder getrennt. Der Gattungscharakter wird gegeben durch einen fünfgetheilten ungleichförmigen oder dreigetheilten Kelch, dessen äußere accessorische Blättchen schmäler sind, als die innern, und eine einfächerige dreiklappige vielhaarige Kapsel. Die 105 in **Sprengel's** Syst. (II, 586-594)

5) Grammatic. Seguerian. in *Bekkeri* anecdot. I. p. 311. Vgl. *Schoemann.* de sortitione judicum apud Athenienses p. 35. 6) Areopag. cap. 3. 7) de rep. Athen. lib. 3. cap. 4. in *Gronov.* Thesaur. Vol. 5. p. 1573.

*) Orat. in Timocratem.

1) *Hyg.* 154.

2) *Hyg.* 152. 3) Met. II, 325. 4) *Serv.* ad *Virg.* Aen. X, 189, der die zweite Lampetusa nennt. 5) *Hyg.* f. 152. 6) *Hyg.* 154. *Ovid.* Met. II, 325. 7) *Pallad.* R. R. XII, 15. 8) *Virg.* Ecl. VI, 62. 9) *Virg.* Aen. X, 190; *Apollon.* IV, 604. 10) *Plin.* III, 16, 20. 11) *Steph. Byz.*; *Aristot.* mir. audit. 82.

aufgeführten Arten sind theils Staudengewächse, theils krautartige Gewächse, theils Sträuche.

I. Helianthema mit gerade abgekürztem Griffel und gelben Blumen. A. ohne Afterblätter mit dreinarbigen Blättern; a. Staudengewächse: 1) H. Libanotis *W.* En., mit linienförmigen, umgebogenen, ziemlich unbehaarten Blättern, meist einzeln stehenden, einblumigen Blühtenstielen und unbehaarten Kelchen. In Portugal und im nördlichen Afrika. (Cistus Libanotis *L.* Sp. pl.) 2) H. umbellatum *Mill.* Dict, mit linienförmig-ablangen, umgebogenen, klebrigen, unten, wie die Zweige, filzigen Blättern, doldenförmigen Blühtenstielen und etwas zottigen Kelchen. Auf Sicilien, im südlichen Frankreich, in Spanien und Portugal. (Cistus umbellatus *L.* Sp. pl., verticillatus *Brot.* Lus.) 3) H. ocimoides *Pers.* Syn., mit kleinen, eiförmigen, keilförmigen, fast ungestielten, weißgraulichen Blättern, und am Ende stehenden, verlängerten, fast rispenförmigen Blühtenstielen. In Spanien und Portugal. (Cistus ocimoides *Lam.* Enc., C. sampsucifolius *Cav.* Icon. I. t. 96.) 4) H. alyssoides *Vent.* (Choix t. 20.) mit umgekehrt-eiförmigen, etwas steif behaarten, ungestielten Blättern, am Ende stehenden, wenigblumigen Blühtenstielen und steif behaarten Kelchen. Im westlichen Frankreich und in Spanien. (Cistus alyssoides *α. Lam.*) 5) H. rugosum *Dunal.* (in *Cand.* Prodr.), mit umgekehrt-eiförmigen, fast schiefen, am Rande krausen, etwas gezähnten, auf beiden Seiten runzelig-filzigen, unten weißgrauen Blättern, flattrig-filzigen Zweigen, am Ende stehenden Blühtenstielen, welche kürzer als die Blätter sind, und steif behaarten Kelchen. Im westlichen Frankreich und in Portugal. (H. alyssoides *β. Lam.*) 6) H. scabrosum *Pers.*, mit eiförmig-ablangen, krummhaarig-scharf anzufühlenden, unten, wie die Zweige, aschgrau-filzigen Blättern, einblumigen Blühtenstielen, welche kürzer als die Blätter sind, und mit steif behaarten Kelchen. In Portugal. (Cistus scabrosus *Ait.* Kew.) 7) H. algarviense *Dun.*, mit eiförmig-lanzetförmigen, krummhaarig-scharf anzufühlenden, unten, wie die Zweige, weißgrauen Blättern, und fast rispenförmigen Blühtenstielen, welche, wie die Kelche, zottig sind. In Portugal. (Cistus algarviensis *Sims.* C. elongatus *Vahl.?*) 8) H. formosum *Dun.* mit spathelförmigen, fast gestielten, auf beiden Seiten, wie die Zweige, filzig-zottigen Blättern und Blühtenstielen, welche, wie die Kelche, zottig sind. Eben das. (Cistus formosus *Curt.*) 9) H. atriplicifolium *W.* En., mit eiförmigen, ziemlich stumpfen, gestielten, an der Basis wellenförmigen, auf beiden Seiten, wie die Zweige, schuppigen, beinahe silberfarbenen Blättern, und traubenförmigen Blühtenstielen, welche, wie die Kelche, rothbraun steif behaart sind. In Spanien. (Cistus atriplicifolius *Lam.*) 10) H. lasianthum *Pers.*, mit eiförmig-ablangen, etwas stumpfen, kielförmigen, wie die Zweige aschgrau-filzigen Blättern, und meist einblumigen, sehr kurzen Blühtenstielen, welche, wie die Kelche, dicht steif behaart sind. In Portugal. (Cistus lasianthus *Lam.*) 11) H. involucratum *Pers.*, mit ablang-lanzetförmigen, scharf anzufühlenden Blättern, wovon die unteren gestielt, und, wie die Zweige, aschgrau-filzig sind, und sehr kurzen, mit Hüllen versehenen Blühtenstielen. In Spanien und Portugal. (Cistus involucratus *Lam.*) 12) H. cheiranthoides *Pers.*, mit ablang-lanzetförmigen, in den Stiel verschmächtigten, und, wie die Zweige, weißgrau-filzigen Blättern, kurzen, meist zweiblumigen Blühtenstielen, und zottigen Kelchen. In Portugal. (Cistus cheiranthoides *Lam.*) 13) H. halimifolium *W.*, mit umgekehrt-eiförmigen, unbehaarten, auf beiden Seiten weißgrauen Blättern, und verlängerten, fast rispenförmigen Blühtenstielen, welche, wie die Kelche, weißlich-flattrig sind. In Spanien und Portugal. (Cistus halimifolius *L.*) — b. krautartige Gewächse: 14) H. globularifolium *Pers.*, mit steif behaarten, spathelförmigen, lang gestielten Wurzelblättern, und ungestielten, zugespitzten Stielblättern, am Ende stehenden, abgekürzten Blühtenstielen, und unbehaarten Kelchen. In Portugal. (Cistus globularifolius *Lam.*) 15) H. Tuberaria *Mill.*, mit eiförmig-ablangen, weißgrau-filzigen Wurzelblättern, und lanzetförmigen, ziemlich unbehaarten, ungestielten Stielblättern, fast rispenförmigen Blühten, und unbehaarten Kelchen. Im südlichen Europa. (Cistus Tuberaria *L.*) Abgeb. in *Cav.* Icon. I. t. 67. 16) H. bupleurifolium *Dun.*, mit ablangen, etwas krummhaarigen Wurzelblättern, und lanzetförmigen, lang zugespitzten, unbehaarten, wiederscheinenden Stielblättern, fast doldentraubigen, kurzgestielten Blühten. In Spanien. (Cistus bupleurifolius *Lam.*) 17) H. heterodoxon *Dun.*, mit ungestielten, ablang-lanzetförmigen, filzig-steif behaarten Blättern, wovon die obersten alternirend und mit Afterblättern versehen sind, mit steif behaarten Zweigen, fast dachziegelförmig beisammen stehenden, sehr kurz gestielten Blühten, und steif behaarten, brakteenförmigen äußeren Kelchblättchen. In Spanien und Afrika. 18) H. plantagineum *Pers.*, mit ablang-lanzetförmigen, etwas steif behaarten Blättern, von denen die obersten mit Afterblättern versehen sind, mit kurzen, brakteenlosen Blühtentrauben, fast gleichförmigen und gezähnelten Blumenblättchen. Auf Kreta, Korsika, in Spanien und dem nördlichen Afrika. (Cistus plantagineus *W.* Sp., C. serratus *Desf.* atl.) 19) H. guttatum *Mill.*, mit ablang-linienförmigen, steif behaarten Blättern, von denen die obersten meist Afterblätter haben, mit straff aufrechtem, einfachem Stiel, schlaffer, brakteenloser Blühtentraube, und ungleichförmigen Kelchblättchen. Im mittleren Europa. (Cistus guttatus *L.* Sp., serratus *Cav.* Icon. II. t. 175. H. eriocaulon *Dun.* sind theils Synonyme, theils Abarten.) 20) H. inconspicuum *Pers.*, mit ablang-linienförmigen, steif behaarten Blättern, von denen die obersten steif behaart sind, mit ästigem, weitschweifigem Stiel, und traubenförmigen, einseitigen Blühten. In Spanien und auf Korsika. 21) H. punctatum *W.* En., mit sternförmig-fein behaarten, weißgrauen Blättern, wovon die untersten umgekehrt-eiförmig, die obern ablang sind, mit wenigblumigen Blühtentrauben und fein gesägten Blumenblättchen. Im westlichen Frankreich. — B. ohne Afterblätter mit nervenreichen, geaderten Blättern: 22) H. corym-

bosum *Mx.* bor. am. Staudengewächs mit ablang-lanzetförmigen, etwas stumpfen und umgebogenen, unten weißgrau-filzigen Blättern, doldentraubigen, zusammen gedrängten Blühten und filzigen Kelchen. In Nordamerika. 23) H. glomeratum *Lag.* Mss. Staudengewächs mit ablang-lanzetförmigen, an der Basis verschmälerten, unten weißgrauen Blättern, und in den Blattachseln stehenden, vielblumigen Blühtentrauben, welche kürzer, als das Blatt sind. In Neuspanien. 24) H. ramuliflorum *Mx.*, mit krautartigem, ästigem Stiel, ruthenförmigen Blühtenzweigen, ablang-lanzetförmigen, unten filzigen Blättern, und gestielten, einzeln stehenden Blühten. In Karolina. 25) H. rosmarinifolium *Pursh.* am. bor., mit krautartigem, einfachem Stiel, linienförmigen, umgebogenen, unten filzigen Blättern, und kleinen, in den Blattachseln stehenden Blühtentrauben, deren Blühten in Zwischenräumen zusammen gedrängt sind. In Nordamerika. 26) H. carolinianum *Mx.*, mit fast gezähnten, filzig-steif behaarten, ablangen, stumpfen Blättern, krautartigem, aufrechtem Stiel, und einzeln stehenden, einblumigen Blühtenstielen, welche, wie die Kelche, zottig sind. In Karolina. (Cistus carolinianus *Walt.* amer.) 27) H. canadense *Mx*, mit krautartigem, aufsteigendem Stiel, linienförmig-lanzetförmigen, steif behaarten, unten weißgrauen Blättern, und am Ende stehenden, wenigblumigen Blühtentrauben. In Nordamerika. (Cistus canadensis *L.*) 28) H. brasiliense *Pers.*, ästiges, zottig-steif behaartes Staudengewächs mit lanzetförmigen, alternirenden, zottig-steif behaarten Blättern, und schlaffen Blühtentrauben. In Monte Video. (Cist. brasiliensis *Lam.*)

II. Helianthema, mit geradem Griffel, der den Staubfäden an Länge gleicht, und gelben Blumen; A. ohne Afterblätter: 29) H. lunulatum *Cand.* fl. fr., ästiges Staudengewächs mit umgekehrt-eiförmig-ablangen, unten weißgrauen Blättern, fast traubenförmigen Blühten, und Blumenblättchen, die an ihrer Basis eine mondförmige Zeichnung haben. Auf den piemontesischen Alpen. (Cistus lunulatus *All.* pedem.) 30) H. petiolatum *Pers.*, mit krautartigem, ästigem Stiel, welcher, wie die ablang-linienförmigen Blätter, schuppig-filzig ist, und mit wenigblumigen, fein behaarten Blühtentrauben. In Spanien. Diese Art ist noch zweifelhaft. — B. mit Afterblättern: 31) H. micranthum *Spr.* Syst. Staudengewächs mit linienförmigen, stumpfen, am Rande umgebogenen, wie der Stiel, sternförmig-fein behaarten Blättern, traubenförmigen Blühten, und nervenreichen Kelchblättchen, welche länger als die Blumenblättchen sind. An der großen Syrte im nördlichen Afrika. (Cist. micranthus *Viv.*) 32) H. villosum *Pers.*, mit krautartigem Stiel, welcher, wie die ablang-lanzetförmigen, etwas gezähnelten Blätter, zottig ist, und mit verlängerten, einseitigen, brakteenreichen Blühtentrauben. In Spanien. 33) H. niloticum *Pers.*, mit krautartigem Stiel, welcher, wie die ablangen Blätter, zottig-filzig ist, und mit aufrechten Blühtenstielen, welche, wie die Kelche, steif behaart sind. Im südlichen Europa und in Ägypten. (Cistus niloticus *L.*) 34) H. Cedifolium *Mill.* mit krautartigem Stiel, welcher, wie die ablangen, etwas gezähnelten Blätter, ziemlich unbehaart ist, und mit aufrechten, fein behaarten Blühtenstielen, welche kürzer als die Kelche sind. Im südlichen Frankreich und in Portugal. (Cistus Cedifolius *L.*) 35) H. salicifolium *Pers.*, mit krautartigem Stiel, ablangen, gezähnelten Blättern, und horizontalen Blühtenstielen, welche länger als die Kelche sind. Im südlichen Frankreich, in Italien und Spanien. (H. intermedium und denticulatum *Pers.* sind Abarten.) 36) H. sanguineum *Lag.*, mit krautartigem, ästigem, klebrig-fein behaartem, blutrothem Stiel, ablangen, stumpfen Blättern, von denen die oberen mit Afterblättern versehen sind, mit in den Blattachseln stehenden, einblumigen Blühtenstielen, und zurückgeschlagenen, fruchttragenden Stielen. In Spanien und auf Sparta. (H. retrofractum *Pers.*) 37) H. aegyptiacum *Mill.*, mit krautartigem, weißgrau-fein behaartem Stiel, linienförmig-ablangen, am Rande umgebogenen, unten weißgrau-fein behaarten Blättern, fadenförmigen Blühtenstielen und aufgeblasenen Kelchen, die die Blumenblättchen einschließen. In Ägypten und Spanien. (Cistus aegyptiacus *L.*) Abgeb. in *Jacqu.* Obs. III. tab. 68.

III. Helianthema, mit an der Basis eingebogenem Griffel; A. mit gelben Blumen; a. mit krummhaarigen Kapseln, und mit Afterblättern, Staudengewächse: 38) H. Lippii *Pers.*, mit meist gabeligem Stiel, linienförmig-ablangen, schimmelgrünlichen, unten weißgrauen Blättern, ungestielten, zusammen gedrängten Blühten, und sehr kleinen Brakteen. In Ägypten. (Cistus Lippii *L.*) 39) H. sessiliflorum *Pers.*, mit sehr ästigem Stiel, linienförmigen, aschgrau-filzigen, am Rande umgebogenen Blättern, und ährenförmigen, einseitigen Blühten. Im nördlichen Afrika. (Cistus sessiliflorus *Desf.* atl. I. t. 106.) 40) H. ellipticum *Pers.*, mit ästigem Stiel, elliptischen, am Rande umgebogenen Blättern, welche durch sternförmige, feine Haare weißlich-filzig sind, und ährenförmigen, etwas entfernt von einander stehenden Blühten. Auf dem Atlasgebirge. (Cist. ellipticus *Desf.* atl. I. t. 107.) 41) H. ruficomum *Spr.* Syst., mit ästigem Stiel, welcher, wie die elliptischen Blätter, durch sternförmige, feine Haare weißgraulich ist, mit traubenförmigen, dicht beisammen stehenden Blühten, und sehr hackerigen, rothbräunlichen Kelchen. An der großen Syrte im nördlichen Afrika. (Cistus ruficomus *Viv.*) 42) H. lanuginosum *Spr.* System., mit ästigem Stiel, welcher, wie die elliptischen Blätter, dicht wollig ist, mit traubenförmigen, einseitigen Blühten und Kelchblättchen, welche den Blumenblättchen an Länge gleichen. Eben das. (Cistus lanuginosus *Viv.*) 43) H. cahiricum *Delil.* (aeg. t. 31. f. 2.) mit sehr ästigem Stiel, umgekehrt-eiförmigen, am Rande umgebogenen, weißgrauen Blättern, traubenförmigen, einseitigen Blühten, und Blumenblättchen, welche an der Spitze zusammen hängen. In Ägypten. (Cistus stipulatus *β. Forsk.* Aeg.) 44) H. confertum *Dun.*, mit ablang-lanzetförmigen, stumpfen, wie die Zweige filzigen, unten weiß-

grauen Blättern, und traubenförmigen, einseitigen, ungestielten Blühten. Auf Teneriffa. 45) H. canariense *W.*, mit niederliegendem, ästigem Stiel, oval-ablangen, schimmelgrünen, unten, wie die Zweige, weißgrau-filzigen Blättern, und verlängerten, einseitigen Blühtentrauben. Auf den kanarischen Inseln. (Cistus canariensis *Jacqu.* Ic. I. t. 97.) 46) H. mucronulatum *Dun.*, mit ziemlich aufrechtem Stiel, eiförmig-elliptischen, flachlicht-stumpfen, oben sternförmig-fein behaarten, unten weißgrau-filzigen Blättern, und traubenförmigen, kurz gestielten Blühten. Auf Teneriffa. — b. mit ziemlich unbehaarter, kleinhaariger, offen stehender Kapsel; α. Staudengewächse ohne Afterblätter: 47) H. ericoides *Dun.*, mit alternirenden, dachziegelförmig beisammen stehenden, halbcylindrischen, abgekürzten, fast unbehaarten Blättern, und einzeln am Ende stehenden, nickenden Blühtenstielen. In Spanien und Neapel. (Cistus ericoides *Cav.* Icon. II. t. 172.) 48) H. Fumana *Mill.*, mit niederliegenden Zweigen, linienförmigen, eingebogenen, scharf anzufühlenden Blättern, und am Ende stehenden, einblumigen Blühtenstielen, welche länger als die Blätter sind. In Europa. (Cistus Fumana *L.*) Abgebildet in *Jacqu.* austr. t. 252. 49) H. procumbens *Dun.*, mit verlängerten, niederliegenden, weißgrauen Zweigen, alternirenden, linienförmigen, striegelichten Blättern, und in den Blattachseln stehenden Blühtenstielen, welche kürzer als die Blätter sind. Im südlichen Europa. 50) H. molle *Pers.*, mit aufrechtem Stiel, rundlich-eiförmigen, gestielten, gegenüber in ziemlich weiten Abständen stehenden, zottig-filzigen Blättern, und am Ende stehenden, wenigblumigen, gleichförmigen Blühtentrauben. In Spanien. (Cistus mollis *Cav.* Icon. III. t. 262. f. 2.) 51) H. origanifolium *Pers.*, mit aufrechtem, gabeligem Stiel, rundlich-eiförmigen, gestielten, gegenüber stehenden Blättern, einseitigen Blühtentrauben, und Blumenblättern, welche von gleicher Länge mit den Kelchen sind. Eben das. (Cistus origanifolius *Lam.* Enc., *Cav.* Icon. III. t. 262. f. 1.) 52) H. cinereum *Pers.*, mit aufrechtem Stiel, eiförmigen, zugespitzten, gestielten, dichtfilzigen Blättern, gehäuften Blühtentrauben und hakerigen Kelchen. Eben das. (Cistus *Cav.* Icon. II. t. 141.) 53) H. dichotomum *Dun.*, mit aufrechtem, gabeligem Stiel, kleinen, eiförmigen, unbehaarten, gestielten Blättern, und schlanken, wenigblumigen Blühtentrauben. Eben das. (Cistus dichotomus *Cav.* Icon. III. t. 263. f. 1.) 54) H. oelandicum *Cand.* fl. fr., mit ablang-lanzetförmigen, stumpfen, unbehaarten, an der Basis gewimperten Blättern, wenigblumigen Blühtentrauben, und ausgerandeten Blumenblättchen, welche mit dem Kelche fast von gleicher Länge sind. Auf der Insel Öland. (Cistus oelandicus *L.*) 55) H. alpestre *Dun.*, mit ablang-elliptischen, ziemlich stumpfen, krummhaarigen, oben grünen, unten weißlichen Blättern, und glattrandigen, den Kelch zweimal an Länge übertreffenden Blumenblättchen. Auf den Alpen des mittleren Europa. (Cistus alpestris *Crantz.* austr., C. oelandicus *Jacqu.* austr. t. 399.) 56) H. penicillatum *Thib.* (in *Cand.* Prodr.), mit grünen, am Rande und auf den Adern hakerigen Blättern, wovon die unteren eiförmig, gestielt und kleiner als die oberen fast ungestielten, linienförmig-ablangen sind, und mit kleinen Blühten. Im südlichen Frankreich und Spanien. 57) H. vineale *Pers.*, mit aufsteigenden, röthlichen, ziemlich unbehaarten Zweigen, eiförmig-ablangen und lanzetförmigen, oben angedrückt-striegelichten, unten weißlich-filzigen Blättern, und fast glattrandigen, den steif behaarten Kelch an Länge übertreffenden Blumenblättchen. Im mittleren und südlichen Teutschland, in der Schweiz, in Italien und Frankreich. (Cistus vinealis *W.* Sp. pl., C. marifolius *Wohlleb.*, C. oelandicus und serpyllifolius *Roth.*) 58) H. canum *Dun.*, mit aufsteigenden, weißgrau-filzigen Zweigen, lanzetförmigen, aufrechten, oben aschgrauen, striegelichten, unten weißlich-filzigen Blättern, doldentraubigen Blühten, und Blumenblättern, welche viel länger als die steif behaarten Kelche sind. Im mittleren und südlichen Europa. (Cistus canus *L.*) 59) H. italicum *Pers.*, mit aufsteigenden, krummharig-filzigen Zweigen, oben aschgrauen, fast striegelichten, unten weißlich-filzigen Blättern, wovon die unteren zusammen gedrängt, gestielt, und rundlich-eiförmig, die oberen lanzetförmig sind, und mit ausgerandeten, weißlichen Blumenblättchen, welche weit länger als die steif behaarten Kelche sind. In Italien und Spanien. (Cistus italicus *L.*, H. obovatum *Dun.*) 60) H. marifolium *Cand.* fl. fr., mit aufsteigenden, ruthenförmigen Zweigen, eiförmigen, zugespitzten, gestielten, ziemlich entfernt von einander stehenden, oben aschgrauen, ziemlich unbehaarten, unten weißfilzigen Blättern, und goldgelben Blumenblättchen, welche fast länger sind, als der steif behaarte Kelch. Im südlichen Europa, in Taurien und Kaukasien. (Cistus marifolius *L.*) — β. Staudengewächse mit Afterblättern: 61) H. arabicum *Pers.*, mit ruthenförmigen Zweigen, alternirenden, linienförmig-lanzetförmigen, fein behaarten Blättern, und meist einzeln am Ende stehenden, abwärts gebogenen Blühtenstielen. In Arabien, Italien und Spanien. (Cistus arabicus *L.*, ferrugineus *Lam.*, *Savi Bertol.*) 62) H. laevipes *W.* En., mit büschelartig beisammen stehenden, fadenförmigen, unbehaarten Blättern, einseitigen, wie die Kelche krummhaarigen Blühtentrauben und glatten Blühtenstielen. Im südlichen Europa. (Cistus laevipes *L.*) 63) H. laeve *Pers.*, mit linienförmigen, am Rande umgebogenen, unbehaarten Blättern, pfriemenförmigen, verlängerten Afterblättern, meist einzeln am Ende stehenden, einblumigen Blühtenstielen, und glatten Kelchen. In Spanien. (Cistus laevis *Cav.* Icon. II. t. 145. f. 1.) 64) H. viride *Tenor.* neap., mit büschelartig beisammen stehenden, linienförmigen, fast unbehaarten Blättern, pfriemenförmigen Afterblättern, welche kürzer als die Blätter sind, und mit traubenförmigen, einseitigen Blühtenstielen, welche, wie die Kelche, zottig-klebrig sind. Auf Sicilien. 65) H. juniperinum *Lag.* mss., mit linienförmig-pfriemenförmigen, gewimperten, gegenüber stehenden und alternirenden Blättern, pfriemenförmigen Afterblättern, und mit Kelchen, welche, wie die Stiele der Blühtentrauben, zottig-klebrig sind. In Spanien. 66) H. Bar-

relieri *Tenor.*, mit linienförmig-lanzetförmigen, stumpfen, an der Basis verschmälerten, wie die Zweige zottigen Blättern, pfriemenförmigen, aufrechten Afterblättern und wenigblumigen Blühtenstielen, welche, wie die Kelche, krummhaarig sind. In Neapel und auf Sicilien. 67) H. thymifolium *Pers.*, mit linienförmig-ablangen, abgekürzten, fein behaarten, etwas rauh anzufühlenden Blättern, stachlicht-stumpfen, aufrechten Afterblättern, und wenigblumigen, zottig-klebrigen Blühtenstielen. In Spanien. (Cistus thymifolius *L.*) 68) H. glutinosum *Pers.*, mit linienförmigen, umgebogenen, aschgrauen, zottig-klebrigen Blättern, traubenförmigen Blühtenstielen und sehr klebrigen Kelchen. In Spanien. (Cistus glutinosus *L.* Mant.) 69) H. rubellum *Presl.* sicul., mit eiförmig-rundlichen und ablang-zugespitzten, oben glatten, röthlichen, unten weißfilzigen Blättern, überhängenden Blühtentrauben und krummhaarigen Kelchen. Auf Sicilien. 70) H. paniculatum *Dun.*, mit eiförmig-rundlichen, fast stumpfen, oben grünen, unten weißgrauen Blättern, und gegenüber stehenden, rispenförmigen Blühtentrauben. In Spanien und auf Sicilien. 71) H. crassifolium *Pers.*, mit fast fleischigen, unbehaarten, kurz gestielten Blättern, wovon die unteren eiförmig und zugespitzt, die oberen ablang-linienförmig sind, mit kurzen, fast doldenförmigen Blühtentrauben, und an der Basis krummhaarigen Kelchen. Im nördlichen Afrika und in Spanien. (Cistus glaucus *Desf.* atl.) 72) H. polyanthon *Pers.*, mit aufrechtem Stiel, eiförmig-lanzetförmigen Blättern, welche, wie die ihnen ähnlichen Afterblätter gestielt und etwas steif behaart sind (die unteren sind unten weißgrau), mit straff aufrechten, rispenförmigen Blühtentrauben und steif behaarten Kelchen. Im nördlichen Afrika. (Cistus polyanthos *Desf.* atl.) 73) H. squamatum *Pers.*, mit aufrechten Zweigen, welche, wie die gestielten, linienförmig-ablangen Blätter silberfarben-schuppig sind, und mit traubenförmigen, einseitigen Blühten. In Spanien und im nördlichen Afrika. (Cistus squamatus *L.*) 74) H. lavendulaefolium *Cand.* fl. fr., mit fast büschelförmig beisammen stehenden, linienförmig-lanzetförmigen, zugespitzten, an der Spitze langborstigen, am Rande umgebogenen, oben aschgrauen, unten, wie die ihnen ähnlichen Afterblätter und die Zweige, weißfilzigen Blättern, am Ende stehenden, meist dreizähligen Blühtentrauben und einseitigen Blühten. An den Küsten des mittelländischen Meeres. (Cistus lavandulaefolius *Lam.*, C. syriacus *Jacqu.* Ic. t. 96., C. racemosus *Cav.* Icon. II. t. 140., H. Thibaudi *Pers.*) 75) H. Broussoneti *Dun.*, mit kurz gestielten, ablang-lanzetförmigen, fast stumpfen, auf beiden Seiten filzigen Blättern, linienförmigen, fast sichelförmigen Afterblättern, abgekürzten, einseitigen Blühtentrauben, und gefärbten, inneren Kelchblättchen. Auf Teneriffa. 76) H. stoechadifolium *Pers.*, mit ablang-linienförmigen, fast stumpfen, am Rande umgebogenen, auf beiden Seiten fast filzigen Blättern, linienförmig-lanzetförmigen, fast zottigen Afterblättern, vor der Blühtezeit zurück geschlagenen Blühtentrauben und zottig-weißgrauen Kelchen. In Portugal. (Cistus stoechadifolius *Brot.* lusit.) 77) H. croceum *Pers.*, mit aufrechtem Stiel, elliptisch-ablangen, gestielten, sternförmig-zottigen, unten, wie die Zweige, weißgrauen Blättern, linienförmig-pfriemenförmigen Afterblättern, traubenförmig zusammen gehäuften Blühten und gefärbten Kelchen. In Spanien und im nördlichen Afrika. (Cistus croceus *Desf.* atl. I. t. 110, H. nudicaule *Dun.*) 78) H. glaucum *Pers.*, mit aufrechtem Stiel, eiförmig-lanzetförmigen, schimmelgrünen, auf beiden Seiten filzigen Blättern, traubenförmigen, einseitigen Blühten und steif behaarten Kelchen. In Spanien und Italien. (Cistus glaucus *Cav.* Ic. III. t. 261.) 79) H. vulgare *Gärtn.* (de fruct.), mit aufsteigenden Zweigen, ablangen, am Rande fast umgebogenen, oben krummhaarigen, unten weißgraulichen Blättern, schlaffen Blühtentrauben, und krummhaarigen Blühtenstielen und Kelchen. In Europa. (Cist. Helianthemum *L.*, C. grandiflorus *Scop.* carn., C. hirsutus *Thuill.* paris., C. barbatus *Lam.*) Abgeb. in Engl. bot. t. 1321. 80) H. tomentosum *Dun.*, mit aufsteigenden Zweigen, ablangen, am Rande umgebogenen, oben grünen, ziemlich unbehaarten, unten, wie die Zweige, durch sternförmige, feine Haare weißgrau-filzigen Blättern, schlaffen Blühtentrauben, und gefärbten, gefurchten Kelchen. In England und Kärnthen. (Cistus carniolicus *Scop.*, *Sm.*) Abgeb. in Engl. bot. t. 2208. 81) H. surrejanum *Mill.*, mit ablang-lanzetförmigen, oben etwas steif behaarten, unten, wie die Zweige, mit zerstreuten, sternförmigen, feinen Haaren besetzten Blättern, lanzetförmigen, fast gezähnten Blumenblättchen, welche mit dem gefärbten Kelche beinahe von gleicher Länge sind, und mit sehr kurzen Staubfäden. In England. (Cistus surrejanus *L.*) Abgeb. in Engl. bot. t. 2207. 82) H. leptophyllum *Dun.*, mit ablang-linienförmigen, am Rande umgebogenen, in einen kurzen Stiel verschmälerten, oben ziemlich unbehaarten, unten aschgrau-filzigen Blättern, pfriemenförmigen Afterblättern, schlaffen, verlängerten Blühtentrauben und etwas krummhaarigem Kelche. In Spanien. 83) H. acuminatum *Pers.*, mit lang gestielten, ablangen, am Rande umgebogenen, auf beiden Seiten grünen, krummhaarigen, unten fast filzigen Blättern, wenigblumigen Blühtentrauben und unbehaarten Kelchen. In der Gegend von Nizza. 84) H. serpyllifolium *Mill.*, mit ablang-elliptischen, fast umgebogenen, oben widerscheinenden, unten weißgrau-filzigen Blättern und weißgrauen Kelchen. Auf den Alpen des mittleren und südlichen Europa. (Cistus serpyllifolius *L.*) 85) H. ovatum *Dun.*, mit elliptisch-lanzetförmigen, ziemlich stumpfen, in einen Stiel verschmälerten, auf beiden Seiten, wie die Zweige, seidenhaarig-zottigen Blättern, wenig blumigen, am Ende stehenden Blühtentrauben, und etwas zottigen Kelchen. Auf den Seealpen in Italien. (Cistus ovatus *Viv.*) 86) H. nummularium *Mill.*, mit niederliegenden, steif behaarten Zweigen, kreisrunden unteren und ablang-linienförmigen oberen, etwas steif behaarten, unten aschgrauen Blättern, und krumm behaarten Blühtentrauben und Kelchen. Im südlichen Frankreich und in Italien. (Cistus nummularius *L.*) 87) H. angustifolium *Pers.*, mit aschgrau-filzigen Zweigen, kurz ge-

stielten, linienförmig-ablangen, am Rande umgebogenen, oben hackerigen, unten weißgraulich-filzigen Blättern, schlaffen Blühtentrauben und fein behaarten Kelchen. Das Vaterland dieser Art ist unbekannt. (Cistus angustifolius *Jaqu.* vindob.) 88) H. hirtum *Pers.*, mit eiförmig-ablangen, am Rande umgebogenen, auf beiden Seiten, wie die Zweige, steif behaart-filzigen, unten weißgraulichen Blättern, und dicht steif behaarten, weißen Kelchen. In Spanien und im südlichen Frankreich. (Cistus hirtus *L.*) Abgeb. in *Cav.* Icon. II. t. 146. Eine Abart davon ist H. aureum *Pers.* 89) H. Lagascae *Dun.*, mit linienförmigen, stumpfen, umgebogenen, steif behaarten, grünlichen Blättern, ebenen Afterblättern, hackerigen Blühtenstielen, und widerscheinenden, nervenreichen, gewimperten Kelchen. In Spanien. 90) H. sulfureum *W.* En., mit niederliegendem Stiel, schmal lanzetförmigen, ebenen, auf beiden Seiten sternförmig-fein behaarten, oben grünen, unten weißlichen Blättern, und wenigblumiger Blühtentraube. In Spanien. — B. mit weißen oder rothen Blumen: 91) H. violaceum *Pers.*, mit spathelförmig-linienförmigen, am Rande umgebogenen, auf beiden Seiten fast filzigen, unten weißgrauen Blättern, wenigblumigen Blühtentrauben und gefärbten Kelchen. In Spanien. (Cist. violaceus *Cav.* Ic. II. t. 147.) 92) H. racemosum *Dun.*, mit linienförmigen, am Rande umgebogenen, weißgrauen Blättern und gefärbten Kelchen. In Spanien, im nördlichen Afrika und auf Teneriffa. (Cist. racemosus *L.* mant.) 93) H. strictum *Pers.*, mit straff aufrechten Zweigen, sehr schmalen, linienförmigen, umgebogenen, weißgraulichen Blättern, borstenförmigen Afterblättern, und nervenreichen, fast unbehaarten, gefärbten Kelchen. In Spanien. (Cistus strictus *Cav.* Ic. III. t. 263. f. 2.) 94) H. pilosum *Pers.*, mit linienförmigen, an der Spitze langborstigen, auf beiden Seiten weißgrauen, am Rande umgebogenen Blättern, pfriemenförmigen Afterblättern und nervenreichen Kelchen. In Spanien und im südlichen Frankreich. (Cist. pilosus *L.*, H. asperum *Lag.*) 95) H. lineare *Pers.*, mit linienförmigen, verlängerten, unbehaarten, am Rande umgebogenen, weißgraulichen Blättern, pfriemenförmigen Afterblättern, schlaffen Blühtentrauben, und gefärbten, ziemlich unbehaarten Kelchen. In Spanien und im südlichen Frankreich. (Cist. linearis *Cav.* Ic. III. t. 216.) 96) H. syrticum *Spr.* Syst., mit ausgesperrten Zweigen, linienförmigen Blättern, welche unten, wie die ihnen ähnlichen, etwas hackerigen Afterblätter weißgraulich sind, und mit traubenförmigen Blühten. An der großen Syrte. (Cist. syrticus *Viv.*) 97) H. virgatum *Pers.*, mit ruthenförmigen, weißgrauen Zweigen, linienförmigen, am Rande umgebogenen, auf beiden Seiten weißgraulichen Blättern, pfriemenförmigen Afterblättern und pulverig-fein behaarten Kelchen. Im nördlichen Afrika. (Cistus virgatus *Desf.* atl.) 98) H. apenninum *Pers.*, mit ablang-linienförmigen, ebenen, oben schimmelgrünlichen, unten filzigen Blättern, pfriemenförmigen Afterblättern, und zottigen, gestreiften, ziemlich stumpfen Kelchen. Im mittleren Europa. (Cistus apenninus *L.*, roseus *Ait.*) 99) H. hispidum *Dun.*, mit ablangen, stachlicht-stumpfen, am Rande umgebogenen, oben, wie die Kelche, hackerigen, unten weißgrauen Blättern. In Portugal. (Cistus hispidus *Lam.*). 100) H. pulverulentum *Cand.* fl. fr., mit linienförmigen, stumpfen, am Rande umgebogenen, weißlich-filzigen Blättern, linienförmigen Afterblättern, und eiförmigen, stumpfen, fast flockigen Kelchblättchen. In Frankreich. (Cistus pulverulentus *Pourr.* Act. Toul., polifolius *Lam.*). 101) H. polifolium *Pers.*, mit ablang-linienförmigen, gestielten, auf beiden Seiten sternförmig-fein behaarten, unten weißgrauen Blättern, stumpfen, trockenen Afterblätteern, und ziemlich unbehaarten Kelchen. In England, Frankreich und Spanien. (Cistus polifolius *L.*, C. splendens *Lam.*). Abgebildet in *Dillen.* elth. t. 145. 102) H. mutabile *Pers.*, mit lanzetförmigen, oben unbehaarten, unten ebenen, weißgrauen Blättern, und linienförmigen Afterblättern, welche, wie die Kelche, etwas krummhaarig sind. In Spanien. (Cistus *Jacqu.* Icon. I. t. 99.). 103) H. foetidum *Pers.*, mit ablang-lanzetförmigen, auf beiden Seiten grünlichen, steif behaarten Blättern, linienförmigen Afterblättern, und krummhaarigen Kelchen. Das Vaterland dieser Art ist unbekannt. (Cistus foetidus *Jacqu.* Icon. I. t. 98.). 104) H. ciliatum *Pers.*, mit linienförmig-lanzetförmigen, oben steif behaarten, unten ebenen, weißgrau-filzigen, gewimperten Blättern, und nervenreichen, drüsig-krummhaarigen Kelchen. Im nördlichen Afrika, in Spanien und Italien. (Cistus ciliatus *Desf.* atl. t. 109.). 105) H. majoranaefolium *Cand.* fl. fr., mit eiförmig-ablangen, etwas zugespitzten, am Rande umgebogenen, oben grünlichen, steif behaarten, unten weißgrau-filzigen Blättern, und dicht steif behaarten Kelchen. Im südlichen Frankreich. (*Sprengel.*)

HELIANTHUS *L.* Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Radiaten der natürlichen Familie der Compositae und der dritten Ordnung der 19ten Linnéschen Klasse. Ihr Charakter ist folgender: Ein dachziegelförmig-schuppiger gemeinschaftlicher Kelch mit fast offen stehenden Schuppen, ein spreublätteriger Fruchtbehälter und eine zweiblätterige Samenkrone.

I. Helianthi mit meist abwechselnden Blättern; A. strauchartige: 1) H. quinqueradiatus *Cav.* (Ic. III. t. 272.), mit gestielten, eiförmig-lanzetförmigen, lang zugespitzten, an der Basis keilförmigen, gekerbten, auf beiden Seiten filzigen Blättern, doldentraubigen Blühten und fünfblumigem Blühtenrande. In Neuspanien. 2) H. verbesinoides *Kunth.* Syn., mit gestielten, eiförmig-lanzetförmigen, lang zugespitzten, glattrandigen, unten weißgrau-seidenhaarigen Blättern, fast doldentraubigen Blühten und zehnblumigem Blühtenrande. In Peru. 3) H. argenteus *Kunth.*, mit kurz gestielten, lanzetförmigen, glattrandigen, dreinervigen, oben seidenhaarigen, unten filzigen Blättern, einblumigen Blühtenstielen, fast offen stehendem gemeinschaftlichen Kelch und vielblumigem Blühtenrande. In Quito. 4) H. microphyllum *Kunth.*, mit kurz gestielten, eiförmig-ablangen,

stumpfen, glattrandigen, lederartigen, am Rande umgebogenen, unten filzigen Blättern, einzeln stehenden, etwas überhängenden Blühten, und vielblumigem Blühtenrande. In Peru. — B. Krautartige Helianthi: 5) H. annuus *L.*, mit sehr hohem Stiel, gestielten, herzförmig-eiförmigen, zugespitzten, gesägten, fünffachnervigen, hackerigen Blättern, einblumigen, verdickten Blühtenstielen, und etwas überhängenden Blühten. In Peru und Meriko. (H. indicus *L.* var.?). 6) H. tubaeformis *Jacqu.*, mit lang gestielten, eiförmigen, lang zugespitzten, an der Basis keilförmigen, fast gesägten, dreifachnervigen, zottigen Blättern, einzeln stehenden, verlängerten, an der Spitze röhrigen, sehr zottigen Blühtenstielen, und blattreichem, offen stehendem, verlängertem gemeinschaftlichen Kelch. In Meriko. 7) H. multiflorus *L. Spec.* pl., mit gestielten, scharf anzufühlenden, fast gesägten, dreifachnervigen Blättern, wovon die unteren herzförmig, die oberen eiförmig sind, mit einblumigen Blühtenstielen, zahlreichen, schlaffen, lanzetförmigen Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches, und vielblumigem Blühtenrande. In Virginien. 8) H. tuberosus *L.*, mit knolliger Wurzel, fast gezähnten, dreifachnervigen, kurz gestielten, fast herzförmig-ablangen, zugespitzten, sehr scharf anzufühlenden Blättern, und schlaffen, gewimperten Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches. Wächst in Brasilien wild, wird aber häufig in Europa gebaut, theils zur Zierde der Gärten, theils auf dem Felde, indem man die Wurzelknollen (Erdäpfel) als Viehfutter benutzt; zur Speise für Menschen bedient man sich derselben wegen ihres faden, widerlichen Geschmackes weniger. Abgeb. in *Jacqu.* Schönbr. t. 161. 9) H. mollis *W. Sp.* pl., mit eiförmigen, lang zugespitzten, dreifachnervigen, angedrückt-gesägten, oben scharf anzufühlenden, unten sehr weich-fein behaarten, weißgrauen Blättern, und angedrückten, lanzetförmigen Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches. In Nordamerika. (H. tomentosus *Mx.* bor. am., pubescens Bot. reg. t. 524.). 10) H. macrophyllus *Willd.* Hort. berol. I. t. 70., mit gestielten, eiförmig-ablangen, lang zugespitzten, gesägten, dreifachnervigen, oben scharf anzufühlenden, unten weißgrau-fein behaarten Blättern, und linienförmigen, weit offen stehenden Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches. In Nordamerika. 11) H. aureus *Kunth.*, mit gestielten, ablangen, an beiden Enden verschmälerten, fast glattrandigen, meist dreifachnervigen, steifen, oben krummhaarigen, unten zottig-wolligen Blättern, und angedrückten, krummhaarigen Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches. In Quito. (H. incanus *Pers.* Syn.). 12) H. truxillensis *Kunth.*, mit fast ungestielten, ablang-lanzetförmigen, zugespitzten, glattrandigen, dreifachnervigen, steifen, sehr scharf anzufühlenden Blättern, und angedrückten, hackerigen Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches. In Peru. 13) H. trilobatus *Link.* En., mit lang gestielten, dreigespaltenen, zugespitzten, gesägten, sehr scharf anzufühlenden Blättern, und lang zugespitzten, offen stehenden, steif behaarten Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches. In Meriko. 14) H. altissimus *L.*, mit ästigem, glattem Stiel, gestielten, an der Basis abgerundeten, lanzetförmigen, lang zugespitzten, fast dreifachnervigen, gezähnten, scharf anzufühlenden Blättern, verlängerten, gewimperten Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches, und grünen Spreublättern des Fruchtbehälters. In Nordamerika. (H. virgatus *Lam.* Enc.). Abgebildet in *Jacqu.* Schönbr. t. 160. 15) H. giganteus *L.*, mit ästigem, hackerigem Stiel, fast ungestielten, lanzetförmigen, an beiden Enden verschmälerten, gesägten, dreifachnervigen, rauh anzufühlenden Blättern, verlängerten, steif behaarten Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches, und schwärzlichen Sprenblättern des Fruchtbehälters. In Nordamerika. (H. crinitus *Nutt.* am. bor. ist eine Abart). 16) H. cochinchinensis *Pers.* Syn., mit fast ästigem Stiel, welcher, wie die lanzetförmigen, glattrandigen, nervenlosen Blätter, scharf anzufühlen ist, und mit fast offen stehenden Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches. Wird in China und Cochinchina gebaut. (H. giganteus *Lour.* cochinch.). 17) H. excelsus *W.* En., mit zweiseitig-wolligem Stiel, kurz gestielten, lanzetförmigen, an beiden Enden verschmälerten, dreifachnervigen, fast gesägten, gewimperten Blättern, filzigen Blattstielen, und offen stehenden, abgekürzten, gewimperten Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches. In Meriko. (H. giganteus *Cav.* Ic. III. t. 219.). 18) H. linearis *Cav.* (Ic. III. t. 218.), mit ästigem Stiel, welcher, wie die gegenüber stehenden oder abwechselnden, linienförmigen, fast gestielten, umgebogenen, glattrandigen Blätter, hackerig ist, mit doldentraubigen Blühten, und offen stehenden Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches. In Meriko. (H. squarrosus *Kunth.*). 19) H. angustifolius *L.*, mit einfachem, einblumigem, unbehaartem Stiel, gegenüber stehenden oder abwechselnden, linienförmigen, umgebogenen, rauh anzufühlenden Blättern, und schlaffen Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches. In Nordamerika. (Rudbekia angustifolia *L.*).

II. Helianthi mit meist gegenüber stehenden Blättern: 20) H. pubescens *Vahl.* Symb., mit halb stielumfassenden, herzförmig-eiförmigen, gesägten, dreifachnervigen, auf beiden Seiten, wie der Stiel, zottigen Blättern, und offen stehenden, zottig-gewimperten Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches. In Nordamerika. (H. mollis *Lam.*, canescens *Mx.*). 21) H. decapetalus *L.*, mit ästigem, scharf anzufühlendem Stiel, kurz gestielten, gegenüber stehenden und abwechselnden, eiförmig-ablangen, lang zugespitzten, fast gesägten, dreifachnervigen, auf beiden Seiten sehr scharf anzufühlenden Blättern, und schlaffen, gewimperten Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches. In Nordamerika. (H. trachelifolius *W.* Sp. pl., doronicoides *Lam.* Enc. sind Abarten. 22) H. parviflorus *Bernh.*, mit ästigem, unbehaartem Stiel, gegenüber stehenden, und abwechselnden, gestielten, eiförmig-ablangen, lang zugespitzten, fast gesägten, dreifachnervigen, etwas scharf anzufühlenden Blättern, und linienförmigen, sehr schlaffen, fast zurückgeschlagenen, glattrandigen Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches. In Nordamerika? 23) H. prostratus *W.* Sp. pl., mit niederliegendem Stiel, lanzetförmigen,

lang zugespitzten, dreifachnervigen, scharf anzufühlenden, gesägten Blättern, von denen die oberen glattrandig sind, und lanzetförmigen, gewimperten Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches. In Nordamerika. 24) H. membranifolius *Poir.*, mit aufrechtem, krummhaarigem Stiel, gestielten, eiförmigen, lang zugespitzten, fast gesägten, hautartigen, scharf anzufühlenden Blättern, in den Blattachseln stehenden, dreiblumigen Blühtenstielen, und angedrückten, fast unbehaarten Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches. In Cayenne. 25) H. frondosus *L.* am. ac., mit aufrechtem, unterhalb unbehaartem Stiel, eiförmigen, scharf gesägten Blättern, und blattartigen, verlängerten, offen stehenden, wellenförmigen, hackerigen Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches. In Kanada. 26) H. strumosus *L.*, mit fadenförmiger Wurzel, oberhalb krummhaarigem Stiel, fast ungestielten, ablangen, an beiden Enden verschmälerten, fast gesägten, dreifachneroigen, oben schwielicht-rauh anzufühlenden, unten striegelichten Blättern, und lanzetförmigen, aufrechten, gewimperten Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches. In Nordamerika. 27) H. divaricatus *L.*, mit glattem Stiel, fast ungestielten, eiförmig-lanzetförmigen, lang zugespitzten, fast gesägten, dreifachnervigen, oben rauh anzufühlenden, unten hackerigen Blättern, offen stehenden Zweigen der Rispe, und aufrechten Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches. Eben das. 28) H. cornifolius *Kunth.*, mit winkeligem, hackerigem Stiel, gestielten, eiförmig-ablangen, lang zugespitzten, entfernt gezähnelten, dreifachneroigen, oben rauh anzufühlenden, unten hackerigen Blättern, und offen stehenden Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches. In Meriko. 29) H. atro-rubens *L.*, mit hackerigem Stiel, spathelförmig-ablangen, ziemlich stumpfen, dreifachneroigen, fast gekerbten, auf beiden Seiten sehr hackerigen Blättern, verlängerten Blühtenstielen, und eiförmig-lanzetförmigen, angedrückten, gewimperten Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches. In Nordamerika. (H. missuricus *Spr.*, diffusus *Ker.*, Bot. reg. t. 508.). 30) H. micranthus *Spr.* Syst., mit gestielten, linienförmig-ablangen, stumpfen, glattrandigen, hackerigen Blättern, verlängerten Blühtenstielen, und linienförmigen, stumpfen, aufrechten Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches. In Meriko. (H. parviflorus *Kunth.*). 31) H. longifolius *Pursh.* am. bor., mit rispentragendem, glattem Stiel, fast ungestielten, lanzetförmigen, verlängerten, dreifachnervigen, glattrandigen, glatten Blätteen, wovon die unteren gesägt sind, wenigblumigen Zweigen, und linienförmigen, offen stehenden äußeren Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches. In Georgien in Nordamerika. 32) H. pauciflorus *Nutt.* am. bor., mit glattem, wiederholt dreigetheiltem Stiel, fast quirlförmig stehenden, linienförmigen, lanzetförmigen, lang zugespitzten, gesägten, nnten etwas fein behaarten Blättern, und eiförmigen, angedrückten Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches. In Louisiana. — S. *Spr.* Syst. III, 616.

(*Sprengel.*)

HELIANTHUS ANNUUS (technisch und ökonom.), Sonnenblume, Sonnenwende, Sonnenrose, eine Zier- und Ölpflanze, die hier und da im Großen kultivirt wird. Ein Magdeburger Morgen gutes, nicht zu sandreiches Ackerland gibt gegen 30 Berlin. Scheffel Samenköner, 1200 Pfd an Gewicht, aus denen, wenn sie enthülset sind, an 200 Pfd eines guten Brenn- und Speiseöls gezogen werden können, nur daß sich dieses, ohne ranzig zu werden, kaum oier Wochen aufbewahren, folglich nicht als ein Stellvertreter des Olioenöls rc. in der Küche benutzen läßt. Übrigens geben die Samenkerne der Sonnenblumen gegen verschiedene andere Ölgesäme die geringste Ausbente an Öl.

Was die Blumenblätter, als gelb färbendes Material, anlangt, so ist deren Farbe einer Seits nicht echt, anderer Seits haben wir dergleichen sehr oiele wohlfeilere heimische, unter denen der Wau (Reseda luteola) rc. obenan steht. — Endlich liefern die Stängel, wenn sie oerbrannt werden, zu wenig Kali in ihrer Asche, als daß die Pflanze deßhalb einen Anbau oerdienen sollte. (*Th. Schreger.*)

HELIANTHUS TUBEROSUS, (technisch und ökonomisch), knollige Sonnenblume rc., ein hier und da in unsern Feldern und Gärten gebautes, stark wucherndes Knollengewächs, das eine weitere Verbreitung oerdient. Seine Wurzelknollen (Erdäpfel, Erdbirnen, Stangen- oder Stängelkartoffeln, Erdartischocken, in Brasilien Topinambour genannt), werden in gutem Boden viel länger, als jene oon Solanum tuberosum, oft so groß, wie eine Mannsfaust, je größer, desto besser. Man nimmt sie erst im Frühjahr aus der Erde. Sie haben vielen zuckerigen Saft bei sich, und schmecken fade süßlich. Verwerflich sind die zu kleinen, zu wässerigen, oder schon faulenden, schwarzfleckigen Knollen.

Die gesunden, frischen und ausgewachsenen enthalten, nach J. Körte[1]), in 100 Theilen:

75,64 Wasser nebst einer Spur freier Säure,
15,11 Gummi mit Zuckerstoff,
4,61 Faser,
4,45 Harz, und
0,10 Eiweißstoff, folglich in
100 Theilen
75,64 wässerige, und
24,36 feste Substanz.

Einhof fand darin 75 Wasser, 17 Stärkmehl, $4\frac{1}{2}$ Proc. Schleim. Nach H. Braconnot[2]) bestehen sie aus 386,00 Wasser, 74,00 unkrystallisirt. Zucker, 15,00 Inulin, 6,10 Pflanzenfaser, 5,39 gummiart. Substanz, 3,35 eitronsaur. Kali, 4,95 einer besondern, die weinige Gährung bewirkenden Substanz, 0,72 eisenhalt. phosphors. Kalks, 0,60 schwefels. Kali, 0,40 eitrons. Kalks, 0,40 salzs. Kali, 0,30 phosphors. Kali, 0,30 Öl in Alkohol und Kali löslich, 0,15 Cerin, 0,15 äpfels. Kali, 0,12 Kieselerde und 0,07 weinsteins. Kalks. — Poyen nimmt darin 2 verschiedene Fettigkeiten an[3]), und außer

1) s. bei Schweigger a. u. a. O. 2) s. Buchner's Repertor. f. d. Pharmacie rc. XVIII. 3) s. bei Schweigger a. u. a. O.

Wasser, Salpeter, Schleimzucker, kohlenstickstoffhaltige Gallerte, Eiweiß, Osmazom, flüchtiges Öl und Harz, Faser, Kieselerde, salpeters. und phosphors. Kalk, salz- und äpfels. Kali ꝛc.

Mit kochendem Wasser nur angebrüht, und nicht lange darin gelassen, dienen die Wurzelknollen mit Fleischbrühe, und vielem Pfeffer ꝛc. gewürzt, zu einem guten Nahrungsmittel, wenn sie gehörig verdaut werden. —

Da sie, nach Payen, unmittelbar in die geistige Gährung übergehen sollen, so lassen sie sich viel vortheilhafter, als die Kartoffeln, zur Branntwein- und Syrupfabrikation anwenden; auch Bier läßt sich daraus brauen; übrigens dienen sie, so wie ihr faseriger Rückstand zu Viehfutter. (Im J. 1827 machte Köpke unter dem Namen Heliante ein eignes Getränk bekannt, was er aus demselben zubereitet. *Hassel*).

Mit Kalilauge gekocht, geben sie ein Harzseifenwasser zum Waschen des Weißzeuges. — Das daraus gewonnene Gummi kann in Kattundruckereien ꝛc. die Stelle des ausländischen wohl vertreten. — Der Saft davon liefert ein nützliches Klärungsmittel für verschiedene Flüssigkeiten.

Die Stängel und Blätter sind zu Viehfutter, oder eingeäschert, zu Pottasche anwendbar, letzte zu Zeiten auch als Surrogate des Rauchtabaks, und erstere als Brennmaterial; (Vergl. Kade i. d. Haude- und Spener'schen politischen Berliner Zeitung. 1822. Nr 12. — Leuch's Haus- und Hilfsbuch. I, 433. 459 ꝛc. — Monatsblatt der königl. preuß. Märk. ökonom. Gesellschaft zu Potsdam und Frankfurt a. d. O. Potsdam 1824. ꝛc. — Neues Wochenblatt des landwirthschaft. Vereins in Baiern ꝛc. IV. München 1824. gr. 4. ꝛc.)[4]).
(*Th. Schreger.*)

HELIAS, 1) *Fabricius* (Entomologie). Diese Schmetterlingsgattung wird in dem von Fabricius nachgelassenen Systeme der Lepidopteren, so weit solches Illiger in seinem Magazine für Insektenkunde (Band VI. S. 277 fgg.) mitgetheilt hat, folgender Maßen charakterisirt. Die Taster (palpi) sind lang, vorgestreckt, sehr rauh, dreigliederig; das zweite und dritte Glied derselben sind fast gleich; die Fühler sind geknopft. Die einzige Art, H. phalaenoides, hat Latreille seiner Gattung Hesperia einverleibt.

HELIAS, 2) *Vieillot* (Aves). Diese Gattung ist aus Ardea Helias, Linné und Gm. gebildet, und von Illiger schon längst unter dem Namen Eurypyga aufgestellt; s. diesen Artikel. (*D. Thon.*)

Helias, s. Elias.

4) s. Bulletin des ꝛc. par la Soc. philom. 1823. 25. S. 185 ꝛc., teutsch in Dingler's polyt. Journ. 1826. XX. 1. S. 77 ꝛc. — Nach Payen scheint diese Pflanze unter verschiedener Breite verschiedene Bestandtheile, und deren Wurzelknolle zu Martinique vor ihrer völligen Reife kein Stärkmehl zu enthalten, wohl aber nach derselben. Auch dürfte die Bildung desselben durch eine Veränderung des Zuckers oder des Inulin's in den Knollen bedingt werden; vergl. Schweigger's Jahrb. d. Ch. u. Ph. 1823. IX, 3. S. 415 ꝛc.

Heliasten (griech. Archäol.), s. Heliäa.

HELICANTHERA *Lour.* fl. cochin. Eine Pflanzengattung von unbekannter natürlicher Verwandtschaft aus der ersten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse. Ihr Charakter ist: Ein abgestutzter gefärbter, durch eine Schuppe unterstützter Kelch, eine doppelte Korolle, deren jede fünfgespalten ist; Staubfäden, welche dem Rachen der äußern Korolle eingefügt sind; spiralförmige Antheren; eine einfache Narbe und einsamige Beeren. Die einzige vom Pater Loureiro entdeckte Art dieser Gattung, H. parasitica, wächst in Anam (Cochinchina) parasitisch auf Bäumen und ist ein Strauch mit lanzetförmigen, unbehaarten Blättern und ährenförmigen, scharlachrothen Blättern (S. *Spreng.* Syst. I, 755.) (*Sprengel.*)

Helicaon, s. Helikaon.

HELICARION (Mollusca), Quoy und Gaimard*), so wie Latreille**) haben den Gattungsnamen Helixarion, ohne Noth auf diese Weise verändert. (*D. Thon.*)

HELICELLA, *Lamarck* (Mollusca). Eine mit Unrecht von Helix getrennte Konchyliengattung. — Die nämliche Benennung hat Ferussac zur Bezeichnung einer Untergattung der von ihm Helicoides benannten Abtheilung angewendet. Vergl. d. Art. Helix. (*D. Thon.*)

Helicia *Lour.*, s. Rhopala *Aubl.* (robusta *Roxb.*)

HELICIGONA, *Ferussac* (Mollusca). Diese Untergattung entspricht den Gattungen Carocolla und Iberus, *Montforts.* Oken hat die in dieselbe gehörigen Arten in seiner Gattung Vortex aufgeführt. Vgl. Carocolla und Helix. (*D. Thon.*)

HELICINA, *Lamarck* (Mollusca). Diese Gattung, von Montfort Pitonillus genannt, soll, der Meinung mehrerer Naturforscher gemäß, welche indessen über den Bau des Thieres nichts weniger als einig sind, ihren Platz zunächst den Cyclostomen finden. Sie unterscheidet sich durch folgende Kennzeichen: Das kugelige Thier ist etwas spiralförmig, der Fuß einfach, vorn mit einer Randfurche; der Kopf ist rüsselförmig, der rüsselförmige Theil oben zweilappig und kürzer als die fadenförmigen Tentakeln, deren zwei vorhanden sind, welche die Augen am äußern Theile ihrer Basis auf einem Höcker tragen; der Bau der Athmungsorgane ist wie bei den auf dem Lande lebenden Cyclostomen, beschaffen, und die Athmenhöhle steht durch eine breite Spalte mit der äußern Luft in Verbindung; die Schale ist fast kugelig oder kegelförmig, mit niedriger oder gethürmter Windung; die Mündung ist halboval und hat ihre Gestalt durch die letzte Windung, der Rand derselben ist wulstig zurückgebogen; links bildet derselbe eine breite Schwiele, welche den Nabel ganz bedeckt und sich schräg mit der Spindel verbindet, welche unten vorspringt, schneidend ein wenig gedreht ist; der Deckel ist vollkommen hornartig und besteht aus concentrischen Lagen.

*) *Freycinet* Voyage autour du monde. Zoologie. **) Familles du règne animal.

Diese Gattung ward von den ältern Konchyliologen, selbst von Linné und Brugière nicht beachtet, obgleich Lister schon eine Art derselben abgebildet hatte. Weil man zu der Zeit, als Lamarck dieselbe errichtete, nur die Schale, nicht aber das Thier kannte, von dem man nur wußte, daß es einen Deckel führe, so ward sie in die Nähe von Nerita und Natica gestellt, dann aber unter die deckellosen Gattungen Helix, Bulimus, Achatina u. s. w. gesteckt. Ferussac, welcher das Thier dieser Konchylie bekam, theilte dasselbe an Blainville mit und versicherte diesem zugleich, daß es mit einem Halsschilde (collare) versehen sei und, daß das Luftloch links, der After rechts liege. Dagegen erklärt Blainville, daß gerade das Gegentheil Statt finde und daß die Athmenhöhle eine weite Spalte wie bei den Cyclostomen habe. Auch Say, welcher diese Gattung Olygyra genannt hat, gibt eine Beschreibung, welche mit Blainville's Angaben übereinstimmt. Ferussac aber, auf seiner Ansicht hinsichtlich des Halsschildes beharrend, hat für Helicina eine eigene Familie begründet, Blainville jedoch hat in seinem neuesten System *) die Helicinen wieder von den Cyclostomen, zu welchen er sie früher und mit Recht stellte, ganz entfernt und sie in die Familie der Ericostomen gebracht. — Endlich hat in der neuesten Zeit Gray [2]) eine Monographie der Gattung gegeben und sogar die wenigen — 15 — Arten in mehrere Unterabtheilungen vertheilt, welche jedoch nach Ferussac's Behauptung wenig brauchbar sind, weßhalb wir sie auch übergehen zu können glauben. Wir erwähnen von Arten nur: H. neritella, *Lamarck* [3]), Schale ziemlich klein, etwas flach gedruckt, schwach kielförmig, die Spitze des Gewindes ziemlich stark zugespitzt, die Farbe gelblich roströthlich. — H. orbiculata (Olygyra orbiculata, *Say* [4]), fast kugelig, von blasser Farbe, mit einer weißen herablaufenden, der Windung folgenden Binde. Diese Art ist besonders im östlichen Florida sehr gemein.

(*D. Thon.*)

HELICINA, *Lamarck* (Mollusca fossil.). Von dieser Gattung, deren Kennzeichen man unter dem vorhergehenden Artikel gleiches Namens findet, gibt es nur wenige fossile Arten, welche alle sich in dem so genannten Muschelkalke finden. Wir gedenken davon folgender:

H. dubia. *Lamarck* *). Schale halbkugelig, glatt, etwas glänzend, schwach platt gedrückt, im Durchmesser nur $2\frac{1}{2}$ Linie haltend. Die Spindel schwielig, unten platt, wie bei den nicht fossilen Arten, von denen jedoch die Mündung abweicht, die eiförmig-rundlich, der von Turbo ähnlich ist. Diese Art findet sich ziemlich häufig bei Grignon, unweit Paris. — Eine ähnliche, vielleicht dieselbe Art, kommt bei Hauteville im Departement de la Manche und bei Laugnan, unweit Bordeaux, vor, nur sind die Exemplare aus ersterer Gegend größer, die aus letzterer kleiner, als die von Grignon.

H. striata, *Defrance*. Kleiner, als vorige Art und die Schwiele an der Spindel erhobener, auch ist die Schale mit feinen Längsstreifen besetzt. — Sie findet sich jedoch sehr selten bei Hauteville.

H. compressa, *Sowerby* **). Das Gewinde platt, die Windungen am obern Theile erhöht; die Mündung klein, oben eckig, der Durchmesser nur 6 — 7 Linien. Sie findet sich im Kalksteine zu Leicestershire in England und gehört vielleicht dieser Gattung nicht an.

(*D. Thon.*)

HELICIT (Fossilia). Mit diesem Namen wurden in früherer Zeit die fossilen Arten der Gattung Helix belegt, Gesner aber benennt so die Nummuliten.

(*D. Thon.*)

Helico, s. Helikon.

HELICODONTA, *Ferussac* (Mollusca). Untergattung von Helix, vergl. dies. Art. (*D. Thon.*)

HELICOGENA, *Ferussac* (Mollusca). Untergattung von Helix, vergl. dies. Art. (*D. Thon.*)

HELICOIDES, *Ferussac* (Mollusca). Sektionen in der von Ferussac aufgestellten Eintheilung der Gattung Helix, in welchem Artikel das Nähere nachzusehen ist. (*D. Thon.*)

HELICOLIMAX, *Ferussac* (Mollusca). Diese Gattung nur dem Namen nach neu, indem sie der Vitrina *Draparnaud's*, entspricht, wird unter dieser Benennung abgehandelt werden. (*D. Thon.*)

HELICOMYCES *Link* (Berl. Mag. III, 21.). Eine Gattung aus der Gruppe der Fadenpilze (Mucedines *Nees* — Hyphomycetae, Inomycetae und Nematomycetae Auct.) der natürlichen Familie der Pilze, welche den Uebergang zu den Algen bildet. Der Charakter dieser Gattung besteht in kurzen, sehr zarten, einfachen, spiralförmig eingerollten, vorzüglich an der Spitze gegliederten, unbestäubten Blättern. Die einzige bekannte Art, H. roseus *Link.*, bildet große, aber dünne, schön rosenrothe, später graugrüne Rosen auf gefällten Baumstämmen. (Abgebildet im Berl. Mag. III. Taf. 1. Fig. 35.) (*Sprengel.*)

HELICONIA, *Latreille* (Entomologie). Diese Schmetterlingsgattung gehört zu den Papilioniden und entspricht beiläufig der Abtheilung, welche Linné Heliconii nannte, aus welcher sie nur gesondert ist. Die Kennzeichen, wie solche in der Encyclopédie méthodique — als der vollständigsten Arbeit der französischen Naturforscher über diesen Theil der Entomologie, aufgestellt sind (Art. Papillon), sind folgende:

Die weit aus einander stehenden Taster (Palpen) erheben sich deutlich über das Kopfschild, das zweite Glied derselben ist viel länger als das erste; die Fühler (Antennen) sind noch einmal so lang, als Kopf und Brustschild (Thorax) zusammen genommen, und nehmen

1) Dictionaire des sciences nat. Art. Mollusques. 2) Zoological Journal Vol. I. p. 62 sq. 3) Animaux sans vertèbres. VI, 2. p. 103. *Lister*, Conchyl. t. 61. f. 59. 4) Journal of the Academy of nat. sc. of Philadelphia. p. 283.

*) Annales du Mus. d'hist. nat. V. p. 61 seq.

**) Mineral Conchol. pl. 10 die 3 mittl. Fig.

gegen die Spitze schwach an Stärke zu; der Hinterleib ist ziemlich lang; die vordern Füße sind bei beiden Geschlechtern sehr kurz, die Klauen sind einfach; die obern Flügel in die Länge gestreckt.

Diese Gattung, welche Latreille früher Heliconius nannte, und deren Namen er um deßwillen eine weibliche Endung gab, weil die meisten Arten weibliche Namen führen, umfaßt die Gattungen Mechanitis (einschließlich Hymenitis, *Illig.*) und Doritis, *Fabricius.* (Siehe diese Artikel). Sie unterscheidet sich von den Gattungen Danais, Idaea, Acraea und Argynnis sowohl durch die Länge und Verdickung der Fühler, als durch die Länge der Palpen und die Form der vordern Flügel. Diese bilden ein längliches Dreieck, dessen Hinterrand mehr oder weniger buchtig erscheint. Die Hinterflügel sind fast eiförmig, treten mit dem Innenrand unter den Leib, umfassen diesen aber auf der untern Seite nicht ganz; die Mittelzelle derselben ist geschlossen.

Die Raupen der Heliconier sind bald nackt, mit ziemlich langen, fleischigen Anhängseln an den Seiten des Körpers, bald haben sie an deren Stelle Höcker mit stacheligen Haaren besetzt, oder sie sind eigentliche Stachelraupen und noch andere führen bloß ein Par lange Stacheln hinter dem Kopfe. Die Nymphen (Puppen) sind bloß mit dem hintern Ende des Leibes befestigt und hängen frei mit dem Kopfe nach unten, ohne Faden um den Leib, und noch weniger in ein Gewebe eingeschlossen.

Alle Arten dieser Gattung sind Bewohner des südlichen Amerika's und einige darunter haben fast ganz nakte Flügel. In dem oben erwähnten Werke hat Godart neun und sechszig Arten beschrieben. Die bekannteste darunter ist H. Ricini; die Flügel sind braun, die vorderen haben zwei gelbbraune Binden, die hintern sind an der Wurzel roth. —

Die Raupe dieses Schmetterlings lebt in Südamerika auf Ricinus communis und ist nach der Abbildung der Merian grün mit weißen Haaren. Sie bringt im Puppenstande nur 15 Tage zu und der Schmetterling fliegt in Mai. — Abbildungen. *Merian* Insecta Suriuamensia. t. 30. Rösel, Insektenbelustigung. IV. t. 5. f. 1.

Die Abänderung der männlichen Endung des Gattungsnamens in die weibliche ist sehr mit Unrecht geschehen, da schon eine Pflanzengattung von Linné den Namen Heliconia erhielt. (*D. Thon.*)

HELICONIA *L.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Musеen und der ersten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse. Sie hat zum Charakter eine Blumenscheide, eine zweilippige Korolle mit zwei Fetzen oben und Einem unten, ein zweiblätteriges, an der Spitze dreigespaltnes Nektarium, sechs Staubfäden, wovon einer regelmäßig fehlschlägt und eine dreifächerige Fruchtkapsel: 1) H. Bihai *Sw.* (Obs. V. fig. 2) mit ablangen, an beiden Enden verschmälerten Blättern, aufrechtem Schaft, zweizeiligen vielblumigen Blühtenscheiden und drei gespaltnen obern Blättchen des Nektoriums. Im südlichen Amerika (H. humilis *Aubl.* Musa Bihai *L.*). 2) H. Psittaeorum *L.*, mit lanzetförmigen, an der Basis abgerundeten Blättern, aufrechtem Schaft, und lanzetförmigen, glattrandigen, angewachsenen obern Blättchen des Nektariums. Eben das. 3) H Brasiliensis *Hook* Exot. Fl.), mit eiförmigen lanzetförmigen, zugespitzten, an der Basis herzförmigen Blättchen des Nektariums. In Brasilien. Abgeb. in Exot. Fl. t. 190. 4) H. caribaea *Lam.* En., mit ablangen, an beiden Enden abgerundeten Blättern, aufrechtem Schafte und ungetheilten obern Blättchen des Nektariums. Auf den caraibischen Inseln. 5) H. hirsuta *L.* sp. pl., mit ablangen, an der Basis abgerundeten, glatten Blättern, hin und her gebogenem, steif behaartem Schafte und ungetheilten obern Blättchen des Nektariums. In Südamerika. (*Sprengel.*)

Heliconiades, s. Musen.

HELICONII, *Linné* (Entomologie). Mit diesem Namen bezeichnete der Begründer der systematischen Naturgeschichte eine Abtheilung der Tagschmetterlinge, von welchen er folgende Kennzeichen angibt. Die Flügel sind schmal, oft nackt oder schuppenlos, ganzrandig, die vorderen sehr in die Länge gezogen, die hintern sehr kurz. In der neuern Zeit ist diese Abtheilung gewisser Maßen eingegangen, indem man sie in die Gattungen Heliconia, Parnassius, Doritis, Mechanitis, Hymenitis, Pieris und Acraea zerfällt hat. (*D. Thon.*)

Heliconius, s. Helikonios und Poseidon.

HELICOPHANTA, *Ferussac* (Mollusca). Eine Untergattung von Helix, s. d. Art. (*D. Thon.*)

HELICOPIS, *Fabricius* (Insecta). Diese Schmetterlingsgattung gehört in diejenige Abtheilung der Papilioniden, welche Illiger mit dem Namen Amphipodes belegt hat und die sich durch die merkwürdige Eigenheit auszeichnet, daß die vorderen Füße bei den Männchen so genannte Putzfüße, bei den Weibchen aber Gangfüße sind *). Die Helicopen haben folgende Kennzeichen: Es sind nur zwei sehr feine, häutige, nackte, dreigliederige Taster vorhanden, die Fühler sind geknopft und die Kolbe derselben ist lang und walzenförmig. Es sind kleine, zarte Schmetterlinge, welche sich auch durch einen eigenen Flügelbau auszeichnen, indem die Hinterflügel sechs ungleiche, lange, schmale Zacken haben. Arten sind: 1) H. Cupido, *Linné.* Die Hinterflügel sind sechszackig geschwänzt, weißlich, mit Silberflocken. Die Raupe ist weiß, schwarz punktirt und lebt in Amerika auf Baumwollenstauden. (Abbild. Rösel's Insektenbelustigungen IV. t. 3. f. 7. *Merian* Insecta Surinamensia t. 10.) — 2) H. Gnidus, *Fabr.* Die Flügel, weiß mit schwarzem Saum, die hintern sechszackig geschwänzt, unten mit Silberflecken. Findet sich ebenfalls in Surinam. (Abb. *Cramer* uitlaendsche-Capellen. t. 244. fig. C. D. E. F. Pap. Endymion).

HELICOPIS, *Hübner* (Insecta). Diese zunächst mit der vorigen verwandte Schmetterlingsgattung umfaßt bloß die einzige Art Papilio Cicilia, *Cramer* (Uitl.

*) Wiedemann zoolog. Magazin I, 2. S. 97.

Capellen t. 159. f. D. E. und 376. f. G. H.). Die eigentlichen Helicopen hat Hübner unnöthiger Weise Hexuropteris benannt. (*D. Thon.*)

HELICOSPORIUM, *Nees.* (System Seite 68). Eine Gattung aus der Gruppe der Faserpilze (Byssi *Nees.*, hyphomycetae Auctt.) der natürlichen Familie der Pilze. Ihren Charakter bilden steife, fast einfache Fasern, zwischen denen sich im Grunde spiralförmig gewundene, einige Male gegliederte, flüchtige Sporen lagern. Die einzige bekannte Art, H. vegetum *Nees.*, hat schwarze Fasern und grünlich graue Sporen und ist auf modernden Holzspänen von Nees gefunden. Abgeb. in Nees System. Taf. V. fig. 66. (*Sprengel.*)

HELICOSTYLA, *Ferussac* (Mollusca). Untergattung von Helix, s. d. Art. (*D. Thon.*)

HELICOTRICHUM, *Nees.* (Plan. mycet. S. 20). Diese Gattung aus der Gruppe der Faserpilze (Byssi *Nees.* — Hyphomycetae Auctt.) der natürlichen Familie der Pilze hat zum Charakter niederliegende, ästige, verflochtene Fasern, zwischen denen sich spiralförmig gewundene, fast gegliederte, flüchtige Sporen lagern. Die einzige, von Nees auf einem abgehauenen Eichenstamm gefundene Art, H. pulvinatum, bildet kleine Polster, und hat olivengrüne Fasern, und gelbgrüne Sporen. Sie ist abgebildet l. c. t. I. f. 15. (*Sprengel.*)

HELICTERES *L.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Bombaceen, und der siebenten Ordnung der 16ten Linné'schen Klasse. Ihr Charakter ist folgender: Ein röhriger, fast fünfgespaltener Kelch, fünf mit Blatthäutchen versehene Blumenblättchen; die Antheren werden von einem, vielgetheiltem, lang gestieltem Krüglein getragen; die fünf Griffel sind an der Basis verwachsen; die fünf vielsamigen Kapseln oft spiralförmig gewunden. Von dieser Gattung sind (nach *Spr.* Syst. III, 80.) 14 Arten bekannt, welche zu den strauchartigen Gewächsen gehören.

I. Mit zusammen gedrehten Früchten: 1) H. Isora *L.* Sp., mit fast herzförmigen, elliptischen, lang zugespitzten, gesägten, oben scharf anzufühlenden, unten filzigen Blättern, doppelt in den Blattachseln stehenden Blühtenstielen, und an der Spitze pfriemenförmigen Früchten. In Ostindien und auf den Molukken. Abgeb. in *Plukn.* t. 245. f. 2. 2) H. baruensis *L.* Mant., mit fast herzförmig-eiförmigen, zugespitzten, gesägten, unten filzigen Blättern, zweiblumigen, zusammen gedrängten Blühtenstielen, zweilippigen Kelchen, und Früchten mit gerader Spitze. Auf der darischen Landenge. Abgeb. in *Jacqu.* amer. t. 149. 3) H. althaeaefolia *Lam.* Enc., mit undeutlich herzförmigen, schief eiförmigen, lang zugespitzten, gesägten, oben fein behaarten, unten weißfilzigen Blättern, zweiblumigen Blühtenstielen, und fünflappigen Kelchen. In Südamerika. (H. guazumaefolia *Kunth.* Syn., corylifolia *Mart.*). 4) H. grewiaefolia *Cand.* Prodr., mit eiförmigen, zugespitzten, ungleich doppelt gesägten, auf beiden Seiten filzigen Blättern, und sammetartigen, an der Spitze pfriemenförmigen Früchten. Auf den Molukken. Diese Art ist noch zweifelhaft. 5) H. mexicana *Humb.*, mit undeutlich herzförmigen, eiförmigen, stumpfen, gekerbt-gesägten, zottigen, unten weißgrau filzigen Blättern, und spitzig-gezähnten Kelchen. In Mexiko. 6) H. jamaicensis *Jacqu.* (amer. t. 179. f. 99), mit fast herzförmig-eiförmigen, lang zugespitzten, gesägten, etwas scharf anzufühlenden, unten filzigen Blättern, ungleich gezähnten, wie die Zweige, mehligen Kelchen, und stumpfen, steif behaarten Früchten. Auf Jamaika. 7) H. verbascifolia *Link.* En., mit herzförmig ablangen, lang zugespitzten, gesägt-gezähnten, oben scharf anzufühlenden, unten dicht sternförmig-filzigen Blättern, und sehr dicht flockig-steif behaarten Früchten und Kelchen. Auf Portorico und in Brasilien. (H. jamaicensis *Reichenb.* Icon?). Abgeb. im Bot. reg. t. 903. 8) H. ferruginata *Link.* En., mit herzförmig-lanzetförmigen, gekerbten, filzigen, unten rostroth glänzenden Blättern, und am Ende stehenden traubenförmigen Blühtenstielen. In Brasilien. 9) H. pentandra *L.* Mant., mit eiförmigen, lang zugespitzten, gesägten Blättern, welche in der Nähe der Blühten gefärbt sind, mit hackerigen, den Blumenblättern an Länge gleichenden Kelchen und krummhaarigen Früchten. In Surinam.

II. Mit geraden Früchten: 10) H. carthagenensis *L.* Sp., mit herzförmigen, gesägten, auf beiden Seiten filzigen Blätteen, fast ungestielten, doldentraubigen Blühten, mit vielen Staubfäden, und ablangen Früchten. In Neugranada. Abgeb. in *Jacqu.* amer. t. 150. 11) H. pronifolia *Rich.* Act. nat. cur. Paris., mit herzförmigen, ablangen, lang zugespitzten, ungleich gesägten, zweizeiligen, unten, wie die Zweige, steif behaarten Blättern, und in den Blattachseln stehenden, wenigblumigen Blühtenähren. In Cayenne. 12) H. hirsuta *Lour.* cochinch., mit fast herzförmig-eiförmigen, lang zugespitzten, gesägten, filzigen Blättern, vielblumigen, an den Blattachseln stehenden Blühtenstielen, und ablangen, dicht steif behaarten Früchten. In Cochinchina. 13) H. angustifolia *L.* Sp., mit lanzetförmigen, glattrandigen, unten filzigen Blättern, in den Blattachseln stehenden, abgekürzten, zweiblumigen Blühtenstielen, und eiförmigen Früchten. Im südlichen China. (H. lanceolata *Cand.* Prodr.).

III. Mit bis jetzt unbekannten Früchten: 14) H. semitriloba *Berter.* mss., mit fast herzförmigen, breit eiförmigen, dreilappigen, gezähnelten, oben scharf anzufühlenden, unten sternförmig-filzigen Blättern, und am Ende stehenden, rispenförmig-doldentraubigen, in der Mitte drüsigen, und, wie die Kelche, filzigen Blühtenstielen. Auf St. Domingo. (*Sprengel.*)

HELICTERES, *Ferussac* (Mollusca). Die vierte Gruppe in der Untergattung Cochlogena, siehe den Artikel, welche jedoch einen andern Namen erhalten muß, da der gegenwärtige schon von Linné an eine Pflanzengattung vergeben ist. (*D. Thon.*)

HELIKAON (HELICAON), ein Pythagoräer aus der Stadt Rhegium in Kalabrien gebürtig, erwarb sich um die Gesetzgebung seiner Vaterstadt Verdienste*). (*R.*)

*) *Jamblich.* Vit. Pythagor. 30. *Fabricii* Bibl. Graec. II, 13 u. 14. §. 18.

HELIKE, HELICE (Ἑλίκη, Myth.), 1) eine Danaide bei *Hyg.* f. 170. 2) Tochter des Olenos, eine Nymphe, die mit ihrer Schwester Ägá (Ziege) den Zeus aufzog und von ihm als Bärgestirn an den Himmel versetzt wurde. Eine Stadt in Achaja soll von ihr den Namen haben. Nach einer andern Fabel wurden Kallisto mit ihrem Sohne Arkas an den Himmel versetzt und zwar dieser als Arcturus, jener als Helike, das Gestirn des großen Bären. Den Namen Helike kann man füglich von ἕλκεσθαι oder ἑλίσσεσθαι, sich herum wälzen, ableiten. Die Griechen gaben also dem Gestirne wohl von seinem sichtbaren Umschwunge um den Pol den Namen. (*Richter.*)

HELIKE oder HELICE (Ἑλίκη), ist in der Astron. Name des Sternbildes des großen Bären, der besonders bei Aratus (z. B. φαινόμ. v. 37, 41. u. a. m.) vorkommt, teutsch: das sich windende. Einige leiten diese Benennung von der Schlangenlinie, der Ähnlichkeit mit einem liegenden *S* her, welche die sieben Hauptsterne dieses Sternbildes geben sollen; Ältere dagegen schon, weniger gezwungen, von dem beständigen Winden des großen Bär's um den Nordpol bei der scheinbaren täglichen Umdrehung der Himmelskugel. — Übrigens s. den Art. grosser Bär. 1e Sect. Bd. 7. S. 108. (*Fritsch.*)

HELIKE, 1) Itinerar. Anton. oder ILIGA (Itinerar. Hieros.), Ortschaft in der Dacia mediterranea, nach jenem 39, nach diesem 35 Mill. von Sardica oder Serdica (Hauptstadt der Dacia mediterranea, im Mittelalter Triaditza genannt, etwas südlich von der heutigen Stadt Sophia) entfernt, wahrscheinlich derselbe Ort, welchem Seneca (trag. Herc. Oet. V, 1539) einen rauhen Himmelsstrich mit den Worten anweist: durior terris Helices nivosae. In der That ist in dieser Gegend der Berg Witloch oder Witoscha, ein Theil des Rhodope, der an seinem Fuße fruchtbar, in der Höhe aber mit ewigem Schnee bedeckt ist*). Der am Fuße dieses Berges gelegene Ort heißt jetzt Schtiman. (*Rumy.*)

2) Helike (Ἑλίκη), eine Stadt im Achaja am korinthischen Busen, 12 Stadien vom Strande und im N. von Bura. Sie war zu Homers Zeiten (Il. II. 576.) die Hauptstadt von Achaja, wo die von den Dorern zurück gedrängten Jonier sich setzten, und zeichnete sich durch einen herrlichen Tempel des Poseidon und andere Prachtgebäude aus. Aber ein furchtbares Erdbeben zerstörte sowohl Helike als Bura in Olymp. CI, 4.; ein Orkan warf das Meer auf ihre Trümmern so, daß man bloß die Gipfel der stehen gebliebenen Häuser stehen sah. Wahrscheinlich steht das jetzige Dorf Helike, auch wohl Niora, auf einem ganz andern Platze †). (*G. Hassel.*)

*) S. Driesch Nachricht von der Großbotschaft nach Konstantinopel, Nürnberg 1720. S. 104.

†) Vgl. *Orosius* lib. III. Histor. cap. 3. *Aelianus* de animal. lib. XI. cap. 19. (wo der Untergang von Helike ausführlich erzählt ist). Und Ovid sagt, Metamorph. XV. v. 293:

Si quaeras Helicen et Burin Achaidas urbes,
Invenies sub aquis, et adhuc ostendere nautae
Inclinata solent cum moenibus oppida mersis. (*Rumy.*)

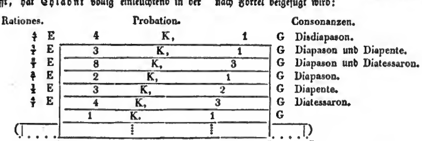
3) Helike, war auch im Mittelalter und bei den Byzantinern der Name von der Insel Leuke oder der Achillesinsel. (*St.*)

Helikoide (Math.)
Helikometrie oder Messung der Spirale } s. Spirale.

HELIKON (Ἑλικών), ein einzeln stehendes Gebirge in der Hellaslandschaft Böotien, das sich von S. O. nach N. W. erstreckt und mit tiefen Thälern und Senkungen umgeben ist, aber durch niedrige Fortsetzungen nordwärts an dem Parnaß, westwärts an dem Kirphis hängt und vor sich im S. den Spiegel des korinthischen Busens hat, von dem es etwa 10 Mill. entfernt liegt. Sein höchster Gipfel ragt (Strabo IX, 628.) gleich hoch wie der Parnaß, nahe an 6000 Fuß, empor und trägt wie dieser einen Theil des Jahrs hindurch Schnee, der seine herrlichen Quellen nährt: zwar ist es voller Felsen, schroffer Abhänge und Klüfte, aber seine Seiten waren mit ewig blühender Vegetation geschmückt, sein Fuß von so anmuthigen reich bewässerten Thälern umgeben und kein Berg im ganzen Hellas bot sanftere Umrisse dar, so daß die Dichter ihn vorzugsweise zu ihrem Eigenthume wählten. Sie verlegten dahin den Sitz des heilenden Apollon, dahin den Sitz der Musen. Hier stand ein Tempel der letztern in einem berühmten Haine, wo ihnen zu Ehren jedes Jahr Feste gefeiert wurden; hier sah man die hohe Bildsäule des Apollon und der Schar von Musen, von den berühmtesten Künstlern gefertigt; alle Haine, alle Wege, die zum Gipfel hinauf führten, waren mit Bildsäulen von Göttern, Heroen und Sängern geschmückt, worunter besonders die von Orpheus und Linos sich auszeichneten. Über dem Haine entsprang die berühmte Hippokrene, die der Huf des Pegasos aus dem Boden hervorgeschlagen hatte; am Fuße desselben die eben so verehrte Aganippe, und an einem Abhange die Grotte der libothrischen Nymphen. Die Umgegend war auf das höchste kultivirt: eine Menge Städte und Dörfer bekränzten des Berges Fuß, worunter Thespiá, Askra, wo Hesiodos sich zum Dichter bildete, und Donakon, wo die Quelle des Narkissos sich befand. Von allen diesen Ortschaften findet man keine Spur weiter: Thespiá soll da gelegen haben, wo sich jetzt das Dorf Eremokastri erhebt, von Askra war schon zu Pausanias Zeiten nur noch ein Thurm übrig, und auch von Donakon nichts mehr vorhanden, wenn auch an deren Stelle jetzt andre Örter entstanden seyn mögen. Denn noch jetzt ist die Umgegend des Helikon nicht verödet: der Berg selbst trägt zwar keine Tempel, keine heiligen Haine, keine Bildsäulen mehr, er ist, wo Felsen und Abgründe nicht hindern, überall mit hohen Fichten und Steineichen, worauf die Kermes hauset, bedeckt, mit nahrhaften gewürzhaften Kräutern und Pflanzen, die zahlreiche Herden und Bienenstöcke ernähren, bewachsen, liefert noch jetzt vielerlei Heilkräuter, unter andern den Helleborus, und gibt auf seinen beschneiten Gipfeln einer Menge frischer Quellen und Bäche das Daseyn. Er heißt bei den Osmanen Sagara oder der Hasenberg. Den Musenhain, dessen Lage Pausanias beschreibt, will Clarke

bei dem Kloster S. Nicolo, ¾ Meile im N. W. vom Neokorio, wieder aufgefunden haben. (*G. Hassel.*)

HELIKON. Unter diesem Namen hatten die Griechen ein viereckiges musikalisches Instrument, das mindestens mit 4 Saiten bezogen war, die sämmtlich in den Einklang gestimmt wurden. Es war also unsern Monochorden ähnlich. Auch diente es vermittels beweglicher Stege, gleich unserm Monochord, dazu, die Tonverhältnisse zu messen und zu Gehör zu bringen. Daß diese Tonmessungen in vielen Fällen noch sehr falsch waren und zu großen Unrichtigkeiten führen mußten, hauptsächlich was die Terzen- und Sextenverhältnisse betrifft, hat Chladni völlig einleuchtend in der Leipziger musikal. allgemeinen Zeitung 1826. S. 645 u. s. w. nachgewiesen. Schon Pythagoras soll sich zu seinen Untersuchungen eines ähnlichen Instrumentes bedient haben. Nach den Zeugnissen des Nikomachos, Boethius und Bullialdus in den Anmerkungen zum Werke des Theon von Smyrna wurde es Chordotonon genannt, welchen Namen ihm Pythagoras selbst beigelegt haben soll. Von einem solchen Instrumente berichtet Ptolemäos im 1. Buche, 8. Kap. seiner Harmonica, und fügt eine Zeichnung bei, die unserm gewöhnlichen Monochorde ganz ähnlich ist. Er ist auch der vorzüglichste Beschreiber des Helikon, dessen Zeichnung hier nach Forkel beigefügt wird:



Andere Schriftsteller geben diesem Instrumente 7, Andere 9 Saiten. Die Zahl der Saiten mag wohl zu verschiedenen Zeiten verschieden gewesen seyn, je nachdem sich die Zahl der Töne ihrer kleineren und größeren Sylben änderte. An eine geschichtliche Erörterung dieses und ähnlicher Gegenstände kann bei der Mangelhaftigkeit alter und bestimmter Nachrichten nicht gedacht werden; auch würden die Vortheile, die sich nach den mühevollsten Arbeiten etwa zeigen dürften, doch nicht bedeutend seyn. (*G. W. Fink.*)

HELIKON von KYZIKON, ein Schüler Plato's, zeichnete sich durch für seine Zeit bedeutende, astronomische Kenntnisse aus. Für Voraussagung einer Sonnenfinsterniß soll er, nach Plutarch's Erzählung*) von dem Tyrannen von Syrakus, Dionysios ein Talent Silbers zum Geschenk erhalten haben. Delambre**) meint, wenn dieses Faktum wahr sei, so habe man dabei mehr an einen glücklichen Zufall als an Vorausberechnung des H. zu denken; allein war man auch damals noch keines Wegs im Stande, Mondsörter mit Genauigkeit voraus zu berechnen, so war man doch wohl hinreichend mit dem Laufe des Mondes und der Sonne bekannt, um wenigstens mit großer Wahrscheinlichkeit bestimmen zu können, ob und an welchem Tage eines Jahres der Mond die Sonne verfinstern werde. — Jöcher hält unsern H. mit einem andern Schriftsteller Helikonios für eine Person. (*Gartz.*)

*) *Plut.* in vita Dionis cap. 19. **) *Delambre* Hist. de l'astron. anc. T. I. p. 17. Vergl. *Montucla* Hist. des mathém. nouv. édit. T. I. p. 182.

HELIKONIADES (*Ἑλικωνιάδες*), Beiname der Musen von dem ihnen geweiheten Berge Helikon. (*Richter.*)

HELIKONIOS, HELICONIUS (*Ἑλικώνιος*), Beiname des Neptun von seinem Tempel in der Stadt Helike. (*Richter.*)

HELIKONIOS, ein Astronom, welchen Suidas erwähnt und von welchem er sagt, daß er *ἀποτελεσματικά, περὶ διοσημείων* und vieles Andere geschrieben habe. Es ist von ihm sonst nichts weiter bekannt, noch auch eine seiner Schriften auf uns gekommen. Nach den Titeln seiner Werke zu schließen, scheint er eigentlich ein Astrolog gewesen zu seyn und lebte vielleicht erst nach Christus Geburt †). (*Gartz.*)

HELIKONIOS, HELICONIUS, aus Byzanz wird vom Suidas (Vol. I. p. 715, und der Eudocia p. 165) als Verfasser einer kurzen Weltgeschichte von Adam bis auf Theodosios den Großen in 10 Büchern erwähnt. Da ihn der Lexikograph einen Sophisten nennt — ein Titel, den auch Libanios, Himerios und nicht wenige andere Schriftsteller der byzantinischen Zeit führen: — so dürfen wir annehmen, daß sein eigentliches Geschäft der Unterricht in dem war, was man damals Beredsamkeit nannte. Von seinem historischen Werke sagt *Conr. Gesner.* Bibl. ed. Frisii. p. 320, audio exstare in Italia. Eine Bestätigung dieser Nachricht ist uns nicht bekannt; so wie auch Harles (ad *Fabric.* Bibl. Gr. Vol. XI. p. 633) ihr keine Beglaubigung beigefügt hat. (*F. Jacobs.*)

†) *Weidler* hist. Astron. p. 118.

HELIKONIS, eine Tochter des Thespios, mit welcher Herakles den Phelias erzeugte. (*R.*)

HELIKTA, Name einer der Danaiden*), s. den Art. (*R.*)

HELIMUS, *Latreille* (Crustacea). Diese Gattung ist nach zwei Arten aufgestellt, welche sich im Pariser Museum befinden und von welchen die eine dem Cancer superciliosus, *Linné* (*Herbst* Krabben etc. t. 14. f. 89) sehr nahe steht. Ihr Begründer hat den Charakter derselben noch nicht bekannt gemacht, sondern sie bloß in seinem Werke: familles du règne animal, namentlich aufgeführt und zwar in der Ordnung Decapoda, Familie Brachyura, Zunft Trigona, in welcher sie den Beschluß der Gattungen der ersten Abtheilung ausmacht, zu welcher diejenigen gehören, bei welchen das dritte Glied der äußern Kieferfüße fast viereckig und am obern innern Ende ausgerandet oder schief abgeschnitten ist. (*D. Thon.*)

HELIN, ein franz. Architekt des 18ten Jahrh.; er bildete sich in Rom aus, wohin er auf königl. Kosten gereist war. Nach seiner Rückkehr nach Paris machte er den Riß zu der Kirche des Klosters de la Visitation in der Vorstadt St. Germain und führte den Bau auch aus seit d. J. 1775†). (*R.*)

HELIN oder ELIN (Johann), ein Karmeliter, gebürtig von Norfolk, und aus der letzten Hälfte des 14ten Jahrh.; er schrieb einen Commentar zur Apokalypse, ferner lecturae scripturarum, quaestiones quodlibetales, auch Homilien¹). (*R.*)

HELINAND, s. am Ende dieses Bandes.

Helinandus, s. Helmold.

HELING, HELLING oder HEILING (Moritz), wurde zu Friedland in Preußen, nach Heinrich Fabricius zu Elbingen, am 21. Sept. 1522 von adeligen Ältern geboren, die aber durch Kriegsnoth so verarmt waren, daß sein Vater Paul die Stelle eines Collaborators an der Schule zu Friedland annahm. Von dieser Schule begab sich Moritz 1536 in die altstädtische zu Königsberg, wo Simon Rektor war, sodann nach Elbingen, wo Gnapheus und Aurifaber seine Rektoren waren. Seit Ostern 1542 studirte er zu Frankfurt an der Oder, hörte im Griechischen Jobst Willich und Theobald Thammer; in der Poesie, zu welcher er besondere Neigung hatte, den Georg Sabinus, in der Dialektik den Chph Corner, in der Mathematik den M. Jak. Jocistus, in der Theologie den Alex. Alesius, Andr. Musculus und Corner. Zu Ende des Septembers 1543 zog er nach Wittenberg, hörte Luther, Melanchthon und Andere, und fing an jungen Studirenden selbst Unterricht zu geben. Im J. 1545 kam er auf Melanchthons Empfehlung als dritter Kollege oder Kollaborator an die Schule zu Halle in Sachsen, kehrte aber den 13. Sept. 1547 nach Wittenberg zurück, wurde am 18. Sept. 1548 Magister und bekam nicht nur die Freiheit Collegia zu lesen, sondern genoß auch einen vertraulichern Umgang mit Melanchthon. Durch diesen erhielt er 1549 das Rektorat an der Schule zu Eisleben vom Grafen zu Mansfeld. Hier bekam er eine Vokation zur Rektorstelle an das Gymnasium zu Stettin, die er aber ausschlug. Als er 1554 in Verdacht des Majorismus kam, und seines Dienstes entlassen wurde, begab er sich das dritte Mal nach Wittenberg und las wieder Collegia. Hier verlor er seine Frau, mit der er kaum zwei Jahre in der Ehe gelebt hatte. Als Melanchthon in d. J. wegen der Osiandrischen Irrthümer Leonhard Culmanns, Predigers zu St. Sebald, nach Nürnberg berufen wurde, nahm er nebst andern berühmten Theologen auch den Heling mit dahin, und bewirkte es, da Culmann abgesetzt wurde, daß Heling dessen Stelle bekam. Die Vokation erhielt er jedoch erst nach seiner Zurückkunft nach Wittenberg. Jetzt heirathete er wieder, ließ sich ordiniren und kam nach der Michaelismesse 1555 in Nürnberg an. Im J. 1559 unterzeichnete er sich mit Andern auf einer zu Dessau aufgerichteten Schrift, wie aus Melanchthons teutschen Bedenken, S. 441 n. 446 zu ersehen ist. Er war ein großer Verehrer der Lehren und Redensarten Melanchthons, wovon er sich Anfangs nichts merken ließ; allein in den nachherigen Calvinschen und Schwenkfeldschen Streitigkeiten der nürnbergschen Kirche verrieth er sich und seine Neigung zum Philippismus so sehr, daß sein Ansehen täglich sank, und die Orthodoxen seine Feinde, fingen an, ihn Schleichling zu nennen, und es kam endlich dahin, daß er am 2. März 1575, auf eine ehrbare und anständige Art, mit Beibehaltung seiner Wohnung und mit dem Titel eines Superintendenten in Ruhestand versetzt wurde, wobei er nicht allein sein ganzes Salarium behielt, sondern auch die Censur der Meßkataloge und die Aufsicht über die Buchläden bekam. Er besaß ausgezeichnete Kenntnisse und erwarb sich manche Verdienste durch seine Rathschläge. Er widersetzte sich mit den andern nürnbergschen Predigern im Jahre 1558 der Formula consensus des Frankfurter Recesses; war 1560 bei der Kirchenvisitation und widerrieth auch 1561 nebst einigen seiner Kollegen, die Beschickung des Concilium Tridentinum, wurde 1585 mit zur Entscheidung der Flacianischen Streitigkeiten unter den evangelischen Theologen in Östreich mitgebraucht und verrichtete am 2. Februar 1583 zu Altdorf die erste Ordination, trug ungemein viel zur Stiftung dieser Universität bei und sorgte für Stipendien der Studirenden. Er zeugte in seiner dreifachen Ehe 20 Kinder, der eine Sohn Joh. Moritz wurde Diakonus im Spital zu Nürnberg, ein anderer Martin vertheidigte unter Nikolaus Taurellus, theses physicae de loco, womit er das Magisterium erhielt, disputirte 1589 zu Heidelberg de incarnatione, wurde 1594 Dr. zu Marburg, dann Praktikus zu Grätz wo er den 13. Jul. 1600 die Welt verließ, drei Töchter wurden verheirathet, die übrigen Kinder starben früh. Er selbst endete seine irdische Laufbahn am 2. Oktober 1595. (S. G. G. *Zeltneri* Diss. qua Maur. Helingi vita, placita et studia percensentur. *Melanchthonis*

*) *Hygin.* fab. 170.
†) Füßli's Künstlerlex. 1r Th. S. 314.
1) Jöcher's Gelehrtenlex. 2r Th. S. 324.

Epp. Tom. V. p. 331. 333. *Chytraei* Epp. p. 1241. Will Nürnberg. Gel. Lex. Th. II. S. 80 f. *Nopitsch.* Supplem. Th. VI. S. 55*). (*Rotermund.*)

HELINGE, ein teutscher Gau in Niedersachsen, wahrscheinlich zwischen dem Darlingau und Osterwalde, vielleicht nur ein Theil des letztern, den der Hehlinger Bach durchfloß. Kaiser Otto schenkte daraus einige Güter in comitatu et legatione Henrici comitis 959 dem Stifte Magdeburg; sonst kommt er in der Geschichte nicht vor †). (*G. Hassel.*)

Heliocaminus s. Heliokaminos.

HELIOCARPUS *L.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Tiliaceen, und der ersten (nach *W.* Sp. pl. der zweiten) der eilften Linnéschen Klasse. Diese Gattung hat einen vierblätterigen, gefärbten Kelch, vier Blumenblättchen, einen zweigespaltenen Griffel, eine zweifächerige, zweisamige Kapsel mit gefranzten Klappen und strahlenförmig-federigen Franzen. 1) H. americanus *L* Sp., mit herzförmigen, dreilappigen, unten, wie die Zweige der Afterdolde unbehaarten Blättern. In Neuspanien. (Abgeb. in *L.* Hort. cliff. t. XVI.) 2) H. Popayanensis *Kunth*, mit herzförmigen, dreilappigen, unten, wie die Zweige der Afterdolde, filzigen Blüthen. In Neugranada. (S. *Spr.* syst. II, 448.) (*Sprengel.*)

*) Er schrieb: Carmen in natalem Dom. nostri J. C. Witt. 1551. 4. — Carmina in natalem J. C. in Phalaecio genere ad Melch. Kling. II. in genere elegiaco. III. ad Ferdin. (Fridr.) a Folchersam hymnus Sapphicus. Witt. 1554. 4. — Orat. de scholarum constitutione et officio magistratus in erigendis scholis. — Orat. de perpetua ecclesiae conservatione et ministrorum in ea missione. — Orat. in Obitum Val. Erythraei. — Orat. de legum auctoritate atque utilitate. Diese vier Reden stehen in der Introd. novae scholae, Alt. 1576. 8. — Tabulae histor. s. Chronologia 4 Monarchiarum e Daniele praevisarum 1558. fortgesetzt und wieder aufgelegt von J. P. Felwinger, Altd. 1667. gr. Fol. — Colloquium Evae et Mariae virginis post resurrectionem Christi, de ejus incarnatione et nativitate, doctrina, miraculis et morte usque ad resurrectionem, versibus expositum. Norimb. 1581. 4. — Elegia gratulatoria, scripta in honorem nuptiarum D. Sim. Cliveri. Norimb. 1586. 4. 1 Bog. — Colloquium inter Noricum et Polonum. Eben das. 1587. 4. Ist eine Lebensbeschreibung Zach. Rubtens, Bürgermeisters zu Posen. — Versus numerales de navali conflictu et victoria Anglorum contra class. Hispan. 1588. — Libellus versificatorius. Norimb. 1590. 8. — Bedenken von Abschaffung des Exorcismi an E. E. Roth gestellt 1570 von Heling, Scheithammer und Dürnhöfer. (S. *Willii* Bibl. Nor. P. II. num. 358. 377.) — Elegia in obitum Phil. Genderi, (S. *Hummel* in epist. ineditis, p. 94. not. b.) — War auch 1577 Mitverfasser von der Nürnb. Theologen Censur auf das Bergische Concordienbuch, abgedruckt im Liter. Mus. Bd 1. S. 223—252. — Elegia fun. ad Sim. Cliverum, 1591. 4. — Versus de signis praenunciis postremi diei. 1591. — Periochae, i. e. argumenta librorum quorundam biblicorum et locorum communium consignationes breves, Tom. I. in Josuae, Judicum, Ruth. Nor. 1593. Tom. II. in I. et II. Sam. ib. 1594. Tom. III. in libros Regum, Norimb. 1594. 8. — Klag- und Trostschrift bei dem Tode Ortgies von Werfabe, Herrn auf Cassabrügel, Amberg. 1596. 4. — Epistola ad Laur. Dornhofer steht in G. A. Willii Commerc. Epp. Nor. P. III. pag. 57. — Epistola ad D. Paul. Crellium, steht in Galer's Biblioth. Th. I. S. 700.

†) Junker's Anleit. z. mittl. Geogr. II. p. 246; *Meibom* de pagis Sax. in Scr. Rer. Germ. III, 102.

HELIOCENTRISCH — heliocentrischer Ort eines Planeten ist der Ort eines Planeten in seiner Bahn, in welcher er von der Sonne aus gesehen, in Beziehung auf die Ekliptik erscheint. Man zählt aber die 360 Grade dieser Ekliptik von einem Punkte ab, gegen Osten, in welchem der Äquator als scheinbare Himmelskugel dieselbe durchschneidet, und welcher der Widderpunkt heißt. Die Entfernung eines Planeten von diesem Punkte ab gegen Osten gerechnet gibt in Graden der Ekliptik seine heliocentrische Länge, d. i. diese Entfernung von der Sonne aus gesehen. Da aber jene Planetenbahn die Ekliptik unter einem gewissen Winkel durchschneidet, und mithin ein Theil derselben nördlich, der andere südlich von dee Ekliptik liegen muß, so verändert auch jeder Planet bei seinem Fortrucken in seiner Bahn seinen Abstand von der Ekliptik gegen Norden oder Süden, und diese Entfernung eines Planeten von der Ekliptik nördlich oder südlich ist, von der Sonne aus gesehen, seine heliocentrische Breite, die ebenfalls nach Graden, Minuten und Sekunden gezählt wird. — Von diesen heliocentrischen Orten eines Planeten unterscheidet sich sein geocentrischer Ort, in welchem er nämlich in Beziehung auf die Ekliptik von der Erde aus gesehen erscheint. Dieser wird aus jenem berechnet. (s. Geocentrisch). (*Fritsch.*)

HELIODORI FASCIA, Bandage d'Héliodor, die Binde des Heliodor's ist eigentlich eine doppelte T Binde, nur breiter als diese. Sie wird besonders bei Krankheiten der Brüste zum Aufheben und in der Höhe Halten derselben gebraucht. (*Wiegand.*)

HELIODOROS ist Name einer großen Reihe von Männern, hauptsächlich aus der Periode nach Alexander dem Großen. Die wichtigeren darunter sind:

1) Heliodoros, ein Bildhauer und Bildgießer. Plinius erwähnt ihn (Hist. Nat. XXXIV, 8. s. 19. 34. p. 658.) unter denen, welche Athleten, Jäger und Opfernde in Erz gebildet; und wiederum XXXVI, 5. s. 4. als Verfertiger einer Gruppe, in welcher Pan und Olympus mit einander rangen, in Marmor; nach Plinius Ausspruch das zweite Symplegma im Range, das sich in der Welt fand. Es war in dem Porticus der Octavia aufgestellt, und schon der Ort, wo dieses Kunstwerk neben andern hoch geschätzten Arbeiten der besten Meister stand, zeugt dafür, daß es von bedeutendem Werthe gewesen seyn muß.

(*F. Jacobs und J. Horner.*)

2) Heliodoros, der Philosoph, Verfasser eines Gedichtes in 269 jambischen Versen, über die mystische Kunst der Philosophen (d. h. der Goldmacher), an den Kaiser Theodosios den Großen gerichtet. Es leidet keinen Zweifel, daß der Name des Kaisers in der Absicht erdichtet ist, um diesem schlechten Machwerk einer spätern Zeit ein größeres Ansehn zu verschaffen. Vielleicht sind auch beide Namen ihrer etymologischen Bedeutsamkeit wegen, nach der Weise der Rosenkreuzer und Goldmacher, gewählt worden. Mit großem Unrechte aber ist, dieser Homonymie wegen, der Bischof von Trikka für

den Verfasser jener Verse gehalten worden, von denen Coraës (Brief an Alex. Basilius S. 25) sagt, daß der Tag und die Nacht nicht mehr von einander verschieden sind, als der Stil in beiden Werken, von denen das des Chemikers einen dreifachen Barbaren kund gebe *). Es ist aus einem Pariser Codex von Fabricius in der Bibliotheca Graeca VI. p. 773 f. Tom. VIII. p. 119 ff. ed. *Harl.* an das Licht gestellt. Man darf einer neuen Bearbeitung desselben vom Prof. Kühn in Leipzig entgegen sehn. (*F. Jacobs.*)

3) Heliodoros, ein griechischer Wundarzt, scheint nach Juvenal's Zeugniß zu den Zeiten Kaiser Trajan's gelebt zu haben, von seinen übrigen Lebensumständen ist sonst Nichts bekannt. Seine zahlreichen und gediegenen Schriften sind alle verloren gegangen, bloß Oribasius hat uns bedeutende Fragmente erhalten und seine Verband- und Maschinenlehre gänzlich ausgezogen; auch sollen sich noch Manuscripte von ihm auf der Florentiner Bibliothek befinden. (Dr. *Huschke.*)

4) Heliodoros, aus Athen, wird als Tragiker und Verfasser eines Gedichtes, *ἀπολυτικά* betitelt, vom Galenus de Antidotis II. (Tom. XIII. p. 908. 909. ed. *Chart.* Tom. XIV. p. 144 f. ed. *Kuhn.*) erwähnt, wo die sieben ersten Verse jenes an einen Nikomachos gerichteten Gedichtes angeführt werden. Meineke (in Comment. miscell. Spec. 1. c. 8. vergl. die addenda p. ult.) vermuthet, daß es eine Apologie gegen feindselige Beschuldigungen enthielt und davon den Titel geführt habe, übrigens aber didaktischen Inhaltes gewesen sei. Außerdem wird vom *Stephan. Byz.* in *Φυλάκη.* p. 705. der Protesilaos eines Heliodoros erwähnt, welcher für ein Epos zu halten ist; und beim *Stobaeus* Florileg. Tit. C. 6. pag. 504. ein anderes Gedicht *Ἰταλικὰ θεάματα* von einem Gleichnamigen, von welchem der vorhin erwähnte Gelehrte a. a. O. S. 38 ff. zeigt, daß er nicht vor Cicero gelebt haben könne. (*F. Jacobs.*)

5) Heliodoros, in Arabien, wie es scheint, einheimisch, ist nur von den vom Philostratos (Vit. Sophist. II, 32. pag. 625) erzählten Anekdoten bekannt, durch die er in die Zahl der Sophisten des dritten Jahrhunderts eingereiht wird. Bei einer Gesandtschaft, die ihm seine, nicht näher bezeichnete Vaterstadt wegen einer Rechtsangelegenheit aufgetragen hatte, gelang es ihm gegen Erwarten, den Beifall des Kaisers (Karakalla, wie es scheint) zu erhalten, und von diesem in Rom mit ansehnlichen Geschäften der Rechtsverwaltung beehrt zu werden. Nach dem Tode des Kaisers wurde ihm die Verwaltung einer (nicht genannten) Insel übertragen, wo er des Mordes beschuldigt, zur Verantwortung gezogen wurde. Es gelang ihm indeß, sich wegen dieser Anschuldigung zu rechtfertigen, worauf er in Rom den Rest seines Lebens fast unbemerkt verlebte. (*F. Jacobs.*)

6) Heliodoros, geboren zu Emesa in Phönikien [1]), Sohn des Theodosios, und, wie es scheint, aus einem altpriesterlichen Geschlechte [2]), lebte zu Ende des vierten Jahrhunderts. Nachdem er in seiner Jugend einen Roman unter dem Titel Äthiopika geschrieben hatte [3]), wurde er in seinen männlichen Jahren Bischof von Trikka in Thessalien, und führte in dieser Eigenschaft in jener Provinz (oder in seiner Diöces) den Gebrauch ein, jeden Priester, der sich nach der Weihe nicht seines Weibes enthielt, abzusetzen [4]). Nikephoros erzählt in seiner Kirchengeschichte [5]), eine Synode der Provinz habe ihm aus der Abfassung der Äthiopika ein Verbrechen gemacht, und ihm die Wahl gelassen, sein Buch zu vernichten oder seine bischöfliche Würde nieder zu legen. Er habe das Letztere vorgezogen [6]). Die innere Unwahrscheinlichkeit dieser Geschichte, und die geringe Glaubwürdigkeit des einzigen Zeugen, der sie berichtet, berechtigen um desto mehr, sie als eine Fabel zu verwerfen, je weniger der Inhalt des angefochtenen Romans Anlaß zum Ärgerniß geben konnte [7]).

Der Roman des Heliodoros, von allen, die auf unsere Zeiten gekommen sind, der älteste, und ohne Widerrede der vorzüglichste, erzählt in zehn Büchern die wunderbaren Abenteuer der Chariklea, der Tochter des äthiopischen Königs Hydaspes, und des Theages, eines edeln Thessaliers, die durch Liebe verbunden, oft getrennt, in allen Gefahren des Todes und der Verführung die gelobte Treue in unverletzter Keuschheit bewahren, und endlich am Throne des Königs von Äthiopien, und am Fuße des Altars, auf welchem Theages geopfert werden soll, den Lohn für ihre Treue empfangen. Da wir es für unnütz halten, der kunstvoll angelegten Geschichte durch ihre verschlungenen Gänge zu folgen [8]),

*) Vergl. *Morhof.* Polyhist. I. cap. XI. p. 102.

1) So besagt der Schluß der Äthiopika: *συνέταξεν ἀνὴρ Φοῖνιξ Ἐμισηνός, τῶν ἀφ' Ἡλίου γένος, Θεοδοσίου παῖς Ἡλιόδωρος.* Photios Bibl. Cod. LXXIII. wiederholt dieses, mit Auslassung der Worte: *τῶν ἀφ' Ἡλίου γένος*, und liest *Ἀμινδηνός* statt *Ἐμισηνός.* Eine Stadt Aminda ist nicht bekannt. 2) Die griechischen Worte beziehen sich ohne Zweifel auf die zu Emesa einheimische Verehrung des Sonnengottes (Elagabal), von dem die Vorfahren Heliodor's ihr Geschlecht abgeleitet zu haben scheinen. 3) *Socrates* Hist. Eccl. V. 22. Auch Photios a. a. O. sagt, H. habe die bischöfliche Würde erhalten, ohne doch den Ort zu nennen. 4) *Socrates* l. c. 5) Hist. Eccl. XII, 34. 6) *Fra. Vavassor* de Ludicra Dict. p. 156., welcher diese Geschichte verwirft, meint, im Fall, daß sie wahr sei, könne Heliodor wohl entschuldigt werden: ne reprehendatur, nonnulli obstant, quos ego scio, si isto loco essent, fieretque potestas eligendi, hoc idem et amplius facturos, talesque partus ingenii, qualia Heliodori Aethiopica sunt, non Thraciae modo, sed opimis Galliae sacerdotiis omnibus antepositures. 7) S. *Huetius* de Orig. Fab. Rom. p. 36. *Bayle* Diction. Héliodore. H. Valesius in den Anmerkungen zum Sozomenos a. a. O. bezweifelt die Identität des Bischofs and des Romanenschreibers, die doch von zwei unverdächtigen Zeugen beglaubigt wird. 8) Eine ausführliche Darlegung des Inhaltes gibt Photios Cod. LXXIII. *Guil. Canterus* Nov. Lect. I. c. 19. Epitome Aethiopicorum *Martini Crusii.* Francof. 1584. 8. *Ὑπόθεσις τῶν Ἡλιοδώρου Αἰθιοπικῶν* von Coraës in dessen Ausgabe p. κδ. Michael Psellus der ältere, welcher in einem von Dorville heraus gegebenen (Miscell. crit. VII, 3. p. 366.) Bruchstücke der Romane des Heliodoros und des Achilles Tatios, zwischen denen zu seiner Zeit die Meinung schwankte, vergleicht, stellt die Ökonomie der Äthiopika unter dem passenden Bilde einer Schlange vor, die den Kopf innerhalb ihrer Ringel verbirgt, indem der eigentliche Anfang der Geschichte in der Mitte der Erzählung liegt.

und sie nach ihrem Zusammenhange darzulegen: so wird es genug seyn, hier zu bemerken, daß die ganze Kette der Abenteuer Chariklea's an dem Umstande hängt, daß die Gemahlinn des Hydaspes, Persine, durch den Einfluß eines hellenischen Bildes auf ihre Einbildungskraft eine Tochter von weißer Farbe gebar, die sie, um nicht des Ehebruchs beschuldigt zu werden, mit mannichfaltigen Kennzeichen, und einer, die wunderbare Geschichte erzählenden Binde aussetzte. Die Erzählung fängt mit der Beschreibung einer Scene an, die den Leser an das Ufer des Nils versetzt, und indem sie den Helden der Geschichte verwundet und dem Tode nahe in den Armen seiner Geliebten auf einem Schauplatze wüster Verwirrung, und im Hintergrunde lauernde Räuber zeigt, nicht nur die lebhafteste Erwartung erregt, sondern überhaupt den weitern Inhalt der Erzählung in einem gedrängten Gemälde ahnungsvoll zusammen faßt. Überall bildet das abenteuerliche Leben wüster Räuber den Hintergrund, aus welchem Gefahren aller Art, Schlachten und Kämpfe hervor treten, in denen der edle Theages, in dessen Adern das Blut der Äakiden fließt, und die priesterliche Chariklea stets als leuchtende Gestalten erscheinen, Schönheit mit Muth, Adel der Sele mit reiner Sitte vereinend. Mannichfaltige Charaktere bewegen sich um sie und erhöhen ihren Glanz; der nicht unedle Hauptmann der Räuber, Thyamis, die üppige Arsake, die priesterlichen Freunde Chariklea's, Kalasiris, Charikles und Sisimithres; der Kaufmann Nausikles, der attische Knemon, und noch mancher Andere, der in anmuthigen, mit dem Ganzen wohl verbundenen Episoden auf dem Schauplatz erscheint; und so wie die Mannichfaltigkeit der Personen und ihrer Verhältnisse das Gemälde immer von Neuem belebt, indem sie zugleich die Theilnahme an den Hauptpersonen erhöht, und die Entwickelung der Handlung fördert: so wird es ebenfalls durch Mannichfaltigkeit und Reichthum der Scenen geschmückt. Die Haine von Delphi mit ihren Opfern und festlichen Umzügen; die Ufer des Nils mit ihren Sümpfen; labyrinthische Höhlen von Räubern bewohnt; üppige Paläste persischer Satrapen, als Heimath des Lasters und grausamer Verfolgungen; friedliche Wohnungen stiller Bürger durch häusliche Feste belebt; endlich der Hof eines äthiopischen Königes, von Gymnosophisten umgeben, Siegesfeste, Opfer und, als belebende Episode, thessalische Taurokathapsien — dieses sind die Scenen, die der sinnreiche Dichter vor den Augen der Leser vorüber gehen läßt, und wie alles Dieses ohne Zwang und Mühe herbei geführt wird, so ist auch die Form der Erzählung natürlich, der Ausdruck ungesucht, lebendig und voll Anmuth. In der Sprache Heliodors, sagt ein alter Kunstrichter[9]), ist Schönheit mit Würde vereinigt, ohne daß dadurch dem, was ergötzt und Lust gewährt, Etwas entzogen wird, und die Neuheit des Ausdrucks, und der Wechsel seiner Formen gibt ihm einen Anstrich von Erhabenheit[10]). Auch hierin ist ihm Keiner seiner Nachfolger gleich gekommen.

Die erste Handschrift der Äthiopika ist aus der Bibliothek von Matthias Corvinus, wo sie bei der Plünderung von Ofen 1526 durch ihren reichen Band die Habsucht eines Soldaten reizte, nach Teutschland, und dann in die Hände von Vincentius Opsopöus gekommen, der sie zu Basel 1534. 4. an das Licht stellte. Der innere Werth der Handschrift kam seiner äußern Beschaffenheit nicht gleich. Aus dessern Quellen gab ihn Hieronymus Commelinus mit der lat. Übersetzung eines Polen Warschewiczki, die zu Basel 1551. Fol. erschienen war, und einem Anhange von Varianten aus vier Handschriften, heraus. Heidelbberg. 1596. 8. mit allen Fehlern wiederholt Lugduni 1611. 8. und von *Daniel Pareus*. Francofurt. 1631. 8. Ohne kritische Hilfsmittel, weder äußere noch innere, legte Jean Bourdelot den Commelin'schen Text mit vielen Fehlern zu Paris 1619. 8. wieder auf, und fügte, seiner Gewohnheit nach, Vieles versprechende, aber seichte Anmerkungen bei, die nicht verdienten wörtlich in J. Peter Schmid's Abdrucke (Lipsiae. 1772. 8.) wiederholt zu werden. Nach anderthalb Jahrhunderten von Vernachlässigung faßte die neueste Zeit endlich den von Commelin angesponnenen Faden wieder auf, und die Äthiopika traten in Verbindung mit den übrigen griechischen Erotikern in einem ihrer würdigen Äußern, aus der Presse der Zweibrücker Gesellschaft hervor: gr. et lat. textum recognovit, selectamque lectionis varietatem adjecit *Chr. Guil. Mitscherlich*. Pars I. II. Argentorati. an. VI. 8. Aber eine durchgreifende Kritik, mit Benutzung aller vorhandenen gedruckten Hilfsmittel, erfuhr dieses Werk zuerst von dem gelehrten Griechen D. Coraës, welcher, aufgefordert von seinem großmüthigen Freunde Alexander Basilius, eine ganz neue, an unzähligen Stellen verbesserte Recension des Textes an das Licht stellte: Paris. 1804. 2 Theile. 8. Der erste Theil enthält außer einem inhaltreichen Briefe an den erwähnten Freund in neugriechischer Sprache, den Text mit untergesetzten Varianten; der zweite die Anmerkungen in altgriechischer Sprache, mit Rechtfertigungen des kritischen Verfahrens und vielen gelegentlichen gelehrten Bemerkungen. Angehängt sind einige Blätter von Salmasius Noten am Rande der Commelinschen Ausgabe. Die Handschriften der königlichen Bibliothek sind nicht benutzt[11]).

Die Äthiopika sind fast in alle neuern Sprachen übersetzt. Vorzüglich berühmt ist die Übersetzung von *Amiot*. Paris. 1549 und öfters. Eine andere französ. Übers. von einem Ungenannten. Paris. 1623. 8. Amsterdam. 1727. Génève. 1782. 12.[12]), von *Quenne-*

9) Michael Psellus. 10) Man glaubte in der Sprache Heliodor's hin und wieder kirchliche Ausdrücke und Anspielungen auf christliche Gebräuche zu finden, mit denen man die Meinung bestreitet, daß H. zur Zeit der Abfassung seines Romans noch nicht Christ gewesen sei. 11) Mit einer neuen Ausgabe war ein holländischer Gelehrte, Matthias Temmink, beschäftigt, wie wir aus Wyttenbach's Sendschreiben an Hieron. de Bosch sehen. s. Bibl. crit. Vol. III. P. III. p. XX. 12) Der Bischof von Angulême, *Octavien de S. Gelais* (nicht *Mélin de S. Gelais*, wie Sorel irrig sagt, dem Bayle und viele Andere gefolgt sind) soll einen Theil dieses Romans in französische Verse übersetzt haben.

ville (les Ethiopéennes betitelt.) Paris. 1803. 3 Vol. 12. mit Anmerkungen; in das Italienische von *Leonardo Glinci*. Vinegia. 1611. 8. Spanisch: *Fernando de Mena*. Paris. 1616. 12. Engländisch von *Thom. Underdowne*, *W. Lisle*, *Nahum Tate*; auch in Versen von *Abrah. Fraunce*. London. 1591. 8. Polisch: Vilnae. 1606. 8. Teutsch von Mehreren. Sehr gut von Meinhard. Leipzig. 1767. 8. und mit Benutzung der neuesten Hilfsmittel in reiner und fließender Sprache von K. W. Göttling. Frankf. am M. 1822. 8.

(*F. Jacobs.*)

7) **Heliodoros von Larissa.** In mehreren Bibliotheken befinden sich Handschriften eines Werkes unter dem Titel: *Δαμανοῦ φιλοσόφου τοῦ Ἡλιοδώρου Λαρισσαίου, περὶ ὀπτικῶν ὑποθέσεων βιβλία β'*, für dessen Verfasser man, wohl ohne Grund, den erwähnten Heliodor von Larissa hält, da der Titel vielmehr den Damian, einen Sohn (oder Schüler) des Heliodor, als Verfasser nennt*). Heraus gegeben ist dieß Werk von Egnazio Dante (Florenz 1573 in 4.), von Fr. Lindenbrog (Hamburg 1610 in 4.), vollständigee mit Anmerkungen von Erasmus Bartholinus (Paris 1657 in 4.), zuletzt von Matani (Pisa 1758). Mit größerem Rechte sieht man den Heliodor von Larissa als Verfasser eines kleinen Werks unter dem Titel *Κεφάλαια τῶν ὀπτικῶν* an, das mit dem vorher erwähnten zusammen heraus gegeben ist. Beide Werke sind von geringem Werthe**).

(*Gartz.*)

8) **Heliodoros**, der Schatzmeister des syrischen Königs Seleucus III., Philopator, berüchtigt durch die beabsichtigte Plünderung des Tempelschatzes zu Jerusalem. Der Sage nach †) wurde er auf eine wunderbare Weise daran verhindert. Später suchte er sich des syrischen Thrones zu bemächtigen und vergiftete den König Seleucus ††); er fand wirklich viel Anhang, wurde aber durch Antiochus Epiphanes, welchem Eumenes, König von Pergamos, beistand, bald vertrieben.

(*A. G. Hoffmann.*)

HELIOGABALUS (Elagabalus, Eleagabalus, — Varius Avitus Bassianus), Sohn des römischen Senators Varius Marcellus und der Julia Soämis, einer Tochter der Syrerinn Mäsa, der Schwägerinn des Kaisers Septimius Severus, durch den Einfluß seiner klugen und reichen Großmutter im 13. Lebensjahre Oberpriester der Sonne*) zu Emesa, wohin diese sich auf Befehl des Usurpators Macrinus nach dem Tode ihrer Schwester, der Kaiserinn Julia Domna, hatte begeben müssen.

Nahe bei Emesa stand ein römisches Truppenkorps im Winterlager (217 n. Chr.). Die verweichlichten und verwöhnten Krieger, von Macrin's strengee Zucht während einer Jahrzeit zusammen gehalten, in der sie ein Recht auf Erholung zu haben glaubten, wurden bei ihren häufigen Besuchen des Sonnentempels, wo im Geist orientalischer Götterverehrung der Sinnengenuß den Mysterien reichlich beigesellt war, durch die Agenten der Mäsa, deren Streben nach Erneuerung des lange gewohnten Einflusses in dem Prätorianer Unfuge Nahrung und Stütze fand, auf die Schönheit und den Anstand des priesterlichen Jünglings aufmerksam gemacht, dessen Gesichtszüge an den vom Usurpator ermordeten Karakalla zu erinnern schienen. Sobald diese Ansicht sich im Lager verbreitet und in manchen, dem Kriegsvolke besonders eigenen Behauptungen ausgesprochen hatte, trat Mäsa mit dem Geständnisse hervor, daß der jugendliche Oberpriester wirklich Karakalla's Sohn, und sie bereit sei, mit ihrem ganzen Vermögen dessen Thronrecht zu unterstützen. Mehr als eines thätigen Beweises der Aufrichtigkeit des letztern Versprechens bedurft' es nicht, in einer Zeit, wo der Thron käuflich und bereits mehr als Einmal von den Truppen feil geboten und erstanden war. Die bestochenen und auf die Stellen und Güter der von ihnen zu ermordenden Führer angewiesenen Soldaten erklärten den Heliogabalus unter dem Namen Marcus Aurelius Antoninus zum Kaiser. Eine Aufforderung an den Senat und der Heere Roms, ihn als den Thronfolger Karakalla's nach Erbrecht anzuerkennen, folgte sofort; jener harrte jedoch der üblichen Entscheidung durch die Waffen; unter diesen erhob sich blutige Parteiung. Dieß bewog den bis dahin die von einem Weibe und Kinde erregten Umtriebe sorglos betrachtenden Macrinus zu ernstlichen Maßregeln. Mit den Prätorianern (Garden), seinen Erhebern auf den Kaiserthron, rückte er von Antiochien aus gegen das empörte Lager von Emesa vor, und griff bei Immä den ihm entgegen kommenden Heliogabalus an (7. Junius 218). Der Fanatismus für den priesterlichen Kaiser siegte über den Rest altrömischer Zucht und Kriegskenntniß. Als die Prätorianer des Gegners Schlachtordnung bereits getrennt hatten, sammelte dieser, im Priesterschmucke hoch zu Roß, die Flüchtigen, während sein Lehrer und seiner Mutter Liebling Gannys mit der Reserve den Feind aufhielt. Den also erneuerten Kampf gab Macrinus feige und zu früh auf; seine Flucht vom Schlachtfelde ward das Zeichen zur Vereinigung beider Heere unter die Fahnen Heliogabals. Der Orient, damals des Reiches Nerv, erkannte ihn, den ersten Kaiser asiatischer Herkunft, einstimmig an; der Occident, dem in künstlich ersonnenen Briefen an Roms Senat, der

*) Einige Manuskripte nennen jedoch den Damian nicht, sondern nur den Heliodor, andere bloß jenen, und diesen nicht; die Meisten nennen, wie oben angeführt, beide zugleich. **) Priestley. Geschichte der Optik, übers. von Kästnee, S. 11 und 25. *Heilbronner* Hist. Mathes. p. 590. *Montucla* Hist. des Math. nouv. édit. T. I. p. 319.

†) 2 Makk. 3, 6 ff. *Joseph.* de Maccab. §. 4. ††) *Appian.* Syriac. XLV, 60—70.

1) Man hält den Namen für das syrische Ela-gabal, die schaffende Gottheit, nach *Wotton* history of Rome pag. 378. Der Name würde Gottbildet heißen und also vielen biblischen Namen nicht unähnlich seyn, welche auch durch das Praet. oder Fut. eines Verbum mit dem Namen Gottes entstanden sind. Die schaffende Goethele überhaupt soll also der Name nicht anzeigen, sondern es ist unserm Gottlieb, Gotthilf zu vergleichen, welche sich auf den beziehen sollen, der sie führt, mithin so viel bedeuten, als quem Deus formavit, Gottesbild. (*R.*)

Sieger seine Erhebung, seinen Sieg und den Vorsatz meldete, nach August's und der ruhmvollen Antonine Muster zu regiren, gewährte, was er nicht zu hindern vermochte, obgleich der Römersinn sich nicht wenig dadurch beleidigt fand, daß der neue Kaiser sich aus eigner Machtvollkommenheit der Titel Tribun und Proconsul bediente, die — wie leer sie auch damals waren, — nach dem bestehenden Schattenspiele der Verfassung durch einen Senatsschluß förmlich übertragen werden mußten.

Im Geleite der Prätorianer, die noch auf dem Schlachtfelde von Immä in den von seinen Vorfahren auf dem Kaiserthrone theils gütlich theils gewaltsam gewonnenen Freiheiten und Vorrechten bestätigt worden waren, zog Heliogabalus in Antiochien ein, verlegte bald darauf das in orientalischer Weise üppig und pomphaft ausgestattete Hoflager für den Winter (218—219) nach Nikomedia, und sandte von dort aus sein in persischer Priesterkleidung mit der Tiare, dem köstlichsten Arm- und Halsschmucke und hoch geschminktem Antlitze gemaltes Bildniß nach Rom, mit dem ausdrücklichen Befehl, es über dem Altare der Siegesgöttinn in der Sitzungshalle des Senats aufzustellen. Diesen unwillkommenen Vorboten begleiteten Nachrichten von den ersten Regirungshandlungen des neuen Kaisers. Nicht schwer ward es dem Senate zu erkennen, daß die noch unvergessenen Charakterzüge Nero's und Caligula's hier vereinigt seien; doch beugte er sich und Rom, das, schon lange unter der Abendländer finstrer Tyrannei zu dulden gewohnt, der letzten Spur alterthümlichen Freiheitssinnes verlustig worden war, gehorsam unter das mit des Orients weibischer Üppigkeit geschmückte Joch des kaum 14jährigen Syrers, dem eine Erziehung durch ränkevolle und wollüstige Weiber, eine frühzeitige Einweihung in die zügellosen Mysterien des vaterländischen Sonnendienstes, und das Bedürfniß der Beschäftigung mit abergläubischem Zauberwerk jeden Funken schlichter Vernunft und des geraden Männersinnes, jeden Glauben an Tugend, jeden Begriff von Würde und Güte geraubt hatten. So war es natürlich, daß ihm, der keinen Lebenszweck kannte als den Sinnengenuß, Alles, was diesen störte, ein Frevel gegen den Kaiser, todeswürdig und vernichtungswerth erscheinen mußte. Daher schon in Syrien die Hinrichtungen des Oberanführers der Prätorianer, der Statthalter von Syrien, Arabien, Cypern und Pannonien; daher in Bithynien die Ermordung des Gannys, seines Lehrers, der sein unfürstliches Leben zu tadeln wagte; daher der Befehl an den Senat, die Anhänger und Verwandten des Macrinus hinzurichten.

Nicht minder ausschweifend in seinen Gunstbezeigungen als in seinem Hasse, überließ der charakterlose Jüngling sich ganz der Leitung eines lasterhaften und bis zum Stumpfsinn schamlosen Thoren, des Parasiten Eutychianus, mit dem Beinamen Komazon (Possenreißer). Ihm schenkte er sein ganzes Vertrauen, ihn überhäufte er mit Würden und Ehrenstellen; ihm und den ihm Gleichgesinnten, die sich schnell um den geckenhaften Fürsten zusammen fanden, folgte er so unbedingt, daß selbst seine Großmutter, die Urheberinn seines Glückes, einen Theil ihres Einflusses verlor, weil sie es gewagt hatte ihm über sein Thun und Treiben Vorstellungen zu machen.

Dieß Alles war zu Rom bekannt, als Heliogabalus im Frühling 219 seinen Einzug in die Hauptstadt der Welt hielt und von Senat und Plebs mit scheinbar allgemeiner Freude empfangen ward. Durch diesen Erfolg war der letzte Zweifel am Gelingen jedes Unternehmens beseitigt; am nächsten Tage präsidirte der Kaiser den Senat, führte seine Großmutter in denselben ein, wies ihr einen Sitz neben den Consuln an, und verlieh ihr Amt und Würde eines Senators. Zugleich ernannte er, unter ihrem Vorsitze, einen weiblichen Senat, dessen Geschäft die Ordnung und Bestimmung der Sitten, Tracht, Gebräuche, Rangordnung und Beschäftigungen der römischen Matronen seyn sollte.

Übrigens beschränkte sich die wirkliche Theilnahme des Kaisers an den Regirungsgeschäften auf die Einführung des syrischen Sonnendienstes als Haupt-Götterverehrung zu Rom. Der schaffenden Gottheit, wie sie unter dem Bilde eines zu Emesa herab gefallenen Meteorsteines von ihm als Oberpriester verehrt worden war, schrieb Heliogabalus seiner Erhebung auf den Kaiserthron zu. Daher trieb ihn eine abergläubische Dankbarkeit zu dem Entschlusse, den Triumph des Gottes von Emesa über alle Kultusarten der Erde zu begründen und sicher zu stellen; der erste Schritt dazu war die Annahme des göttlichen Namens (Elagabal, Heliogabalus).

Bald nach seinem Einzuge in Rom ließ er auf dem palatinischen Berge dem Gott Elagabal einen prachtvollen Tempel aufführen und den aus Syrien mitgebrachten Stein dort aufstellen. Bei dem feierlichen Zuge dahin war der Weg mit Goldstaub bestreut; der mit Edelsteinen von großem Werthe eingefaßte Meteorstein lag auf einem von sechs milchweißen Rossen gezogenen und gleich ihnen köstlich geschmückten Wagen. Der Kaiser selbst, in priesterlicher Kleidung und mit geschminktem Gesichte, leitete die Rosse zu Fuß und rückwärts gewandt, damit die Gottheit ihm stets vor Augen sei. Die Opfer wurden mit höchstem Glanze und aller Üppigkeit des syrischen Götterdienstes (Vergl. *Lucian.* de dea syria) dargebracht. Die köstlichsten Weine, die seltensten Thiere und Früchte bildeten die Opfergaben; rund um den Altar führten Chöre syrischer Mädchen ihre Wollust athmenden Tänze aus, indeß die höchsten Statsbeamten den Kaiser bei seinem Priesteramte Handreichung leisteten. Um diesen Tempel und seinen Dienst zum Mittelpunkte des Nationalkultus zu erheben, ließ Heliogabalus die Ancilien, das Palladium, den pessinuntischen Stein und das Feuer der Vesta dort hin bringen, und vermählte den Gott mit der ihm im Kultus nahe verwandten Astarte, deren Bild und reicher Tempelschatz im feierlichen Zuge aus Karthago nach Rom gebracht wurde. Ein allgemeines Statsfest verherrlichte

diese mystische Vermählung, und sämmtlichen Unterthanen wurde eine Hochzeitssteuer aufgelegt.

Was Dio Cassius (B. 79) und Herodian (B. 5), die Hauptschriftsteller für diesen Spiegel der Verderbtheit seines Zeitalters, von den mystischen Umtrieben desselben erzählen, scheint auf Ernst und Überzeugung von seiner Seite hin zu deuten. Sie erzählen, daß er sich der Beschneidung unterworfen und durch ein Gesetz den Gebrauch des Schweinefleisches untersagt, ja den Vorsatz gehabt habe, ein Verschnittener und dadurch den Priestern der Cybele gleich zu werden; eben so, daß er mit Amuleten und Talismanen aller Art behängt gewesen sei, und Kinder geopfert habe, um aus ihren Eingeweiden Weissagungen zu gewinnen: Dinge, die offenbar auf den höchsten Grad von mystisch-religiösem Fanatismus deuten und ihren Ursprung aus dem Oriente haben.

Die Geschichte aller so weit gediehenen Fanatiker zeigt eine doppelte Äußerung dieses Unsinnes auf das Leben: entweder Selbstquälerei oder gränzenlose Ausschweifung. Die letztere ward des Heliogabalus Theil. Durch Beispiel, Erziehung und blindes Glück von Kindheit auf verderbt, überließ er sich den gröbsten Sinnengenüssen mit unlenkbarer Wuth; er achtete Wissenschaft und Kunst nur in so fern, als sie die unausbleiblichen Momente der Sättigung und des Überdrusses abkürzen und neue Genüsse bereiten konnten, schätzte und beförderte nur diejenigen Menschen, welche neue Reize für seine matten Sinne zu erfinden das Glück hatten, oder sich ihm durch priapische Eigenschaften empfahlen. So ward ein Tänzer Präfekt von Rom, ein Fuhrmann Befehlshaber der Leibwache, ein Bartscherer Vorsteher der Stadtverpflegung. Eine eigensinnige Verschwendung sollte für Anstand und Geschmack gelten. Alles, was er brauchte, selbst die Reife an den Rädern seiner Wagen waren von Gold, seine Kleider — er trug lange orientalische Gewande, der Weibertracht ähnlich — mit Edelsteinen und Perlen übersäet; auf Gold- und Silberstaub soll er getreten seyn, seine Fischteiche mit Rosenwasser, seine Naumachien mit Wein haben füllen, Schiffe mit kostbaren Ladungen absichtlich versenken lassen, weil er dieß für fürstlich hielt. Alle Ordnung der Natur verkehren, der Leidenschaften und Vorurtheile seiner Unterthanen spotten, dem Anstande, der Sitte, dem Glauben und Vertrauen Hohn sprechen, sei — sagen seine Geschichtschreiber — die Hauptbeschäftigung seines Lebens gewesen. Möge von den Lastern und Thorheiten, welche sie ihm zuschreiben, Manches übertrieben und ins Schwarze gemalt seyn: aus dem, was als öffentlich vor den Augen des Volkes geschehen, Dio Cassius und Herodian erzählen, geht zur Genüge hervor, daß dieser Zögling des als sittenlos bekannten Syriens auch die schamlosesten und üppigsten unter den Fürsten, die den römischen Thron entehrt hatten, weit hinter sich gelassen, ja er in dieser Schamlosigkeit gerade seinen Ruhm gesucht habe. Man sah ihn öffentlich vor allem Volke sich jede Art von Wollust erlauben; er, der Herr der noch immer glanzvollen und mächtigen Römerwelt, beeiferte sich in Kleidung und Sitten den Buhlerinnen zu gleichen, ließ sich Frau und Kaiserinn nennen, beklagte die Unmöglichkeit, durch Kunst ein Weib werden zu können, und entehrte die seit einer Reihe von Jahrhunderten als ehrwürdig geachteten Reichsämter durch Verleihung derselben an seine zahlreichen Liebhaber, von denen zwei — in einer Weise, deren Darstellung zu geben die Feder sich weigert — um seinen Besitz mit einander einen Kampf bestanden, dem zu Folge (*Dio Cass.* B. 79.) der Besiegte (Zoticus) mit Schimpf aus dem Palaste getrieben, der Obsieger aber (Hierokles) mit dem Titel und der Gewalt eines kaiserlichen Gemahls bekleidet wurde. Daß diese Gräuel — der übrigen Erniedrigungen des Menschenrechts nicht zu gedenken — auch nur eine kurze Zeit ungestraft Statt finden konnten, zeugt mehr als genügend für das allgemeine Sittenverderbniß im damaligen Rom; daß sie von Dauer seyn konnten, war unmöglich. Zuerst (221 n. Chr.) regte sich in den Kriegern, welche ihn erhoben hatten, ungeachtet er ihnen Reichthum und Straflosigkeit fortwährend im vollsten Maße spendete, die natürliche Beschämung über die Nichtswürdigkeit des selbst gewählten Herrn, die um so greller sich darstellte, als zur Seite Heliogabals sein Vetter Alexianus, der Sohn der Julia Mammäa, als ein viel versprechender Jüngling aufzublühen begann. Mäsa, die Großmutter beider, deren Einfluß auf den Kaiser längst verloren war, sah leicht ein, daß diesen seine Laster unvermeidlich stürzen müßten, und lenkte deßhalb bei Zeiten die Aufmerksamkeit des bessern Theils des Volks auf ihren zweiten Enkel, der unter der Leitung seiner klugen und wenigstens äußerlich sittlichen Mutter zum offenbaren Gegensatze Heliogabals heran wuchs. In einem Augenblicke anbächtiger Erschlaffung entriß sie dem Kaiser das Versprechen, den Alexianus zu adoptiren und als Cäsar Theil an der Statsregirung nehmen zu lassen. Dieß geschah; — dabei legte Heliogabalus ihm den Namen Alexander bei. Als aber in dieser Stellung der junge Cäsar leicht die allgemeine Zuneigung gewann, regte der kaiserlichen Lieblinge Besorgniß die Eifersucht des schwachen Fürsten zur wüthendsten Verfolgung desselben auf, und nur die Wachsamkeit der Großmutter und Mutter, unterstützt von dem Beistande weniger tugendhaften und getreuen Diener, vermochten die heimlichen Nachstellungen unwirksam zu machen, welche ihrem Zöglinge täglich drohten. Das stete Fehlschlagen seiner Umtriebe steigerte den Haß des Kaisers zur sinnlosen Wuth; er gebot dem Senat die Entsetzung Alexanders von dem ihm verliehenen Rang und Würden, und wagte — als jener schwieg — einen Machtspruch. Sofort empörten sich die Prätorianer, beschworen Alexander's Beschützung gegen den Kaiser und drohten die so vielfach beleidigte Majestät des Thrones zu rächen. Zitternd und in Thränen erschien Heliogabalus vor den Empörern, versprach Besserung, bat demüthig um sein Leben und seinen Liebling Hierokles, spendete Gold mit vollen Händen, widerrief seinen Befehl und besänftigte sie so vollständig, daß mit der Verpflichtung der Anführer gegen ihre Truppen:

über des Cäsars Sicherheit und des Kaisers Betragen zu wachen, der ganze Aufstand sich endigte*).

Nicht lange dauerte die von Todesfurcht erpreßte Versöhnung Heliogabals mit dem Cäsar und den Prätorianern. Charakterlos wie er war, ließ er bei jeder Gelegenheit seinen Haß durchschimmern und wagte neue Versuche, sich des Nebenbuhlers zu entledigen. So weigerte er sich bei der Übernahme des Konsulats mit dem von ihm selbst zum Mitkonsul gewählten Alexander (1. Jan. 222 n. Chr.) bei der feierlichen Einführung der Konsuln gegenwärtig zu seyn, ließ wenige Wochen später — in dem Wahne, auf diese Weise sich vor Widerspruch zu sichern — plötzlich den ganzen Senat — nach seinem Ausdrucke: „eine Gesellschaft feierlicher Sklaven" — aus der Stadt verweisen, dann den Cäsar im Palaste verhaften und, um den Sinn der Prätorianer zu prüfen, das Gerücht von einer lebensgefährlichen Krankheit desselben aussprengen. Der gewagte Versuch mißlang zum Verderben des Kaisers; die augenblicklich in Waffen versammelten Truppen forderten die Auslieferung Alexander's in ihr Standlager. Heliogabalus gehorchte, brachte den Cäsar in seinem eigenen Statswagen dahin und wurde mit Stillschweigen, sein Nebenbuhler mit dem lautesten Jubel empfangen. Dieß erbitterte den Kaiser, der — sehr zur Unzeit, wahrscheinlich aber durch die Stille der Truppen und sein Vertrauen auf die zum Theil ihm anhängigen Führer derselben getäuscht — die Verhaftung der Rädelsführer des Aufstandes befahl. Sofort wuchs der Tumult, die Truppen schieden sich in Faktionen für und wider den Kaiser, Anhänger beider Parteien strömten zu, und — damit was durch Weiberhand gebaut war, auch durch Weiberhand wieder stürze, — erschienen plötzlich Mammäa und Sämis, die Mütter der Parteihäupter, zum Kampfe für ihre Söhne. Es kam zum Gefecht; die Mehrzahl, Alexander's Partei, siegte, der Kaiser und seine Mutter flüchteten schimpflich; sie wurden in ihrem Schlupfwinkel zusammen ermordet, ihre Leichname vom wüthenden Pöbel beschimpft und in die Tiber geworfen. Mit ihnen fielen die sämmtlichen Lieblinge des Kaisers. Zum zweiten Male gab Mäsa den Römern einen Herrscher. Die Prätorianer riefen ihren Enkel Alexander auf der Stelle zum Imperator aus. Ein Senatus-Consult bestätigte die Wahl der Truppen, belegte den Namen Heliogabals mit ewiger Schande und vertrieb die weiblichen Eindringlinge aus den Sitzungen der Väter des Volks.

(*Beniken.*)

HELIOGRAPHIE nennen einige Astronomen die wissenschaftliche Darstellung alles dessen, was uns die Beobachtung über den Weltkörper der Sonne lehrt. (*R.*)

HELIOKAMINOS (*Ἡλιοκάμινος*), **Sonnenofen**, nannten die Alten denjenigen Theil des Wohnhauses, welcher der Sonne ausgesetzt war und wegen seiner Wärme zur Winterszeit vorzüglich gesucht wurde. (*R.*)

*) Vgl. *Dio Cass.* B. 79. S. 1365; *Herod.* B. 5. S. 195—201; *Hist. Aug.* S. 105.

HELIOLATRAE (Solicolae, Sonnenanbeter) heißen diejenigen, welche der Sonne göttliche Verehrung erweisen, mochten sie übrigens die Sonne für die Gottheit selbst halten, oder sie nur als Symbol der ewigen Naturkraft, der unsichtbaren Gottheit, betrachten. Wo die Menschen noch nicht durch die von dem Naturdienste geläuterten positiven Religionen (Mosaismus, Christenthum und Islam) zu der Anerkennung eines unsichtbaren Gottes, des Schöpfers Himmels und der Erde, hingeleitet worden waren, tritt uns die Verehrung der Sonne, als des erhabensten und reinsten Naturkörpers, unter mannichfaltigen Formen entgegen. Im alten Asien hatte sie ihren ursprünglichen Sitz; roher blieb dieser Kultus unter den dortigen Nomadenvölkern, und erhielt sich in dieser Gestalt bei mehreren mongolischen und tatarischen Horden, welche dem Islam oder der schamanischen Lehre nicht beitraten, bis auf die neueren Zeiten[1]); reiner und verständiger erscheint er unter den Persern, besonders durch Zoroaster's Reformation, in den Lehren der Magier, und fand selbst Eingang bei Griechen und Römern. Bei der Eroberung Amerika's durch die Spanier erkannte man in Peru und anderen Ländern in einem großen Theile der Ureinwohner Sonnenverehrer[2]).

Die Gründe dieser Verbreitung der Heliolatrie liegen in der Natur, in dem Bedürfnisse des die äußere Natur anschauenden, in ihr noch lebenden, und seines inneren, selbstständigen Wesens noch nicht bewußt gewordenen Menschengeistes: die innere Thätigkeit des Menschen entfaltet sich zunächst durch und in der ihn umgebenden Natur und durch die Bedürfnisse seines physischen Lebens, die feine Verstandes- und Willensthätigkeit am lebhaftesten in Anspruch nehmen, sieht er sich an dieselbe gebunden. Auch der noch kindliche Verstand des Naturmenschen erkennt den geordneten Zusammenhang sowohl der mannichfaltigen Wesen und Erscheinungen, als der in ihnen vorherrschenden Elemente, und um der Anforderung zu genügen und den hinreichenden Grund des in allen einzelnen Erscheinungen hervor tretenden Lebens sich in einer allgemeinen, das Ganze umfassenden Ursache zu erklären, bieten sich ihm diejenigen Elemente und Naturkörper dar, durch deren Daseyn und Wirksamkeit die Entstehung und Erhaltung, oder das Leben aller einzelnen Naturwesen bedingt wird. So die ältesten Völker Asiens: bei ihrem Nomadenleben, in freier Natur, war es der Anblick der Sonne, des Mondes und der Gestirne[3]) überhaupt, der sie zur Anerken-

1) Man s. Desguignes Geschichte der Hunnen und Tataren. 2) Die Inka's nannten sich Söhne oder Kinder der Sonne, auch gab es Tempel der Sonne, und selbst dem Sonnendienste geweihete Jungfrauen. Geringere Verehrung bewies man dem Monde. S. Robertson's Geschichte von Amerika. 3) Schon der gelehrte Jude im 12. Jahrh., Moses Maimonides. erklärt den Ursprung des Sterndienstes unter den ältesten Völkern Asiens auf gleiche Weise. Er bemerkt, daß jene von Viehzucht und vom Ackerbau lebenden Menschen geglaubt hätten, durch Verehrung der Gestirne werde die Erde fruchtbar; deßhalb seien die Weiseren unter ihnen bedacht gewesen, die Verehrung der Sonne und der Gestirne zu erhalten, deßhalb werde auch der Stier unter ihnen geehrt und nicht geopfert, und schon Abraham's Zeitgenossen,

nung und Bewunderung der Ordnung und Vollkommenheit hinzog; ihre regelmäßige Stellung und Bewegung nach Tagen und Jahreszeiten, ihr Einfluß auf Witterung und Fruchtbarkeit des Erdbodens, und dadurch auf das Leben aller Naturwesen, Pflanzen, Thiere und Menschen, ihre Unveränderlichkeit bei dem Wechsel aller übrigen Dinge, führte zu der Überzeugung, daß in den Gestirnen der Quell alles Naturlebens zu suchen, und sie daher von den Menschen zu verehren seien. Darum entwickelte sich auch Astrologie, dann Magie, als höhere Weisheit in der Erkenntniß des Zusammenhanges der Weltereignisse mit dem Stande der Sterne, aus jenem Naturkultus. Vor allen Gestirnen mußte die Sonne die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, weil sie den wichtigsten Einfluß ausübt: sie erscheint als die Ursache des Tages und der Nacht und aller mit diesem Wechsel verbundenen Naturveränderungen; ihrem näheren oder ferneren Stande zur Erde verdanken wir den Wechsel der Jahreszeiten, sie gibt dadurch dem Erdboden eine Zeit lang Ruhe und belebt ihn zu neuer Fruchtbarkeit. Sie ist die Quelle des Lichtes, der Wärme und des Feuers, das aller Wesen Entstehung, Erhaltung und Veränderung bedingt[4]).

So bald der Mensch aus dem Thierzustande heraus getreten, durch Ackerbau verständiger und gesitteter geworden ist, und dem Fetischismus entsagt hat, führt ihn eine verständigere Betrachtung der Dinge auf der zweiten Stufe seiner Bildung gar leicht zur Verehrung der Gestirne, insbesondere der Sonne. Sabäismus oder Sternendienst[5]) war daher die älteste religiös-sinnliche Form unter den asiatischen Völkern. In wiefern nun von der Sonne aus Licht und Wärme über alle lebenden Wesen verbreitet wird, Licht und Wärme aber in dem Elemente des irdischen Feuers vereinigt erscheint, war der Sonnendienst mehr oder weniger mit Feueranbetung verbunden: denn in diesem Elemente erkannte man den verborgenen Urgrund des sichtbar werdenden Naturlebens, und man verehrte es Anfangs als das Princip, später als das Symbol der ewigen, unerkennbaren Naturkraft[6]). — Sternendienst, Sonnenverehrung und Feueranbetung haben daher ihren Grund in einer sinnlich-verständigen Auffassung des Alls der Dinge. Die Idee des Geistigen, des Freien, vermag der noch an die Naturnothwendigkeit gebundene Mensch nicht zu erringen, und so genügt es seinem Verstande, welcher die Natur noch nicht im Gegensatze gegen das Geistige im Bewußtseyn auffaßt, in dem Elementaren den Urgrund des Naturlebens zu denken.

Die Geschichte des religiösen Kultus bei den ältesten Völkern Asiens, so weit sie aus griechischen und morgenländischen Nachrichten ersichtlich ist, zeugt für die Richtigkeit des so eben Bemerkten. Auf Verehrung der Sonne, des Mondes und der Gestirne unter den Völkern Asiens, und eine Neigung derselben zu diesem Kultus, deuten schon die mosaischen Schriften. Sie unterscheiden ausdrücklich den Bilderdienst von dem Sonnen- und Sterndienste[7]). Den Nachrichten der Griechen zu Folge waren die Massageten, die alten Parsen oder Perser, die Skythen Sonnen- und Feueranbeter. Von den Massageten erzählt Herodot[8]), daß sie die Sonne und keinen Gott weiter verehrten; sie wird von ihm ὁ δεσπότης τῶν Μασσαγετέων genannt, und es wurden ihr, als dem schnellesten Gotte, auch die schnellesten Thiere, nämlich Pferde, geopfert. Die Pferde waren diesem Volke unentbehrlich, sie opferten also das, was ihnen vorzüglich werth war. — Ausführlicher ist Herodot über die Perser, und seine Angaben sind wohl nicht zu bezweifeln; nur nehme man das griechische Gewand hin-

---

namentlich in Chaldäa, seien Sternanbeter gewesen. Maimonides beruft sich zum Theil auf alte Bücher, die er hierüber gelesen habe. S. Moro Nevoch. P. III. cap. 29. 30. Vergl. *Selden*, de Diis Syris p. 321. 4) Noch in den Zendbüchern, in denen der Naturdienst mehr vergeistigt erscheint, heißt die Sonne unsterblich und Ormuzd's Auge. Sie ist nach ihren wechselnden Ständen ein Bild der Vollkommenheit und des Wandels im Licht. Morgenröthe, Aufgang der Sonne, höchster Stand, Neigung zum Untergange sind heilige Momente des Tages: die ganze Feier des Jahres ist an ihre Periode gebunden. S. Kleuker's Anhang zum Zend-Avesta. 1. Th. S. 136. Eben so waren die Mysterien des Mithras (Feuer — Sonne) ein Fest der Naturschöpfung, der fortgehenden Zeugungs- und Reproductionskraft des göttlichen Feuers in der Natur. Eben das. 3r Th. S. 130. 5) Sabäismus von צבא, Heer der Gestirne, Heer des Himmels, worauf auch die Formel יהוה צבאות hindeutet. *Hyde* de relig. Persar. cap. III, und Foucher's Abhandl. über den Sabäismus bei Kleuker's Anh. zum Zend-Avesta 1. Bd 2. Th. S. 10 fg. Hyde, der sich durch Mittheilung der orientalischen Nachrichten sehr verdient gemacht hat, wollte jedoch den Sternendienst der alten Perser nur für einen symbolischen oder Civil-Kultus, nicht für religiöse Verehrung angesehen wissen, wogegen jedoch theils psychologische, theils historische Gründe streiten. Über die Sonnen- und Sternenanbetung der meisten Völker des alten Asiens handelt *G. J. Vossius* de Orig. et Progressu Idololatriae. lib. II.

6) Noch im heutigen Asien haben sich die Ghebern in Indien und einigen angränzenden Provinzen, als Feuer- und Sonnenanbeter erhalten, obschon dieser Naturdienst bei ihnen (durch Einfluß von Zoroaster's Lehre vielleicht) mehr vergeistiget erscheint. Ursprünglich, und vielleicht auch jetzt noch zum Theil, erwiesen sie ohne Zweifel dem Feuer, als der Urkraft des Lebens, göttliche Verehrung, später ward es ihnen heilig als Symbol des Göttlichen. Denn nach *Chardin* Voyage T. IX. S. 140. Amst. Ausg. sagten sie: Das Feuer ist Licht, das Licht ist Gott. Dasselbe bestätigt Henry Lord in seinen Nachrichten über die verschiedenen Religionen in Indien; sie hielten das Feuer für einen Theil der göttlichen Kraft und Vortrefflichkeit; als einen Theil Gottes selbst, als von derselben Substanz, müsse man es heilig und göttlich halten, es verehren und anbeten. S. Foucher a. a. O. S. 219. 7) 5 Mos. 4, 19. Wenn *Hyde* de relig. Pers. p. 5. eine doppelte Gattung von Sabiern unterscheidet, nämlich Cultores Planetarum — qui meliores, setzt er hinzu — und Cultores Idolorum, qui deteriores — so ist dieß unrichtig. Vgl. auch die angeführte Stelle. Der Sabäismus, als reiner Naturdienst, fällt ursprünglich nicht mit eigentlicher Idololatrie zusammen, mag jedoch späterhin sich mit ihr vereinbart haben. Daß auch die alten Ägypter, Äthiopier, Babylonier, Assyrier, die Sonne unter dem Osiris, Moloch und Bel verehrt hätten, sucht *Vossius* lib. VII. de Idololatr. zu beweisen. Der spätere Moloch- und Baalsdienst entsprang aus dem Sabäismus, blieb aber nicht eigentlicher Naturdienst, sondern artete in Idololatrie oder Götzendienst aus. — 8) Lib. I, 212. Bei den Nachrichten der Griechen darf man nicht vergessen, daß sie von dem eigentlichen Naturdienste der Asiaten keine richtigen Begriffe hatten; überall legten sie ihre mythische Idololatrie zum Grunde. Nur Aristoteles und Plutarch machen später hierin eine Ausnahme.

weg. Die Perser, sagt er [9]), opfern auf den höchsten Berggipfeln dem Zeus, und nennen den ganzen Himmelskreis Zeus. Wie also die Griechen den Zeus verehrten, so die Perser den ganzen Himmelskreis, und zwar in freier Natur, auf den höchsten Bergen; denn hier wähnt sich der Mensch im Naturleben dem Himmel, dem Urgrunde des Alls, näher zu seyn. Herodot fügt sofort hinzu, worin jene Verehrung des Himmels bestanden [10]), und man sieht ganz deutlich, daß dieser Naturdienst ursprünglich Elementendienst (Sonne, Feuer, Wasser u. s. w.) war. Dieser Elementendienst ging aber nach dem, was Herodot weiter sagt, durch Veranlassung der Assyrier und Araber in Verehrung personifizirter Naturkräfte über; man ging also, wie gewöhnlich, von der Anschauung und der dadurch gegebenen Vorstellung aus und legte dann erst dem vorgestellten Objekte Selbstständigkeit, Persönlichkeit bei [11]). Aus der Verbindung, in welcher Herodot die Mitra erwähnt (er vergleicht sie mit der Urania, der Aphrodite der Griechen,), geht hervor, daß sie die Alles erzeugende Naturkraft sei. Nach anderen Stellen [12]) ist Mithras bei den Persern die Sonne, der sie göttliche Verehrung erwiesen, auch sagt Herodot, daß sie auch das Feuer für Gott gehalten hätten [13]). Diese Angaben lassen sich nur durch die Annahme vereinigen, daß Mithras die Alles belebende, erzeugende Naturkraft bezeichnete, aber in dem Erscheinen der Sonne, in der allgewaltigen Wirksamkeit des Feuerelementes personifizirt gedacht wurde. Daher waren Sonne und Feuer zugleich Gegenstände der Verehrung. Hiermit stimmt des Porphyrios etwas dunkele, aber um so glaubwürdigere Angabe zusammen [14]). — Daß auch die Skythen denselben Elementendienst, wie die Perser, hatten, und vorzüglich das Feuer verehrten, geht aus dem hervor, was Herodot von ihnen erzählt [15]).

Dieser Naturdienst scheint sich unter dem eigentlichen Volke, wenigstens unter dem größeren Theile desselben, ohne wesentliche Veränderungen erhalten zu haben. Aus dem nämlich, was orientalische Schriftsteller (s. die Angaben bei Hyde), was Platon, Aristoteles, Plutarch, und mehrere Kirchenväter, Clemens von Alexandrien, Origenes u. A. berichten, ist deutlich, was auch die Zend-Bücher bestätigen, daß Zoroaster eine Reformation jenes Naturdienstes vornahm, und ihn auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit, gemäß den Anforderungen des selbstständiger gewordenen Verstandes [16]), zu erheben suchte. Im Volke indeß scheint, vielleicht mit wenigen Veränderungen, der frühere Naturkultus sich erhalten zu haben: es blieb Sonne und Feuer Gegenstand der Anbetung bis in spätere Zeiten, und selbst in den Zend-Büchern finden sich daher noch Gebete an die Sonne, an das Feuer und an das Wasser [17]). Dafür sprechen auch die religiösen Gebräuche, welche sich unter den Persern erhalten hatten; sie begrüßten und neigten sich vor der Sonne; sie brachten im Angesicht der Sonne, in freier Natur, ihre Opfer, meist auf Hügeln und Bergen, dar; sie richteten ihre Gebete an die Sonne oder an das Feuer; ihre Pyräen, oder Tempel des Feuers

---

9) Lib. I, 131: οἱ δὲ (Πέρσαι) νομίζουσι Διῒ μὲν, ἐπὶ τὰ ὑψηλότατα τῶν ὀρέων ἀναβαίνοντες, θυσίας ἔρδειν, τὸν κύκλον πάντα τοῦ οὐρανοῦ Δία καλέοντες. 10) Θύουσι δὲ ἡλίῳ τε καὶ σελήνῃ καὶ πυρὶ καὶ γῇ καὶ ὕδατι καὶ ἀνέμοισι. Τούτοισι μὲν δὴ μούνοισι θύουσι ἀρχῆθεν. Unter den ἀνέμοισι ist hier die Luft zu verstehen. S. Hyde a. a. O. S. 94. Not. 2. Nur irrt Hyde, wenn er zu den Worten τούτοισι bemerkt: hoc est falsum: nam Deum praecipue colunt, indem er sich einen falschen Begriff von dem Naturdienste der Perser gebildet hatte. 11) Ἐπιμεμαθήκασι δὲ καὶ τῇ Οὐρανίῃ θύειν, παρά τε Ἀσσυρίων μαθόντες καὶ Ἀραβίων. Καλέουσι δὲ Ἀσσύριοι τὴν Ἀφροδίτην Μύλιττα· Ἀράβιοι δὲ Ἀλίττα· Πέρσαι δὲ Μίτραν. Mylitta hält man für einerlei mit Mauledta, d. i. Mutter, matrix, genitrix omnium rerum. Alitta leitet Hyde von dem arab. Alihat oder Ilahat, d. i. Göttinn, (a. a. O. pag. 94. n. 3.); richtiger Kleuker (Anh. z. Zendav. 3r Bd. S. 15.) von *valid* والد *parens* oder الوليد ab. Die Lesearten μίτραν oder μίθρην bezeichnen gleich viel, und rühren von der bekannten Willkür der Griechen in der Schreibung orientalischer Namen her. Μίθρα von mihr (مهر) eigentlich Liebe, Erbarmen, dann die Sonne. Vergl. *Hyde* l. l. p. 105, und *Freinshem.* im Ind. ad Curt. sub Mithren. Überhaupt aber s. den Art. *Mithras.* 12) Nach Strabo, der Vieles wörtlich aus Herodot hat, in d. Geograph. lib. XV. p. 503. edit. *Casaubon.* Πέρσαι τοίνυν ἀγάλματα μὲν καὶ βωμοὺς οὐχ ἱδρύονται· θύουσι δὲ ἐν ὑψηλῷ τόπῳ, τὸν οὐρανὸν ἡγούμενοι Δία· τιμῶσι δὲ καὶ Ἥλιον, ὃν καλοῦσι Μίθραν καὶ Σελήνην καὶ Ἀφροδίτην καὶ γῆν καὶ πῦρ καὶ ὕδωρ καὶ ἀνέμους· θύουσι δὲ ἐν καθαρῷ τόπῳ. Strabo will dasselbe sagen, was Herodot berichtet, ist aber noch mehr kompilatorisch. — Ferner erzählt *Curtius* histor. lib. IV, 13 vom Darius: *Solem Mithren* sacrumque et *aeternum invocans ignem*, ut illis dignam vetere gloria majorumque monumentis fortitudinem inspirarent. Eben so *Suidas*: Μίθραν εἶναι νομίζουσι τὸν Ἥλιον, καὶ τούτῳ θύουσι πολλὰς θυσίας. 13) Lib. III, 16: Πέρσαι θεὸν νομίζουσι εἶναι τὸ πῦρ. Xenophon nennt zuerst die Ἑστία und dann den Zeus, die Kyros angebetet habe. (Cyropaed. I, 6, 1.) Ἑστία, das lateinische *Vesta*, ist das Urfeuer, Urlicht, verwandt mit [illegible] — آتش Feuer. S. *Hyde* p. 140. Strabo sagt dasselbe a. a. O.: διαφερόντως τῷ πυρὶ καὶ τῷ ὕδατι θύουσι· τῷ μὲν πυρὶ u. s. w. Auch *Procop.* hist. arc. I, 24: τοῦτ' ἐστὶ τὸ Πῦρ, ὅπερ Ἑστίαν ἐκάλουν τε καὶ ἐσέβοντο ἐν τοῖς ἄνω χρόνοις οἱ Ῥωμαῖοι. Vergl. *Hyde* cap. 8. S. auch Creuzer in der Symbolik Th. 2. S. 622 fg. I. Th. S. 773 fg. 14) De Nymph. antr. p. 265: τῷ μὲν Μίθρᾳ οἰκείαν καθέδραν, τὴν κατὰ τὰς ἰσημερίας, ὑπέταξαν· διὸ κριοῦ μὲν φέρει Ἀρηΐου ζωδίου τὴν μάχαιραν· ἐποχεῖται δὲ ταύρῳ Ἀφροδίτης — ὡς καὶ ὁ ταῦρος δημιουργὸς ὢν Μίθρας, καὶ γενέσεως δεσπότης· κατὰ τὸν ἰσημερινὸν δὲ τέτακται κύκλον. Früher wird Mithras ὁ πάντων ποιητὴς καὶ πατὴρ genannt. Man vergl. auch Strabo a. a. O.: ὅτῳ δ' ἂν θύωσι θεῷ, πρώτῳ (richtiger πρῶτον) τῷ πυρὶ εὔχονται. Dadurch erhält auch Licht, was Herodot vom Übergang des Xerxes über den Hellespant erzählt (lib. VII, 43.), daß die Perser den Aufgang der Sonne erwartet, und nachdem sie aufgegangen, Xerxes zur Sonne ein Gebet gesprochen habe. 15) Lib. IV, 59. 16) Darauf weist schon Plutarch hin de Isid. et Osir. Opp. t. II. p. 369. *Porphyrius* de vita Pythagor. pag. 41. *Aristotel.* Metaphys. l. XIV, 4. 17) S. Kleuker's Anhang z. Zendavesta I. Bds I. Th. S. 310 fg., wo Hyde's Meinung von der Orthodoxie der Perser in der Verehrung des Schöpfers Himmels und der Erden mit triftigen Gründen verworfen wird.

(eigentliche Tempel im Sinne der Griechen hatten sie nicht), standen unter freiem Himmel, und wurden von den Magiern bedient, die das so genannte heilige oder ewige Feuer in denselben erhalten, und daselbst zu bestimmten Zeiten bestimmte Gebetformeln sprechen mußten. Außerdem gedenken die Griechen eines dem Zeus (d. i. der allbelebenden Naturkraft) geweiheten Wagens[18]), der von Pferden gezogen wurde; vielleicht waren diese Thiere deßhalb besonders geehrt, weil sie mit ihrer Schnelligkeit ein Bild der unaufhaltsam fort eilenden Sonne sind[19]). Auch im A. T. wird wiederholt derer gedacht, die nach Morgen gerichtet die Sonne anbeten; die auf den Höhen Opfer dem Baal, der Sonne und dem Monde und den Gestirnen bringen. Es werden auch die Pferde der Sonne, so wie der Sonnenwagen erwähnt; was auf jenen Kultus der Perser hindeutet[20]).

Daß die Reformation des Zoroaster den Nationalkultus der Perser nicht verdrängt habe, vielmehr demselben durch den Dualismus, eine geistigere Deutung (durch die Principien: Licht und Finsterniß — Gutes und Böses — Wahrheit und Irrthum) zu geben suchte, läßt sich auch aus dem Umstande folgern, daß noch in späterer Zeit Griechen und Römer den Mithrasdienst annahmen, und ihn sogar unter die alten Gallier, Celten u. s. w. verbreitet haben sollen, unter dem Mithras aber die Sonne verehrten. Es mußte der Mithrasdienst leicht Eingang finden, da sich die griechische Phantasie schon einen Helios, Apollo, als Sonnengott geschaffen hatte, und der Vestadienst dem orientalischen Feuerdienste ursprünglich verwandt seyn mochte[21]). Es erhielt aber dieser Kultus eine eigenthümliche Gestalt, wie dieß schon wegen ihrer polytheistischen Idololatrie nicht anders möglich war[22]). Was bei den Persern eigentlicher Naturdienst war, das artete bei ihnen in Bilderdienst aus, in wirkliche Verehrung des Symbols, und gab zu den grausamsten Gebräuchen Veranlassung. Die Einweihung in die Geheimnisse des Mithras geschah unter einer Menge Quälereien: man warf sich ins Feuer, ließ sich durch die Straßen schleppen, fastete streng, und legte sich mehrere andere schreckliche Peinigungen auf, um für einen treuen Verehrer und Eingeweiheten gehalten zu werden[23]). In Alexandrien stand noch ein griechischer Tempel, in welchem vor Alters die Einweihungen in den Mithrasdienst vorgenommen, und selbst Menschen geopfert worden waren, um aus ihren Eingeweiden wahrzusagen. Die Römer weiheten dem Sonnengott Mithras Altäre mit Inschriften, von denen sich mehrere erhalten haben[24]), z. B. Deo Soli Invicto Mithrae. — Soli Invicto Mithrae. — Numini Invicto Soli Mithrae Ara. — Sanctissimo Soli[25]). Unter den Kaisern fand die Sonnenverehrung vorzüglich Eingang. Es wurden der Sonne bestimmte Priester geweihet. Der nachherige Kaiser Heliogabal, dessen Name selbst auf jenen Kultus Bezug hat[26]), war früher Priester der Sonne gewesen, und wollte die Sonne von den Römern allgemein verehrt wissen. Auf seinen Münzen ließ er einen Altar mit brennendem Opferfeuer, und einen Priester mit bedecktem Haupte abbilden, der eine Opferschale ausgießt. Sein Bildniß führte die Umschrift: Sacerdos Dei Solis Elagabalus. Aurelian brachte, nach Besiegung der Zenobia, das Bild der Sonne von Palmyra mit nach Rom; er ließ der Sonne einen prächtigen Tempel erbauen, und in demselben die Bilder der Sonne und des Bel aufstellen. Auch Konstantin der Große hatte, ehe er Christ wurde, die Sonne vor allen andern Göttern verehrt. Noch Julian, der so gern den alten Natur- und Bilderdienst, doch auf verständigere Weise, in dem römischen Reiche wieder hergestellt hätte, wählte sich, nach dem höchsten Gotte, zur besondern Verehrung die Sonne oder den Pater Mithras[27]), dessen Führung er seine Schicksale überlassen wollte.

Im röm. Reiche machte das Christenthum, im Oriente aber der Islam nach und nach dem Natur-, und mit ihm dem Sonnen- und Feuerdienste ein Ende, so daß nur unter den Ghebern in Persien und Indien sich Überreste desselben erhielten, wie auch noch in den Bildern der Sonne, des Mondes und der Sterne, bei den Muhammedanern, z. B. auf den Moscheen u. s. w., Spuren jenes Naturdienstes, aber hier nur im symbolischen Sinne angetroffen werden.

Außer den Völkern, bei denen der Sonnen- und Feuerdienst allgemein war, kommen in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung einzelne Sekten vor, welche der Sonnenverehrung mit oder ohne Grund beschuldigt worden sind, als die Essäer in Palästina und Syrien im ersten Jahrh. Was Josephus, der ihre Grundsätze am genauesten schildert, über ihre Frömmigkeit in der Verehrung des göttlichen Wesens sagt[28]),

18) *Herod.* VII, 40.: *ἅρμα Διὸς ἱερόν.* Xenophon unterscheidet davon noch einen zweiten Wagen der Sonne, weiß und bekränzt wie jener, und einen dritten, hinter welchem Männer gingen, die Feuer auf einem Herde trugen (Cyropaed. VIII, 3, 6.). *Dio Chrysostomus* erklärt die Bedeutung dieses Sonnenwagens, als das Symbol des höchsten Gottes, des vollkommenen und ersten Führers des allervollkommensten Wagens (des Weltalls). In Orat. Boryst. p. 448 ed. *Mor.* 19) S. Kleuker's Anh. z. Zendav. III, 1. S. 86. Selbst in den Zendbüchern wird das Pferd, als ein von Ormuzd geschaffenes, reines und edles Geschöpf beschrieben. Eben so der Stier. 20) Ezech. 8, 16. II. Reg. 23, 5. 11. Vgl. *Selden* de Diis Syris Synt. I. c. 1. *Jarchi* ad II. Reg. 23, 11. 21) S. *Hyde* p. 141. Man vergl. überhaupt auch Creuzer's Symbolik. 1r Th. S. 729 fg. 22) Sehr richtig bemerkt *Hyde* p. 109 im Allgemeinen: Graeci et Romani usum Mithriacorum ad se derivatum plane mutarunt et perverterunt, wenn er aber hinzu setzt: et res falsas de Persis retulerunt, so geht er zu weit, da sich dafür gar kein Grund bei ihnen voraussetzen läßt.

23) *Suidas: Μίθραν νομίζουσιν εἶναι τὸν Ἥλιον καὶ τούτῳ θύουσι πολλὰς θυσίας. Οὐκ ἂν οὖν εἰς αὐτὸν δυνήσαιτό τις τελεσθῆναι, εἰ μὴ διά τινων βαθμῶν παρελθὼν κολάσεων δείξῃ ἑαυτὸν ὅσιον καὶ ἀπαθῆ.* 24) *Socrat.* hist. eccl. 3, 2. *Photius* in vit. Athanas.: *ἐν Ἀλεξανδρείᾳ ναὸν ἑλληνικόν, ἐν ᾧ τὸ παλαιὸν οἱ Ἕλληνες τελετὰς ἐτέλουν τῷ Μίθρᾳ, θύοντές τε ἄνδρας καὶ παῖδας καὶ γυναῖκας, τοῖς σπλάγχνοις μαντευόμενοι.* 25) In *Sponii* Inscription. etc. 26) s. den Art. Heliogabalus. 27) *Julian.* opp. ed. *Spanhem.* p. 336. 28) De bell. Jud. lib. II. c. 8. §. 5. Vgl. Antiq. XVIII, 1. *Πρός γε μὴν τὸ θεῖον ἰδίως*

verstanden schon ältere Gelehrte [29]) so, als hätten die Essäer Gebete an die Sonne gerichtet, und sie für ein göttliches Wesen gehalten [30]). Da indeß Josephus und Philo [31]) den Essäern und den in diesem Punkte mit ihnen verwandten Therapeuten Verehrung des höchsten Gottes überall beilegen, so kann man nicht glauben, daß die Essäer neben Gott noch die Sonne verehrt hätten. Josephus wollte a. a. O. nur zeigen, daß sie schon vom frühen Morgen an mit heiligen Gedanken erfüllt wären; Anbetung der Sonne würde aber kein Beweis ihrer wahren Frömmigkeit gegen das göttliche Wesen, sondern des Gegentheils gewesen seyn. War es nun eine im Oriente nicht ungewöhnliche Sitte, so zu beten, daß das Gesicht der Sonne zugewendet wurde [32]), so darf man sich nicht wundern, diesen Gebrauch auch hier wieder zu finden und hat die Worte des Josephus unstreitig so zu verstehen, wornach denn die Essäer in die Reihe der Sonnenverehrer nicht gerechnet werden dürfen.

Gleiche Gerechtigkeit müssen wir auch den Manichäern wiederfahren lassen. Manes wollte das Christenthum mit der Lehre des Zoroaster vereinbaren und dadurch philosophisch begründen [33]), im Grunde war er der consequenteste Gnostiker: nur tritt in seiner Gnosis das orientalische Princip sichtbarer hervor [34]). Da nun die Gnosis göttliche Verehrung des Geschaffenen und Sichtbaren verwirft, so ist es schon deßhalb unwahrscheinlich, daß die Manichäer die Sonne und den Mond wirklich verehrt haben sollten. Nur Mißdeutung der Worte des Augustin [35]): Orationes faciunt ad solem per diem, quaquaversum circumit; ad lunam per noctem, si apparet: si autem non apparet, ad Aquilonarem partem, qua sol, cum occiderit, ad Orientem revertitur: stant orantes. Doch selbst das, was Augustin früher über sie gesagt hatte, empfiehlt einen andern Sinn. Die Manichäer nannten Sonne und Mond zwei Schiffe, in denen die mit den Bösen vermischten Wesen gereiniget und dann zu ihrem wahren Sitze zurück geführt würden; sie wiesen auch Christus seinen Sitz in der Sonne an und ließen ihn aus derselben auf die Erde herab kommen. Quas itidem naves, fährt er fort, de substantia Dei pura perhibent fabricatas, lucemque istam corpoream animalium mortalium oculis adjacentem, non solum in his navibus (ubi eam purissimam credunt), verum etiam in aliis quibusque lucidis rebus Dei dicunt esse naturam. Sonne und Mond sind also die reinsten Erscheinungen der Lichtnatur des unsichtbaren, guten Princips; sie sind aber geschaffen, und zwar luna ex bona aqua, sol vero ex igne bono. Wie konnten nun die Manichäer Sonne und Mond göttlich anbeten, da sie ein gutes Grundprincip annahmen und in jenen Weltkörpern Geschöpfe desselben erkannten? Richteten sie sich also beim Gebete der Sonne und dem Monde zu, so geschah dieß nur, weil sie in diesen Licht-Elementen die reinste sichtbare Erscheinung des unsichtbaren Urlichtes, den vermittelnden Weg zu Letzterem erkannten, nicht aber, als ob sie Sonne und Mond für göttliche Wesen angesehen und als solche verehrt hätten. Dieß geht noch deutlicher aus einer andern Stelle des Augustin [36]) hervor; hier vergleicht Faustus unter anderem die Verehrung der Manichäer gegen Sonne und Mond (absit, sagt er, ut divinorum luminum erubescam culturam), mit der Verehrung, welche die Christen dem Brote und dem Kelche im Abendmahle bezeigen [37]); er konnte daher nur an eine Verehrung des Unsichtbaren in dem Sichtbaren denken. Augustin hatte früher, als Manichäer, den Gebeten seiner Glaubensgenossen beigewohnt, und gesteht selbst [38]), daß er nihil turpe, nihil novi in dem Gebete derselben wahrgenommen habe; nur das sei gegen seinen nunmehrigen Glauben gewesen, daß sie ihre Gebete nach der Sonne zu gehalten hätten (contra solem facitis orationem). — Die Beschuldigung der Sonnenverehrung traf im 5ten Jahrh. auch die Priscillianisten; so weit wir ihre Lehrsätze kennen, waren sie eine Verzweigung des Manichäismus [39]), und so erklärt sich dieser ihnen gemachte Vorwurf [40]). In ihren Lehrsätzen selbst, bei Augustin u. A., findet sich keine Spur von Sonnenverehrung [41]).

Mit mehr Grund kann man dagegen vermuthen, die von Strabo [42]) erwähnten, in Kappadocien befindlichen *Πυραιθοι* für Sonnenanbeter zu halten. Denn sie hatten Feuertempel (*Πυραιθεῖα*), in denen Magier das ewige Feuer bewahrten, und verehrten die persischen Gottheiten, also gewiß auch die Sonne. — Eben so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Magusäer in Klein-

---

εὐσεβεῖς· πρὶν γὰρ ἀνασχεῖν τὸν ἥλιον, οὐδὲν φθέγγονται τῶν βεβήλων, πατρίους δέ τινας εἰς αὐτὸν εὐχὰς ὥσπερ ἱκετεύοντες ἀνατεῖλαι. 29) Vgl. dagegen *Basnage* hist. Jud. lib. II. cap. 12. §. 17. *Beausobre* hist. Manich. lib. IX. cap. 1. p. 601. *Salmas.* exercit. Plin. p. 611 sq. 30) Von Böhmer in s. „Bemerkungen zu den u. s. w. von Ullmann aufgestellten Ansichten über die Hypsistarier," S. 61 fg. ist diese Meinung wiederholt. 31) de Vita contempl. p. 482. 32) Auch von den Therapeuten erzählt dieß Philo a. a. O. Bei den heutigen armenischen Christen in Persien, und früher bei den Persern u. s. w. fand dasselbe Statt. 33) s. den Art. Manichäer. Vgl. v. Reichlin Meldegg die Theologie des Magiers Manes und ihr Ursprung (Frankfurt a. M. 1825). 34) V. Neander's Kirch. Gesch. I. Th. 2te Abth. S. 541 fg. 35) de Haeres. cap. 46. exit. *Dann.* p. 128.

36) Contra Faustum libr. XX. c. 1. 37) Quapropter et nobis, sagt Faustus, circa universa et vobis similiter erga panem et calicem par religio est. Auch Mosheim de reb. Christian. ante Constant. M. p. 785 folgert daraus zu viel, wenn er meint, daß wenigstens die Electi unter den Manichäern Sonne und Mond zwar nicht als Götter, doch als naturas praestantes et beneficas, quarum potestate beatiores fieri possent, angerufen hätten. 38) In der Disputat. I. cum Fortunato. 39) S. Schröckhs Kirchengesch. XI. Bd. S. 320. 40) *Leo* in s. Serm. VII. de nativit. Christi sagt: „Solem exsurgentem a quibusdam insipientibus de locis eminentioribus adorari, und erzählt, daß es auch Christen zu Rom gebe, welche sich, bevor sie die Peterskirche beträten, gegen die aufgehende Sonne umwendeten, und verneigten „in honorem splendentis orbis — curvatis cervicibus." 41) *Augustin.* de haeres. cap. 70. 42) lib. XV. p. 503. Überhaupt hatte sich unter den alten Phrygiern und Vorderasiaten der Natur- und mit ihm der Sonnendienst erkennbarer, als unter den übrigen Völkern, erhalten. S. Creuzer's Symbolik. Th. 2. S. 53 fg.

asien (ursprünglich einerlei mit Magiern), deren Ursprung Basilius der Große[43]) von den Babyloniern ableitet, zu den Heliolaträ gehörten; denn der Feuerdienst ist gewöhnlich mit Sonnenverehrung verbunden; in der Sonne erkennt der Feueranbeter die Erscheinung, das Symbol des Urfeuers, des Urlichtes. — Auch die Hypsistarier[44]), welche im 4ten Jahrh. n. Chr. in Kleinasien vorkommen, ehrten Feuer und Licht, beteten dabei aber den einen höchsten Gott an. Vielleicht sahen sie in dem Feuer und Lichte, also auch in der Sonne, Symbole des Einen höchsten Gottes. — Endlich erwähnt die elende Kompilation des Philastrius über die Ketzer eine Partei Heliognosti oder Deivictiaci (ein verdorbener Name). Sie beteten ihm zu Folge die Sonne an, und behaupteten, daß sie Alles wisse, was Gottes sei; daß die Menschen nur durch sie erleuchtet würden, und von ihr alle Nahrung empfingen. — Diese Heliognosti waren mit dem Magismus bekannt, und Philastrius, der von ihnen gehört haben mochte, besaß zu wenig geschichtliche Kenntniß, um ihnen ihren rechten Platz anweisen zu können, vielleicht ersann er selbst jenen sonderbaren Namen, wie dieß bei mehreren anderen, von ihm angeführten Parteien der Fall war. (*Lobegott Lange.*)

Heliolatrie, s. den vorherg. Artikel.

HELIOLITH, s. am Ende dieses Bandes.

HELIOMANES, *Ferussac* (Mollusca). Vierte Gruppe in der Untergattung Helicelle, s. den Artikel Helix. (*D. Thon.*)

HELIOMETER. Ein von dem bekannten franz. Astronomen Bouguer gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts — denn im J. 1748 wurde es zuerst öffentlich bekannt — erfundenes, für Fernröhre anwendbares Objektivmikrometer, das er, weil es ihm hauptsächlich und zunächst zur genauern Messung des Sonnendurchmessers diente, mit dem Namen Heliometer benannte. In England wandte man einige Jahre später diese Erfindung, auf eine von jenem etwas verschiedene Weise, auf die Teleskope an. Short und Dollond, welche die ersten Mikrometer dieser Art lieferten, behaupteten, daß diese Erfindung schon im J. 1743 von Savary gemacht sei. Dieß Instrument ist nachmals von Zeit zu Zeit verbessert, in den neuesten Zeiten aber von dem verst. v. Fraunhofer in einem hohen Grade von Vollkommenheit geliefert worden, so daß von der alten Konstruktion fast nichts, als die ursprüngliche Idee der getheilten Objektive übrig geblieben ist. Das große Fraunhofersche Heliometer hat eine messingene Röhre, die auf 3 Füßen ruht, ist parallaktisch montirt, und mit 2 Libellen, einem Stunden- und Declinationskreise von 4, 6 Zollen im Durchmesser versehen, beide mit silbernem Limbus und durch die Verniers von 20 zu 20 Sekunden getheilt. Das Fernrohr hat ein achromatisches Objektiv von 42 Zoll Brennweite, und 34 Linien Öffnung, vier astronomische Okulare von 41, 52, 81 und 131maliger Vergrößerung und zwei Sonnengläser. Es wird ein solches Instrument in der Fraunhofer-Utzschneiderschen Officin für 1430 Gulden (in 24 fl. Fuß) gefertigt, und dient nicht bloß zur genauesten Messung des Durchmessers der Sonne, des Mondes, der Planeten, sondern auch zur Messung kleiner Sternabstände, zur Bestimmung der Größe und Lage der Sonnen- und Mondflecken, zur Erfindung der Ascensions- und Declinationsunterschiede himmlischer Körper und dergl. mehr; es repetirt die damit gemachten Messungen, und gibt vermittels der Mikrometerschraube eine halbe Sekunde ohne Repetition an. Es ist ein Meisterstück mechanischer Kunst, und die Sicherheit und Leichtigkeit aller Bewegungen, vereint mit der Vollkommenheit des Objektivs, der Schärfe der Theilung, und des damit verbundenen Princips der Vervielfältigung gewährt den Resultaten eine bisher unerreichte Schärfe. (*Fritsch.*)

HELIOPHILA *L.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Cruciferae, und der zweiten Ordnung der 15ten Linnéschen Klasse. Ihr Charakter besteht in einem an der Basis fast gleichförmigen Kelch, Staubfäden, welche häufig mit Anhängseln versehen sind, einer zusammen gedrückten, linienförmigen oder halsbandförmigen Schote, und in einer Reihe liegenden, fast geflügelten Samenkörnern.

I. Heliophilae mit halsbandförmigen Schoten; krautartige, unbehaarte Gewächse: 1) H. pusilla *L.* Suppl., mit linienförmig-pfriemenförmigen, glattrandigen Blättern. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. Abgeb. in *Plukn.* Mant. t. 432. f. 2. 2) H. tenuisiliqua *Cand.* Syst., mit linienförmigen, glattrandigen Blättern, und sehr dünnen Schoten. Eben das. Abg. in *Deless.* Icon. select. II. t. 96. 3) H. longifolia *Cand.* Syst., mit linienförmigen, drei- oder ungetheilten Blättern, und sehr dünnen Schoten. Eben das. 4) H. amplexicaulis *L.* Suppl., mit gegenüber stehenden untersten, und abwechselnden, stielumfassenden, herzförmig-lanzetförmigen, glattrandigen, schimmelgrünlichen oberen Blättern, und etwas abwärts gebogenen Afterblättern. Eben das. Abgeb. in *Jaqu.* Fragm. t. 64. f. 2. (Trentepohlia integrifolia *Roth.* Catal.) 5) H. sonchifolia *Cand.* Syst., mit halb gefiederten Wurzelblättern, deren Fetzen, wie die oberen Blätter, linienförmig und fast glattrandig sind. Eben das. 6) H. dissecta *Thunb.* Prodr., mit abwechselnden, linien-

43) Epist. 258 ad Epiphan.: τὸ πῦρ ἡγοῦνται θεὸν καὶ εἴ τι τοιοῦτον. Diese letzten Worte lassen unsere Vermuthung zu. *Epiphanius* (adv. haer. lib. III. c. 13.) sagt von den persischen Magusäern: παρὰ Πέρσαις Μαγουσαῖοι καλούμενοι, οἱ εἴδωλα μὲν βδελύττοντες, εἰδώλοις τε προσκυνοῦντες, πυρὶ καὶ σελήνῃ καὶ ἡλίῳ. 44) *Gregor. Nazianz.* Orat. XVIII.: τιμῶσι τὸ πῦρ καὶ τὰ λύχνα. Vgl. *Ullmann* Commentat. de Hypsistariis (Heidelberg 1823), der mit Recht behauptet, daß diese Partei ein aus jüdischen und persischen Lehren zusammen gesetztes System gehabt habe. Als vermittelnden Punkt dieses Synkretismus betrachte ich die Essäer; s. Jen. Allg. Lit. Zeit. 1827. Nr 126. 127. Schon Creuzer sagt: „Bestimmter weisen die Essäer der Juden nach Oberasien, vielleicht nach Persien hin." S. dessen Symbolik Th. IV. S. 407. Auch das griechische Element in ihrer Lehre verkennt er nicht. S. 411 fg.

förmig-pfriemenförmigen, dreigetheilt-halb gefiederten Blättern, und sehe schlanken, an der Spitze mit dem dicken, knotigen Griffel gekrönten Schoten. Eben das. 7) H. rivalis *Burch.* Catal. plant. afr., mit halb gefiederten, linienförmigen, zugespitzten Blättern, umgekehrt-eiförmigen Blumenblättchen, und fast aufrechten, mit dem kurzen Griffel gekrönten Schoten. Im südlichen Afrika. 8) H. variabilis *Burch.*, mit halb gefiederten, linienförmigen, verlängerten, zugespitzten Blättern, ablang-linienförmigen Blumenblättchen, und ziemlich aufrechten Schoten. Im südlichen Afrika. 9) H. seselifolia *Burch.*, mit halb gefiederten, linienförmig-pfriemenförmigen Blättern, mit Anhängseln versehenen seitlichen Staubfäden, und ziemlich aufrechten Schoten. Eben das. 10) H. pendula *W.*, mit gefiederten, linienförmig-fadenförmigen, gefurchten Blättern, ungezähnten Staubfäden, und überhängenden Schoten. Eben das. (H. pinnata *Vent.* Malm. t. 113., Trentepohlia *Roth.* Catal.). 11) H. lepidioides *Link.* En., mit gefiederten, fast fleischigen, linienförmigen, kanalförmigen Blättern, und eiförmig-ablangen, wenigsamigen Schoten. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. 12) H. trifida *Thunb.* Prodr., mit dreigetheilt-gefiederten, fast fadenförmigen Blättern, und vom Stiel abstehenden Schoten. Eben das. (H. pinnata *L.* suppl.)

II. Heliophilae mit linienförmigen Schoten; A. strauchartige Gewächse: 13) H. cleomoides *Cand.* Syst., mit linienförmig-lanzetförmigen, glattrandigen, unbehaarten Blättern, fast gleichen Staubfäden, und gestielten, zusammen gedrückten Schoten. Im südlichen Afrika. (Cleome capensis *L.* Sp. pl., Cheiranthus strictus *L.* Suppl.). 14) H. incana *Ait.* Hort. Kew., mit umgekehrt eiförmig-ablangen, fast fleischigen, wie die Zweige weißgrau-zottigen Blättern, mit Anhängseln versehenen seitlichen Staubfäden, und linienförmigen, filzigen, mit dem dicken, konischen Griffel gekrönten Schoten. Eben das. (H. frutescens *Lam.* Enc.). 15) H. virgata *Burch.*, mit eiförmig-ablangen, fast fleischigen, glattrandigen, gezähnelten, wie die Zweige unbehaarten Blättern, und linienförmigen, etwas abwärts gebogenen, mit dem langen, fadenförmigen Griffel gekrönten Schoten. Im südlichen Afrika. 16) H. glauca *Burch.*, mit ablangen, fast lederartigen, glattrandigen, unbehaarten, wie die ruthenförmigen Zweige schimmelgrünen Blättern, ungezähnten Staubfäden, und linienförmigen, aufrechten, wenigsamigen, mit dem Griffel gekrönten Schoten. Eben das. 17) H. stylosa *Burch.*, mit linienförmigen, zugespitzten, glattrandigen Blättern, ungezähnten Staubfäden, und linienförmigen, überhängenden, mit dem fadenförmigen Griffel gekrönten Schoten. Eben das. 18) H. linearifolia *Burch.*, mit linienförmigen, zugespitzten, glattrandigen Blättern, mit Anhängseln versehenen seitlichen Staubfäden, und linienförmigen, aufrechten, mit dem Griffel gekrönten Schoten. Eben das. 19) H. succulenta *Banks* herb., mit halb drehrunden, fleischigen, etwas zugespitzten, unbehaarten Blättern, und linienförmigen, vom Stiel abstehenden, mit dem Griffel gekrönten Schoten. Eben das. (H. platysiliqua *R. Br.* Kew. ed. 2, Cheiranthus carnosus *Thunb.* Prodr). 20) H. suavissima *Burch.*, mit linienförmig-pfriemenfömigen Blättern, ungezähnten Staubfäden, linienförmigen, vom Stiel abstehenden, mit dem Geiffel gekrönten Schoten. Eben das. 21) H. subulata *Burch.*, fein behaart, mit linienförmig-pfriemenförmigen, stark zugespitzten Blättern, und linienförmigen, vom Stiel abstehenden, mit dem borstenartigen Griffel gekrönten Schoten. Eben das. 22) H. scoparia *Burch.*, mit linienförmig-pfriemenförmigen, steifen, fast büschelförmig beisammen stehenden Blättern, ruthenförmigen Zweigen, wenigblumigen Blühtentrauben, ungezähnten Staubfäden, und linienförmigen, aufrechten, mit dem kurzen Griffel gekrönten Schoten. Eben das. (Cheiranthus strictus *Poir.*). 23) H. fascicularis *Cand.* Syst. (*Banks* herb.), mit fadenförmigen, abwechselnden Blättern, und linienförmigen, aufrechten, mit dem dünnen Griffel gekrönten Schoten. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. 24) H. abrotanifolia *Cand.* Syst. (*Banks* herb.), mit dreigespalten-halb gefiederten, pfriemenförmigen Blätteen, und linienförmigen, vom Stiel abstehenden, mit dem kuezen Griffel gekrönten Schoten. Eben das. — B Krautartige Gewächse: 25) H. pilosa *Lam.* Enc., mit linienförmigen, oder dreigespaltenen, wie die Kelche etwas krummhaarigen Blättern, gezähnten seitlichen Staubfäden, und linienförmigen, gestielten, mit dem verdeckten Griffel gekrönten Schoten. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. (Abarten davon sind H. integrifolia *L.* Sp. pl., abgeb. in *Jacqu.* Icon. III. t. 506., und H. arabioides *Sims.* Bot. mag. t. 496.). 26) H. digitata *L.* Suppl., mit ovalen, ungetheilten, beinahe fünfgespaltenen, etwas krummhaarigen Blättern, und linienförmigen Schoten. Eben das. 27) H. incisa *Cand.* Syst. (*Banks* herb.), mit ablangen, an der Basis verschmälerten, an der Spitze lappig-eingeschnittenen, unbehaarten Blättern, und sehr schmalen, überhängenden Schoten. Eben das. 28) H. coronopifolia *L.* Sp., mit halb gefiederten, linienförmigen, unbehaarten Blättern, und linienförmigen, sehr schmalen, aufrechten Schoten. Eben das. 29) H. trifurca *Burch.*, mit linienfömigen, sehr schmalen, dreigetheilten, unbehaarten Blättern, und linienförmigen, abwärts gebogenen Schoten. Im südlichen Afrika. (H. tripartita *Thunb* Prodr.). 30) H. pectinata *Burch.*, mit kammförmig-halb gefiederten, unbehaarten Blätteen, linienförmigen Blattfetzen, und überhängenden, mit einer kurzen Spitze versehenen Schoten. Eben das. (Lunaria elongata *Thunb.* Prodr.?). 31) H. foeniculacea *R. Br.* Hort. Kew. ed. 2., etwas krummhaarig, mit gefiederten und zweimal gefiederten, fadenförmigen Blättern, und weit vom Stiel abstehenden, mit einer kurzen Spitze versehenen Schoten. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. 32) H. chamaemelifolia *Burch.*, etwas krummhaarig, mit gefiederten, linienförmigen, zugespitzten, glattrandigen Blättern, und aufrechten, mit einer kleinen krautartigen Spitze versehenen Schoten. Im südlichen Afrika. 33) H. crithmifolia *Willd.* En., zottig, mit gefiederten, fast fleischigen, linienförmig-faden-

förmigen Blättern, Blumenblättern, welche dem Kelch ziemlich an Länge gleichen und nickender, mit einer kleinen Spitze versehener Schote. Eben das. (H. parviflora *Bernhardi.*) Abgeb. in *Deless.* Icon. II. t. 97.

III. Heliophilae mit lanzetförmigen Schoten: 34) H. macrosperma *Bernh.*, glattes Staudengewächs mit linienförmigen, zugespitzten, glattrandigen Blättern, und wenig haarigen, mit dem kurzen Griffel gekrönten Schroten. Im südl. Afrika. S. *Spreng.* Syst. II, 916. (*Sprengel.*)

HELIOPHILA, *Klug.* (Insecta). Diese Bienengattung hat von Latreille den passenden Namen Saropoda erhalten, indem schon eine Pflanzengattung früher Heliophila benannt wurde. S. Saropoda. (*D. Thon.*)

HELIOPHILAE, *Hubner* (Insecta). Eine Abtheilung (Stamm) der eulenartigen Nachtschmetterlinge, welcher die Gattungen (Vereine) Ipimorpha, Alethmia, Mythimna, Aletia, Hyphilare. Meristis, Calamia, Symira, Oria, Leucania und Nonagria umfaßt, die nur in den wenigen Kennzeichen übereinkommen, daß der Rücken ziemlich glatt und einfärbig, die Vorderflügel aber nur mit wenigen besondern Zeichnungen versehen sind. S. auch den Art. Leucania. (*D. Thon.*)

HELIOPHILUS, *Dejean* (Insecta). Eine aus Pedinus gesonderte Käfergattung *), welche jedoch in der neuern Encyclopédie méthod. **) wieder mit derselben vereinigt worden ist, und wohl nicht mit Unrecht. S. den Art. Pedinus. Übrigens durfte auch der gegebene Name nicht angewendet werden, da schon eine Pflanzengattung Heliophila heißt. (*D. Thon*)

Heliophthalmum Rafinesqu. — s. Rudbeckia *L.* (cicutaefolia *Spr.* Syst.)

HELIOPOLIS (*Ἡλιόπολις*, auch *Ἡλιούπολις*), d. i. Sonnenstadt, Name zweier im Alterthume sehr berühmter Städte, einer syrischen und einer ägyptischen.

1) H. in Syrien oder Baalbek, Balbek (بعلبكّ). Der Name Baalbek wird ebenfalls Sonnenstadt gedeutet; Baal Herr wäre dann Bezeichnung der Sonne, deren Verehrung aus Ägypten dorthin verpflanzt seyn soll [1]), Bek aber combinirt man mit dem ägyptischen BAKI Stadt [2]). Andere deuten den Namen Baals Volksgedränge, beziehen sich darauf, daß بكّ im Arabischen so viel als zusammen drücken, zusammen drängen heißt und glauben, daß damit auf die ungeheuren Pilgerscharen hingewiesen werde, welche nach dem Orte wallfahrteten [3]). Die Unwahrscheinlichkeit dieser Deutung leuchtet ein und ist auch längst anerkannt [4]). Dieses Baalbek hat man in den biblischen Städten Baal-Gad (Jos. 11, 17. 12, 7. 13, 5.), Baal-Hamon (Hohesl. 8, 11.) und Baalath (1. Kön. 9, 18.), welche dann freilich nur verschiedene Namen eines und desselben Ortes seyn würden, wieder finden wollen [5]); vergl. was unter dem Art. Belus (8. Th. 1. Sect. S. 402) über diese Combination geurtheilt worden. Der Sage nach, welche noch jetzt unter den Einwohnern Baalbeks herrscht, soll die Stadt auf Salomo's Befehl erbaut seyn [6]), wie denn überhaupt große Bauten im Orient gern auf diesen weisen König und die ihm dienenden Geister zurück geführt werden. Sie liegt am Fuße des Antilibanus am Ausgange eines kleinen Thales in die Ebene el Beka; die heutige Stadt ist unbedeutend, aber die prächtigen Ruinen, welche man dort findet, zeigen von ihrer ehemaligen Größe und Wichtigkeit. Sie lehnen sich an eine östliche Kette des Libanon an und heißen vorzugsweise das Kastell. Die vollständigste Beschreibung nebst einer schönen Abbildung derselben haben die beiden Engländer *Wood* und *Dawkins* in dem Werke The ruins of Baalbec, otherwise Heliopolis in Coelo-Syria, with a Journey from Palmyra to Baalbec (Lond. 1757. gr. Fol.) geliefert; eine gute Übersicht der wichtigsten Ruinen findet man auch in *Volney* voyage en Syrie et en Egypte T. II. p. 215 ff., nebst einem Plane des Sonnentempels und mehrere Partien der Ruinen sind in *Cassas* voyage pittoresque de la Syrie trefflich dargestellt. Vergl. außerdem *Maundrell* Journey from Aleppo. p. 135 ff. (ed. 6.) und die Übersetzung in Paulus Sammlung von Reisen in den Orient 1. Th. S. 166 ff. und Otto v. Richter Wallfahrten S. 81 ff. Am meisten zieht die Aufmerksamkeit auf sich der Tempel Jupiters, erbaut von Antoninus Pius [7]); er bildet ein längliches Viereck, hat 138 Fuß in der Länge und 96 Fuß in der Breite, und ist umgeben mit Säulen korinthischer Ordnung, deren Höhe an 54 Fuß und Durchmesser 6 Fuß 3 Zoll beträgt. Nach Burckhardt's Urtheile [8]), welcher Palmyra und Baalbek bald nach einander sahe und demnach am besten eine Vergleichung beider anstellen konnte, ist der Totalanblick der Ruinen des erstern aus einer gewissen Entfernung unendlich ergreifender als der von den Überresten Baalbeks, dagegen ist wiederum in den Ruinen von Tadmor kein einziger Punkt so imposant, als der Anblick, welchen das Innere des Tempels von Baalbek gewährt. Auch fand derselbe Reisende die Architektur in Baalbek reicher, als in Tadmor (Palmyra). Theils der Zahn der Zeit, theils die politischen Schicksale des Ortes und die Kriege in seiner Nähe haben an der Zerstörung dieser glänzenden Denkmäler einer schönern Zeit gemeinschaftlich gearbeitet und schon Volney fand im Jahre 1784 Vieles von dem nicht mehr, was noch im J. 1751 vorhanden gewesen war [9]). Den

*) Catalogue des Coleoptères. p. 65. **) Insectes Tom. X, 1. p. 24.

1) *Macrob.* Saturnal. L. I. cap. 23. vgl. *Lucian.* de Dea Syr. §. 5. *J. D. Michael.* Supplem. ad lex. hebr. p. 198. 2) So *Michaelis* a. a. O. p. 198. 99. Rosenmüller in dem Handbuch der Alterthumskunde. 1r Bd. 2r Th. S. 280. 81. 3) *Schultens* Ind. Geogr. unter Baalbechum. *Iken* diss. de Baal Hamon et Baal-Gad in den dissertt. philol. theol. T. I, 236. 4) Vgl. *J. D. Michael* a. a. O. und Rosenmüller a. a. O. S. 316.

5) *Iken* a. a. O. *Michaelis* a. a. O. p. 196 — 202 und Rosenmüller a. a. O. S. 280. 81., auch *Wood* the ruins of Balbek and Palmyra. 6) *Iken* a. a. O. p. 249. *Volney* voyage en Syrie et en Egypte. T. II. p. 224 ff. 7) *Volney* a. a. O. p. 227. 8) Reisen in Syrien. Palästina u. s. w. teutsch. Übers. von Gesenius. 1r Th. S. 54. 9) S. seine

Lauf der Mauern der alten Stadt kann man noch erkennen; darnach ist es gewiß, daß die ältere Stadt ungleich größer war, als die neuere, welche ebenfalls immer mehr verfällt[10]). Die Baumaterialien der Ruinen bestehen nicht, wie Volney[11]) angibt, aus weißem Granit, sondern meist festem Kalkstein[12]) und südwärts von der Stadt findet man die Steinbrüche, aus denen sie gewonnen sind[13]). Daß man die Gegend, wo die Ruinen sind, das Kastell heißt, hat seinen Grund in der nachmaligen Bestimmung derselben, indem sie zur Festung umgeschaffen wurde. Bemerkenswerth ist es, daß in der Mauer ungeheuer große Steine angebracht sind[14]). Außer dem bereits erwähnten Tempel findet man auch noch Überreste eines andern innerhalb des Kastells und eine halbe Stunde von der Stadt ein achteckiges Gebäude, welches von 8 schönen Granitsäulen dorischer Ordnung getragen wird, und von den Bewohnern Kubbet Duris genannt wird[15]). Das Thal selbst, worin Baalbek liegt, ist reizend; es wird von einem Bache durchströmt, der sich in viele Arme theilt und die Gegend herrlich bewässert. Die Stadt wird von etwa 70 Familien Metawelis und 25 Familien katholischer Christen bewohnt; man verfertigt hier weiße baumwollene Zeuge, es gibt hier Färbereien und Gärbereien. Rindvieh ist wegen schöner Weide in Überfluß vorhanden, auch Schafe und Ziegen hält man viel, sehr geschätzt sind die Maulesel Baalbeks[16]). In der Umgegend gibt es viele Wallnußbäume; die Nüsse haben nach dem Gebirge einen starken Absatz[17]). Die Stadt selbst wird von einem Emir beherrscht; die Umgegend aber wird im Winter von dem turkmanischen Stamme Suedie, von den Hadidein Akeidat, dem arabischen Stamme Abid und dem arabischen Stamme Harb besucht, wofür sie dem Emir von Baalbek Tribut zahlen[18]).

2) H. in Ägypten ist einerlei mit On, weßhalb sie auch im A. T. unter diesem Namen (אן, און) vorkommt. On bezeichnet nämlich Licht, Sonne[1]) und das griechische Heliopolis ist Übersetzung des Wortes, wie denn auch die LXX und die koptische Version die Identität von On und Heliopolis anerkennen[2]). Gleichbedeutend damit ist Beth schemesch, welches Jer. 43, 13. davon gebraucht wird (vergl. den Art. Bethsemes. 1ste Sect. 9r Bd. S. 329) eig. Sonnenhaus, und das arabische Ain Schems (عين شمس) d. i. Sonnenquelle[3]); sämmtliche Namen rühren von dem Sonnendienste her, der seit alter Zeit dort seinen Sitz hatte. Das Nähere findet man unter dem Art. On.

(*A. G. Hoffmann.*)

HELIOPSIS, *Pers.* (Syn.). Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Radiaten der natürlichen Familie der compositae und der zweiten Ordnung der 19ten Linnéschen Klasse. Ihr Charakter besteht in einem dachziegelförmig schuppigen, gemeinschaftlichen Kelche, einem konischen, spreublätterigem Fruchtbehälter und ganz nacktem Samen: 1) H. laevis *Pers.*, mit eiförmig ablangen, lang zugespitzten, tief gesägten, und, wie der gemeinschaftliche Kelch, unbehaarten Blättern. In Nordamerika. (silphium solidaginoides *L.* sp. pl., Rudbekia oppositifolia *Ej.*, haelianthus laevis *Ej.* und buphthalmum helianthoides, *L.* hort. Ups.). Abgeb. in *Herit.* stirp. t. 45. 2) H. scabra *Duv.*, mit eiförmig-ablangen, zugespitzten, großgezähnten, unten, wie der gemeinschaftliche Kelch, etwas backerigen Blättern. Eben das. (Buphthalmum melissoides *Pers.* ?). 3) H. buphthalmoides *Duv.*, mit eiförmigen, lang zugespitzten, gesägten, unten unbehaarten Blättern, vielblumigem Blühtenrande und viereckigen Samen. In Mexiko und Peru. (Anthemis buphthalmoides *Jacqu.* Schönbr. II. t. 151.; Authemis ovatifolia. *Orteg.* Deo; Buphthalmum scabrum *Cav.* Icon.; Acmella buphthalmoides *Pers.* syn. 4) H. dubia *Duv.*, mit eiförmigen, zugespitzten, gesägten, unbehaarten Blättern, fünfblumigem, abgekürztem Blumenrande, und drehrundlichen Samen. In Südamerika. (Anthemis americana *L.* Suppl., Anth. oppositifolia *Lam.* Enc., Anth. occidentalis *Willd.* Sp. pl., Acmella occidentalis *Pers.*, Spilanthes Mutisii *Kunth.* Syn. — Acmella intermedia *Rich.* ist eine Abart). — S. *Spr.* Syst. III, 603.

(*Sprengel.*)

HELIOPT, ist der Name eines von dem franz. Ingenieur Sornay auf Isle de France im J. 1782 erfundenen Instrumentes zur Bestimmung der Meereslänge; seine Größe ist etwa die eines gewöhnlichen Quadranten und die Anwendung desselben wird als eine einfache und leichte Arbeit geschildert. Sornay wollte die Meereslänge durch Beobachtung der Sonne am Mittage auffinden, während es sonst durch Beobachtung des Mondes geschieht; de la Lande jedoch erklärte das Instrument für nutzlos und behauptete, daß die durch dasselbe gewonnenen Resultate ungenau ausfallen müßten, und der Urheber des Instrumentes in einer Selbsttäuschung begriffen sei*). (*R.*)

HELIORNIS, *Vieillot* (Aves). Eine Gattung der Schwimmvögel, welche Illiger schon früher unter dem Namen Podoa aufstellt, s. dies. Art. (*D. Thon.*)

HELIOS (Ἥλιος) Sol, der Gott der Sonne, Führer des Sonnenwagens, gehörte zu den Titanen; denn Hyperion, des Uranus und der Gäa Sohn, zeugte ihn mit seiner Schwester Thia, der Hochwandelnde mit

voyage a. a. O. p. 222. 10) Burckhardt a. a. O. S. 54. 11) a. a. O. p. 224. 12) Burckhardt a. a. O. S. 53. Vgl. Gesenius Anmerk. dazu. S. 489. 13) Burckhardt a. a. O. S. 56 ff. 14) *Volney* a. a. O. p. 224, und *Richter* a. a. O. S. 86. 15) Den letztern Tempel führt *Volney* nicht an, wohl aber Burckhardt a. a. O. S. 52. 16) Burckhardt a. a. O. S. 57. 17) a. a. O. S. 59. 18) a. a. O. S. 59. 60.

1) *Jablonsk.* Panth. Aegypt. L. II. cap. 1. p. 137. Opusc. desselben P. I. p. 184. P. II. p. 20. 210. ed. *te Water. Champollion* l'Egypte sous les Pharaons. T. II. p. 41. 2) 2 Mos. 1. 11. Ezech. 30, 17. Vgl. *Quatremère* Mémoires sur l'Egypte. T. I. p. 420. 3) *Schultens* index zur Vita Saladini unt. d. W. Misr. *Abulf.* descript. Aegypti. p. 34.

*) Vgl. die in der teutschen Encykl. (Frkf. a. M. 1790). 15r Bd. S. 137. 38 mitgetheilten Nachrichten.

der Göttlichen, der Licht und Glanz Gebenden, wie Pindar Isthm. V. sie nennt. Die 19te homeridische Hymne nennt seine Mutter Euryphaessa, die Weitleuchtende. Man sieht, daß die Prädikate der Sonne: Erhabenheit, weit strahlender Glanz zu seinen Ältern gemacht werden, weßwegen denn nicht befremden kann, daß Homer (Od. XII, 132) den Helios Hyperion nennt und also Vater und Sohn identificirt, denn der Titane Hyperion ist in der That nichts Anderes, als die Sonne. Der Name Helios kommt zunächst von dem Griechischen ἕλη, εἵλη, dafür auch ἥλη und im lakonischen Dialekte βέλα, Licht, Helle; dieß combinirt man mit dem orientalischen Bel, Baal, wie der Sonnengott bei den Phöniciern hieß, auch mit dem teutschen Hell. Vor seinem Wagen sind 4 Rosse gespannt, die Ovid Pyroeis, Erus, Äthon und Phlegon (Metam. II, 153.), Hygin dagegen (f. 183) Eos, Äthiops, Sterope und Bronte, und endlich der Scholiast zu Euripid. (Phoen. 3.) Chronos, Äthon, Astrape, Bronte nennt. Auch die Namen dieser Rosse sind Anspielungen auf Prädikate der Sonne, die Glanz, Licht und Wärme der Erde bringt oder Blitz und Donner hernieder sendet; nur im Namen Chronos liegt das Prädikat der Zeitbestimmung, so wie in Eos und Erus der Ort ihres Aufganges bezeichnet ist. Denn bei den östlichen Äthiopen stieg Helios auf und im westlichen Okean senkte er sich zu den Fluten herab, bestieg dann nach Stesichorus bei Athen. (X. p. 469) seine goldene Schale (δέπας, scyphus solis), und fuhr über den Okeanos hin zum heiligen Wohnsitze der Nacht zu seiner Mutter, Gemahlinn und Kindern, mit denen er in Lorberhainen wandelt. Ähnlich sagt *Mimnermus* bei Athen. (XI. p. 470) und in den Anal. *Brunkii* T. I. p. 62 heißt es: Aus der Gegend der Hesperiden schwebt er zur Nachtzeit, süß schlafend in seinem, vom Vulkan gefertigten goldenen Bette (κοίλη, das Hohle, also einerlei mit dem vorigen δέπας) über den Okean hin nach den Äthiopen (nämlich den östlichen), wo seine Rosse und Wagen stehen, die er bei der Ankunft Aurorens besteigt. Das ist nun auch der goldene Kahn, den Herakles ihm abborgt, um nach Erythia (*Apollod.* II, 5. 10.) oder nach den Gärten der Hesperiden und nach Sicilien zu kommen (*Paus.* III, 16. ibi *Kuhn.*; *Wesseling.* ad *Diod.* IV, 22.; *Heyne* ad *Apollod.* l. c.). Die Vorstellung von einem Kahne, worin Helios von Westen nach Osten längs der Nordgränze der Erde schifft, ist vielleicht ägyptisch, denn die Ägypter ließen auch Sonne und Mond auf einem Kahne fahren. Wenn man sah, wie die Dämmerung sich allmälig von Westen nach Norden zog und dann in Nordost wieder herauf kam, so mußte dieß nothwendig die Idee einer nächtlichen Schifffahrt an dem nördlichen Horizonte hin geben. Sie geschah in einem Kahne, nämlich in der untern hohlen Halbkugel des Himmels. Die obere Höhlung konnte nur zu Wagen durchfahren werden, denn da war die Grundfläche des Himmels nach oben gerichtet. Die 29ste homeridische Hymne auf den Helios besingt den Lauf des Gottes sehr schön: Er leuchtet unermüdet den Sterblichen und Unsterblichen. Schreckend schauet des schönen Jünglings Auge aus dem goldenen Helme; glänzende Strahlen umblitzen ihn und glänzende Locken umwallen reizend sein leuchtendes Antlitz. Ein helles Gewand, vom Athem der Winde geweht, umschimmert ihn und unter ihm schnauben die muthigen Rosse den Himmel hinab in den Okeanos. Eben so die 7te Orph. Hymne: Titan, der golden strahlende, das hohe himmlische Licht, dessen ewiges Auge Alles überschauet, der Schöne, der Unermüdete, der liebliche Spiegel aller Lebendigen, ist zur Rechten der Vater der Eos und zur Linken der Nacht (denn in Osten geht die Morgenröthe vor ihm her, in Westen folgt ihm die Nacht nach). Auf vier Füßen schreitet er einher (die Jahreszeiten), der Beherrscher der Horen, der Schnelle, Feurige, Schönwangige, Unbefleckte u. s. w. Seine Rosse mit der Geißel treibend, lenkt er den vierspännigen Wagen, kreisend in unendlichen Wirbeln und theilet Licht, Leben, Früchte und Zeitmaß aus ꝛc. Bei den östlichen Äthiopen hat Helios seinen Palast, wo er nach der nächtlichen Fahrt in seiner Kammer ausruht; dahin richtet auch Phaethon bei Ovid (Met. I. am Ende) seinen Weg; aber auch am Westende der Erde hat er ein Haus und einen Stall für seine Rosse, wo er sich mit Ambrosia stärkt, ehe er die Nachtfahrt beginnt und die Rosse mit Gras aus den Inseln der Seligen nährt, nachdem Nereiden und Horen sie abgeschirrt haben. Im Westen hatte er seine Gärten unter der Obhut der Hesperiden, schöne Rinderherden, vom Geryon bewacht. Früher, ehe die Westländer so weit bekannt waren, setzte man die Sonnenrinder nach Sicilien, wo sie von seinen mit der Nymphe Neära erzeugten Töchtern, Phaethusa und Lampetie geweidet werden. Es waren 14 Herden, 7 von Rindern und 7 von Schafen, jede zu 50 Stück und diese Zahl ward weder vermehrt noch vermindert. Er freuete sich ihrer beim Hinauf- und Hinabsteigen am Himmel, und seine Rache traf daher den Odysseus, dessen Gefährten einige davon geschlachtet hatten (Od. XII, 127 ꝛc. 379 ꝛc.). Es hielt also jede Herde 350 Stück und Dornedden gibt davon die bekannte Erklärung, daß darunter eben so viel Tage und Nächte, also der Zeitraum eines Jahres zu verstehen, indem er noch eine andere Stelle der Odyssee damit verbindet, wo vom Lande der Lästrygonen erzählt wird. Der eine Hirt hört durch sein Hineintreiben in eben dem Augenblicke die Rinder zu weiden auf, wo der andere Hirt durch sein Hinaustreiben die Schafe zu weiden anfängt und umgekehrt, weil die Wege der Nacht und des Tages einander nahe sind, d. h. weil Nacht und Tag unmittelbar auf einander folgen. (Od. X, 82 ꝛc.). Es war also dieß Ein- und Austreiben der Herden in Sicilien vielleicht eine ähnliche Anstalt, um das Jahr zu bestimmen, wie das Füllen der 360 Krüge auf der Nilinsel Philä in Ägypten. Siehe das Weitere in Dorneddens neuer Theorie zur Erklärung der griech. Myth. S. 9 ꝛc. — Die Gemahlinnen oder Geliebten des Helios waren 1) Rhode, die Tochter des Neptun und der Amphitrite, die ihm den Phaethon, die Lampetie, Ägle und Phaetusa gebar, doch nennen Andere Phaethons

Mutter Klymene und die Mutter der Nymphen Neära (Od. XII, 133). Mit der Iphiboe oder Iphinoe, oder nach Hyg. (f. 14) Naupidame zeugte er den Augias, mit der Okeanide Perseis oder Perse den Aetes und die Pasiphae. (*Apollod.* I, 9, 1. III, 1, 2.). Er entdeckte die Liebe des Mars und der Venus dem Vulkan (Od. VIII, 270. *Ovid.* Met. IV, 171.), deßwegen verfolgte Venus seine Nachkommenschaft. Mit Neptun stritt er um den Besitz der korinthischen Landenge; Briareus war Schiedsrichter und sprach dem Neptun den Isthmos, und dem Helios den Berg oberhalb Korinth zu. (*Paus.* II, 1.). Der Ceres entdeckte er den Räuber ihrer Tochter. — Daß die Verehrung des Helios aus Asien zu den Griechen gekommen war, leidet keinen Zweifel. In Persien, Syrien, Phönikien, Babylon war die Sonne Hauptgottheit. Sie kam vielleicht über Kolchis zu den Griechen, denn daselbst ist seine Gemahlinn Perse zu Hause und hinter Kolchis befindet sich sein östlicher Palast. Der Hauptsitz seiner Verehrung war in Rhodos, daher auch Rhode seine Gemahlinn und die Sage, daß die Insel durch seine Gunst aus dem Meere gestiegen sei. Nach Alexander errichtete man ihm hier den berühmten Koloß über den Eingang des Hafens. Außerdem hatte er zu Korinth und Argos Altäre, in Megalopolis unter dem Namen Soter (Erretter) eine Bildsäule, und in Trözene verehrte man ihn als Eleutherios (Befreier), weil er den Einwohnern die Furcht vor den Persern benahm. Auch in Elis hatte er einen heiligen Koloß. Später kam sein Dienst zu den Römern und unter Heliogabal und Aurelian ward er Hauptgottheit des Stats. Er erhielt in Rom einen herrlichen Tempel und die kostbarsten Opfer. Vergl. die Art. Heliolatrie, Heliogabalus und Mithras. Man bildete den Gott als schönen Jüngling mit Diadem und Strahlenkrone, um die Schultern ein fliegender Mantel; gewöhnlich auf einer Quadriga stehend, deren Pferde im vollen Laufe sind. In Syrien war sein Bild ein kegelförmiger schwarzer Stein (ein Phallus?) mit verschiedenen Figuren, der Sage nach vom Himmel gefallen. Pferd, Stier, Wolf, Adler, Hahn waren ihm heilig, und in Rhodus stürzte man jährlich ihm zum Opfer ein Viergespann ins Meer. (*Richter.*)

HELIOSIS, SIRIASIS, INSOLATIO, INSOLATUS, ICTUS SOLIS, APRICATIO, MORBUS SOLSTITIALIS, der Sonnenstich, das Sonnen (belgisch Zonnesteek, dänisch Solstik, schwed. Solsting, engl. Sun-strokes, franz. Insolation, Coup de soleil, ital. Solata, span. Insolacion, portug. Insolaçao), nennt man gewöhnlich die durch zu starke Einwirkung der Sonnenstrahlen auf den Kopf entstandene Entzündung der Gehirntheile, wiewohl man eigentlich alle diejenigen Krankheiten darunter verstehen sollte, welche von einer zu starken Einwirkung der Sonnenstrahlen auf irgend einen Theil herrühren. Es ist gewiß, daß in jedem Organe, welches der allzu starken Sonnenhitze ausgesetzt wird, die Erscheinungen der Insolation entstehen können und daher nicht allgemein genug, wenn man den Sonnenstich bloß als ein Leiden des Kopfs betrachtet, oder ihn für eine entfernte Ursache der Hirnentzündung ansieht oder seine nächste Ursache nur in einer Encephalitis sucht. Marcus*) behauptet, daß der Sonnenstich erst dann zur Entzündung der Gehirntheile werde, wenn eine Erkältung auf die große Hitze folgt, wenn Etwas hinzu tritt, was Contraktion in den mit Blut noch so ausgedehnten Gefäßen hervorruft. Wenn nun gleich dieses contrahirende Moment nicht immer in Erkältung, sondern oft vielmehr in der Naturhilfe selbst zu suchen ist, so ist doch gewiß, daß man oft die beim Einwirken der Sonnenstrahlen auf den Kopf entstandene Congestion mit Encephalitis verwechselt, der hier oft so rasch tödende Schlagfluß für ihre Folgen angesehen oder auch ein sich secundär entwickelndes encephalitisches Leiden für primär gehalten hat. Weitere Erörterung hierüber kann hier nicht gegeben werden und verweist man daher auf anderweitige Mittheilungen, wie z. B. auf Steinkühl's gehaltvolle Zusammenstellung**) u. s. w.

Die Erscheinungen, welche eine allzu starke Einwirkung der Sonnenstrahlen hervorbringt, bestehen im Allgemeinen in denen der Congestion, die dann bei gehöriger Dauer und Intensität wirklich zur Entzündung werden kann, besonders, wenn durch anderweitige Momente schon der Säfteumlauf beschleuniget und Andrang und Ansammlung derselben in gewissen Organen bewirkt wurde, wie durch geistige Getränke, Erhitzung, Leidenschaften u. s. w. oder wenn Contraktion in den überfüllten Gefäßen eintritt. — Vermehrung der Wärme, der Röthe und des Pulses, mehr oder weniger auffallende Störung der Funktionen, nicht selten auch Drücken, Stumpfgefühl, Brennen, Schmerz ꝛc. sind die gewöhnlichen Zeichen, durch die sich die Congestion in einem afficirten Organe zu erkennen gibt, womit sich dann noch andere Erscheinungen nach dem ergriffenen Theile verbinden. So beobachten wir, wenn der Kopf leidet, Vollheit, Schwere, Klopfen, Hitze und Schmerz in demselben, oft mit Kälte der Extremitäten, heiße, trockne Haut, Ohrentönen, glänzende, feurig-trockne Augen, die gegen das Licht sehr empfindlich sind, lebhaftes Klopfen und Anschwellen der Hals- und Schlafadern, rothes aufgetriebenes, oder blasses, zuweilen schwitzendes Gesicht, vermehrte Empfindlichkeit der Sinne, mangelnden oder unruhigen, durch Träume gestörten Schlaf, oft Schlafsucht, Schwindel, geschwächte Denkkraft, Stottern, Irrereden, heftige Rasereien, Ohnmachten, Krämpfe, Übelkeit, Ekel, vermehrten oder verminderten Durst u. s. w., wozu Fieber, Schlagfluß oder Entzündung der Hirntheile oft gleich Anfangs kommen. Nicht selten klagen die Leidenden, besonders wenn sie schon alt sind oder die Sonne mehr auf den Hals wirkte, über Halsweh, Heiserkeit, Aufschwellen der Halsdrüsen u. s. f.; bisweilen sieht man heftige Augenentzündungen oder amaurotische Zufälle entstehn und bei Kindern äußert sich meist das Übel durch tiefe, oft mehrtägige Schlafsucht,

---

*) Entwurf einer speziellen Therapie. Bamberg 1810. 2r Bd. S. 574. §. 1652. **) Hufeland's Journal der prakt. Heilkunde 1819 November. S. 35 — 67.

Verwirrung der Sinne, heftige Raserei, Kopfschmerz, Zuckungen, Erbrechen 2c.

Wirkten die Sonnenstrahlen mehr auf die Hauptgebilde einzelner Organe, so bildet sich schnell eine verschieden breite, rothlaufartige, fleckige oder streifige Röthe der Haut mit Jucken, Brennen, Spannung, Steifheit und vermehrtem Volumen des leidenden Theils, wozu sich meist Blasen und Abschilferungen des Oberhäutchens gesellen.

Bei kräftiger und langer Einwirkung der Sonnenhitze auf die Brust können verschiedene, asthmatische Zufälle sich bilden; ja es kann, selbst wenn die Brust nicht beschienen wurde, die Sonne durch die allzu warme, an Elektricität reiche und mit schädlichen Stoffen geschwängerte Atmosphäre ein Übergewicht der Venosität in den Lungen herbeiführen und so den Tod durch Asphyxie bewirken (vergl. Steinkühl a. a. O.).

Der Unterleib ist wohl am seltensten der Sonnenstrahlen ausgesetzt und die durch jene etwa hervorgebrachten Erscheinungen werden im Ganzen (mutatis mutandis) den obigen analog seyn.

Betrachten wir die Ursachen der Insolation, so finden wir, daß Übermaß geistiger Getränke, Schlafen in der Sonne, besonders mit hängendem Kopfe, Mangel an freier Bewegung, Ungewöhntseyn gegen Hitze u. s. w. vorzüglich prädisponirende Momente sind. Außerdem sind dem Sonnenstiche noch besonders solche Individuen ausgesetzt, deren Kopfbedeckungen aus Metall bestehen 2c. Als erregende Ursache ist die heftige Einwirkung der Sonnenstrahlen anzusehen, oder die diesen völlig analog wirkende allzu heftige Hitze des Feuers***). Es werden dadurch das expansive Moment der Irritabilität und der Turgor sehr vermehrt, das Nervensystem regelwidrig aufgeregt und die innern Verrichtungen beschleunigter, worauf dann, weil mit jener vermehrten Thätigkeit nicht auch vermehrte Intensität Statt hatte, ein atonischer Zustand, eine Erschlaffung, hervorgebracht wird, welche um so stärker seyn muß, ja größer die vorausgegangene Aufregung und Beschleunigung der organischen Bewegungen war. Nach Tissot (a. a. O.) ist man dem Sonnenstiche in zwei Jahreszeiten, im Frühling nämlich und Sommer ausgesetzt; der im Frühling besonders zarte Stadtbewohner befallende Sonnenstich ist nur sehr selten gefährlich und haben ihn jene nicht zu fürchten, die den Winter über Bewegung hatten; der im Sommer ist in der Regel gefährlicher und erreicht meist einen sehr hohen Grad.

Übrigens ist es gewiß, daß bei der Einwirkung der Sonnenstrahlen 2c. auch von dem Lichte Vieles abhänge.

Die Vorhersagung bei der Insolation ist (besonders wenn der Kopf leidet) meist ungünstig und in den meisten Fällen führt sie Tod durch Schlagfluß, Asphyxie oder durch die erfolgende Entzündung herbei. Es ist übrigens der Sonnenstich desto heftiger und durchdringender, a) je weniger man an die Wirkung der Sonnenstrahlen gewohnt ist; so ist die Insolation in kältern Klimaten gefährlicher, als zwischen den Wendezirkeln; b) je schneller er kommt und je länger er dauert; c) je unthätiger man ist, besonders, wenn man in der Sonne schläft und d) je mehr Ursachen vorausgingen, die einen Säfteandrang veranlaßten, namentlich geistige Getränke u. s. w. — Oft bleiben nach der Insolation Kopfschmerzen, Verstandesverwirrung, Gesichtsfehler u. s. w. zurück.

Die Kur erfordert Beachtung der etwa noch vorhandenen, anderweitigen Ursachen (z. B. Ermüdung), so wie des Grades der Krankheit und der Individualität. Viel liegt daran, daß man den Sonnenstich sogleich besorge, denn bald werden auch die leichteren Fälle gefährlich. Die Behandlung muß, falls nicht Complicationen vorhanden sind, meist rein antiphlogistisch seyn. (*Wiegand.*)

***) S. A. D. Tissots sämmtliche Schriften aus d. Franz. und Lat. von Kersten. Leipz. 1807. 1r Th. S. 186. §. 157.

HELIOSKOP, so nannten ältere Astronomen eine Vorrichtung, deren sie sich zur Beobachtung der Sonne, namentlich der Sonnenflecken bedienten. Es wurde dazu ein astronomisches oder holländisches Fernrohr etwas weiter aus einander gezogen als zum deutlichen Sehen erforderlich war; dieses gegen die Sonne gerichtet und das entstandene Sonnenbild auf einer Ebene aufgefangen, sei es nun, daß man zu diesem Behufe das ganze Zimmer verfinsterte, oder daß man nur das untere Ende des Fernrohres in eine Röhre steckte, auf deren Boden sich entweder eine matt geschliffene Glasscheibe oder Ölpapier befand. Auf dieser Scheibe bildete sich dann die Sonne ab und es wurden Größe und Lage der Flecken auf ihr gemalt. Es ist also der ganze Apparat eigentlich eine Camera obscura, nur mit dem Unterschiede, daß bei ihm statt der gewöhnlichen einfachen Linse ein Fernrohr angebracht ist. Kästner behandelt deßhalb auch das Helioskop bei der Camera obscura [1]). Das Sonnenbild erscheint hier gerade, wenn ein astronomisches Fernrohr angewendet wird, verkehrt. Dagegen beim holländischen, d. h. das Fernrohr, welches beim direkten Sehen ein aufgerichtetes Bild gibt, zeigt hier ein verkehrtes und umgekehrt [2]).

Einer solchen Vorrichtung bediente sich vorzüglich Scheiner [3]) bei seinen Beobachtungen der Sonnenflecken; er wendete dazu ein holländisches Fernrohr an, weil damals noch kein anderes bekannt war. Das Verfahren bei diesen Beobachtungen findet man ausführlich bei Hevel [4]). Indessen sind alle diese Vorrichtungen keines Weges der Genauigkeit angemessen, welche in neueren Zeiten von astronomischen Beobachtungen verlangt wird, weil die Theile des Bildes gegen die Gränzen verzerrt werden, diese Gränzen nicht immer mit größter Schärfe anzugeben sind, selbst des

1) Vollständiger Lehrbegriff der Optik nach Herrn Robert Smiths Engl. mit Änderungen und Zusätzen ausgearbeitet von A. G. Kästner. 4. Altenburg 1755. S. 343. Anm. 2) Kästner astronomische Abhandlungen. 8. Zweite Sammlung. Göttingen 1774. S. 363. 3) Rosa Ursina, Bracciani 1626. fol. L. II. c. 27. 4) Selenographia, Prolegomena. p. 98.

Bildes Größe sich einiger Maßen ändern läßt, indem man das Fernrohr von der Fläche, die das Bild auffängt, entfernt, oder ihr näher bringt, ohne daß sich dadurch die Deutlichkeit merklich ändert. Ein ungenannter Italiäner beschrieb in seiner Schrift de Heliometri structura et usu. Venet. 1760. 4. (52 Seiten) unter dem Namen Heliometer ein bequemer eingerichtetes Helioskop, indessen wünscht Kästner, welcher diesen Apparat beschreibt, daß der Verf. mit seiner Geschicklichkeit und seinem Fleiße ein genaueres Werkzeug gebraucht hätte [5]).

In neueren Zeiten bedient man sich zur Beobachtung der Sonne gefärbter Gläser, welche vor das Ocularglas des Fernrohres gesetzt werden und bestimmt die Flecken vermittels genauer Mikrometer; s. Sonne und Sonnenflecken. (*L. F. Kämtz.*)

HELIOSTAT, 1) physikalisches Instrument. Wenn die Eigenschaften des Lichtes vermittels der in ein finsteres Zimmer fallenden Sonnenstrahlen untersucht werden sollen, so ist es ein großer Übelstand, daß sich die Lage des Sonnenbildes wegen der Axendrehung der Erde und ihrer Bahn um die Sonne beständig ändert. Man ist daher auf einen Apparat bedacht gewesen, vermittels dessen man dem in das Zimmer fallenden Strahlenbündel eine unveränderliche Richtung geben könnte. Die erste Idee zu demselben gehört dem teutschen Künstler Gabriel Fahrenheit [1]), in der Folge construirte s'Gravesande ein Sonnenmikroskop, bei welchem ein durch ein Uhrwerk bewegter Planspiegel den Sonnenstrahlen eine constante Richtung gab, und welches er Heliostata nannte, eine Benennung, welche man in der Folge hauptsächlich auf alle diejenigen Apparate anwendete, vermittels deren ein Strahlenbündel mit unveränderter horizontaler Richtung in ein finsteres Zimmer geführt werden konnte [2]). In neueren Zeiten haben sich mehrere französische Physiker bemüht, diesem Apparate eine größere Einfachheit und Genauigkeit zu geben; namentlich hat Malus sich viel mit demselben beschäftigt und der Pariser Künstler Fortin mehrere Heliostate nach seiner Angabe construirt. Einen solchen werde ich in der Folge nach Hachette beschreiben [3]). Auch Charles hat eine Abänderung des ursprünglichen s'Gravesande'schen Apparates angegeben, welche noch bequemer zu seyn scheint als die von Malus.

Der Spiegel, vermittels dessen das Sonnenbild in das finstere Zimmer geführt wird, ist ein Metallspiegel, damit alle Störungen der doppelten Bilder bei den gewöhnlichen Glasspiegeln vermieden werden; es wird derselbe gewöhnlich so gestellt und von den übrigen Theilen des Apparates so bewegt, daß die Richtung des einfallenden Strahlenbündels stets horizontal ist. Ehe ich indessen die dazu nöthigen Vorrichtungen angebe, scheint es mir nöthig, an einige Sätze der Astronomie zu erinnern.

Es sei EMQ die Ebene des Erdäquators [4]), C der Mittelpunkt der Himmelskugel und der Erde, PCP', die gemeinsame Axe beider, P der Nordpol, P' der Südpol, QE der Durchschnitt des Äquators mit dem Meridiane des Ortes. Die Sonne stehe in S und es sei SC ein von derselben kommender Lichtstrahl. Von einem Punkte desselben fällen wir auf die Ebene des Äquators ein Perpendikel SM, so bestimmt der Winkel SCM, welchen wir mit d bezeichnen wollen, die Declination der Sonne, der Winkel $MCE = h$ heißt der Stundenwinkel der Sonne. Ziehen wir aus M die Linie MN senkrecht auf CE, so lassen sich diese Linien einzeln bestimmen. Es ist nämlich

$$SM = CS\,.\,\sin.\,d$$
$$CM = CS\,.\,\cos.\,d$$
$$MN = CM\,.\,\sin.\,h$$
$$CN = CM\,.\,\cos.\,h$$

Bezeichnen wir die Linie CS mit r, setzen ferner $CN = x$, $NM = y$ und $SM = z$, so erhalten wir folgende Ausdrücke

$$\left.\begin{aligned} x &= r\ \cos.\ d.\ \cos.\ h \\ y &= r\ \cos.\ d.\ \sin.\ h \\ z &= r\ \sin.\ d \end{aligned}\right\} \quad (1)$$

oder wenn hieraus die Größe r fortgeschafft wird

$$x = z.\ \cos.\ d.\ \cos.\ h$$
$$y = z.\ \cos.\ d.\ \sin.\ h$$
$$x = \frac{y}{\text{tang.}\ h}$$

Wir wollen ferner annehmen, daß alle Strahlen, welche von der Sonne zur Erde kommen, unter einander parallel seien, so sind die eben entwickelten Gleichungen für jeden Punkt auf der Erdoberfläche giltig.

Erheben wir in C einen Stab CP parallel mit der Erdaxe, so läßt sich nach den eben mitgetheilten Bedingungsgleichungen die Größe und Lage seines Schattens in jedem Momente bestimmen. Ist nämlich PS der von der Sonne kommende Lichtstrahl, so bezeichnet der Punkt H, wo dieser Strahl die Ebene des Äquators trifft, den Endpunkt des Schattens, CH die Richtung des letztern. Ist die Länge des Stabes $CP = l$, die Linie $CH = l'$, so ist

$$l' = \frac{l}{\text{tang.}\ d}$$

Seine Länge gegen den Meridian aber ergibt sich aus der Gleichung

$$x = \frac{y}{\text{tang.}\ h}$$

Wenn wir nun einen Spiegel dergestalt aufstellen, daß er sich nach jeder Richtung bewegen läßt, sodann

5) Astronom. Abh. 2te Sammlung. S. 367.

1) *Hachette* im Journal de l'école polytechnique. T. IX. p. 263. 2) Nach Gehler's Wrtrb. (1796). Th. IV. S. 102 beschreibt *Martin* in der Philosophia Britannica. 8. Leipz. 1772. Th. III. S. 106 diesen Apparat. Auch Wiedeburg (Beschreibung eines verbesserten Sonnenmikroskops, Nürnberg 1758. 4.) hat eine ähnliche Vorrichtung angegeben, indessen standen mir beide Schriften nicht zu Gebote, so daß ich nichts Mehreres über diese Instrumente sagen kann. 3) Journal de l'école polytechn. T. IX. p. 263 sq.

4) *Biot* Traité de physique. T. III. p. 178.

an seiner Rückseite einen Stab, welchen wir den Stiel des Spiegels (queue du miroir) nennen wollen, senkrecht befestigten, so läßt sich nach dem Obigen die Bewegung bestimmen, welche man dem Stiele geben muß, damit die von dem Spiegel reflektirten Sonnenstrahlen stets dieselbe Richtung beibehalten. Es sei nämlich C der Mittelpunkt des Spiegels, welchen wir mit dem Mittelpunkte der Himmelkugel coincidirend denken wollen; es sei ferner CA die konstante Richtung, welche der reflektirte Strahl haben soll, und SC der einfallende Strahl. Es sei QEM die Ebene des Äquators, ferner seien d und h die Winkelcoordinaten des einfallenden Strahles, welche wir für den reflektirten Strahl CA auf analoge Weise mit D und H bezeichnen wollen. Verlängern wir nun die Linien AC und SC durch den Punkt C, machen ferner CA′ = CS′, geben sodann die Linie A′S′, halbiren dieselbe in K′, so ist Winkel S′CK′ = K′CA′. Da ferner die Winkel des einfallenden und reflektirten Strahles gleich sind, so folgt aus der eben mitgetheilten Construktion, daß CK′ senkrecht auf der reflektirenden Ebene steht, also mit dem Stiele des Spiegels zusammen fällt. Bezeichnen wir nun die Länge CA′ = CS′ mit — a, so erhalten wir für den Punkt S′ folgende Coordinaten

$$x = - a \cos. d. \cos. h$$
$$y = - a \cos. d. \sin. h$$
$$z = - a \sin. d$$

Für den Punkt A′ sind diese Coordinaten

$$X = - a \cos. D. \cos. H$$
$$Y = - a \cos. D. \sin. H$$
$$Z = - a \sin. D$$

Bezeichnen wir die Coordinaten des in der Mitte von A′S′ liegenden Punktes K′ mit x′, y′, z′, so ist

$$x' = \tfrac{1}{2}(x + X),\ y' = \tfrac{1}{2}(y + X),\ z' = \tfrac{1}{2}(z + Z).$$

oder wenn die Werthe von x, y, z substituirt werden

$$2x' = - a. \cos. d. \cos. h + X$$
$$2y' = - a \cos. d. \sin. h + Y$$
$$2z' = - a \sin. d + Z$$

Da wir nun bei diesen Untersuchungen annehmen dürfen, daß die Declination der Sonne während eines Tages constant sei, da ferner der reflektirte Strahl stets dieselbe Lage behält, seine Coordinaten X, Y, Z also unveränderlich sind, so folgt daraus, daß z′ konstant ist, daß also der Punkt K′ an jedem Tage eine Curve beschreibt, welche parallel mit der Ebene des Äquators ist. Um die Art derselben zu bestimmen, dürfen wir nur die veränderliche Größe h aus den eben gefundenen Gleichungen eliminiren. Geschieht dieses, so erhalten wir nach allen Reduktionen

$$(x' - \tfrac{1}{2} X)^2 + (y' - \tfrac{1}{2} Y)^2 = \tfrac{1}{4} a^2 a \cos.^2 d$$

d. h. unsere Curve ist ein mit dem Äquator paralleler Kreis, dessen Radius $\tfrac{1}{2}$ a cos. d ist, dessen Mittelpunkt aber durch die Größen $\tfrac{1}{2}$ X, $\tfrac{1}{2}$ Y und z′ gegeben wird. Es läßt sich derselbe daher sehr leicht auffinden, so wie die willkürliche Größe CA′ = — a gegeben ist. Ist nun CK′ der Stiel des Spiegels, so dürfen wir ihm nur eine solche Länge, der Uhr aber, welche denselben treibt, eine solche Einrichtung geben, daß das Ende desselben den mit der Ebene des Äquators parallelen Kreis Q′E′ in Zeit von 24 Stunden beschreibt. Dieses aber geschieht dadurch, daß der sich in 24 Stunden einmal in der Ebene des Äquators herum drehende Zeiger einer Uhr den Stiel des Spiegels mit sich herum führt.

In dem Heliostat von Malus nun werden diese Bedingungen auf folgende Art erfüllt[5]). Fig. 1. zeigt die gegenseitige Lage des Spiegels und der Uhr. Die Drehungsaxe P²V des Zeigers UVd und die durch den Mittelpunkt des Spiegels gehende Vertikallinie Ck liegen beide in der Ebene des Meridianes. An den längern Arm des Uhrzeigers, Vd, wird ein Arm Dd geschraubt, welcher senkrecht auf Vd steht, so daß also eigentlich der Punkt D das den Stiel des Spiegels herumführende Ende des Zeigers ist. Ein Perpendikel DP aus dem Punkte D auf die Drehungsaxe PVQ bestimmt den Punkt P, um welchen sich das Ende des Stieles bewegt. Der Fuß der Uhr ab de steht auf einer Marmorplatte επ, deren obere Fläche in der Horizontalebene liegt. Der Fuß des Spiegels LMNO läßt sich vermittels einer gezahnten Stange in der Richtung des Meridianes auf eben dieser Platte hin und her bewegen.

Ich will jetzt die einzelnen Theile des Apparates näher beschreiben und hier mit dem Spiegel den Anfang machen. Ein Durchschnitt desselben ist ACB; der auf ihm senkrecht stehende Stiel ist in CD abgebildet. Damit indessen der Spiegel die Bewegung, welche ihm vermittels des Stieles von dem Zeiger der Uhr mitgetheilt wird, mit Leichtigkeit annehmen könne, so läßt man denselben sich um einen Zapfen bei C in der Vertikalebene drehen; außerdem befestigt man ihn an einem hohlen Kegel von Messingblech CE, welcher auf einem stählernen Kegel HF ruht, der in F in eine Spitze ausläuft. Dieser letztere Kegel HF ist an einem messingenen Cylinder Hk befestigt, welcher sich in einer hohlen Messingröhre LMNO auf und ab bewegen läßt. Ein Getriebe F, welches an dieser Röhre befestigt ist, greift an eine an Hk angebrachte gezahnte Stange. Ein Ring RS, welcher sich auf dem Cylinder LMNO fortschieben läßt, trägt einen Nonius, dessen Theile zu der Theilung auf dem Cylinder Hk passen; es muß dieser Ring bei der Construktion des Instrumentes so gestellt werden, daß der Nullpunkt der Skale am Tage der Äquinoctien mit dem Nullpunkte des Nonius zusammen fällt; ist dieses der Fall, so befestigt man ihn vermöge der Druckschraube r auf eine unveränderliche Art an dem hohlen Cylinder LMNO. Um indessen den Spiegel so zu stellen, daß die Lichtstrahlen bei jeder Declination der Sonne nach derselben Richtung reflektirt werden, muß man dem Cylinder LMNO noch eine zweite Bewegung in der Horizontalebene mittheilen. Deßhalb befestigt man an der Marmorplatte, auf welcher der Apparat steht, eine Skale pp′; es ist dieselbe auf einem Stücke 1234 Fig. 1 gezogen, welches man in Fig. 2 in (1) (2) (3) (4) von oben sieht und welches an der Unter-

5) *Hachette* im Journal de l'école polytechnique. T. X. p. 269.

lage err befestigt ist. An dem unteren Theile des Cylinders LMNO ist ein Nonius angebracht, dessen Nullpunkt in der durch das Centrum des Spiegels C gehenden Vertikale Ck liegt. Wenn nun der Apparat so gestellt ist, daß der Nullpunkt des an RS befestigten Nonius mit Nullpunkte von Ek zusammen fällt, so muß der Inder auf dem Nonius dieser Horizontaltheilung eine solche Lage haben, daß die Länge zwischen demselben und der durch P gehenden Vertikallinie Pp gleich der Länge des den Spiegel bewegenden Zeigers ist. In dem von Hachette beschriebenen Apparate hatte ein jeder dieser Theile eine Länge von 160 Millimetern. Die Marmorplatte, auf welcher dieser ganze Apparat steht, läßt sich vermittels dreier Stellschrauben, von welchen man in der Zeichnung nur zwei, nämlich $\lambda\lambda'$ und $\mu\mu'$ sieht, horizontal stellen.

Ist der Spiegel auf diese Art dergestalt aufgestellt worden, daß die Nullpunkte beider Nomien mit den oben angegebenen Theilen der Skalen zusammen fallen, so wird das reflektirte Sonnenbild am Tage der Äquinoctien stets nach derselben horizontalen Richtung gehen. Ich werde sogleich nachher erwähnen, wie sich dieser Bedingung für jede andere beliebige Deklination der Sonne genügen läßt.

Die Uhr, welche den Spiegel bewegt, ist so aufgestellt, daß ihr Zifferblatt parallel mit der Ebene des Äquators liegt, daß also die Are des Zeigers mit der Weltare zusammen fällt. Einen Durchschnitt der Uhr sieht man bei Hh Fig. 1. Der Zeiger UVdD bewegt sich in 24 Stunden Einmal herum. Das Pendel fg dieser Uhr ist in f befestigt. Die Vertikallinie Xx geht mitten durch den Fuß derselben Xabcd. Die ganze Uhr läßt sich um den Punkt X in der Vertikalebene bewegen und dergestalt stellen, daß ihr Zeiger sich in jeder beliebigen Breite parallel mit dem Äquator bewegt. Um diese Stellung mit Leichtigkeit aufzufinden, ist an dem unteren Theile der Uhr ein Quadrant YZ befestigt, dessen Theilung so eingerichtet ist, daß der Nullpunkt desselben mit der Linie Xx zusammen fällt, wenn das Zifferblatt der Uhr horizontal steht.

Das Ende des Zeigers, welches den Stiel des Spiegels bewegt und welches in Fig. 1 mit Dd bezeichnet ist, ist in Fig. a von einer auf der eben genannten Richtung senkrecht stehenden Seite aufgenommen. In den Zapfenlagern bei D', D' bewegt sich die Are DD' einer hohlen Röhre $\alpha'\beta'$ (welche in Fig. 1 mit $\alpha\beta$ bezeichnet ist) in welcher sich der Stiel des Spiegels Cc frei auf und ab bewegen kann.

Ist der Apparat auf die eben genannte Art aufgestellt, liegen also die Vertikallinien Xx, Pp und Ck in der Ebene des Meridianes, ist ferner der Abstand des Nullpunktes auf der horizontalen Skale vom Punkte p gleich der Länge von Vd und fällt der Inder des vertikalen Nonius mit dem Nullpunkte der zugehörigen Theilung zusammen, so wird der reflektirte Strahl CŒ am Tage der Nachtgleiche stets horizontal seyn und in der Ebene des Meridianes liegen. Es ist nämlich der Spiegel so gestellt, daß die von dem Endpunkte P der Are PQV nach dem Mittelpunkte des Spiegels gezogene Linie PC horizontal ist und in der Verlängerung des reflektirten Strahles CŒ liegt. Nach der Art, wie der Spiegel aufgestellt ist, haben wir ferner PC = PD = Vd. Da sich nun PD in der Ebene des Äquators bewegt, so liegt es an diesem Tage in der Ebene, in welcher die Sonnenstrahlen einfallen, da aber der Zeiger sich zugleich mit der Sonne dreht, so wird der Stiel des Spiegels gleichförmig so herum geführt, daß der Winkel ACP in jedem Momente die Hälfte des Winkels CPD beträgt, indem die Linie CD stets die Basis des gleichschenkeligen Dreieckes CPD bleibt.

Bis jetzt haben wir angenommen, der Heliostat werde am Tage der Äquinoctien gebraucht; es kommt darauf an, die Lage des Spiegels für jede andere beliebige Deklination der Sonne zu bestimmen. Es sei deßhalb lλ die Are, um welche sich der Zeiger der Uhr dreht, PD der Zeiger selbst, D der Berührungspunkt zwischen diesem und dem Stiele, und es werde PD = a gesetzt; es sei ferner PDl = d die Deklination der Sonne. Von dem Punkte l ziehen wir die Linie lC parallel mit dem von dem Spiegel in dem Meridiane reflektirten horizontalen Lichtstrahle; machen sodann lC = lD, so ist der Punkt C der Mittelpunkt des Spiegels und CD der Stiel desselben. Es reducirt sich demnach unser Problem darauf, die Linien Pf und fC zu bestimmen, welche wir mit y und x bezeichnen wollen. Nennen wir dann die Breite des Ortes l und fällen die beiden Perpendikel le und C'D, welche in unserem Falle vertikal sind, so erhalten wir

$$Pl = a\,\frac{\sin.\,d}{\cos.\,d}\,,\ lC = lD = \frac{a}{\cos.\,d}$$

$$le = fP = y = Pl.\,\sin.\,l = a\,\frac{\sin.\,d.\sin.\,l}{\cos.\,d}$$

$$Pe = fl = Pl.\,\cos.\,l = \frac{a\,\sin.\,d.\cos.\,l}{\cos.\,d}$$

$$fC = x = fl + lC = \frac{a\,\sin.\,d.\cos.\,l}{\cos.\,d} + \frac{a}{\cos.\,d}$$

$$= \frac{a}{\cos.\,d}\,(1 + \sin.\,d.\cos.\,l)$$

Ist die Declination der Sonne südlich, steht dieselbe also in λ, so liegt der Mittelpunkt des Spiegels in C' und es ist dann

$$Pg = y = -\,\frac{a\,\sin.\,d.\,\sin.\,l}{\cos.\,d}$$

$$gC' = x = \frac{a}{\cos.\,d}\,(1 - \sin.\,d.\,\cos.\,l)$$

Für den Tag der Äquinoctien, wo d = o, erhalten wir, wie oben schon angegeben wurde

$\alpha = a,\ y = o.$

Um dem Spiegel diese Stellung mit Sicherheit zu geben, dienen die beiden Skalen, welche in Fig. 1 abgebildet sind.

Bei den sämmtlichen bisherigen Untersuchungen haben wir angenommen, daß der reflektirte Strahl in der Ebene des Meridianes läge; es kann indessen häufig gefordert werden, daß der Stahl mit dem Meridiane einen gegebenen Winkel bilde. Um den Spiegel in die

zur Erhaltung dieses Azimuthes nöthige Lage zu stellen, läßt sich an dem Heliostat von Malus das Stück 1234 (Fig. 1) um die Axe Pp drehen, wie dieses Fig. 2 noch deutlicher zeigt. Es kommt nur noch darauf an, das Azimuth, welches die Horizontalskale mit dem Meridiane bildet, genauer zu bestimmen; da jedoch die Berechnung desselben sehr einfach ist, so möge hier die Angabe des Verfahrens genügen, durch welches sich dieses Azimuth auffinden läßt. Es sei deßhalb PV die Axe des Zeigers, PD die Länge desselben, PDI die Deklination der Sonne und C der Mittelpunkt des Spiegels, welcher schon für den Fall richtig bestimmt ist, wo der Strahl im Meridiane reflektirt werden soll. Fällen wir aus den Punkten P, I, C die Vertikalen Pp, Ii, Ck, so liegen die Punkte p, i, k wo diese Perpendikel die Horizontalebene treffen, in einer geraden Linie. Wir wollen annehmen, der Strahl solle in dem Azimuthe pa reflektirt werden, dann beschreiben wir aus i mit ik einen Kreisbogen kb, ziehen ib parallel mit pa; nach dem Punkte b wo diese Linie jenen Kreisbogen schneidet, ziehen wir pb, so gibt kpb das Azimuth an, in welchem das Stück 1234 (Fig. 1) des Heliostaten stehen muß. Die Höhe des Spiegels bleibt hierbei unverändert.

Wenn man sich des Heliostates bedienen will, so muß man zuvor untersuchen, 1) ob der Stiel des Spiegels senkrecht auf der reflektirenden Oberfläche desselben steht; 2) ob die Axe des Zeigers mit der Weltaxe zusammen fällt; 3) ob die Uhr genau die wahre Stunde angibt; 4) ob die Nullpunkte der Skalen gehörig fixirt sind. Ist diesen Bedingungen genügt, so wird der reflektirte Strahl sehr nahe in derselben Lage bleiben und nur die Deklinationsänderungen der Sonne werden dann das Bild im finstern Zimmer etwas verrücken. Bei einem Versuche dieser Art, welcher in Paris angestellt wurde, fing der Beobachter das Sonnenbild in der Entfernung von etwa neun Metern vom Spiegel auf; es verrückte dasselbe seine Lage stündlich nur etwa um drei Centimeter.

So bequem dieser Apparat von Malus ist, so ist doch ein Übelstand mit der Anwendung desselben verbunden. Da nämlich der Spiegel für verschiedene Deklinationen der Sonne gehoben und gesenkt werden muß, so ist es nöthig, daß auch die Öffnung im Fensterladen, durch welche die reflektirten Strahlen in das finstere Zimmer fallen, entsprechend abgeändert werde. Deßhalb hat Charles in Paris dem Spiegel eine constante Höhe gegeben, er theilt aber die erforderlichen Bewegungen der Uhr mit, indem er diese nach den Umständen hebt und senkt. Die Horizontalbewegungen bleiben hier ganz dieselben, während dagegen in dem Heliostat von Malus der Spiegel gehoben wird, muß die Uhr in dem von Charles um dieselbe Größe gesenkt werden. Damit letztere in das erforderliche Azimuth gestellt werden könne, kann der Träger der Uhr nach zwei auf einander senkrechten Richtungen beliebig in der Horizontalebene bewegt werden. Eine nähere Beschreibung dieser Vorrichtung von Charles gibt Biot im Traité de physique Tom. III. p. 175 seqq.

Anmerk. Während des Druckes erhielt ich die Nuova Collezione d'Opuscoli scientifici. Bologna, 1824., in welchen sich die Beschreibung eines neuen Heliostaten von Pietro Prandi befindet. Da es nicht möglich war, das Wichtigste aus jener Abhandlung in diesem Aufsatze mitzutheilen: so verweise ich die Leser auf den Nachtrag am Ende dieses Bandes.

(*L. F. Kämtz.*)

2) Heliostat, als astronomisches Instrument. In der Astronomie versteht man unter Heliostat ein Instrument, welches dazu dient, die Sonne und die übrigen Gestirne zu beobachten und dieselben gleichsam im Felde des Fernrohres zu fixiren, damit die tägliche Bewegung des Gestirnes der genauen Beobachtung kein Hinderniß entgegen setzt. Deßhalb wird das Fernrohr eben so wie ein parallaktisches an einer Axe befestigt, welche mit der Weltaxe parallel ist; ein Uhrwerk treibt dann diese Axe in Zeit von 24 Stunden herum. Auf diese Art bleibt der Stern stets im Gesichtsfelde des Fernrohres. (Nach la Lande in der Encyclopédie.) (*L. F. Kämtz.*)

HELIOTHENTES, *Hübner* (Insecta). Diese Abtheilung der eulenartigen Nachtschmetterlinge (von H. Stamm genannt) zeichnet sich durch einen ziemlich langen Rüssel, einen sehr glatten Rücken, auch dadurch aus, daß die Vorderflügel besonders fleckig gezeichnet, die Hinterflügel aber breit gesäumt sind. Es gehören hierher die Gattungen (Vereine, H.) Phycoma, Hemeroplanis, Helia, Anthocitta, Eutelia, Coenipeta, Melipotis, Catephia, Aedia, Tarache, Metria, Sympistis, Melicleptria, Panemeria, Chimaera. (*D. Thon.*)

HELIOTHEOLOGISCHE BEWEIS, der, ist ein Versuch, das Daseyn Gottes aus der Sonne und ihren Gesetzen darzuthun, also eine Unterart des so genannten physiko-theologischen Beweises. Was von diesem im Allgemeinen gilt, ist auch auf ihn anzuwenden. (*R.*)

HELIOTHERMOMETER nannte Saussure einen Apparat, welchen er construirt hatte, um die durch direkte Einwirkung der Sonnenstrahlen in den höheren Schichten der Atmosphäre erzeugte Erwärmung zu messen. Er beschreibt diesen Apparat ausführlicher in einem Briefe, welcher sich im Journal de Paris für 1784 No. 104 befindet und welchen *du Carla* in seinem Traité du feu complet abdrucken ließ. Eine kurze Nachricht von demselben steht auch in des Erfinders Reisen durch die Alpen. (8. Leipzig 1788) Th. IV. S. 109. Darnach ließ Saussure aus ½ Zoll dicken tannenen Brettern ein Kistchen machen, das in seinem inneren Raume 1 Fuß lang, 9 Zoll breit und eben so hoch war: das ganze Innere desselben ließ er mit 1 Zoll dicken Blättern von angeschwärztem Kork füttern; sodann wurde dieses Kistchen mit drei parallelen, in Riemen laufenden, sehr durchsichtigen Glasplatten so verschlossen, daß eine jede derselben von der folgenden um 1½ Zoll abstand. Wurde dieses Kistchen in die Sonne gestellt, so drangen die Strahlen derselben bis auf den Grund hinein, mußten aber zuerst durch alle drei Glastafeln hindurch gehen. Ein im Grunde des Kistchens angebrachtes und durch die Sonne erwärmtes Thermometer war also vor den

Wirkungen der äußeren Luft in Sicherheit gestellt und gab auf diese Art nach der Ansicht des Erfinders, die durch direkte Einwirkung der Sonnenstrahlen erzeugte Temperaturerhöhung an. Zwei andere Thermometer, von welchen das eine in freier Luft, das andere auf der Rückseite des Kastens hing, dienten zur Vergleichung. Man sieht hieraus, daß diesem Instrumente eine ähnliche Idee zum Grunde liegt, als bei der Construktion des Leslie'schen Differentialthermometers und Photometers (s. diese).

Um mit diesem Instrumente zwei vergleichbare Versuche anzustellen, ließ S. dasselbe am 16. Julius 1774 auf den Gipfel des Cramont tragen, wo er es zuerst langsam an der Sonne erwärmte, bis das eingeschlossene Thermometer auf 50° gestiegen war; hierauf stellte er es eine ganze Stunde, von 2" 12' bis 3" 12' den Strahlen der Sonne bloß, während welcher Zeit das Thermometer von 50° bis 70° stieg. Ein gleiches Thermometer, welches er auswendig an den geschwärzten Kork des Kistchens befestigt hatte, war auf 21° gestiegen, ein drittes in freier Luft 4' über dem Boden, stand nur auf 5°. Als er am folgenden Tage bei Courmayeur auf einer 777 Toisen niedriger liegenden Wiese den Versuch wiederholte, war der Stand der drei Thermometer respektive 69°, 27° und 19°. — Die Folgerungen aus diesen Messungen gehören nicht in diesen Artikel, wohl aber verdient es erwähnt zu werden, daß der Apparat Resultate gibt, welche keines Weges genau zu seyn scheinen, da die Strahlung des erwärmten Korkes die Resultate bedeutend modificiren muß. *(L. F. Kämtz.)*

HELIOTHIS, *Ochsenheimer* (Insecta), Ἡλιωθεῖς, von der Sonne glühend. Diese von Ochsenheimer aufgestellte Gattung der eulenartigen Schmetterlinge charakterisirt der Fortsetzer seiner europäischen Schmetterlingsfauna, Treitschke, folgender Maßen *): Die Schmetterlinge haben lange, fein gekerbte Fühler, einen schlanken Körper, Vorderflügel von hellen Farben und am Außenrande besonders breit, weißliche Hinterflügel mit breiten dunklen Randbinden und großen halbmondförmigen Flecken. Sie schwärmen sehr lebhaft bei Tage im Sonnenschein, Blumen besaugend. — Die Raupen sind schlank, vorn und hinten verdünnt, haben einen sprenkelig gezeichneten Kopf, einen schlanken Leib, an den Seiten um die Luftlöcher schwarze Punkte, oder sind fein gescheckt und dabei mit abwechselnden, bogenartigen Längslinien gezeichnet. — Die Verwandlung geschieht in der Erde in einer harten Hülse. — Die hierher gehörigen Schmetterlinge entsprechen nicht den Heliothentes *Hubners*, wie Treitschke angibt, sondern dessen Vereine (Gattung) Melicleptria. — Es sind bis jetzt folgende europäische Arten bekannt: H. Cardui, Ononis, dipsacea, scutosa, peltigera, armigera, marginata und purpurites. Als Typus beschreiben wir:

H. dipsacea, *Linné*, die Mengelwurzel- oder Kardendistel-Eule. Sie mißt mit ausgespannten Flügeln im Durchschnitt 1 Zoll in der Breite. Die Grundfarbe des ganzen Schmetterlings ist ein grünliches Blaßgelb, welches bald mehr grün, bald mehr rostfarbig erscheint. Über die Vorderflügel ziehen sich zwei dunklere Querbinden, von welchen die nach dem Rande zu, am blässesten ist; mit einer Reihe Punkte auf den Flügelecken. Die Hinterflügel sind gelblichweiß, in der Mitte mit einem starken schwarzen Mondfleck, aus dem sich zwei gleiche Strahlen gegen die Wurzel ziehen. Mehr nach Außen steht eine breite schwarze Binde, in welcher ein großer weißer Fleck, der in der Mitte durch eine dunkle Ader getheilt ist. — Die Raupe lebt auf verschiedenen Arten Ampfer (Rumex), auf Kardendisteln (Dipsacus) u. s. w. und ist meist gelblichgrün mit 6 weißen Längsstreifen und schwarz eingefaßten Luftlöchern. Die schwärzlichbraune, blau bestäubte Puppe liegt in lockerem Gespinste in der Erde. — Der Schmetterling fliegt — überall nicht selten — im Mai bis selbst zum August, wahrscheinlich von zwei Generationen. *(D. Thon.)*

HELIOTROP. Ein neues, von Gauß zu Göttingen zur Förderung der höheren Geodäsie erfundenes Instrument. Die Schwierigkeiten, sich zur Bildung großer Dreiecke zweckmäßige Zielpunkte zu verschaffen, veranlaßten ihn dazu, da er mit einer auf allerhöchsten Befehl im Königreiche Hanover auszuführenden Gradmessung beauftragt worden ist. Überzeugt, daß das von einem nur sehr kleinen Planspiegel reflektirte Sonnenlicht auch in den allergrößten Entfernungen, welche nur bei Triangulirungen vorkommen können, noch hinlängliche Kraft für einen solchen Zielpunkt haben müsse, dachte er nun darauf, das Instrument so einzurichten, daß damit das reflektirte Sonnenlicht in jede nöthige Richtung gelenkt werden kann, wiewohl der Mittelpunkt des reflektirenden Spiegels, während der zur Verfolgung der fortrückenden Sonne zu machenden Bewegungen, in absoluter Ruhe bleiben muß. Im weitern Verfolge der Sache gab der Erfinder dem Instrumente noch verschiedene Einrichtungen und Verbesserungen, und die angestellten Versuche haben es durch herrliche Erfolge bewährt. Es ist von ihm auch nicht bloß als Zielpunkt beim Winkelmessen, sondern auch zu telegraphischen Signalisirungen mit glücklichem Erfolge gebraucht worden. Übrigens haben die drei zur Reflexion des Lichtes angewandten Spiegel, welche das Wesen des Instruments ausmachen, alle eine Breite von 2 und eine Höhe von 1½ Zoll; dazu gehört ein Fernrohr, und das Ganze ruht auf einem sichern Stativ. Wie dasselbe insbesondere zu berichtigen und zu behandeln sei, das hat, für Kenner des Instruments, Gauß in den Schuhmacherschen astron. Nachr. (Bd. 5, n. 116.), dem auch eine Zeichnung beigegeben ist, ausführlich gezeigt.

Selbst vermittels eines Spiegelsextanten, besonders wenn noch ein dritter Planspiegel, dessen Ebene auf der Ebene des Sextanten senkrecht steht, an dem großen Spiegel desselben angebracht wird, aber auch zur Noth ohne diesen, wenn man nur mit rascher Hand dabei verfährt, kann ein ziemlich vollkommner Heliotrop dargestellt werden. Mit einem solchen, als Heliotrop an-

*) Die Schmetterlinge von Europa. V. Band, 3. Abtheil. 1826. S. 215.

gewandten Sextanten, sandte Enke das Sonnenlicht vom Inselsberge nach dem Hohenhagen — einer Entfernung von $11\frac{1}{2}$ Meile, wo Gauß seine Messungen begann. Und in einer Entfernung von 5 Meilen ward bei nebelichter Luft, und da die Fernröhre in dieser Weite auch die auffallendsten Gegenstände nicht mehr zeigten, das Heliotropenlicht immerfort gesehen.

Überhaupt sind die Wirkungen dieses Instruments ganz außerordentlich. Selbst mit bloßen Augen wurde das reflektirte Sonnenlicht und in Entfernungen von 5—10 geogr. Meilen, besonders unter günstigen Umständen, herrlich gesehn. Und bei einem nur einiger Maßen günstigen Zustande der Luft gibt es daher jetzt für die Größe der Dreiecksseiten keine Gränzen mehr, als die, welche die Krümmung der Erde setzt, zumal wenn man, wie Gauß bei zwei neu angefertigten Heliotropen von ganz verschiedener Construktion gethan hat, den Spiegeln noch etwas größere Dimensionen gibt.

Man hat also vermittels dieses Instruments den großen Vortheil bei geodätischen Messungen, die größten Dreiecke construiren und mit aller Präcision messen zu können, was bei den bisher angewandten und anwendbaren Signalen gänzlich unmöglich war. *(Fritsch.)*

HELIOTROP, ein zum Kieselgeschlechte gehöriger, mit dem Achat und Jaspis nahe verwandter, ungeformter, wie Wachs glänzender, an den Kanten durchscheinender, im Bruche muscheliger, aus einem Gemenge von Chalcedon und Grünerde mit eingesprengtem Jaspis bestehender Stein, von dunkellauchgrüner Farbe und meist mit blutrothen Punkten und Adern versehen, der sich in Siebenbürgen, Böhmen, Sicilien, Sardinien, Persien, Sibirien, der Bucharei, vorzüglich in Ägypten u. s. findet, und zu Dosen, Siegelsteinen, Dolch- und Degengriffen u. s. benutzt wird. — Man darf den Heliotrop nicht mit dem Plasma oder Smaragd-Prafer verwechseln, welcher eine mehr lichtlauchgrüne Farbe hat, und meist mit weißen oder gelblichen kleinen Flecken durchzogen ist. *(Fr. Thon.)*

HELIOTROPIUM *L.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Asperifolien, und der ersten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse, deren Charakter eine tellerförmige Korolle mit offenem Rachen und gefaltetem Saume, und eine konische Narbe ist.

I. Heliotropia mit brakteenlosen (spiralförmigen jüngeren) Blühtenähren; A. strauchartige Gewächse: 1) H. amplexicaule *Vahl* Symb., mit halb stielumfassenden, lanzetförmigen, stumpfen, fast weißgrauen Blättern, und gehäuft am Ende stehenden Blühtenähren. In Brasilien. 2) H. peruvianum *L.* Sp., mit gestielten, ablang-lanzetförmigen, runzeligen Blättern, ästigen, am Ende stehenden Blühtenähren, und dem Kelch an Länge gleichender Korollenröhre. In Peru. 3) H. corymbosum *R.* et *P.* (Fl. per.), mit ablang-lanzetförmigen, kurz gestielten, an der Basis verschmälerten, zugespitzten, abwärts gebogenen Blättern, gehäuften, doldentraubigen Blühtenähren, und einer Korollenröhre, welche doppelt so lang, als der Kelch ist. Eben das. (H. grandiflorum *Schrank.* plant. ms.) Abgeb. im Bot. mag. t. 1609. 4) H. oppositifolium *R.* et *P.*, mit breit eiförmigen, zugespitzten, glattrandigen, rauh anzufühlenden, runzeligen Blättern, und gabelig-doldentraubigen Blühtenähren. Eben das. Abgeb. in *R.* et *P.* Fl. per. II. t. 108. f. b. 5) H. lanatum *Kunth.* Syn., mit eiförmigen, zugespitzten, glattrandigen, dicken, weißwolligen Blättern, und gabelig-vielgetheilten Blühtenähren. In Neu-Granada. (H. argenteum *Willd.* herb., *Lehm.* Asper.) 6) H. incanum *R.* et *P.* (Fl. peruv. II. t. 108. f. a.), mit eiförmig-ablangen, zugespitzten, etwas gekerbten, dicken, runzeligen, unten zottig-weißgrauen Blättern, und gabelig-doldentraubigen Blühtenähren. In Quito. 7) H. viridiflorum *Lehm.* Asp., mit eiförmigen, lang zugespitzten, glattrandigen, ziemlich dicken, gestielten, oben etwas scharf anzufühlenden, unten sammetartigen Blättern, und gabelig-doldentraubigen Blühtenähren. In Ostindien. 8) H. lanceolatum *R.* et *P.* (Fl. per. II. t. 101. f. a.), mit lanzetförmigen, runzeligen, rauh anzufühlenden, liniirten, kurz gestielten Blättern, und am Ende stehenden, gabelig-doldentraubigen Blühtenähren. In Peru. 9) H. citrifolium *Lehm.*, mit ablangen, an beiden Enden verschmälerten, glatten, oben widerscheinenden Blättern, und am Ende stehenden, kurzen, zusammengedrängt-doldentraubigen Blühtenähren. In Südamerika. 10) H. linifolium *Lehm.*, mit rispentragendem, unbehaartem Stiel, linienförmigen, etwas striegelichten Blättern, traubenförmigen, einzeln stehenden, fadenförmigen, verlängerten Blühtenähren, und von einander abstehenden gestielten Blühten. Am Vorgebirge der guten Hoffnung und in Ostindien. (Myosotis fruticosa *L.* Mant.) 11) H. zeylanicum *Lam.* Enc., mit ästigem, krummhaarigem Stiel, linienförmigen, oben scharf anzufühlenden, unten zottigen Blättern, einzeln am Ende stehenden, fadenförmigen, verlängerten Blühtenähren, und ungestielten Blühten. Auf Zeilan und in Arabien. (H. fruticosum *Forsk.* arab.) 12) H. syenites *Spr.* Syst., ästiges, sehr zottiges Staudengewächs, mit eiförmig-ablangen, an beiden Enden verschmälerten, glattrandigen, zottigen, lang gestielten Blättern, gezweiten, seitlichen Blühtenähren, und einer Korollenröhre, welche dem Kelch an Länge gleicht. In Oberägypten. (H. villosum *Sieb.*, cinereum *R. Br.*, Kunzii *Lehm.*) 13) H. inundatum *Sw.* Fl. Ind. occid., mit straff aufrechtem, krummhaarigem Stiel, umgekehrt eiförmig-ablangen, stumpfen, glattrandigen, weißgrau-krummhaarigen Blättern, und am Ende stehenden, gezweiten, fast vierzähligen Blühtenähren. In Kumana. (H. procumbens *Kunth.*) 14) H. pilosum *R.* et *P.* (Fl. per. II. t. 110. f. a.), mit abwärts gebogenem Stiel, ablang-lanzetförmigen, zugespitzten, glattrandigen, krummhaarigen Blättern, und kurzen, fast vierzähligen Blühtenähren. In Peru. 15) H. microcalyx *R.* et *P.* (Fl. per. II. t. 109. f. b.), mit aufrechtem Stiel, ablang-lanzetförmigen, zugespitzten, fast runzeligen, glattrandigen Blättern, gabeligen, den Blättern gegenüber stehenden Blühtenähren, und sehr kleinem, vierzezähntem Kelch. Eben das. 16) H humile *Lam.* Ill., mit niedergedrücktem Stiel, eiförmig-lanzetförmigen, lang zugespitz-

ten, ausgeschweiften, krummhaarigen, lang gestielten Blättern, und einzeln stehenden, seitlichen, gestielten Blühtenähren. Auf den karaibischen Inseln. 17) H. glandulosum *R. Br.* Prodr. Fl. nov. Holl., mit ovalen, runzeligen, filzigen Blättern, gezweiten Blühtenähren, und drüsichten Kelchen. In Neuholland. 18) H. erosum *Lehm.*, mit abwärts gebogenem Stiel, ablangen, stumpfen, zu einem Stiel verschmälerten, ausgefressen-gezähnelten, rückwärts hackerigen Blättern, gezweiten Blühtenähren, und steif behaarten Kelchen. Auf Teneriffa. 19) H. eriocarpon *Delil.* (in *Lehm.* Asp.), mit aufrechtem, sehr ästigem Stiel, ungestielten, eiförmigen, stumpfen, wellenförmigen, umgebogenen, warzigen Blättern, und gezweiten Blühtenähren. In Ägypten. (Lithospermum digymum *Forsk.* aeg.) 20) H. maroccanum *Lehm.*, mit straff aufrechtem, hackerigem Stiel, lanzetförmigen, fast striegelichten, wellenförmigen, umgebogenen Blättern, und gezweiten, oder zusammen gesetzten Blühtenähren. In Marokko. 21) H. undulatum *Vahl.* Symb., mit niederliegendem, ästigem Stiel, lanzetförmigen, striegelichten, sehr hackerigen, weißgraulichen, wellenförmigen Blättern, und gezweiten Blühtenähren. In Ägypten und in der Berberei. (H. crispum *Desf.* atl. t. 41., Lithospermum hispidum *Forsk.* aeg.) — B. Krautartige Gewächse: 22) H. europaeum *L.* Sp., mit aufrechtem, etwas zottigem Stiel, fast ovalen, glattrandigen, punktirt-zottigen, unten geaderten Blühtenähren, und offen stehenden Kelchen der Früchte. Im südlichen Europa. Abgeb. in *Jacqu.* austr. III. t. 207. 23) H. suaveolens *M. B.*, mit eiförmigen, glattrandigen, runzeligen, filzigen Blättern, gezweiten Blühtenähren, und wolligen Kelchen, deren pfriemenförmige Abschnitte der Korollenröhre an Länge fast gleichen. In Kaukasien und dem nördlichen Persien. 24) H. villosum *Desf.* (Choix t. 16.), mit aufrechtem Stiel, welcher, wie die eiförmigen, glattrandigen Blätter, sehr zottig ist, mit einzeln stehenden und gezweiten Blühtenähren, und zottigen, den offen stehenden Kelch an Länge weit übertreffenden Korollen. In Griechenland. 25) H. supinum *L.*, mit abwärts gebogenem, krummhaarigem Stiel, fast ovalen, glattrandigen, gefalteten, unten wollig-filzigen Blättern, fast einzeln stehenden Blühtenähren, und geschlossenen Kelchen. Im südlichen Europa und am Vorgebirge der guten Hoffnung. (H. hirsutum *Clarke.*) 26) H. latifolium *Humb.* (*Lehm.* Asp.), mit aufrechtem, ziemlich unbehaartem Stiel, eiförmigen, zugespitzten, glattrandigen, fast ungestielten, geaderten Blättern, und verlängerten, einzeln stehenden oder gezweiten Blühtenähren. In Cumana. (H. scorpioides *Kunth.* Syn.) 27) H. curassavicum *L.*, mit aufrechtem Stiel, fast spatelförmig-linienförmigen, glattrandigen, schimmelgrünen, glatten Blättern, und einzeln stehenden oder gezweiten Blühtenähren. Auf den großen und kleinen Antillen. (H. chenopodioides *W.* En.) 28) H. filiforme *Humb.*, mit weitschweifigem, ästigem Stiel, ruthenförmigen Zweigen, linienförmig-lanzetförmigen, ziemlich stumpfen, striegelichten Blättern, und fadenförmigen, seitlichen, zerstreut und fast einzeln stehenden Blühtenähren. In Neu-Granada. 29) H. canescens *Humb.*, mit ästigem, fast striegelichtem Stiel, umgekehrt eiförmigen, weißgrauen, geaderten, stachlicht-stumpfen, striegelichten Blättern, und gezweiten Blühtenähren. In Cumana. 30) H. cinereum *Humb.*, mit aufrechtem, zottigem Stiel, umgekehrt eiförmigen, fast ausgerandeten, geaderten, zottigen Blättern, und am Ende stehenden dreizähligen Blühtenähren. In Neu-Granada. 31) H. gracile *R. Br.* Prodr. fl. n. Holl., mit aufrechtem Stiel, ablang-lanzetförmigen, etwas zugespitzten, weißgraulichen, striegelichten Blättern, fast einzeln stehenden Blühtenähren, und ungleichförmigen Kelchen. In Neuholland. 32) H. microstachyon *R.* et *P.*, mit niederliegendem Stiel, umgekehrt eiförmig-ablangen, gestielten, fein behaarten, unten weißgrauen Blättern, und kurzen, angehäuften Blühtenähren. In Peru. 33) H. parviflorum *L.* Mant., mit straff aufrechtem Stiel, gegenüber stehenden, eiförmig-ablangen, steif behaarten, geaderten Blättern, fast einzeln stehenden Blühtenähren, und gleich langen Korollen und Kelchen. In Ostindien. Abgeb. in *Dillen.* Elth. t. 146. f. 175. 34) H. synzystachyon *R.* et *P.*, mit niederliegendem, zottigem Stiel, eiförmig-ablangen, geadert-runzeligen, glattrandigen, krummhaarigen Blättern, seitlichen, einzeln stehenden, sehr langen, und gezweiten, kürzeren, am Ende stehenden Blühtenähren. In Peru. 35) H. coromandelianum *Retz.* Obs., mit niedergestrecktem Stiel, umgekehrt eiförmig-ablangen, etwas hackerigen, weißgraulichen Blättern, fast einzeln stehenden Blühtenähren, und punktirten Früchten. In Ostindien. 36) H. ovalifolium *Forsk.* arab., mit abwärts gebogenem Stiel, ovalen, glattrandigen, seidenhaarig-zottigen Blättern, fast einzeln stehenden Blühtenähren, und fein behaarten Früchten. In Arabien und Neuholland. 37) H. malabaricum *Retz.* Obs., mit niedergedrücktem, weitschweifigem Stiel, eiförmigen, gefalteten, glattrandigen, auf beiden Seiten weißgrau-filzigen Blättern, fast einzeln stehenden Blühtenähren, und großen, geschlossenen Kelchen, welche leicht mit den Früchten abfallen. Auf der Küste Malabar. 38) H. capense *Sw.* (in *Thunb.* herb.), mit aufrechtem, ästigem Stiel, eiförmig-rundlichen, gefaltet-glattrandigen, oben striegelichten, unten fast filzigen Blättern, gestielten, fast einzeln stehenden Blühtenähren, und geschlossenen Kelchen, welche leicht mit den Früchten abfallen. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. 39) H. asperrimum *R. Br.* Fl. Nov. Holl., mit aufrechtem, hackerigem Stiel, ablangen, stumpfen, ungestielten, wellenförmigen, striegelichten Blättern, und knopfförmigen Blühtenähren. In Neuholland. 40) H. rotundifolium *Sieb.*, mit aufrechtem, ästigem, filzigem Stiel, rundlichen, von einander entfernt stehenden, weißgrauen, oben seidenhaarigen, unten filzigen, geaderten Blättern, und meist einzeln stehenden, sehr langen Blühtenähren. In Palästina.

II. Heliotropia mit brakteirten Blühtenähren; A. Strauchartige Gewächse: 41) H. lineatum *Vahl.* Symb., mit niederliegendem Stiel, ovalen, zottigen, umgebogenen, unten geaderten, linürten Blättern, gezweiten

Blühtenähren, und zottigen Früchten. In Ägypten. (Lithospermum heliotropioides *Forsk.* aeg.) 42) H. Ottonis *Lehm.*, mit aufrechtem Stiel, linienförmig-lanzetförmigen, aufrechten, weißgrau-seidenhaarigen Blättern, und einzeln am Ende stehenden, verlängerten Blühtenähren. In Carakas. 43) H. fruticosum *Lam.* Enc., mit sehr ästigem Stiel, abwechselnden, linienförmig-lanzetförmigen, krummhaarigen, an der Spitze zurück gerollten Blättern, und seitlichen, fast ungestielten, einzeln stehenden Blühtenähren. In Neu-Granada. 45) H. ternatum *Vahl.* Symb., mit aufrechtem, ästigem Stiel, dreizähligen, lanzetförmigen, oben schwielicht-punktirten, unten weißgrauen Blättern, am Ende stehenden, gestielten, gezweiten Blühtenähren, und linienförmigen Brakteen. In Westindien und Cumana. (H. hirtum *Lehm.*, hispidum *Kunth.*) 45) H. callosum *Spr.* Syst., mit aufrechtem, ästigem, schwielichtem, etwas hackerigem Stiel, abwechselnden, ungestielten, linienförmig-lanzetförmigen, umgebogenen, schwielicht-punktirten, etwas hackerigen Blättern, und meist einzeln an den Seiten, oder am Ende stehenden Blühtenähren. In Ägypten. (H. bacciferum *Forsk.* aeg.?) 46) H. brasilianum *Roth.*, mit sehr ästigem, warzig-striegelichtem Stiel, spatelförmig-lanzetförmigen, stachlicht stumpfen, glattrandigen, schwielicht-hackerigen Blättern, fadenförmigen, meist dreizähligen Blühtenähren, und äußerlich striegelichter Koeolle. In Brasilien. 47) H. strigosum *W.* Sp. pl., mit ästigem Stiel, linienförmig-lanzetförmigen, warzig-striegelichten Blättern, und einzeln an den Seiten, oder am Ende stehenden, gezweiten Blühtenähren. In Guinea. 48) H. polyphyllum *Lehm.*, mit ästigem Stiel, gestielten, linienförmig-lanzetförmigen, zusammen gedrängten, ebenen, glattrandigen, etwas krummhaarigen Blättern, einzeln stehenden Blühtenähren, und krummhaarigen Korollen. In Südamerika. 49) H. myosotoides *Lehm.*, mit aufrechtem, purpurröthlichem Stiel, linienförmig-lanzetförmigen, ebenen, etwas striegelichten Blättern, einzeln stehenden, verlängerten Blühtenähren, und entfernt von einander stehenden Kelchen, welche kürzer, als die Brakteen sind. In Neu-Granada und Kleinasien. 50) H. Rottleri *Lehm.*, mit aufrechtem Stiel, ausgesperrten Zweigen, abwechselnden, gestielten, eiförmig-lanzetförmigen, hackerigen Blättern, einzeln stehenden Blühtenähren, und lanzetförmigen Brakteen, welche den Kelchen an Länge ziemlich gleichen. In Ostindien. 51) H. thymifolium *Lehm.*, mit niedergedrücktem, etwas hackerigem Stiel, ablangen, striegelichten Blättern, einzeln stehenden, verlängerten Blühtenähren, und Brakteen, welche länger, als die Kelche sind. Das Vaterland dieser Pflanze ist unbekannt. 52) H. campechianum *Humb.*, mit niederliegendem Stiel, lanzetförmigen, an beiden Enden verschmälerten, gestielten, striegelichten Blättern, einzeln stehenden, verlängerten Blühtenähren, und fast zweilippigen Kelchen. In Meriko. 53) H. peesicum *Burm.* (Ind. t. 19. f. 1.), mit aufrechtem, ästigem Stiel, linienförmig-lanzetförmigen, schiefen, zurückgerollten, weißgrau-seidenhaarigen Blättern, und am Ende stehenden Blühtenähren. In Persien. 54) H. fasciculatum *R. Br.*, mit sehr ästigem, striegelichtem Stiel, linienförmigen, büschelartig beisammen stehenden, ungestielten, umgebogenen, hackerigen Blättern, und zerstreut stehenden Blühten. In Neuholland. 55) H. marifolium *Retz.* Obs., mit niederliegendem Stiel, fadenförmigen Zweigen, zerstreut stehenden, gestielten, eiförmig-lanzetförmigen, zugespitzten, krummhaarigen Blättern, einzeln stehenden Blühtenähren, und Brakteen, welche den Kelchen fast gleichen. In Ostindien. 56) H. paniculatum *R. Br.* nov. holl., mit sehr ästigem Stiel, welcher, wie die linienförmigen, umgebogenen Blätter striegelicht ist, abwechselnden, rispenförmigen Blühtenähren, und Brakteen, welche kürzer, als die Kelche sind. In Neuholland. 57) H. glabellum *R. Br.* l. c., mit sehr ästigem, unbehaartem Stiel, linienförmig-fadenförmigen, unten etwas krummhaarigen Blättern, wenigen Blühtenähren, und pfriemenförmigen Brakteen, welche den gewimperten Kelchen an Länge fast gleichen. Eben das. — B. Krautartige Gewächse: 58) H. laxiflorum *Roth.*, mit aufrechtem, sehr ästigem, striegelichtem Stiel, linienförmig-lanzetförmigen, umgebogenen, unten fast seidenhaarigen Blättern, schlaffen, verlängerten Blühtenähren, und Brakteen, welche mit den Kelchen von gleicher Länge sind. In Ostindien und Neuholland? (H. pauciflorum *R. Br.* nov. holl.?) 59) H. tenuifolium *R. Br.* nov. holl., mit aufrechtem, filzigem Stiel, linienförmig-fadenförmigen Blättern, abwechselnden, meist einzeln stehenden Blühtenähren, und pfriemenförmigen Brakteen, welche kürzer, als die seidenhaarigen Kelche sind. In Neuholland. 60) H. ventricosum *R. Br.* l. c., mit aufrechtem, ästigem, striegelichtem Stiel, linienfömigen, umgebogenen Blättern, vielblumigen Ähren, Brakteen, welche mit den Kelchen von gleicher Länge sind, und bauchiger Korollenröhre. Eben das. 61) H. scabrum *Retz.* Obs., mit niedergestrecktem, weitschweifigem Stiel, zusammen gedrängten, meist gegenübee stehenden, linienförmig-lanzetförmigen, schiefen, umgebogenen, striegelichten Blättern, einzeln stehenden Blühtenähren, und Brakteen, welche länger, als die Kelche sind. In Ostindien. 62) H. bracteatnm *R. Br.* l. c., mit aufrechtem, ästigem Stiel, welcher, wie die lanzetförmigen, ebenen Blätter striegelicht ist, mit wenigblumigen Ähren und Brakteen, welche fast länger als die Kelche sind. In Neuholland. 63) H. foliatum *R. Br.* l. c., mit ästigem, aufsteigendem, striegelichtem Stiel, lanzetförmigen Blättern, wenigblumigen Ähren und lanzetförmigen, fast gestielten Brakteen, welche länger als die Kelche sind. 64) H. prostratum *R. Br.* l. c., mit niedergestrecktem, striegelichtem Stiel, lanzetförmigen, lang zugespitzten, ebenen, fast ungestielten Blättern, und Brakteen, welche beinahe so lang sind, als die Kelche. (S. *Spr.* syst. I, 538.) (*Sprengel.*)

HELISSON, eine Ortschaft in der Peleponnesoslandschaft Arkadia: sie lag an dem gleichnam. Flusse, der den südlichen Theil des Landes bewässerte und sich in den Alpheus ergoß. (*G. Hassel.*)

HELIUM OSTIUM, bei Plinius [1]) der Name der westlichsten Rheinmündung. Ursprünglich hatte sich der Rheinstrom durch zwei Hauptmündungen in die Nordsee ergossen. So gibt Virgil [2]) dem Flusse mit Recht das Beiwort bicornis, und Claudian [3]) sagt es ihm nach. Asinius Pollio scheint der erste gewesen zu seyn, der durch genaue Erkundigungen die Wahrheit gefunden hatte; er behauptete, daß der Rhein nur zwei Mündungen habe, und tadelte diejenigen, die ihm mehrere zuschrieben [4]). Unter den letzteren ist auch Julius Cäsar [5], der von vielen Mündungen spricht. Aber wahrscheinlich hatte Cäsar nicht die eigentlichen Mündungen des Stromes im Sinne; sondern er bezeichnete vielleicht mit seinem multis capitibus die zahlreichen Meerströmungen, Kanäle und Küstenseen zwischen den Ausflüssen der Maas (Mosa) und Schelde (Scaldis), welche von den spätern Geographen mit Recht von den wirklichen Rheinmündungen unterschieden werden. Erst der Stiefsohn des Kaisers Augustus, Nero Claudius Drusus, hatte durch seinen berühmten Kanal, die Fossa Drusina [6]), welcher vermittels der Yssel und des nach Zütphen abströmenden Flüßchens eine für Flotten fahrbare Verbindung zwischen dem Rheine und dem Zuyder-See (Flevus) bewerkstelligte, eine dritte Hauptmündung geschaffen, die, durch vorgelegte Dämme gedrängt, einen großen Theil des Rheinwassers fast in gerader Richtung nach Norden zum Meere führte und einen bequemen Hafen bildete, um von hier aus mit den römischen Kriegsschiffen das teutsche Meer befahren zu können. Plinius und Ptolemäos [7]) sind die einzigen, welche mit deutlichen Worten drei Hauptmündungen des Rheines bezeichnen. Der erstere spricht von einer zwischen der westlichen und östlichen mitten inne liegenden, die den Namen des Flusses ungeändert bis in den Schoß des Meeres hinüber trug. Dieser Mittelarm mündete westwärts von Leiden, bei Katwyk op Zee, und Tacitus sprach gewiß zu seiner Zeit sehr wahr, wenn er sagt, daß derselbe den Namen und die Gewalt des Stromes beibehalte, weil ihm damals der Leck noch nicht den größten Theil des Wassers entzogen hatte. Pomponius Mela [8]) nennt nur zwei in den Ocean mündende Rheinarme, und zwar den eigentlichen Rhein, von dem wir eben als der mittleren Mündung des Plinius gesprochen haben, und den nördlichen Arm, der sich durch den Drususkanal in den Zuyder-See — bei Mela ingens lacus, qui Flevo dicitur — ergoß. Die westlichste Mündung, Helium, scheint er als bloße Maasmündung betrachtet zu haben; deßhalb erwähnt er sie gar nicht. Tacitus [9]) hingegen nimmt die Maasmündung zugleich auch als Rheinmündung an, kennt jedoch den Namen Helium nicht; die zweite Mündung ist ihm ebenfalls die mittlere des Plinius, und die dritte durch den Zuyder-See übergeht er mit Stillschweigen, wahrscheinlich weil er sie als Fossa Drusina für ein bloßes Kunstprodukt hielt.

Die drei Rheinmündungen des Ptolemäos [10]) setzen die Erklärer in Verlegenheit; denn es scheint allerdings auf den ersten Blick nach der Lage der Stadt Lugodeinon (Leiden) und nach der Position der Maasmündung auf der Tafel, als wenn Ptolemäos alle drei Mündungen dem Zuyder-See zuführe, wie auch Mannert [11]) annimmt. Von den östlichen — *τὸ ἀνατολικὸν στόμα τοῦ ποταμοῦ* — und mittleren — *τὸ μέσον στόμα τοῦ ποταμοῦ* — glaube ich dieß gewiß; die östliche ist unstreitig die durch die Fossa Drusina gebildete, welche jetzt bei Kampen als Yssel das Meer erreicht, und die mittlere des Ptolemäos würde dann den Rheinarm bezeichnen, welcher unter dem Namen Vecht von Utrecht über Muyden ebenfalls dem Zuyder-See zuströmt. Diese letztere wäre dann eine Rheinmündung, die unter den Alten nur Ptolemäos kennt; aber die örtlichen Verhältnisse sprechen nicht dagegen, daß nicht schon in der frühesten Zeit der Strom auf dieser Seite eine schwache Verbindung mit dem Zuyder-See gehabt habe. Die westliche Mündung des Rheins bei Ptolemäos — *Ῥήνου ποταμοῦ τὸ δυσμικὸν στόμα* — halte ich aber für die mittlere des Plinius, für die östliche des Tacitus und für die westliche des Mela, die den Namen Rhein bis zum Meere beibehielt, für die eigentliche alte Rheinmündung, die als die einzige auf der Peutingerschen Tafel [12]) aufgezeichnet ist, und glaube nicht, daß uns die Position von Lugodeinon, welches um einige Minuten westlicher, als diese Mündung, auf der Tafel angesetzt ist, an dieser Annahme hinderlich seyn kann. Dasselbe Mißverhältniß finden wir auch auf der Zeichnung der Peutingerschen Tafel, und Ptolemäos wollte dadurch wohl weiter Nichts andeuten, als daß die Stadt Lugodeinon auf der gallischen Seite, also auf der linken Seite dieser Rheinmündung lag. Die Mündung der Maas hat er besonders angesetzt [13]), und zwar zwei Grade westlicher, als seine westliche Rheinmündung; die Peutingersche Tafel bezeichnet die Maasmündung mit den Namen Fluvius Patabus, und da diese das Helium ostium des Plinius ist, so müssen wir sie jetzt noch etwas genauer ins Auge fassen.

Tacitus [14]) sagt: Der Rheinstrom theilt sich dort, wo das Gebiet der Bataver anfängt, gleichsam in zwei Flüsse, und behält seinen Namen und die Gewalt seiner Strömung, bis er sich ins Meer ergießt, in dem Arme bei, mit welchem er an Germanien vorüber geht. In dem nach Gallien gewendeten Arme fließt er breiter und ruhiger, und diesen nennen die Anwohner mit veränder-

1) *Plin.* Hist. Nat. IV, 29. Nobilissima Batavorum insula, et Cannenufatum: et aliae Frisiorum, Chaucorum, Frisiabonum, Sturiorum, Marsacinorum, quae sternuntur inter *Helium* ac Flevum. Ita appellantur ostia, in quae effusus Rhenus, ab septemtrione in lacus, ab occidente in omnem Mosam se spargit: medio inter haec ore, modicum nomini suo custodiens alveum. 2) Aen. VIII, 727. 3) De Bell. Get. 335. 4) *Strab.* Rer. Geogr. IV, 3. §. 3. 5) Bell. Gall. IV, 10. 6) *Sueton.* in Claud. 1. *Tacit.* Ann. II, 8. 7) Geogr. II, 9. p. 52. ed. *Bertii.* 8) De situ Orbis III, 2. 9) *Tacit.* Ann. II, 6.

10) Geogr. II, 9. p. 52. 11) Germania, S. 443. 12) Tabulae Peutingerianae Segm. I. 13) *Ptol.* Geogr. II, 9. *Μόσα ποταμοῦ ἐκβολαί — κδ — γό: νγ — γ'.* 24° 40' d. L. 53° 20' d. Br. 14) *Tacit.* Ann. II, 6.

tem Namen Vahalis. Bald nachher wandelt auch diesen Namen die in ihn strömende Maas um, in deren ungeheurer Mündung er sich in den Ocean ergießt." — Der westliche Hauptarm nun, den Tacitus in der angeführten Stelle mit so großer Genauigkeit schildert, sonderte sich von dem Rheinstrome an dem Orte ab, wo im Jahre 1586 das Fort Schenkenschanz, von dem in dem holländischen Befreiungskriege berühmten Parteigänger Schenk auf einer Rheininsel angelegt wurde. Die anwohnenden Bataver nannten diesen Theil des Flusses Vahalis, und er hat diesen Namen als Waalfluß bis auf den heutigen Tag beibehalten. Bei der kleinen Festung St. Andries oder Andreasschanze und Rossum, ein wenig oberhalb Bommel, vermischt sich die Maas (Mosa) mit der Waal (Vahalis), und das vereinigte Gewässer nahm hier den Namen Mosa an und vergoß sich vereint durch eine ungeheure Mündung in denselben Ocean. Über den Ort, wo sich zu der Römerzeit die Maas mit der Waal vereinigte, hat man vielfach gestritten; aber nach meiner Ansicht müssen wir den östlichen Punkt fest halten, wenn wir die Lokalverhältnisse mit den Berichten der Alten[15]) in Übereinstimmung bringen wollen. Diese Stelle ist bei St. Andries, und die südliche Abbeugung um das Bommeler Waard, die jetzt den Namen Maas führt, während der nördliche Arm noch Waal heißt, und der schwache Abfluß über Heusden nach Gertruidenburg hin, kann hier nicht weiter in Betracht kommen. Bei dem Bommeler Waard waren gewiß die Maas und die Waal schon zusammen, und beide strömten westwärts in der Richtung auf Gorkum dem Meere zu, mit dem sie sich durch den Kanal auf der Südseite der Insel Yſſelmonde, welcher noch die alte Maas genannt wird, vereinigten. Diese weite Maasmündung nun, zwischen Delftland und dem Lande Voorne, von Vlaardingen bis Gravesande, ist das eigentliche Helium ostium des Plinius, und die Spuren des alten Namens finden wir noch jetzt in jener Gegend in den Ortsnamen Brihel, Helsoet und Helsoetslys. Ausgemacht ist es wohl, daß die eigentliche alte Mündung in dem Laufe der Jahrhunderte in diesem den Überschwemmungen und Anschwemmungen des Meeres ununterbrochen ausgesetzten Küstenstriche eine sehr veränderte Gestalt angenommen hat. So scheint ein großer Theil des Landes Voorne angeschwemmtes Land zu seyn und sich in dem großen Becken angesetzt zu haben, das sonst zu dem immensum os der Maas und des Rheines gehörte. *(Aug. Wilhelm.)*

Helius (mythol.) s. Heleios.

HELIUS (Joh. Beatus), war zu Basel im Jahre 1552 geboren, besuchte die dortige Schule und studirte seit 1567 die Philosophie, wurde 1571 Baccalaureus und 1576 Magister derselben, auch in d. J. noch Professor der Logik, d. 31. Mai 1580 aber der Beredsamkeit. Am 6. April 1586 ward er Prediger an der Martinikirche zu Basel, legte am 9. Junius d. J. seine Professur freiwillig nieder. Der akademische Senat wollte ihn nicht gern verlieren und trug ihm die Professur der Redekunst auf, 1590 das Amt eines Gymnasiarchen; er starb aber plötzlich am 4. Jan. 1620. (Vergl. Athenae Rauricae, pag. 316.) Man hat von ihm Biblioth. commentar. in Cic. oratt. Basil. 1594. Fol. — Grammat. graecae tyrocinia prima in us. adolesc. tert. classis Gymn. Basil. Ibid. 1610. 4. *(Rotermund.)*

HELIX (Mollusca), Schnirkelschnecke (ἕλιξ Kräusel). Linné gab als Kennzeichen dieser Weichthiergattung an: Das Thier ist ganz wie eine nackte Wegschnecke (Limax) gebaut, das Schneckengehäuse ist einschalig, spiralförmig gewunden, fast durchscheinend, zerbrechlich, mit zusammen gezogenen, an der einen Seite halbmondförmiger oder fast runder Mündung, ähnlich einem Zirkel, von dem man ein Segment weg genommen hat.

Auf diese Weise charakterisirt, mußte die Gattung sehr umfangreich werden, und dieß um so mehr, als mehrere Arten derselben einverleibt wurden, deren Schalenbau zwar der Diagnose entsprach, deren später entdeckte Thiere aber zu abweichend waren, um sie in dieser Gattung zu lassen. Diese erlitt daher vielfache Veränderungen, indem sie theils bloß in so genannte Untergattungen, theils in eigentliche Gattungen zerlegt wurde, deren Anzahl auf etliche Dreißig steigt. Schon Gmelin hätte, in seiner Ausgabe des Systema Naturae[1]), mehrere wahrhaft bessere Eintheilungen der Schnirkelschnecken machen können, wenn er die Arbeiten von Adanson und Müller, welche einige wohl begründete Abtheilungen machten, gehörig benutzt hätte. Namentlich hätten des Letztern Carychium und Vertigo Berücksichtigung verdient. Der nächste bedeutende Bearbeiter der Konchyliologie, Bruguière[2]), hat die Linnéische Aufstellung ziemlich unverändert gelassen und nur noch die Gattung Bulimus angenommen, welche fast eben so fehlerhaft zusammen gereihet ist, als Linné's Helix. Erst Lamarck begann eine strengere Sichtung der letzteren und stellte die Gattungen Sigaretus, Janthina, Cyclostoma, Helicella, Limnaea, Melania, Ampullaria, Planorbis, Testacella, Pupa, Achatina, Helicina, Auricula auf. Draparnaud[3]) hat diese Gattungen noch mit Succinea, Clausilia, Vitrina und Physa vermehrt. Montfort, welcher überhaupt eine ungeheure Menge neuer Gattungen aufstellte, fügte den vorigen noch bei: Cyclophorus, Radix, Lanistes, Viviparus, Ileracles, Carocolus, Caprinus, Iberis, Copolis, Polydontes, Straparollus, Acavus, Zonites, Tomogeres, Amphibulimus, Scarabus, Anatomus, Bitomus, Liguus, Polyphemus. Außerdem hat er noch mehrere Namen unnöthig verändert, z. B. Melania in Melas. Diese Menge von Unterscheidung jener Gattun-

15) Caes. B. G. IV, 10. Mosa, parte quadam Rheni accepta, quae appellatur Wahalis. Bell. Gall. IV, 15. Cum ad confluentem Mosae et Rheni pervenissent. Durch die letztere Stelle wird nach dem Gange der geschilderten Ereignisse der Vereinigungspunkt sehr weit nach Osten geschoben.

1) Edit. decima tertia. 2) Encyclopédie méthodique par Ordre des Matières. Hist. nat. Vers. 3) Histoire de Mollusques terr. et fluv. de France.

gen ist übrigens bloß auf die Schale gegründet, das Thier selbst ist dabei nicht in Betracht gezogen, so daß die widernatürlichsten Trennungen und Vereinigungen entstanden. Cuvier endlich hat [4]) auch noch eine Gattung, Chondrus, gebildet, welche Studer Torquilla nennt, und endlich hat Leach noch Bulimulus von Bulimus getrennt. Der ausgezeichnete Konchyliolog Audebart de Ferussac, dessen Werk über die Land- und Süßwassermollusken, wenn auch bis jetzt noch unvollendet, doch hinsichtlich der davon erschienenen Abtheilungen als das vollständigste angesehen werden kann, und das in Ansehung der künstlerischen Ausführung der Abbildungen selbst die schönsten Malereien von Regenfuß [5]) hinter sich läßt, hat bei Eintheilung der Gattung Helix einen eigenthümlichen Weg eingeschlagen. Da er sich vorzugsweise mit derselben beschäftiget hat, und sein Werk, das fast einzig dieser Gattung gewidmet ist, als klassisch zu betrachten ist, so müssen wir seine Klassifikation vorzüglich beachten. Die beispielsweise genannten Arten werden seine Anordnung genügend erläutern.

Um die größeren Abtheilungen der Gattung zu erhalten, benutzte Ferussac das Verhältniß des Thieres zur Schale und hier bot sich ihm eine sehr natürliche Abtheilung in denjenigen Arten dar, deren Schale zu klein ist, um das Thier ganz aufzunehmen, welche Arten er redundantes nennt und an die Spitze der Gattung stellt, da sie den passendsten Übergang von den nackten Schnecken (Limax, Arion) zu den mit einer Schale versehenen machen. Die übrigen, und zwar die Mehrzahl, welche sich leicht und vollständig in die Schale zurück ziehen können, ja bei welchen diese wohl so groß ist, daß das Thier sie nicht einmal ausfüllt, bilden die zweite Abtheilung und heißen inclusae. Um eine weitere Eintheilung dieser Sektionen zu erhalten, wird der Bau der Schale beachtet und dabei unterschieden, ob die Windungen derselben über einander gewunden ein horizontales oder scheibenförmiges Gewinde bilden, helices volutatae, oder ob dieses durch auf einander liegende Windungen in senkrechter Richtung verlängert ist und daher mehr oder weniger thurmförmig oder in die Länge gezogen erscheint, — helices evolutae. Um aber einen Namen für jede dieser Abtheilungen zu gewinnen, sind die Worte helico - oder helici - und cochlo - als Stamm benutzt, welche mit veränderter Endung das erstere die Abtheilung volutatae, das zweite die evolutatae bezeichnen und eben so zur Nomenklatur der Untergattungen dienen. Die letzteren sind über dieß noch in Familien getheilt, welche meistens den von früheren Schriftstellern errichteten Gattungen entsprechen, aber bloß durch den Namen charakterisirt sind. — Allerdings ist dieß ganze System nur ein künstliches, indessen zum leichtern Aufsuchen und Einordnen der Arten sehr brauchbar. — Nach ihm theilt sich die Gattung *Helix* also ein, wie folgt:

Species redundantes.

A. Helicoides (volutatae).

Untergatt. Helicophanta. Das Thier ist im Verhältniß zur Schale ungeheuer groß, indem die letztere in der Regel nur den hintern Theil bedeckt, das Gewinde dehnt sich auf einmal horizontal aus und hat nur drei oder vier wenig vorspringende Windungen, von welchen die letzte sehr groß ist; die Mündung ist sehr weit und steht im Verhältniß zur Achse sehr schief, die Lage der untern Seite der Windungen über einander bildet einen Nabel oder durchbohrte Spindel.

1. Familie Vitrinoides. Typ. Helix brevipes, *Draparnaud.*

2. Fam. Vesicae (Vessies). Typ. Helix cornu giganteum, *Chemnitz.*

B. Cochloides (evolutatae).

Untergatt. Cochlohydra. Das Thier ist größer als die Schale und hat 4 Tentakeln, von welchen die obern, länger, an der Spitze mit Augen versehen, die untern aber sehr kurz und kaum sichtbar sind; die Schale ist eiförmig oder ei-kegelförmig, die Mündung weit, ganzrandig, mehr lang als breit, mit geradem, schneidendem, nicht zurück gebogenem Rande, welcher sich unten mit der glatten, dünnen, in einen schneidenden Faden endenden Spindel verbindet; die Schnecke führt keinen Deckel. — Diese Untergattung entspricht der Gattung Succinea Draparnaud's. Siehe den Art. — Typ. Succinea amphibia, *Drap.* — Helix putris, *Gmelin.*

Species inclusae.

A. Helicoides (volutatae).

Untergatt. Helicogena. Die Schale kugelig oder gedrückt, der Nabel derselben versteckt, die Spindel manchmal nicht hohl, die Mündung ungerandet.

1. Fam. columellatae. Typ. Helix naticoides, *Chemn.*

2. Fam. perforatae. Typ. H. pomatia, *Linn.*

3. Fam. Acavae. Gattung Acave, *Montfort.* Typ. Helix hortensis, *Müller*; H. aspersa, *Linn.*

4. Fam. depressae. Typ. Helix lactea, *Linn.*

Untergatt. Helicodonta. Schale kugelig oder etwas platt gedrückt, der Nabel bedeckt oder sichtbar, die Mündung gezähnt.

1. Fam. personatae (französ. Grimaces). Typ. Helix obvoluta, *Müller.*

2. Fam. lamellatae. Typ. Helix carabinata, *Ferussac.*

3. Familie maxillatae. Typ. Helix imperator, *Montfort.*

4. Fam. anastomatae. Typ. Hel. ringens, *Linn.*

5. Fam. impressae. Entspricht der Gattung Cepolis Montfort's. Typ. Hel. bidentata, *Linn.* — H. impressa, *Lamarck.*

Untergatt. Helicigona. Die Schale kielförmig, zugeschärft, mitunter kegelförmig, der Nabel bedeckt oder sichtbar.

1. Fam. Carocollae. Entsprechen der Gattung Carocolla Montfort's. Typ. Hel. Carocolla, *Linn.*

4) Im Règne animal. 5) Auserlesene Schnecken, Muscheln u. s. w.

2. Fam. Vortices. Oken's Gattung Vortex. — Typ. H. lapicida, *Linn.*

Untergattung Helicella (auch Lamarck's). Die Schale gedrückt oder ganz glatt, der Nabel offen, die Mündung zurück gebogen, einfach oder gerandet; seltener ist der Nabel versteckt oder bedeckt, und dann ist die Mündung einfach oder gerandet.

1. Fam. lomastomae. Typ. H. cornea, *Draparn.*
2. Fam. aplostomae. Typ. Helix algira, *Linn.*
3. Fam. hygromanae. Typ. Helix fruticum, *Müller.*
4. Fam. Heliomanes. Typ. Helix ericetorum, *Gmelin.*

Untergatt. Helicostyla. Die Schale ist platt gedrückt oder kräuselförmig, manchmal sind Blättchen oder Zähne vorhanden, die Spindel ist derb (nicht hohl).

1. Fam. aplostomae. Typ. Helix ochroleuca, *Ferussac.*
2. Fam. lamellatae. Typ. Hel. epistylium, *Müll.*
3. Fam. canaliculatae. Typ. H. unidentata, *Chemn.*
4. Fam. marginatae. Typ. Hel. Studeriana, *Ferussac.*

B. Cochloides (evolutae).

Untergatt. Cochlostyla. Die Mündung zahnlos, die Spindel derb, fadenförmig, nicht abgestutzt.

1. Fam. lomastomae. Typ. H. ventricosa, *Chemn.*
2. Fam. aplostomae. Typ. H. undata. *Chemn.*

Untergatt. Cochlitoma. Die Schale kugelförmig, bauchig, die Mündung erweitert, zahnlos, die Spindel derb, flach abgestutzt.

1. Fam. Liguae. Entsprechen der Gattung Liguus Montfort's. Typ. Helix virginea, *Linn.*
2. Fam. Achatinae, der Gattung Achatina Lamarck's entsprechend. Typ. Helix Zebra, *Linn.*

Untergattung Cochlicopa. Die Schale oval oder thurmförmig, die Mündung schmal, zahnlos; die Spindel derb, flach, abgestutzt.

1. Fam. Polyphemae; die Gattung Polyphemus Montfort's. Typ. Helix glans, *Linn.*
2. Fam. styloidae. Typ. Helix columna, *Linn.*

Untergatt. Cochlicolla. Die letzte Windung der Schale kürzer, als die andern zusammen genommen; die Mündung zahnlos, die Spindel durchbohrt oder genabelt.

Fam. turritae. Typ. Bulimus decollatus, *Bruguière.*

Untergatt. Cochlogena. Die letzte Windung in der Regel aufgeblasen, und länger, als die andern zusammen genommen; die Mündung zahnlos; manchmal sind jedoch Zähne vorhanden, die Spindel durchbohrt oder genabelt.

1. Fam. umbilicatae. Typ. H. flammea, *Müller.*
2. Fam. perforatae. Typ. Helix radiata, *Linn.*
3. Fam. Bulimae. Typ. Helix montana, *Linn.*
4. Fam. Helicteres. Typ. Turbo lugubris, *Chemn.*
5. Fam. stomatoides. Typ. Voluta auris Sileoi, *L.*
6. Fam. contostomae. Typ. Pupa tridens, *Draparnaud.*

Untergatt. Cochlodonta. Die Mündung gezahnt, in der Regel von gleicher Höhe und Breite, an der Seite mit einer Rinne, der Mündungssaum unterbrochen.

1. Fam. Pupae. Der Gattung Pupa, *Draparn.* entsprechend. Typ. Pupa dolium, umbilicata, *Drap.*
2. Fam. cereales. Entsprechen der Gattung Chondrus, *Cuv.* Typ. Pupa cinerea, P. secale, *Draparn.*

Untergatt. Cochlodina. An der Spindel im Innern der Mündung steht ein deckelartiges Blättchen, die Mündung ist gezahnt, der Saum derselben nicht unterbrochen und bei den meisten mit einer doppelten Einbiegung versehen und immer, oben oder unten eine Bucht bildend, die Rinne fehlt.

1. Fam. pupoides. Typ. Hel. carinula, *Linn.*
2. Fam. tracheloides. Typ. Turbo cylindricus, *Chemnitz.*
3. Fam. anomales. Typ. Pupa fragilis, *Draparn.*
4. Fam. Clausiliae. Sie entsprechen der Gattung Clausilia Draparnaud's und es gehören hierher fast alle, in letzterer, von diesem Schriftsteller und von Lamarck aufgeführte Arten.

Nach dieser Anordnung der Gattung Helix und nach dem derselben von Ferussac gegebenen Umfange werden wir jedoch dieselbe hier nicht abhandeln, sondern sie mit Lamarck und Blainville enger begränzen, und verweisen deßhalb hinsichtlich derjenigen Arten, welche dieser Annahme zu Folge, derselben nicht angehören, auf die Artikel Succinea, Bulimus, Achatina (Pythia), Clausilia, Pupa und Vitrina. Die Kennzeichen der Gattung in dieser Begränzung sind nun folgende: Das Thier ändert etwas in der Form ab; der Mantel bildet an seinem freien Rande eine Art Ring oder dickes Halsband, besonders nach vorn hin, welches durch einen nicht tiefen Einschnitt in zwei Lippen getheilt ist; der eiförmige Fuß ist flach, unten glatt, oben gewölbt und körnig, mit der Eingeweidemasse durch einen oft schmalen Stiel verbunden; der Kopf ist ziemlich deutlich gesondert; die vordern Fühler sind vollständig ausgebildet und an der Spitze aufgeschwollen, die hintern sind sehr lang; der Mund bildet eine senkrechte Spalte und ist mit zwei, die Lippen bildenden Lappen, außer dem mit einer Art Randzahn und einem zungenähnlichen, eiförmigen, ziemlich kleinen Körper versehen; der After liegt am Rande des Athmenlochs, die Athmenhöhle ist sehr groß, schief und öffnet sich in ein rundes Loch im Halsbande, an dem hintern Winkel der Verbindung beider Hälften desselben; die gemeinschaftliche Öffnung der Geschlechtsorgane liegt auf der rechten Seite, mehr oder weniger hinter dem Geruchsfühler dieser Seite.

Die Schnecke (Schale) hat eine sehr verschiedene Form. In der Regel ist sie kugelig, manchmal bauchig, kegelförmig, sehr oft flach und kreisförmig, niemals aber gethürmt; die Spitze ist beständig stumpf und zugerundet; die Mündung schief, meistens von mittlerer Größe, manchmal auch sehr groß oder sehr klein und bekommt ihre Gestalt immer durch die Windung, an welcher sie anliegt, so, daß sie eiförmig, halbmondförmig und immer mehr breit, als lang erscheint; die Ränder (Lippen)

derselben (der Saum) sind hinten getrennt, oft einander fast ganz gleich, die Spindel hat auf die innere Gestalt der Windungen wenig Einfluß.

In Hinsicht der äußern Gestalt, des innern Baues, der Lebensweise bemerke man Folgendes. Das Thier der Schnirkelschnecken gleicht in vielem Betrachte der gemeinen, wohl Jedermann bekannten Wegschnecke, nur muß man sich die Masse der Eingeweide, als in einen Sack ausgetreten denken, welcher spiralförmig gewunden und von einer kalkartigen Schale umschlossen ist. Der aus derselben hervorragende Theil des Thieres, der Körper, ist an seinem Vordertheile fast halbcylindrisch, oben mehr oder weniger gewölbt, unten flach, nach hinten zungenförmig auslaufend, welches Ende durchaus muskulös und nur eine Fortsetzung des Fußes ist. Diesen Namen gibt man der platten und starken Masse der äußern Hülle des Thieres, welche die untere Fläche des Körpers einnimmt, weil sich dasselbe auf dieser, kriechend, fort bewegt. Dieser Fuß, nach hinten ganz frei, verlängert sich nach vorn bis unter den Kopf, von welchem er durch eine tiefe Furche getrennt ist. Seine ganze untere Fläche ist vollkommen glatt, die obere ist runzelig und es entstehen diese Runzeln durch eine große Anzahl wenig erhabener, durch Furchen getrennter Erhöhungen. Die Furchen stehen im Allgemeinen unregelmäßig und nur einige sind symmetrisch. Von diesen letzteren umgibt eine den oberen Rand des Fußes, zwei andere nehmen den vordern Theil des Rückens ein und ziehen sich an jeder Seite nach dem Raume hin, durch welchen der Fuß vom Kopfe getrennt ist. Dieser letztere ist aber nicht sehr deutlich, besonders oben, gesondert und wird eigentlich nur durch seine Organe kennbar. Dieß sind die Fühler (tentacula), von welchen zwei Pare vorhanden sind. Das eine derselben vorn und mehr nach innen stehend, besteht aus den kleinsten, das andere mehr nach hinten und außen sich findend, ist viel größer und fällt sogleich durch die schwarzen Punkte in die Augen, welche jeder Fühler an der Spitze hat und die man für Augen hält. Diese Fühler unterscheiden sich von denen anderer Mollusken besonders dadurch, daß sie zurückziehbar sind, indem sie sich durch einen eigenen Mechanismus nach innen umstülpen. Am vorderen Kopfende ist eine zusammen gefaltete Öffnung, welche den Mund bildet und an jeder Seite erweitert sich der Kopf in einen ziemlich kurzen Anhängsel in ohrähnlicher Form, welcher zur Mundhöhle gehört. Nicht weit von der äußern Seite des rechten Fühlers, sieht man oft deutlich eine kleine Spalte in einer Anschwellung, welche die Öffnung für die Geschlechtstheile ist. Die Rückenerhöhung des Thieres bildet eine Art Stiel, auf welcher die Eingeweidemasse sitzt, welche von einer sehr zarten und glatten Haut umgeben ist und, wie schon bemerkt, durch die Schale (Schnecke,) schützend bedeckt wird. Dieser Stiel hat je nach den Arten eine verschiedene Länge, er geht durch eine Art sehr dicken Muskelrings hindurch, welcher die Eingeweidemasse umzieht, und dem Mantel anderer Mollusken entspricht, hier aber den Namen eines Halsbandes (collare) führt. Er faßt die ganze Mündung der Schale ein und bildet einen vollständigen Zirkel. Man unterscheidet deutlich zwei Theile an demselben, den innern glatten mit sehr zartem Rande, welcher vorn, rechts, eine weite Ausrandung bildet, an deren Ende sich an jeder Seite ein rundlicher Anhängsel befindet. In einer andern Ausrandung der rechten Seite dieser Haut findet sich das Athmenloch. Der andere Theil des Mantels ist das eigentliche Halsband, er ist viel dicker und bildet einen Wulst, welcher, über die seitliche rechte Ausrandung des andern Theiles sich legend, auf diese Weise eine fast runde Höhlung herstellt. Zwischen beiden Theilen, hinter dem Athmenloch, findet sich der After in einer senkrechten Spalte. — Die Schale der Schnirkelschnecken zeigt im Allgemeinen den nämlichen Bau und dieselbe Art von Wachsthum, wie bei andern Konchylien. Sie ist von mittelmäßiger Stärke, oft sehr dünn, sehr selten mit einer Oberhaut, wie die Seeschnecken, bedeckt und zeigt innen nie Perlfarbe. Manchmal steht sie in einem auffallenden Mißverhältniß zum Thiere, indem sie so klein ist, daß sie dieß nur zum Theil bedeckt und dann immer die Masse der Eingeweide, besonders aber die Respirationsorgane, und so nähern sich diese Arten der Gattung Vitrina, Draparnaud's. Bei der so sehr verschiedenen Gestalt der Schale findet man, daß, wenn sie sehr platt gedrückt erscheint, dann das Gewinde nur aus einer kleinen Anzahl von Windungen besteht, deren letzte sehr groß ist; dagegen nimmt die Zahl der Windungen und diese selbst nehmen nur nach und nach an Größe zu, wenn die Schale ganz flach kreisförmig sich zeigt. Nur wenige Arten sind kräuselförmig gebildet, d. h. das Gewinde erhebt sich senkrecht in eine kegelförmige Spitze, indessen die Basis horizontal bleibt. Bei vielen Arten sind die Windungen im jüngeren Alter mehr oder weniger kielförmig zugeschärft, bei manchen behalten sie auch diese Form. Eben so haben auch die meisten Arten Anfangs einen Nabel (d. h. ein Loch oder eine Vertiefung, neben der Wurzel der Spindel im Mittelpunkte des Grundes der Schale) welcher indessen nicht selten beim vorrückenden Wachsthum verschwindet. Mitunter ist dieser Nabel durch eine schwielenförmige Erhöhung verdeckt, welche durch eine Erweiterung der linken Lippe, oder mit andern Worten, durch eine Verlängerung der Spindel gebildet wird. Der Gestalt der Öffnung ward im Allgemeinen schon gedacht. Ihre Ränder (Lippen) sind in der Regel getrennt, wodurch ein unterbrochener Rand (Saum) entsteht; wenn aber auch der letztere ganz zu seyn scheint, so findet die Verbindung doch nicht unmittelbar zwischen den Lippen Statt, sondern durch eine Schwiele, welche sich in der Lücke zwischen denselben erhebt. Die linke Lippe wird mehr oder weniger durch eine Verlängerung der Spindel gebildet, und am Verbindungspunkt zeigt sich oft ein kleiner Vorsprung. Der Mündungsrand (Saum) selbst ist bald schneidend, bald dick, bald innerlich oder äußerlich wulstig, und dabei bald gerade, bald nach außen gebogen, ausgeschweift u. s. w. in vielen Abweichungen. Auch in der Farbe bemerkt man bei den Schnirkelschnecken eine gewisse Übereinstim-

mung. Sehr oft sind sie einfarbig und dann bildet Braun, in allen Schattirungen, die Hauptfarbe; meistens aber findet man bei ihnen auf einem helleren Grunde dunklere Binden. Diese lassen sich füglich in zwei Abtheilungen bringen, nämlich in die untere und in die obere, von welchen jene immer die kürzesten sind, und oft ganz fehlen; sie trennen sich in 2 bis 5 Linien und manchmal in Flecken. Die obern Binden hängen immer von dem Kiel der Windungen ab, oder von der Stelle, welche er, wäre er vorhanden, einnehmen würde; auch sie theilen sich oft in mehrere oder in Flecken, jedoch zeichnet sich immer die eine, welche der Obernaht der Windungen (d. h. wo diese zusammen stoßen) und dem Kiel (der Mitte derselben) folgt, als die beständigste und breiteste aus. Endlich gibt es Schnirkelschnecken, welche einfarbig sind, bis auf eine braune oder weiße, dem Kiel folgende Binde. Alle diese Zeichnungen scheinen keines Wegs bedeutungslos zu seyn, sondern natürliche Gruppen in der Gattung anzudeuten.

Was ferner den Bau der Schnirkelschnecken betrifft, so hat die Haut des Thieres an allen den Stellen, welche nicht von der Schale bedeckt sind, eine außerordentliche Empfindlichkeit, wegen der großen Menge in ihr sich verbreitender Nerven. Die Furchen auf derselben, deren schon oben gedacht wurde, scheinen zur Aufnahme und Verbreitung der schleimigen Materie, welche den Körper überall überzieht, bestimmt zu seyn. Hinsichtlich ihres inneren Baues weicht dieselbe nicht von dem, wie er bei andern Molluskon vorkommt, ab, außer daß sich in ihr mehr Schleimlöcher befinden, welches schon aus der großen abgesonderten Masse Schleim sich ergibt, wenn gleich die nackten Schnecken (Limax) mit einer noch größeren Menge desselben bedeckt sind. Am deutlichsten erscheinen diese Schleimlöcher auf dem Halsbande, wo man deutlich ihre Stellung und Ausgänge beobachten kann. Durch diese schlüpfrige Weichheit der Haut wird ebenfalls der Sinn des Gefühls noch vermehrt, der in der That außerordentlich fein ist. Hierzu kommen noch die oben erwähnten Fühler, deren Haut noch nervenreicher, noch empfindlicher, als die des übrigen Körpers ist. Diese Fühler scheinen aber nicht bloß Organe des Gefühls zu seyn. Blainville hält das vordere Fühlerpaar für das Organ des Geruchs, während andere Naturforscher die ganze Haut als solches annehmen, wofür indessen, nach der Analogie zu schließen, keine große Gewähr vorhanden ist. So viel ist jedoch gewiß und läßt sich leicht beweisen, daß die Schnirkelschnecken mit einem sehr feinen Geruche begabt sind. — Das hintere größere Fühlerpaar hat auf seinem oberen Ende ein Par schwarze Punkte, welche nicht mit Unrecht von den Naturforschern für Augen gehalten werden. Swammerdam, welcher sie genau zergliederte, gibt an[6]), daß er alle zum Auge gehörigen Theile daran gefunden habe. Wenn sich dieß wirklich so verhält, so muß das Auge, oder vielmehr der Sinn des Gesichts, doch sehr unvollkommen seyn, denn wenn man den Fühlern, den kleinen sowohl als den größern, einen Gegenstand nähert, so scheint das Thier denselben mit den letzteren nicht früher, als mit den ersteren (durchs Gefühl) zu bemerken. — Für das Gehör scheinen die Schnirkelschnecken ein besonderes Organ nicht zu haben, wenigstens werden sie ein Geräusch erst dann gewahr, wenn es heftig und ihnen so nahe ist, daß es die sie umgebende Luft bewegt und ihnen also durchs Gefühl bemerklich wird. — Die Muskelhaut, mittels welcher das Thier sich bewegt, ist von der eigentlichen Haut, deren innere Lage sie bildet, nicht unterschieden, und verbreitet sich nach allen Seiten, nur an den Theilen, mittels welcher das Thier seine Stelle verändert, ist sie dicker und nimmt eine bestimmte Richtung an, nämlich die Haut des Fußes ist viel stärker, als die an den übrigen Körpertheilen, und die in kleine Bündel vereinigten Muskelfasern liegen nach der Länge des Fußes. Durch Zusammenziehung oder Ausdehnung derselben entsteht nun eine wellenförmige Bewegung und das Thier vermag damit ziemlich schnell zu kriechen. Außer diesen Muskeln ist noch von den übrigen derjenige am merkwürdigsten, welcher der Muskel der Spindel genannt wird, um deßwillen, weil er in der Achse der Schale entspringt. Er ist von bedeutender Stärke und besteht aus mehreren Bündeln, welche sich alle an die Schale heften. Der dickste derselben endigt ziemlich an dem mittleren Theile der obern oder Eingeweideseite des Fußes, und dient, diesen in den durch das Halsband gebildeten Ring und weiter in die Schale, durch Zusammenfalten in der Mitte, zu ziehen. Von der äußern Seite desselben Bündels geht ein anderer Muskel in die innere Röhre eines jeden Fühlers ab, bildet dessen innere Wand und befestiget sich an der Spitze desselben so, daß durch das Zusammenziehen dieses Muskels der Fühler, wie ein Handschuhfinger nach innen umgestülpt wird. Durch andere ringförmige Muskeln der Haut, welche den Fühler bildet, wird derselbe wieder ausgestreckt. Die übrigen Muskeln einzeln aufzuzählen, würde uns zu weit führen. Von den zur Aufnahme der Nahrung und Verdauung gehörigen Organen ist zuerst der Mund zu erwähnen. Er befindet sich am Ende des Kopfs und bildet eine kleine, etwas in die Quere stehende, eiförmige Öffnung, deren Ränder, besonders der obere, sehr regelmäßig gefaltet sind. An diesem, etwas nach innen, steht ein kleiner, hornartiger, schwarzer Zahn, der sehr regelmäßig in eine, je nach den Arten verschiedene Anzahl Zähnchen eingekerbt ist. Dahinter liegt dann die Mundhöhle. In dieser findet sich unten eine zungenförmige, jedoch nicht mit hornigen Spitzen besetzte Anschwellung, gegen welche beim Kauen jener kammförmige Zahn, durch Muskeln nach hinten gerichtet, einwirkt. An der obern Wand der Mundhöhle fängt sogleich der Ösophagus an, welcher sehr dünn ist und an dessen Eingang sich die körnigen, mattweißen Speicheldrüsen endigen, welche, sich erweiternd, ziemlich tief in den Darmkanal hinein ragen. Dieser, von häutiger Substanz, verlängert sich an der linken Seite der Eingeweidemasse, nimmt etwas an Umfang zu und bildet

6) Bibel der Natur ed. Lips. 1752. S. 47.

auf diese Weise einen ersten Magen, welcher sich nicht besonders auszeichnet, weiter hin aber, gegen das Ende der Windung, tritt er etwas mehr aus einander, einen kleinen Sack bildend, aus welchem, dicht am Ösophagus der eigentliche Darm entspringt, der sich wieder nach vorn wendet und nach einer starken Umwindung, an der Leber weg der Athmenhöhle folgt, sich an die hintere Wand derselben anlegt und sich dicht hinter dem Athmenloch nach außen öffnet. Die Leber, von mittelmäßiger Größe und brauner Farbe, besteht aus drei oder vier Lappen, deren hinterer, mit dem Eierstocke, die Spitze der Windung ausfüllt, die übrigen aber liegen am Darmkanal an. Die Gallengänge vereinigen sich nach und nach in einen einzigen und öffnen sich so in den Magen selbst. Von den Wänden dieses Darmkanals, so wie aus allen andern Eingeweiden der Verdauung und Fortpflanzung, aus der Leber, dem Eierstocke und aus den Testikeln, entspringen in zahlreichen Verzweigungen die Adern, welche, wie auch bei anderen Mollusken, allein die Stelle der einsaugenden Gefäße vertreten. Diese Adern vereinigen sich in ihrem weitern Verlaufe zu einer einzigen größeren, welche dem hohlen Rande des Gewindes folgt und wenn sie an die Athmenhöhle gelangt, mit dem Darmkanal weiter läuft. Bei dessen Ende vereinigt sie sich mit zwei andern, welche das Blut von den Bedeckungen des Thieres sammelten und von denen eine an jeder Seite des Körpers liegt. Mit der gemeinschaftlichen Ader vereinigt sich dann noch ein anderes Gefäß, welches von den vor dem Athmenorgane liegenden Eingeweiden herkommt und unter dem Herzen durchgegangen ist. Es ergibt sich also hieraus, daß die ganze Athmenhöhle von großen Adergefäßen umgeben ist, welche nun in dieser sich vertheilend, die Stelle einer Lungenarterie versehen. — Das Athmenorgan liegt in einer weiten Höhle über der allgemeinen Masse der Eingeweide und nimmt die ganze letzte Windung der Schale ein, liegt folglich schief von der linken zur rechten Seite und von hinten nach vorn. Seiner Öffnung nach außen ward schon erwähnt. Der ganze untere Theil dieser Höhlung ist glatt und wird durch eine, offenbar muskulöse Haut gebildet, aber die obere oder die Decke, besteht fast ganz aus Gefäßen. Die Verästelungen eines Theils dieser Gefäße kommen von den großen Adern, welche, wie beschrieben, die Höhlung umgeben und bilden die oberste Lage oder Decke. Aus der Spitze dieser Verästelungen entstehen wieder andere, welche sich nach und nach in größere Äste vereinigen, und diese Äste, an der Zahl sechs oder sieben, gehen von vorn nach hinten und endigen in einen ziemlich großen Stamm, welcher die Mitte des obern Theiles der Höhle einnimmt und sich gegen deren hintern Winkel wendet, wo er sich in das Herzohr öffnet. Die Schnirkelschnecken athmen also mittels dieser Lungenhöhle atmosphärische Luft, wie alle, mit ihnen in dieselbe Familie gehörenden Mollusken, jedoch findet das Athmen nicht in regelmäßigen Zeiträumen Statt. Das bläulichweiße Blut tritt, nachdem es in der Athmenhöhle seine neuen Bestandtheile aus der Luft aufgenommen hat, mittels der Lungenader in das Herz. Dieß liegt etwas schief, an der linken Seite und dem hintern Drittheile der Athmenhöhle in einer eigenen Höhlung oder Herzbeutel. Es ist von ziemlicher Größe und besteht aus zwei dreieckigen Theilen, welche, mit den Enden an einander liegend, sich an der Basis berühren. Die Lungenader tritt an der Spitze des Herzohrs ein, welches viel kleiner ist und dünnere Wände hat, als der Beutel. An der Stelle, wo beide in einander münden, stehen zwei kleine, der Richtung des Blutlaufes entsprechend, sich bewegende Klappen. Aus dem Ende des Beutels tritt dagegen die Aorta hervor, welche nach einer kleinen kugelförmigen Erweiterung sich fast sofort in zwei Stämme theilt, von welchen der eine, nachdem er der ganzen Wölbung des Gewindes gefolgt, sich in den hintern Theil der Eingeweide verzweigt, nämlich in die Leber, in den Eierstock, in den Testikel und in den Eiergang, der andere Stamm aber sich im Gegentheile nach den vordern Theilen, so wie auch nach dem Fuß begibt. — Der Beschreibung der Geschlechtstheile gehen die eines andern Organes voraus, über dessen Bedentung die Naturforscher noch nicht einig sind, welches aber Blainville als zu den Urinwerkzeugen gehörig betrachtet. Es liegt dasselbe an dem hintern Theile der Decke der Athmenhöhle und bildet einen dreieckigen Sack, der außen glatt, inwendig aber mit einer großen Menge horizontaler, ziemlich regelmäßig gestellter Blättchen versehen ist. Längs dem Rande, welcher an die Seite des Darmkanals anstößt, findet sich ein ausführender Kanal, der sich nach hinten, bis an den hintern Winkel des Organes, wo er plötzlich eine Biegung macht, und am Darm nach vorn laufend, sich rechts neben dem Athmenloche in einer Furche öffnet. Da aus dieser Mündung eine Menge Schleimblasen hervor kommen, wenn die Schnecke beunruhigt sich in ihre Schale zurück zieht, so hält Cuvier dieß Organ für das, den Schleim, welchen die Schnecke von sich gibt, absondernde. — Die Geschlechtstheile dieser Thiere sind sehr zusammen gesetzt. Schon lange ist man damit bekannt, daß die Schnirkelschnecken echte Zwitter sind, das heißt, sowohl männliche als weibliche Geschlechtsorgane besitzen, sich jedoch, deren ungeachtet, einzeln nicht fortpflanzen können, sondern, daß es immer zweier Individuen bedarf, um sich gegenseitig zu befruchten.

Die weiblichen Geschlechtstheile bestehen aus einem Eierstocke, einem ersten und zweiten Eiergange (oviductus), einem Organe, welches Manche als Gebärmutter betrachten, weil es die Eier eine Zeit lang aufnimmt, und endlich aus einer Blase. Der Eierstock (ovarium) ist nicht von bedeutendem Umfange. Er bildet eine aus kleinen, weißlichen Körnern bestehende Masse, welche in dem hintern Leberlappen fast am Ende des Gewindes liegt. Der Eiergang ist ein weißer Kanal, dessen Entstehung aus dem Eierstocke schwer zu unterscheiden ist. Er nimmt Anfangs an Durchmesser zu und bildet eine große Menge Zickzackbiegungen, verschwächt sich aber dann bei seiner Verbindung mit dem Hoden und noch mehr mit der seiner zweiten Abtheilung oder der Ge-

bärmutter, daß man sein Ende hier nicht recht angeben kann. Die oben erwähnte andere Abtheilung des Eierganges hat einen viel weiteren Durchmesser und gleicht durch ihre dicht an einander gedrängten Erweiterungen dem Grimmdarme (intestinum colon) der Säugethiere. In diesem Theile des Eierganges erhalten die Eier die gallertartige sie umgebende Masse, welche die Wände dieses Organes aussondern, welches man eben deßwegen auch als Gebärmutter betrachtet. Nahe an seinem Ende verliert dieser Eiergang seine Anschwellungen und öffnet sich mit weiter Mündung in die den beiderseitigen Geschlechtstheilen angehörende Kloake. Nahe an der Stelle dieser Endung findet man auch die Mündung eines Kanals, aus einer Blase kommend, welche tief zwischen den Eingeweiden liegt, und von dem man nur muthmaßt, daß er zur Aufnahme der Ruthe bei der Begattung dienen möchte, indem Cuvier gefunden hat, daß er mit der letzteren gleiche Länge hat. Die Blase ist kugelig und ihre Wände sind dünn; sie enthält eine weiße, dünne Flüssigkeit. Ihr Kanal ist sehr lang, eng, legt sich längs an den Samenabführungsgang und an die zweite Abtheilung des Eierganges an, und schwillt, bevor er sich mit dieser gleichzeitig endigt, bedeutend an. Etwas weiter vor der Öffnung dieser beiden Kanäle findet sich eine Vereinigung kleiner, verlängerter Blinddärme, deren Anzahl oft sehr bedeutend ist, und von welchen sich oft mehrere vereinigen, ehe sie sich in die gemeinschaftliche Kloake öffnen. Ihre Mündung ist sehr eng, ihre Anzahl nach den Arten verschieden. Cuvier, der sie vielspaltige Bläschen nennt, hält sie für Samenbläschen; Blainville aber für Vorsteherdrüsen, indem sie eine sehr weiße Flüssigkeit enthalten. Auffallend ist es jedoch, daß man diese Gefäße bei den nackten Schnecken (Limax) nicht findet. — Die männlichen Geschlechtstheile bestehen aus einem Hoden, einem Nebenhoden, einem Samenabführungsgange und einer Ruthe. Der Hoden hat einen viel größern Umfang als der Eierstock. Er bildet eine längliche, ziemlich glatte, fast gleichartige und ziemlich feste Masse, liegt am Eiergange an und verlängert sich auch bedeutend nach hinten, und an der Stelle, wo die erste Abtheilung des Eierstockes sich mit der zweiten verbindet, findet auch eine genaue Verbindung mit dem Hoden Statt. Hier findet sich auch der Nebenhoden. Cuvier sieht denselben, wohl mit weniger Recht, nur für eine Fortsetzung des Hodens an. Die Größe desselben zeigt sich zu verschiedenen Zeiten verschieden. Er bildet eine ziemlich breite, weiße Binde, mit vielen Querkrümmungen, welche sich an die zweite Abtheilung des Eierganges anlegen und dessen Anschwellungen verursachen. Etwas vor der Endung des Blasenkanals setzt der Nebenhode in einen einzelnen Kanal, ohne Falten und von ziemlich beträchtlichem Durchmesser fort, der sich da endigt, wo die beiden Theile der Ruthe sich verbinden. Von diesen beiden Theilen, aus welchen letztere besteht, ist der eine dünn, sehr lang, fast fadenförmig, und hängt frei in der Eingeweidehöhle zwischen den Eingeweiden, das freie Ende läuft in eine kleine Anschwellung aus, das Innere ist hohl und die Wände sind muskulös. Der andere Theil der Ruthe ist viel kürzer, aber auch stärker, die Wände sind sehr dick und bestehen aus ringförmigen oder quer laufenden Muskelfasern. Das vordere Ende zeigt sich in Form einer Warze im Innern der Kloake. Bei der Begattung muß sich die Ruthe umkehren und nach außen richten. Im Innern der letztern, an der Stelle der Vereinigung beider Theile öffnet sich der Samenabführungsgang in einer kleinen durchbohrten Warze. Zwischen dieser und der Stelle, wo die Ruthe in die gemeinschaftliche Kloake tritt, sieht man, nach Cuvier, zwei Klappen oder eine Art Vorhaut. Außer diesen eigentlichen Geschlechtstheilen besitzen die Schnirkelschnecken noch ein eigenes Organ, welches sich nur bei ihnen, aber nicht bei den nackten Schnecken (Limax) findet. Es ist der Liebespfeil, wie ihn Blumenbach genannt hat, mit seinem Beutel. Wahrscheinlich ist er als ein Hilfs- oder Nebenorgan den Geschlechtstheilen beizuzählen. Der Beutel ist länglich, stumpf am hintern oder freien Ende zugerundet und hat sehr dicke muskelreiche Wände. Er liegt oberhalb der vielspaltigen Bläschen, und sein Inneres besteht aus einer kleinen, mit vier Furchen versehenen Höhle, an deren Grunde eine warzenförmige Erhöhung sitzt; sie mündet oberhalb der Öffnung des weiblichen Geschlechtsorganes in die gemeinschaftliche Kloake. Das Innere dieses Beutels, besonders aber der warzenförmige Körper, sondert eine kreidenartige, spathähnliche Materie aus, welche in der Beutelhöhle sich lagenweise absetzend, die Form derselben annimmt und so einen spitzigen, vierseitigen Dolch bildet, der im Innern schwach ausgehöhlt ist. Dieser Dolch oder Pfeil wird ersetzt, wenn er verloren geht oder zerbricht, er bildet sich nur gegen die Zeit der Begattung und scheint nicht mehr vorhanden zu seyn, so bald das Thier seine Eier abgelegt hat. — Das Nervensystem der Schnirkelschnecken ist sehr beträchtlich. Es besteht aus einem Haupttheil, welcher über dem Eingeweidekanal liegt oder aus einem Par sehr starker, platter, in der Mittellinie mit einander verbundener Nervenknoten (Ganglien), welche das eigentliche Gehirn darstellen. Es gibt von seinem äußern Rande zahlreiche und bedeutende Nerven ab, von welchen die größten nach den obern Fühlern, nach den Geschlechtsorganen und nach den Hauptmuskeln gehen. Es würde zu weit führen, wollten wir hier die Vertheilung derselben einzeln aufzählen[7]).

Die Verbreitung der Schnirkelschnecken erstreckt sich, wie es scheint, auf alle Erdtheile, denn man findet in allen mehr oder weniger Arten, von den eisigen Zonen der Pole bis zum Äquator. Ihr Hauptaufenthalt ist an feuchten und dunkeln Orten, seltener an trockenen. Sie verbergen sich gern in Felsen- und Mauerritzen, unter Baumrinden, Moos, und selbst in der Erde. In

7) Die vollständigste Anatomie einer Art Helix (der H. Pomatia), von welcher Vorstehendes ein Auszug, siehe in: Annales du Muséum d'Histoire naturelle etc. Tom. VII. p. 140 seq. Taf. 8. 9. — Der Helix arbustorum in: Zoological Journal I. p. 174.

diese ziehen sie sich in der kalten Jahreszeit noch tiefer zurück, wenigstens in unsern Klimaten, denn in den Ländern, wo eine beständige Vegetation ist, überwintern die Schnecken wahrscheinlich nicht, oder sie verbergen sich da gerade in der entgegen gesetzten Jahreszeit, nämlich wenn die Sonne am stärksten glüht und der Regen mangelt. Ehe sie dem Winterschlafe sich überlassen, ziehen sie sich ganz in die Schale zurück und schließen die Mündung derselben mit einem mehr oder weniger festen Deckel. Er besteht aus Kalktheilchen, welche durch thierischen Leim verbunden sind und aus den Theilen des Körpers des Thieres ausgesondert werden, die zuletzt in die Schale zurück treten, nämlich von dem äußern Wulst des Halsbandes. Indessen gibt es auch in unsern Klimaten mehrere Arten, welche keinen Deckel fertigen und vielleicht tiefer in die Erde kriechen [8]). Aus ihren Schlupfwinkeln kommen die Schnecken in der Regel nur des Nachts hervor, sie erscheinen jedoch in Masse auch nach einem Regen, besonders wenn er nicht zu stark und wenn er warm war. Die Art ihrer Fortbewegung läßt sich leicht beobachten, wenn man sie auf eine Glastafel setzt. Ob es gleich scheint, als sei dieselbe ein ununterbrochenes Fortschieben, wobei das Thier allen Erhöhungen und Vertiefungen, auf welche es trifft, sich anschmiegt, so ergibt sich doch bei näherer Betrachtung, daß die Fortbewegung durch eine Folge von Ausdehnungen und Zusammenziehungen der einzelnen Theile der Fußfläche oder Sohle bewirkt wird [9]), wobei zu bemerken ist, daß das Thier nie **rückwärts** kriecht. So langsam hiernach auch die Bewegung der Schnecken scheinen mag — sie ist ja zum Sprichwort geworden — so ist sie es doch in der That nicht. Der Schleim, welcher immerwährend aus den Poren des Thieres und besonders am Fuße heraus quillt, dient dabei vorzüglich dazu, die innigste Vereinigung des letztern mit der Fläche, auf welcher das Thier kriecht, herzustellen, so daß dieß im Stande ist, auch die glättesten Flächen, wie z. B. Glas, zu besteigen. Dieser Schleim vertrocknet an der von dem Thiere berührten Stelle seines Weges schnell und bezeichnet den letztern als ein glasähnliches glänzendes Häutchen. Aus demselben Schleime entsteht auch die Schale auf ähnliche Weise, wie der Deckel. — Die Wahl, welche die Schnecken unter der sich ihnen darbietenden Nahrung treffen, läßt keinen Zweifel darüber, daß sie Geruchsinn haben, mit dessen Hilfe sie die Gegenstände unterscheiden, und zwar schon aus ziemlicher Entfernung. **Blainville** nimmt an, daß der Sinn des Geruchs in dem untern Fühlerpar sich befinde; indem der Sinn des Gefühls bei der Unvollkommenheit der Sehorgane ihnen keine großen Dienste thun könne. Es spricht dafür auch die Erfahrung; denn die Schnecken gehen meist bei Nacht ihrer Nahrung nach, und wenn man den größern Fühlern auch einen Gegenstand nähert, so werden sie denselben nicht eher gewahr, als bis sie ihn mit jenen berührt haben, oder wenn er zugleich in die Nähe des untern Fühlerpars kam. Auch zeigt ihr ganzes Benehmen während des Kriechens, das Hinbewegen der Fühler nach allen Gegenständen, daß ihr Gesichtssinn eben nicht scharf seyn kann. —

Die Nahrung der Schnecken besteht fast bloß aus vegetabilischen Substanzen, doch hat man auch beobachtet, daß sie animalische angehen, z. B. Käse. Das Zernagen des Fraßes geschieht ziemlich schnell durch Gegenbewegung des Zahnes und der Zunge. Sie sind im Frühjahre, wenn sie aus dem Winterschlafe kommen, am gefräßigsten, gegen den Herbst verzehren sie immer weniger, bis sie zuletzt ganz aufhören zu fressen. — Im Frühjahr ist auch die Zeit, wo die Schnecken sich um der Fortpflanzung willen aufsuchen, in sofern jedes Individuum zwar doppelten Geschlechts ist, sich aber nicht selbst befruchten kann. Einige Tage vor der Begattung fressen die Schnecken weniger oder gar nicht. Wenn ein Par zusammen gekommen ist, so betasten sie sich erst lange, ehe sie sich ganz nähern, sie richten sich dann senkrecht mit der vordern Körperhälfte auf, so daß die andere Hälfte auf dem Boden bleibt und die Spitze der Schale nach unten gerichtet ist, sie legen sich mit dem Fuß an einander, betasten sich mit den Fühlern, die sie schnell wieder einrollen, so wie sie auch den Körper mehr oder weniger zurück ziehen. Während dieser Liebkosungen öffnet sich das Athmenloch weit und die Öffnung, welche zu den Geschlechtstheilen führt, ist in gleichsam krampfhafter Bewegung, so daß sie sich bald öffnet, bald wieder schließt. Nach und nach treten nun auch die Geschlechtstheile heraus, werden jedoch wechselsweise wieder eingerollt, auch stülpt sich der Beutel mit dem Liebespfeil um und der letztere wird dem gegenseitigen Individuum in die Haut gedrückt, wobei er nicht selten in den Falten derselben hängen bleibt. Wenn diese Vorbereitungen lange genug gedauert haben, oft sechs Stunden, so dringen die Geschlechtstheile auf einmal schnell in einander und verschmelzen sich auf's innigste, so daß eine genauere Beobachtung des weitern Vorgangs in denselben fast unmöglich wird; doch will **Pfeiffer** [10]) im Innern der Ruthe eine Röhre erkannt haben, durch welche eine Flüssigkeit, ohne Zweifel der befruchtende Same, eindrang. Die Vereinigung dauert einige Minuten, worauf sich die Thiere langsam von einander trennen und jedes sich nach und nach ganz in seine Schale zurück zieht. Sie begnügen sich jedoch nicht mit einmaliger Begattung, sondern sollen dieselbe wohl zwölfmal wiederholen, erst nach der dritten soll die Befruchtung vollständig seyn und bei jeder ein Liebespfeil

---

8) Vergl. über das Überwintern der H. Pomatia die wichtige, aber weitläufige Abhandlung **Gaspards** — Mémoire physiologique sur le colimaçon im Journal de physiologie expérimentale. 1822. p. 295. 9) Vgl. hierüber **James Main**, über die Bewegung der Schnecken im Zoological Journal n. 12. p. 599. (auszugsweise in *Heusinger's* Zeitschrift für organ. Physik. II, 4. S. 472. — **Main** will beobachtet haben, daß die Muskelbewegung nicht vom Kopfe nach dem Schwanz, sondern umgekehrt Statt fand, und meint, die Bewegung beruhe wohl am meisten auf der Ausstoßung des Schleimes nach hinten. Dieser Gegenstand verdient noch genauere Beobachtungen.

10) Naturgeschichte teutscher Land- und Süßwasser-Mollusken. III. S. 77.

sich entwickeln. Wenn man eine Schnecke kurze Zeit nach der Begattung öffnet, so zeigt sich nach Swammerdam[11]) die Ruthe dünner, der Pfeilbeutel zusammen gezogen, ohne Spur eines Pfeils, die vielspaltigen Bläschen leer und der Kanal der Blase, in welchem sich mitunter der Pfeil findet, erweitert. Die Äste des Eiergangs, im Innern des Eierstocks, enthalten nun eine Flüssigkeit, in welcher die Eier schwimmen; die erste Abtheilung des Eiergangs zeigt ungleiche Erweiterungen und ist wie mit einer kalkartigen Materie gefüllt, die zweite Abtheilung aber, welche sich sehr erweitert hat, enthält eine, der so genannten Milch der Fische, ähnliche Materie. Nach einiger Zeit treten die Eier aus dem Eierstocke in den Eiergang, werden dort mit der eben erwähnten Materie, und zuletzt mit der Schale umgeben und erscheinen nach 14 Tagen zum Legen reif. Pfeiffer hat zwar auch beobachtet, daß eine Schnecke den Tag nach der Begattung schon Eier legte, indeß konnte er in den, von derselben gelegten Eiern keine Spur eines Dotters bemerken, was jedoch vielleicht daran lag, daß sich derselbe noch nicht gehörig entwickelt hatte. Die Eier legt die Schnecke meist in die Erde, in hohle Bäume u. s. w., wobei sie mit Kopf und Fuß in jener steckt, so daß nur die Schale sichtbar bleibt, und so die Höhle verschließt. Nach dem Legen werden die Eier sorgfältigst mit Erdklümpchen bedeckt, welche die Schnecke mit der Lippe aufnimmt und unter der Fußsohle rückwärts über die Höhle schiebt, bis diese wohl einen Zoll hoch damit bedeckt ist, ein Geschäft, welches das Thier Tage lang aufhält. Die Zahl der Eier steigt bei der Weinbergsschnecke bis auf 80 und darüber. Sie sind rund, nach Verhältniß der Größe des Thieres ziemlich groß, meist weiß, Anfangs etwas klebrig und werden auch von manchen Arten, in Form eines Rosenkranzes, an einander klebend gelegt. Nach den Beobachtungen Pfeiffers[12]) besteht jedes einzelne Ei der Weinbergsschnecke aus fünf von einander verschiedenen Theilen, nämlich aus der äußern Schale, der innern Haut, dem Eiweiß, dem Dotter und der Dotterhaut. Die äußere Schale ist lederartig, undurchsichtig und durch kalkartige Höcker von verschiedener Größe rauh und uneben; an diese schließt sich unmittelbar die innere, sehr dünne, durchsichtige Haut, alsdann folgt das Eiweiß, als eine völlig klare, grünlich gelbe Flüssigkeit, welche sich in Fäden ziehen läßt und in demselben schwimmt der Dotter, der dem unbewaffneten Auge kaum als ein festerer, weißlicher Punkt erscheint, und mit einer besondern sehr dünnen Haut umgeben ist. Nach den angestellten Untersuchungen ist es wahrscheinlich, daß diese Dotterhaut mittels eines dünnen Stranges mit der innern Eihaut zusammen hängt, wodurch das Schneckenei eine auffallende Analogie mit den Chalazen der Vogeleier zeigt, welche auch im Allgemeinen aus der Vergleichung der einzelnen Theile hervorgeht. Was die Entwickelung der jungen Schnecke im Ei betrifft, so beziehen sich alle weitern Veränderungen, die in denselben vorgehen, auf den Dotter. Dieser zeigt sich am ersten Tage kugelrund, fein gekörnt, etwas durchsichtig und an dem einen Ende desselben bemerkt man ein völlig durchsichtiges Bläschen, welches mit der Dotterkugel durch einen Schleimfaden in Verbindung steht, der die Nabelschnur darstellt, durch welche der Embryo seine Nahrung erhält. Schon am sechsten und siebenten Tage zeigt sich die ganze Masse dichter und die Stellen, wo sich Kopf und Fuß des Thieres entwickeln sollen, sind zu unterscheiden, so wie sich bis zum 12ten Tage immer deutlicher die zellige Struktur des spiralgewundenen Körpertheils zeigt. Am 24sten Tage ist die Dotterhaut ganz oder zum Theil abgestreift, und es zeigt sich unter ihr das nun gebildete Gehäuse. Die Mündung desselben füllt der Fuß mit nach außen gekehrter Sohle, ohne daß man daran den Kopf und die, diesem angehörenden Theile unterscheidet. Wenn der Fetus der Sonnenhitze ausgesetzt wird, bemerkt man einen intermittirenden Herzschlag. Pfeiffer[13]) glaubt, es unterliege keinem Zweifel, daß die Schale nicht durch successive Ansätze, sondern durch das gleichzeitige Gerinnen einer kalkhaltigen Materie entstehe, und daß eben daraus erklärbar werde, warum man bei allen ausgewachsenen Schneckengehäusen, wie diese immer durch Streifen, Rippen, Stacheln, Flecken oder Binden ausgezeichnet seyn mögen, die erste Windung des Gewindes oder den Wirbel jederzeit glatt findet. Am 26sten Tage ist der Fetus von der Dotterhaut frei, die Mundlippe zeigt sich von der Schale verschieden, über denselben erscheinen die Spuren der obern Fühler als kleine Höcker und am 30sten Tage kroch endlich bei Pfeiffer die erste junge Weinbergsschnecke aus und verzehrte die Eierschale, als ihre erste Nahrung. Durch die Schale, unter welcher der kurze Fuß hinten nicht vorragte, unterschied man das Pulsiren des Herzens, und außer diesem Organ noch den Mastdarm, das Diaphragma und die Mantelkrause. Nachdem die jungen Schnecken binnen drei Tagen alle, bis auf eine (statt deren sich mißfarbige Flüssigkeit im Eie fand), ausgekrochen waren, zeigten sie sich von sehr verschiedener Größe und behielten ungeachtet gleichmäßiger reichlicher Nahrung diese Verhältnisse auch beim Wachsthum bei. Bei herannahender Kälte gruben sich die Schneckchen in die Erde ein, schlossen ihre Schale mit einem Deckel und waren durch keine künstliche Temperatur aus ihrem Schlafe zu bringen. Erst das eintretende Frühjahr lockte sie hervor. Nach den genauen Beobachtungen Pfeiffers waren zur Vollendung ihres Wachsthums nicht völlige 12 Monate erforderlich. — So wie der Körper der Schnecke sich vergrößert, muß auch die Schale an Raum gewinnen, um ihn fassen zu können, und dieß geschieht durch Ansatz. Zur Zeit, wenn das Thier diese Erweiterung seiner Wohnung vornehmen will, sucht es sich irgend einen ruhigen Platz aus und nach einiger Zeit, tritt aus allen Theilen des Mantels, besonders aus dem dicken Rande desselben, eine leimartige, kalkhaltige Materie, welche sich an den

11) Bibel der Natur. Ed. Lipsiens. 1752. S. 58. 12) a. a. O. S. 70.

13) Am gedachten Orte S. 72.

Rand der Schale anlegt, über denselben hervorragt, und zu der kalkigen Schalenmasse erhärtet. Wenn aber das Thier sein völliges Wachsthum erreicht hat, dann wird die Schale nicht mehr größer, sondern nur dicker, und bildet eben bei den meisten Arten eine Art Wulst. In diesem Fall setzt sich die kalkartige Masse auch wohl nächst der Mündung an der Spindel an, wodurch die beiden Mündungsränder (Lippen) vereinigt werden. Die Schale zeigt sich übrigens in der Regel um so mehr spindelförmig in die Länge gezogen, der Nabel der Schale offener, der Mündungssaum derselben schneidender, die Schale selbst dünner, je jünger das Thier ist. Im spätern Alter wird die letzte Windung größer, fällt aus der Spirallinie aus, die Schale wird dicker, und die Mündung dadurch enger. Mitunter finden sich auch Anomalien im Bau der Schale, indem diese statt von der linken zur rechten Hand gewunden zu seyn, von der rechten zur linken gedreht ist. Man pflegt diese Abänderungen im Allgemeinen Linksschnecken zu nennen. Sie sind allerdings eine auffallende Merkwürdigkeit wegen der Abweichung, wodurch auch das Thier eine Art Umdrehung erleidet, und überhaupt ist die ständige Richtung der Windungen nach einer Seite eine noch nicht erklärte Erscheinung, von welcher Oken[14]) sagt, sie sei eine der schwersten Aufgaben der Naturgeschichte, und müsse wohl mit dem Sonnenlaufe in Beziehung zu bringen seyn. — Außer den Linksschnecken finden sich auch Abänderungen, bei welchen die Windungen, statt regelrecht auf einander zu liegen, aus einander und in die Länge gezogen sind. Man pflegt sie gewandelte (scalares) zu nennen. —

Der Nutzen, den man von den Schnirkelschnecken zieht, ist aber nicht bedeutend, doch scheinen mehrere der größeren Arten, namentlich aber H. Pomatia in mehreren Ländern zum Verspeisen verwendet zu werden. Schon Plinius[15]) erzählt, daß die Römer viele Schnecken in der Art verbrauchten und hielt es sogar der Mühe werth, der Nachwelt den Namen desjenigen aufzubewahren, der zuerst auf den Gedanken kam, diese Thiere in eigenen Gärten zu erziehen und mit ausgesuchter Nahrung zu mästen. Damals kamen die besten Schnecken von den kykladischen Inseln, namentlich von Astypalda (Stambalia), die kleinsten von Reate (Rieti) im Sabinerland, die größten aus Illyrien, die mittelmäßigen aus Mauritanien. Man sandte eigene Schiffe an die Küsten Liguriens, um dort H. naticoides einzusammeln. Auch hatte man sie in Sicilien, von den balearischen Inseln und von der Insel Capri. Das Mästen mit abgekochtem Wein, Mehl u. s. w. brachte Fulvius Harpinus vor dem pompejanischen Bürgerkriege auf. Wenn aber Plinius und später Varro, diese nur von der Sorte, welche Solitana genannt ward, erzählen, daß man sie durchs Mästen zu einer solchen Größe gebracht hätte, daß die Schale habe „octoginta quadrantes" fassen können, so bezieht sich diese Angabe, hinsichtlich des Thieres, nicht auf eine Art Helix, sondern auf eine Art Achatina (welche Ferussac indessen zu Helix zählt) und hinsichtlich des Maßes nicht auf ein Flüssigkeitsmaß, sondern auf eine kleine, eherne Münze, von welcher allerdings manche Achatina die angeführte Zahl aufzunehmen vermag. In spätern und noch in den neuern Zeiten sind die Schnecken als Speise benutzt worden, namentlich zur Bereitung der so genannten Schneckenbouillon, und da diese als Fastenspeise galt, so wurden besonders in den Klöstern eine große Menge dieser Thiere consumirt. Sie werden dazu an eigenen Plätzen, in so genannten Schneckenbergen gehägt, weil ohnehin die von Anhöhen besser, als die aus Niederungen seyn sollen. So soll der Handel mit Schnecken für Ulm sonst sehr wichtig gewesen seyn, indem jährlich mehr als 10 Millionen Schnecken von da nach Östreich für die dortigen Klöster, auf der Donau verschifft wurden. Man packte sie zu 100,000 Stück in Tonnen[16]). Nicht weniger bedeutend war in Frankreich vor der Revolution an den Küsten de l'Aunis und de la Saintonge der Handel mit Helix aspersa, welche man tonnenweise nach den Antillen ausführte und von welcher noch jetzt manchmal Sendungen dahin und nach dem Senegal abgehen; obwohl sich auf jenen Inseln Arten finden, die wahrscheinlich eßbar sind, woran jedoch Senegal Mangel leidet. Die Consumtion dieser Thiere ist in dem Departement der untern Charente, so wie in der Geronde sehr stark, dagegen ißt man in der Vendée gar keine Schnecken. Man schätzt die Consumtion, bloß auf der Insel Rhé jährlich im Durchschnitt auf 25,000 Franks, zu Marseille schlägt man den Absatz von Helix rhodostoma zu 400 Zentnern, zu 8 Franks, im Betrage von 1200 Franks, den von H. aspersa zu 4800 Hundert (à 25 Centimes), ebenfalls im Betrage von 1200 Franks, endlich den von H. vermiculata zu 9600 Hundert (à 25 Centimes) oder 2400 Fr. den gesammten Verbrauch also zu 4800 Franks an[17]). In Spanien, Italien, im Archipel, in der Türkei, so wie in der Levante ist der Handel mit Schnecken noch jetzt viel beträchtlicher. In manchen Gegenden soll man sie auch geräuchert essen. Vorzüglich aber werden sie, fast überall, als eine arzneiliche Kost zu den Schneckenbrühen oder Bouillons benutzt, welche besonders den Brustkranken sich sehr heilsam beweisen sollen. Übrigens werden die Schnecken nur dann als Speise benutzt, wenn sie im Winterschlafe und noch mit dem Deckel versehen sind, auch dürfen sie nicht lange aufbewahrt werden, und man muß sich hüten, keine abgestorbenen mit unter die übrigen zu bringen, weil sie nach dem Kochen einen häßlichen Gestank verbreiten. Außer den genannten Arten soll an manchen Orten auch noch die Waldschnecke (Helix silvatica? nemoralis?) gegessen werden[18]) und zwar zartfleischiger, aber nicht

14) Lehrbuch d. Naturgeschichte. Zoologie. Erste Abth. S. 520. 15) Histor. nat. lib. VIII. cap. 39.

16) S. Martens Reise nach Venedig. Ulm 1824. 17) Bulletin des Sciences. Hist. nat. Tom. VI. p. 248. 18) Schreger Handbuch zur Selbstprüfung unserer Speisen und Getränke. S. 48.

so schmackhaft seyn, als H. Pomatia. — Ein franz. Arzt Tarenne hat auch den Saft der Schnecken, als ein Mittel zur Heilung der Brüche vorgeschlagen, welches indessen längst wieder in Vergessenheit gerathen ist. — Einen großen Nutzen aber haben die Schnecken der Wissenschaft geleistet, indem durch die mit ihnen angestellten Versuche ein großes Licht über die Lehre von der Reproduktionskraft der Thiere verbreitet ward. — Die Versuche von Trembley über das Fortwachsen zerschnittener Polypen hatten zuerst das Reproduktionsvermögen der Thiere von niederer Organisation kennen gelehrt. Spallanzani machte hierauf Versuche an Schnecken, und im J. 1764 bestätigte Boscovich in einem Briefe an de la Condamine die Erfahrungen, die jener gemacht hatte, und die von dem Experimentator selbst im Jahr 1768[19]) bekannt gemacht wurden. Eine Menge von Schnecken wurde nun geopfert, denn Jedermann wollte Versuche anstellen. Voltaire sogar machte dieselben nach, jedoch ohne glücklichen Erfolg. Auch Adanson, nachdem er 1500 Schnecken verstümmelt hatte, läugnete im Jahr 1769 die Reproduktionskraft der Schnecken und behauptete, daß nicht einmal die Fühler, geschweige denn der abgeschnittene Kopf wieder wachse, wie dieß Spallanzani behauptet hatte. Auch Teutsche machten Versuche, namentlich Sander[20]) und Schäffer[21]), und Bonnet machte endlich in einem, die Reproduktion bestätigenden Aufsatze, die bei solchen Versuchen zu beobachtende Verfahrungsweise, die allein einen glücklichen Erfolg sichern, bekannt. Der Däne Otto Friedr. Müller bestätigte[22]) ebenfalls Spallanzani's Beobachtungen. Die Behauptung dieses Letzteren, daß auch der Kopf sich wieder erzeuge, fand aber viel Widerspruch und in der neuesten Zeit noch wurde durch die von Spallanzani in Weingeist aufbewahrten Exemplare verstümmelter Schnecken bewiesen, daß durch den Schnitt, welchen er führte, das Gehirn nicht abgetrennt war, also auch nicht der Kopf, sondern das Gesicht der Schnecke. Im Museum zu Pavia befinden sich noch Präparate solcher Schnecken, an welchen das unverletzte Gehirn deutlich zu erkennen seyn soll[23]). Indessen hat in neuerer Zeit der Arzt Tarenne[24]) in einer eigenen Schrift seine Versuche bekannt gemacht, die allerdings dafür sprechen, daß auch der abgeschnittene Kopf der Schnecke sich ersetzt. Er versichert nämlich, daß das Stück, welches er rasch mit sehr scharfen Scheren abschnitt, indem er diese etwas hinter den großen Fühlern und unter dem Fuß ansetzte, nicht bloß die Fühler, sondern auch die ganze Mundportion, das Gehirn und einen Theil des Fußes enthielt. Er versichert weiter, daß bei so verstümmelten Schnecken sich der Kopf nach Verlauf eines Jahrs und darüber vollständig wieder erzeugt habe, und setzt hinzu, daß wenn andern Beobachtern dieser Versuch mißlungen sei, die Schuld lediglich daran gelegen habe, daß sie es dem verstümmelten Thiere unmöglich gemacht hätten, sich zu ernähren, was doch unumgänglich erforderlich sei, wenn eine Wiedererzeugung der abgetrennten Theile Statt finden solle. Spallanzini erwähnt jedoch dieses Umstands keines Wegs und behauptet dennoch die Wiedererzeugung des Kopfs, wie man ihn auch abgeschnitten habe, gleichviel ob ober- oder unterhalb des Gehirns. Wie dem also auch sei, die Sache selbst möchte zuletzt nicht mehr abzuläugnen seyn. Die Wiedererzeugung des Kopfs findet ungefähr innerhalb beinahe zwei Jahren Statt, und der neue Kopf weicht dann von dem alten nur darin ab, daß die ihn bedeckende Haut weißer und glatter ist, und daß sich zwischen ihm und dem Hals eine Narbe befindet. Nach Spallanzani's Angabe findet die Wiedererzeugung nicht immer gleichförmig Statt, und der Kopf bleibt sogar mitunter unvollständig. Dagegen sagt Tarenne, daß nachdem er 200 Schnecken die Köpfe abgeschnitten und die verstümmelten in ein feuchtes Gebüsch am Ende des Gartens gebracht habe, damit sie dort um so leichter die ihnen angemessene Nahrung finden möchten, er bei allen Individuen, welche er am Ende des Sommers auffinden konnte, einen neuen Kopf bemerkt habe, der ziemlich einer Kaffeebohne glich, er hatte vier kleine Fühler, Mund und Lippen. Zu Ende des folgenden Sommers waren die Köpfe ganz vollständig ersetzt, nur war die Haut derselben glatt oder narbig, wie man dieß nach einzelnen Verstümmelungen bemerkt. Übrigens ist nichts desto weniger auch in Tarenne's Behauptung noch ein Zweifel zu setzen, da es schwer zu begreifen ist, wie die quer durchgeschnittenen Nerven sich wieder zu einem Gehirnknoten vereinigen sollen, und es hätte vor allen Dingen einer Bestätigung der angeblich vollständigen Wiedererzeugung dadurch bedurft, daß der neue Kopf genau zergliedert, und seine Organisation mit der des abgeschnittenen sorgfältig verglichen worden wäre, ein Beweis, den der Experimentator zu liefern unterlassen hat. Vergl. übrigens den Art. Reproductionskraft der Thiere. Ist der Nutzen, welchen die Schnecken bringen, nicht bedeutend, so ist es mit dem Schaden, den sie verursachen, gerade der umgekehrte Fall. Schon eine mäßige Anzahl derselben vermögen in einer einzigen Nacht den kaum gekeimten Kohl oder Lattich eines Gartenbeetes abzufressen, und eben so wenig sind vor ihnen die Obstfrüchte sicher, von welchen sie nur gar zu gern die besten, die reifsten und süßesten sich auswählen. Um sie zu entfernen, thut man am besten, sie häufig Abends und Morgens oder auch bei feuchtem Wetter abzulesen und aus der Nähe der Pflanzungen Alles zu entfernen, was ihnen als Schlupfwinkel dienen könne, z. B. dickes Buschwerk, Hecken, rissige und löcherige Mauern. Dagegen kann man ähnliche Gegenstände, z. B. Reisig, Bretter, große Steine, als Fangenstalten für sie benutzen, indem sie sich bei der Hitze des Tages darunter verkriechen, und dann leichter aufgesunden werden können. Das Überstreuen

19) Memor. della Soc. ital. I. p. 581. II. 506. 20) Naturforscher. St. 16. S. 151. Sanders kleine Schriften. I, 264. 21) Versuche mit Schnecken. Regensburg 1768, nebst den Nachträgen 1769. 1770. in 4. 22) Journal de Physiq. T. XII. p. 111. 23) Schweigger Handbuch der Naturgeschichte der skelettlosen ungegliederten Thiere. S. 636. 24) Traité de Cochliopérie. 1808.

der Gartenbeete mit Asche, Scheben (dem Abfall beim Flachsreinigen), hält sie von diesen sicher ab, so wie das Bestreichen der Baumstämme mit Steinkohlentheer sie am Hinanfkriechen hindert.

So viel im Allgemeinen über die Gattung. Aller einzelnen Arten kann hier nicht gedacht werden, da die Anzahl derselben zu groß ist und sich bloß in Teutschland, nach dem Umfang des Begriffes von Helix, der oben vorausgesetzt wurde, beinahe 60 derselben vorfinden. Wir werden daher nur so viele aufzählen, als zur Erläuterung der bisher aufgestellten Untergattungen nöthig scheint, dabei aber besonders die merkwürdigsten Arten unseres teutschen Vaterlandes hervorheben. In der Eintheilung selbst folgen wir der von Feruffac gegebenen.

I. Untergattung Helicogena.

A. columellatae.

1) H. naticoides, *Chemnitz*. Die fast kugelige Schale ist etwas bauchig, dünn, fein gestreift, einfarbig, oben braungrün, die Mündung groß, mit fast schneidenden Saume, die Spindel innen etwas ausgeschweift. Das Thier, von hell graulicher Farbe, ist sehr stark, so daß es in der Schale kaum Platz hat, weßhalb auch der Deckel nach außen gewölbt ist. Es scheut die Kälte sehr, und soll nach Draparnaud 10 Monate im Winterschlafe in der Erde zubringen. Von allen eßbaren Arten möchte diese das schmackhafteste und leicht verdaulichste Fleisch haben. Sie findet sich im südlichen Frankreich, wo sie Tapada genannt wird, so wie an den Küsten und auf den Inseln des mittelländischen Meeres (s. oben).

2) H. melanostoma, *Draparnaud*. Die Schale ist kugelig, bauchig, dick, fest, weit, grob gestreift, graugelb, oft auf der einen Hälfte der Windungen mit einem dunkleren Streifen, die letzte derselben ist viel größer, als alle übrigen, die Mündung inwendig kaffeebraun. Das Thier ist dick und plump gebaut, der vordere Theil des Körpers hat drei weißliche Längsbinden, der Deckel ist ziemlich dünn. Das Vaterland dieser Art ist das südliche Frankreich, die Gegenden von Marseille, wo sie auf Feldern am Fuße der Mandelbäume gefunden wird, und unter dem Namen Terrassau bekannt ist. Sie wird ebenfalls gegessen.

B. Acavae (Acave, *Montfort*).

3) H. aspersa, *Müller*. Die besprengte Schnirkelschnecke. Die Schale ist kugelig, die Windungen sind sehr gerundet, die Oberfläche uneben oder runzelig, die Grundfarbe ist gelb, von verschiedenen Graden der Höhe und Reinheit, mit vier breiten, braunen Binden, welche von der Spitze nach der Mündung herab laufen, welche letztere weiß und nach außen zurück gebogen ist. Die Binden sind durch weiße, gleichsam angespritzte Fleckchen, streifenweise durchbrochen. Die Färbung ist im Allgemeinen sehr unbeständig, oft sogar ganz weiß und auch die Schale ändert sehr ab, denn man findet von dieser Art fast die meisten Linksschnecken, so wie gewandelte. Die Farbe des Thiers ist oben schwarzgrün, unten heller. In Frankreich ist diese Art nur zu bekannt unter dem Namen la Jardinière, indem sie viele Verwüstungen in den Gärten anrichtet. Sie findet sich aber auch in Italien, in der Schweiz, in Illyrien (bei Krain), in Teutschland bei Merseburg, ja der Prinz von Neuwied hat sie mit aus Brasilien, wo sie bei Rio Janeiro gefunden ward, gebracht. Sie wird, wie wir schon oben bemerkten, häufig gegessen.

4) H. nemoralis, *Linné*. Die Waldschnirkelschnecke. Die Schale kugelig, glatt, gelb, oft einfarbig, meist aber mit mehr oder weniger braunen, den Windungen folgenden Binden, der Mündungssaum, so wie die Nabelschwiele braun. In Teutschland überall in Gärten und Vorwäldern nicht selten.

5) H. hortensis, *Linné*. Die Gartenschnirkelschnecke. Sie ist der vorigen Art sehr ähnlich, aber leicht an der weißen oder wenigstens nicht braun gefärbten Mündung kenntlich. Auch kommt sie mit H. nemoralis an denselben Orten vor.

6) H. vermiculata, *Müller*. Den vorigen sehr ähnlich erscheint die Schale, doch mehr kugelig, dicker, die Oberfläche derselben ist rauh, die Nabelschwiele stärker. Die Grundfarbe, mehr oder weniger graugelb, ist mit weißen Punkten besäet und mit braunen Binden besetzt, von welchen die obern meist unterbrochen sind, die Mündung ist weiß. Diese, ebenfalls eßbare Art, findet sich in Frankreich u. s. w. in Gärten und Weinbergen.

C. perforatae.

7) H. Pomatia[25]), *Linné*. Die Weinbergsschnecke. Die Schale kugelig, bauchig, ziemlich fest, mit unregelmäßigen Querstreifen gereift, schmuzig rostfarben, mit dunkleren Binden nach der Richtung der Windungen, die jedoch manchmal ganz in die Grundfarbe verlaufen. Das Thier gelbgrün. Überall in Teutschland, Frankreich u. s. w. einheimisch und allbekannt. Eßbar und wie schon oben bemerkt, häufig Handelsgut. Man findet von dieser Art gewandelte und Linksschnecken.

D. depressae.

8) H. plicata, *Lamarck*. Die ziemlich platt gedrückte Schale ist einfarbig gelbbraun, und hat so stark vortretende Querstreifen, daß sie Falten bilden; die Mündung ist durch die Spindel stark verdrückt und stark gerandet. Das Vaterland dieser schönen Art ist noch unbekannt.

II. Untergattung Helicodonta.

A. personatae, maskirte.

9) H. personata, *Lamarck*. (H. isognostomos, *Gmelin*.) Klein, das Gewinde wenig vortretend, mit vielen hinfälligen Haaren bedeckt, die Mündung fast dreieckig, abfallend, durch den starken, inwendig gezähnten Saum sehr verengt, die Farbe einfarbig hornbraun. In Teutschland und Frankreich einheimisch.

B. lamellatae.

---

25) Linné und alle Auctoren schreiben Pomatia, da es doch gewiß Pomatias heißen muß; schon Dioskor. hat πωματίας, von πῶμα, Deckel, Art einer Muschel, welche sich mit einem Deckel schließt, abgeleitet.

10) H. carabinata, *Ferussac*, führen wir bloß namentlich an.

C. maxillatae.

11) H. Imperator, *Montfort*. Große, ziemlich platt gedrückte Schale, fast kielförmig zugeschärft, genabelt, weiß, mit sehr deutlich erhabenen Querstreifen, die Mündung, etwas abfallend und fast viereckig, ist durch sechs bis sieben sehr stark vorspringende Zähne sehr verengt, der Saum derselben sehr dick. Das Vaterland dieser Art, welche Typus von Montfort's Gattung Polydontes, ist Indien.

D. anastomatae.

12) H. ringens, *Linné*. Diese Art ist sogleich an der sonderbaren Mündung kenntlich, welche rundlich und gezähnt, nach dem Rücken des Gewindes hin gewendet ist. Die Farbe der platten, ungenabelten Schale ist milchweiß, mit schmalen, orangefarbenen Binden und Flecken. Diese seltene, aus Indien kommende Art bildet die Gattung Tomogerus, *Montfort's*.

E. impressae. (Gattung Cepolis, *Montfort*.)

13) H. bidentata, *Gmelin*. Schale kreis-kegelförmig, genabelt, braun, mit weißer Binde, gestreift, glänzend, die Mündung halb eiförmig, mit gerandetem Saum, zweizähnig. Auf den Alpen und auch im nördlichen Teutschland einheimisch.

III. Untergattung Helicigona.

A. Carocollae.

14) H. acuta, Encyclopédie méthod. (Carocolla acutissima, *Lamarck*, Helix Lamarckii, *Ferussac*. Gattung Carocolus, *Montfort's*.) Die Schale fast scheibenförmig, auf beiden Seiten gewölbt, nach dem Rande hin stark zugeschärft, ungenabelt, fein in die Quere gestreift, die Mündung immer mit einem oder zwei Zähnen besetzt, der Saum zurück gebogen. Eine seltene, von Jamaika kommende Art.

B. Vortices. (Gattung Vortex, *Oken*.)

15) H. lapicida, *Linné*. Der Steinfresser, Steinpicker. Die Schale klein, braun, mit dunkeln Längsflecken, sehr platt gedrückt, stark kielförmig zugeschärft, genabelt, die Mündung etwas eckig, der Mundsaum ununterbrochen, breit, zurück gebogen. In ganz Europa nicht selten. Da sie kleine Höhlungen in Felsen sich meist zum Aufenthalt wählt, so ist daher wohl die Fabel entstanden, sie höhle sich dieselben selbst aus, vielleicht auch durch falsches Verstehen der Worte Linné's: „ut laura lignum, sic calcem rodere perhibita" welchen noch oben drein „vegetabilibus victitans" folgt. Sie lebt übrigens auch unter Laub und Baumrinde.

16) H. marginata, *Müller*. Die Schale ist oben etwas gewölbt, unten etwas flach, fest genabelt, schräg gestreift, weiß, mit zwei oder drei braunen Binden, welche nahe an der Mündung nur eine bilden, die Mündung quer stehend, fast dreieckig, mit zurück gebogenem Saum. Vaterland noch unbekannt.

IV. Untergattung Helicella.

A. lomastomae.

17) H. cornea, *Draparnaud*. Die durchscheinende Schale ist platt gedrückt, kaum kielförmig zugespitzt, oben wenig mehr gewölbt, als unten, der Nabel etwas ausgeschweift, die Mündung länglich oval, innen weiß, der Saum fast ununterbrochen, zurück gebogen. In Frankreich und Teutschland.

B. aplostomae.

18) H. cellaria, *Müller*. Die Schale platt gedrückt, genabelt, hornartig, durchscheinend, glänzend, die Mündung schief eiförmig, der Saum einfach. In Teutschland, an alten Mauern, nicht häufig.

C. hygromanae.

19) H. crystallina, *Müller*. Die Schale sehr klein, platt gedrückt, sehr dünn, zerbrechlich, stark durchscheinend und glänzend, von weißlichgrüner Farbe, Mündung halbmondförmig, etwas gedrückt, mit schneidendem, etwas zurück gebogenem Saume, der Nabel eng. In Teutschland und Südfrankreich, unter Moos, Laub, sehr selten.

D. Heliomanes.

20) H. ericetorum, *Müller*. Die Schale etwas platt gedrückt, mit schwach erhabenen Streifen, der Nabel ziemlich offen, blaßgelblich, mit einer oder mehreren braunen Binden, die Mündung rund, gerandet, innen weiß. In Teutschland häufig, an Steinen und dürren Pflanzen. Manchmal fast weiß.

V. Helicostyla.

Da nach Ferussac's eigener Bemerkung diese Gattung noch fester gestellt zu werden bedarf, so wollen wir uns begnügen, nur die Abtheilungen derselben mit wenigen Arten namhaft zu machen.

A. aplostomae. H. ochroleuca, *Ferussac*.
B. lamellatae. H. epistylium, *Müller*.
C. canaliculatae. H. unidentata, *Chemnitz*.
D. marginatae. H. Studeriana, *Ferussac*.

D. Thon.

Helix (das Chemische darüber) s. unter Schnecken.

HELIX, Schnirkelschnecke (Mollusca fossilia). Da die eigentlichen Schnirkelschnecken Landthiere sind, so ist es eine auffallende Erscheinung, daß man sie fossil auch in solchen Gebirgslagerungen findet, welche offenbar Seeformationen sind. Sei es, daß Flüsse sie ins Meer führten oder daß dieses die Gegenden, wo die Thiere lebten, überschwemmte und sie mit fortriß, so mag es doch immer als ein Beweis dienen, daß zu der Zeit, als diese Niederschläge sich bildeten, schon wasserfreie Länder vorhanden waren, auf welchen die Thiere lebten. In der Regel finden sich die fossilen Schnirkelschnecken in den so genannten Süßwasser-Formationen, in welchen sie in Gemeinschaft mit den Gattungen Limnaeus und Planorbis vorkommen, öfterer aber bloß als Steinkerne (d. h. Ausfüllungen der Schale ohne diese) sich zeigen. Auch findet man sie in den Breccien und manchmal in den von Vulkanen ausgeworfenen Gebirgsarten. Von den wenigen Arten, welche so weit erhalten sind, daß sie sich genauer bestimmen lassen, ist zu bemerken:

1) Helix Ramondi, *Brogniart* *). Das Gewinde

*) Annales du Mus. d'hist. nat. XV. pl. 23. f. 5.

besteht nur aus vier Windungen, deren letzte sich nach der Mündung zu ansehnlich erweitert, die Schale ist mit schrägen, etwas gebogenen Querstreifen bedeckt, und mißt im Durchmesser einen Zoll. Sie hat einige Ähnlichkeit mit H. guttula, *Olivier's*. Sie findet sich in den harten, mit bituminöser Wacke gemengten Mergellagern zu Pont du Chateau bei Clermont.

2) H. Tristani, *Brogn.* *). Die Schale ist glatt, fast kreisförmig, die letzte Windung ist in der Mitte etwas kielförmig erhöhet, die fünf Windungen sind nur wenig gewölbt und nur schwach von einander gesondert. Im Durchmesser hält sie vier bis fünf Linien. Man findet sie in dem Süßwasserkalk des Wegs von Pithiviers, drei Meilen von Orleans, mit Limneen und Planorben. Sie hat viel Ähnlichkeit mit H. cinctella, *Draparnaud's*, die sich lebend zu Loriol, Montélimart, zu Beaucaire und an andern Orten der Umgegend findet.

Brogniart zählt an dem gedachten Orte noch mehrere Arten auf. Übrigens finden sich dergleichen noch in der Gegend von Mainz, an der Rhonemündung, am Monte Bolca, in Schwaben, im Quedlinburgschen, in der Gegend von Frankfurt am Main, bei Ulm, Nördlingen, in England u. s. w.

Diejenigen Arten, welche der Gattung Helix nach unserer Beschränkung nicht angehören, suche man unter den im vorigen Art. angegebenen Benennungen.

(*D. Thon.*)

HELIX (Technol.) bezeichnet im Allgemeinen so viel als Schraubenlinie oder Schneckenlinie, und wird als Name auch vielen künstlichen Gegenständen beigelegt, welche sich durch spiralförmige Windungen auszeichnen, namentlich: a. in der bürgerlichen Baukunst an der korinthischen Säulenordnung die schneckenartigen Verzierungen an den Ecken des Kapitals, welche aus den so genannten Stielen ihren Ursprung nehmen und dem Deckel des Kapitals zur Stütze dienen; b. in dem Maschinenwesen an einer Spindel oder Schraubenmutter die entweder erhabene oder vertiefte Fläche, welche in einer gleich weiten Lage mehrmals herum läuft. Vgl. den Art. Schraubenlinie. Übrigens heißen auch die Windungen der Ranken des gemeinen Epheu's Helix (Hedera Helix), ingleichen die Windungen in der Muschel des Ohres, s. darüber den Art. Ohr. (*Fr. Thon.*)

HELIX war eine Maschine der Alten, durch deren Hilfe sie die Schiffe mit größerer Leichtigkeit als früher vom Ufer abstießen. Denn vor der Erfindung dieser Maschine mußte man die Schiffe ins Wasser ziehen, oder die Matrosen stemmten sich mit ihren Schultern unten gegen die Schiffe, um sie vorwärts in die See zu stoßen; oder man gebrauchte Hebebäume und untergelegte Walzen, auf welchen die Schiffe ins Wasser gerollt wurden. Der Erfinder der Helix war Archimedes von Syrakus, der sie, wie Athenäos sagt, vermuthlich damals erfand, als das überaus große und prächtige Schiff des Hiero ins Wasser gelassen werden sollte. Mit Hilfe dieser Maschine bedurfte es nur weniger Leute. Sie scheint viele Ähnlichkeit mit einer Wagenwinde gehabt zu haben, wie man sie noch jetzt bei schwer beladenen Wagen gebraucht. (*Rotermund.*)

HELIXARION, *Ferussac* (Mollusca). Diese Molluskengattung unterscheidet sich von ihren nächsten Verwandten, wozu auch Helix gehört, durch folgende Kennzeichen *): Der vordere Theil des Thieres ist zurückziehbar, wie bei Helix, der hintere ist abgestutzt und zusammen gedrückt. Die Lungenhöhle und vorzüglichsten Organe liegen im mittleren Theile des Körpers und sind in eine kleine kugelige, spiralförmige, dünne, zerbrechliche, durchscheinende Schale eingeschlossen. Die Geschlechtsorgane, mit einander verbunden, haben ihre Öffnung nahe am rechten Tentakel. Der letzteren sind überhaupt vier, sie sind cylindrisch, zurück ziehbar, und die beiden obern sind an der Spitze mit Augen versehen. Am Ende des Körpers befindet sich eine Öffnung. Diese Gattung verbindet die Familie der nackten Schnecken, mit denen, welche mehr oder weniger mit einer Schale versehen sind, und steht, obgleich nahe mit Helicolimax verwandt, doch hinsichtlich ihrer allgemeinen Organisation der Gattung Parmacella sehr nahe.

Die größte Art dieser Gattung, H. Freycineti, *Quoy* et *Gaimard* **), welche zugleich als Typus der letztern dient, findet sich in Wäldern in der Nähe von Port Jackson in Neuholland, und lebt an dunkeln, feuchten Stellen, unter Steinen und unter der Rinde gefällter Bäume. Das Thier, von welchem die Beobachter eine Zeichnung beim Leben nicht nahmen, zeigt, in Weingeist aufbewahrt, eine graulich-gelbe Farbe, welche nach hinten ins Schwärzliche fällt, und vorn und auf den Seiten mit vielen schwärzlichen Linien übersäet ist. Die Schalen, von röthlicher Farbe, zerbrachen unterwegs, da sie sehr dünn sind.

Der Körper des Thieres ist eiförmig und mittelmäßig lang, was jedoch auch Folge der Zusammenziehung durch den Weingeist seyn kann. Ungefähr in der Mitte des Rückens bildet die Masse der Eingeweide eine ziemlich bedeutende, kugelförmige Erhöhung. Der Mantel ist an dieser Stelle sehr dünn, sein freier Rand bildet eine Art Lappen, welche wohl dazu dienen mögen, die fast häutige Schale zu bedecken. Auf der linken Seite scheint der Lappen nur eine Verdoppelung des Halsbandes zu seyn, welches wahrscheinlich die Öffnung der Schale einfaßt; auf der rechten Seite findet sich ein größerer dreieckiger Lappen. Außer diesen beiden bildet der Mantel noch zwei andere, welche durch die Lungenöffnung getrennt sind, und eine Art Halsschild, fast wie bei Limax bilden. Der linke derselben, der nur eine Ausdehnung der untern Lippe des Halsbandes zu seyn scheint, geht am weitesten vor, und dient wahrscheinlich dazu, den Kopf darunter zu verbergen. Der Lappen rechter Seits, viel seitlicher und weniger breit, ist auch nur eine Erweiterung desjenigen Theiles, den man an

*) A. a. O. Fig. 8.

*) *Ferussac* Histoire naturelle des Mollusq. Prodrome. p. 24.
**) Voyage autour du monde par *C. Freycinet*. Zoologie. p. 465. pl. 67. f. 1. a.

den Schnecken bemerkt, und legt sich auf den Körper an. — Der horizontale Theil des letzteren bildet den Fuß, welcher ziemlich dick, in die Länge gezogen, oben gewölbt, unten platt, hinten aber fast viereckig abgeschnitten ist. Auf dieser abgeschnittenen Fläche zeigt sich eine sehr große, ziemlich tiefe Höhle mit schmaler, linienförmiger, an den Rändern gekräuselter Öffnung, die jedoch sonst keine Ähnlichkeit mit dem hat, was man fast an derselben Stelle bei der rothen Wegschnecke (Limax rufus) bemerkt, weil man deutlich sieht, daß das Innere mit einer körnigen Haut, der ähnlich, welche den Körper bedeckt, bekleidet ist. Der Fuß ist auf seiner untern Seite in drei Binden getheilt, von welchen die mittelste schmal und glatt ist, die beiden äußern schräge Streifen haben. Diese beiden Seitenbänder sind auf der Rückenseite durch eine Furche gesondert, welche nach einer Art Stirnhöcker hin läuft, der vorn das Ende des Kopfes und zwei Arten von Lippen bildet. — Der ziemlich große, obgleich wenig unterschiedene Kopf, gleicht ganz dem einer Wegschnecke (Limax). Die hintern oder Augen tragenden Tentakeln, müssen nach dem Zustande, in welchem sie sich bei der Contraktion zeigen, lang und stark seyn, die vordern dagegen waren sehr klein. Der Mund, der ganz vorn liegt, in der ziemlich tiefen Furche, welche den Kopf vom Fuße trennt, ist links und rechts mit einem zugerandeten Lippenlappen besetzt, oben hat er einen hufeisenförmigen, ganzrandigen Zahn. — Die Athmenhöhle liegt wie bei den Gattungen der Limacinen und öffnet sich durch eine runde, schiefe Mündung, welche sich am Grunde des Einschnittes befindet, der das Schild in zwei Theile theilt. — Der aufsitzende After ist an seinem vordern Theile durchbohrt. Die gemeinschaftliche Öffnung der Geschlechtsorgane liegt rechts etwas auswärts von dem Tentakel dieser Seite. Übrigens sind nicht mehr Samenbläschen, als bei Limax vorhanden, wodurch sich dieses Thier mehr von den wahren Helixarten entfernt.

Eine zweite kleinere Art, H. Cuvieri, lebt ebenfalls in Neuholland. *(D. Thon.)*

HELJAT (حَلْيَة) oder HILJAT (حِلْيَة), d. i. Schmuck, findet sich im Titel mehrerer muhamedanischer Schriften. Dahin gehört das Hiljat el ebrar, d. i. Schmuck der Gerechten, eine Art Breoier für die Moslemen, welches in 356 Kapitel getheilt ist [1]) und Gebete für alle Handlungen des Tages und der Nacht enthält. Es ist von dem berühmten Nevai verfaßt, wird auch nach demselben Edskâr el Nevai (Gebete des Nevai) genannt; Sojuthi hat einen Auszug daraus gefertigt unter dem Titel Edskâr el Edskâr (اذكار الاذكار), d. i. Gebete der Gebete, die vorzüglichsten Gebete [2]). Ein anderes Werk mit dem in Frage stehenden Titel ist das Heliat el kumeit (كميت), d. i. Schmuck des Weins, eine Lobschrift auf dieses den Moslemen verbotene Getränk von Schemseddin Nevadschi, welche daher zu den verbotenen Büchern der Muhamedaner gehört [3]); ferner das Heliat el ewlija (اوليا), d. i. Schmuck der Heiligen [4]), von Abu Naim Achmed el Isfahani, ein Werk über die islamitische Tradition. *(A. G. Hoffmann.)*

HELKATH, genauer nach dem Hebräischen חֶלְקַת, Chelkath, 1) eine Jos. 21, 31. vergl. K. 19, 25. dem Stamme Ascher zugetheilte Ortschaft Palästina's; 2) nach 2 Sam. 2, 16. mit dem Beinamen hazzurim (הַצֻּרִים), eine Gegend in der Nähe von Gibeon*), wo mehrere Anhänger des Isboseth und David im Zweikampf fielen. Auf diese Begebenheit deutet auch der Name hin, welcher wörtlich das Theil der Schneiden, der scharfe Platz bezeichnet. *(A. G. Hoffmann.)*

HELKESAITEN (auch Helcesaiten, Helchesaiten, Elkesaiten, Helkesäi), eine christliche Sekte des 2ten und 3ten Jahrhunderts. Ursprung und Namen hatten sie, nach der gewöhnlichen Sage, von einem gewissen Elxai oder Elci, Elcus, Elcesai, einem geborenen Juden; wahrscheinlich aber ist dieß ein erdichteter Name. Der Name ist wohl mit dem hebräischen Halcachaschim, ungenauer Alcachaschin (אלכחשין, הלכחשים) von כחש, negare, einerlei, und bedeutet die Abtrünnigen. Sie heißen auch Schamschäer oder Sampsäer, von Schemesch (שמש), die Sonne, indem sie sich mit Eideren sollen verglichen haben, um dadurch wahrscheinlich ihre besondern Einsichten vor andern Parteien anzuzeigen, da Eideren in die Sonne sehen, um ihre Augen aufzuhellen. Origenes erwähnt ihrer (saec. 3 med.) auf einer Kirchenvers. in Arabien, scheinbar als einer neuen Sekte (*Euseb.* Hist. eccl. L. VI. c. 38), aber Epiphanius (haer. 19) setzt ihren Ursprung ausdrücklich unter Trajan (also saec. 2. init.). Die letztere Angabe ist wahrscheinlicher, und Origenes spricht daher wohl nur von ihrer Erneuerung in jenen Gegenden. Als Orte ihres Aufenthalts werden Arabien, Peräa, Idumäa, Stabathäa und das Land der Moabiter genannt. Man vermuthet, aber aus sehr unbestimmten Gründen, daß sie aus der Sekte der Essäer hervor gegangen seien, und nach einer andern Nachricht, sollen sie sich mit den Ebioniten vereinigt haben. Die Lehren, die ihnen zugeschrieben werden, sind, nach der unzuverlässigen und unge-

1) d'Herbelot's orient. Bibl. 1. Th. S. 179 unter dem Art. Adhkar; im 2. Th. S. 713 dagegen unter d. Art. Heliat gibt er 353 und im 3. Th. S. 620 unter dem Art. Nauai wieder 366 an. 2) d'Herbelot a. a. O. unter dem Art. Adhkar (1. Th. S. 179) u. unter d. Art. Heliat u. Nauai.

3) d'Herbelot a. a. O. 2r Th. S. 713 unter Heliat und 3. Th. S. 618. 19 unter d. Art. Nauagi. 4) d'Herbelot a. a. O. 2r Th. S. 713 unter d. Art. Heliat; S. 338 aber unter d. Art. Esfahani bezeichnet er es als ein Werk über die Eigenschaften aufrichtiger Freunde. Ewlija heißt allerdings auch Freunde, vorzugsweise aber Freunde Gottes, also Heilige. Diese sind aber hier gemeint, da der weitere Titel tabakât el asfija, d. i. ordines purorum verlangt.

*) Daß es eine Ortschaft sei, wie unter Andern auch Winer (Bibl. Reallexik. S. 280) angibt, scheint zu der Erzählung, in deren Zusammenhang der Name vorkommt, nicht zu passen; vergl. besonders v. 13.

nauen Weise der Geschichtschreibung jener Zeit, so dunkel und widersprechend, daß man völlig zweifelhaft bleibt, welcher Denkart sie angehören. Judaisirende, gnostisch-orientalische und heidnische Elemente sind bunt durch einander gemischt. Sie verwarfen einen großen Theil der h. Schrift, namentlich die Schriften Pauli, und erkannten neben ihr noch einem Buche des Elrai, das neue göttliche Offenbarungen enthielt, großes Ansehn zu. Wahrscheinlich schrieben sie sich noch mehrere eigene Offenbarungen zu, wenigstens glaubten sie stark an Wahrsagereien und hatten Prophetinnen unter sich (Marthois und Martana), die sie abgöttisch verehrten. Ihre Begriffe von Christo spielen ganz in das Gnostische hinüber. Sie lehrten, nach einem Berichte, zwei Christos, einen im Himmel und einen, der auf Erden gewesen sei; nach einer andern Erzählung glaubten sie, Christus sei ein von Gott geschaffener Geist, der eine Menschengestalt von 96 Meilen Länge und 24 Breite gehabt; er habe den von ihm erbauten Körper Adams annehmen und ablegen können, und sei in demselben sowohl zur Zeit des A. T. den Alten erschienen, als auch nachher geboren worden, gestorben, auferstanden und gen Himmel gefahren. Von dem h. Geist sollen sie ähnliche Vorstellungen gehabt und ihn in weiblicher Gestalt, als Christi Schwester, und von derselben Größe als diesen, gedacht haben. In ihren gottesdienstlichen Einrichtungen deutet Einiges auf judaisirende Denkart hin, als: Beschneidung, Sabbathfeier, Reinigungen durch Baden und Waschen, Richten des Gesichts während des Gebetes nach Jerusalem. Dagegen ist das Verbot, kein Fleisch zu essen, mehr gnostisch, die Verehrung von Engeln und guten Geistern wenigstens mehr morgenländisch und die Verwerfung aller Altäre antijüdisch. Dem Gnostischen widerspricht dann wieder entschieden, daß Elrai ein Feind der Ehelosigkeit war, und seinen Anhängern zur Pflicht machte, sich zu verheirathen. Außer dem findet sich eine Menge Aberglauben bei ihnen, der sehr starke Spuren von heidnischem Naturdienst zeigt, z. B. Wahrsagerei aus Gestirnen, Verehrung der Erde, des Wassers, des Himmels, der Luft, des Windes, des Brotes, Salzes und Öls. Das Wasser hielten sie für gut, das Feuer für bös. — Wie lange sie sich erhielten, ist ungewiß. Nach Eusebios gingen sie sogleich wieder unter, nach Epiphanios bestanden sie noch zu seiner Zeit*). (*D. Heinrich Schmidt.*)

Helkologie, die Lehre von Geschwüren, s. Geschwüre.

HELKYSTINDA, ein Spiel der Griechen, welches vorzüglich während der Dionysien gespielt wurde, und unserem Seilziehen zum Theil entspricht. Es wurde nämlich ein Balken von Mannshöhe, in welchem oben ein Loch war, in die Erde geschlagen; durch dieses Loch zog man ein Seil, und an dessen beide Enden mußten sich diejenigen, welche spielen wollten, befestigen. Die beiden Spielenden waren mit dem Rücken gegen den Balken gekehrt, und versuchten einander empor zu ziehen. Derjenige, welcher empor gezogen wurde, hieß Skaperdes (Σκαπέρδης), weil man dieses Spiel auch Skaperda (Σκάπερδα) nannte. Da dieses Spiel mit vieler Anstrengung verbunden war, so nannte man auch jedes Schwierige Skaperda*). (*C. W. Müller.*)

HELL, Eigenschaft- und Umstandswort, (sprachlich) von Tönen, in einem hohen Grade deutlich, laut, mit dem Nebenbegriffe der Reinheit und einer gewissen Höhe: eine helle Stimme; ein helles Gelächter; — das helle e in der Sprachlehre (das offene e), das e nach seiner natürlichen Aussprache, wie es in den ersten Sylben von Ehre, Lehre ic. lautet, zum Unterschiede von dem tiefen oder dumpfen e, welches wie ä lautet; — vom Lichte, einen hohen Grad des Lichtes habend: helles Feuer, helle Flammen; — ein helles Licht, das hell brennt, leuchtet; helles Zimmer, in welches viel Tageslicht hinein fällt; — helle Farben, in der Malerei, welche dem Weißen näher kommen, viele Lichtstrahlen zurück werfen (lichte Farben), im Gegensatze der dunkeln; — helle oder lichte Hölzer sind im Forstwesen, Laubhölzer, weil deren Farbe heller ist als die der Nadelhölzer, (welche deßhalb auch schwarze genannt werden); — in einem andern Sinne helle Holzung, eine solche, worin die Bäume ziemlich dünn stehen und also viel Tageslicht zulassen; — in höherem Grade glänzend, viele Lichtstrahlen von seiner Oberfläche zurück werfend (blank), im Gegensatze des matt oder trübe: ein heller Spiegel; — ferner, in hohem Grade durchsichtig, oder viele Lichtstrahlen durchlassend, klar, zugleich mit dem Begriffe der Reinheit, im Gegensatze von trübe: helles Wetter, wenn die Luft von Dünsten frei ist und die Sonne hell scheinen kann; heller Himmel, helle Augen, lebhafte und glänzende; helle Augen haben, uneigentlich, hell sehen, deutlich einsehen, mit Scharfsinn durchblicken; — uneigentlich, in hohem Grade deutlich, verständlich: die helle Wahrheit; hell denken, mit vieler Deutlichkeit; heller Kopf, welcher von den Dingen deutliche Begriffe hat; helle Zwischenräume (lucida intervalla), die Zeit, wo ein Irrer oder Bewußtloser sich seiner deutlich bewußt ist; — hell sehen, deutlich sehen, scharfsinnig seyn, daher ein heller Blick, s. v. a. Scharfsinn bezeichnet. Endlich noch ganz, völlig, ist aber nur in der Verbindung mit dem Worte Haufen gebräuchlich, wie: sie kamen mit hellem Haufen, d. i., in ganzen Haufen, in Menge. Das niederteutsche heel = heil, drückte sonach die uneigentliche Bedeutung von ganz, völlig, aus. Vgl. auch die Artikel: Helle, die, Hellen, Zeitwort. (*St.*)

---

*) Vergl. Seibel von der Sekte der Elkesaiten. Helmst. 1794. 4. *Tillemons* mémoires pour servir à l'hist. eccl. T. II. p. 214—17. *Ittig* de haeresiarchis sect. 2. Fleury K. G. Th. 1. S. 303 fgg. Walch Ketzerhist. Th. 1. S. 587. Heinse K. G. Th. 1. S. 769. Schröckh K. G. Th. 4. S. 38. Von Einem Kirchen- und Ketzerlexik. s. v. Elcesaiten. Quellen: *Epiphan.* haer. 19 u. 53. *Euseb.* H. E. L. VI. c. 38. *Theodoret.* haeret. fabul. L. II. c. 7.

*) *Pollux* IX, 7. *Eustach.* ad Iliad. ρ'. *Hesych.* s. v. Σκάπερδα.

HELL nennt man beim Hüttenwesen die Flamme eines Schmelzofens, wenn sie mit besonderer Helligkeit und Höhe zum Vorschein kommt. Eine Flamme von dieser Beschaffenheit ist, unter gewissen Umständen, das Kennzeichen einer zu starken Luftzuführung. (*A. Schmidt.*)

HELL, HEL heißt der Raum unter dem Verdecke am Vordertheile des Schiffes, worin man die Taue, Seile und überhaupt alle die Geräthschaften aufbewahrt, welche gewöhnlich und am meisten gebraucht werden. Der Matrose, welchem die Aufsicht darüber anvertraut ist, heißt Helbewahrer. In diesem Behältniß hat auch der Hochbootsmann sein Lager. (*R.*)

HELL (1) Joseph Karl, k. k. Oberkunstmeister in den königl. niederungarnschen Bergstädten, ein Bruder des berühmten Astronomen Max. Hell, geb. zu Schemnitz in Niederungarn 1713. Nach vollendeten Humanioren widmete er sich den mechanischen, hydraulischen, geometrischen und physikalischen Wissenschaften als Autodidaktos und erfand mehrere wichtige hydraulische und andere Maschinen, namentlich: 1) im J. 1734 eine Wasser hebende Maschine, durch welche das Wasser auf 52 Klafter Perpendikulärhöhe könnte getrieben werden. Sie war für die Donau bei Ofen bestimmt, wich von den gewöhnlichen Schiffmühlen ab, und war so verfertigt, daß sowohl bei hohem als niedrigem Donaustande der Effekt gleich bleiben mußte. 2) im J. 1736 eine Wasser hebende Maschine ohne Wasserrad, mit $3\frac{1}{2}$ Klaftern hohem, auf und ab steigendem Wasser- und Gewichtkasten, mit welcher das Wasser 80 Klaftern hoch gehoben wird. 3) im J. 1744 drei hydraulische Maschinen, die zu Schemnitz im J. 1751 im Pieberstoll und im Leopoldschacht errichtet wurden und den Namen der Hell'schen Maschinen erhalten haben. Drei ähnliche hydraulische Maschinen hat er auch in dem Sigismundsschacht erbaut, und zwei Wassermaschinen im Schichtrißberg, durch welche das Grubengebäude, welches fünf Jahre lang im Wasser stand, vom Wasser befreit wurde, und die großen Grubenwässer mit einer einzigen solchen Maschine gehoben werden. 4) im J. 1744 eine Schußmaschine, aus 240 Musketenröhren bestehend, mittels deren von zwei Personen in einer Stunde 1600 Schüsse verrichtet werden können. 5) im J. 1744 eine Luftmaschine, welche 1753 zur Anwendung gekommen ist und 8 bis 10,000 Eimer Wasser in 24 Stunden hebt, und eine ähnliche Luftmaschine, mittels welcher durch Comprimirung der Luft mit 200 Eimern Wasser 200 Stück pfündige Kugeln eben so scharf als genau können geschossen oder getrieben werden*). 6) im J. 1756 eine Wetterführungsmaschine zur Führung des Grubenwetters in den Stollen und Grubengebäuden unter der Erde, die das frische Wetter voraus auf tausend und mehrere Klafter treibt und das matte oder schlechte Wetter zurück zieht. Die erste Probe wurde damit in der ungarnschen Bergstadt Schemnitz in dem Amalienschacht gemacht. Im Jahre 1760 hat Hell bei Verfertigung des Erbstollens Kaiser Franz eine ähnliche Maschine eingerichtet, wodurch frisches Wetter, statt der sonst gewöhnlichen kostbaren Wetterstollen, auf 500 Klafter verschafft worden ist.

2) Maximilian, k. k. Hofastronom und Professor der Astronomie an der Universität zu Wien, Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften, geboren in der Bergstadt Schemnitz in Niederungarn am 15. Mai 1720, gestorben in Wien am 14. April 1792. Schon frühzeitig trat für ihn eine glückliche Verkettung von Umständen ein, welche seinen natürlichen Anlagen zur Mathematik und Astronomie schwesterlich die Hand bot. Denn sein Vater, Matthias Cornelius Hell, Oberkunstmeister über alle Wassermaschinen in den Schemnitzer Bergwerken, war, wie seine beiden älteren, bei eben diesen Bergwerken angestellten Brüder, Ignaz Cornel und Joseph Karl, allgemein als ein gründlicher Mathematiker bekannt und wurde wegen seiner ausgebreiteten theoretischen und praktischen Kenntnisse in der reinen und angewandten Mathematik oft zu Rathe gezogen. Nachdem Max. Hell zu Neusohl die Humanioren absolvirt hatte, trat er aus Neigung im J. 1738, erst 18 Jahre alt, in den Jesuitenorden. Nach dem Probejahre wurde er 1740 in das akademische Collegium nach Wien geschickt, um unter dem Professor Joseph Karl Philosophie zu studiren. Dieser widmete er sich drei Jahre; doch schon damals verrieth er Neigung zu jener Wissenschaft, die in der Folge die Hauptbeschäftigung seines Lebens wurde; alle seine Nebenstunden widmete er nämlich der Verfertigung künstlicher und sehr zusammen gesetzter Sonnen- und Wasseruhren, bequemerer Erd- und Himmelsgloben, und andern mechanischen Arbeiten. In seinem 24sten Jahre hörte er ausschließend mathematische Collegia (namentlich bei dem Professor der Mathematik, Erasmus Fröhlich, einem Jesuiten.) Seine Fortschritte in den mathematischen Wissenschaften, und namentlich auch in der Astronomie, waren so schnell und auffallend, daß er bereits im Jahre 1745 dem damaligen Astronomen an der Jesuiten-Sternwarte in Wien, P. Joseph Franz (zugleich Direktor der orientalischen Akademie), nach dessen eigenem Wunsche, zum Gehilfen beigegeben wurde, und mit ihm die Herausgabe seiner astronomischen Beobachtungen und die Einrichtung des großen Museums der Experimentalphysik besorgte. Im J. 1745 besorgte er auch eine neue Ausgabe von Joannis Crivelli Arithmetica numerica et literalis, welche an der Universität als Lehrbuch gebraucht wurde, mit vielen Verbesserungen und Vermehrungen, und hielt in Nebenstunden Privatvorlesungen über Mathematik und Markscheidekunst. Die Einrichtungen des Jesuiten-Ordens führten ihn indeß auf mehrere Jahre von seiner mathematischen Laufbahn ab; er mußte nämlich, um in den Wissenschaften und im Lehrvortrage eine Vielseitigkeit zu erwerben[2]), im Jahre 1746 als Humanitäts-

*) Eine Beschreibung der Luftmaschine steht in den londoner Philosophical Transactions. Auch Poda hat eine Beschreibung der Hell'schen Luft- und Wassermaschinen geliefert.

1) Zu seinen Zuhörern gehörte auch von Köngseck, der nachmals den Bergwerken zu Schemnitz rühmlich vorstand.
2) Bei den Jesuiten war diese an sich nicht üble Einrichtung all-

lehrer in das Gymnasium zu Leutschau in der Zipser Gespanschaft in Ungarn abgehen, wo er mit unverdrossenem Eifer die studirende Jugend in der latinischen und griechischen Sprache, in der Beredsamkeit, Geschichte und Erdkunde und in den Anfangsgründen der Mathematik unterwies. Beim Vortrage der Mathematik bemühte er sich vor Allem, ihr das Trockene und Abschreckende zu benehmen, was sie für die flüchtige Jugend so leicht hat, und ihren großen Einfluß auf das bürgerliche Leben und ihre Nothwendigkeit für alle Stände überzeugend darzuthun. Der gelehrte P. Joseph Franz unterstützte ihn dabei brüderlich mit Hilfsbüchern und mathematischen Instrumenten aus dem Museum und astronomischen Observatorium zu Wien. Mit dem Beginn des Jahres 1748 fand sich Hell wieder in Wien ein, um jetzt die Laufbahn der theologischen Studien zu betreten. Hier erhielt er von dem Hofkammerpräsidenten, Grafen von Königseck, den Auftrag, 10 jungen Edelleuten, die sich dem Bergbaue widmen wollten, Privatvorlesungen in der Mathematik und Markscheidekunst zu geben und sie für die ungarnschen Bergwerksgeschäfte gehörig vorzubereiten. Zu diesem Ende übersetzte er auch das ungarnsche Bergrecht aus dem Teutschen ins Lateinische, und zwei Jahre später (1750) gab er sein Adjumentum memoriae manuale chronologico-genealogico-historicum heraus. Seine Bescheidenheit erlaubte ihm nicht, dem Werke sogleich seinen Namen vorzusetzen; dieß geschah erst bei der neuen stark vermehrten 6ten Auflage vom J. 1775, als sein Werk sehr wohl aufgenommen und auch in fremde Sprachen übersetzt worden war. Im J. 1751 wurde er Priester und 1752 vollendete er zu Neusohl das dritte Probejahr. In diesem Jahre erhielt er den Auftrag, eine neue Sternwarte zu Tyrnau anzulegen. Allein kaum hatte er den Bau derselben begonnen, als die Ausführung einem Andern übergeben und er von dem Ordens-Provinzial nach Siebenbürgen geschickt wurde, um den Bau des neuen Jesuiten-Collegiums und der Sternwarte zu Klausenburg zu leiten. Hier hielt er zugleich öffentliche Vorlesungen über Mathematik, und seine Wirksamkeit in technischen Gegenständen war sehr ausgebreitet. In Nebenstunden beschäftigte er sich mit physikalischen Forschungen und Versuchen, vorzüglich mit der Elektricität, und fand mit Vergnügen seine eigenen Erfahrungen, Erfindungen und Lehrsätze durch die Versuche und Schriften Franklin's, Beccaria's und anderer Physiker bestätigt. Hier gab er auch seine Elementa Arithmeticae numericae et literalis heraus, beabsichtigte auch einen vollständigen systematischen Cursus der ganzen Mathematik, wurde aber durch seine Abrufung nach Wien im September 1755 daran gehindert.

Um diese Zeit starb nämlich Joh. Jak. Marinony, Hofastronom und Mathematiker in Wien. Die von ihm gebrauchten astronomischen Instrumente schenkte der Kaiser der Universität, welche zur Benutzung derselben eine Sternwarte bauen ließ, und zum Vorsteher derselben Hell'n erhielt. Ungeachtet dieser mit der ersten Einrichtung der Sternwarte und der Instrumente beschäftigt genug war, mußte er doch zugleich das Lehramt der Mechanik übernehmen, welches damals an der Wiener Universität gegründet wurde, um geschickte Künstler, Fabrikanten und Handwerker zu bilden. Hell sollte nun auch jährlich astronomische Ephemeriden herausgeben, war also mit Arbeit überladen, bis er am Schlusse des ersten Schuljahres seine Entlassung von dem Lehramte der Mechanik erhielt. Bald nachher gab er seine Anleitung zum Gebrauche der künstlichen Stahlmagneten heraus. Nachdem er 10 Jahre lang der neuen Universitätssternwarte mit Eifer und Beifall vorgestanden und theils durch seine astronomischen Beobachtungen, theils durch seine vielen, in dieser Periode dem Drucke übergebenen Schriften, theils endlich durch seine ausgebreitete gelehrte Korrespondenz seinen Ruf im In- und Auslande begründet hatte, wurde er im J. 1767 von König Christian VII. von Dänemark eingeladen, auf der Insel Wardoehuus im nordischen Eismeere den Durchgang der Venus vor der Sonnenscheibe, auf den 3. Junius 1769 zu beobachten, wie denn überhaupt sich mehrere Astronomen wegen dieser Beobachtung nach zweckmäßig gewählten Gegenden der Erde begaben. Hell nahm den ihm gewordenen ehrenvollen Ruf mit Bewilligung seines Monarchen an, ohne die Gefahren einer so weiten und beschwerlichen Reise zu scheuen. Am 28. April 1768 ging er mit dem gelehrten Jesuiten Johann Sajnovics (spr. Schajnowitsch) über Prag, Dresden, Leipzig, Hamburg, Lübeck, Kopenhagen, über Schweden nach Christiania, Drontheim, endlich nach der Insel Wardoehuus im Eismeere, wo sie am 11. Okt. anlangten; hier erbaute er noch in demselben Jahre, meistens bei Fackelschein eine Sternwarte, welche er später selber in den Wiener Ephemeriden beschrieb, und traf alle für die beabsichtigten Beobachtungen nöthigen Einrichtungen. Auf dieser Insel, welche er mit seinem Reisegefährten geometrisch ausmaß, blieb er bis zu Ende des Junius 1769. Am 3. Jun., dem Tage des Vorübergangs der Venus, schienen ihm Anfangs dichte Wolken alle Hoffnung eines glücklichen Erfolgs zu rauben, jedoch ein sanfter Südwestwind entfernte sie endlich hinweg, so daß er den Hauptzweck seiner großen und mühsamen Unternehmung wirklich erfüllen konnte. Die Resultate anderer Beobachtungen in andern Gegenden der Erde stimmten mit den seinigen indeß nicht genau, und er gerieth darüber mit dem berühmten französischen Astronomen Lalande in eine gelehrte Fehde. Seine Muße auf der Insel Wardoehuus wendete er auf eine nützliche Weise an; so beschäftigten ihn Untersuchungen über das Leuchten des Eismeeres, über das Nordlicht, über die Abnahme des nördlichen Oceans und die dadurch geschehene Vergrößerung des festen Landes, über die Stärke der Strahlenbrechung unter dem 70° der Breite, über die bestimmte Angabe des Verhältnisses des Äquator-Durchmessers zu jenem der Pole und der eingedrückten Form der Erde

gemein; aber freilich trugen zu Folge derselben manche invita Minerva Poesie, Philosophie, Mathematik und Physik vor, statt zu ihren Lieblingsfächern was Ausgezeichnetes zu leisten.

unter den Polen, über die große Abweichung der Magnetnadel, über viele Höhenbestimmungen, über den Fall verschiedener Flüsse und den Wechsel der Ebbe und Fluth, über die Geschichte, Religion, Künste und Sprache jener Erdbewohner, der Lappen und Finnen, wobei er und Sajnovics eine bedeutende Ähnlichkeit zwischen der lappländ'schen, finn'schen, ungarnschen (magyar'schen) und finesischen Sprache gefunden haben wollen [3]). Am 27. Jun. 1769 trat Hell mit Sajnovics seine Rückreise an, verweilte in Kopenhagen 7 Monate und legte der k. k. Gesellschaft der Wissenschaften nicht nur seine in Wardoehuus gemachten Beobachtungen, sondern auch noch manche andere interessante wissenschaftliche Arbeiten vor. Seinen weitern Rückweg nahm er über Hamburg, Göttingen, Augsburg und München, und kam am 12. August, nach einer Abwesenheit von 2 Jahren und 3 Monaten, wieder in Wien an. Bald nach seiner Rückkehr versprach er der gelehrten Welt von seiner unternommenen wichtigen Reise Rechenschaft abzulegen in einem großen Werke, welches die Aufschrift haben sollte: Expeditio literaria ad polum arcticum, allein die Aufhebung seines Ordens und vielleicht auch andere wichtige Gründe hinderten ihn an der Ausführung seines Vorsatzes.

Um diese Zeit entschloß sich der Erlauer Bischof, Graf Karl Eszterházy, auf seine Kosten, zum Besten des Vaterlandes, zu Erlau ein Lyceum zu gründen und für dasselbe eine Sternwarte erbauen zu lassen. Hell wurde vorzüglich dabei zu Rathe gezogen, auch ein Priester aus der bischöflichen Diocöse zu ihm geschickt, um sich unter seiner Leitung in der praktischen Astronomie zu üben.

Hell hatte schon früher die Errichtung einer k. k. Akademie in Wien vorgeschlagen, jedoch fruchtlos; nach seiner Rückkunft von Wardoehuus erhielt er aber von der Regirung selbst den Auftrag, seine Meinung über die Einrichtung derselben mitzutheilen. Jetzt bearbeitete er einen Plan, fand damit Beifall, aber noch ehe die erste Sitzung gehalten worden, wurde der Jesuitenorden, unter dessen Leitung sie hatte stehen sollen, aufgehoben und die Eröffnung der Akademie unterblieb [4]).

Lange genoß der rastlos thätige Hell einer beinahe ununterbrochenen Gesundheit. Aber im Anfange des März 1792 wurde er von einem Katarrh befallen, der ihm sehr beschwerlich wurde. Vielleicht würde dieser keine bösen Folgen gehabt haben, wenn er ihn nicht im Anfange zu gering geachtet hätte: aber, da er sich oft in diesem Zustande selbst geholfen hatte, zog er auch jetzt keinen Arzt zu Rathe, sondern verschrieb sich seine Medicin selbst. Seine Kränklichkeit nahm immer mehr zu, er wurde am Ende so schwach, daß er kaum mehr zu stehen vermochte, dennoch ging er mit dem türkischen Gesandten aus Gefälligkeit mehrere Stunden auf der kalten Sternwarte herum, und bemühte sich bei seiner Heiserkeit mit vieler Anstrengung, auf alle Fragen deutlich und umständlich zu antworten. Den folgenden Tag befand er sich sehr übel, der herbei geholte Arzt erklärte seine Krankheit für eine Lungenentzündung. Noch bis zuletzt beschäftigten seine astronomischen Arbeiten den Geist, wie man aus seinen Äußerungen abnehmen konnte. Er starb am 14. April 1792 im 72sten Jahre seines ruhmvollen und thatenreichen Lebens. Seine Leiche wurde auf Veranstaltung seines Freundes von Penkler, zu Enzersdorf, vier Meilen von Wien, bestattet, auch ein Leichenstein mit einer passenden, einfachen Inschrift gesetzt. Hell war korrespondirendes Mitglied der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Paris, und wirkliches Mitglied der gelehrten Gesellschaften zu Kopenhagen, Göttingen, Stockholm, Drontheim und Bologna. Der Hauptzug seines Charakters war Humanität und Menschenfreundlichkeit. Jedem kam er mit Liebe und Wohlwollen entgegen, Andern zu dienen war ihm eine Lust, besonders wo er wissenschaftliche Kenntnisse sahe. Den Armen wendete er beinahe sein ganzes Vermögen zu. Seine Lebensweise war ordentlich und einförmig; Gleichmuth und Ruhe des Geistes behielt er im Glück und Unglück, und nie sah man ihn zu irgend einer Leidenschaftlichkeit übergehen. Selbst der Undank konnte weder seine Gemüthsruhe, noch seine Dienstfertigkeit stören. „Die Menschen sind nur zuweilen so!" sagte er gutmüthig lächelnd, und fuhr fort ihnen zu helfen, wo er nur konnte. Auch zeichneten ihn echte Frömmigkeit, kirchliche Toleranz gegen Protestanten und warme Vaterlandsliebe aus. Übrigens blieb er den Grundsätzen und Meinungen seines Ordens, dessen Wiederherstellung zu hoffen er nie aufhörte, bis zu seinem letzten Athemzuge zugethan. Seine im Druck herausgegebenen Schriften sind sehr zahlreich [5]). Sein Hauptwerk sind die astro-

3) Dieß veranlaßte Sajnovics zur Herausgabe seines Werks: Demonstratio idioma Lapponum et Hungarorum idem esse, Tyrnaviae 1772.

4) Schon der große Leibnitz machte dem Kaiser Karl VI. den Vorschlag, eine Akademie der Wissenschaften zu errichten, aber mit seinem bald nachher erfolgten Tode wurde der Plan aufgegeben.

5) Sie sind in de Luca's gelehrtem Östreich, Wien 1776, 1r Th. S. 188—195, und in Meusel's gelehrtem Teutschl. verzeichnet. Außer den bereits genannten gehören dahin die Exercitationes arithmeticae, quibus pertractantur compendia arithmetica, praxes regulae aureae quamplurimis quaestionibus oeconomicis et ad usum civilem ac mercatorum applicatis declaratae etc. Claudiopoli 1755. 8. Ein Anhang der 3ten und 4ten Aufl. der Elementa Arithmeticae. Ferner kurzer Unterricht der Osterfeier für den ungelehrten gemeinen Mann, sammt der gründlichen Widerlegung einer Schrift, welche Cryph Sigm. Schumacher unter der Inschrift: Untersuchung der Osterfeier vom Jahre 1500 bis 1700 verfasset. Wien 1761. gr. 8.; dann Anleitung zum nützlichen Gebrauch der nützlichen Stahlmagneten. Wien 1763. 8. Observationes astronomicae ab a. 1717 ad a. 1752. Pekini Sinarum factae et ab Augustino Hallerstein e S. J. Pek. Sinarum Trib. Math. Praes. et Mandarinu collectae, atque operis editionem ad fidem autographi manuscripti Tomi II. Viennae 1770. 4maj. — Observatio transitus Veneris ante discum Solis die 3 Jun. 1769. Wardehusii facta a P. Max. Hell. S. J. Hafniae 1769. 4 maj. Neu aufgelegt in Wien 1770. gr. 8. und in die Acta eruditorum Leipzig 1771 aufgenommen. De parallaxi Solis ex observationibus transitus Veneris anni 1769. Viennae 1773. 8. Supplementum diss. de parallaxi Solis. Viennae 1774. 8. Methodus astronomica sine usu quadrantis vel sectoris aut alterius cujusvis instrumenti in gradus circuli divisi, item sine notitia refractionis ope solius tubi instructi Micrometro filari,

nomischen Ephemeriden vom Jahre 1757 bis 1793 (nach seinem Tode von dem Jesuiten und Astronomen Triesnecker fortgesetzt), die 37 Bände füllen und in welchen viele interessante wissenschaftliche Aufsätze von ihm und seinen gelehrten Korrespondenten vorkommen [6]).

(*Rumy.*)

HELLADIOS oder HELLADIUS, 1) aus Alexandria, Grammatiker und Priester des Zeus, lebte am Ende des vierten Jahrhunderts unter der Regierung des jüngern Theodosios. Bei dem Sturme, den der unruhige und fanatische Erzbischof Theophilos gegen die Bilder und Tempel der alten Götter unternahm (im J. 889), und dem Blutbade, das hieraus entstand, floh Helladios nach Konstantinopel, wo er eine Schule der Grammatik eröffnete [1]). Er war Verfasser eines alphabetischen, viel umfassenden Wörterbuches, welches fünf, auch wohl sieben Bände füllte, und vornehmlich der Erklärung prosaischer Wörter, mit häufiger Anführung der Zeugnisse, gewidmet war [2]). Dieses Werk führt das Prooemium des Suidas unter den von diesem Lexikographen benutzten Quellen an. Außerdem kennen wir von den Schriften des Helladios nur folgende dem Titel nach: *Ἔκφρασις φιλοτιμίας. Διόνυσος ἢ Μοῦσα. Ἔκφρασις τοῦ λουτροῦ Κωνσταντιανῶν. ἔπαινος Θεοδοσίου τοῦ βασιλέως* [3]). Der vom Stephanos aus Byzanz unter dem Worte *Βηρυτός* erwähnte Helladios, wird ebenfalls für den unsrigen gehalten [4]).

2) H. aus Besa [†]), ein ägyptischer Grieche, lebte im Anfange des vierten Jahrhunderts unter Licinios und Maximianos, und war einer der zahlreichen Compilatoren der Gelehrsamkeit, die sich seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts thätig bewiesen haben. Von mehrern seiner Werke kennen wir nur Eines, die vier Bücher *χρηστομαθειῶν*, genauer aus dem Auszuge, welchen die Bibliothek des Photius (Cod. CCLXXIX.) davon gibt, und aus welchem erhellt, daß es, ähnlich den vermischten Geschichten Älians, historische Anekdoten, mit vielen antiquarischen und grammatischen Bemerkungen über den Gebrauch und die Bedeutung der Wörter, vermischt enthalten habe [2]). Eigenthümlich war ihm der sonderbare Gedanke, diesen Stoff in jambische Trimeter einzukleiden, von denen sich in den erwähnten Auszügen eine Anzahl unverstümmelt erhalten hat; und vielleicht war es dieses Werk, das in späterer Zeit den Johannes Tzetza veranlaßte, eine ähnliche Sammlung in politische Verse einzukleiden, oder den Philes, die Thiergeschichten Älians in jambische Zeilen umzusetzen. Auf dieselbe Weise hatte Helladios noch mehrere Werke verfaßt, deren Titel Photius anführt: Athená, Nilus, Ägyptios, Protreptikos, Rom, Pheme, Nike, Antinous Stadt. Aus einigen dieser Titel kann der Inhalt der Werke gemuthmaßt werden.

3) Alexander H. aus Thessalien, lebte im Anfange des 18ten Jahrhunderts, mehr im Auslande als in Griechenland. Nachdem er die gewöhnlichen jugendlichen Studien in Thessalonika gemacht, begab er sich auf Reisen, und brachte drei Jahre in Oxford und London, länger als ein Jahr in Amsterdam, dann zu Halle und Prag, endlich zu Altdorf vier Jahre zu [*]). Er schrieb eine griechische Grammatik unter dem Titel: *σταχυολογία τεχνολογικὴ τῆς Ἑλλάδος φωνῆς* in Fragen und Antworten, nebst einem Dialog über die Aussprache des Griechischen. Nürnberg, 1712. 8. [**]) Die ungünstigen Urtheile, die er theils aus mündlichen, theils aus schriftlichen Mittheilungen über den Zustand der Gelehrsamkeit in seinem Vaterlande vernommen hatte, veranlaßten ihn zur Abfassung einer latinischen Schrift: Status praesens ecclesiae graecae. Norimbergae. 1714. 8., in welcher er die europäischen Gelehrten eines blinden Hasses gegen seine Nation und großer Unkenntniß des alten und neuen Griechenlands beschuldigt, und besonders in Beziehung auf die im Verlage des halle'schen Waisenhauses erschienene neu-griechische Übersetzung des N. T. behauptet, die herrschende Sprache sei keines Wegs so abweichend von der Sprache des N. T., daß es einer Übersetzung bedürfe. Diese Behauptungen widerlegte Joh. Matth. Gesner in einer kleinen Schrift: de Eruditione Graecorum, qui

singula secunda indicante, et inapta ad hunc usum fulcro mobili applicat, elevationem poli cujusvis loci in continente siti accuratissimam definire. Viennae 1779. 8. Adjumentum memoriae manuale chronologico-genealogico-historicum — — a. 1750 concinnatum, nunc ad a. 1773 continuatum et novis — — capitibus auctum. Editio V. Viennae 1775. 8. Mehrere Almanachs, nämlich 1) wienerscher (nach dem gotha'schen Almanach eingerichtet); 2) physikalischer und 3) chronologischer, alle drei Wien 1775. 6) Über sein Leben und Wirken s. de Luca a. a. O. 1. Th. S. 176—194. P. *Alexii Horányi* Memoria Hungarorum et Provincialium scriptis editis notorum, P. II. p. 81—90. Erdélyi Museum (siebenbürgisches Museum) VIII. Heft (Pest 1817) S. 88—95. Ungarnscher Plutarch von Kölesy und Melzer, III. Th. (Pest 1816) S. 88—95, und: Beiträge zur Biographie Maximilians Hell vom Prof. Littrow, in den vaterländischen Blättern für den östr. Kaiserstat 1819, November Nr 90. Auch steht eine interessante Biographie Hell's (aus dem vertrauten Umgange mit ihm geschöpft) in des vor Kurzem verstorbenen Exjesuiten, Großpropstes und Titularbischofs Paintner handschriftlichem Werke: Historia Scriptorum Societatis Jesu olim Provinciae Austriacae, Hungaricae etc. ab Anno 1754 usque ad nostra tempora.

1) S. *Socrates* Histor. Eccles. V, 16. p. 225. ed. *Vales.* Dieser Geschichtschreiber hatte als Knabe zu Konstantinopel den Unterricht des Helladios genossen. In der Geschichte des alexandrinischen Blutbades führt er an, daß sich Helladios gerühmt haben solle, neun Christen dabei mit eigner Hand getödtet zu haben. 2) S. *Photius* Bibl. Cod. CXLV. 3) Denselben Artikel hat mit unbedeutenden Abweichungen *Eudocia* p. 168. 4) S. *Pinedo* im Commentariolo Auctorum etc. und *L. Holsten.* in den Miscell. Obss. nov. Tom. I, 2. p. 119.

†) Eine Stadt in Thebais, später Antinoe, und mit Vereinigung beider Namen Besantinous. Helladios wird bei den Grammatikern öfters nur von seiner Vaterstadt *Βησαντῖνος* genannt, zugleich mit Erwähnung seines Werks: *ἐν ταῖς περὶ χρηστομαθίας.* S. Etym. Magn. in *βρενθύεται. νὺξ. πότνια.*

2) Der Auszug der Chrestomathie ist aus dem Photius mit beigefügten Noten erläutert von Jo. Meursius im Anhange zu dem Werke De regno Laconico et Atheniensium Piraeeo. Ultraj. 1687. 4. und hieraus wiederholt in *Gronovii* Thes. Ant. Gr. T. X. p. 951.

*) S. *Helladii* Status praesens Ecclesiae Graecae. p. 56.

**) Größten Theils, wie man behauptet, aus Bessarion's gleichbetiteltem Buche (Venetiis. 1686. 8. 1694.) abgeschrieben.

hodie vivunt, contra Alexandrum Helladium. (S. *Gesneri* Opuscula Tom. V. p. 30 ff.), worin er zugleich die Unwissenheit und Anmaßung des Verfassers rügt. Die weitern Schicksale desselben sind unbekannt. *(F. Jacobs.)*

HELLADSCH الحلاج, Beiname des Abu mogith el-hosem ben manssur ابو مغيث الحسين بن منصور, eines berühmten Mystikers aus El-Beidha البيضا in Persien, der sich jedoch abwechselnd in Vaseth und Irak aufhielt [1]). Helladsch erregte großes Aufsehn unter seinen Zeitgenossen, theils durch seine strenge Lebensart, theils durch die Wunder, die er gethan haben soll. Im Winter z. B. reichte er Früchte des Sommers, im Sommer Früchte des Winters; er streckte die Hand aus und zog sie wieder zurück, gefüllt mit Silberstücken, auf welchen die Inschrift sich befand: „Sage Er ist der einzige Gott," und nannte sie Dirhems el-kodra, Silberstücke der göttlichen Macht; er wußte Alles, was die Leute in ihren Wohnungen gethan, selbst was sie gedacht hatten, so daß Einige meinten, der Engel Gabriel wohne ihm bei, er sei ein Freund und Geliebter Gottes, Andere dagegen, er sei ein Lügner und Betrieger. Ein ganzes Jahr lang verweilte er in Mekka, innerhalb der Ringmauern der Kaaba, ohne unter Dach zu kommen, fastete lange und nahm nur Wasser und etwas Brot zu sich [2]); von hier ging er nach Bagdad, wo damals der Chalife Moktader herrschte und fand da ein schmähliches Ende. Der Vesir des Chalifen, Hamed ben el-abbas حامد بن العباس [3]) drang auf seine gerichtliche Verfolgung, vielleicht weil er ihn für einen Störer der öffentlichen Ruhe hielt, und leitete, als andere Gründe fehlten, einen förmlichen Ketzerproceß gegen ihn ein. Man durchsuchte seine Bücher voll mystischen Unsinnes, besonders in Bezug auf die Vereinigung der Gottheit mit ihm und den Menschen überhaupt und fand bald genug auffallende Behauptungen, ketzerische Lehren, deren man sich gegen ihn bediente. Nach El-Makin [4]) waren es die Verse:

„Sein Geist ist mit meinem Geiste vermischt, wie Wein mit gutem Wasser;

„Ich mag unternehmen, was ich will, mich in irgend einem Zustande befinden, welcher es sei, immer sind wir, du und ich, vereint;

„Gelobt sei der, der seine Menschlichkeit geoffenbaret hat, und uns seine Alles durchdringende Gottheit verhüllte;

„Bis er zu erscheinen beschloß unter seinen Geschöpfen, unter dem Bilde eines Essenden und Trinkenden;

„Bis die Augen seines Geschöpfes ihn erkannten, aber wie bei der Bewegung des einen Augenliedes die des andern erkannt wird."

Verse, welche man, nebst einigen andern [5]), auch als Beweise ansehen wollte, daß Helladsch ein Christ gewesen sei [6]). Nach Abulfeda aber war es folgende Behauptung: „Wünscht Jemand die Pilgerreise zu machen, ohne es zu können, so mag er an seinem Wohnorte ein, von aller Unreinigkeit reines Haus bestimmen, wohin sonst Niemand kommt. Naht der Tag der Wallfahrt, soll er das Haus umgehn und Alles thun, was bei der Pilgerreise zu verrichten ist. Dann soll er 30 Waisen, nach Maßgabe seines Vermögens speisen, jedem ein neues Kleid und 7 Dirhems reichen; ist dieß geschehen, so ist es eben so gut, als ob er die Pilgerreise wirklich vollendet habe." Der Vesir ließ diese Stelle dem Richter Abu Amra vorlesen, der sie anstößig fand und sie für todeswürdig erklärte. Vergebens behauptete Helladsch, sie aus einem Werke des berühmten Imams Hasan el bassri, dem Buche der Reinheit كتاب الاخلاص, geschöpft zu haben, vergebens rief er aus: „Ihr habt kein Recht auf mein Blut, mein Glaube ist der Islam und zwar nach den Grundsätzen der Sunna, wie aus zahlreichen Schriften erhellt, Gott wird Rächer meines Blutes seyn! Der Chalife Moktader bestätigte sein Todesurtheil. Zuerst erhielt er tausend Geißelhiebe, dann hieb man ihm eine Hand, und einen Fuß ab, richtete ihn hin und verbrannte seinen Körper; sein Haupt wurde in Bagdad ausgestellt. Dieß geschah im Jahre 309 H. 921 Chr. [7]). *(Möller.)*

HELLANIKOS (Ἑλλάνικος), HELLANICUS, 1) Mitylenaeus, aus Mitylene, einer Stadt auf der Insel Lesbos, daher auch Lesbius, der Lesbier, genannt, wird bald ein Sohn des Andromenes, oder Aristomenes, bald aber, wie am wahrscheinlichsten ist, des Skamon, genannt; er war beim Ausbruche des peloponnesischen Krieges 65 Jahre alt [1]), so daß er entweder, wie Vossius meint [2]), 498 v. Ch., oder wie Simson glaubt [3]), 494 v. Ch. oder Ol. 71, 1. d. i. 495 v. Ch. geboren wurde. Nach Lucian (*Macrob.* Tom. II. ed. *Schmider*) lebte er 85 Jahr, also bis 410 v. Ch. oder Ol. 84, 2. Er starb zu Perperena, einer, Lesbos gegenüber, am adramyttenischen Meerbusen in Äolis, oder Großmysien, gelegenen Stadt. Er war zwar 12 Jahr älter, als Herodot, und 25 Jahr älter als Thukydides, aber noch Zeitgenoß von beiden, so wie seine frühesten Lebensjahre noch die letzten Lebensjahre des Hekatäos Milesius berührten. Es wird zwar noch ein anderer Hellanikos Milesius, ein Zeitgenoß des Hellanikos aus Lesbos erwähnt, welcher wie dieser Geograph und Geschichtschreiber war [4]), allein Sturz hat es höchst wahrscheinlich gemacht, daß beide nur eine Person sind, und daß das Beiwort Milesius dem zu Mitylene auf Lesbos gebor-

1) *Ibn challekan* Cod. Goth. No. 414. 2) *Abulfedae* Annal. II. p. 339. 3) *Ibn challekan* a. a. O.; *Abulfedae* Ann. a. a. O. 4) *El-Makin* p. 188.; vergl. *Herbelot* titr. Hallage und *Reiskii* Adnot. ad *Abulfedae* Ann. II. not. 285.

5) S. *El-Makin* a. a. O. *Herbelot* und *Reiskii* Adnot. ad *Abulfedae* Ann. II. not. 285. 6) *El-Makin* und *Herbelot*. 7) *Abulfedae* Ann. II. p. 342. *El-Makin* und *Ibn challekan* a. a. O.

1) *Aul. Gell.* noct. Attic. XV, 23. 2) De histor. Graec. I, 1. p. 8. 3) Chronic. cathol. p. 702. Ed. *Wessel.* cf. *Plehn* Lesbiaca p. 204. 4) *Suidas* s. h. v.

nen Hellanikos vielleicht deßhalb beigelegt sei, weil er einen großen Theil seines Lebens in Miletos zugebracht habe. Suidas läßt sich öfters durch Gleichheit oder Ähnlichkeit der Namen zu Verwechselungen verleiten (so z. B. bei den verschiedenen Dionysios), und dieß scheint auch mit H. Milesios und Lesbios der Fall zu seyn. Es ist nicht bekannt, in welchem Dialekt dieser Geschichtschreiber geschrieben habe, da sich, wie Herodot, Hippokrates, Dionysios von Halikarnaß beweisen, kein sicherer Schluß von dem Geburtsort auf den Dialekt eines Schriftstellers ziehen läßt, und diejenigen Schriftsteller, welche Fragmente aus den Werken des Hellanikos aufbewahrt haben, seinen rauhen, äolischen oder dorischen Dialekt, wenn er sich dessen bedient hatte, verwischt und in denjenigen, welchen sie selbst gebrauchten, übertragen haben können, um den grellen Abstich zwei verschiedener Mundarten zu vermeiden, wie sie wirklich zu thun pflegten. Er bearbeitete die Geschichte und Landeskunde theils der auswärtigen Völker, theils der griechischen Stämme und Staten, wobei er sich vorzüglich auf die ältesten Zeiten eingeschränkt zu haben scheint. Es werden von ihm angeführt folgende Werke: *Αἰγυπτιακά*, ägyptische Merkwürdigkeiten; *ἡ εἰς Ἄμμωνος ἀνάβασις*, die Reise zum Tempel des Ammon, welches Werk vielleicht mit dem erstern in Verbindung stand, wofern diese Reisebeschreibung nicht unecht war, wie Athenäos andeutet; *Φοινικικά*, phönikische Merkwürdigkeiten, doch wird dieß Werk auf eine Art angeführt, die daran zu zweifeln verstattet; *Περσικά*, persische Merkwürdigkeiten, von welchem Werke 2 Bücher erwähnt werden. Es waren zugleich darin die Sagen von dem griechischen Perseus verflochten. *Σκυτικά*, scythica; *Τρωικά*, trojanische Begebenheiten, wovon 2 Bücher erwähnt werden; *Βαρβαρικὰ νόμιμα*, Gebräuche der Barbaren, welches Werk aus den Schriften Herodot's und Damastes seines Schülers compilirt war; *περὶ ἐθνῶν*, von den Völkerschaften; *ἐθνῶν ὀνομασίαι*, Benennungen der Völkerschaften, welche zwei Schriften vielleicht nur verschieden angeführt werden und ohne Zweifel ein Werk ausmachten, ja vielleicht sogar mit der Schrift: *κτίσεις*, worin der Ursprung der Völker und Städte nicht bloß Griechenlands, sondern auch des Auslandes abgehandelt wurde, Eins waren. Wenigstens scheinen zu letzterer Schrift *περὶ Χίου κτίσεως*, von dem Anbau der Insel Chios, *Κυπριακά*, kyprische, *Λεσβικά*, lesbische und *τὰ περὶ Λυδίαν* lydische, *Αἰολικά*, äolische Merkwürdigkeiten oder Nachrichten zu gehören. Denn wenn von den angeführten Schriften des H. nicht mehrere zusammen fallen, in sofern sie nur unter verschiedenem Namen vorkommen, oder einzelne Theile des einen oder andern Buches nur unter eigenem Namen erscheinen, so müßte man darüber erstaunen, wie ein Mann in der damaligen Zeit eine so große Anzahl Bücher habe fertigen können [5]). In folgenden Schriften hatte er die älteste Sagengeschichte Griechenlands abgehandelt. *Ἀτλαντίς* oder *Ἀτλαντίδες*, von welcher Schrift das erste Buch angeführt wird, behandelte die arkadischen Mythen von den sieben Töchtern des Atlas und war vielleicht mit der Schrift *περὶ Ἀρκαδίας* einerlei oder hing mit ihr zusammen. *Φορωνίς* enthielt die Sagengeschichte des Phoroneus und seiner Nachkommen. Ähnlichen Inhalts war die Schrift *Ἀργολικά*, welche, wie es scheint, die Streitigkeiten, welche unter den Nachkommen des Phoroneus ausbrachen, abhandelte. Auf Argos bezog sich auch seine Schrift *Ἱέρειαι Ἥρας*, welche die Annalen der ältesten Geschichte von Argos nach der Reihenfolge der dortigen Oberpriesterinnen der Here enthalten zu haben scheint. Es werden 3 Bücher derselben angeführt. *Ἀτθίς*, von welcher 4 Bücher erwähnt werden, erzählte die ältesten Begebenheiten Attika's. Ähnlichen Inhalts war die Schrift *Κραναικά*, oder gehörte zu der Atthis, und bezog sich auf Kranaos, der nach Kekrops in Attika regierte. *Βοιωτικά*, mythische Sagen von Böotien, zu welchem vermuthlich auch die Schrift *Ἀσωπίς* gehörte. Die Sagen über Deukalion waren in der im Alterthume geschätzten Schrift *Δευκαλιωνεία*, von der 2 Bücher citirt werden, gesammelt, von welcher einen Theil vielleicht die *Θετταλικά* thessalische Merkwürdigkeiten ausmachten. Auch *ἱστορίαι* werden von ihm angeführt und zwei, wie es scheint, poetische Werke *Διὸς πολυτυχία* und *Καρνεονίκαι*, in welchem letztern die Sieger in den karneischen Spielen aufgezählt oder gepriesen waren. Weil Hellanikos zu den ältesten Geschichtschreibern gehört, so ward er von den spätern Schriftstellern häufig benutzt und citirt. Seine Schreibart war einfach, ohne Schmuck und Beredtsamkeit. Er erzählte, was er gehört hatte, wenn es auch unglaubliche Dinge waren. Man setzt ihn wohl dem Theopompos nach [6]). Andre z. B. Photios [7]) ziehen ihn demselben vor; Agathemeros (Geograph. I. p. 2. ed. *Hudson.*) führt an, daß er ungekünstelt (*ἀπλάστως*, wenn man anders dieses Wort so verstehen darf) die Geschichte dargestellt habe, was ihm freilich Cicero (de oratore 2, 12.) zum Fehler anrechnet. Sonst besaß er, was schon die große Anzahl seiner Werke bezeugt, ausgebreitete Kenntnisse, und Agathemeros nennt ihn einen Polyhistor. Plutarchos aber rechnet ihn in dem Leben des Theseus zu den sorgfältigeren Erzählern. Unter das Fehlerhafte, was die Alten vom Hellanikos erzählen, kann man eben so wenig rechnen, daß er nicht immer eine Geschichte in allen Werken auf dieselbe Weise darstellte, wovon namentlich Athenäos IX, 419. f. ein Beispiel aufführt; als sich darunter rechnen läßt, daß er seiner Geschichte vieles Mythische und viele erdichtete Erzählungen (*Diodor.* I, 37.) beimischte, da dieses eine Eigenheit aller ältern Geschichtschreiber der Griechen, so wie unserer Chronikenschreiber war. Die Alten beschuldigten ihn, daß er nicht bloß aus den Schriften älterer Geschichtschreiber, sondern auch seiner jüngern Zeitgenossen Vieles ausgezogen und in seine Schriften übertragen habe. Daß

5) *Plehn* Lesbiaca p. 205.

6) De artium et disciplinarum inventoribus in *Fabric.* Bibl. Graec. Vol. IX. ed. 1. p. 600. 7) Biblioth. Cod. 176.

dieses wahr sei, läßt sich noch jetzt durch Vergleichung einiger von ihm erhaltener Fragmente mit Herodot darthun. Ferner beschuldigte man ihn, daß er parteisüchtig gewesen sei, wie er denn den neuern Trojanern zu Gefallen behauptet habe, daß das alte Troja nicht von den Griechen zerstört worden, sondern die Stadt noch dieselbe sei. In der Erzählung der Heldensagen erklärte man ihn für unzuverlässig, so daß man eben so gut dem Homeros und Hesiodos, ja den Tragikern, als ihm glauben könne (*Strabo* II, 507 ff.). Andere Fehler, daß er z. B. die Stadt Nape in Lesbos Lape genannt habe (*Strabo* IX, 426.), sind theils von ihm, als einen gebornen Lesbier unglaublich, theils zu entschuldigen, da die Ankläger in gleiche Fehler verfallen. (Vergl. Stephanus von Byzanz unter d. W. Ἄλμων und Σάλμος). Auf jeden Fall hat er durch seine Sammlungen über Zeiten, welche in die größte Dunkelheit verhüllt waren, einiges Licht zu verbreiten sich bestrebet. Die noch vorhandenen Bruchstücke aus den Werken dieses Historikers sind gesammelt und erläutert und über sein Zeitalter, Leben und Schriften gründliche Untersuchungen angestellt, so wie alle zugehörige Nachweisungen gegeben in *Hellanici Lesbii* Fragmenta e variis scriptionibus collegit, emendavit, illustravit, commentationem de Hellanici aetate, vita et scriptis in universum praemisit etc. *Frideric. Guil. Sturz.* Lips. 1826. 8.
(*Kannglesser* u. *C. W. Müller.*)

2) H. Milesius, s. den vorigen Artikel.

3) H. der Grammatiker, von welchem in zwei Stellen der Scholien zu Homer (Iliad. ό, 651. τ'. 90.) Erklärungen, aber nicht eben glückliche angeführt werden. Es ist dabei nicht an Hellanikos aus Lesbos zu denken, sondern an einen spätern Grammatiker, welcher ein Zeitgenosse des Aristarchos seyn mochte, und um Olymp. 156 unter Ptolemäos Philometor lebte. Denn Suidas (s. v. Πτολεμαῖος γραμματικός) erzählt, daß der Grammatiker Ptolemäos nicht nur dem Aristarchos gefolgt sei, sondern auch den Grammatiker Hellanikos gehört habe, der ein Schüler des vom Zenodotos gebildeten Agathokles gewesen sei. (*C. W. Müller.*)

HELLANODIKEN, (auch Agonotheten und Athlotheten), hießen bei den alten Griechen diejenigen angesehenen Männer, die dafür sorgen mußten, daß bei den öffentlichen Spielen der Nation, Alles dem Herkommen und den Gesetzen gemäß geschah, und noch außerdem die Obliegenheiten hatten, die zwischen den Wettstreitenden vorfallenden Zwistigkeiten zu schlichten und denen, die es verdient hatten, den Preis zuzuerkennen. Sie thaten auch den Ausspruch, wenn sich ein Athlet einer körperlichen Strafe schuldig machte, und prüften die Kämpfer nach ihrer Geburt, ihren Sitten und ihrem Stande, legten ihnen die Bedingungen vor, unter welchen sie zu den Spielen zugelassen werden sollten. Die Zahl dieser Kampfrichter war nicht immer gleich. In den ältesten Zeiten war bei den olympischen Spielen nur Einer und sein Richterausspruch war entscheidend. So blieb es bis zur 50sten Olympiade, wo aus den Eleern zwei Richter erwählet wurden. In der 75sten Olympiade stieg ihre Anzahl auf neun, von welchen Einige diese, Andere jene Kampfübungen zu beurtheilen hatten. In der 76sten Olympiade kam der zehnte hinzu und in der 103ten Olympiade vermehrte sich ihre Zahl bis auf zwölf. In der 104ten Olympiade wurde ihre Zahl wieder bis auf acht herab gesetzt, sie wuchs aber in der 108ten Olympiade bis auf zehen und dieß war in der Folge fast immer ihre bestimmte Zahl. Das richterliche Ansehen der Kampfrichter dauerte zwar nur so lange, als die feierlichen Spiele und Kampfübungen Statt fanden, bei welchen sie über Sieg und Belohnungen den Ausspruch thun sollten, dennoch mußten diese Hellanodiken, ehe die feierlichen Spiele zu Elis anfingen, an einem Orte, den man Hellanodikaion nannte, zehn Monate zubringen, um da ihre eigenen Pflichten und die athletischen Gesetze durch die Unterweisung der Νομοφυλάκων kennen zu lernen. So wichtig hielt man ihr Amt und ihre Beschäftigung mit einer Sache, welche die ganze Nation anging. Ihre Pflicht war es daher auch bei ihren Aussprüchen die genaueste Unparteilichkeit zu beobachten und mit unbestechlicher Gewissenhaftigkeit zu handeln. Sie thaten das um so mehr, weil ihr eigenes Ansehen dadurch gewann, und sie gingen in ihrer Genauigkeit so weit, daß sie theils die zum Vortheil mancher Athleten an sie gerichteten Empfehlungsschreiben erst nach geendigtem Kampfe eröffneten, theils solchen Kämpfern den Sieg bisweilen zuerkannten, die, ihrer Geschicklichkeit und Stärke unbeschadet, durch einen unverschuldeten Zufall am Siege waren gehindert worden. Auch wurden diejenigen Richter, welche sich bei der Beurtheilung der Kämpfer und der Zuerkennung des Siegs parteiisch bewiesen, oder sich wohl gar durch Bestechungen blenden ließen, um ansehnliche Summen Geldes gestraft. Dennoch hat man Beispiele einiger Hellanodiken, die entweder aus Mangel an Einsicht, oder wegen unlauterer Beweggründe die strenge Parteilosigkeit nicht beobachteten. (*Rotermund.*)

Unter die Belohnungen, welche diesen Kampfsiegern zuerkannt wurden, gehören: der laute Zuruf und die Bewunderung des Volkes, öffentliche Verkündigung ihres Namens, Lobgesänge der Dichter, Siegeskränze, Bildsäulen, feierliche Aufzüge, Gastmahle und manche andere Vorrechte und Vortheile. (*Stimmel.*)

Hellas (Alt. Geogr.), s. Griechenland.

HELLAS, ein athenischer Bildhauer, dessen Zeitalter und Kunstwerke unbekannt geblieben sind, weil er, wie Vitruvius (Prooem. L. III. §. 2.) sagt, obschon an sich geschickt und tüchtig, doch nicht für angesehene Personen noch unter günstigen Umständen arbeitete, und deßwegen unberühmt blieb. (*J. Horner.*)

HELLBRUNN, HELLEBRUNN, landesfürstliches Lustschloß im Herzogthum Salzburg, eine Stunde von der Hauptstadt Salzburg entfernt, mit rings herum angelegten schönen Lust- und Thiergärten, künstlichen Wasserwerken und andern Sehenswürdigkeiten. Das Schloß, dessen Erbauer der Erzbischof von Salzburg Marcus Sitticus war, ist nebst den Gärten und den Zugehörungen mit einer Mauer umschlossen, die eine Stunde im Um-

kreise beträgt. Angeführt zu werden verdient auch das so genannte Monatsschlößchen, welches jener Erzbischof Sitticus, um den Wunsch eines durchreisenden baiernschen Herzogs zu befriedigen und ihn bei seiner Rückkunft mit dessen Ausführung zu überraschen, binnen Monatsfrist erbauen ließ. Fremde und Einheimische besuchen diesen Ort nie ohne Vergnügen. (*Rumy.*)

Hellbutte, s. Heilbutte.

HELLDORF, HELDORFF, HELFDORFF. Eins der ältesten und angesehensten edlen Geschlechter im jetzigen Königreich und Großherzogthum Sachsen. Es fängt seine Stammreihe mit Ulrich an, der im Gefolge des Markgrafen Konrads von Meißen sich vom heiligen Bernhard zu Frankfurt am Main das Kreuz aufheften ließ, wo er dann unter dem Heere Kaiser Konrads III. bei der Belagerung von Damask sich vortheilhaft auszeichnete 1147. Seines Sohnes Heinrichs Jahrgedächtniß wurde am 12. Januar im Kloster Pegau gefeiert, indem er solches ansehnlich dotirt hatte. Im 16ten Jahrh. ist durch Sittig dieses Geschlecht auch im Königreich Preußen durch bedeutende Besitzungen ansässig geworden, und hat auch daselbst das Baronat erlangt. Sittigs Bruder Georg, merkwürdig durch seine Lebensschicksale, hatte 22 Jahre gegen die Turken in Ungarn gefochten, war darauf in Gefangenschaft gerathen, hatte sich selbst befreit, und so das väterliche Haus betreten, wo seine Brüder eben mit der Theilung der Güter beschäftigt waren, und er mit Mühe als ihr verlorner Bruder anerkannt wurde. Das interessante Tagebuch desselben soll sich bei einem seiner Nachkömmlinge noch vor nicht langer Zeit vorgefunden haben. — Georg Friederich, geboren 1643, war durch seine wissenschaftlichen Kenntnisse, die er auf in- und ausländischen Universitäten und Reisen sich angeeignet, so unterrichtet, daß er bei Herzog August von Sachsen erster Minister und Präsident aller Kollegien wurde. Er stand in einem weitläufigen Briefwechsel mit den angesehensten Gelehrten damaliger Zeit, und wurde zu mehreren Gesandtschaften gebraucht, wo seine gehaltenen Reden als Muster der Beredtsamkeit im Druck herausgegeben sind. Er starb 1718. — Das Wappen ist: ein halbes, sich erhebendes, graues Maulthier im silbernen Felde, deßgleichen auch auf dem Helm *).

(*Albert Fhr. Boyneburg-Lengsfeld.*)

HELLDUNKEL, bei den Italienern Chiaroscuro, Clair-obscur bei den Franzosen, ist in der Malerei die Wirkung, welche durch die Beleuchtung hervor geht, und in Licht und Schatten, nach den mannichfaltigsten Verhältnissen ihres Daseyns zunächst beruht. Bei einer durch bloße Umrisse gebildeten Vorstellung kann daher noch nicht von Helldunkel die Rede seyn, welches erst derselben sowohl den Schein plastischer Gestaltung gewährt, als auch eine besondere Anmuth und Schönheit zu ertheilen vermag.

*) Knaut Prodrom. Misn. S. 516. König Adelshistorie. Theil I. S. 512. Sinap schles. Kurios. Th. II. S. 660. Zedlers Universallexikon. Th. XII. S. 1279. Möllers Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Adels. S. 29.

Ersteres lehrt dem Künstler das Studium der Natur, nach welcher er beobachtet, wie unter dem Einflusse des Lichtes, welches einen Gegenstand wahrnehmen läßt, die mannichfachen Theile und Formen desselben sich verschieden zeigen, indem diejenigen, welche der Richtung näher liegen oder entgegen stehn, von der das Licht auf den Gegenstand fällt, solches aufnehmen und hell erscheinen, andere dagegen, welche entfernter, oder so gerichtet sind, daß die Strahlen des Lichtes weniger oder gar nicht darauf zu fallen vermögen, sich weniger hell, oder als Schatten zeigen.

Die Ausführung einer Zeichnung, eines Kupferstiches beruht daher so gut auf den Gesetzen des Helldunkels, als die eines Gemäldes; doch finden in der Malerei die Verhältnisse desselben noch mannichfaltiger Statt, da hier das Helldunkel sich nicht allein auf die verschiedenen Verhältnisse von Licht und Schatten bezieht, sondern sich zugleich auch aus der mannichfaltigen Natur der Farben entwickelt, deren einige, im Verhältniß zu andern heller und kräftiger hervor treten, andere wiederum sanfter, dunkler und zurück weichend wirken. Nach solcher mannichfacher Eigenthümlichkeit verwendet der Künstler die einen vorzugsweise für stark hervor wirkende Theile, die andern da, wo er ruhige Haltung, sanftes Zurückweichen, oder tiefen Schatten bezweckt.

So entschieden jedoch der Künstler diesen wesentlichen Theil seiner Kunst durch Beobachtung und Nachahmung der Natur sich aneignet, so vermag er ihm doch eine höhere künstlerische Wirkung nach Vermögen seiner Genialität besonders zu ertheilen. Denn indem die Kunst überhaupt nicht bloß treue Nachahmung der Natur bezweckt, sondern durch solche vielmehr eine Idee, eine Gemüthsstimmung, ein Gefühl zu realisiren strebt, erreicht sie solches vorzüglich mit durch freie, geistreiche Behandlung des Helldunkels, welches dann auch so individuell von der Genialität eines Meisters zu zeugen vermag, als sich solche auch in Zeichnung, Colorit und dem harmonischen Ganzen eines Kunstwerkes erkennen läßt.

In den frühesten Werken der Malerei, bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts, so lange die Kunst mit weniger eigenthümlicher Entwickelung vorzugsweise nur diente, Handlungen und Wahrheiten der Religion anschaulich zu machen, findet sich das Helldunkel auch nur so weit entwickelt, als es zur plastischen Erscheinung eines Gegenstandes wesentlich nothwendig ist, und sich durch bloße Nachahmung der Natur ergibt. Daher in solchen Kunstwerken das Helldunkel auch noch nicht als ein besonderes künstlerisches in Betracht kommt.

Bei den darauf folgenden großen Meistern der italischen Schule, deren Genialität vorzugsweise lebendige Handlung, historischen Charakter, geistigen Ausdruck zu gestalten suchte, diente das Helldunkel zwar auch zunächst plastische Wirkung nach den Gesetzen der Natur hervor zu bringen, zugleich aber auch dadurch die Anmuth eines Werkes zu erhöhen und ihm einen eigenen künstlerischeren Gehalt zu gewähren.

Dem hohen Geiste des Raphael gelang dieß, in-

dem er das Zufällige zu vermeiden suchte, was im Gemälde ohne innigen Zusammenhang von hell und dunkel unruhig und störend wirkt, und dagegen in seinem Helldunkel eine künstlerische Haltung und Harmonie erreichte, welche, dem Charakter seiner Darstellungen besonders entsprechend, dem Ganzen eine höhere Vollendung gewährt. Titian, der größte Meister des Colorits, suchte dagegen mit besonderer Wahl sowohl durch die Massen des Lichtes und Schattens, als auch durch den kräftigeren oder sanfteren Ton der Farben die schöne Harmonie und reizende Wirkung des Colorits zu verstärken. Besonders entschieden jedoch neigte sich der Geist des Correggio dahin, das Helldunkel mit so künstlerischem Gefühl zu entwickeln, daß er in diesem Theile der Kunst eine gewisse Idealität erreichte, und dasselbe vorzugsweise mit einem künstlerischen Geiste zu beseelen wußte, der den Betrachter mächtig ergreift.

Vielen der großen niederländischen Meister, die häufig gleichgiltige Scenen des gemeinen Lebens oder ganz leblose Gegenstände darstellten, wurde eine höchst geistreiche Behandlung des Helldunkels besonders nothwendig, um solchen an sich unbedeutenden Vorstellungen einen höheren Reiz zu gewähren, und sie dadurch recht eigentlich in die höhere Sphäre der Kunst zu erheben. Nach dem Charakter mannichfaltiger Vorstellungen erscheint bei ihnen das Helldunkel bald als ein kräftiges, mächtiges, als ein reizendes, sanftes u. s. w. Vor allen Andern zeichnet sich unter ihnen jedoch Rembrand durch besonders eigenthümliche und höchst geistreiche Behandlung des Helldunkels aus, der nach eigenthümlicher Genialität die Wirksamkeit und Kraft desselben durch eine ungewöhnliche Einschränkung der Beleuchtung zu erhöhen und so große Schattenmassen zu erreichen suchte, welche durch harmonische Übergänge höchst genial mit dem Lichte verbinden und durch widerscheinende Lichter (Reflexe), so wie durch eigenthümliche Klarheit, einen mächtigen Zauber bewirken.

Nach einem technischen Ausdrucke pflegt man übrigens einer Gattung von Kupferstichen und vorzüglich von Holzschnitten, die Benennung Clair-obscur zu ertheilen, welche durch 2, 3 bis 4 Platten so gedruckt werden, daß die eine bloß die Umrisse der Gegenstände zu geben pflegt, eine zweite und auch dritte die Schattenmassen darüber druckt und wieder eine andere die Lichter weiß aufträgt. Dadurch entsteht eine Gattung von Vorstellungen, die das Eigenthümliche solcher Zeichnungen zum Gepräge trägt, wo auf farbiges Papier die Umrisse mit der Feder entworfen, die Schattenmassen mit dem Pinsel angelegt und die Lichter mit weißer Kreide aufgehöht worden sind. (*Börner.*)

HELLE (Ἕλλη), die Tochter des Athamas und der Nephele. Der Haß der Ino wollte ihren und ihres Bruders Phrixos Opfertod herbei führen, aber die Mutter rettete sie auf dem geflügelten goldnen Widder. Unterwegs stürzte Helle jedoch in den nach ihr benannten Hellespont. (S. die Artikel: Athamas, Ino, Nephele, Phrixos.) Nach *Steph.* Byz. s. v. Ἀλμωπία erzeugte sie nachher mit dem Neptun den Almopes. Der Name erinnert wieder an alten Sonnen- und Mondbienst und an den Frühlingswidder, wenn Sonne und Mond in denselben treten, oder beim Aufgehen der Sonne der Vollmond in die Fluten hinab sinkt. (*Richter.*)

HELLE (die) ist eine Mischung aus Weinstein, Kochsalz, Schwefel und siedendem Wasser, vermöge deren die Goldschmiede und Gürtler den Glanz und die Farbe der Vergoldung hervor bringen. Von Weinstein und Schwefel nimmt man dasselbe Quantum, vom Kochsalz aber doppelt so viel. Der Goldarbeit, welche man in die Helle bringen (hellen) will, pflegt man schon vorher durch das Glühwachs mehr Glanz und eine höhere Farbe zu geben; das Hellen selbst geschieht auf die einfache Weise, daß man die Goldarbeit in die erwähnte Mischung legt oder hängt und nach allen Seiten oft umwendet, oder sich auch einer besondern Vorrichtung, des Hellungsbleches, dazu bedient. Ist die Vergoldung schwach, so muß sie länger gehellt werden; solche Stellen, welche weiß bleiben, oder die vorige Farbe behalten sollen, hat man mit einem dünnen Teige von Weizenmehl zu überstreichen, nach geschehener Hellung des Ganzen in kaltem Wasser abzuwaschen und mit Ziegelmehl oder feinem Sande zu poliren. Eine andere Helle, deren sich Manche bedienen, entsteht durch Verbindung von 3 Loth Schwefel, 1 Loth Alaun, 1 Loth Arsenik, ½ Loth Curcuma und ½ Quentchen Spießglas, fein pulverisirt, mit kochendem, abgeschäumtem Urin. Nicht alle Goldarbeiter gebrauchen die Helle, eben so wenig wenden alle vorher das Glühwachs an. Das Hellungsblech oder Erhellungsblech, welches besonders die Gürtler gebrauchen, gleicht einer durchlöcherten Wagschale, aus welcher drei Drähte hervor gehen, um damit das Werkzeug und die hinein gelegte Arbeit in die Helle zu bringen. Bei dem Gebrauche wird ein durchlöcherter Deckel von Eisenblech darauf gesetzt.

In Gemälden nennt man diejenige Partie das Helle, welche mehr Licht zurück wirft und lebhaftere Farben hat; es gehört gerade zu den Haupterfordernissen eines guten Malers, daß er es geschickt anzubringen weiß. Man gebraucht das Wort auch von einem natürlichen, nicht ins Schwarze fallenden Tone der Gemälde. (*R.*)

Helle (Schiffsw.) s. Hell.

HELLE, die, im Forstwesen mancher Gegenden, ein starker Afterschlag. (*St.*)

HELLE, die, (abgeleitet von Hehlen, wie Müller von Mühle, mahlen) ein abgeschiedener, versteckter Raum, Ort, besonders der meistens zwischen dem Ofen und der Wand versteckte, schmale und gewöhnlich dunkle Raum. (Von Einigen wird es irriger Weise Hölle geschrieben und von hohl abgeleitet.) Vergl. übrigens den Art. Hölle. (*Stimmel.*)

HELLEBARTE, die, (Hellebarde, Partisane, Kurzgewehr, Sponton) ursprünglich eine Streitart, im Mittelalter zuerst von Teutschen und Schweizern mit dem Spieße durch Verlängerung des Stieles in einen Schaft und Beifügung der Lanzenspitze in Verbindung gebracht, darauf nebst der Pike, die Hauptwaffe des europäischen

Fußvolks bis zur allgemeinen Einführung der Feuerwaffen, hiernächst, im verkleinerten Maßstabe, mehr Zier- als Streitwaffe der Offiziere und Unteroffiziere zu Fuß, unter dem Namen Halbpike, Sponton, Kurzgewehr, bis auf die neuesten Zeiten, wo sie nur noch von einzelnen fürstlichen Hoftrabantenkorps geführt wird. Der Name wird bald von heil (verderbt hell und heel), ganz oder vollständig, und von Barte (Beil, Handbeil), bald von halb und Barte (fr. hallebarde) abgeleitet. Für erstere Ableitung spricht indeß offenbar die Gestalt der Hellebarte, wie sie in den Zeiten ihres ernstlichen Gebrauchs war, ein breites Schlachtbeil mit 6—8 Fuß langem Schaft und einer einen Fuß langen Spitze; ja es ist wahrscheinlich, daß sie ihren Namen gerade der Unterscheidung von der kurzen Streitart verdankt, welche Ritter und Reisige oft statt des Schwertes zu Roß führten. *(Benicken.)*

HELLEBARTIRER, HELLEBARDIERER hieß im Mittelalter, bis zum allgemeinen Gebrauche des Feuer-Handgeschützes, ein schwerer Fußsoldat, der außer seiner Hellebarte ein kurzes Schwert, einen offenen Helm (Pickel- oder Sturmhaube) und einen Brustharnisch (Krebs) führte, zum Kern der Fußtruppen, zur eigentlichen Phalanx gehörte, die ihren Ursprung in der Städtebewaffnung hatte. Später, als die Feuertaktik das ganze europäische Heersystem veränderte, blieb den Hellebartirern dennoch das Gewicht der Zuverlässigkeit, obgleich ihre Waffe den sonstigen Werth zugleich mit dem dem des Nahkampfs zu Fuß überhaupt verloren hatte. Sie wurden Haustruppen, Garden, die Bewahrer der geheiligten Fürstenhäupter in Lagern und Palästen. Gegenwärtig versehen sie dieß Amt nur noch an wenigen Höfen, gleichsam als Denkmale einer alten, von Einigen gelobten, von den Meisten verachteten Zeit. *(Benicken.)*

HELLEBECK, ein Marktflecken in dem Amte Frederiksborg des dänischen Stifts Siälland. Er liegt im N. von Helsingör am Sunde und mitten in einem Walde, hat mit dem Kirchspiele gegen 1200 Einw. welche Strumpfweberei und Baumwollspinnerei unterhalten. Hier besteht ein Hammerwerk und eine Bohrmühle, die zu der gräfl. schimmelmannschen Gewehrfabrik zu Tekjöb gehören. Die Seefischerei ist nicht unbedeutend. *(G. Hassel.)*

HELLEBORIN (Elleborin) heißt das aus der Wurzel des Helleborus hiemalis künstlich gewonnene, in gewöhnlicher Temperatur weiche, in etwas höherer, wie Öl flüssige, geruchlose, im Schlunde scharf kratzende Harz. Es scheint in Berührung mit Wasser zu krystallisiren, geht bei der Destillation nicht mit diesem über, sondern wird, für sich destillirt, ungefähr wie Fettöl, zersetzt. Im Wasser scheint es sich bloß mit Hilfe von Schleim zu lösen, und bildet mit Weingeist eine rothbraune Tinktur, welche die Eisensalze purpurroth niederschlägt *). *(Th. Schreger.)*

Helleborine Tenor, s. Serapias (Lingu. B.)

*) Büchner's Repert. d. Th. 12r Bd. S. 222. Trommsdorf N. Journ. VI, 2. S. 51. u. Berl. Jahrb. d. J. 1807. S. 1.

HELLEBORISMUS, eine bei den alten Ärzten sehr berühmte Methode, den Helleborus albus in langwierigen Krankheiten anzuwenden. Man gebrauchte ehedem die weiße Nießwurz (über deren Anwendung wir schon 1500 Jahre vor Christus Manches finden) auf zweifache Art; entweder zum täglichen Gebrauche bei akuten Krankheiten als Brechmittel innerlich, und später in Pessarien, Suppositorien, Fußbädern äußerlich, oder zur großen Kur, dem so genannten Helleborismus, bei veralteten Übeln, wo sie die sacra anchora der Ärzte war. Hippokrates bestimmte die Cautelen bei'm Helleborismus und machte kühneren Gebrauch von demselben; eigentlich aber waren es die Ärzte von Antikyra, die dieser Kurmethode Jahrhunderte hindurch huldigten. Später hörte man allmälig auf, die Nießwurz zu gebrauchen, ja man vergaß sie endlich ganz, woran theils ihre heftige Wirkung, theils auch neuere, sie verdrängende Mittel Schuld waren. Vorzüglich war diese Kur angezeigt bei langwierigen, heftigen Krankheiten, als: Raserei, Melancholie, Wuth, Epilepsie, Hundskrampf, Lähmung, Schwindel, Trägheit des Verstandes, Wassersucht, Geschwülsten, chronischen Hautausschlägen u. s. w.; contraindicirt wurde sie durch vorhandene Hals-, Rachen- und Lungen-Krankheiten, bei Schmerzen des Magenmundes, bei Lienterie, manchen Kopfaffektionen und hysterischen Erstickungszufällen, bei allen Fiebern, mit Ausnahme mancher Quartanfieber. Auch fette, vollblütige und furchtsame Personen, wie Weiber, Kinder, Greise, schloß man von dem Gebrauche dieser Methode aus.

Durch Arzneien, welche die schädlichen Stoffe beweglicher und flüssiger machten, so wie durch diätetische Vorschriften bereitete man den Kranken auf den Helleborismus vor. Es wurde sodann das Mittel entweder in Substanz, oder in Infusionen, oder Abkochungen mit oder ohne Zusätze in sehr starker Gabe gereicht, worauf der Kranke mehrere Stunden strenge Ruhe halten mußte, bis sich endlich das Erbrechen einstellte.

Gegen zu frühe Vomituritionen ließ man kaltes Wasser oder verdünnten Essig in den Mund nehmen, zögerte aber die Wirkung der Nießwurz, so suchte man sie durch zum Brechen reizende Mittel zu beschleunigen *). *(Wiegand.)*

HELLEBORUS *L.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Ranunkuleen, und der letzten Ordnung der 13ten Linnéschen Klasse. Der Charakter dieser Gattung ist: Ein fünfblätteriger, korollinischer Kelch, röhrige Nektarien, und mehrere mehrsamige Balgfrüchte. 1) H. hiemalis *L.* Sp. pl., mit einblumigem Schaft, besonderer Blumenhülle, schildförmigen, vielfach

*) Vergl. *Hippocratis* Opera ed. v. d. Linden. Tom. I. p. 610. Desselben Aphorism. sect. 4. Aph. 13—16. *Joh. Henr. Schulz* diss. de Helleborismo. Hall. 1717. F. A. Murray's Arzneivorrath. A. d. Lat. v. Eeger. V. Bd. S. 156 fgg. Braunschweig 1791. 8. *Samuel Hahnemann* diss. historic. med. de Helleborismo veterum. Lipsiae 1812. 8.

gespaltenen Wurzelblättern, und glattrandigen Blattfetzen. Im südlichen Europa. (Granthis hiemalis *Salisb.*, Köllea *Bir.*, Robertia *Merat.*) Abgeb. in *Jacq.* austr. t. 202. 2) H. sibiricus *Spr.* Syst., mit einblumigem Schaft, besonderer Blumenhülle, fast kreisrunden, fünfgetheilten Wurzelblättern, und keilförmigen, an der Spitze eingeschnitten-gesägten Blattfetzen. Im östlichen Sibirien. (Eranthis *Cand.* Syst.) 3) H. niger *L.* Sp. pl., mit meist einblumigem Schaft, brakteirter Blühte, und fußförmigen, lederartigen, an der Spitze gesägten Blättern. Im mittleren und südlichen Europa. Abgeb. in *Jacq.* austr. t. 201. 4) H. orientalis *Lam.* Enc., mit wenigblumigem Stiel, fußförmigen, gesägten, unten fein behaarten Wurzelblättern, fast ungestielten, handförmigen Blühtenblättern, und meist zweigetheilten Blühtenstielen. In Griechenland und Kleinasien. Die Blumen sind purpurröthlich. (H. officinalis *Salisb.*) Abgeb. in *Desf.* Choix t. 45. Die Art ist der Helleborus niger (Ἑλλέβορος μέλας) der Alten, welchen sie als Vomitiv, und gegen Geisteszerrüttungen häufig anwendeten, und der vorzüglich bei Antikyra am Fuß des Öta gefunden, und auf der Halbinsel Antikyra in Phokis am besten zubereitet wurde. Dagegen ist der Helleborus albus der Alten Veratrum album *L.* vgl. *Theophr.* IX, 10; die Erläuterungen zum Theophrast von K. Sprengel, S. 364 fgg., *Plinius* XXV, 21 sqq. und *Hahnemann* de Helleboro veterum. — 5) H. purpurascens *Kit.* (plant. rar. Hung. II. t. 101.), mit zweiblumigem, blattreichem Stiel, fingerförmigen, spitz gesägten, unten etwas fein behaarten Blättern, welche länger als der Stiel sind, und mit dreifach gespaltenen Blättchen und Blühtenblättern. Im südlichen Ungarn und in Siebenbürgen. Die Blumen spielen aus dem Purpurröthlichen ins Gelbliche. 6) H. odorus *Kit.* (in *Wild.* En.), mit fast zweigetheiltem Stiel, blattreichen, zweiblumigen Zweigen, fingerförmigen, unten fein behaarten Blättern, und ungestielten, an der Basis glattrandigen Blättchen. In Ungarn. Die Blumen sind grünlich. 7) H. viridis *L.* Sp. pl., mit zweigetheiltem Stiel, blattreichen, einblumigen Zweigen, und fingerförmig-fußförmigen, gesägten, unten unbehaarten Blättern. Im mittleren Europa. Die Blumen sind grünlich. (H. dumetorum *Kit.* in *W.* En., ist eine Abart mit etwas steifen, stachlichtstumpf-gezähnten Blättern.) 8) H. atrorubens *Kit.* (pl. rar. III. t. 271.), mit zweigetheiltem, frühzeitigem, Blühten tragendem Stiel, winkeligen, blattreichen, wenig blumigen Zweigen, und fingerförmig-handförmig-fußförmigen, gesägten, auf beiden Seiten glatten Blättern. In Kroatien. Die Blumen sind gelbröthlich. 9) H. foetidus *L.* Sp. pl., mit blattreichem, vielblumigem Stiel, vielgetheilten, fußförmigen, gesägten, unbehaarten Blättern, und grünlichen, mit 3 Pistillen versehenen Blumen. Im mittleren Europa. (Abgeb. in der Engl. Bot. t. 613.) 10) H. lividus *Ait.* Kew., mit blattreichem, vielblumigem Stiel, und gebreiten, glatten, gesägten, unten schimmelgrünen Blättern, mit gelbröthlichen Blumen. Auf Korsika. (H. triphyllus *Lam.* Enc., argutifolius vir. Fragm.) Abgeb. in Bot. mag. t. 72. (s. *Spr.* Syst. II, 658). (*Sprengel.*)

HELLEBORUS ALBUS *L.*, weiße Nießwurz (antiquarisch und pharmac.). Lange blieb es unentschieden, welche Pflanze die Alten Helleb. albus genannt haben, ein so großes und wichtiges Heilmittel in ihren Schriften. Gewöhnlich denkt man dabei an Veratrum album, dessen Wurzel allerdings so wirkt, wie man vormals vom Helleborus rühmte. Erst in neuerer Zeit sind die Untersuchungen bekannt geworden, die einst vor mehr als 100 Jahren Tournefort auf seinen Reisen in Griechenland und im Orient über diesen Gegenstand angestellt hatte, und zwar in *Desfontaines* Choix des Plantes du Corollaire des Institutions de *Tournefort.* Paris. 1809. „Die Alten," heißt es hier, „kannten nur zwei Sorten des Helleborus, den weißen und schwarzen nach der Wurzelfarbe." Theophrast sagt, daß der weiße bloß in einer Gegend des Berges Auta wachse, der schwarze dagegen sehr gemein sei. Der Helleborus orientalis scheint die Pflanze zu seyn, welche die griechischen und römischen Ärzte vormals mit großem Erfolge in der Manie, Epilepsie rc. anwandten. Diese Art wächst ursprünglich auf den Inseln von Antikyra, Böotien, Euböa, auf dem Berge Helikon und in der Umgegend. Tournefort wenigstens fand hier keine andere, als die eben genannte Pflanze, allein ohne den gehofften Erfolg ihrer Wirkung. Er sagt: „der Extrakt sei braun, harzig, sehr bitter, und daß, als er es drei Armeniern zu 20 Gr. bis ½ Dr. eingegeben habe, diese sich über Übelkeit und Unterleibsschmerzen, über Brennen im Schlunde und im Magen, ja über konvulsivische Bewegungen des Kopfes beschwert hätten, die einige Tage von Zeit zu Zeit wieder gekehrt wären. Ein geschickter Arzt versicherte ihm, daß er den Gebrauch dieser Pflanze, ihrer übeln Wirkungen wegen, habe aufgeben müssen, obgleich die Türken sie wegen ihrer Eigenschaft nicht wenig schätzten."

Übrigens betrachteten die Alten den Helleborus als ein heftig wirkendes Mittel, das sie aber vor dem Gebrauche auf eine uns unbekannte Weise zubereiteten. Auch schrieben sie mehrere Tage vor seiner Anwendung eine gewisse Diät vor, gaben ihn auch weder Kindern, noch Greisen, noch zärtlichen Frauenzimmern, noch solchen, die an innern Blutungen litten. Sie sahen ihn, zur gehörigen Zeit angewandt, für ein mächtig wirkendes Mittel an. —

Es wäre zu wünschen, daß die heutigen Ärzte aufs Neue dessen Wirkungen versuchen, ihn auf verschiedene Weise, in mancherlei Gaben, und in mehreren Krankheiten gebrauchen möchten; vielleicht führten dergleichen Untersuchungen auf sehr nützliche Resultate. —

Wir kennen den Helleb. albus bloß als ein sehr heroisches Brechmittel zu 1—2 Gr., und als das stärkste Nießmittel aus dem Pflanzenreiche, dessen man sich nur mit der größten Vorsicht, und allenfalls nur bei sehr kräftigen, oder bei phlegmatischen und abgestumpften Naturen bedienen darf, da schon sein beim Pulvern der Wurzel aufsteigender Staub, wenn man sich dagegen

nicht hinreichend schützt, das heftigste Niesen verursacht (vergl. Helleborus niger *L.* u. Veratrum album *L.*). Übrigens zeigen die giftigen Wirkungen der weißen Nießwurzel (nach Brückmann in Horn's Archiv f. medic. Erfahrung. 1825. Mai u. Jun. S. 477 ff.), deutlich genug, daß solche mit den bekannten Wirkungen des Sabadillsamens überein kommen, auch Ähnlichkeit haben mit denen der Belladonna. Brückmann wandte dagegen mit Erfolg an: bei Richterbrechen 15 Gran Ipecacuanha, darneben starkes und anhaltendes Reiben des ganzen Körpers mit warmen, wollenen Tüchern, innerlich China und Kampfer, bei vollem und starkem Pulse ꝛc. ein Aderlaß, Salpeter ꝛc., zum Getränk Thee und Wasser mit vielem Citronensaft ꝛc. — (*Th. Schreger.*)

HELLEBORUS oder ELLEBORUS NIGER *L.* schwarze Nießwurzel (antiquarisch u. pharmac.) Sie ist nicht die Nießwurz der Alten, sondern nach *Tournefort*, *Lamarck* und *C. Sprengel* Helleborus orientalis, oder nach *Smith* Helleborus officinalis, noch jetzt im Orient officinell. Die Wurzel (radix Hellebori nigri s. Melampodii) von dieser ausdauernden Alpenpflanze bildet einen rundlichen, etwa Muskatennuß großen, getrocknet, wie sie zu uns kommt, schwarzen, gefurchten, innen gelbweißlichen Knopf, mit kurzen gegliederten Ästen, aus welchen viele glatte, runde, strohhalmdicke, einige Zoll bis Fuß lange, schwarze, innen weiße, zähe, fleischige, verschlungene, getrocknet runzelige, außen braungraue, innen gelblichweiße, brüchige Fasern (Fibrae) auslaufen. Sie haben, zumal frisch, einen ranzigen Ekelgeruch, und einen erst bitterlichen, widrigen, dann scharfen, zuletzt anhaltend brennenden Geschmack. —

Statt ihrer sammelt man oft rad. Hellebori foetidi u. viridis, Adon. vernalis *L.*, Acon. Napell. *L.*, Arctaea spicata u. racemosa *L.*, Arnica montana *L.*, Astrantia major, Trollius europ. *L.* u. Veratrum album *L.* ein (s. oben und unten). Die Wurzel des Helleb. niger sollte daher immer mit den Blättern vorräthig gehalten werden. Die im Spätjahre eingesammelte ist am kräftigsten, muß aber sogleich nach dem Trocknen, theils gröblich, theils auf's Feinste, aber mit Vorsicht gepulvert, zu dem verschiedenen Gebrauche in wohlverstopften und verpichten Flaschen aufbewahrt werden. Feneuille und Capron fanden darin flüchtiges Öl, fettes Öl, Harz, Wachs, eine flüchtige Säure, einen Bitterstoff, Schleim, Alaunerde, Gallusharz und auch Ammoniumsalz.

Im Weichharz dieser Wurzel liegt die meiste Kraft. Aber auch mit Wasser abgezogen theilt sie demselben ihre Kraft mit *). Auf die Haut gelegt, macht sie Blasenausschlag, und wirkt in starken Gaben und anhaltend innerlich gebraucht, wie ein narkotisch-scharfes Gift. Die Anwendung von Ipecacuanha als Brechmittel, lauwarme Milch zum Trinken, eine Mandelemulsion mit Opiumtinktur, das Reiben mit Flanell, Senfteig auf den Magen und das Trinken eines gewöhnlichen Thee's mit Citronensaft, stellen die damit Vergifteten bald wieder her.

Arzneilich hat man sie angerathen in allen Krankheitsformen, wo Trägheit der Nervengeflechte und Abdominalorgane vorherrscht, bei Unthätigkeit der Gefäße, und bei Stockungen in jenen Organen. Die echte gehört zu den stärksten Erregungsmitteln und erfordert große Behutsamkeit in ihrem Gebrauch: bei mangelndem Monatsflusse, in Verbindung mit Seife, Antimonialien, bittern Extrakten, oder bei höherer Muskelschwäche mit Eisen und China, bei Krämpfen mit Baldrian, Opium ꝛc.; deßgleichen bei Hämorrhoidalanlage von Stockungen im Pfortadersysteme, bei asthenischer Gelb- und Wassersucht, bei dergl. Fallsucht, Melancholie und Manie, bei hohen Graden von Hypochondrie mit Stinkasant und bittern Extrakten.

Als höchst drastisch wirkendes Purgiermittel sollte sie für sich nicht angewendet werden. — In obiger Pulverform, als der kräftigsten, gibt man sie zu 3—10 Gr. mit Aromen oder im wässerigen Aufguß (2 Dr. des gröblichen Pulvers mit 8 Unzen sied. Wassers infundirt, und wohl verschlossen einige Stunden lang stehen gelassen, dann filtrirt und mit einem der oben angezeigten Mittel versetzt), eßlöffelweise. Durch das Abkochen wird sie unkräftig. Das Extr. Hell. nigri Bor. u. Hass. ist ebenfalls weniger wirksam und daher entbehrlich. Die Tinct. Hell. n. Lipp. empfiehlt vorzüglich Mead zu 1—4 Theelöffel bei fehlendem Monatsflusse, und die Pilul. Bacheri Edinb., welche das Extrakt enthalten, erlangten einen großen Ruf bei Wassersuchten, den sie in manchen hartnäckigen Fällen bei hoher Trägheit der Lymph- und Blutgefäße wohl verdienen **). (*Th. Schreger.*)

HELLEBORUS TRIFOLIUS, dreiblätterige Nießwurz, Christwurz, Tissavoryanne der Franzosen (Warenk.), wächst in Kanada, Sibirien und Island in großen, schattigen Wäldern, und besetzt viele große Plätze, theils allein, theils mit Oxalis und Circaea vermengt. Von den übrigen Helleborusarten, mit denen sie in Ansehung der Fruktifikationstheile völlig überein kommt, weicht sie im äußern Ansehen ab, indem sie eine kleine aber zierliche Pflanze ist, deren Blätter und Blumen alle unmittelbar aus der Wurzel kommen[1]).

Die Blätter und Stängel werden, wie uns Kalm berichtet[2]), in Kanada von den Eingebornen zum Gelbfärben der Häute, der Thierfelle und der Stachelschweinstacheln verwendet. Die Kolonisten bedienen sich derselben, in Verbindung mit Weinstein und Alaun, zum Färben der Wolle und anderer thierischen Substanzen. Beide, die Blätter und Stängel, enthalten ein feines, gelbes, adjektives Pigment, welches mit der essigsauren Thonerde auf Baumwolle und Leinen ein schönes zartes Gelb liefert. (*Kurrer.*)

*) S. Trommsdorf's Journ. der Pharm. 1822. VI, 2. S. 51 ꝛc.

**) Vergl. *Sam. Hahnemann* de helleborismo veterum. Lips. 1812. 8. — *A. Schnabel* de effectibus veneni rad. veratri albi et hellebori nigri. Tub. 1817. 8.

1) Linné's Pflanzensystem. 7. Th. S. 576. 2) Kalm III. S. 460.

HELLEFORS, ein ansehnliches Eisenhüttenwerk (Bruk) und Gerichtsort des Bergwerksdistrikts Grythytta in der schwedenschen Provinz Westmanland, mit eigner Kirche und Pastorat von 1900 Selen (im Jahre 1815). 5 Meilen von der Stadt Nora. Zum Bruk gehören die Bruk Säfsjö und Gustafsström nebst einem Antheil am Bruk Stjernfors; in sämmtlichen Hüttenwerken werden jährlich 2400 Schiffpfund Eisen ausgeschmiedet. Eine 1639 von einem Finnen entdeckte Silbergrube liegt längst öde. Das Armenwesen ist gut eingerichtet. 1817 unter Heykenskold zeichneten sich die Bewohner des Bruk Hellefors durch Anstand und Sittlichkeit bei ihren öffentlichen Vergnügungen, die die Grundherrschaft selber beaufsichtigte, wie, (zur Hemmung des Luxus), eine eigenthümliche einfache Volkstracht, aus selbst gefertigten Kleidungsstücken, aus *). (*v. Schubert.*)

HELLEKIS, ein ansehnliches Gut der gräflichen Posse'schen Familie mit Hafen im Wenern, Schloß und Thiergarten. (*v. Schubert.*)

HELLEN (Ἕλλην), 1) Sohn des Deukalion und der Pyrrha (*Apollod.* I, 7, 2. 3.) oder des Jupiter und der Dorippe (Schol. *Apollon.* I, 118.); den mythischen Angaben zu Folge ist er Stammvater der Hellenen, indem er mit der Nymphe Orseis den Dorus, Xuthus und Äolus zeugte (*Apollod.* l. c.), und der Name der Nation Hellenen wird daher von ihm abgeleitet.

2) Sohn des Phthios und der Chrysippe, Tochter des Erus, Erbauer der thessalischen Stadt Hellas, *Steph. Byz.* h. v. (*Richter.*)

HELLEN, ein im Alterthume blühender Steinschneider; eine Gemme von ihm findet man bei *Bracci* (Comment. de antiq. sculptor. T. II. tab. 77.), welcher ihn für einen Antinous ausgibt†). (*R.*)

Hellen, f. Helle.

HELLEN, 1) unthätiges Zeitwort, abhangen, sich neigen; auch, von einem abhangenden Orte abfließen.— 2) thätiges Zeitwort, abhängig machen, auch, abfließen lassen. So sagt man: eine Tonne hellen, wenn man sie an dem einen Ende in die Höhe hebt, damit sie eine schräge Lage bekomme und der Inhalt derselben hinaus laufe. (*Stimmel.*)

HELLENBACH, eine freiherrliche Familie in Ungarn seit Ende des 17ten Jahrh., der evang. luther'schen Kirche zugethan, deren letzter weiblicher Sprosse gegenwärtig mit dem königl. baierschen Gesandten am kaiserl. östreichschen Hofe, Baron Steinlein, der in Ungarn das Indigenat erhalten hat, verehelicht ist. Der erste Baron aus dieser Familie war Johann Gottfried Hellenbach, geboren zu Schemnitz von Johann Hellenbach*) 1659. Er studirte Medicin und erhielt die medicinische Doktorwürde im J. 1685. Er zeichnete sich als Arzt sehr aus und wurde so berühmt, daß der Kaiser Leopold I., als er an einer gefährlichen nephritis darnieder lag, sich seiner Hilfe mit dem besten Erfolg bediente. Wegen dieser glücklichen Kur erhielt er den Freiherrntitel und wurde zugleich k. k. geheimer Rath. Ihm gab also Galen nicht bloß opes, sondern auch honores. Zur Zeit der Rákóczy'schen Unruhen schlug er sich zur Rakóczy'schen Partei und sein ansehnliches Vermögen wurde deßwegen von dem königl. Fiscus konfiscirt. Nach dem Szatmarer Frieden nahm ihn aber der Kaiser und König wieder zu Gnaden an, und gab ihm seine Güter und sein übriges Vermögen zurück. Doktor Hellenbach vernachlässigte nun die medicinische Praxis und beschäftigte sich mit dem Bergbau**). — Aus dieser Familie trat auch eine Dame, Eva von Hellenbach in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts als Schriftstellerinn auf. Sie ließ im J. 1760 ein teutsches Werk über die Erziehung drucken. (*Rumy.*)

HELLENIA *W.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Scitamineen, und der ersten Ordnung der ersten Linne'schen Klasse, welche Willdenow (Sp. pl.) nach dem ehemaligen Professor in Abo, Karl Nikolaus Hellenius, Herausgeber mehrerer botanischen Dissertationen, so genannt hat. Ihr Charakter besteht in einem linienförmigen Staubfaden, welcher mit einem sehr kurzen, rundlichen Fortsatz über die an der Seite stehende Anthere hinaus ragt, und einer krustenartigen Fruchtkapsel. 1) H. caerulea *R. Br.* nov. holl., mit glattrandigen Blättern, welche, wie die gefärbten Kapseln, unbehaart sind, mit ausgerandetem Korollenlippchen, und steif behaartem Griffel. In Neuholland. 2) H. alba *Willd.* Sp. pl., mit gewimperten, am Rande schwielichten Blättern, zweilappigem Korollenlippchen, und gestreiften, gefärbten Kapseln. In Ostindien. 3) H. chinensis *W.* En., mit gezähnelten, an der Spitze zurück gerollten Blättern, und zweiblättrigem, gezähneltem Korollenlippchen. In den chinesischen Gärten (Heritiera chinensis *Retz.* Obs.) 4) H. aquatica *W.* Sp. pl., mit zugespitzten, am Rande gezähnelten, gewimperten Blättern, und umgekehrt herzförmigem, viergezähntem Korollenlippchen. In Ostindien. (Heritiera aquatica *Retz.* Obs.) — S. *Spr.* Syst. I, 14. Hellenia Allughas *W.* Sp. pl. — S. Alpinia Allughas *Rosc.* 4. Erste Sect. 3r Thl. S. 220. (*Sprengel.*)

Hellenische Archäologie, Literatur u. f. w., f. unt. Griechische Archäologie, Literatur u. f. w.

HELLENDE, die Spitze, der Zopf eines Baumes, Hellreich, wenn ein Baum in der Spitze viel Holz enthält. (*Pfeil.*)

---

*) Vgl. meine Reise durch Schweden rc. Bd 3. S. 97—100.

†) Vergl. Füßli Künstlerlex. 2r Th. S. 529. *Sillig* catal. artific. p. 227.

*) Johann Hellenbach war Waldbürger der königl. Freistadt Schemnitz in Ungarn, hatte auf der Universität zu Wittenberg philosophische Collegia gehört und daselbst 1656 eine Oratio pro Hungaria gehalten und drucken lassen, 1658 aber einen Manipulus logicarum quaestionum vertheidigt.

**) Zabler sagt in seiner Memoria Medic. Thoruuensium zum Lobe Hellenbachs:

Isti omnes Helleubachio natalibus orto
Magnificis palmas cedunt. Augusta fidelem
Aula illum quoties vidit celeremque medendo,
Pannona gens quoties supplex tulit aurea dona,
Ut morbos rabidos patrio depelleret Istro.

HELLENEN, ihre Geschichte, Archäologie, Kunst, Literatur, Mythologie, Philosophie, Poesie, Religion und Cultus, Schrift und Sprache, s. unter dem Artikel Griechen. (*R.*)

HELLENISCHES GEBIRGE, ein Collectivnamen, den man für die Gebirge, die die hellenische Halbinsel bedecken, angenommen hat. Dieses Gebirge, das mit dem Balkan zusammen hängt, oder vielmehr seine Wurzeln so dicht an denselben geschlagen hat, daß es wohl als eine Fortsetzung anzusehen ist, besonders da es in seiner geologischen Beschaffenheit ihm ziemlich gleicht und sein Äußeres ähnliche Formen und Umrisse darbietet, löset sich unter 39° L. und 41° 30' N. Br. von dem Schartag und streicht in einer südlichen Richtung, nach allen Seiten Äste abstoßend, bis an die Busen von Ainabachti und Aina fort: hier krümmt es sich über den Isthmus von Korbos und zieht in mancherlei Formen bis zum Kap Matapera fort, wo es sich unter die Fluten des Meeres vergräbt und vielleicht in den verschiedenen Spitzen der südlichen Cycladen und Kiribs wieder zum Vorschein kommt. Indeß kann es doch nicht als ein an einander hängendes Kettengebirge angesehen werden: es ist vielmehr ein Bergsystem, aus einer Menge einzelner Berggruppen bestehend, die sich durch niedrige Vorberge überall die Hand bieten, zum Theil aber auch isolirt da stehen, aber auch so den allgemeinen Charakter des Gebirges nicht verläugnen. Die meisten einzelnen Gebirgsgruppen führen besondere Namen: so hieß eine obere Kette, die sich unmittelbar an den Schartag anlehnt, Karatova, ein Zweig davon erstreckt sich nach S.O. und endigt in der Nähe von Karaveria, ein anderer steigt nach S. und geht in den Pindo über, stößt aber nach W. einen Ast ab, der unter dem Namen Gromos sich nach N.W. schwingt, dann wieder nach S. fort streicht und unter verschiedenen Benennungen Trebezina, Dschumerka und Kinera das Bergsystem von Epiros bildet. Der Pindo theilt sich unter 40° Br.; rechts zieht nach N. O. eine Kette unter dem Namen der Metzovo, Kralichiovo, Mitouna, Vermiori nach dem Busen von Saloniki herauf, links geht eine zweite Kette nach S.W. herab und bildet die kassiopeiischen und olichinischen Berge, die sich Korfu gegenüber unter das Meer tauchen, eine dritte Kette thürmt ihre höheren Gipfel in einem Quergebirge, jetzt Agrapho, auf, und schickt mehrere Strahlen nach S. fort, die sich sämmtlich, wie der Makronoro und der Liakora, der auf seinem Endpunkte Vedruaha heißt, in dem Busen von Ainabachti verlieren; ein dritter Strahl fällt nach S.O, heißt Anfangs Ochrys, dann Parnasso, mit einem Seitenzweige Stiva, und Zagora, welcher letzte sich wieder in zwei Zweige theilt, wovon der eine in einen Halbbogen die athenäische Halbinsel durchsetzt und im Vorgebirge Koloni in das Meer sinkt, der andere aber als Makriplai sich durch den Isthmus von Korbos nach Morah zwingt und daselbst in eine unendliche Menge von Zweigen und Ästen vertheilt, wovon der Hauptstock seine höchsten Knoten wohl in der Mitte schürzen mag: sie nehmen sämmtlich ihre Richtung von N. und N.O. nach S. und endigen in den Vorgebirgen Skillo, Gros, Malea und Matapan; im S.O. macht die Mainakette oder Pentedaktylos einen ihrer bekanntesten Endpunkte aus. Alle diese Gebirge sind sowohl in Hellas als auf Morah kaum dem äußern Ansehn nach bekannt und geologisch gar nicht untersucht; auf Hellas stehen die meisten mit hoher Waldung bedeckt und haben auf ihren Blößen, Abhängen und Thälern die schönsten Weiden; keiner ist gemessen und selbst der 6120 Fuß hohe Lacha oder Olymp nur oberflächlich bestimmt, doch behalten viele sehr lange Schnee, welches doch unter diesem Himmel auf eine bedeutende Höhe schließen läßt. Sie sind reich an den heilsamsten und gewürzreichsten Kräutern und an mancherlei Mineralien; von Metallen ist Eisen häufig, aber auch auf Silber und Blei wird in den Gebirgen von Karatova gebaut. Die Gebirge auf Morah stehen dagegen fast alle nackt und zum Theil als ganz unfruchtbare Felsen in den groteskesten Formen da; in N. und O. sieht man zwar noch Gestrippe und Korinthenstauden, im S. fehlen auch diese. (*G. Hassel.*)

HELLENISMUS, HELLENISCHER DIALEKT. So nannte man, besonders nach J. J. Scaliger's[1]) und D. Heinsius[2]) Vorgange, geraume Zeit hindurch das griechische Idiom, dessen sich die alexandrinischen Übersetzer des A. T. und die Schriftsteller des N. T. bedienen, und ging dabei von einem Sprachgebrauch des Lukas[3]) in der Apostelgeschichte aus, der in der griechischen Analogie[4]) und in dem Sprachgebrauch der griechischen Schriftsteller selbst[5]) Bestätigung findet. Wünscht man für die Sprache der LXX und die des N. T., ihrer nicht unbedeutenden Verschiedenheit ungeachtet, eine gemeinsame Benennung, so wird sich gegen das Epitheton hellenistisch, obschon es ursprünglich von weiterer Beziehung ist, nicht viel Erhebliches einwenden lassen[6]), dagegen ist das Wort Dialekt allerdings un-

1) ad *Euseb.* Chron. p. 134. 2) Zuerst in der Vorr. zu seiner Ausgabe von *Nonni* paraphras. ev. Joan. L. B. 627. 8., dann im Aristarchus 1639. und vorzüglich in der exercitat. de lingua Hellenistica et Hellenistis. L. B. 643. 8., wozu noch die Apologia adv. Croium 1646. 12. gehört. 3) Act. 6, 1. heißen die griechisch redenden Juden zu Jerusalem Ἑλληνισταί, im Gegensatz gegen die hebräisch (syrochaldäisch) sprechenden Palästinenser, die durch das Wort Ἑβραῖοι bezeichnet sind; vergl. Act. 9, 29. Die Behauptung des Claud. Salmasius in s. Schrift: de lingua hellenistica (L. B. 643. 8.), der in demselben Jahre noch zwei dem Dan. Heinsius entgegen gesetzte, nämlich funus linguae hellenist. und ossilegium linguae hell. folgten, Act. 6, 1. seien Ἑλλην. die griechischen (heidnischen) Proselyten und Ἑβρ. die gebornen Juden, ist von Kühnl z. d. St. hinlänglich widerlegt worden, s. auch Eichhorn Einleit. ins N. T. IV, 134. 4) s. Buttmann ausführl. Sprachlehre II, 309. 5) ἑλληνίζειν, griechisch reden, wird von Ausländern prädicirt *Xen.* Anab. 7, 3. 25. *Lucian.* Philopseud. c. 16. Vgl. *Thuc.* II, 68. Das Wort Ἑλληνιστής selbst findet sich wohl nicht in einem griech. Schriftsteller, doch vergl. Buttmann I, 7. 6) Eichstädts Einwendungen (ad *Morí* Acroas. hermen. I, 227.) gründen sich theils auf eine Vergleichung der Stellen Act. 6, 1. (wo Ἑβραῖοι und Ἑλληνισταί, und 2, 11., wo Ἰουδαῖοι und προσήλυτοι erwähnt sind), welche nichts beweiset, theils auf Act. 11, 20., wo aber

passend, und könnte wohl schicklicher mit dem Ausdrucke Idiom vertauscht werden. Die Sprache der LXX und des N. T. ist nun aus einem doppelten Elemente gemischt, aus Nationalgriechisch und aus Hebräisch-Jüdisch, oder vielmehr es ist in diesem Idiome dem Griechischen ein hebräisch-jüdisches Kolorit aufgetragen, wodurch sich dasselbe sogleich eben so entscheidend als ausländisches Griechisch zu erkennen gibt, wie das Teutsch-Latein, das uns in vielen Schriften teutscher Gelehrten entgegen tritt. Jenes hebräisch-jüdische Kolorit besteht theils in Übertragung gewisser, namentlich tropischer Bedeutungen hebr. Wörter auf die der Grundbedeutung nach entsprechenden griechischen[7]), theils in der meist wörtlichen Nachbildung hebräischer Phrasen durch Komposition aus denselben einfachen griechischen Wörtern[8]), theils in der Nachahmung hebräischer Konstruktionen[9]). Man kann dieß den direkten Einfluß der hebräisch-jüdischen Muttersprache nennen. Außerdem nimmt man in jenen Schriften eine geringe Gewandtheit und Mannichfaltigkeit im Ausdruck der Gedanken, mithin eine beschränkte Benutzung des Reichthums der griechischen Sprache und fast durchgängige Verschmähung des Periodenbaues wahr, ebenfalls durch die einfache Denk- und Sprechweise, welche den Juden eigenthümlich ist, erzeugt; wir bezeichnen dieß als indirekten oder negativen Einfluß der Muttersprache. Das Griechische selbst, an welchem diese hebräisch-jüdische Färbung beobachtet wird, ist nicht die attische Schriftsprache, auch nicht die alexandrinische Büchersprache, sondern vielmehr der allgemeine griechische Volksdialekt, der sich seit Alexander's Feldzügen, namentlich in den neugriechischen Ländern, gebildet hatte, und im Allgemeinen durch Vermischung der bis dahin getrennten Dialekte, so wie durch volksthümliches Weiterfortbauen auf den früheren Sprachelementen charakterisirt[10]). Daher finden wir in diesem Idiom attische, dorische, äolische, ionische, auch makedonische Formen und Wörter, daher eine große Anzahl Nenn- und Zeitwörter verlängerter Form, z. B. auf *μα*, auf *ίζω*, auf *όω*, so wie hinwiederum verkürzte Formen[11]), von welchen allen ein guter Theil in den Schriftstellern der alexandrinischen Periode gar nicht nachgewiesen werden kann. Ob indessen gleich die LXX diese hervor stechenden Eigenthümlichkeiten mit den N. T. Schriftstellern gemein haben, so darf doch nicht übersehen werden, daß jenen, als Übersetzern hebräischer Texte, die Nachbildung hebräischer Wendungen weit näher gelegt wae, als diesen[12]), wie denn auch wirklich die Sprache der LXX, besonders in manchen Büchern, viel merklichee hebraisirt, als die des N. T.[13]); auf die letztere, deren wissenschaftliche Erforschung den Theologen zunächst interessirt, werden wir uns nun im Verfolg dieser Darstellung beschränken.

Daß die N. T. Sprache hebraisire und dahee mit Recht hebräisch-griechisch genannt werden dürfe, bezweifelt jetzt Niemand mehr, es ist diese Überzeugung besonders durch einen lange (doch mehr indirekt) fort geführten gelehrten Streit gewonnen worden, den nicht H. Stephanus[14]) durch seine im Ganzen treffenden Bemerkungen, sondern erst der Holländer Seb. Pfochen[15]) durch eine einseitige Diatribe veranlaßte, durch den Streit[16]) zwischen den so genannten Pueisten und den Hebraisten. Weniger ist man bisher über die Scheidung des griechischen und des hebräischen Elements im Klaren gewesen und es kann nicht geläugnet werden, daß man mit den so genannten Hebraismen im N. T. viel zu freigebig war. Zuerst, um das hebräische Kolorit der N. T. Sprache etwas genauer zu bezeichnen, läßt sich bald beobachten, daß in derselben verhältnißmäßig mehrere lexikalische, als grammatische Hebraismen sich finden, d. h., daß der Einfluß der hebräisch-jüdischen Muttersprache bei den Aposteln größten Theils in dem Gebranche einzelner Wörter und in der Bildung von Redensarten, welche nur in der syntaktischen Fügung (im Gebrauch der Casus, Tem-

nach den besten Auctoritäten *Ἕλληνας* statt *Ἑλληνιστάς* zu lesen ist, theils kämpfen sie gegen Etwas an, das jetzt Niemandem mehr in den Sinn kommen kann. Auch Eichhorn findet a. a. O. die Benennung hellenistisch nicht unpassend, de Wette aber (Einl. ins N. T. S. 5) sagt bloß: sie scheint unpassend, ohne neue Gründe anzuführen, denn Eichstädts Meinung verwirft er ausdrücklich. 7) So hat *ῥῆμα*, dem דָּבָר entsprechend, nicht nur die Bedeutung Wort, sondern hin und wieder auch Sache; so ist *ἀδελφός*, der Andre, der Nächste, so *ὀφείλημα* auch Sünde (חוֹב) ꝛc. Ähnlich, wenn im Teutsch-Latein homo *magnus* für longus oder procerus, *medium* für Mittel u. dgl. gesagt wird. 8) wie *πρόσωπον λαμβάνειν* für נָשָׂא פָנִים, *ἐνώπιον τοῦ θεοῦ* für לִפְנֵי הָאֱלֹהִים, *ψυχήν τινος ζητεῖν* für בִּקֵּשׁ נֶפֶשׁ פ׳ und dergl. mehr. 9) wie Gen. 8, 12. *προςέθετο τοῦ ἐπιστρέψαι* für יָסַף שׁוּב, *ὁμολογεῖν ἔν τινι* u. dgl. m. 10) S. bes. *Sturz* de dialecto maced. et alexandr. Lips. 1809. 8. und *H. Planck* de vera natura atque indole orationis graecae N. T. (Gött. 1810. 4.) p. 13 sqq. 11) Beispiele s. bei Planck a. a. O. und in Winers Grammat. des N. T. Sprachidioms. I, 16 f. 12) Es wird hierbei vorausgesetzt, daß die Grundsprache des N. T. die griechische ist. Anderweite Annahmen, besonders die jetzt so beliebte, daß viele N. T. Bücher eigentlich hebräisch (aramäisch) geschrieben gewesen seien, müssen zur Zeit noch für unerwiesene Hypothesen gelten, und dürften wohl nie dem besonnenen Forscher einleuchten. Bei den LXX sollte man noch besonders auf die Art und Kunst achten, wie sie den Genius der hebr. Sprache der griechischen Sprache anpassen, da ihre Hebraismen nicht bloß rohe und gedankenlose Übertragungen auf das Griechische sind. 13) S. Winer Gramm. I, 26. Zu wünschen ist es, daß wir bald eine umfassende Darstellung der LXX. Sprache erhalten, namentlich von ihrer grammatischen Seite, welche bisher ganz vernachlässigt worden ist. 14) Dieser äußerte sich in der Vorrede zu s. Ausgabe des N. T. 1576: cum librum de dictione s. stilo testamenti novi daturum me promiserim et in eo quam fallantur ii, qui his scriptis inculta omnia et horrida esse putant, ostensurum cet. Aber weiter unten sagt er: admistos etiam esse hebraismos multos querebantur. Hoc quoque illis concedo cet. 15) Diatribe de linguae gr. N. T. puritate. Amst. (1629) 1633. 12. Dieselbe Meinung im Ganzen hatte auch der Wittenberger Professor Chr. Sigm. Georgi und seine beiden hieher gehörigen Schriften: Vindiciae N. T. ab hebraismis 1732. 4. und Hierocriticus N. T. 1733. legen ein rühmliches Zeugniß eigner Belesenheit in den griech. Schriftstellern ab, und sind jeden Falls viel bedeutender, als jene jugendliche Schrift Pfochens. 16) Vgl. *Mori* Acroas. herm. I, 216 ff. Planck Einleit. in die theol. Wissenschaft. II, 43 ff. Die Darstellung des Streits in diesen beiden Werken ist nicht ohne historische Unrich-

pora, Modi bei Struktur der Sätze) sich zeige[17]). Dieß wird man schon im Voraus wahrscheinlich finden müssen, wenn man bedenkt, daß die grammatischen Formen und syntaktischen Gesetze einer fremden Sprache (so weit sie namentl. der einfach Schreibende anwendet) auch durch den Umgang sich weit leichter aneignen lassen als der Reichthum von Wörtern und Phrasen (denn jene kehren weit öfter wieder und treten dem Ohre weit häufiger entgegen, als diese, es sind ihrer auch verhältnißmäßig viel wenigere); aber es kann dieß auch durch Induktion über allen Zweifel erhoben werden, so daß die hebräischartigen Konstruktionen gegen die griechischen gehalten, kaum als ein Zehentheil erscheinen möchten[18]). Wenn übrigens auf der einen Seite der Hebraismen im N. T. weniger sind als bei den LXX (s. oben): so kann man wohl annehmen, daß auf der andern Seite das hebr. Kolorit im N. T. nicht einmal so stark hervortreten würde, wenn die Apostel nicht durch Lektüre der LXX. schon eine Masse stehend gewordener Hebraismen überkommen hätten. Für Hebraismen im Allgemeinen wird man aber zweitens bloß solche Gebrauchsweisen von Wörtern, solche Redensarten und solche Konstruktionen halten dürfen, welche entweder in der prosaischen Sprache der Griechen gar nichts Entsprechendes haben (vollkommene Hebraismen), oder die doch nur im hebräischen Theile des eigentlichen Sprachgebrauchs sind, im Griechischen dagegen seltene Eigenthümlichkeiten einzelner Schriftsteller (besonders der Dichter), von denen die griechisch redenden Juden zunächst keine Notiz nahmen; wir nennen dieß unvollkommene Hebraismen[19]). In gleich verwerflichem Irrthume befinden sich die, welche Hebräischartiges durch Berufung auf bloß dichterischen Sprachgebrauch oder auf bloß ähnliche, nicht aber gleiche Parallelen wegzuläugnen suchen[20]), und jene, welche Alles ohne Unterschied, insbesondere auch solche Ausdrucksweisen, die der allgemeinen menschlichen Sprache angehören, zu Hebraismen stämpeln. Die grammatischen Hebraismen sind hauptsächlich durch Mangel an gründlicher Kenntniß des Griechischen (das erst in neuerer Zeit eine tiefere grammatische Behandlung erfahren hat), so wie durch eine fast habituell gewordene Willkür der Interpreten, die an scharfe Auffassung der einzelnen grammatischen Formen und Bindungen nicht dachten, gehäuft worden und man begegnet in dieser Hinsicht selbst in neueren Kommentaren einem Libertinismus, der in gerechtes Staunen versetzt. Endlich sollte drittens wohl anerkannt werden, daß eine bloße Zurückführung hebräischartiger Ausdrücke und Wendungen auf das Hebräische selbst keines Wegs genüge; es ist das ein empirisches Verfahren, das die Lernenden auf halbem Wege stehen läßt. Man muß zugleich die hebr. Phrasen und Konstruktionen, welche in die Sprache der Juden so verwachsen waren, daß selbst die griechisch Schreibenden sich ihrer nicht entschlagen konnten, in ihrer Entstehung erklären, d. h. nachweisen, wie sich die Hebräer die Begriffe dachten, um auf solche Ausdrucksweise derselben zu kommen. Nicht viel ist damit gesagt, wenn man ἐκλέγεσθαι ἔν τινι (s. τινα) auf בָּחַר בְּ zurück führt, diese hebr. Wendung selbst muß, sofern sie für eligere aliquem stehen soll, psychologisch entwickelt werden. Hier hat indeß die hebr. Sprachforschung selbst noch Manches zu leisten.

Wenn man einer Seits bisher fast allen Fleiß auf die Hervorhebung der Hebraismen in der N. T. Sprache wendete[21]), dabei aber doch ihre rationelle Entwickelung verabsäumte: so vernachlässigte man auch anderer Seits das griechische Element derselben recht auffällig und dieß wirkte, wie oben schon angedeutet wurde, nachtheilig selbst auf das allgemeine Urtheil über den Charakter der N. T. Diktion. Solche Vernachlässigung mag allerdings durch die Übertreibungen der so genannten Puristen erzeugt worden seyn, fest wurzelte sie aber dadurch, daß die N. T. Sprachforscher die rationellen Principien der neuern griechischen Philologen und alle durch ihre Bemühung gewonnenen Aufklärungen hartnäckig ignorirten, im Voraus, d. h. durch Vorurtheil überzeugt, es könne von denselben bei der Erforschung der N. T. Sprache kein Gebrauch gemacht werden. Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß diese Vernachlässigung hauptsächlich das Grammatische und die Partikellehre betraf. Weil man sich nicht gewöhnte, von jedem Casus der Sprache, von jedem Tempus, von jeder Präposition etc. die wahre Grundbedeutung aufzufassen und bei der Lokalexegese als leitende Norm fest zu halten, erwuchs den N. T. Sprachgelehrten eine so große Menge Enallagen, Ellipsen u. dgl., fast Nichts war regelmäßig ausgedrückt, überall Eins für das Andere gesetzt. Für fahrlässige, an scharfes Nachdenken nicht gewöhnte Interpreten waren solche Grundsätze eine treffliche Stütze und in der That, Mancher hat eine Zeit lang unter den Auslegern der Bibel geglänzt, dem die gemeinste philologische Bildung abging. Neuerdings ist man theoretisch und praktisch zurück gekommen von solch unwissenschaftlicher Willkür, man fängt an die Forschungen der neuern Philologen sorgfältig zu benutzen, man überzeugt sich, daß sie, namentlich von der grammati-

---

tigkeiten, s. Stange theol. Symmikta II, 295 ff. Gelehrte, aber nicht einseitige Hebraisten waren D. Heinsius und Th. Gaeacker; vollständig handelte aber die Hebraismen des N. T. J. Vorst ab, s. unten Anm. 21. Sammlungen von Monographien über die N. T. Sprache haben wir von Jak. Rhenferd (1702) und van den Honert (1703).

17) Winer Gramm. I, 24.

18) Von den in Winers Gr. I, 25 als grammatische Hebraismen aufgeführten Wendungen kann ein Theil noch gestrichen werden. Daß die N. T. Schriftsteller grammatisch nicht solche Sklavenketten der Muttersprache trugen, wie man sich gewöhnlich einbildet, hätte schon die Beobachtung wahrscheinlich machen müssen, daß sie fast alle Tempus- und Modusformen des Griech., auch die dem Genius des Hebräischen fremdartigsten, gebrauchen.

19) Winer Gramm. I, 21.

20) Dahin gehören besonders Pfochen, Georgi, und unter den Observationsschriftstellern, Palairet, s. Winer a. a. O. 20.

21) S. besonders *J. Vorst* de hebraismis N. T. (Amst. 1665. 4.) cur. *J. F. Fischer*, Lips. 1778. 8. und *J. Leusden* de dialectis N. T., singulatim de ejus hebraismis ed. *J. F. Fischer*. Lips. 1792. 8.

schen Seite, eine größere Brauchbarkeit für die Auslegung des N. T. haben, als auf den ersten Anblick schien [22]), und selbst Übertreibung auf diesem Gebiete, die nicht ausbleiben wird, ja zum Theil schon eingetreten ist [23]), muß der wissenschaftlichen biblischen Sprachforschung förderlicher seyn, als der alte, in Willkür sich bewegende Schlendrian.

Was bisher zur Erläuterung der N. T. Sprache geleistet oder zu leisten versucht worden ist, kann hier nicht in vollständiger literarischer Übersicht zusammen gestellt werden. Nur auf die neuesten Werke, an welche jene Studien sich jetzt anzuknüpfen pflegen, wollen wir uns beschränken. Der N. T. Lexikographie fehlt es bis diese Stunde noch an einer Theorie, d. h. an einer umsichtigen Entwickelung der Grundsätze, auf welchen die lexikalischen Forschungen ruhen müssen und daß keiner der bisherigen Lexikographen sich diese Grundsätze vollkommen klar gemacht hat, darin liegt die Ursache von der Mangelhaftigkeit ihrer Leistungen. Hervorstechend auf diesem Gebiete sind die Werke Schleusners [24]), Wahls [25]) und Bretschneiders [26]). Das des erstern liegt als Repertorium lexikalischer Gelehrsamkeit, die theils aus den so genannten Observationsbüchern 2c., theils aus eigner Lektüre geflossen ist, den neuesten Wörterbüchern über das N. T. und selbst vielen Kommentaren zu Grunde, und wird, obschon selbst wieder auf Fischers [27]) mühsamen Sammlungen fußend, immer in der Geschichte dieser Literatur mit Achtung genannt werden. Von rationeller Sprachforschung ist darin Nichts zu entdecken, vielmehr der Mangel derselben auf jeder Seite fühlbar und so das Werk jetzt als veraltet zu betrachtet. Wahl benutzt zuerst die Aufklärungen der Philologen, obschon er sie oft mißversteht, mehrt die Masse von Citaten aus den griechischen Schriftstellern, doch nicht überall sorgfältig auswählend, und sucht die Bedeutungen der Wörter logischer zu ordnen, ohne darin, besonders was die dogmatischen Begriffe anlangt, überall glücklich zu seyn. Bretschneiders Werk zeugt von längerer Beschäftigung mit der eigentlichen Exegese, hat aber die sprachliche Forschung zu sehr ausgeschlossen, denn was aus Josephus vorzugsweise beigebracht wird, gibt keine philologischen Aufklärungen, so wie es auch in anderer Beziehung nicht eben bedeutend ist. Auf Synonymik hat keiner dieser Gelehrten besonderen Fleiß verwendet, neuerlich erst ist diese Seite der N. T. Lexikographie mit verdienstlichem Scharfsinne erforscht worden [28]). Die Grammatik des N. T. ist nach frühern, aber jetzt ganz unbrauchbaren Versuchen Pasors und nach einseitiger Behandlung Haabs [29]), zuerst von dem Unterzeichneten bearbeitet worden [30]), der dieser Forschung auch ferner seine Aufmerksamkeit zu widmen gedenkt, über seine Leistungen aber natürlich kein Urtheil hat.

(*Winer.*)

HELLENISTEN nennt man heutigen Tages die Forscher und gelehrten Kenner der hellenischen Sprache, während im Alterthume die Juden, welche in den griechisch redenden Ländern zerstreuet lebten und ein hebräisch hellenisches Idiom redeten, etwa wie die teutschen Juden Jüdisch-teutsch sprechen, so genannt wurden. Indeß hat jener neuere Sprachgebrauch bis jetzt keinen allgemeinen Eingang gefunden, noch weniger aber ist Hellenismus für Graecismus gebräuchlich.

(*H.*)

HELLENOTAMIAE (*Ἑλληνοταμίαι*), nannte man diejenige Finanzbehörde der Athener, welche die Aufsicht über die Tribute hatte, die nach Übergange der Hegemonie von Sparta an Athen (Olymp. 75, 2), von den athenischen Bundesgenossen auf Betrieb des Aristides in Delos zu einem Kriege gegen die Perser, und zu Angelegenheiten, die den ganzen Bund betrafen, zusammen geschossen wurden. Da es den Athenern daran gelegen seyn mußte, daß diese Kasse nur unter ihrer Verwaltung stehe, so wurden auch nur athenische Bürger zu Vorstehern derselben gewählt. Diese empfingen nun den Tribut und legten ihn in den Schatz; Sie waren also Apodekten und Schatzmeister zugleich. Als diese Kasse, wahrscheinlich um Olymp. 79, 4, von Delos nach Athen gebracht wurde, behielt man die Hellenotamien bei. Es wurde nun wahrscheinlich von den Apodekten der Tribut, den die zinsbaren Staten im Frühlinge zur Zeit der Dionysien in der Stadt einlieferten (*Aristoph.* Acharn. 504. c. Schol.), in Empfang genommen, in besondern Fällen wohl auch durch eigene Personen, *ἐκλογεῖς*, eingetrieben und den Hellotamien übergeben, welche die Aufsicht über die daraus gebildete Kasse und deren Verwaltung hatten. Die Beiträge, welche die Bundesgenossen der Athener bei der ersten Einrichtung dieser Kasse unter Aristides um Olymp. 77, 3. gaben, betrugen 460 Talente und dabei blieb es, so lange die Kasse in Delos war. Als aber der Schatz von dieser Insel hinweg gebracht worden, wurden die Bundesgenossen mehr unterwürfig, und der Tribut betrug unter Perikles schon 600 Talente. Auf Alkibiades Rath verdoppelten die Athener kurz vor Olymp. 89, 3 den Tribut, so daß die Einkünfte der Kasse der Hellenotamien 1200 Talente betrug. Demagogen nach dieser Zeit erhöhten den Tribut noch um 100 Talente, so daß er auf 1300 Talente stieg. Dafür hatten nun die

---

22) Hierher gehören besonders die Schriften von K. F. A. Fritzsche de nonnullis 2. ad Cor. epist. locis dissertatt. 2. Lips. 1824. 8., Conjectanea in N. T. Vol. I. Lips. 1825. 8., Commentar. in Evang. Matth. ib. 1826. 8. 23) Man vergißt zuweilen, daß die Sprachforschungen der neuern Philologen zunächst aus den Schriftstellern der griechischen Blüthezeit abstrahirt sind und will die Feinheiten, welche die attische Schriftsprache auszeichnen, aus der spätern Volkssprache leihen, uneingedenk. daß gerade solche Feinheiten sich leicht verlieren und so manche subtile Unterschiede im Gebrauch von Formen 2c. von selbst wegfallen. 24) Nov. Lexic. graeco-lat. in N. T. edit. 4. Lips. 1819. 2 Voll. 8. 25) Clavis N. T. philologica. Lips. 1822. 2 Voll. 8. 26) Lexic. manuale graeco-lat. in N. T. Lips. 1824. 2 Voll. 8. 27) Prolusion. de vitiis lexicor. N. T. Lips. 1791. 8. 28) *J. A. H. Tittmann* Lexici Synon. N. T. spec. I—IX. Lips. 1820 ff. 4. 29) Hebr. griech. Grammatik für das N. T. Tübing. 1815. 8. 30) Grammatik des neutest. Sprachidioms. Leipz. (1822) 1825. 8. 2r Th. Eben das. 1828. 8.

Hellenotamien Verschiedenes zu besorgen. Vorzüglich hatten sie, der ersten Bestimmung der Kasse gemäß, den Aufwand für gemeinschaftliche Kriege und Bundesfeierlichkeiten zu bestreiten. Doch später galt dieser Schatz in den Augen der Athener als ein athenischer Staatsschatz; es wurden dafür Baukosten, Kunstunternehmungen, Feste, Austheilungen und Theoriken daraus bestritten. Blieb in der Kasse der Hellenotamien ein Überschuß, so ging dieser in den Schatz auf der Burg über. Über diese abgelieferten Gelder, und über die Tribute, die schon im Voraus für den Schatz auf der Burg bestimmt waren, hatten nicht die Hellenotamien, sondern die Schatzmeister der Göttinn auf der Burg die Aufsicht. Da nun natürlich bei so vielen Geschäften und Ausgaben der Hellenotamien — welche es auch nöthig machten, daß sie sich in die Geschäfte theilten, und zu Gehilfen, wie die drei obern Archonten, Beisitzer hatten (*πάρεδροι*), von denen uns die Inschriften Nachricht geben — ihre Kasse zuweilen erschöpft war, so wurden ihnen öfters, z. B. um Olymp. 92, 3. Summen aus dem Schatze angewiesen, nämlich zur Bestreitung der Verpflegung der Reiterei, zur Diobolie und zu Kriegsgeldern. Aus demselben Grunde wurde ihnen aus dem Schatze Geld geliehen, um es an die Athlotheten zu bezahlen. Die Zahl und die Ernennungsart der Hellenotamien ist unbekannt; doch hält Böckh es für wahrscheinlich, daß 10 Hellenotamien ernannt wurden, wobei jedoch die Volksstämme in Athen nicht berücksichtigt wurden, insofern ihre Verwaltung sich ursprünglich nicht auf den athenischen Stat bezog. Ihr Amt traten sie wohl nicht mit Anfange des Jahres, sondern nach den Panathenäen, oder der ersten Prytanie an. Vor der Olymp. 77 gab es in Athen keine Hellenotamien, weil die Athener die Hegemonie noch nicht hatten; eben so werden nach dem Archonten Euklides keine mehr erwähnt, weil Athen die Hegemonie und mit ihr die Tribute verloren hatte. Aus demselben Grunde geben die Grammatiker über die Hellenotamien fast gar nichts Bestimmtes. (*C. W. Müller.*)

Heller s. Häller (Sect. II. B. 1. S. 307).

HELLER (Joachim), ein Mathematiker des 16ten Jahrhunderts; er war aus Weißenfels gebürtig, erhielt eine Professur am Gymnas. Aegid. zu Nürnberg, wurde aber der Flacianischen Irrthümer in Glaubenssachen beschuldigt, und hatte darüber viel Unannehmlichkeit. Er bekämpfte die Gegner der Astrologie, edirte im J. 1549 des Messahala tract. de elementis et orbibus coelestibus, eine jüdische Schrift de aeris regnorum et de diversis gentium annis et mensibus u. s. w.*) (*R.*)

HELLER (Jonathan), erblickte das Licht der Welt am 7. August 1716 in dem fürstlich öttingenschen Orte Ebermergen in Schwaben, drittehalb Meilen von Nördlingen, und hatte den Pastor Senior, Joh. Adam zum Vater. Dieser schickte ihn früh in die lateinische Schule zu Nördlingen, wo sein Großvater Stange, Rathsherr war. Wegen seines Fleißes bekam er schon auf Schulen schriftliche Versicherungen auf einen ansehnlichen Pfarrdienst. Im Jahre 1733 ging er auf die Universität Leipzig, disputirte am 19. Jan. 1738 unter dem Vorsitze des M. Joh. Sebast. Renz, de Judaeorum veterum saltationibus religiosis, ad Exod. 15, 20 und 32, 6. 19 und nahm den Titel eines Magisters der Weltweisheit an; um sich zu habilitiren, disputirte er am 13. Febr. 1740 als Vorsitzer de regulis interpretandi philosophicis ad Systema Hermeneuticum sacrum applicandis (4 Bog.); erhielt am 13. Junius d. J. den Ruf als Subdiakonus Substitutus des Diakonus Joh. Lor. Holderieder zu Weißenfels und wurde den 26. Jan. 1741 wirklicher Subdiakonus und Mittagsprediger. Die teutsche Gesellschaft in Leipzig nahm ihn jetzt unter ihre Mitglieder auf, und als der Graf von Manteufel die Berliner alethophilische Gesellschaft auch in Weißenfels stiftete, wurde er durch das Los das erste Mitglied derselben und hielt darin die erste Rede den 31. Jan. 1741, von der Ausbreitung der Wahrheit [1]). Am Sonntage Esto Mihi 1744 trat er die dritte Hofpredigerstelle daselbst an, und als der Herzog Johann Adolph starb, erhielt er das Pastorat zu Pretzsch, wo er 1747 d. 2. p. Epiph. seine Anzugspredigt hielt. Hier blieb er unter mancherlei Widerwärtigkeiten und mit Verlust seiner Gattinn, bis 1750, da er den 28. Jun. zum Superintendentenamte nach Rochlitz berufen ward, aber schon am 13. Febr. 1752 die Superintendentur in der Stadt Chemnitz bekam. Am 200jährigen Jubelgedächtniß des Religionsfriedens, hielt er am 15. Sept. 1755 zu Wittenberg eine feierliche Rede, die folgenden Tage seine Vorlesungen von der Nothwendigkeit der guten Werke, am 17. Sonntag nach Trinitatis seine Licentiatenpredigt und vertheidigte zur Erlangung der theologischen Doktorwürde am 16ten Sept. seine Inauguraldisputation, qua caussam sanctissimae religionis contra auctorem cogitationum rationalium de usu methodi scientificae in Theologia revelata, praeside Joach. Sam. Weickhmanno — defendit auctor Jon. Heller, Witt. 1755. 9 B. 4. Im Jahre 1759 wurde er von König August III. zum ersten Hofprediger und Oberconsistorialassessor ernannt; erhielt aber gleich darauf den Ruf nach Danzig, als erster Pastor der Oberpfarrkirche St. Marien und Senior des Ministerium, welches Amt er im Jahre 1760 antrat. Hier erlebte er am 27. Junius 1790 sein Amtsjubiläum, wo er über Ps. 92, 14—16 predigte, und vom Stadtrathe mit drei großen Jubelmedaillen von verschiedenem Gepräge, eine von Gold 60 Dukaten schwer und zwei silbernen von 16 und 12 Lothen, in einer silbernen, inwendig vergoldeten Kapsel, deren Dekkel von Außen mit dem Stadtwappen und von innen mit einer in lateinischer Sprache verfaßten Inschrift versehen war, beschenkt wurde. Das Ministerium überreichte ihm ein teutsches Gedicht auf einem silbernen Theebrete, mit einer ebenfalls sehr passenden Aufschrift

*) Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2r Bd. S. 1468.

1) S. Joh. Lor. Holderieder's histor. Nachr. von der aletophilischen Gesellschaft in Weißenfels, Leipz. 1757. 8.

in lateinischer Sprache[2]). Der Jubelgreis versah zwar nachher sein Amt noch, starb aber schon am 10. Mai 1791. Sein Bildniß ist von Crusius gestochen und von Deisch in schwarzer Kunst gemacht[3]).
(*Rotermund.*)

HELLERIA *Mart.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Auraulien und der letztern Ordnung der 16ten Linnéschen Klasse, welche ihren Namen nach Franz Xaver Heller, Verfasser einer Flora Wurceburgensis, erhalten hat. Ein fünfblätteriger, außerhalb mit Drüsen versehener Kelch; fünf beinahe zusammen gewachsene Korollenblättchen; ein gezähneltes, die weiblichen Theile umgebendes Krüglein; die in drei Reihen stehenden verwachsenen Staubfäden tragen die Zwillingsantheren unter der Spitze; ein einfacher Griffel; und eine trockne, durch fehlschlagende Bildung zweifächerige Steinfrucht. Die einzige bekannte Art dieser Gattung, H. obovata Mart., ist ein in Brasilien wachsender, sehr ästiger Strauch, mit umgekehrt eiförmigen Blättern und doldentraubigen, filzigen, weißen Blüthen (s. Spreng. syst. III. 126).
(*Sprengel.*)

HELLESPONTOS, eine Meerenge, die den Propontis mit dem ägeischen Meere verband, jetzt die Dardanellenstraße. Helle, die Tochter des Athamas und der Nephele, hatte nach der Mythe das Unglück, von ihrem goldenen geflügelten Widder in dieselbe herab zu stürzen und zu ertrinken. Dieß gab der Meerenge den Namen. Berühmt ist sie durch den Übergang des Xerxes, der über zwei Brücken, die er über sie schlagen ließ, sein unermeßliches Heer nach Hellas führte; berühmt auch durch die beiden Schlachten, die hier Athener und Sparter bestanden und die den peloponnesischen Krieg beendigten und durch den Durchbruch des britischen Admirals Duckworth im Jahre 1807. An derselben lagen auch die beiden Städte Sestos in Europa, Abydos in Asia, die Leanders Wagstück und Tod verewigt haben. Daß dieselbe einem Durchbruche des Pontos Euxinos ihr Daseyn zu verdanken haben (Strabo I, 133), ist wohl wahrscheinlich (Hof Geschichte der natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche I, 456; über s. Größe siehe Kruse Ausmessung des Pontos Euxinos, Hellespont u. s. w. 1820).
(*G. Hassel.*)

HELLETENSTEIN, eine Gebirgsgegend in Steiermark, Judenburger Kreises, im Johnsbachgraben, zwischen der Ödenauer und dem Heindlkahr.
(*Rumy.*)

HELLEVIUR (der), teutscher Minnesänger aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, von dem der jena'sche Codex (Müllersche Samml. II, 5. Tristan S. 15) nur 7 Strophen uns aufbewahrt hat. Sie enthalten Klagen über die damalige Verwirrung des Reichs und über seine Armuth, die er selbst mit den Worten schildert:

Aremut got mit mir slosen,
Komber wil mit mir ofstan.

Rumelant im Tristan S. 17 nennt ihn neben dem Unverzagten und Conrad von Würzburg einen „spehen Meister"*).
(*H. Döring.*)

HELLFELD (1) Johann August, ein Name, der unter den Rechtsgelehrten seiner Zeit einen vorzüglichen Rang behauptet. Er war der Sohn eines Rechtskonsulenten zu Gotha, wo er am 9. Febr. 1717 geboren war, und auf dem dasigen Gymnasium seine frühere Bildung erhalten, sich auch schon durch Privatunterrichtgeben zu seinem künftigen Berufe vorbereitet hatte. Ausgerüstet mit trefflichen humanistischen Kenntnissen, betrat er die Hochschule zu Jena, erhielt 1739 die höchste Würde in der juridischen Fakultät und figurirte Anfangs als Privatdocent, machte sich aber durch seine historia juris Roman. Leipzig 1740, durch die Ausgabe von Burk. Gotth. *Struvii* jurispr. heroica. Jena 1743—1753, in 7 Th., und durch einige kleine akademische Schriften, die gut aufgenommen wurden, einen Namen. 1745 trat er unter die Zahl der Hofgerichtsadvokaten und erhielt 1748, als Schaumburg gestorben war, eine Beisitzerstelle im Schöppenstuhle, 1749 ein ordentliches Assessoramt im Hofgerichte. Ämter, wobei er eine große Thätigkeit entwickelte, dabei außerordentliche Vorlesungen hielt und Struve elementa juris civilis. Jena 1745, wovon 5 Ausgaben bis 1774 vorhanden sind, heraus gab. Sein bündiger und deutlicher Vortrag verdiente

2) S. Horrer's Almanach für Prediger 1792. S. 228—232. Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung 1790. S. 779. 3) Vgl. Dietmann sächsische Priestersch. Bd I. S. 254. Beiträge zu den Acta Histor. Eccles. Bd II. S. 922. Goldbeck literär. Nachr. von Preußen. I. Bd. S. 50. II. Bd. S. 32. Außer den schon angeführten Schriften hat man noch von ihm: Sendschreiben, daß diejenigen etwas sehr Rühmliches thun, welche sich in der teutschen Sprache üben. Leipz. 2 Bog. Fol. — Sendschreiben an Dr. Stemmler von der willkürlichen Feier des Sabbaths. Leipz. 1742. 4. 4 Bog. — Rede, daß die Gnade der Hohen, die sie den Gelehrten erweisen, unter andern ein Mittel sei, einen Stat glücklich zu machen, gehalten in der alethophilischen Gesellschaft am 10. Sept. 1743 zum Andenken der akademischen Jubelfeier des Grafen von Manteufel, welche in der Beschreibung derselben, S. 115 f. befindlich ist. — Vorrede zu der neuen Auflage von Neumeister's Gnadenstuhl. — Sendschreiben, ob es recht sei, bloß nach seiner Neigung zu heirathen. Weißenfels 1747. 4. — Entwurf seiner am 5ten Sonntage nach Trinit. in Dresden gehaltenen Predigt, in M. Joh. Jak. Gräfens Auszügen. S. 451 — 456. — Nöthige Antwort auf Adolph Friedr. Hofmanns Beweisthümer derjenigen Grundwahrheiten aller Religion und Moralität, welche in der wolfischen Philosophie sollen geläugnet und über den Haufen geworfen werden, welche C. G. Ludovici in der Historie der wolfischen Philosophie. 2r Th. §. 758. 3r Th. §. 84. anführt. — Orat. inaugur. de officiis eorum, qui pie et grata mente memoriam divinorum beneficiorum per pacem religiosam in nos collatorum recolere student. Vitemb. 1755. 4. — Anleitung wie man sich nach dem Exempel der Aussätzigen auch bei der Kriegesnoth gegen Gott verhalten soll. Chemnitz 1756. 8. — Zwei Predigten am Jubelfeste des Olivischen Friedens. Danzig 1760. 4. — Die weise und treue Hand Gottes bei der Sorgfalt der Menschen für einen Gott wohlgefälligen Gottesdienst. Eine Orgelpredigt. — Der Christ bei wichtigen Statsgeschäften. Eben das. 1763. 4. — Eines sterbenden Christen heilige Bewunderung seines Gottes; eine Leichenpredigt. Danzig 1775. Fol. — Vorrede in dem Danziger Gesangbuch. — War auch Anfangs Mitarbeiter an den Danziger theologischen Berichten.

*) Vergl. Koch's Kompendium der teutschen Lit. Geschichte. Bd 2. S. 126. Museum für altteutsche Literatur u. Kunst, von v. d. Hagen, Docen und Büsching. Bd 1. St. 1. S. 176.

es, daß die Universität ihn 1753 als ordentlichen Professor der Institutionen und Beisitzer im Schöppenstuhle in ihren Schoß rief; 1755 wurde er Professor der Pandekten und gotha'scher Hofrath, 1756 Senior des Schöppenstuhls, 1759 Professor des Coder und der Novellen, auch Senior der Juristenfakultät, 1769 weimar'scher Geh. Regierungsrath und nach Heimburg's Tode, 1774, Präses im Hofgerichte, in der Juristenfakultät und im Schöppenstuhle, auch Professor des kanonischen Rechts. Er starb 13. Mai 1782 am Schlage, der ein heftiges Brustfieber endigte. Hellfeld war nicht allein ein guter Jurist, sondern auch ein trefflicher Humanist, sein Wissen beschränkte sich indeß allein auf diese beiden Fächer, worin er als Lehrer, Fakultist und Schriftsteller viel genützt hat; sein Hörsaal war stark besucht und sein Ruf zog eine Menge Jünglinge nach Jena, das damals höchst ausgezeichnete Männer in allen Fächern aufzuweisen hatte. Als sein literarisches Hauptwerk gilt die jurisprudentia forensis secundum ordinem pandectarum, wovon die erste Ausgabe Jena 1765 ausgegeben wurde, die beiden letzteren aber nach seinem Tode sein Schwiegersohn Ölze 1787 und 1792 besorgte, und die zu gleicher Zeit von Schneidt zu Würzburg 1786 in eine andere Form gegossen ist. Es blieb, trotz seiner vielen Mängel, bis zur Entstehung der geschichtlichen Schule in Teutschland Lehrbuch auf den meisten Hochschulen, und hat jetzt freilich den neueren Werken dieser Schule Platz machen müssen*). 2) Bernhold Gottl. Heldreich, Sohn des vorigen, geb. zu Jena 13. Nov. 1759, gest. als sachsen-weimarscher Regierungsrath zu Eisenach, nachdem der Kaiser ihn in den Reichsadelstand erhoben hatte, 14. Jul. 1788. Er hat die sechste Ausgabe der väterlichen jurisprudentia forensis 1783 besorgt, aber nichts daran verbessert, sondern selbst die darin befindlichen Druckfehler wieder abdrucken lassen, auch ist er Verfasser einiger unbedeutender größerer oder geringerer Schriften, worunter die Beiträge zum sächsischen Statsrechte, Eisenach 1785 und 1786 erschienen, sind**). (*G. Hassel*)

ST. HELLIER, ST. HELIER, die Hauptstadt der den Briten zugehörigen normannischen Insel Jersey, der Sitz des Guvernörs und der Gerichtshöfe; sie liegt 49° 13′ L. 15° 20′ B. an der Bai vor St. Aubin, ist von mehreren Kanälen durchschnitten, aber gut gebaut und besitzt an ausgezeichneten Gebäuden 1 Gerichtshof Court royale, 1 seit 1341 erbaute Episkopalpfarrkirche, worin sowohl in engl. als franz. Sprache Gottesdienst gehalten wird, 2 Kapellen für Reformirte und Methodisten, 1 Betsaal für Katholiken, 1 öffentliches Hospital, worin sich 1825 indeß nur 150 Personen, meistens Irre befanden, 1 Arbeitshaus, 1 seit 1815 erbautes Gefängniß, 1 Theater und 1 schöne Kornhalle. Ein Marktplatz ist erst neuerdings; auf dem mitten in der Stadt belegenen Square, der mit den vorzüglichsten Stadtgebäuden umgeben ist, steht die Ritterstatue Kön. Georgs II. 1821 fand man 1216 Häuser und 10,118 Einw., 1827 soll sie deren 15,000 enthalten haben, während 1811 erst 6460 gezählt wurden; der Ort ist in stetem Anwachse. Nahrungszweige sind Fischerei, Schifffahrt und Handel; zu dem Hafen gehörten 1825 162 Fahrzeuge mit 17,979 Tonnen, die nach Südamerika, Westindien, Neufoundland und Afrika gehen und eine lebhafte Rhederei unterhalten. Es wird hier vieler Cyder bereitet und Branntwein gebrannt, wöchentlich aber ein stark besuchter Markt gehalten. Regelmäßig gehen Paketbote nach Weymouth und Southampton, im Sommer ein Dampfboot nach Guinea. Von Zeitungen erscheinen 2 in engl., 1 in franz. Sprache. Nur $\frac{1}{4}$ Meile von der Stadt liegt im Meere das Eiland St. Hellier, wohin man bei niedrigem Wasser auf einem Wege, the bridge genannt, gelangen kann; auf demselben steht an der Stelle der Abtei des Einsiedlers Elerius jetzt das starke Elisabeth Castle, das eine Besatzung von 2000 bis 3000 Mann fassen kann†). (*G. Hassel.*)

HELLIG, besonders im Niederteutschen, so viel als ermüdet, entkräftet, wovon das Zeitwort behelligen, gleichbedeutend ist mit ermüden, beschweren, beschwerlich seyn u. s. w.; ferner, in hohem Grade durftig; daher das Land ist hellig, ist des Regens bedürftig. (*St.*)

Helligkeit, s. Licht.

HELLIN, 16° 27′ L. 38° 30′ 6″ B. Villa in der spanischen Provinz Murcia, mit 6072 Einwohnern, 2 Pfarrkirchen und 2 Hospitälern. (*Stein.*)

HELLING (Naut.) heißt bei den holländischen Hydraulikern die schief laufende Fläche der Flußbetten; es liegt in der Natur der Sache, daß ihre Neigung nach der Mündung der Flüsse zu geringer, in der Nähe ihres Ursprunges aber ansehnlicher ist. Ferner nennt man eben so den schräg liegenden Balken, welcher dem Kiel neuer Schiffe untergelegt wird und das Ablaufen derselben vom Stapel befördert. Dieser Balken ist natürlich sehr lang, ruht auf Pfählen, die in die Erde gerammt sind, ist auch oben ausgehöhlt, damit die so genannten, unter dem Kiele befindlichen Schmierhölzer darin, wie in einer Rinne herunter gleiten können. Die Neigung dieses Balkens ist auf den Werften sehr verschieden; sie beträgt mindestens $\frac{1}{24}$, höchstens aber $\frac{1}{11}$ der Länge. (*R.*)

Helling (Moritz), s. Heling.

HELLINGEN (Geog.), Marktflecken im meiningenschen Fürstenthume Hildburghausen, Amt Heldburg, liegt am Flüßchen Helling, welches dem Kreck zugeht, hat ein herzogliches Schloß, gegen 700 Einw. und in der Nähe Alabasterbrüche. (*G. F. Winkler.*)

---

*) Weidlich's Gesch. der jetzt lebenden Juristen I, 349. 351. und zuverlässige Nachr. S. 79, wo auch seine sämmtlichen Schriften aufgeführt sind: die Dissert. und akad. Schr. hat Fischer 1775 und 1789 gesammelt. — Hirsching's Handb. III, 1. 82 — 85. — Meusel's verst. Teutschl. V, 342 — 345. — Hugo Lehrb. §. 437. — *Haubold* inst. nr. 225. — S. progr. funeb. Jenense 1782. hat C. G. Schütze zum Verf., sein Bild in 4 von einem Ungenannten (eben so unähnlich, als schlecht) **) Meusel's verst. Teutschl. V, 341. Weidlich's biogr. Nachr. V, 159. und Nachtr. 125.

†) Edinb. gazetteer III, 253. *Jenny* 267. N. A. G. u. St. Eph. XXIII, 255.

HELLMANSEDT, HELLMONDSÖD, Marktflecken und Pfarrort im Mühlviertel des Landes ob der Ens, Kommissariatsbezirk Wildberg, auf der höchsten Ebene des Donaugebirges in diesem Kommissariat, 3 Stunden von Linz entfernt, wohin eine Kommerzialstraße durch den Haslgraben führt. Er hält 3 Jahrmärkte. Die Bierbraugerechtigkeit wird wechselsweise von den Bürgern ausgeübt. Der Pfarrbezirk enthält, nebst dem Markte, 24 Ortschaften, 376 Häuser, 2272 Menschen, wovon im Orte selbst 52 Häuser, 96 Wohnpartien und 450 Einw. sind. In der Pfarrkirche, welche auf dem Platze ganz frei steht, war der Starhemberg'sche Begräbnißort. Vom Hochaltar links ist die Todtenkapelle und unter ihr die gräfl. zwölf großen Leichensteine von rothem Marmor (die meisten Bildnisse in Lebensgröße und Harnisch gekleidet) zieren die Wände. Der berühmte Erasmus von Starhemberg wurde auch im Jahre 1560 hier begraben *). (*Rumy.*)

HELLMET, ein großes und weitläuftiges Kirchspiel im pernau'schen Kreise der riga'schen Stadthalterschaft, oder des Herzogthums Liefland, mit 107 Edelhöfen oder Gütern, welche zusammen über 108 riga'sche oder liefländische Haken Landes ausmachen. Es hält im Durchschnitte $4\frac{1}{4}$ Meile, hat wenig Ebenen, aber viele Hügel und Seen. Das Erdreich ist theils schwarz, theils leimig und sandig. Bei dem Gute Hellmet stand in der Vorzeit Lieflands ein festes Schloß und bei Himmelshof (einem andern in diesem Sprengel liegenden Gute) fiel im J. 1704 eine für die Schweden unter dem Befehl des General Schlippenbach unglückliche Schlacht vor. (*J. C. Petri.*)

HELLMITZHEIM, auch **HELMISHEIM**, kleiner Marktflecken links der Straße von Marktbibart nach Kitzingen, wovon er 4 Stunden entfernt ist, im Herrschaftsgerichte Eimersheim des baiernschen Rezatkreises. Er enthält ein Pfarramt des Dekanats Eimersheim mit den Parochialorten Bruckhof, Enzlarhof, Seehof und Waldhof (sonst auch Schnackenbach) und 2 Mühlen, welche zusammen 450 Einw. begreifen. Das Patronatsrecht auf diese Pfarrei steht dem Grafen von Rechtern-Limpurg-Speckfeld zu. (*Eisenmann.*)

Hellmondsöd, s. Hellmansedt.

HELLOPIA, ein Distrikt auf der Hellasinsel Euböa in der Gegend von Dodona; die Einwohner hießen Hellopier. (*G. Hassel.*)

HELLOT, Jean, ein berühmter Chemiker, zu Paris den 20. November 1685 geboren, ein Enkel des Chemikers Jean Hellot, der 1651 zu Paris Elémens de philosophie chymique drucken ließ. Er sollte sich dem geistlichen Stande widmen, allein das Beispiel und die Papiere des Großvaters, die ihm in die Hände kamen, entschieden ihn für das Studium der Chemie. Eine Reise nach England diente nicht allein zur Erweiterung seiner Kenntnisse, sondern machte ihn auch so vortheilhaft bekannt, daß ihn die königl. Societät in London unter ihre Mitglieder aufnahm. Nach seiner Rückkunft besorgte er von 1718 bis 1732 mit Beifall die Redaktion der Gazette de France, und 1735 wurde er Adjunkt, und nicht lange nachher ordentliches Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften. Seit dem bereicherte er die Schriften derselben mit vielen gehaltvollen Abhandlungen, und war unermüdet im Forschen und Beobachten, bis der Tod am 15. Februar 1766 seiner nützlichen Wirksamkeit ein Ziel setzte. In Teutschland wurde er am bekanntesten durch seine Färbekunst, oder Unterricht, Wolle und wollene Zeuge zu färben (Art de la teinture des laines et des étoffes de laine. Par. 1750. 12.), übers. von A. G. Kästner, Altenb. 1751; 3. Aufl. mit Zus. u. Anmerk. v. K. A. Hoffmann. 1790. 8.; lange Zeit das brauchbarste Handbuch für Künstler, die sich mit Färbeversuchen im Kleinen und Großen beschäftigten, da Hellot nichts vortrug, was er nicht selbst im Kleinen versucht hatte, und was in verschiedenen französischen Manufakturen im Großen bewerkstelligt worden war [1]). Sein zweites Hauptwerk hat den Titel: De la fonte des mines, des fonderies etc. trad. de l'Allem. de C. A. Schluter. Par. 1750. Vol. II. nouv. éd. ib. 1764. 4. Es ist nicht sowohl eine Übersetzung des schlüterschen Werks (Unterricht von Hüttenwerken, Braunschw. 1738. Fol.), sondern beinahe eine neue Ausarbeitung, nach dem schlüterschen Plane ausgeführt [2]). Sehr verdienstlich sind Hellot's Untersuchungen über den Zink, den Salpeter, den Kunkelschen Phosphorus, die sympathetischen Tinten, das Glaubersalz, die französischen Maße und Gewichte, die Verbesserung der Porzellanfabriken, des Bergbaues u. a. m., wovon seine Abhandlungen in den Memoiren der Pariser Akademie Nachricht geben. Dem Vertrauen der Regirung, die ihm öfters wichtige Untersuchungen übertrug, entsprach er aufs vollkommenste, und wer ihn kannte, schätzte ihn wegen seines edeln Charakters [3]). (*Baur.*)

HELLOTIA. Bei den Griechen wurden an zwei Orten Feste dieses Namens gefeiert, die aber Nichts mit einander gemein gehabt zu haben scheinen. Das eine wurde nämlich in Kreta der Europa, die Hellotis hieß, zu Ehren begangen. Bei diesem Feste wurden in einem feierlichen Aufzuge die Gebeine der Europa, und ein Myrtenkranz von 20 Ellen im Umfange, der ebenfalls Hellotis hieß (s. Hesych. unter d. W.), herum getragen. Das Etymologicum Magnum erklärt das Wort entweder phönikisch, in welcher Sprache Hellotia, Jung-

*) S. Gielge's topographisch-historische Beschreibung des Landes ob der Ens, 1. Th. S. 280 — 284 und Pillweins Geschichte u. s. w. des Erzh. Östreich ob der Ens. Th. I. Abth. 2. S. 308.

1) Man sehe die allg. teutsche Bibl. 111. Bd. 495 und die allg. Lit. Zeit. 1791. 3r Bd. 662. Beobachtungen über die Hellot'sche Färbekunst stehen in den Sammlungen einiger Abh. aus der Ökonomie. Leipz. 1777. Nr 5. und in andern Schriften. 2) Vgl. Gött. gel. Anz. 1751. S. 789. und daraus Erlang. gel. Anm. 1755. Beiträge S. 251. 3) Hist. de l'acad. des scienc. de Par. an 1765. und daraus Adelung's Zus. zum Jöcher und Hirschings Handb. 3r Bd. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. XX. (von Louis Dubois).

frau bezeichnen soll*), oder es stammt nach einer erkünstelten Etymologie vom griechischen Worte *ἰλεῖν* ab. Ein anderes Fest dieses Namens wurde in Korinth der Pallas Hellotis zu Ehren begangen. Die Feier bestand hauptsächlich darin, daß Jünglinge mit Fackeln in der Hand nach einem Ziele liefen (*ἀγὼν λαμπαδοδρομικός*); wer zuerst mit brennender Fackel an dem Ziele ankam, erhielt den Preis. Nach dem Scholiasten des Pindar (ad Olymp. 13. ep. 2.) wurde es der Pallas zu Ehren begangen, weil sie dem Bellerophon bei dem Fangen des Pegasus vermöge des Zügels (*ἰλεῖν*) und seiner Zähmung behilflich gewesen war; doch fetzt derselbe Scholiast hinzu, daß es vielleicht auch zum Andenken einer andern Begebenheit angestellt seyn könnte. Als nämlich die Dorier mit den Herakliden in den Peloponnes einfielen, zündeten sie auch Korinth an. Die Frauen suchten sich vor den Gewaltthaten der Feinde sicher zu stellen und flohen zum Theil mit zwei Schwestern, der Eurytione und Hellotis, in den Tempel der Pallas. Die Dorier erfuhren dieß aber und zündeten den Tempel an, worauf alle andern Frauen, bis auf die zwei Schwestern, welche mit verbrannt wurden, die Flucht ergriffen. Da nun die Dorier von einer Pest befallen wurden, das Orakel befragten, erhielten sie zur Antwort, bevor sie nicht die Selen der beiden Schwestern versöhnt, der Pallas Hellotis einen Tempel erbaut, und ein Fest Hellotia eingerichtet hätten, werde die Pest nicht weichen**). (*C. W. Müller.*)

HELLOTIS (*Ἑλλώτις*) ist 1) Beiname der Europa bei den Kretensern; man feierte ihr zu Ehren das Fest Hellotia (*Hesych.* h. v.). Vgl. den Art. Hellotia. 2) eine Jungfrau in Korinth, die bei Eroberung der Stadt durch die Herakliden mit andern in den Tempel der Minerva flüchtete, hier aber, während die übrigen sich retteten, mit ihrer Schwester Eurytione verbrannte. Zur Versöhnung ihrer Sele und der ihrer Schwester feierte man ihnen und der Minerva das Fest Hellotia; s. den Art. gl. Nam. (*Richter.*)

HELLPFEIFE nennen die Orgelbauer eine offene Flötenstimme von acht Fuß Ton. (*St.*)

Hellsehn, f. Magnetismus.

HELLS SKERRIES, eine Gruppe von kleinen Felseninselchen, die an der Küste von Scotland, nur zwei Meilen von der Insel Rum, im W. belegen sind und zu den Hebriden der Grafschaft Inverneß gehören. Sie hat ihren Namen von der furchtbaren Strömung, die sich zwischen denselben findet. Einwohner sind hier nicht. (*G. Hassel.*)

HELLUM, ein Herred im Amte und dänischen Stifte Aalborg. Er enthält 4¼ □Meilen und über 4700 Einw. in 14 Kirchspielen. In demselben liegt die schimmelmannsche Grafschaft Lindenborg. (*G. Hassel.*)

HELLUO*), 1) *Bonelli* (Insecta) Knapplaufkäfer. Eine zur Familie der Laufkäfer gehörige Käfergattung, aus Galerita, Fabricius gesondert, früher von Latreille zu Lebia gestellt und von Leach Omphra genannt. Sie ist der Gattung Anthia nahe verwandt, mehr aber noch, nach Dejean's Meinung, nähert sie sich der Gattung Polystichus. Sie gehört unter die Abtheilung mit abgestutzten Flügeldecken. Ihre Kennzeichen sind folgende: das letzte Palpenglied ist kurz, etwas stärker als die vorher gehenden und nach der Spitze zu dicker; die Antennen sind entweder perlschnurförmig oder gegen das Ende verdickt; in der Mitte der Ausrandung des Kinns steht ein sehr starker Zahn, der Kopf ist eiförmig, hinten mehr oder weniger eingezogen; das Brustschild (thorax) ist fast flach und herzförmig; die Flügeldecken sind eiförmig oder bilden ein fehr in die Länge gezogenes Viereck. — Die nicht sehr zahlreichen Arten sind alle Ausländer und in Amerika, Indien und Neuholland einheimisch. Wir erwähnen von derselben bloß: H. hirtus, *Fabricius* **). Sie ist schwarz, stark mit borstigen Haaren besetzt, die Lefze (Oberlippe) ist in der Quere gedehnt, die Flügeldecken sind länglich eiförmig, der Länge nach gefurcht. Die Länge des Insekts beträgt 7—8 Linien, die Breite nur 2—3. Das Vaterland ist Ostindien. (*D. Thon.*)

Helluo, 2) *Oken* f. Hirudo.

Hellus, *Fabricius* f. Sapyga.

HELLUSIER, die, sind ein fabelhaftes Nordlandsvolk bei Tacitus [1]), von dem uns kein anderer Schriftsteller des Alterthums Kunde gibt. Er erwähnt sie zugleich mit den Orionen, und beide Völker sollten Angesicht und Züge von Menschen, aber Leiber und Glieder von wilden Thieren haben. Auf jeden Fall liegt dieser Schilderung eine dunkele Kunde von den äußersten Polarmenschen zu Grunde, welche, ganz in Rennthier-, Bären- oder Seehundsfelle eingehüllt, nur durch das unbedeckte Gesicht ihre menschliche Abstammung verriethen. So erkläre ich mir die corpora atque artus ferarum, und ähnliche, ganz in Pelzwerk gekleidete Nordlandsmenschen sind offenbar auch jene ambiguae hominum et belluarum formae, welche die bei dem Schiffbruche des Cäsar Germanicus verschlagenen römischen Soldaten auf ihren Zerfahrten auf dem nördlichen Ocean ansichtig geworden waren [2]). Tacitus hat kurz zuvor, ehe er die Hellusier erwähnt, von den Peucinern,

*) Diese Angabe des Etymol. Magn. ist gewiß falsch; im Hebräischen, welches doch mit dem Phönikischen so ziemlich zusammen stimmt, ist ילדה Mädchen das einzige Wort der in Frage stehenden Bedeutung, welches entfernt mit H. verglichen werden könnte. (*R.*) **) *Meursii* Graecia feriata in *Gronov.* thes. antiqu. Graec. Tom. VII. p. 768. *Petrus Castellanus* de festis Graecorum ibid. p. 665. *Boeckh* explicatt. ad *Pindar.* l. l. pag. 216.

*) Müßte der Ableitung nach wohl eigentlich richtiger Heluo geschrieben werden, von eluere. **) Galerita hirta, *Fabr.* El. I. p. 214. Omphratristis, *Leach.* Hellus hirtus. *Dejean* Spec. I. p. I. 284. H. tristis, *Ej.* Catal.

1) *Tacit.* Germ. XLVI. Cetera jam fabulosa: Hellusios et Oxionas ora hominum vultusque, et corpora atque artus ferarum gerere; quod ego, ut incompertum, in medium relinquam. 2) *Tacit.* Ann. II, 24. Ut quis ex longinquo revenerat, miracula narrabant, vim turbinum, et inaudita, volucres, monstra maris, *ambiguas hominum et belluarum formas:* visa, sive ex metu credita.

Bastarnen, Venetern und Fennen gesprochen, und ist, nach der Reihenfolge der Namen, aus bekannteren Gegenden jenseits der nordöstlichen Gränze Germaniens in die unbekannteren nördlichen Regionen vorgeschritten. Die Fennen, von deren Lebensart er uns ein trauriges Bild entwirft, sind offenbar die Stammväter der heutigen Finnen, und nach des Tacitus Vorstellung müssen wir ihre Sitze in der äußersten Spitze Ostpreußens, in Kurland und Liefland, suchen. Das Übrige, fährt Tacitus fort, oder was darüber hinaus liegt, sei fabelhaft, und er lasse es als etwas Unerforschtes unentschieden; nach diesen Worten beschließt er seinen Bericht über Germanien mit der kurzen Erwähnung der Hellusier und Orionen. Pomponius Mela, Plinius und Solinus [3]) geben uns Nachricht von ähnlichen Fabelvölkern des äußersten Norden, die sie Oäonen oder Oonen (Eieresser), Hippopoden (Pferdefüßler) und Fanesier oder Panoten (Ganzohren) nennen. Schon die griechische Form der Namen beweist zur Genüge, daß jenen Schriftstellern eine griechische Urkunde vorlag, welche diese Namen willkürlich erfunden hatte. Nicht so ist es mit den beiden Namen des Tacitus, die sich schon mehr als wirkliche Völkernamen darstellen, ohne daß sogleich in der Wortbildung eine Beimischung der Fabel zu erkennen wäre. Die Hellusier erinnern uns durch den Klang an die Hilleoionen des Plinius in Skandinavien, und beiden Namen scheint dasselbe Etymon zu Grunde zu liegen. Im Isländ'schen und Schweden'schen heißt Helle und Hill der Berg, der Fels, und die Hellusier des Tacitus würden dann Bergbewohner seyn, ein Volk, das auf Bergen und Felsen haus'te. *(Aug. Wilhelm.)*

HELLWEG, in einigen niedersächsischen Gegenden ein auf der Seite abhängig gemachter Weg, um das Wasser ableiten zu können. In dem vormaligen Herzogthume Westphalen heißt der Abhang, der sich von dem gebirgigen Theile der Provinz, von dem rauhen Sauerlande, bis zu der Lippe erstreckt, Hellweg. Es ist eine weite, wellenförmige, aber höchst fruchtbare Ebene, die im S. von dem Haarstrange und dem Aardey begränzt wird, und jetzt im preuß. Regirungsbezirke Arnsberg den schönern Theil der Kreise Lippstadt, Soest und Dortmund bildet. Die ergiebige Soester Börde gehört ihr zu. Offenbar ist ihr Name von jener niederteutschen Benennung entnommen, sie vereinigt den Charakter des Berg- und Flachlandes, und wo die Lippe scheidet, fangen erst die eigentlichen westphälischen monotonen Flächen an. *(G. Hassel.)*

Hellwig, Biogr., s. Helwig.

HELLWIG (Friedrich), geboren 1782 zu Kunnersdorf bei Wrietzen, verlor seinen Vater, einen dortigen Prediger, schon im 6ten Jahre seines Lebens und erhielt den ersten Unterricht im grauen Kloster zu Berlin, wohin seine Mutter im J. 1788 gezogen war. In einer Privaterziehungsanstalt, welche er hierauf sechs Jahre lang besuchte, zeichnete er sich durch Fleiß und Sittlichkeit aus. Früh erwachte in ihm die Neigung für die Schaubühne, und der Beifall, der seinem Spiel schon als Kind auf mehreren Privattheatern zu Theil ward, entfremdete ihn so der eigentlichen Bestimmung, dem Kaufmannsstande. Als er daher in seinem 16ten Jahre zu einem Oheim nach Wildungen im Fürstenthume Waldeck in die Lehre gebracht ward, entfloh er, um sich zu einem Theater zu begeben. Er wurde zwar zu seinem Oheim zurück gebracht, verließ aber, als er bei dem Kaufmann Wesenberg in Berlin vollens ausgelernt und seinen Lehrbrief erhalten hatte, den genannten Ort im September 1801. Sein erstes Unterkommen fand er bei dem Direktor Hecker zu Weißenfels, wo er unter dem Namen Heine, den er noch eine geraume Zeit beibehielt, zum ersten Male die Bühne betrat. Als sich die Schauspielergesellschaft in Weißenfels auflöste, zog er mit einer neu errichteten, unter den Direktoren Müller und Billepaille nach Freiburg an der Unstrut und Kelbra, und endlich unter dem Direktor Authenrieth nach Hubertsburg. Nach Auflösung dieser Gesellschaft kehrte H. zu seiner Familie zurück, die jetzt seine theatralische Laufbahn billigte. Ifflands Empfehlungen führten ihn nach Weimar, wo sich aber, trotz dem Beifall, der einigen seiner Gastrollen ward, keine Aussicht zu einem bleibenden Engagement zeigte. Er ging daher nach Kamburg, einer dortigen Schauspielergesellschaft sich anschließend, die unter Müller's und Germann's Direktion stand. Charakteristisch für diese und ähnliche Gesellschaften ist das, was H. selbst darüber sagt: „Sie war in schlechten Umständen; ich gab her, was ich hatte (denn Mutter und Bruder †) hatten mich in Berlin reichlich mit Geld versehen) und mußte, ich mochte wollen oder nicht, um nur wieder zu meinem Gelde zu kommen, nachdem ich ein halbes Jahr lang Schauspieler gewesen war, die Gesellschaft als Direktor übernehmen. Mein ganzes Inventarium bestand bei dieser Übernahme in einem pappenen Brustharnisch und gleichen Helm, einigen Büchern und zwei Opernpartituren. Das ganze Fahrniß der Gesellschaft ward auf einem Schubkarren transportirt, und der Herr Direktor nebst sämmtlichen Herren und Damen gingen stolz zu Fuße neben her. So gelangten wir denn an einem schönen Sommertage nach Osterfeld bei Zeitz, wo ich die Erlaubniß erhalten hatte, auf dem Rathhause zu spielen. Nachmittags wurde für meine kleine Barschaft eine leinwandne Vordergardine und ein Theater, halb von Pappe und halb von Papier gekauft und zusammen gearbeitet; Farben wurden herbei geschafft und ich malte während der Nacht meine Dekorationen selbst, so daß am folgenden Tage die Bühne mit dem Wildfang eröffnet werden konnte."

Von dieser Gesellschaft, die bald darauf nach Luckau im Altenburg'schen und einige Wochen später nach Penig zog, trennte sich H. indeß, der Direktion überdrüssig, um sich der Truppe einer Madame Wolf, die zu Waldheim und dann in Penig spielte, anzuschließen. Nach-

3) *Pomp. Mela* III, 6. *Plin.* H. N. IV, 27. *Solinus* 30.

†) Zwei Brüder von ihm leben noch in allgemeiner Achtung und geehrten Statsämtern zu Berlin.

dem er auch diese Gesellschaft wieder verlassen und eine Zeit lang unter der Direktion eines gewissen Pfeifer in der Niederlausitz gespielt hatte, zog er, in der Hoffnung getäuscht, in Karlsbad bei einer Madame Duve ein Unterkommen zu finden, mit einem Herrn Pleß nach Landsberg bei Halle, Weißenfels und Zeitz. Der Entschluß, sich von diesen ewig umher ziehenden Bühnenhorden zu trennen, war in ihm rege geworden. Gleichwohl gab er die durch Verwendung des Freiherrn von Mühlhausen zu Würzburg erlangte Anstellung bei dem dortigen Theater im J. 1807 wieder auf, bis 1811 abwechselnd in Koburg, Stuttgart, Hanau, Hildburghausen, Ronneburg u. a. O. Gastrollen gebend. Auch in Berlin spielte er einige Male mit Beifall. Im J. 1811 engagirte er sich bei dem damals von Franz Seconda dirigirten königlich sächsischen Hoftheater und trat zu Leipzig zuerst in der Rolle des Grafen Benjowsky, in Dresden aber, wohin die Gesellschaft bald darauf ging, zuerst in Klara von Hoheneichen als Adelungen auf. Im Rollenfache jugendlicher Helden hatte H. damals vielleicht keinen Nebenbuhler, als den jetzt in Frankfurt am Main als Regisseur sich befindenden Schauspieler **Weidner**. Als diesem indeß von dem Direktor Seconda in Klingemann's Faust die Hauptrolle gegeben ward, um die sich auch H. beworben hatte, fühlte dieser sich gekränkt und suchte seine Entlassung.

Noch im September 1811 übernahm er die Direktion einer in Greiz befindlichen Schauspielergesellschaft, und führte sie nach Liebenstein. Mit ausgezeichnetem Beifall spielte sie hierauf in Meiningen, Altenburg, Gotha und Koburg. Als sie an dem letzt genannten Orte aus Mangel an hinlänglicher Unterstützung sich wieder auflösen mußte, eröffnete sich für H. die Aussicht zu einer sichern und ehrenvollen Existenz. Der Herzog von Koburg, Helwig's Künstlerwerth anerkennend, stellte ihn, bis sich eine bessere Versorgung für ihn finden würde, einsweilen als Bibliothekar an, und von der Herzoginn Mutter erhielt er einen Zuschuß.

Aber seine Leidenschaft für die Bühne trieb ihn bald nach Erlangen, wo er mit dem Direktor **Reuter** nach Nürnberg zog, und dort ein Jahr als Regisseur der Gesellschaft verweilte. Als er im Spätsommer 1814, einer Einladung folgend, mehrere Gastrollen in Leipzig gab, erhielt er einen Ruf nach Dresden. Er ward bei dem königlichen Hoftheater engagirt und ihm die Regie übertragen. Von nun an bestimmte sich sein Wirkungskreis für die genannte Bühne, und nicht nur sein ausgezeichnetes Spiel, sondern auch der Eifer, die Gewandtheit und Kenntniß, womit er allen Erwartungen bei seinem neuen Engagement entsprach, bestimmten den König im J. 1817, dasselbe auf ein lebenslängliches auszudehnen. Die Ruhe, die er bisher auf so mannichfach sich durchkreuzenden Wegen gesucht hatte, schien ihm endlich geworden zu seyn, als er, durch unglückliche Verhältnisse von seiner Gattinn getrennt, im J. 1815 in Dresden eine zweite Lebensgefährtinn gefunden hatte.

Glücklich in seinen häuslichen Verhältnissen, vom Publikum geachtet und geliebt, war sein Leben der Kunst, die ihm als die höchste galt, rastlos gewidmet. Aber die Anstrengungen beim Einstudiren bedeutender Rollen, und die geistigen Aufregungsmittel, zu denen er seine Zuflucht nahm, pflanzten in ihn den Keim zu einer Krankheit, die leider nur zu bald in ihrer ganzen Furchtbarkeit hervor trat. Schon im J. 1821 hatten Zufälle von vorüber gehendem Unwohlseyn sein Nervensystem erschüttert. Als er aber im Sommer 1824 von einer Reise über Weimar und München nach Dresden zurück kehrte, war eine so hypochondrische Stimmung in ihm vorherrschend geworden, daß er allen Umgang mied und still vor sich in Gedanken brütete. Nur zu bald ging diese Stimmung in wirkliche Menschenscheu und Melancholie über. Er schien für jede Aufmunterung, für körperliche oder geistige Erregung allen Sinn verloren zu haben. Um so größer war die Freude, als durch ärztliche Bemühungen wieder der unterdrückte Funken der Lebenskraft in ihm geweckt und er so weit hergestellt war, um am 17. Februar 1825 in der Rolle des Wilhelm Tell die Bühne betreten zu können. Aber schon im April des genannten Jahres zeigte er als Otto von Wittelsbach eine wilde Anstrengung, die selbst auf der Bühne schon fast alle Gränzen der Kraft zu überschreiten drohte, um desto ermattender zusammen zu sinken. Diese Darstellung war in der That eine merkwürdige psychologische Erscheinung. Denn von diesem Tage an zeigten sich Geistesverirrungen in seinem ganzen Benehmen, und sein Selenzustand machte eine fortdauernde Kur in der Heilanstalt für Geisteszerrüttete auf dem Sonnenstein nöthig. Das Übel nahm indeß dort steigend zu, so daß zuletzt gegen lebhafte Ausbrüche desselben, zu kräftigen Abwehrmitteln geschritten werden mußte. Aber die Kräfte des Leidenden hatten sich bald völlig erschöpft. Auf den Wunsch der Seinigen wieder nach Dresden zurück gebracht und der Pflege seines vieljährigen Freundes, des Regimentsarztes Rudlack übergeben, entschlummerte H. sanft den 9. November 1825, und wurde unter dem Geleite sämmtlicher Mitglieder des königl. teutschen und italien'schen Theaters den 12. November beerdigt.

Groß und kräftig gebaut, von edler Gesichtsbildung und mit einem starken, reinen und wohlklingenden Organ begabt, war seine äußere Erscheinung für Helden, kräftige Männer und edle Charakter überhaupt sehr geeignet. Aber auch gemüthliche Rollen gelangen ihm; sie waren ein Abdruck seiner reinen, von aller Falschheit entfernten Sele. Eine Frucht seiner frühern, so wunderbar verketteten theatralischen Verhältnisse war die ihm eigene Unbefangenheit im Spiel, das freie Schaffen, ohne von der äußern Umgebung gestört zu werden. Nicht nur durch das, was er als Schauspieler, sondern als Regisseur des Dresdner Hoftheaters während neun Jahren geleistet, wird er dieser Bühne unvergeßlich bleiben ††). (*Heinr. Döring.*)

††) Vgl. seine in der Abendzeitung, November und December 1825 enthaltene Biographie von **Theodor Hell**, so wie den neuen Nekrolog der Teutschen. 3r Jahrg. Heft 2. S. 1063—1072.

HELLWIGIA, *Gravenhorst* (Insecta). Eine zu den Ichneumoniden (Schlupfwespen) gehörige Gattung, früher als Familie unter Ophion*) stehend, zur Amts-Jubelfeier des Professors und ausgezeichneten Entomologen Hellwig in Braunschweig benannt**). Die Kennzeichen derselben sind: der Hinterleib ist zusammengedrückt und gestielt; die Antennen sind keulenförmig, die mittlere Cubitalzelle fehlt, und die innere nimmt zwei zurücklaufende Nerven auf. Es ist nur eine Art bestimmt hierher zu zählen.

H. elegans, die Farben dieses fünf bis sechs Linien langen Insekts sind gelb, schwarz und braun. Die Zeugungstheile zeigen sich beim Männchen als ein kurzer, an der Spitze kugeliger Griffel, unter dem zwei Klappen sitzen, welche wahrscheinlich das eigentliche Zeugungsglied einschließen; bei dem Weibchen bemerkt man nur eine ganz kurze Klappe, und unter derselben einen kurzen, vorstehenden spitzigen, zusammen gedrückten Griffel, der indessen wahrscheinlich noch aus zwei, den eigentlichen Stachel einschließenden Klappen besteht. Diese Art sandte *Dahl* unter dem Namen Anomalon elegans, *Ziegler* von Wien, in welcher Gegend sie gefangen wurde, später hat sie sich auch bei Berlin gefunden. —

Die 2te Art, H. obscura, von Genua, kann wegen der, dem untersuchten Exemplare fehlenden Antennen, noch nicht mit völliger Gewißheit als hierher gehörig bezeichnet werden. (*D. Thon.*)

HELM, der (kriegsw.), die alterthümlichste Kopfbedeckung der Krieger, im Mittelalter allgemein beibehalten, in neuerer Zeit wieder hervorgesucht und von gleichem Material und ähnlichen Formen, wie bei den Alten, vorzüglich bei der Reiterei, eingeführt.

Griechen und Römer unterschieden zweierlei Helme: den Leder- oder Thierhelm (ἡ κυνέη, galea) und den Erzhelm (τὸ κράνος, cassis). Ersterer war die Kopfbedeckung der Krieger ältester Zeit und roher Völker, später, als die Kunst der Metallbereitung den letztern allgemein eingeführt hatte, nur noch bei den leichten Truppen üblich. Das Hauptstück dieser Kopfbedekkung war die vorn und hinten zum Schutze des Gesichts und Nackens ausgeschweifte und verlängerte Halbkugel, der eigentliche Helm. Um ihn unter dem Halse zu befestigen, war an jeder Seite ein mit Schuppen oder Platten von Metall besetzter Riemen (ὀχεύς, lorum, Sturmband) angebracht. Sowohl zur Zier als zur bessern Deckung lief vom Gipfel jener Halbkugel bis zum Nacken ein kegelförmiges Metallstück (φάλος, conus, Helmkegel, Helmkamm) herab, oder es war auf dem Gipfel selbst ein Metallknopf befestigt, beides um die Mähne (λόφος, crista, Helmschmuck von schwarzem oder purpurnem Roßhaar) oder den Federbusch (πτερίνος, apex plumus, Helmbusch) festzuhalten. Diese Helmzierden waren bei den Alten Zeichen des Ranges. Man suchte darin einen Vorzug, große und viele Helmbüsche zu tragen, und erfand Helme mit drei Kegeln (τρυφάλεια), mit vier Kegeln (τετράφαλοι), endlich solche, die ringsum mit Federn geziert waren (ἀμφίφαλοι). Auch Hauer von Ebern und Löwenfänge zierten besonders die Leder- oder Thierhelme (vergl. Il. X, 261—265; auch *Virg.* Aen. (III, 666—668), wie Federn die Erzhelme (*Virg.* Aen. VII, 785; auch IX, 50. 271. 808) oder Mähnen Il. III, 336). Bei den Römern trugen die Leichtgerüsteten (Velites) Thierhelme (*Val. Fl.* VI, 379), die Legionsstreiter aber Erzhelme (*Flor.* IV, 2; *Caes.* bell. gall. VII, 45) mit mancherlei Dienst- und Rangauszeichnungen. So führten die Centurionen mit Silber durchflochtene Helmzierden, die Fahnenträger Helmdecken von Bärenfell, die Leichtgerüstetrn Wolfshelme, die Triarier, Principes und Hastaten Federraupen und rothe Federbüsche von der Länge eines Cubitus oder 18 Zoll rhein. (Vergl. Arn. Montanus Commentar zum Cäsar, Amsterdam b. Elzevir 1670).

Die Krieger des Alterthums zeigten dem Feinde ein offenes Antlitz; der schlaffen Byzantinerzeit war es vorbehalten, das Visir (den Helmsturz) zu erfinden, wodurch sicherer als mittels des bloßrn Schirmes (τὸ γεῖσον, cymba?) das Gesicht gegen Hieb und Stoß geschützt wurde. Überhaupt ging die vollständige Eisenhülle für Reiter und Roß von den Parthern und Sarmaten zu den Byzantinern, von diesen auf die Abendländer über, und so erscheint der geschlossene, mit Visir, Hals-, Brust- und Rückenstück versehene Ritterhelm des Mittelalters als ein Erzeugniß einer Zeit voll Schlaffheit, Egoismus und kleinlicher Ideen; wobei denn auch ganz im Sinne des Kastenwesens nur der eigentliche Ritter (s. d. Art.) durch denselben geschirmt fechten durfte, während die Reisigen und Fußknechte den alterthümlichen Helm unter dem Namen Sturmhaube beibehielten. Als das Ritterwesen die gleichfalls morgenländische Turnierübung in den Kreis seines Treibens aufnahm, blieb der geschlossene Helm (Stechhelm), d. h. ein solcher, dessen Visir nicht aufgeschlagen werden konnte, und nur durch kleine Öffnungen das Durchsehen gestattete, für das Ernstgefecht allein bestimmt, während eine leichtere Art von Helmen, offene Helme (Turnierhelme) für das Spielgefecht aufkam. Diese konnten mittels Gelenke dergestalt geöffnet werdrn, daß das Visir sich entweder ganz auf-, oder halb auf- und halb abwärts schob und das Gesicht frei ließ, so wie überhaupt dasselbe nur aus einem Gitter bestand. Später kamen die Stechhelme fast ganz ab, und an ihre Stelle traten Turnierhelme mit doppeltem Visir, d. h. mit einem zweiten, gleich dem am Stechhelme bloß in der Augengegend sein durchlöcherten, vor dem Gittervisire. Die Helmzierden (Helmkleinode) blieben dieselben wie im Alterthume, nur bestanden sie, dem bizarren Geschmack der ersten Jahrhunderte des Mittelalters gemäß, der sich ebenfalls theils vom Oriente, theils von den nordgermanischen Völkern aus über das Abendland verbreitete, in oft sehr unchristlichen Nachahmungen von Götzenbildern, Fetischen und fabelhaften Ungeheuern, oder in bunten Fähnchen und

*) Nova acta Academ. Caesar. Leopold. Tom. IX. p. 296. fam. VIII. **) Nova acta Academ. Caes. Leopold. Tom. XI. p. 517. taf. 43.

Lappen, oder in Hörnern, Klauen, Fängen und Fittichen von ursprünglich mythischer Lokalbedeutung. Später kam man auf die Haar- und Federbüsche der Alten zurück, gab auch nach den Mustern auf Münzen, Denkmälern u. s. w. den Helmen die schönen Formen aus der Griechenzeit allmälig und so weit wieder, als die seit dem Einbruche der Barbaren kaum wieder ihrer Kindheit entwachsene Kunst dazu ausreichte.

Als die Einführung des Feuergeschützes dem Fernkampfe das Übergewicht zu verschaffen begann, und die Schutzwaffen den Rittern mehr schädlich als nützlich wurden, kamen zuerst die Visire, dann (noch vor dem 30jährigen Kriege) die Helme als allgemeine Kopftracht im Felde ab, und erhielten sich nur bei der schweren Reiterei und den höhern Befehlshabern. Letztere warfen sie nach dem 30jährigen Kriege und zwar zuerst in Frankreich weg, und bald vertauschten auch die Kürassiere den Helm mit dem Hute. Sobald aber nach den schlesischen Kriegen für die europäischen Heere ein Ruhepunkt, und somit die Zeit der äußern Reformen eintrat, war es bei der Bemühung Neues aufzufinden, wohl natürlich, daß die Aufmerksamkeit sich auf den seit Jahrtausenden bekannten Helm richtete, die einfachste, wohlfeilste und gefälligste Kopfbedeckung des Kriegers. Aber durch die Erfolge der preußischen Heere war — in den Augen derer, welche den Geist nicht erkannten, welcher sie geführt hatte — das Reich der Zöpfe, Locken und dreispitzigen Hüte so fest gegründet, daß nur in Holland — dem Lande des schlichten Verstandes — der Helm, und zwar bei dem Fußvolke, eingeführt wurde. Es bedurfte eines allgemeinen Anstoßes durch die französische Revolution, um jenes Reich des Ungeschmackes auszurotten. Die schwere Cavallerie der Franzosen erhielt offene Helme aus Metall von römischer Form (casques à la romaine); bald wurde der Lederhelm allgemeine Kopftracht der östreichschen Armee, doch schon 1805 vertauschte das Fußvolk sie gegen den Tschako. Unter Napoleon hatten die Kürassiere, Dragoner — zuletzt auch die Lanzenreiter offene Metallhelme; auch das baiernsche, würtembergsche und badensche Fußvolk erhielt gleich der Reiterei diese Kopftracht in leichter Art und gefälliger Form. Im preußischen Heere, wie im russischen führen nur die Kürassiere Lederhelme, die eben so leicht als zweckmäßig sind.

(*Benicken.*)

Bei den alten Hebräern wurde der Helm (כּוֹבַע oder קוֹבַע) ebenfalls als Schutzwaffe gebraucht; nach 1 Sam. 17, 5. 38. hatten der Philistäer Goliath und der hebr. König Saul eherne Helme, doch scheinen sie damals noch eine Auszeichnung der Vornehmern im Heere geblieben und erst seit David allgemeiner in Anwendung gekommen zu seyn. Unter dem Könige Usia wurden sie, wie andere Theile der Rüstung, in Zeughäusern aufbewahrt (2 Chron. 26, 14). Von den Persern, Lydiern, Libyern, Äthiopiern berichtet Ezech. 27, 10. 38, 5., daß sie alle ohne Ausnahme Helme trugen.

(*A. G. Hoffmann.*)

HELM, der (Heraldik). Das hauptsächlichste Nebenstück des Wappens, steht über dem Schilde, ist entweder ein einfacher (heaume) oder ein gekrönter (timbre), ein geschlossener (heaume de guerre) oder offener Helm (heaume ouvert), steht entweder vorwärts (de front) oder seitwärts (en pourfil), ist mit der Helmdecke (lambrequin) und dem Helmkleinode (cimier) geziert.

Der Helm ist auf teutschen und spanischen Wappen von besonderer Wichtigkeit; bei den Franzosen nur in so fern dessen Stellung, Visir und Tinktur die Abstufungen des Adels bezeichnen. Dinge, worauf die Teutschen mindern Werth als auf die Helmkleinode legen. Die altfranzösische Heraldik hat bloß den runden Turnierhelm mit dem Gittervisir, dessen Bügelzahl und deren Tinktur vom Prinzen bis zum Ritter herab steigend wechseln. Der König und die Prinzen vom Geblüte allein tragen ihn golden und ganz offen. Die ältesten französischen Wappen sind ohne Helme; teutsche Wappen dagegen ohne Helme gibt es nicht; wenn auf Münzen oder andern Denkmalen von geringem Raume zur guten Ritterzeit kein Platz für den Helm war, so setzte man ihn auf einem besondern Schilde neben an, oder auf dem Revers der Münzen; ja man findet auf vielen Münzen und alten Siegeln den Helm allein.

Nicht immer hat der Helm Beziehung auf den Schild, besonders wo aus einem ältern Wappen ein Helmkleinod gemacht worden ist. Die Stellung des Helms über dem Schilde scheint von dem Turniergebrauche des Ausstellens der Tropäe aus Schild und Helm zur Prüfung durch den Wappenherold her zu rühren.

Den Ursprung der Helmdecken leiten die Heraldiker verschiedentlich ab; Einige halten sie für Überzüge zur Schonung der oft kostbaren Helme, Andere sehen in ihnen die in Binden und Bändern bestehenden Liebesgaben der Frauen, noch Andere meinen, daß sie aus den Kappen entstanden seien, welche zur Sicherung wider den Druck inwendig in den Helmen angebracht waren und hinten wie auf den Seiten unter demselben hervor ragten. Wahrscheinlich verdanken sie allen drei Gebräuchen ihr Daseyn; gewiß scheint, daß ihre Anwendung auf den Wappen spätern Ursprungs ist und nicht über das 14te Jahrhundert zurück reicht.

Die Helmkleinode, d. h. diejenigen Dinge und Gestalten, welche — ursprünglich zur Zier und zum Schrecken der Feinde — auf dem Helm angebracht sind. Dahin gehören: Wülste (bourrelets, bourlets), wahrscheinlich die oben zusammen gerollten Überzüge der Helme; sie werden von zwei Bändern gehalten, die von gleicher Tinktur mit der Helmdecke sind. Wenn die Enden dieser Bänder den Helm umflattern, werden sie Helmlöhr, Zindelbinder (volets) genannt.

Büffelhörner (trompes, Rüssel), ursprünglich Trinkhörner oder Jagdhörner; sie bezeichnen die ritterlichen Rastvergnügen: Jagd und Gelage. Eben so sind die Hauer und Geweihe auf den Helmen weidgerechten Ursprungs.

Ganze Raubthiere oder Wildstücke sind als Helmkleinode selten, Vorderhälften derselben in springender oder ganz aufrechter Stellung, auch Köpfe mit den Hälsen kommen dagegen häufig vor.

Menschliche Figuren, halbe Männer und Jungfrauen (Puppen, bustes), sind nicht selten als Helmkleinode; auch fabelhafte Thiere, Drachen, Greife ꝛc. erscheinen halb und aufgerichtet. Häufiger sind Büsche (Wedel) von Pfauen- und Straußfedern.

Helmkleinodien sind ferner 6 bis 8eckige Bretter (Schirme), welche das Wappen zu wiederholen pflegen, auch Thürme und Kastelle; außerdem Fähnlein, Spieße und Spießbündel, Halbmonde und mancherlei Phantasiegebilde.

Die Tinktur der Helmkleinode ist unabhängig von der der Figuren im Wappen, selbst wenn sie diese wiederholen.

Die Helmkronen verdanken ihren Ursprung wahrscheinlich dem Ritterbrauche, den gewonnenen Turnierdank — meist ein Kranz oder eine Krone — zur Ehre des Tages, wie der Spenderinn, auf dem Helme zu tragen. Streng heraldisch gebührt die Helmkrone nur den Kaisern, Königen, souveränen Fürsten und Grafen; indeß gestattet die Heraldik eher die Helmkrone als die Schildkrone. Indeß hat das Daseyn oder der Mangel einer Krone auf dem Helme keinen Einfluß auf den Werth des Adels. Zur weitern Forschung über diesen Artikel ist zu empfehlen: *C. J. Speneri* Insignium theoria etc. Frankf. a. M. 1690. Fol.; Heraldica curiosa etc. auct. *J. A. Rudolphi*, Nürnb. 1698. Fol.; Gatterer's Abriß der Heraldik, Götting. 1773. 4.; Erläuterungen der Heraldik (anonym), Nürnberg, Schneider. 1789. Fol. (*Benicken.*)

HELM oder HUT (chem. pharmac.), Alembicus, Chapiteau, Capital, Capitello o Capello ist das oberste Stück, gleichsam der Kopf, eines Brennzeugs oder einer Destillirgeräthschaft, und ein insgemein konischer, besser cylindrischer hohler Behälter von Glas oder verzinntem Kupfer, unter gewissen Umständen, z. B. zur Destillation der vollkommenen Salzsäure, auch von Blei, von reinem Zinn, oder, wie in Rußland, von trockenem, nicht harzigem Holze, mit einem oder mehrern in einer schrägen Richtung, gewöhnlich von 45°, herab steigenden Röhren oder Schnäbeln, welche die in den Helm aufsteigenden wässerigen oder geistigen Dünste in die Vorlage oder das Kühlgefäß überleiten sollen. Er umfaßt entweder mit seiner Halsmündung den Hals des Destilirgefäßes, oder ragt, wenn er keine Traufrinne hat, die außer dem ohne hervor stehende Erhabenheit seyn muß, mit seinem mehr oder weniger langen Halse gerade in die Gefäße hinein. — Die niedrigen Blasenhelme heißen Hüte. — Die Helme könnten bei Branntweinbrennereien wohl ganz weg fallen, und die Blasen, nach Norberg*), unmittelbar mit dem Kühlrohr verbunden seyn, weil bei dem Gebrauch der Schlangenröhren doch die Hauptabkühlung erst im Rohre selbst geschieht.

Die sonst mehr üblichen tubulirten Helme haben in der Mitte ihres Gewölbes ein Loch mit eingeriebenem Glasstöpsel, um dadurch in das untere Gefäß nachgießen zu können, ohne den Helm abzunehmen.

Die blinden Helme sind oben geschlossen, ohne Schnäbel, und können vorzugsweise zu Sublimationen dienen.

Zu den Verbesserungen der Helme haben Argant, Magellan ꝛc. (s. Nouv. construct. d'alembic etc. à Par. 1781. 2. Ausg. 2 Thle), Gadolin (s. Crell's neue ch. Entdeck. VI, 189), Brugnatelli (s. Crell's ch. Ann. 1798. 10. S. 263), u. A. mehr oder weniger beigetragen**). (*Th. Schreger.*)

HELM (chem. pharm.) Für Kolben, Cucurbitae, welche gemeiniglich aus Glas bestehen, ist der Helm mit einer Traufrinne versehen, die sich in den Schnabel verläuft und, um das Abfließen der Flüssigkeit zu verhindern, ohne hervor stehende Erhabenheit seyn muß. Ein solcher Helm heißt Schnabelhelm (Alembicus rostratus) und ist nicht selten auch tubulirt. Vergl. den Artikel: Kolben. Für Destillirblasen, die gewöhnlich aus Kupfer gearbeitet werden, findet man den Helm auf sehr verschiedene Art gestaltet. In älteren Zeiten gab man ihm entweder die Form einer Halbkugel, welche da, wo sie mit dem Helmhalse verbunden war, eine Rinne bildete, von welcher der Destillirschnabel aus ging; diese Rinne sollte die von der innern Wand der Halbkugel herab fließende Flüssigkeit aufnehmen und in die Kühlgeräthschaft über führen. Oder man gab demselben die Gestalt einer Pyramide, die gleichfalls mit einer Rinne versehen war; damit nun die Abkühlung und Verdichtung zur tropfbaren Flüssigkeit besser vor sich ginge, ließ man den Helm mit einem kupfernen Kessel, den man Mohrenkopf nannte, umgeben, auf dessen Grund ununterbrochen kaltes Wasser zuströmte, während das nach und nach warm gewordene oben fortwährend abfloß u. s. w. Auch versah man den Helm, sowohl in diesem als jenem Falle, mit einem sehr hohen Halse, damit die geistigen Dünste in demselben empor steigen, die wässerigen hingegen, als die schwereren, daraus in die Destillirblase zurück träten. Da man aber diese Einrichtung jetzt als fehlerhaft erkannt hat und weiß, daß der Destillirhelm bloß als ein Fortleiter der aus der Destillirblase empor steigenden geistigen Dünste anzusehen ist, so pflegt man demselben nun die Gestalt eines abgestumpften Kegels zu geben, dessen Durchmesser an der Basis ein wenig enger ist, als die Weite der Mündung des Blasenhalses beträgt, damit er genau in die Öffnung desselben eintreten könne; den oberen verengerten, kegelförmig abgerundeten Theil läßt man sich zu einem Fortleitungsrohre für die entwickelten Dünste ausdehnen. In Hermbstädt's De-

*) In Trommsdorff's Journ. d. Pharm. VIII, 2. Tab. I. Fig. 12. und Crell's chem. Ann. 1800. I. S. 417.

**) Vgl. Neuenhahn der Jüngere. Über die Helme der Branntweinblasen. Erf. 1795. 8. S. auch oben Branntweinbrennen ꝛc. und Destillirgeräthe ꝛc.

stillirkunst und Likörfabrikation, Berl. 1819. 8. Tab. II. Fig. 2. findet man eine gute Abbildung davon. Bei dieser Form des Helms können die Dünste aus dem Blasenkessel unbehindert zu ihm auf steigen, sich darin, ehe sie das Ableitungsrohr erreichen, wegen Verengerung des Raumes zusammen ziehen, und so in die Kühlgeräthschaft über gehen. Die so genannten Aludel (Capitellum sublimatorium), sind Helme, welche unten und oben offen sind. Bei manchen Sublimationen werden mehrere dieser Helme über einander gestürzt, so daß dadurch ein sehr geräumiger Helm entsteht, dessen oberer Theil vom Feuer weit entfernt und zur Abkühlung der aufgestiegenen Dämpfe geeignet ist. Jetzt wird die Aludel nicht mehr so häufig angewendet als vormals, obgleich sie bei manchen chemischen Arbeiten sehr nützlich sind. (*Fr. Thon.*)

HELM (technol.) heißt bei eisernen Werkzeugen der aus hartem Holze verfertigte Stiel oder das Heft, welches als Handhabe oder zum Fassen dient und in das eiserne Öhr des behufigen Instruments befestiget wird. Nach Beschaffenheit des Werkzeuges ist er bald lang, bald kurz, bald gerade, bald gebogen, bald rund, bald flach u. s. w. Zuweilen wird eine Nebenbestimmung beigefügt, die sich nach dem Namen des Instruments richtet, so wird z. B. der Stiel oder das Heft bei einer Art ein Arthelm genannt. Unter Helm wird auch an den Ankern die Ruthe; an dem Steuerruder der Griff, insonderheit der Kopf an dem Griffe desselben; bei Hammerwerken der Arm, woran vorn die Hämmer fest gekeilt sind u. s. w. verstanden. Bei rachenförmigen Blumen, wo sich der obere Theil (die Oberlippe) der unregelmäßig gebildeten einblätterigen Blumenkrone wölbt und dadurch die Geschlechtstheile verhüllt, wird die gewölbte Oberlippe der Helm und die Krone eine helmförmige Krone genannt. (*Fr. Thon.*)

HELM, wird auch das Stück Haut genannt, welches Kinder und Thiere zuweilen mit auf die Welt bringen und welches ein Theil der Haut ist, von welcher sie in der Gebärmutter eingeschlossen waren. (*St.*)

HELM, das, im Schleswigschen und Holsteinschen eine Art Grases, wahrscheinlich aus Halm verderbt. (*St.*)

HELM (biogr.) 1) Ant. Zach., s. am Ende dieses Bandes.

2) Lambert Ludolf, mit dem Beinamen Pithopaeus oder Pythopaeus, ein Dichter aus Deventer, der sich aber meisten Theils in Teutschland aufhielt. Er war geb. 21. März 1535, studirte zu Rostock und Wittenberg, promovirte auch auf der letztern Universität, legte dann in seiner Heimath eine Privatschule an, und kam 1562 nach Heidelberg, in der Hoffnung, dort eine Anstellung zu finden. Doch erst 1563 erhielt er die Stelle eines Direktors an dem dortigen Gymnasium, dann auch die Professur der Poesie und Beredsamkeit an der Universität. Von 1578—83 beschäftigte er sich mit Privatunterricht in Neustadt an der Hardt, wohin er sich von Heidelberg, wegen der vorgenommenen Veränderungen in den Religionsangelegenheiten, begeben hatte. Doch 1588 kehrte er in seinen vorigen Wirkungskreis zurück und starb 29. Jan. 1596. Er schrieb nach der Sitte jener Zeit lateinische Gedichte, behandelte die Geschichte des Tobias in einem elegischen Gedichte, paraphrasirte einige Satiren und die ars poetica des Horaz, hat auch mehrere Reden drucken lassen und gab die Schriften des Joh. Ursinus heraus*). (*R.*)

Helmann, 1) H. M. s. Heilmann, 2. Sect. 4. B. S. 166.

2) Isidor Stanislaus, ein geachteter Kupferstecher, geb. 1743 zu Lille in Flandern, und Schüler von J. Ph. le Bas, dem er rühmlich nacheiferte. Man hat von ihm einige biblische Sujets, eine sterbende Cleopatra nach Lagrenee, galante Gattungsstücke nach verschiedenen Malern, Landschaften und Prospekte, als les Chaumières on Saxe nach Wagner, den Sibyllentempel und die große Cascade von Tivoli nach Robert u. s. w. Ferner gehörte er zu den Kupferstechern, welche die Originalzeichnungen des Missionärs Amiot zu dem Werke Abrégé historique des principaux traits de la vie de Confucius etc. zu bearbeiten erhielten; doch einer andern Angabe zu Folge soll er nur kleinere Copien im verkleinerten Maßstab nach den größern Blättern unternommen haben†). (*R.*)

Auch lieferte H. nach *Chatry de la Fosse* zwei Pendants: Immersion d'une caisse conique dans la rade de Cherbourg le 7 Juin 1785. und: Départ d'une caisse conique en présence de Louis XVI. le 22 Juin 1786. — Sein wichtigstes Werk sind 20 Blätter in 5 Cahiers, mit dem Titel: Suite de 16 Estampes, représentant les conquêtes de l'emp. de la Chine avec une explication. Im 5. Cahier ist ein Supplement enthalten; gestochen von H. u. m. A. gr. qu. Fol. Außerdem hat er nach Cochin u. v. A. eine ungeheure Anzahl Vignetten geliefert. (*St.*)

Helmansedt (N. Geogr.) s. Hellmansedt.

Helmarshausen (N. Geogr.) s. Helmershausen.

Helmbold, Helmboldus s. Helmoldus.

HELMBOLD (Ludwig), war einer der geringern teutschen Liederverfasser und manche seiner Lieder stehen in vielen luther'schen Gesangbüchern. Seine irdische Laufbahn trat er zu Mühlhausen am 21. Jan. 1532 an und hatte den Stephan Helmbold und die Anna Uhrbach, eines Rathsverwandten Tochter zu seinen Ältern. Seit 1542 besuchte er die dortige Barfüßerschule und studirte vom Novemb. 1547 zu Leipzig. Kränklichkeit wegen mußte er wieder zu seinen Ältern gehen und zog im Sommer 1549 auf die Universität zu Erfurt, wurde dort im September des folgenden Jahres Baccalaureus und erhielt gleich darauf den Ruf zu einer Schulstelle in seiner Vaterstadt. Nachdem er dieses Amt zwei Jahre verwaltet hatte, kehrte er nach Erfurt zurück, ward im Januar 1554 Magister der Philosophie, erhielt noch in diesem Jahre eine Professur, und da er

*) Jöcher Gelehrtenlex. 2r Bd. S. 1469.
†) Füßli's Künstlerlex. 2r Th. S. 530.

diese mit dem größten Fleiße abwartete, berief ihn der Stadtrath am 9. Dec. 1561 auch zum Professor des neu errichteten Gymnasiums, dessen Einrichtung er mit Dresser zu besorgen hatte. Sein Ruf verbreitete sich so sehr, daß ihm der Kaiser Maximilian II. im Jahre 1566 auf dem Reichstage zu Augsburg den poetischen Lorberkranz ertheilte; das deßfalls ausgefertigte Diplom aber ließ Helmbold aus Bescheidenheit nicht abfordern und es wurde nur durch die Copie bekannt. Im Jahre 1570 legte er seine Ämter freiwillig in Erfurt nieder, und ging wieder in seine Vaterstadt; ob ihn die Liebe zum Vaterlande, oder ein unbekannter Verdruß, oder der Tod seiner Mutter bewogen, diesen Entschluß zu fassen, läßt sich nicht sagen. Genug er privatisirte einige Zeit in Mühlhausen und nahm im Sept. 1571 einen Schuldienst an, und hatte täglich drei Stunden Unterricht zu geben. Doch noch in diesem Jahre ward er Diakonus an der lieben Frauenkirche zu Erfurt und am 9. Dec. vom Dr. Pfeffinger ordinirt, und 1586 bekam er die dortige Superintendentur. Als er die Nachricht von dieser Ernennung bekam, wurde ihm so bange, daß er vor Schwermuth in drei Nächten nicht schlafen, kaum eine Collekte in der Kirche singen und vor Zittern nur mit Mühe stehen konnte. Zwölf Jahr hatte er diese Würde mit Ruhm und Ehre verwaltet, als ihn der Tod 1593 zum höhern Leben abrief. Sein Amtsvorfahr M. Sebast. Starke pflegte ihn nur den teutschen Assaph zu nennen. Vergl. *Motschmann* Erfordia literata continuata, 2te Fortsetzung S. 228 f. *Wetzels* Analecta Hymnica, Bd. II. S. 272 f. *Richters* biograph. Lex. geistlicher Liederdichter, S. 124 f. Er hat über anderthalbhundert latinische Oden geschrieben, welche der Stadt- und Landmedikus Dr. Joh. Wolcken ins Teutsche übersetzte. Unter seinen teutschen Liedern sind die bekanntesten: Von Gott will ich nicht lassen. — Nun laßt uns Gott dem Herren. — Es stehn vor Gottes Throne. — Du Friedefürst Herr Jesu Christ*). (*Rotermund.*)

HELMBRECHTS, kleiner Marktflecken auf einer Anhöhe im baiernsch. Landgerichte Münchberg, wovon er zwei Stunden entfernt ist. Er enthält 1250 E. in 172 H., eine im J. 1428 gegründete Pfarrei des Dekanats Münchberg, eine Pfarrkirche, welche 1408 erbaut wurde, 1 Magistrat und eine Mineralquelle. Dieser Ort gehörte im 14. Jahrh. dem Geschlechte der Ritter Wolfstriegel. Die Brüder Hanns und Heinrich, dann ihr Vetter Ott Wolfstriegel verkauften ihren Antheil daran im J. 1386, und Wigoleis, Bruder der Erstern, den seinigen im J. 1388 an den Burggrafen Friedrich zu Nürnberg. Auch die Herren von Dolan hatten 4 Güter dortselbst, welche im J. 1415 an den Burggrafen Johann verkauft wurden. Bereits im J. 1422 ertheilte der Markgraf Friedrich dem Orte das Stadtrecht, welches 1449 und 1639 bestätigt wurde. Markgraf Georg Friedrich bewilligte demselben im J. 1585 einen freien Wochenmarkt von Getreide, Küchenspeisen und andern Lebensmitteln, dazu im Herbste Sonntags vor Matthäus einen Jahr- u. Viehmarkt und in der Fasten, so lange sie dauert, einen Roßmarkt am Samstage. Auch Markgraf Friedrich ermächtigte diesen Ort im J. 1755 zur Haltung eines Roß- und Viehmarktes. Helmbrechts litt besonders durch den Hussiten- und dreißigjährigen Krieg, so wie durch verschiedene Brände. Im J. 1684 wurden am 8. April 18 und am 9. April etwa 38 Häuser durch feindliche Völker in Asche gelegt; weßhalb die Einwohner daselbst durch den Markgrafen Christian auf 3 Jahre von allen Gefällen befreit wurden. Beim Abzuge der kaiserlichen Völker, während die französische Armee von Kupferburg her sich näherte, am 25. März 1640 wurden wiederholt 14, und beim Abzuge der Franzosen am 28. März des näml. J. gegen 42 Häuser, den Flammen Preis gegeben. Durch den wüthenden Brand, welcher im J. 1726 durch Unvorsichtigkeit einer Frau ausgebrochen, gingen die Kirche und 87 Wohnhäuser, unter welchen auch das Pfarr- und Schulhaus waren, in Flammen auf. (*Eisenmann.*)

HELMBREKER (Theodor), geb. zu Harlem im Jahr 1624, war der Sohn eines Organisten, sollte nach dem Willen des Vaters sich der Musik widmen,

---

*) Er schrieb: Quaedam Odae de resurrectione redemtoris nostri J. C. compositae. Erphurd. 1554. 8. 2 Bog. — Elegia de Dei scholas conservantis bonitate. Ibid. 1566. — Carmen de incarnatione J. C. Ibid. 1566. 2 Bog. — Elegia in piam defunctorum parentum memoriam. Mulhus. 1570. 8. 2 Bog. Der Vater war 1565, die Mutter 1570, gestorben. — Monosticha in singula sacrorum bibliorum capita, memoriae Theologorum inservire jussa. Mulhus. 1574. Hernach 1583. 8 Bog. Jeder Hexameter faßt den Inhalt eines Kapitels der Bibel in sich. Der Anfang aus der Genesis ist:

Cuncta Deus senis creat ore potente diebus.
Luce sacra conjunx laeto fit Adamus in horto.
Lapsus homo tolerat promisso semine poenas.
Exsulat occiso, crescitque Cainus Abele etc.

Confessio Augustana versibus elegiacis reddita. Mulhus. 1575. 8. 6 Bog., wieder aufgelegt von Wagner 1730. — Liber piarum meditationum in eam Dominicae passionis partem, qua transitus Christi ex urbe Solyma in montem Oliveti describitur, jambicis dimetris conscriptus. Mulhus. 1584. 8. — Lyricorum libri duo cum quadrisoniis singularum odarum melodiis. Mulh. 1577. 8. — Coronis illustrium quaestionum J. C. Mulhus. 1600. 8. — Disticha Epistolis et Evang. ordin. accommodata. Erph. 1588. 8. Offenbarung der Jesuiter durch ihre eigne Antichristische Verfälschung des Katechismi Lutheri. Mühlhausen 1594. — Geistliche Lieder der gottseligen Christen. 1577. 8. — Zwanzig teutsche Liedlein mit 4 Stimmen auf christl. Reimen, lieblich zu singen, auf Instrumenten zu gebrauchen. Erfurt 1575. 4. — Dreißig geistliche Lieder auf die Feste durchs ganze Jahr, auch sonst bei christlichen Versammlungen zur Übung der Gottseligkeit. Mühlhausen 1585. 8. 5 Bog. — Crepundia sacra, christliche Liedlein von St. Gregorii, der Schüler Festtag und sonst zu singen. Eben das. 1589. 8. 2 Bog. — Vom heiligen Ehestande 40 Lieder, in lehrhafte, tröstliche u. s. w. Reime gefaßt. Mühlhausen 1583. 8. 6 Bog. — Odae sacrae *Lud. Helmboldi*, suavibus harmoniis ad imitationem Italicarum Villanescarum nunquam in Germania linguae latinae antea accommodatarum ornatae studio *Joach. a Burck*. Mulhus. 1587. 8. 6 Bog. — Hebdomas divinitus instituta, sacris odis celebrata, lectionumque scholasticarum intervallis, tum Mulhusii, tum alibi, per singulos dies et horas ad piam ingeniorum alacritatem, tam poëtice, quam musice excitandam accommodata, auctoribus M. *Lud. Helmboldo*, Poëta, et *Joach. a Burck*. 1580. 8. 8 Bog.

fühlte aber mehr Neigung zur Malerei und kam daher zu Peter Grebber, dessen Unterricht er indeß wegen seines bald nachher erfolgten Todes nicht lange genoß. Jetzt war er sich selbst überlassen, suchte sich nach den Werken anderer Meister auszubilden, ohne dabei die Natur zu vernachlässigen und erlangte bald den Ruf eines geschickten Malers. Auf einer Reise nach Italien, fand er in Venedig einen Beschützer an dem Rathsherrn Loredano. Trotz seines kurzen Aufenthalts daselbst drang doch der Ruf seiner Geschicklichkeit bis nach Rom; auch in dieser Stadt zeigte sich ihm das Glück günstig; er wohnte zwei Jahre lang bei den Jesuiten, für welche er viele Werke ausführte, reiste dann nach Neapel und Florenz, und nur der Tod seiner Mutter nöthigte ihn auf kurze Zeit ins Vaterland zurück zu kehren. Bald nachher verließ er es wieder, um sich für immer nach Rom zurück zu begeben, wo er auch im Jahr 1694 starb. In dem langen Aufenthalte dieses Meisters in Italien liegt der Grund davon, daß seine mehrsten Werke dort angetroffen werden, und da er in des beliebten Bamboccio Manier malte, da ihm das Helldunkel, das Auftragen der Farben gelang, die Zeichnung natürlicher war, und er sich, wie jener Meister die Gewandtheit zu eigen gemacht hatte, sich bestimmt und wahr auszudrücken, so werden seine Werke, vorzüglich die im kleinern Maßstab, sehr geachtet. Descamps †) beschreibt mehrere seiner Gemälde. (*Weise.*)

Helmbusch s. Helm (Kriegsw.)

Helmdach (Bauk.) s. Dach.

Helmdecken s. Helm (Herald.)

HELME (N. G.), ein Nebenfluß der Unstrut, entspringt bei dem Dorfe Stöckey, welches zum Nordhäuser Kreise des preuß. Regirungsbezirks Erfurt gehört. Sie durchfließt die so genannte goldene Aue, theilt sich in die große und kleine Helme, durchströmt das weimarsche Amt Allstädt und fällt bei Artern in die Unstrut. Bei den Schriftstellern des Mittelalters heißt dieses Flüßchen Helmana, und hat zu der Benennung Helmgau (s. d. Art.) Veranlassung gegeben. (*R.*)

HELME (Elizabeth), eine britische Schriftstellerinn, die zu London 1816 gestorben ist. Sie hat verschiedene, mit Beifall aufgenommene Romane und Erziehungsschriften herausgegeben, die zu ihrer Zeit stark gelesen wurden. Zu erstern gehören The farmer of Inglewood forest, a novel. Lond. 1796. 4 Vol. und Louisa, or the cottage on the moor in 2 Vol., die siebenmal, zuletzt 1801 aufgelegt ist und das Publikum vorzüglich auf sie aufmerksam gemacht hatte; zu letztern instructive rambler in London and the adjacent villages, designed to amuse and improve the unverstanding of youth. Lond. 1798 in 2 Vol. neu aufgelegt 1800, und materna instruction Lond. 1802. in 2 Vol., auch hat sie Campe's Colombo, Cortez und Pizarro aus dem Teutschen übersetzt, die Reihen ihrer zahlreichen Romane aber mit Magdalen. Lond. 1815 beschlossen*). (*G. Hassel.*)

HELMECZ, HOMECZ, 1) Dorf in Oberungarn diesseits der Theiß, Unghvárer Comitat, Szerednyer Bezirk. Es gehört mehreren adeligen Familien, ist eine Stunde von Szerednye und 1¼ Meile von Unghvár entfernt, und hat kathol. und reformirte Einwohner, ein Weingebirge, fruchtbaren Ackerboden, hinlängliche Wiesen, Weiden und Waldungen. — 2) oder Helymecz, Király-Helmecz, magyar. Marktflecken in Oberungarn, diesseits der Theiß, Zempliner Gespansch., Ujhelyer Comitatsbezirk, zur Religionsfondherrsch. Lelesz gehörig, mit einer kath. Pfarre und Kirche, einer Mühle, 2 Jahrmärkten, 1475 Jochen fruchtbaren Ackerlandes, hinlänglicher Waldung, in einer angenehmen Gegend. Kopfkohl und Tabak gerathen hier sehr gut. Die Einwohner bekennen sich zur kathol. Kirche. Die in der ungarischen Geschichte bekannte Susanna Lórándfi, Gemahlinn des siebenb. Fürsten Georg Rákóczy, wählte Helmecz im J. 1654 zu ihrem Wohnorte und ließ auf ihr hier erbautes Kastell die Inschrift setzen: Susanna Lorandfi Rel. Pri. Dom. Georgii Rakoczy Princ. Transsilvaniae die 1 Maji 1654. (*Rumy.*)

HELMEISEN, bei den Grobschmieden, ein keilförmiges Eisen, welches die Gestalt eines Helmdaches oder Auges an einer Art hat, und über welchem auch dieser Theil einer Art geschmiedet wird. (*St.*)

HELMERN, ein kath. Dorf, das nach Atteln eingepfarrt ist und 538 Einwohner zählt. Es liegt im Kreise Bühren, des preuß. Regirungsbezirks Minden. (*Mützell.*)

HELMERS (Johann Friedrich), einer der vorzüglichsten niederländischen Dichter aus dem Anfange des 19ten Jahrhunderts, ward zu Amsterdam zwischen 1760—1770 geboren. Er gehörte zum Kaufmannsstande und übte den Beruf von Mäkler, doch versäumte er in keiner Hinsicht seine wissenschaftliche und ästhetische Bildung. In Hinsicht auf jene war er besonders in der alten und neuen Geographie und Geschichte (nicht in den alten Sprachen) erfahren. Zu dieser trug sein Umgang im Hause des gelehrten und poetischen Buchhändlers Uylenbroek, wo sich mehrere junge Dichter versammelten, viel bei. Der Geschmack Uylenbroeks neigte sich zu dem Französischen hin. Helmers, der im Umfange der ganzen neuern Literatur bewandert war, hielt sich zu keiner Schule, sondern liebte und suchte das Schöne, wo er es fand. Das Vaterland vorzüglich begeisterte seine Muse. In den damaligen bürgerlichen Unruhen, worin fast Niemand parteilos blieb, hielt er sich an die Seite des Statthalters und der alten Konstitution, und sang im J. 1795 beim Grabe Niederlands. Besonders war ihm die französische Zwangsherrschaft zuwider, doch er hoffte im J. 1800 von Buonaparte, damals erstem Konsul, die Wiederherstellung der Ordnung und Ruhe, und in einer glühenden Ode be-

†) Vies des Peintres. T. 2. p. 340.

*) *Waas* hist. lex., wo der Reihen ihrer Schriften aufgeführt ist, aber sich nur wenige Nachrichten über sie selbst befinden.

willkommnete er diesen Eroberer von Ägypten nach seiner Rückkehr als Bändiger der Anarchie, doch er warnt ihn am Schlusse, wenn er seine Macht zu unedeln Werken gebrauchte, vor dem Schicksale und dem Fluche, der den Marius drückt. Die eignen Ideen Helmers, den damals herrschenden Freiheitsbegriffen eben nicht angemessen, drückte er auch in seiner Ode an die Freiheit aus, worin eine fürchterliche Schilderung der französischen Revolution, und Lob einer konstitutionsmäßigen Monarchie vorkommt. Die Ode James Cook hat eine sehr gelungene Nachahmung des Camoens, eine Erscheinung von dem Geiste des Südpols an den großen Seefahrer. Diese und mehrere vorzügliche Gedichte erschienen in den poetischen Gedankenbildern (1802). Früher hatte Helmers (1790) schon ein Gedicht in drei Gesängen, Sokrates, und im J. 1798 das Trauerspiel Dinomache herausgegeben. Letzteres ist vergessen; der Sokrates hat mehrere Verdienste, doch der Ton ist zu didaktisch: die Stärke des Helmers lag in dem lyrischen Schwunge. Als 1806 Napoleon Holland, als einen Theil des großen Föderativstates, seinem Bruder Ludwig verschenken wollte, erhob sich der Unwille des edeln Dichters und ergoß sich in dem herrlichen so genannten Fragment eines Trauerspiels auf den Fall von Korinth, wo unter dem Bilde der Römer, als sie die Griechen überwältigten, die Franzosen und ihr alles zermalmendes Weltreich, vorgestellt werden. Der Eindruck dieses Gedichts übertraf die Erwartung. Auf allen Hochschulen nahmen die akademischen Jünglinge es zum Gegenstand ihrer öffentlichen Deklamationen und der Haß gegen den fremden Herrscher ward dadurch geschärft, und Jedermann wiederholte die Verse:

Möge jeder Tag im Herzen stets die Racheglut entzünden.
Jede Nacht mög' Eure Kinder still, unmerkbar treffen lehren,
Und der erste Laut des Knaben sei ein Racheschrei auf Rom!

In allen Herzen loderte Vaterlandsliebe und Franzosenhaß, doch man hatte keinen Anführer; Verhuell, an der Spitze der Statskommission, mußte sich einen König erbitten, und Napoleons Bruder erschien. Das Journal der Stern (le Star), worin jenes Gedicht sich befand, ward verboten. Helmers war jedoch (obgleich es, wie man sagt, Napoleon nicht unbekannt blieb) in der milden Regirung Ludwigs frei von jeder Verfolgung. Er gab im J. 1809 den ersten Theil seiner gesammelten Gedichte heraus, und 1810, kurz vor dem Ende der Regirung Ludwigs, den zweiten. Sein Unwille und die Kraft seiner poetischen Vorstellung wurde nun den beständigen Eingriffen des Tyrannen in die Verfassung, die Wohlfahrt und sogar das bürgerliche Leben des Holländers. Die Gedichte An den Ruhm, Muth (Bemoediging) u. s. w. sind aus dieser Epoche. Als nun aber Napoleon seiner Gewalt durch die Einverleibung des ganzen Landes, und dessen Vertilgung aus der Reihe der Staten die Krone aufsetzte, so kam zugleich die gehässige Censur und alles freie Dichten ward unmöglich. Helmers vollendete jedoch nach dieser Zeit sein Hauptwerk, die holländische Nation, ein Gedicht in sechs Gesängen (Amst. 1813, und nachher öfters in 8., zuletzt 1821 in 12.) nach dem Standpunkte der Moralität, des Heldenmuthes zu Lande und zur See, der Seefahrt, Wissenschaften und schönen Künste betrachtet. Der Gegenstand lieferte herrliche Schilderungen und Ergießungen der vaterländischen Geschichte, auch hat das Werk zur Erweckung des Nationalsinnes und des Hasses gegen die Herrschaft der Fremden, viel beigetragen, doch zur Einheit war der Stoff nicht zu bringen; es herrscht wohl hier und da zu viel Deklamation darin, und der Fehler des Dichters, der auch anderwärts bei ihm gespürt wird, daß er seine Bilder vorzugsweise aus einer uns fremden Natur nimmt und daß er sich mehrere Nachlässigkeiten zu Schulden kommen läßt, findet sich auch häufig hier. Doch Helmers hatte einen Vorzug, der Vielen mangelt; alles, was er schrieb, kam aus seinem Gemüthe. Nicht weniger als für das Vaterland schlug sein Herz für moralische Größe und Schönheit überhaupt. Als eifriger Anhänger Kants stellte er die praktische Seite von dessen System vor in dem Gedichte die Sittenlehre, und sein Cato von Utica schildert den Weisen, der die Glückwürdigkeit dem Glücke vorzieht, mit glühenden Farben. In Hinsicht positiver Religionsbegriffe wich er, was den Offenbarungsglauben betrifft, von den angenommenen Begriffen, auch denen seiner Freunde, ab; jedoch war er immer in seinen Gesängen sehr religiös. Eins seiner letzten Gedichte, Jesus von Nazareth genannt, war ganz im Sinne der teutschen Rationalisten: es weckte aber in Holland sehr großes Ärgerniß und verstimmte Viele gegen den Dichter. — Seine Holländische Nation kam indessen heraus, die pariser Censur hatte viel darin gestrichen oder abgeändert, und den Dichter gezwungen, eine matte Prophezeihung des Glückes, zu welchem sich Holland unter dem Scepter des großen Napoleon erheben würde, hinein zu flechten. Doch war dieses noch nicht genug, es kam, wie man will, ein Befehl aus Paris, um den Dichter gefänglich einzuziehen, der als Prediger freisinniger Ideen und eines gerechten Nationalgefühls dem Überwältiger schon lange ein Gegenstand des Hasses war. Der Tod entzog ihn (26. Februar 1813) dieser Verfolgung, doch zugleich der Verwirklichung seiner herrlichen Ansichten, die er im Gedichte „Muth" so trefflich ausgesprochen hatte. Neun Monate nach seinem Verscheiden warf seine Nation das fremde Joch ab, und fühlte mit Schmerzen, daß sie ihren geliebten Dichter verloren hatte. Hulde van J. F. Helmers, door van Hill, H. H. en B. Klien en Meyers. Amst. 1815. *(van Kampen.)*

HELMERSHAUSEN, 1) Stadt in dem Amte Karlshaven der kurhessischen Provinz Niederhessen. Sie liegt in einem Thale am linken Ufer der Diemel, welche den durch die Stadt fließenden Heimbach aufnimmt, ringsum von Höhen und Bergen eingeschlossen, ist ummauert, hat 3 Thore, 1 Marktplatz, 1 Kirche, 1 Bürgerschule, 1 Gefängniß (der Thorenkasten), 161 Häuser und 1045 Einw., worunter mehreee Israeliten: das Groß ist reformirt. Nahrungszweige bilden Landwirth-

ſchaft, Garnſpinnerei, Linnenweberei, Handwerkgewerbe, Marktverkehr auf 4 Jahrmärkten. Außer den Ringmauern liegt die kurfürſtl. Domäne und das von Spiegelſche Rittergut, und nach der Seite von Karlshaven erhebt ſich der Krükenberg, eine Sandſteinmaſſe, worin Mauer- und Dachſteine gebrochen werden. Die Stadt hat ihren ordentlichen Magiſtrat. Sie hieß vor Alters Elveri oder Elmer im Gau Angera: 1033 kommt ſie in einer Urkunde als Halmwardeshuſen vor. Späterhin hauſete hier ein ſächſiſcher Dynaſt Brunning; ſie wurde hierauf Paderborniſch. 1465 erwarb ſie Landgraf Ludwig II, aber erſt 1597 entſagte Paderborn ſeinen Anſprüchen auf ihren Beſitz *). (*G. Hassel.*)

2) Marktflecken in dem großherz. weimar'ſchen Amte Kaltennordheim des Kreiſes Eiſenach. Er liegt an der Herpf und am ſüdweſtlichen Abhange des hohen Geba, hat 1 Kirche, 1 Pfarre, 153 Häuſer und 726 Einw., worunter viele Leinen- und Barchentwerber ſich befinden. Der Ort hält 5 Jahr- und Viehmärkte, worauf ein lebhafter Viehhandel getrieben wird, und beſitzt 1 Schneidemühle. Ein Steinbruch liefert gute Bau- und Mühlenſteine. Von den 5 Freigütern heißt eins das ſchwarze, eins das rothe Schloß, ein drittes iſt geſchlagen und unter die Bürger vertheilt. (*G. Hassel.*)

HELMES (ſpr. Helmeſch), auch Hálmes (ſpr. Halmeſch), Dorf in Niederungarn dieſſeits der Donau, Preßburger Komitat, Tyrnaner Proceß, zur gräfl. Palffy'ſchen Herrſchaft Vereskő gehörig, 1½ Meile von Tyrnau, mit fruchtbarem Ackerboden, Weinbau, ſlowak. kathol. Einwohnern. Bei dieſem Orte befindet ſich ein Hügel, von welchem der Fürſt Rákóczy im Jahre 1705 der Schlacht bei Tudmeritz, die aber für ihn unglücklich ausgefallen iſt, zuſah. (*Rumy.*)

HELMESDALL, HELMESTAL, HELMSTHAL, war ein Kloſter, eine halbe Stunde von Sangerhauſen gegen Mitternacht, in einem Thale, durch welches der Helmesbach fließet. Es war Anfangs ein Jungfrauenkloſter Ciſtercienſerordens, da es aber im Kriege zerſtört wurde, ſoll der Markgraf Dietrich von Landsberg die Nonnen in die Stadt Sangerhauſen verſetzt und ihnen im J. 1275 ein Kloſter an der dortigen Ulrichskirche erbauet haben [1]). Nachgehends iſt die Kirche zu Helmsthal, die der heiligen Katharina geweihet war, dem Kloſter Caldenborn überlaſſen worden [2]), welches eine Kolonie aus ihrem Mittel dahin ſchickte, die unter einem Prior ſtand. Es kann aber die angegebene Jahrzahl nicht ganz richtig ſeyn, weil die Caldenborn'ſchen Auguſtiner regulirte Chorherren ſchon im J. 1220 und noch zuvor die Kirche zu Helmsthal beſaßen [3]). Jetzt iſt von dieſem Kloſter nichts mehr übrig, als die Kirchmauern, die man gewöhnlich die wüſte Kapelle nennt. Die Kirche iſt wahrſcheinlich, wie das Kloſter Caldenborn im J. 1525, von den aufrühreriſchen Bauern zerſtört worden. (*Rotermund.*)

HELMFELT, 1) Simon Grundell, geboren zu Stockholm 1617, Sohn des daſigen Bürgermeiſters Jakob Grundell. Bis zum 17ten Jahre genoß er Privatunterricht. Die Ältern hofften, ſeine glückliche Anlage würde ihn zu einem großen Gelehrten machen. Er aber erwählte die diplomatiſche und bald die militäriſche Laufbahn. Nachdem er den großen Johann Skytte nach England und Spiring Silfverkrona nach dem Haag begleitet hatte, legte er ſich 1640 im Haag auf die Fortifikation, und ging dann zur teutſchen Armee unter Torſtensſon, der ihn zum Hauptmann beförderte. In der Fortifikation trug er durch Kenntniſſe und geiſtige Kraft zur Eroberung mehrerer Feſtungen bei, kämpfte aber auch im offenen Felde. Seine Tüchtigkeit gewann ihm ſchnelle Beförderung. Nachdem er Oberſt der geſammten Artillerie geworden, trat er ins Kriegskollegium ein. 1656 übertrug ihm Karl Guſtav die Vertheidigung von Riga, die er, unter den unglücklichſten eigenen Verhältniſſen, gegen einen vielfach überlegenen Feind ſiegreich vollendete. Nachdem er bereits früher zum Generalmajor avancirt, ward er nun zum Generallieutenant ernannt; bald zum Generalgouvernör über die Gränzprovinzen Ingermannland und Kerholm, wie nach Karl Guſtav's Tode zum Reichszeugmeiſter, dann Feldmarſchall und Generalgouvernör von Narva und Ingermannland.

Karl XI. berief ihn zum Reichsrath. Später hin ward er der ſiegreiche Rathgeber und das geſchickte Werkzeug des Königs im däniſchen Kriege, wo 1677 bei Landskrona, eben als er den weichenden linken Flügel des Heeres wieder ins Feuer führte, ein Schuß in die Bruſt ihn todt zu Boden ſtreckte.

Klarheit der Begriffe, Gründlichkeit und Umſichtigkeit des Urtheils, große Lebendigkeit und Freimüthigkeit, und ein Reichthum von Kenntniſſen, machten es unmöglich, daß er irgend Etwas handwerksmäßig trieb. Alles, was er unternahm, ſtand als ein Werk ſeines Geiſtes da, und es war ihm leicht, den verſchiedenartigſten Dienſt, in der Fortifikation und Artillerie, wie in der Kavallerie und Infanterie, im Generalſtabe wie als Friedensunterhändler, mit gleichem Geſchicke zu verrichten. Gegen Ende ſeines Lebens ward er Freiherr und Lagman (Provinzialrichter) über Nordfinnland. Er war zwei Mal verheirathet und hatte 7 Kinder, deren keines ihn überlebte. Einen Theil ſeines anſehnlichen Vermögens verwandte er zur Stiftung von Stipendien an der Univerſität Upſala. Den Neid, den ſein Glück erregte, machten ſeine Gerechtigkeit, ſein Wohlwollen und ſeine Uneigennützigkeit verſtummen. Seine große Vorſichtigkeit ließ ihn überall von Hauptſchlachten abrathen.

Auch ſein Sohn, 2) Baron Gustav Helmfelt, war ein Genie; geb. 1651. Als 12jähriger Knabe ſoll er des Hebräiſchen, Griechiſchen, Lateiniſchen, Franzöſiſchen, Italieniſchen, Spaniſchen, Engländiſchen, Holländiſchen, Teutſchen, Ruſſiſchen und Polniſchen kundig geweſen

*) Top. ſtat. Beſchr. des Amts Trendelburg (in Weſtfalen unter Napoleon. März 1812. S. 100).

1) C. Hist. de Landgrav. Thuring. *Eccard.* p. 439. Zuſätze zum Pirnaiſchen Mönch in *Schöttgens* diplom. Nachleſe. P. II. p. 259. 2) *Sam. Müllers* Sangerh. Chronic. S. 32. 3) Lenz Stiftshiſtorie von Halberſtadt. S. 321.

seyn, bis zum Sprechen; auch so mannichfaltige, anderweitige wissenschaftliche Kenntnisse sich erworben gehabt haben. 19 Jahre alt ward er Assessor (Rath) des königl. Tribunals (höchsten Gerichts) zu Wismar, wohnte einem polnischen Reichstage bei und starb zu Thorn 1674.
(*v. Schubert.*)

Helmfliege (Zool.) s. Pelecocera *Meig.* und Milesia.

HELMGAU, der, — Helmgawe, Helmingowe, Helmungowi — war ein alter Gau in dem Bezirke Nordthüringen. Er lag an dem Flusse Helme — Helmana — der westlich von Nordhausen an der östlichen Seite des Rohdenbergs bei Stöckey entspringt und unterhalb Artern in die Unstrut mündet, von welchem er den Namen erhalten hatte, und erstreckte sich von Wallhausen, wo ihn der Hessengau begränzte, an der Helme hinauf, bis in die Nähe der Quelle dieses Flusses. Nördlich stieß dieser Gau an die Berge des Vorharzes, und südlich an den Nabelgau, bei Ichstädt und Artern, und an den Engilingau bei Sondershausen und Trebra. Er umschloß einen der schönsten und fruchtbarsten Landstriche Thüringens, der in dem spätern Mittelalter den Namen der Goldenen oder Güldenen Aue empfing. Zwar gab man der Goldenen Aue eine noch größere Ausdehnung, und rechnete das Flußgebiet der Helme und Unstrut, von Wallhausen bis zum so genannten Orlasberge bei Memleben dazu; aber der alte Helmgau, der ein Weniges unterhalb Wallhausen endete, behauptete vorzugsweise diesen Namen, und wurde auch wohl als die obere Goldene Aue von dem unteren Theile an dem Ufer der Unstrut unterschieden. In einer Urkunde Karl's des Großen, vom 15. Sept. 802, wird der Helmgau zuerst genannt, und zwar bei Gelegenheit einer der Abtei Hersfeld von einem gewissen Maginfred gemachten Schenkung. Der in dem Helmgau durch dieß Diplom [1]) dem Kloster Hersfeld zugeeignete Ort wird villa Salzaha genannt, und ist das an dem Bache gleichen Namens gelegene Dorf Salze bei Nordhausen. Eine zweite, von Otto dem Großen am 29. Julius 961 ausgestellte Urkunde [2]) eignet der Kirche der Heiligen, Peter, Moritz und Innocenz zu Magdeburg, die beiden Ortschaften Bretinga und Bernhardesroda in dem Helmgau zu, von denen das erstere das Dorf Breitungen zwischen Stolberg und Roßla, und das zweite vielleicht das Dorf Bösenrode an dem Tyraflüßchen, oder eine wüste Mark bei Ustrungen ist. Dieselbe Schenkung wurde von Otto I. am 11. April 965 noch einmal bestätiget [3]). Ferner wird in einer Urkunde Otto's II. vom 31. Januar 983 einer villa Sunthusen in dem Helmgau gedacht [4]), in welchem Namen das Dorf Sundhausen an der Helme, bei Nordhausen, nicht zu verkennen ist, und endlich werden noch in zwei Urkunden Otto's III. vom 23. Jan. 985 und vom 5. Februar desselben Jahres die königl. Domänen Walahusen und Berge als in dem Helmgau gelegene Orte bezeichnet [5]), und von dem jungen Kaiser an seine Tante, die Äbtissinn Mathilde zu Quedlinburg, abgetreten. Walahusen ist das alte Stammgut der sächsischen Kaiserfamilie an der Gränze des Hessen- und Helmgaues, das heutige Wallhausen bei Sangerhausen, und Berge das große Dorf Berga an der Straße zwischen Kelbra und Nordhausen.

Durch dieß urkundliche Namenverzeichniß erhält die dem alten Helmgau gegebene Ausdehnung von Ost nach West volle Bestätigung; allein mit geringerer Sicherheit lassen sich die Gränzen des Gaues auf der Süd- und Nordseite bestimmen, da hier die Lage der genannten Ortschaften zu einer genaueren Begränzung nicht ausreicht. Gen Süden mag das Gebirge, welches, mit dem Kiffhäuser und der Rothenburg beginnend, sich abendwärts von Kelbra und Heringen bis in die Gegend der Helmquellen hin zieht, die natürliche Gränze gebildet haben, während dieselbe auf der Nordseite über die Höhen der Vorharzberge, oberhalb Breitungen, über den Paß bei Niedersachswerfen und über das Kloster Walkenried in einem Bogen ebenfalls nach den Quellen der Helme hin lief. Den Hauptbestandtheil des Helmgaues bildete also das obere Helmthal, jene fruchtbare Niederung zwischen dem Vorharz und dem westlichen Arme des Kiffhäusergebirges, deren unterer Theil noch heutiges Tages mit vollem Rechte die Goldene Aue genannt wird [6]).
(*Aug. Wilhelm.*)

Helmgewölbe (Bauk.) s. Gewölbe.

Helmgras (bot.) s. Arundo arenaria u. Elymus.

HELMICH, Werner, war zu Utrecht 1551 geboren und wurde im Jahre 1579 der erste evangelische Prediger an der dortigen wallonischen Kirche, auch der erste, der 1581 im Domstifte, wider Willen der Domherren, die reine Lehre predigte. Er wurde mit einigen andern Predigern nach England geschickt, die Königinn Elisabeth zu bitten, den Niederlanden im Frieden mit den Spaniern ein freies Religionsexercitium zu bewirken. Im Jahre 1589 bekam er seine Entlassung, ward aber im folgenden Jahre Prediger zu Delft, und schlug zu gleicher Zeit den Ruf zu einer theologischen Professur in Leyden aus, nahm jedoch 1602 das Pastorat zu Amsterdam an, wo er am 29. Aug. 1608 starb. Er gehörte zu den vorzüglichsten und gelehrtesten Predigern in Holland. S. Burmann's Traject. erud. S. 150 f.*)
(*Rotermund.*)

HELMICTIS, *Rafinesque.* Eine so wenig genau beschriebene und charakterisirte Fischgattung aus den Ge-

1) Wenk, hessische Landesgesch. Bd III. Urkundenbuch. S. 18. Nr XVIII. ex Origin. 2) *Henr. Meibom.* Dipl. Ottonis M. p. 122. 3) Dreyhaupt, Beschr. des Saalkreises. Tom. I. p. 14. 4) Schultes Direct. Diplom. Bd I. S. 112.

5) *Leuckfeld* Antiquit. Wallhusanae. p. 345—347. 6) Man vergleiche *Leuckfeld* Antiquit. Walckenriedenses. pag. 6 seq. Antiquit. Kelbranae. p. 6, und Chr. Juncker, Geogr. der mittleren Zeiten. S. 246.

*) Er schrieb: Psalmorum Davidis et aliorum prophetarum analysis. Amstelod. 1641. 4. — Gladius Goliathi, eine der bittersten und schonungslosesten Streitschriften, die gegen den Jesuit Coster gerichtet war. — Epist. ad Abrah. Muysenholium. In *Crenii* Animad. Phil. et Histor. Part. XVII. p. 115.

wässern Siciliens, daß dieselbe erst einer nähern Untersuchung bedarf, bevor sie ins System aufgenommen werden kann. (*D. Thon.*)

Helmingowe, s. Helmgau.

Helmintha (Naturg.) s. am Ende des Bandes.

HELMINTHIA, *Juss.* Gen. Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Cichorieen, der natürlichen Familie der compositae und der ersten Ordnung der 19ten Linnéschen Klasse, deren Charakter in einem achtgetheilten, gemeinschaftlichen Kelche mit blattartiger, fünfblätteriger Hülle, einem nackten Fruchtbehälter, einer gestielten Samenkrone und runzeligen Samen besteht. Die einzige Art dieser Gattung, H. echioides *W.* sp. pl., wächst in England, Frankreich und Italien, und ist ein krautartiges, ästiges, hackerig-stachlichtes Gewächs mit stielumfassenden, ablangen Blättern, an der Spitze halb gefiedert, dornigen, gemeinschaftlichen Kelchen und gelben Blumen. (Picris echioides *L.* Sp. pl. — Helminthia spinosa *Cand.* ist eine Abart.) (*Sprengel.*)

Helminthiasis, Helminthica (Wurmmittel), siehe Wurmkrankheit.

HELMINTHIDES, *Virey.* (Annulata.) Eine Ordnung der Ringelwürmer durch vorhandene Kiemen, und also eine Zirkulation charakterisirt, wodurch sie sich den Mollusken nähern. Sie umfaßt die Tubicolae und dorsibranchiata *Cuv.* Vgl. d. Art. (*D. Thon.*)

HELMINTHOCHORTON, der offizinelle Name des so genannten Wurmmoses, eine Art der kryptogamischen Pflanzengattung Gigartina (s. dies. Art.), ehemals zu den Conferven gerechnet. Vergl. Conferva Helmintochorton, I. Sect. XIX. Bd S. 56. (*Fr. Thon.*)

Helminthogoga (Wurmmittel), s. Wurmkrankh.

HELMINTHOLITHEN, Wurmversteinerungen, wurden in früherer Zeit alle fossilen Thiere aus der Linnéschen Klasse Vermes genannt. Da diese Gegenstände jetzt sorgfältiger bestimmt sind, so wird diese unbestimmte Benennung nicht mehr gebraucht. (*D. Thon.*)

Die meisten dieser wurmähnlichen Versteinerungen mögen den Serpuliten angehören, einige aber auch vielleicht von wirklichen Würmern abstammen. (*Germar.*)

HELMINTHOLOGIE. Unter dieser Benennung begriff man sonst den Zweig der Zoologie, welcher die Naturgeschichte der Würmer, im Sinne der Linnéschen Klassifikation, zum Gegenstande hatte. Da jedoch die von Linné unter der Benennung „Würmer" aufgeführten Thiere in der neueren Zeit in mehreren Klassen zerfällt worden sind, so ist obiger Begriff jetzt nicht mehr passend. Man hat vielmehr denselben dahin beschränkt, daß man gegenwärtig nur noch die Lehre von der Naturgeschichte der Eingeweidewürmer darunter versteht, weil diese jetzt unter der Benennung Helmintha eine eigene Klasse bilden. Vgl. dies. Art. am Ende des Bandes. Der Begriff eines Helminthologen früherer und jetziger Zeit bestimmt sich darnach von selbst. (*D. Thon.*)

HELMINTHOPHES, *Spix* (Reptilia). In dem Werke: *Spix* Serpentum Brasiliensium Species novae, 1824, ist unter obigem Namen eine Familie der giftigen Schlangen aufgestellt und durch folgende Kennzeichen charakterisirt. Der Körper ist cylindrisch, fast nackt und mit Schüppchen, welche meist weich, kaum sichtbar und gleichsam in die Haut versenkt sind, so wie mit, der Länge nach oder ringförmig um den Leib laufenden, Furchen versehen, und bloß bei der Gattung Stenostoma geschuppt; die Augen sind sehr klein und mit der allgemeinen, dicken Haut bedeckt, wovon jedoch ebenfalls St. albifrons durch größere, unbedeckte Augen eine Ausnahme macht; der quer stehende oder runde After befindet sich am Körperrande, oder an der Spitze des Körpers; der Schwanz ist entweder sehr kurz, mit stumpfer Spitze (wovon Amphisb. oxyura Ausnahme), oder er fehlt gänzlich. — Es gehören in diese Familie die Gattungen Stenostoma, Lepostermon, Amphisbaena und Caecilia. (*D. Thon.*)

HELMINTHOSTACHYS, *Kaulf.* (En. Fdic.) Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Ophioglosseen, und der zweiten Ordnung (Stachyopterides *W.* Sp. pl) der 24sten Linnéschen Klasse. Ihr Charakter ist: Eine einfache Ähre, mit meist zweiklappigen, fast zusammen gewachsenen, büschelförmig beisammen stehenden Kapseln, deren Büschel Wirbel bilden. 1) H. dulcis *Kaulf.* En. Filic., mit fast gedreitzusammen gesetztem Laube, drei-getheilten Blättchen, und lanzetförmigen, lang zugespitzten, fein gekerbten Blattfetzen. In Ostindien und auf den Molukken. (Ophioglossum laciniatum *Rumph.* amb. VI. t. 68. f. 3., Osmunda ceilanica *L.* Sp. pl., Botrychium ceilanicum *Sw.* Syn. Filic.) Die Ähre ist dargestellt in *Kaulf.* En. t. 1. f. 1. Die Bewohner von Amboina essen die junge Pflanze als Gemüse: sie soll einen süßen Geschmack haben. 2) H. mexicana *Spr.* Syst., mit gedreit-zusammen gesetztem Laube, dreigetheilten Blättchen, und ablangen, stumpfen, fein gekerbten Blattfetzen. In Mexiko. (Botrypteris mexicana. *Presl.* Reliq. Hank. T. XII. f. 1.) — S. *Spr.* Syst. IV, 22. (*Sprengel.*)

HELMINTHOTYPOLITH, Abdrücke von Versteinerungen wurmähnlicher Körper. (*Germar.*)

HELMISPORIUM *Link.* (Berl. Mag. 3. S. 10). Eine Gattung aus der Gruppe der Faserpilze (Byssi *Nees* — Hyphomycetae *Auct.*) der natürlichen Familie der Pilze. Ihr Charakter besteht in steifen, wenig ästigen Fasern, zwischen denen länglich-keulenförmige, gegliederte Sporen liegen. 1) H. nanum *Nees* Syst., mit straffen, einfachen, an der Spitze gabeligen, knotigästigen Fasern, und beinahe walzenförmigen, sparsam aufsitzenden Sporen, welche fast so lang sind, als die Fasern. Dieser Pilz bildet ziemlich große, dunkelschwarze Rasen auf abgestorbenen Hölzern. Abgebildet in *Nees* System T. V. F. 65. 2) H. velutinum *Link.* (a. a. O. T. I. F. 9.) mit aufrechten, wenig ästigen, steifen Fasern und birnförmigen Sporen, welche viel kürzer als die Fasern sind. Fasern und Sporen sind schwarz. Diese Art ist von Link auf dürren Buchenzweigen entdeckt. 3) H. simplex *Kunth.* (in *Nees* plant. mycet. T. I. f. 11.), mit aufrechten, einfachen, in der Mitte fast zusammen geleimten Fasern, und elliptischen, an

beiden Enden zugespitzten, undeutlich gegliederten Sporen. Schwärzlich-olivengrün. Auf trocknem Weidenholz von Kunze gefunden. 4) H. tenuissimum *Kunz.* (in *Nees* l. c. T. I. f. 2.) mit einfachen, aufrechten, schwärzlich-olivengrünen Fasern, und am Grunde angehäuften, eiförmig-keulenförmigen Sporen. Auf trocknen Stängeln mehrerer Doldengewächse. 5) H. subulatum *Nees* (plant. myc. T. I. f. 13. A.) mit pfriemenförmigen, entfernt von einander stehenden, fast einfachen, schwarzen Fasern, und keulenförmigen, wenigen, dem Grunde anhängenden Sporen. Auf faulenden Eichenzweigen von Fr. Nees gefunden. (*Sprengel.*)

Helmkappe s. Helm (kriegsw.) und Sturmhaube.

Helmkiefer (zool.) s. Insecta.

Helmkleinodien s. Helm.

HELMKRAUT, gemeines, auch Tertianschildkraut s. den Artikel Scutellaria; vormals wurde es unter dem Namen Fieberkraut (Tertianaria) vorzüglich gegen das dreitägige Fieber (Wechselfieber) empfohlen. (*Fr. Thon.*)

Helmkühler s. Kühlgeräthschaft.

HELMLEHEN nannte man ein zu Lehen gegebenes Wappen, wovon einzelne Beispiele in früherer Zeit vorkommen, dann aber auch jedes Ritterlehen, insofern der Helm ein wesentliches Stück der ritterlichen Rüstung bildete. (*R.*)

HELMLING, s. am Ende dies. Bandes.

HELMOLD. Ein in Niedersachsen und Thüringen edles altes Geschlecht, welches seinen Ursprung vom Grafen Helmold von Schwerin herleiten will. Dieser, ein tapfrer Kriegesgefährte Herzog Heinrichs des Löwen von Sachsen und Baiern, eroberte und zerstörte die Stadt Bardewick, darauf Lübeck, und hatte das Unglück mit in den Sturz Heinrich des Löwen verwickelt zu werden und seine Verbannung zu theilen. Seine Söhne führten, da sie ihre Besitzungen verloren hatten, den gräflichen Titel nicht fort, und nannten sich bloß nach dem Vornamen ihres Vaters. — Ob der berühmte Bischof Helmold von Lübeck aus diesem Geschlecht entsprossen war, ist ebenfalls unerwiesen. Erst mit Heinrich, dem Begleiter Friedrichs III. nach Jerusalem, und Ritter des heiligen Grabes, fängt die fortlaufende Stammreihe an. Er ließ seinen adeligen Ursprung vom Kaiser von Neuem bestätigen (1457). Sein Enkel Georg hatte sich als Oberst des Königs Friedrich I. von Dänemark in allen damaligen Feldzügen ritterlich gehalten, so daß er das dänische Indigenat erhielt (1524). In der 5ten Reihe der Geschlechtsfolge wird Otto Christoph genannt, der als Oberster im 30jährigen Kriege unter den hessischen Generalen Holzapfel und Eberstein, mit Ruhm diente, und als letzterer in königl. dänische Dienste überging (1658), diesem folgte. Er war auch der erste, welcher Stetten in Thüringen erwarb, und sich daselbst niederließ. Dessen Sohn Otto Christian trat in die väterlichen Fußtapfen; lag in Halle, Leipzig und Strasburg den Wissenschaften, in Paris, Orleans und Genf dem Studium der französischen Sprache, und andern ritterlichen Übungen ob, wie man sie in damaligen Zeiten verlangte (1689). Wegen Erstürmung einer Batterie in der Schlacht von Fleuri (1690) wurde er zum Major ernannt, und nach dem Gefecht bei Valcour, wo er mit einem Theile des Regiments die andringende französische Reiterei aufhielt, bekam er zur Auszeichnung die Oberstlieutenantsstelle. Kränklichkeit bewog ihn, seinen Abschied zu nehmen; er begab sich auf seine Güter in Thüringen, welche er mit Cannewurf vermehrte, und diente dem herzoglich sächsischen Hause noch sieben und zwanzig Jahre im Civil, mehrere Gesandtschaften übernehmend, wovon eine der bekanntesten die an den König Karl XII in Alt-Ranstädt war. Mit seinen Söhnen theilte sich das Geschlecht in zwei Linien, als deren einer sein Enkel als herzogl. sachsen-gotha'scher Oberstallmeister und Oberst über die Garde 1793 starb. Das Wappen ist: ein rothes Schild mit einem schrägen, silbernen Wasserstrom; auf dem Helm zwei ausgebreitete Adlerflügel, der von zwei Wasserströmen durchschnitten wird †). (*Albert Fhr. Boyneburg-Lengsfeld.*)

HELMOLDUS, zuweilen auch, aber irrig: Helmboldus, Helemboldus, Helinandus und Hermoldus, ein schätzbarer teutscher Geschichtschreiber von unbekannter Abkunft, blühte um die Mitte des 12ten Jahrhunderts. Er war Priester in dem Dorfe Buza oder Bosow im Lübeckschen, und ein Schüler des Geroldus, ersten Bischofs von Lübeck. Diesen begleitete er auf seiner Missionsreise zu den heidnischen Slaven an der Ostsee, und auf die Ermunterung desselben verfaßte er ein reichhaltiges Geschichtswerk, in welchem er zunächst, als der erste Annalist der Slaven in Teutschland, die Bekehrung derselben zum Christenthum erzählt, aber auch viele merkwürdige Nachrichten von andern gleichzeitigen Begebenheiten mittheilt, die man bei keinem andern Chronisten findet, daher er zu den besten Geschichtschreibern seines Jahrhunderts gezählt werden muß, obgleich die Diction alles Reizes ermangelt. Er beginnt mit der Bekehrung der Sachsen unter Karl dem Großen, und endigt mit dem Jahre 1170. Einen Fortsetzer (von 1171 bis 1209) fand er an dem Benediktinermönch und Abt bei St. Johann zu Lübeck, der ihm aber in Hinsicht auf Reichhaltigkeit und selbst auf Diction weit nachsteht *). Die erste (unvollständige) Ausgabe von Helmbold und Arnold besorgte, mit Melanchthon's Vorrede, Sigm. Schorckel. Frft. 1556; 1573. 4. Besser: *Helmoldi* Chronica Slavorum cum suppl. *Arnoldi.* ed. *Reiner. Reineccius.* Frft. 1581. fol.; am besten: *Henr. Bangertus* e Mss. cod. rec. et not. illustr. Lubecae, 1659; mit einem neuen Titel und mit Hinzufügung von Mollers Diatr. de Helmoldo, ibid. 1702. 4. auch in Leibnitz Scriptor. rer. Brunsvic. T. II. 537—751.**). (*Baur.*)

†) König. Adelshistorie. Th. II. S. 497. Zedler's Universallexikon. Th. XII. S. 1904. Uchtritz v. Geschlechtstab. Th. I. Tab. 15. 16. 45. Helbach's Adelslexikon. Th. I. S. 535.

*) Man sehe von ihm den 5ten Band dieser Encykl. erster Section. S. 384, und *Molleri* Cimbr. lit. T. II. p. 42. **) *Mol-*

HELMONT, 1) Franz Mercurius von, geboren im J. 1618, war der jüngste Sohn von Joh. Bapt. H., dessen beide ältere Brüder an der Pest starben. Ob er auch, wie sein Vater, zu Löwen studirt, ist nicht genau bekannt; er war Arzt, hing den Ansichten des Vaters an, suchte die Theosophie noch genauer zu ergründen und die Einheit und Verwandtschaft der ganzen Natur mit Gott zu beweisen, was er sich dadurch leicht machte, daß er ein Verbindungswesen zwischen beiden sich dachte, was er Christus nannte *). Er gab sich vorzüglich mit Chemie und Alchemie ab, war ein eifriger Adept und sollte sogar den Stein der Weisen erfunden haben; lebte abwechselnd in Teutschland, England und Holland, vorzüglich aber am Hofe des Pfalzgrafen von Sulzbach, zu Amsterdam nnd zu Hanover und starb im J. 1699 zu Berlin. Von der katholischen Kirche trat er zu den Quäkern über, war sonst in Künsten und Wissenschaften sehr erfahren, verstand außer den am meisten gangbaren, lebenden Sprachen auch hebräisch und rabbinisch und verfertigte sich selbst alle Instrumente, deren er bedurfte. Für die Medicin hat er vorzüglich Werth als Herausgeber der Werke seines Vaters und durch folgende eigene Schriften: Anmerkk. van des Mensen desselfs Sichtens. Amsterd. 1692. 8. (auch latinisch u. engländisch.) — Orgairice or Physik refined. Loud. 1662. fol. — The paradoxal Discourses concerning the Macrocosm and Microcosm. Lond. 1685. 8. (auch holländisch u. teutsch.) Außerdem hinterließ er noch mehrere theologische und philosophische Werke, [worunter wir paradoxical discourses. Lond. 1690, teutsch Hamb. 1691, seder Olam sive ordo saeculorum, h. e. enarratio doctrinae philosophicae per unum, in quo sunt omnia. 1693 und opuscula philosophica. Amsterd. 1690 (wenn letzte wirklich von ihm seyn sollten, welches von Einigen bezweifelt wird; doch sind sie ganz in seinem Geiste geschrieben) ausheben. In allen sind platonische, kabbalistische und christliche Ideen auf die seltsamste Weise durch einander geworfen. *H.*]

HELMONT, 2) Johann Baptista von, Erbherr auf Merode, Royenborch, Dorschot und Pellines, wurde im J. 1577 zu Brüssel geboren und stammte aus einem altadeligen, niederländischen Geschlechte. Er war der jüngste Sohn und verlor schon im dritten Jahre seinen Vater durch die damaligen politischen Unruhen seines Vaterlandes; jedoch vollendeten seine Mutter und ein Oheim, da sie seine ungewöhnlichen Anlagen bemerkten, seine Erziehung und ließen es an Nichts fehlen. Schon im 17ten Jahre hatte er auf der Universität Löwen den philosophischen Kursus vollendet; da ihm jedoch das bisherige Treiben und Wissen der Gelehrten Unsinn schien, lehnte er die Magisterwürde ab, hielt zwar auf Anrathen seiner Lehrer Vorlesungen über Chirurgie, sah aber bald ein, daß er selbst dazu noch zu unwissend sei und gab sie deßhalb schnell wieder auf. Er fing nun wieder an bei den Jesuiten, die damals wider Willen des Papstes und Königs Vorlesungen hielten, die über Magie zu besuchen, studirte Algebra, Astronomie und Astrologie, später Philosophie, Ethik und Botanik, verwarf aber Alles und verzweifelte, ein Skeptiker von Natur, an jeder Wissenschaft, indem jede ihm zu viele Lücken und Unwahrheiten sehen ließ. Am längsten fesselte ihn noch die Medicin, er las deßhalb alle alten Ärzte, den Galen zwei Mal, den Hippokrates konnte er theilweise auswendig, im Ganzen gegen 600 Schriftsteller, am meisten behagte darunter Paracelsus; nebenbei fing er nun auch an zu prakticiren, was aber wieder nicht lange dauerte, da er das Unglück hatte, von der Krätze durch ein Mädchen angesteckt zu werden, woran er so lange behandelt wurde, daß er aus Ärger und Unwillen die Medicin aufgab, indem er einsah, daß diese Wissenschaft noch zu unsicher und dürftig sei, um so eine Krankheit heilen zu können Zwar promovirte er im J. 1599 zu Löwen, allein seit dem J. 1595 trieb er sich ohne Beschäftigung umher, er machte Reisen in die Schweiz, nach Italien, Frankreich und England und kehrte endlich im J. 1605 nach Antwerpen zurück. Sein ansehnliches, väterliches Vermögen hatte er, ehe er seine Reisen antrat, seiner Schwester, so wie seine Bibliothek Studirenden geschenkt; bald nach seiner Rückkehr heirathete er ein reiches Fräulein und nun konnte er sich wieder einem sorgenfreien Leben überlassen. Auf seinen Reisen war er mit der Chemie bekannt worden und er brachte es darin bald so weit, daß er sich die wichtigsten chemischen Präparate, vorzüglich die von Paracelsus entdeckten, selbst bereiten konnte. Um dieser Wissenschaft und überhaupt seinen Gedanken ungestört leben zu können, zog er im J. 1609 von Antwerpen nach Vilvorden bei Brüssel, legte sich daselbst wieder auf die Medicin, schränkte jedoch seine Praxis bloß auf arme Kranke ein und machte die glücklichsten Kuren. Aus Vorliebe für seine Wissenschaften, Chemie und Medirin, um diesen allein zu leben, schlug er ein ansehnliches Kanonikat und den dreimaligen Ruf zu drei teutschen Kaisern, Rudolph II., Matthias und Ferdinand II. nach Wien aus. Er starb zu Vilvorden, wo er über 35 Jahre gelebt hatte, am 30. December 1664.

Helmont war einer der bessern Köpfe des 16ten und 17ten Jahrhunderts. Galen's unerschütterliches oder das Humoralsystem warf er über den Haufen und bauete sich, vorzüglich auf Paracelsus Vorarbeiten fußend, ein neues, zwar eben so wenig haltbares, jedoch für die damaligen Zeiten von großem Verstande zeugendes System. Er huldigte den Meinungen der Pneumatiker oder Spiritualisten, hielt die Vernunft für Nichts, den Verstand hingegen für Alles, haßte deßhalb die Logik, hing aber

leri diatr. bei der angeführten Ausgabe und einzeln Lubec. 1702. 4. *Ejusd.* Cimbria lit. T. III, 315 — 321. *Vossius* de hist. lat. p. 407. *Cave* scriptor. eccles. 237. Acta erudit. 1703. p. 137. *Gundlingii* otia. P. II. p. 8. Hamburgische Bibl. hist. Cent. I, 157 — 170. *Hechtii* Germania sacra et liter. 416 — 425. *Fabricii* bibl. lat. med. et inf. T. III, 593. T. I, 570. *Freytag* analect. lit. 455. Hamberger's zuv. Nachr. 4r Th. 242. Auszug 1526. *Meusel* bibl. hist. Vol. V. P. II. 1 — 9. Adelung's Direktorium 91. — Erläuterungen zu Helmold (über das Pantheon zu Rhetra) in der Meklenburg. Monatsschr. in den Jahrgängen 1789 bis 1791.

*) S. Sprengel Gesch. d. Arzneik. IV. S. 45.

hauptsächlich an der Mystik und Theosophie. Alle Naturerscheinungen, so wie Gesundheit und Krankheit, Leben und Tod sind ihm bloß Wirkungen verschiedener Geister. Sein Hauptgötze, dessen Sitz der Magen ist und von da aus den ganzen Organismus beherrscht, ist der **Archeus** oder das Lebensprincip; jeder Theil des Körpers hat seinen eigenen, die zusammen genommen alle unter den Befehlen desjenigen im Magen stehen, woraus man sieht, daß er auf anatomisches Verhältniß der Theile unter einander nie Rücksicht nimmt. Außerdem erklärt er die meisten Funktionen durch chemische Prozesse, und Chemie blieb seine Lieblingswissenschaft und ihm die einzig wahre, weßhalb auch sein Laboratorium seine Kirche war. Durch Gährung oder Fermente läßt er Alles entstehen und gibt denselben verschiedene Namen, zum Theil von Paracelsus entlehnt, für das Wasser **Gas** (ein Wort, was von ihm stammt und sich bis auf die jetzige Zeit erhalten hat), für die Bewegung der Gestirne **Blas**, für Bildung von Pflanzen ohne Samen **Lessas**, für die Mineralien **Bur** u. s. w. Magen und Milz haben die Herrschaft oder das **Duumvirat** über den Körper, die Verdauung wird bloß durch den Archeus bedingt, erfolgt durch eine Säure, die auf seinen Befehl die Speisen zersetzen muß, und zerfällt überhaupt in 6 Abschnitte. Die weitere Ausführung seines Systems s. m. in Sprengel Gesch. d. Med. IV. S. 292.

Helmont ist für die Niederländer das, was Paracelsus für die Teutschen, nur zeigt er mehr gelehrte Bildung und Kenntnisse, Scharfsinn und Gewandtheit, und steht deßhalb hoch über ihm; er wollte der Medicin eine mehr geistige Richtung geben, was ihm keines Wegs glückte, jedoch das Gute hatte, daß man in der folgenden Zeit mehr Rücksicht auf den Magen und Unterleib nahm, indem er Alles daraus ableitete. Er ist, wie Paracelsus, wahrer Naturphilosoph und eine Hauptstütze der chemiatrischen Schule. Seine Schriften sind allerdings etwas unverständlich, voller mystischer und kabbalistischer Ansichten, enthalten aber nebenbei sehr viele praktische Erfahrungen, verbunden mit philosophischen Auseinandersetzungen, deren Richtigkeit man großen Theils erst viel später eingesehen hat, ja sie sogar jetzt als neue Entdeckungen auftischt; deßhalb ist es von denen, z. B. Gruner u. A., die ihn ganz der Vergessenheit übergeben wollen, sehr unrecht, wiewohl auch nicht zu läugnen ist, daß er viele Lügen und Irrthümer, die er zur Stütze seines Systems für nöthig erachtete, als Wahrheiten geglaubt und eingemischt hat.

Von seinen Schriften erschienen nur drei bei seinen Lebzeiten; nämlich: de magnetica vulnerum naturali et legitima curatione. Paris. 1621. 4. — De aquis Leodiensibus medicatis. Colon. Agr. 1624. 8. und Febrium doctrina inaudita. Antwerp. 1642. 16. Alle übrigen zu sammeln und heraus zu geben, wenn er es für nöthig hielt, trug er kurz vor seinem Tode seinem Sohne auf. Beinahe wären sie sämmtlich verloren gegangen, indem das Schloß erobert wurde, allein durch die Wiedereroberung desselben kamen sie wieder in des Sohnes Hände und nun säumte er nicht, sie schnell drucken zu lassen, weßhalb sie auch in großer Unordnung durch einander geworfen sind. Sie erschienen unter dem Titel: Ortus medicinae. Amstel. 1648. 4. u. in häufigen andern Ausgaben, wurden auch ins Teutsche, Französische, Holländische und Engländische übersetzt. Dazu gehören noch seine Opuscula medica inaudita. Colon. Agr. 1644. 8. Sein Leben beschrieb in neuern Zeiten Jos. Jac. Loos, Heidelb. 1807. 8., auch steht es in Rixner u. Siber Leben u. Lehrmeinungen berühmter Physiker rc. Heft 7. Sulzb. 1826. 8. *(Dr. K. Huschke.)*

HELMONT 3) Segres Jacob van, geb. zu Antwerpen im J. 1683, lernte bei seinem Vater, einem Schüler des jüngern David Tenier, die Malerei. Obgleich die Arbeiten seines Vaters sich auf ländliche Gegenstände, Krämerbuden, Werkstätte von Alchemisten u. s. w. beschränkten, betrat er doch einen andern Weg, widmete sich der Geschichtsmalerei und erhob sich in diesem Fache zu einem vorzüglichen Meister. Trotz seiner schwächlichen Gesundheit, die ihm nicht erlaubte das Vaterland zu verlassen, hat er eine bedeutende Anzahl Gemälde für Kirchen und andere Gebäude in Brüssel, wo er sich niederließ, ausgeführt. Descamps †) führt viele seiner Werke an; er war ein guter Zeichner, stellte mit Geschmack zusammen und bediente sich eines naturtreuen Kolorits. Er starb 1736 im 53sten Jahre. *(Weise.)*

HELMONT, niederländische Stadt in dem Bezirke Eindhofen in der Provinz Nordbraband. Sie liegt NBr. 51° 29′ 4″ L. 23° 19′ 23″ an der Aa, die in 3 Armen um und durch dieselbe fließt, hat 1 Schloß, 600 Häuser und 3300 Einw., die ein beträchtliches Linnengewerbe in Haarlemer Buchleinen (hier Bontjes genannt), in Bettzrug, Damast, Tischtüchern u. s. w., so wie Baumwollenzeugweberei unterhalten; sie treiben auch Landbau und Viehzucht, und haben 4 Jahrmärkte. Der neue Süd-Wilhelms-Kanal zwischen Herzogenbusch und Mastricht geht bei Helmont vorbei und verschafft der Stadt neue Vortheile. *(van Kampen.)*

HELMONT'SCHE SEIFE, eine Art Seife, die aus Alkohol und flüchtigem Alkali bereitet wird und zu medicinischem Gebrauche dient. S. d. Art. Seife. *(Fr. Thon.)*

HELMREICH 1) Kaspar, Jurist, Historiker und gekrönter Poet des 17ten Jahrhunderts, hat sich nicht sowohl durch gründliche Arbeiten bekannt gemacht, als durch den sonderbaren Einfall, alles Mögliche poetisch darzustellen zu wollen. In diesem Sinne sind merkwürdig sein Processus juris in Germania usitatus carminice redditus; Institutt. L. I. carminice redditus und seine Annales Tangraemundenses in teutschen Versen. Er war aus Tangermünde in der Mark gebürtig, wurde dort Burgemeister und starb im Jahre 1665 *). *(R.)*

HELMREICH 2) Paul, ein Proselyt, wurde zu Wien im J. 1579 oder 1580 geboren. Sein Vater

† Vies des Peintres. T. 4. S. 236.
*) Jöcher's Gelehrtenlex. 2r Bd. S. 1474.

gleiches Namens, ein evangelischer Bürger und Gürtler zu Nürnberg, begab sich 1577 auf Erfordern des Lazari Henkel von Donnersmark, mit seiner Familie nach Wien, um die Stelle eines Faktors in einer Handlung zu übernehmen. Daselbst besuchte der junge Helmreich aus Mangel einer evangelischen Schule das Kollegium der Jesuiten, zu Hause aber unterrichteten ihn seine Ältern in der evangelischen Lehre. Nach dem frühen Tode seiner Ältern beredeten ihn die Jesuiten, in seinem 15ten Jahre, zur Annahme der katholischen Religion. Im 20sten Jahre ward er Baccalaureus und Magister der Philosophie. Die Jesuiten gaben sich viele Mühe ihn zur Annahme ihres Ordens zu bringen; er aber wählte, durch sein melancholisches Gemüth bewogen, den Dominikanerorden. Seine Geschicklichkeit in den mathematischen Wissenschaften, veranlaßte den Bischof Johann Philipp Gebsattel ihn nach Bamberg zu berufen, um die Mathematik und Astronomie im dasigen Seminar, in den Klöstern aber den Mönchen Rhetorik und Logik zu lehren. Nach einigen Jahren begleitete er diesen Bischof nach Kärnthen und 1605 wurde er wieder nach Wien berufen. Die Kanzlei der Universität ertheilte ihm die theologische Doktorwürde in der Stephanskirche und der päpstliche Nuncius bezahlte nicht allein die Kosten, sondern verehrte ihm auch einen prächtigen Ring. Bald darauf kam er in die Bekanntschaft des Bischofs zu Wien und nachherigen Kardinals Clesel, der ihn außer andern Geschäften auch dazu brauchte, ihm das Teutsche in das Lateinische zu übersetzen. Er genoß von ihm viele Gnade und versprach sich in der Folge von ihm ansehnliche Beförderung. Als Clesel nach einiger Zeit in Gefahr gerieth, den Hof verlassen zu müssen, auch zu Wien, weil Kaiser Rudolph merkte, daß sein Bruder, der Erzherzog Matthias, ihm auf Anstiften Clesels nach der Krone strebe, deßwegen Untersuchungen angestellt wurden, schickte Clesel den Helmreich öfters nach Prag, um einige kaiserliche Räthe auf seine Seite zu bringen. Helmreich sahe sich endlich zu Wien, wo Alles wider Clesel war, selbst nicht mehr sicher; um so lieber war ihm der Antrag, nach Salzburg zu gehen, wo er auf Empfehlung des päpstlichen Nuncius, Konsistorialrath und Hofprediger des Bischofs, Wolfgang Dietrich von Rattenau wurde. Doch Clesel verfolgte ihn hier und hinderte seine weitere Beförderung, weil er argwöhnte, Helmreich hätte seine Heimlichkeiten verrathen. Dessen ungeachtet wurde er zum Abt des Klosters Mansee in Oberöstreich vorgeschlagen, erhielt auch durch päpstliche Erlaubniß Dispensation, aus dem Prediger- in den Benediktinerorden über zu treten, in welchem er den Namen Victor Hyacinthus annahm; der geistliche Rath zu Passau erkannte ihm den Posseß zu und die Erzherzoge Maximilian und Ferdinand ertheilten ihm die Promotoriales; nur Clesel verursachte ihm heimlicher Weise vielen Verdruß. Er reizte Andere auf, daß sie ihm quaestionem status movirten, als ob er von den Dominikanern zu den Benediktinern ohne Profeßjahr nicht treten könnte, und also unfähig zur Abtei wäre, obgleich dieses zur Zeit Luthers mit Staupitz und nachgehends öfters geschehen ist. Clesel gab sich als ein verstellter Freund das Ansehen, dem Streite, ob ein Dominikaner zu den Benediktinern treten dürfe, durch seine Vermittelung abzuhelfen. Er machte nämlich Helmreich in seiner Dekanei Kirnberg in Oberöstreich zum Vicarius in spiritualibus und habilitirte ihn dadurch ad altiora. Helmreich mußte sich wider seinen Willen dazu bequemen, um sich die Feindschaft des Kardinals nicht ganz zuzuziehen, und die fette Abtei fahren lassen; sahe sich auch genöthiget zwei andere Pfarren zu versehen, wovon Clesel die Präbenden zog. Diese vielen Arbeiten stürzten ihn in eine gefährliche Krankheit, und diese wurde Veranlassung die päpstlich katholische Lehre zu verlassen und die evangelische anzunehmen. Zwar hatte er schon öfters mit verschiedenen Zweifeln gekämpft, besonders wegen Meßhalten und der Transsubstantiation, da ihm die Hostien zu Kirnberg drei Mal von den Mäusen gefressen wurden et sic ipsum Christi corpus. Diese Zweifel wurden bei ihm von der Zeit an immer stärker, seitdem er von sieben Kardinälen die Erlaubniß erhalten hatte, Luthers, Chemnitius und andere Schriften nicht allein zu lesen, sondern auch zu widerlegen, welches er auch nach Wunsch der Römischkatholischen that und zur Erkenntlichkeit dafür vom Kaiser Rudolph II. 1610 in den Adelstand erhoben wurde. Jedoch Luthers und besonders Chemnitius Schriften öffneten ihm die Augen. Er sprach bereits 1614 bei einer Durchreise durch Nürnberg in der Sebalderkirche mit dem dasigen Diakonus M. Leibnitz, der das Tagamt in der Vesper hielt, über verschiedene Materien in der Religion, der schon aus diesem Gespräche merkte, daß er einer ex mollioribus Pontificiis wäre. Bei der ihn betroffenen Krankheit (Febris fatalis) begab er sich unter dem Vorwande zur Wiederherstellung seiner Gesundheit ein Bad zu gebrauchen, zuerst nach Pölten, doch schon mit dem Vorsatze, Östreich und die katholische Religion gänzlich zu verlassen. In Pölten wurde er durch die Unterredungen mit dem evangelischen Arzt Dr. Hofer noch mehr in seinem Vorsatze befestiget. Da seine Gesundheit etwas besser wurde, nahm er seinen Weg über Regensburg nach Nürnberg, wo er im Monat März 1618 anlangte. Er brachte von einem Theologen zu Regensburg ein Empfehlungsschreiben an Joh. Schröder, Prediger an der Laurenzer Kirche, mit, und eröffnete diesem sein Vorhaben. Nachdem dieser mit ihm eine lange Unterredung gepflogen und aus derselben sowohl seine große Gelehrsamkeit, als seine redlichen Absichten erkannt zu haben glaubte, empfahl er ihn dem Kirchenpfleger von Volkamer *). Helmreich selbst aber übergab dem Rath eine Bittschrift, worin er nicht eigentlich um einen bleibenden Aufenthalt zu Nürnberg, Unterricht und Aufnahme in die evangelische Kirche, sondern bloß um Empfehlungsschreiben an andere evangelische Stände und um ein Geschenk an Geld bat. Er glaubte in Nürnberg vor den Nachstellungen seiner Feinde nicht ganz

*) S. Strobel's Miscell. liter. Inhalts. 5te Samml. S. 243 flg.

sicher zu seyn, und der Magistrat hatte auch wenig Lust, ihm Dienste zu geben. Man gab ihm daher 50 Gulden und ließ ihn mit Empfehlungsschreiben vom Konsulent Ölhafen und Prediger Schröder nach Baireuth, Koburg, Weimar und Jena, abreisen. Auf sein Verlangen wurde er zu Jena in der evangelischen Lehre unterrichtet, und nach vorher geschehener Widerrufung zum heil. Abendmahl gelassen. Allein er konnte sich mit den dortigen Theologen nicht vertragen, und wie er vorgibt, war man ihm deßwegen gehässig, und ließ ihn, so sehr er es wünschte, nicht predigen, weil er sich nicht verheirathen wollte. Voll Unwillen darüber ging er nach Weimar, und lebte mehreren Theils von Almosen. Da er auch hier keine Beförderung erhielt, kam er im Monat Jan. 1619 mit einem Empfehlungsschreiben des Herzogs Johann Ernst von Weimar wieder nach Nürnberg. Ernstlich suchte er hier ein geistliches Amt, und da er merkte, daß man Schwierigkeiten machte, ihn in das Ministerium aufzunehmen, suchte er die Erlaubniß zu erhalten, in Altdorf die Logik und Mathematik zu lehren. Aber auch diese konnte er nicht erhalten. Er verließ daher Nürnberg nach abermals erhaltenem Viatikum wieder, ging nach Ansbach und empfing vom Markgraf Joachim Ernst ein Geschenk von 30 Gulden, auch die Versprechung, daß ihm ein Dekanat, so bald eins ledig werden würde, zu Theil werden sollte. Es blieb aber auch hier bei dem bloßen Versprechen und da er glaubte, daß ihm auch hier die Theologen zuwider wären und ihn an seiner Beförderung hinderten, verließ er diesen Ort und begab sich wieder nach Sachsen. 1622 findet man ihn in Wittenberg, wo er abermals in einer öffentlichen Rede revocirte. Diese schickte er mit einer auf die kurfürstlich sächsische Witwe Sophia, gehaltenen Parentation an den Magistrat zu Nürnberg mit einem demselben von ihm dedicirten Buche. In diesem Schreiben vom 16. Aug. 1623 meldete er zugleich, daß er Bücher von 2000 Bogen geschrieben, die er nach und nach wolle drucken lassen, und bittet, ihn unter die Stipenbiaten aufzunehmen, da er seit einem Jahre ohne einiges Deputat auf seine Kosten habe leben müssen, doch habe ihn nun die Akademie zum Professor extraordinarius historiarum vorgeschlagen. Er wolle auf künftige Michaelis ein Kollegium eröffnen und über seine geschriebenen Bücher disputiren lassen, sie den Herren Nürnbergern dediciren und ihre adeligen Geschlechte darin in der Präfation insgemein und insonderheit beschreiben. Ob man nun gleich die Thorheit dieses Mannes und die Unverschämtheit seines Unternehmens gar wohl einsahe, so schickte man ihm doch wegen seiner dürftigen Umstände für die Dedikation und beigelegten Bücher, abermals 30 Thaler. Das Oberkonsistorium in Dresden, beförderte ihn endlich zum Pastorat nach Lausigk am 27. Dec. 1624 und den 10. Jan. 1627 wurde er zu Grimma Pastor und Superintendent. Erst 1628 den 15. Julius trat er in die Ehe. Die Art, wie er sich verheirathete, ist zu sonderbar, als daß ich sie mit Stillschweigen übergehen könnte. Er hatte gelobt: die erste Jungfrau, die mit Pferd und Wagen vor seine Thür kommen würde, zu ehelichen, weil er vielleicht eine adelige, oder andere Person in diesem Aufzuge vermuthete, allein es kam eines Bürgers und Gärtners Tochter aus Leipzig, Maria Chemnitzer, welche Salat und Küchenkräuter nach Grimma zum Verkauf gefahren brachte: diese heirathete er zu Aller Verwunderung am 15. Jul. 1628, die Ehe blieb aber unfruchtbar **). Er war übrigens ein sehr fleißiger und arbeitsamer Mann, und starb am 3. Jul. 1631. Vgl. Heinr. Aug. Schumachers Memoriae antistitum sacrorum Grimensium renovatae. Grimae 1720. 4. p. 13—15. — Strobels Miscellaneen literar. Inhalts, 5te Samml. S. 233 f. Dietmann sächs. Priestersch. I. Th. I. Bd. S. 318 u. 1475. II. Bd. S. 1072 f. ***). (*Rotermund.*)

HELMS (Ant. Zach.) s. am Ende d. Bandes.

HELMSCHROT, Joseph Maria, geboren zu Dillingen in Schwaben, studirte daselbst und trat in den Benediktinerorden, wurde gegen 1786 Bibliothekar im Benediktinerstift zum heiligen Mang in Fuessen, und gegen 1794 Professor der Humaniora und Regens Seminarii bei dem genannten Stifte. Ihm verdanken wir das Verzeichniß nebst der in der Vorrede befindlichen Geschichte der sehr ansehnlichen Bibliothek dieses Benediktinerklosters †), das um so schätzbarer ist, je weniger vorher davon bekannt war; denn Mabillon und der Fürstabt Gerbert urtheilten sehr flüchtig und übereilt davon, wenn sie sagten: in dieser Bibliothek sei wenig Merkwürdiges anzutreffen. (*Rotermund.*)

HELMSDORF, 1) ein Pfarrdorf im Kreise Mühlhausen, des preuß. Regirungsbezieks Erfurt, mit 620 Einwohnern.

**) S. Dr. *Reinhard Back*, expositio Psalmorum. p. 338.

***) Seine Schriften sind meistens polemischen Inhaltes, eine kurze Anzeige der Titel wird genug seyn, denn nach ihrem näheren Inhalt wird Niemand lüstern seyn. Clypeus Christianismi. — Speculum connubiale. — Tractatus contra coelibatum Pontificiorum. — Tabula aurea contra missam Pontificiorum. — Pyxis nautica aciei inter Evangelium et Papatum. — Scala Jacobaea, Christiana, Evangelica, Lutherana. — Vindiciae censurae cancellariae Rectoris *Joh. Sigisreuteri* sparsae contra libellum Pontificium coelibatum expugnantem oppositae. — Canonica Ministrorum Evangelicorum Aug. Conf. vocatio. — Majestas Christi resurgentis. — Sacratissima Spir. S. columba. — Parentatio Electorisa. Saxon. — Aesculapii Deliciae. — Triumphus patriae Witebergensi senatui habitus. In seiner Bibliothek fand man zwei Mata, in welchen er die Ursachen seiner Sinnes- und Religionsänderung weitläufig angeführt hat.

†) Der Titel desselben ist: Verzeichniß alter Druckdenkmahle der Bibliothek des uralten Benediktinerstifts zum heiligen Mang in Fuessen. Mit literarischen Anmerkungen begleitet. Ulm 1790. 2 Alph. 3 Bog. in 4. Der erste Theil enthält 460 Ausgaben mit der Jahrzahl, der andere 227 Stücke ohne dieselbe. Außerdem schrieb er: Entwurf der Gegenstände zur öffentlichen Prüfung der Schüler aus der Vorbereitungsklasse und ersten Grammatik, 1795. 8. In Fuessen gedruckt. — Öffentliche Prüfung der Schüler in den niedern Klassen, den 26. August 1795. 8. — Der gerechte Fürst; ein Schauspiel in 3 Aufzügen; und Joseph der Unterkönig in Ägypten, von seinen Brüdern erkannt; ein Singspiel 1795. 8. Es ist nach Helmschrotts Bericht kein Schauspiel, sondern eine Ode, auf Clemens Wenzeslaus Kurfürsten von Trier und Bischof von Augsburg, worin er nebst dem Bischofe auch den guten Fürsten schilderte. — Öffentliche Prüfung u. s. w. 1794 auch 1797.

2) auch Klein Helmsdorf, ein königl. Pfarrdorf im schönauer Kreise des preuß. Regirungsbezirks Liegnitz, mit 1045 Einwohnern. (*Mutzell.*)

3) ein Kirchdorf im Amte Stolpe des königl. sächs. Kreises Meißen. Es besteht aus 2 Gemeinden: Nieder- oder Kleinhelmsdorf mit 1 Rittergute, 1 Mühle und gegen 90 Häuser, und Ober- oder Großhelmsdorf mit 1 Kirche, 1 Schule, 2 Mühlen und 45 Häusern; beide haben 650 Einw. Die Weseritz scheidet beide Örter. Das Rittergut gehört unter das Amt Hohenstein. (*H.*)

Helmsfeuer, St. Elmsfeuer, s. Helenenfeuer.

HELMSHEIM, großes Pfarrdorf im Oberamte Bruchsal, ¾ Meile von der Oberamtsstadt, hat 2 Kirchen, 110 Häuser und 872 Einwohner, wovon, außer 1 Mennonit, 420 kathol. und 451 evangel. sind. Der kathol. Pfarrer von Heidelsheim und Helmsheim hat hier seine Wohnung, die evang. Kirche wird aber von Heidelsheim aus versehen. Der Ort ist von hohem Alter. Er lag im Gaue Kreichgowe im Herzogthume des rheinl. Frankens und hieß damals Helmolfesheim. Von seinen alten fränkischen Grundherren ist Burgolf aus dem J. 801 bekannt, wo derselbe und seine Gemahlinn von ihren Besitzungen in Helmolfesheim 2½ Mansen, oder ungefähr 75 Morg. Gutes dem heil. Nazarius in Laurisham zum Geschenke gaben[1]). Diese berühmte Abtei erlangte viel Grundeigenthum daselbst; denn im J. 847 trat sie ein Hubengut an Bubo, und im J. 848 drei andere Hubengüter an Wolfbrant gegen ähnliche Besitzungen in andern Orten ab[2]). In der Folge gehörte der Ort zu dem ehemal. kurpfälz. Oberamte Bretten, wurde aber mit dem Orte Sprantbal schon im J. 1771 von Kurpfalz an das Haus Baden gegen die badenschen ⅗ der Herrschaft Ebernburg abgetreten[3]) und dem damaligen markgräfl. badenschen Amte Munzesheim zugetheilt. (*Leger.*)

HELMSLEY, auch wohl HELMSLEY BLACKMOOR, ein Marktflecken im Nordriding der englänb. Grafsch. York; er liegt 4½ Meilen im N. von York in einem Thale an der Rye; die 262 Häus. sind sämmtlich massiv und nett gebaut, und zwar aus Steinen, die aus einem während der Bürgerkriege zerstörten, in der Nähe belegenen Schlosse geholt sind. Einwohner findet man 1415, die baumwollene und leinene Zeuge verfertigen und Sonnabends einen Wochenmarkt halten. (*G. Hassel.*)

Helmstadt (Geneal.), s. Helmstatt.

HELMSTADT, auch HELMSTATT, kleiner Marktflecken im baier. Landgerichte Homburg, links der Poststraße von Würzburg nach Lengfurt, 3 Stunden von Würzburg. Er enthält 230 Familien, 1112 Einwohner,

1) *Burgolf* et conjux in donatione act. in monaster. Laurisham sub die III id. Jan. anno primo Karoli Imperatoris. 2) *Samuel Abbas et Bubo* in commutatione act. in monaster. Laurisham die II kalend. Aprilis an. XIIII Ludowici regis; *Idem et Wolfbrant* in commutat. act. ibid. die III id. Junii anno XV Ludowici regis. 3) Widder in Beschreibung d. Kurpfalz. II, 183. 184 und IV, 157.

1 Pfarramt des Dekanats Lengfurt, 1 Schloß, 1 Patrimonialgericht des Freih. v. Buirette, 2 Ziegelöfen. Die Bewohner, welche einträgliche Waldungen besitzen, treiben einen guten Ackerbau, beträchtliche Schweinszucht und Weinbau (die Weine sind roth); Mehrere beschäftigen sich mit Schindelnmachen. (*Eisenmann.*)

Helmstädt, s. Helmstedt.

HELMSTANGE heißt die Stange über dem Forst eines Daches, welche die Fahne trägt; ihr unterer Theil wird durch einen Zapfen befestigt, der obere aber wird zugespitzt und mit Blech, dem so genannten Stiefel, überzogen. (*R.*)

HELMSTATT, großes und ansehnliches Pfarrdorf, dem Freiherrn von Berlichingen als Grundherrn und zum großherzogl. badenschen Bezirksamte Necker-Bischofsheim gehörig, liegt an der Schwarzbach, eine starke ¾ M. nördlich vom Amtssitze und eben so weit oberhalb des Städtchens Waibstatt, mitten auf der Kreuzstraße, die einer Seits von Heidelberg nach Wimpfen, anderer Seits von Mosbach nach Sinsheim und Bruchsal führt. Es hat 1 luther. Kirche, 2 Getreidemühlen, über 140 Häuser, und mit dem zur Ortsgemeinde gehörigen Ingel- oder Engerleinshofe 986 Einw., wovon 925 evang., 53 kathol. und 8 Mennoniten sind. Des Ortes gedenken schon die Urkunden aus dem 8ten und 9ten Jahrhunderte, unter dem Namen Helmunstat und Helmestat an der Suarzaha, und gehörte zum rheinfränkischen Gaue Elsenzgowe[1]). Von seinen damaligen Grundherren werden 782 Rutlinde, 783 Machelm und seine Gemahlinn Erdlinde, 788 Altmann und seine Gemahlinn Egine, und 858 Ernest genannt, die alle ihr ganzes beträchtliches Grundeigenthum, welches in der Villa Helmunstat und in der helmunstatter Mark lag, dem Kloster Laurisham für ihr Seelenheil schenkten[2]), wodurch diese mächtige Abtei bald zum Besitze des Ortes gelangte. Hierauf findet man ein uraltes fränkisches Rittergeschlecht, ohne Zweifel als Lorscher Vasallen, hier angesessen, das schon im 10ten Jahrhunderte von seiner Burg daselbst den Namen angenommen, und 1273 einen Hof zu Helmstat dem Pfalzgrafen, Herzog Ludwig dem II., zu Lehn aufgetragen hat[3]). Mehrere Zweige dieses fruchtbaren Geschlechts besaßen das Dorf in Gemeinschaft, und in den Zeiten des Faustrechts suchte jeder derselben seinen Besitzstand durch Erbauung einer festen Burg gegen die überhand nehmenden Räubereien zu sichern. So ent-

1) *Ludovicus Rex* in descript. finium emunitatis Wimpinens. anni 856: ap. *Schannat* in Historiae Episcopat. Wormat. Cod. Probb. p. 8. Locus corrigendus ex Cod. diplomat. antiquo Eccles. Wormat. vid. *Lamejum* in pagi Elsenzgov. descript. §. V. *Rutlint* et coeteri qui addoc. sic infra sub 2. 2) *Ruslint* in donatione Act. in monast. Laurisham die IIII id. Mart. an. XIIII Karoli Regis. *Mahchelm* et *Ertlint* in donat. Act. in mon. Laurish. an. XVI Karoli regis. *Altmann* et *Egina* in donat. Act. in monast. Laurish. die X kal. Maji an. XX Karoli regis. *Ernest* in donat. Act. in monast. Laurish. die VI kal. Mart. an. XXV Ludowici imp. 3) Siehe den folgenden Artikel.

standen zu Helmstatt drei Burgen. Die älteste derselben war das Wasserschloß, welches die Besitzer dem Kaiser und dem Reiche unmittelbar zu Lehen aufgetragen hatten, wovon es auch den Namen Lehenschloß erhielt; zu ihm soll der oben genannte Engerleinshof gehört haben. Die andere Burg hieß Grufeneck, und die dritte das Rabansschloß oder Felicitasschloß. Im J. 1357 machte Wilhelm von Helmstat, Raban's (des III.) Sohn, seinen Theil an der Burg und dem Burgstadel zu Helmstat dem Pfalzgrafen, Herzog Ruprecht dem Älteren, zu einem offnen Hause, mit der Verbindlichkeit, solches ohne der Pfalz Vorwissen weder verkaufen noch verpfänden zu dürfen [4]; 1401 auf St. Jakobstag belehnte der Pfalzgraf, König Ruprecht, die beiden Ritter, Peter und Heinrich von Helmstat, mit dem Oberen und Unteren Dorfe, und mit dem Oberen und Unteren Hofe daselbst, die Burg und den Graben ausgenommen, die vom Reiche zu Lehen rührten [5]). Der Ort war also in jenen Zeiten sehr groß und in Ober- und Unterhelmstat getheilt. Jedes hatte seine eigne Pfarrkirche; die von Unterhelmstat war dem h. Mauritius geweiht und wurde 1254 von den Rittern Wernher und Kunrad von Horneck dem Kollegiatstifte in Wimpfen verliehen; die in Oberhelmstat aber, dem h. Laurentius geweiht, wurde immer von den Rittern von Helmstat besetzt [6]), und ist die noch bestehende. Unterhelmstat ist in jüngeren Zeiten bis auf ein einziges Haus eingegangen, seine Kirche ist daher verfallen, seine Pfarre vergessen und die drei Burgen sind gänzlich zertrümmert. Als 1677 Hans Kunrad von Helmstatt, ein Enkel Michels von Helmstatt zu Wagenbach, aus dem Stamme Herungs des Alten von Helmst. zu Helmstat, mit Tode abging, theilte sein Sohn Wolf Adam mit seinen beiden Schwestern, gerieth aber mit ihnen in einen langwierigen Rechtsstreit [7]); nachdem indeß 1684 Wolf Adam ohne leibliche Erben verstarb, wurden die von Kurpfalz gelegenen Lehen heimfällig, die eigenthümlichen Güter gingen aber auf seine beiden Schwestern, Anna Christiana, welche an Georg Christoph von Auerbach, und Maria Magdalena, welche an Hans Philipp von Berlichingen verheirathet war. Der Gemahl der letztern erhielt das Dorf Helmstatt mit der Vogtei und theilte die Güter, so wie die Zehnten mit von Auerbach's Witwe [8]). Unter Kurpfalz gehörte das Dorf zur Stüber Zent des alten Oberamtes Heidelberg und seine Bevölkerung hat seit 1734 von 691 bis auf 986 Selen zugenommen. (*Leger.*)

HELMSTATT (die Freiherren und Grafen von), berühmtes altfränkisches Rittergeschlecht, das mit den Gölern von Ravensburg gleichen Ursprung und ähnliches Wappen hat: einen schwarzen, rechts schauenden Raben mit offenem Schnabel und ausgebreiteten Flügeln in silbernem Felde, und als Helmzierde eine Krone und darauf stehenden behalsten rechts schauenden Rabenkopf mit offenem Schnabel und ausgeschlagener Zunge. Als Stifter der Familie nennt man Ulrich Göler, den jüngsten Sohn Karl Gölers von Ravensburg und Enkel Rabans Gölrr aus dem 10ten Jahrhunderte. Er soll auf der Burg Helmstatt (s. den vor. Art.) seinen Sitz genommen und darnach seinen Namen gewählt haben [1]).

Dieses an Nachkommen, Besitzungen und Ehren reiche Geschlecht zerfiel in ungemein viele Zweige, die sich von ihren Rittersitzen nannten, und deren Verwandtschaft bei Humpracht in 10 Stammtafeln umständlich entwickelt, und durch Bachmann aus dem Helmstatter Archive zu Bischofsheim zum Theil richtiger und vollständiger nachgewiesen ist [2]). In dem einen und andern sind jedoch Beider Angaben noch zu berichtigen und zu ergänzen.

Heinrich von H. (fehlt bei Humpracht u. Bachmann) erscheint schon 1229 als angesehener Zeuge in einer Urkunde des Bischofs Heinrich von Worms wegen der dem Kloster Schönau geschenkten Hälfte an den Einkünften der Neckarüberfahrt zu Heidelberg [3]). Bei Humpracht ist nach Ulrich Göler zu Helmstatt der älteste Hans v. H. nach urkundlichen Nachrichten um das Jahr 1248. Kunrad v. H. fehlt bei Humpracht, erscheint aber 1262 bei der Handlung, durch welche der Graf von Dilsperg, Poppo von Dürn, des Pfalzgrafen, Herzogen Ludwigs II Burgmann zu Heidelberg wird, unter den Zeugen, welche in der Urkunde „viri Nobiles et Domini“ genannt werden [4]). Hertwich und Kunrad, Ritter von Helmstat, welche Humpracht ebenfalls nicht kennt, verkauften 1273 ihre Lehengüter zu Scharre mit Bewilligung ihres Lehensherrn, des Pfalzgrafen Herzogs Ludwig II, an die Abtei Schönau, und trugen dem Pfalzgrafen wegen dieser Einwilligung ihre beiden Höfe, einen zu Helmstatt und einen zu Dossenheim an der Bergstraße zu Lehen auf [5]). Da die pfälzische Lehensherrlichkeit zu Scharre von der ehemaligen fürstlichen Abtei Lorsch (Laurisham) herrührte; so kann man fast mit Gewißheit aussprechen, daß die Vorfahren dieser Ritter von Helmstatt Lorscher Vasallen gewesen sind. Als den nächsten gemeinschaftlichen Stammvater erwähnt Bachmann den Ritter Diether v. H. im J. 1274 nach den archiva-

4) Widder in Beschreibung der Kurpfalz I, 438. 439. *Acta Compromissi* in Caus. Praeteas. Aurelian. p. 115. 5) Urkundliche Nachricht bei Widder a. a. O. 6) *Schannat* in Historiae Episcopat. Wormat. Tom. I. p. 28. Widder in Beschreibung d. K. I, 440. 7) *Acta* in *Burgermeisteri* Cod. diplomat. equestr. Tom. I. p. 775 seqq. 8) Widder a. a. O. S. 439.

1) Humpracht in der höchsten Zierde Teutschlands Nr 190 und 224. Iselin im historischen Lexikon II, 522 und 711. 2) Humpracht a. a. O. Nr 224 bis 229, Tab. A¹, A² u. s. w. bis I. Bachmann in dem Nachtrage zur Abhandlung über Lehenfolge. 1798. Beilagen Nr. I, A et B. 3) *Acta sunt hec anno gratie* MCCXXVIIII apud claustrum Lobinvelt: In Cod. diplomat. monasterii Schoenaugiensis. Nr. LXXIII. 4) *Poppo de Durn, comes de Dilnsperg*, in literis sup. hoc: Act. et Dat. Heydilberg an. dom. MCCLXII, prid. non. Novembr. Ap. *Freherum* in origg. Palatin. Libr. I. cap. X. circ. med. (inter Reinhardi S. S. Rav. Palat. pag. 160 ad 162) et ap. *Tolnerum* in Cod. diplomat. Palat. Nr. CXVI. 5) *Ludowicus D. G. Comes Palatinus Reni, Dux Bavarie*, in consessione hujus rei: Dat.

lischen Geschlechtstafeln[6]); als Bürge einer öffentlichen Schenkungsakte findet man ihn schon im Jan. 1270 neben den Dynasten von Steinach und an der Spitze mehrerer Edeln[7]). Er war Vater von 4 oder 5 Söhnen. Rabo v. H. zu Helmstatt, Bischofsheim und Rosenberg, Ritter und Burgmann zu Wimpfen; Kunrad der Alte v. H., Ritter; Diether v. H., Stiftsherr zu Wimpfen, und Gerung I v. H. zu Helmstatt, Gunterburg (Gimpern) und Frauenberg, Ritter, und von diesen breiteten sich die vielen Äste des Stammes aus[8]). Der fünfte ist Hertwich v. H. und den 1380 in Urkunden erwähnte Fürderer v. H. zu Rosenberg[9]) hält man für seinen Sohn[10]).

Das Ansehen und der Glanz dieses uralten Rittergeschlechtes begründete sich nicht bloß durch seine vielen Besitzungen, die sich in Teutschland, besonders in dem alten Eisenzgaue, einem nachherigen Theile des neuern Kraichgaues, und in Lothatingen in den Gegenden von Vinstingen befanden, auch durch den Geist und Waffenruhm, der die Glieder des Stammes auszeichnete. Nur die vornehmsten Ritter, die wichtigsten Statsbeamten und die Fürsten, die diesem Ritterstamme entsprossen sind, können hier namhaft gemacht werden.

Ritter Gerung I von Helmst. zu Helmst., von welchem einer der ältesten Hauptäste des uralten Stammes ausging, erscheint schon um 1307 als kaiserlicher Landrichter zu Wimpfen[11]). Martin v. Helmst. Ritter, Urenkel Raffens, der ein Sohn des alten Ritter Rabo war, und von dem Erbe seiner Mutter den Ast zu Rosenberg begann, war um 1442 fürstbischöflich speierscher Hofmeister und Amtmann zu Lauterburg, und 1463 der Ritterlichen Gesellschaft des heil. Geistes im Wasgau Erkorner[12]). Er lebte noch i. J. 1480[13]). Seines Bruders Sohn Georg v. Helmst., der den Rappenhals auf dem Helme führte, war einer der 20 tapfern pfälzischen Ritter, welche am 1. Mai 1460 bei Helfenberg und Wüstenhausen im Wirtembergschen, nach einem gewaltigen Widerstande gegen die Übermacht der Feinde nebst ihrem wackern Feldhauptmanne, Lutz Schotten, gefangen wurden[14]). Er war auch unter den Tapfern, die 1462 auf der Wahlstatt der berühmten Schlacht bei Seckenheim von dem Kurfürsten Friedrich dem Siegreichen den Ritterschlag empfingen[15]), und nebst noch zwei Hansen v. Helmst. ein wackerer Genosse des Kurfürsten in dieser siegreichen Schlacht[16]), nahm nebst seinem Bruder Jakob 1471 an der Eroberung des festen Wachenheim's an der Haardt[17]) und wahrscheinlich auch an andern kriegerischen Unternehmungen des Kurfürsten Theil. Raban, auch Raven v. Helmst., ein Zweig des Astes, der sich zu Fürfelden nannte, war fürstbischöflich speierscher Hofmeister und starb 4. Febr. 1453; Heinrich v. Helmst., vom Zweige derer zu Bonfelden, war 1474 Amtmann zu Weißenburg und David v. Helmst. zu Rappenau um 1551—1568, Amtmann zu Neuenstatt, Obervogt zu Vayhingen und Stuttgart: alle drei Nachkommen des Ritter Raban III von Helmst. zu Helmstatt und Fürfelden, welcher ein Urenkel des alten Rabo zu Helmst. und Bischofsheim und Enkel Raban I, genannt Gobelin, war[18]).

Konrad v. H., ein Urenkel Gerungs des Alten, der ein Enkel Gerungs I, kaiserlichen Landrichters zu Wimpfen, den Hauptast von Helmstatt zu Helmstatt in einem eigenen großen Äste, der sich zu Helmstatt und Frauenberg nannte, fortsetzte, war um 1452 kurpfälzischer Vogt zu Heidelberg[19]) und Beisitzer des Gerichtes, welcher in der Streitsache über den Burgfrieden zu Werd zwischen Kurfürsten Friedrich I von der Pfalz und Jakob von Lichtenberg zu Heidelberg niedergesetzt war und am 29. Aug. 1452 sein Urtheil sprach[20]); seine Söhne Hans und Jakob waren bei der Eroberung von Wachenheim im J. 1471[21]). Sein Sohn Martin v. Helmst., des teutschen Ordens Ritter, ist wahrscheinlich derselbe, welcher unter den weisen Männern genannt wird, welche Kurfürst Friedrich I von der Pfalz im J. 1476 als erste Räthe seines berühmten Hofgerichtes ernannt hat[22]). Ein anderer seiner vielen Söhne, Hans der Junge v. Helmst. zu Gunteburg (Gimpern) und Grufeneck, der den Stamm Gerungs des Alten in einem eigenen kinderreichen Hauptaste fort-

et Act. Hauzek an. Dom. MCCLXXIII, VII Idus Septembr. In cod. diplomat. Schoenaugiensi Nr. CXLI. 6) Bachmann in der Abhandlung über Lehensfolge, 1797. p. 229 II.; und in dem Nachtrage über Lehensfolge, 1798, im I. Thle. §. 1. 7) *Petrus de Steinahe, C. filius ejus, Dietherus de Helmestat et Cunradus de Muren* etc. etc. etc. in literis sup. largitione bonorum apud Wattenheim: Acta sunt hec an. Domini MCCLXX, mense Januario: In Cod. diplomat. Schoenaug. Nr. CXXXIX. 8) Humpracht Nr 224 bis 229. Helmstatter Geschlechtstafel aus dem Bischofsheimer Archive und durch Akten und Urkunden berichtigt bei Bachmann im Urkundenbuche zum Nachtrage über Lehensfolge. Nr. I, A et B. 9) Urkunde der Stammseynung in der Mark zu Helmstat gegeben 1380 u. s. w. bei Bachmann a. a. O. Nr. V. 10) Bachmann im Nachtrage über Lehensfolge im I. Thle. §. 5. 11) Humpracht. Nr. 228. F. 12) Humpracht Nr. 224. Bundesbrief der heil. Geistes Gesellschaft im Waßgau d. a. 1463: in *Burgermeisteri* Cod. diplomat. equestri, Tom. I. pag. 875. 13) Martin von Helmstatt Ritter im Lehenbriefe für Wolprecht Burgermeister von Wimpfen, geben uff Mittwoch Sanct Lucas des heil. ewangelisten Dag u. s. w. 1480. Bei Bachmann im Urkundenbuche zum Nachtrage. Nr. XV.

14) *Poeta Weinspergens.* im Auszuge in Kremer's Gesch. des Kurfürsten Friedrichs I. S. 169. n. 6. 15) *Anonymus Spirensis* in Cod. mspto coaevo Bibliothecae Palat. Stelle bei Kremer a. a. O. S. 299. n. 2. 16) *Poeta Weinspergens.* a. a. O. S. 296. n. 4. 17) Liste der Grafen, Ritter u. s. w. ex Poeta Weinspergens. pag. 600 ad 626 bei Kremer im Urkundenbuche zur Geschichte Friedrichs I. Nr. CLXI a). 18) Humpracht. Nr 224. Vergl. Helmstaettl. Geschlechtstafel a. d. Bischofsheimer Archive. Bei Bachmann in den Beilagen zum Nachtrage über Lehensfolge. Nr I, A. 19) Urkunde der pfälz. Prälaten, Grafen, Edeln und Räthe die Aerogation des Herzogen Philipps betreffend. Dat. Donnerstags nach Sct. Erhartstag an. 1452. Bei Kremer im Urkundenbuche Nr. XVI. 20) Urkundliche Nachricht bei Kremer in Gesch. Kurf. Friedrichs I. I. Buche, XXIV. §. S. 63. 64. 21) Liste der Grafen, Ritter u. s. w. ex Poeta Weinsperg. pag. 600 ad 626, bei Kremer im Urkundenbuche. Nr CLXI a). 22) Urkundliche Nachricht bei Kremer im oben angef. Buche. S. 636. 637. n. 8.

pflanzte, und mit seinen Nachkommen die Granatäpfel im Wappen führte, gerieth mit andern markgräflich badenschen Edelleuten in der berühmten Schlacht bei Seckenheim (30. Junius 1462) in pfälzische Gefangenschaft[23]), war um 1477 aber d. Kurpfalz Vicedum zu Amberg, 1500 Amtmann zu Creuznach[24]) und starb 1524[25]); ein Enkel dieses letztern, Hans Philipps v. Helmst. zu Helmstatt war um 1575 kurpfälz. Amtmann zu Borberg und starb 1604[26]).

Hieronymus v. H. zu Waibstatt war 1514 fürstl. würtemb. Faut zu Beilstein und Botwar, 1521, 1524 und 1526 d. Kurpfalz Faut zu Mosbach, und zuletzt Faut im Brurain und starb 1532[27]). Sein Bruder Konrad v. H. erscheint 1544 und 1545 als fürstbischöfl. Faut zu Bruchsal[28]); sein dritter Bruder Jörg Konrad v. H. war fürstl. ellwang. Vogt zu Alfingen[29]), und sein vierter Bruder Jörg v. Helmst., fürstl. würtemb. Obervogt zu Marbach[30]), starb 1574. Alle vier Konrads von Helmst. zu Waibstatt Söhne und Urenkel Heinrichs v. Helmst. zu Bonfelden, Helmstatt und Asbach, der den Stamm seines Vaters, Raban III, des Enkels Raban I, genannt Gobelin, ebenfalls in einem eigenen Hauptaste fortpflanzte. Hans Heinrich v. Helmst. zu Waibstatt, der Sohn des Hieronymus, war fürstl. würtemb. Frauenzimmer-Hofmeister zu Stuttgart, u. starb 1581, und Jörg Konrad v. H. zu Leutershausen, ein Sohn Jörgs, pfalzneuburgscher, hernach markgräfl. baden-durlachscher Stallmeister, 1603 und 1605 d. Kurpfalz Amtmann zu Oppenheim und starb 1628[31]).

Obschon die Äste des Helmstatter Stammes, deren merkwürdigste Glieder so eben bezeichnet worden, sämmtlich ausgestorben sind, so lebt doch der Stamm selbst mit dem Bischofsheimer Hauptaste noch fort. Seine Stammwurzel, Weyprecht I v. H. zu Bischofsheim, Büchelbach und Flinsbach, Ritter, ein Bruder Rabans III v. Helmst. zu Helmstatt, und Urenkel des alten Ritters Rabo von dessen Sohn Raban I Gobelin, war um 1373 kurpfälz. Vogt zu Bretten, hernach markgräfl. badenscher Vogt zu Pforzheim und starb 1408; sein Bruder Diether v. Helmst. war um 1390 und 1393 Fürstabt zu Odenheim[32]). Einer seiner Söhne, Weyprecht II v. H. zu Hilspach und Oberöwesheim, Ritter, der Stifter der Oberöwesheimer nachherigen Hochhäuser Linie, ist ebenfalls kurpfälz. Vogt zu Bretten um 1394—1417, und starb 25. Apr. 1421[33]). Sein anderer Sohn Hans I v. H., der die Büffelshörner führte, und die Bischofsheimer Linie zu Bischofsheim und Grünbach begann, war fürstbischöfl. speierscher Amtmann zu Lauterburg, nachher kurpfälzischer Rath, und starb 1424[34]). Ein dritter Sohn Weyprechts I ist der berühmte Raban v. H., der auf der Universität Heidelberg im 1sten Jahre ihrer Stiftung (1386) immatrikulirt, einer ihrer ersten Schüler wurde, der Kaiser Wenzel und Ruprecht Kanzler, des Kaisers Sigismund Rath, Bischof von Speier und Erzbischof und Kurfürst von Trier wurde[35]). Von den Neffen dieses Fürsten war seines Bruders Reinhard des Ältern Sohn, Weyprecht III v. H. herzogl. würtemb. und hernach kurfürstl. pfälzischer Rath[36]), derselbe Wiprecht von Helmstatt der Ältere, welcher Beisitzer des merkwürdigen Gerichts war, das in der Lichtenbergschen Schirmsache und Entschädigungsforderung an den Kurfürsten von der Pfalz am 10. Jun. 1454 zu Heidelberg niedergesetzt wurde, und vor welchem Kurfürst Friedrich der Siegreiche am 2. Aug. in eigener Person erschien[37]). Dieser Wiprecht starb 1478[38]). Sein Bruder Hans v. H. zu Lauffen war um 1445 und 1452 fürstbischöfl. speierscher Amtmann zu Lauterburg, hernach Amtmann zu Neuenburg und

23) Revers der in der Schlacht bei Seckenheim gefangenen markgräflich badenschen Edelleute, daß sie nicht mehr gegen Kurpfalz seyn wollen, Urkunde geben uff Mittwoch nach Sonntag Quasimodogeniti u. s. w. an. 1463. Bei Kremer im Urkundenbuche. Nr. CI. Verzeichniß derselben ex Cod. Palatino mpto. eben das. Nr. CCLXXVII. 24) Humpracht. Nr. 229. J. 25) Bachmann im Nachtr. über Lehensfolge I. Thl. §. 29. mit Urkunde. Nr. XXVII. 26) Widder II, 42. d. Kurfürsten Friedrichs III. Dienerbuch. Vergl. die Helmstatter Stammvettern in der Eynung, Urkunde geben zu Sinzheim am 10. September 1604. Bei Bachmann im angef. Urkundenbuche. Nr. LIII. 27) Weyprecht von Helmstatt im Lehenbriefe geben Montags nach dem Sonntage vocem jucundit. A. D. 1524. Bei Bachmann im angef. Urkundenb. Nr. XXVII. Humpracht. Nr. 225. A. Widder II, 65. aus des Pfalzgrafen, Kurfürsten Ludwig des V. Dienerbuch. 28) Philipps Jakob zu Helmstatt Ritter im Lehenbriefe, geben uff Dinstag nach dem Sonnt. Oculi. 1544. Bei Bachmann im angef. Urkundenb. Nr. XXX. 29) Humpracht a. a. O. 30) Philipps Jakob von Helmstatt zu Bischofsheim im Lehenbriefe, geben uff Montag nach Sct. Jörgentag, 1559, a. a. O. Nr. XXXI. 31) Joh. Weyprecht von Helmstatt im Schreiben an seine Stammvettern, Dat. Helmstatt den 28. Junius an. 1603. Bei Bachmann a. a. O. Nr. XLVIII. Vergl. auch eben das. Urkunde, Nr. LIII. u. Andere. Humpracht a. a. O. Widder III, 267. aus der Oppenheimer Landschreiberei-Rechnung.

32) Widder II, 186. Humpracht. Nr. 224 und 225, B. Helmstatter Geschlechtstafel a. a. O. Nr. I, A et B. Dieterich von Helmstatt Abt zu Odenheim und seine Brüder and Vettern in der Stammeynungsurkunde, geben uff den nächsten Dinstag vor unseres Herrn Lychamstag. Bei Bachmann im Urkundenbuche zum Nachtrage über Lehensf. Nr. VIII. 33) Ruprecht von G. G. rhömischen König ꝛc. ꝛc. im Lehenbriefe über die hohe Malefiz im helmstattischen Orte Oberöwisheim für Wiprecht von Helmstatt Ritter unser Vogte zu Bretheim: geben zu Heidelberg ꝛc. ꝛc. 1409: bei Bachmann im Urkundenbuche über Lehensfolge. Nr. XIII. Ich Wyprecht von Helmstat Ritter zu der Zyt Vogt zu Brethenn, und ich Peter von Helmstat u. s. w. in der Stammeynungsurkunde, geben uff Mitwoch nach sant Gilgentag des heiligen zwolfbadten. In dem Jahre u. s. w. 1417. Bei Bachmann im Urkundenbuche. Nachtrags, Nr. XIX. Humpracht, Nr. 225, B und 226, C.; Helmstatter Stammtafeln aus vorhandenen Archivalurkunden: bei Bachmann im Urkundenbuche der Abhandlung über Lehensfolge, 1797. Nr. IV. 34) Helmstatter Stammtafel an dem eben angef. Orte. Humpracht. Nr. 225, B. u. 226, D. 35) *Excerpta Matricul. Acad. Heidelberg.* ap. *Schwab* in Syllab. Rectorum Acad. Heidelb. Part. I. pag. 7. 36) Humpracht Nr 225, B. 37) Urkundliche Nachricht bei Kremer in Gesch. Kurf. Friedrich I., im I. Buche. §. XXIV. S. 62. 38) Urkundliche Nachricht bei Bachmann im Nachtrage über Lehnsfolge, im I. Thle. §. 18. S. 66.

starb 1476 und dessen Sohn Martin v. H., Ritter, der die Krone und die Granatäfel im Wappen führte, war 1462 ebenfalls Amtmann zu Lauterburg und starb i. J. 1490[39]). Er ist unstreitig einerlei Person mit dem kurpfälzischen Hauptmann Martin v. H. zu Bretten, der 1460 an der Schlacht bei Pfeddersheim Theil nahm[40]), und die ebenfalls in derselben erwähnten Ritter Weyprecht und Hans v. H. zu Laufen, sind unstreitig seine Brüder[41]). Er führte dem Kurfürsten Friedrich I 18, Hans 7 und Wiprecht 8 Pferde zu, und dieser blieb auf dem Felde der Ehre[42]). Der dritte Bruder Martins, Wilhelm v. H., Domherr zu Mainz war 1464 Gesandter auf dem Reichstage, und starb 1474[43]). Von dem tapfern Wiprecht v. H. ließ sich der Pfalzgraf Kurfürst Friedrich I am 30. Jun. 1462 auf dem Felde bei Seckenheim zum Ritter schlagen; und dieser Wiprecht fiel darauf eben daselbst ruhmvoll an der Seite des siegenden Kurfürsten[44]). Kremer hält ihn für denselben Wiprecht, dessen Stimme auch im Rathe des Gerichtes galt, allein Wiprecht III starb erst 1478[45]), und nach archivalischen Nachrichten ist jener tapfere Ritter Niemand anders, als des kurpfälzeschen Rathes Wiprecht III Sohn, also Wiprecht VII, den man auch den Schelen nannte[46]). — Weyprechts II Sohn Weyprecht IV v. H. zu Oberöwesheim, der nach dem Tode seines Vaters in Bezug auf seine lebenden Stammvettern, anch der Ältere genannt wurde, war auch kurpfälzischer Rath[47]), und starb 1445. Von seinen Söhnen glänzte unter den Domherren aus dem Hause um 1453 Johann v. H., der geistlichen Rechte Licentiat, Official und Domherr zu Worms und zu Speier[48]). Er studirte, wie viele aus diesem Rittergeschlechte, auf der Universität Heidelberg, seit dem J. 1451[49]) und starb 1487. Von seinen Brudersöhnen war ein Hans v. H., ein Sohn von Ritter Weyprecht VI v. H. zu Bischofsheim und Oberöwesheim, um 1480 kurpfälzischer Gesandter, und lebte noch 1515, und Jakob v. H. zu Lambsheim u. Oberöwesheim, der Enkel Ritter Georgs, eines seiner anderen Brüder, um 1547 kurpfälzischer Amtmann zu Dürmstein[50]), und ein Enkel dieses Jakobs, Lorenz v. H. um 1652 fürstl. eichstättscher Rath, Oberamtmann und Pfleger der Grafschaft Hirschberg[51]).

Doch vorzüglich glänzen durch Gelehrsamkeit und Ehrenstellen die Nachkommen von Hans I, dem Stifter der besondern Bischofsheimer Linie und Bruder des Kurfürsten Raban. Einer seiner Söhne, Reinhard v. H. folgte 1439 seinem Onkel Raban im Bisthume zu Speier nach, und starb 1456[52]). Ein anderer Sohn Ritter Weyprecht V v. H. zu Bischofsheim, war um 1420 und 1432 kurpfälzischer Amtmann zu Oppenheim, und starb 1466[53]). Ein dritter Sohn Diether v. H. war Propst zu Wimpfen im Thale, und ein vierter Hans III v. H. zu Bischofsheim und Grünbach um 1430 fürstbischöfl. speierscher Amtmann zu Lauterburg, um 1449 d. Kurpfalz Großhofmeister und starb 1472[54]). Von dieses Hansen Söhnen stieg Ludwig v. H., auch ein Schüler der Universität Heidelberg[55]), 1478 auf den fürstbischöflichen Stuhl in Speier, und starb 1504. Sein Bruder Ulrich v. H. war Dr. jur. canon., Dompropst zu Worms und als solcher Kanzler der Universität zu Heidelberg. Auch er wurde als Domherr zu Speier zum Bischof daselbst gewählt; schlug aber die Stelle aus, und starb am 23. Jun. 1488. Ein anderer Bruder des Bischofs Ludwig, Niklas v. H. war um 1464 ebenfalls Dompropst zu Worms und Kanzler der Universität Heidelberg, auch Domscholaster zu Mainz. Er starb 1480[56]). Heinrich, Reinhard u. Hans v. H. zu Bischofsheim u. Grünbach, fochten unter dem Kurfürsten Friedrich I, u. waren namentlich bei der Eroberung v. Wachenheim[57]). Hans IV. v. H. zu Bischofsheim u. Grünbach, auch ein Sohn des kurpfälz. Großhofmeisters, wurde 1476 einer der ersten Räthe des Pfälzer Hofgerichtes[58]), und starb 1485; und sein Sohn Erhart wurde um 1481 kurfürstl. trierscher Amtmann zu Welmich, 1486 Faut in Brurain und starb 1515. Des Letztern Sohn Philipps v. H. zu Bischofsheim, geb. 14. Sept. 1496, um 1526 fürstbischöfl. speierscher Hofmeister, gest. 12. Dec. 1563, ist das letzte männliche Glied des Bischofsheim-Grünbacher Astes; eine seiner Schwestern Veronica war um 1539 Äbtissinn zu Dalheim bei Mainz[59]). — Ein fünfter Sohn von Hans I, Ritter Damian I von H. gest. um 1442, stiftete ebenfalls einen kinderreichen Ast dieser Linie, die sich von dem Erbe seiner Gemahlinn zu Dürrcastel benannte.

39) Humpracht. Nr 225, B. 40) Verzeichniß derjenigen Fürsten, Grafen und Herren, welche mit dem Pfalgr., Kurf. Friedrichen an. 1460 in der Niederlage vor Pfeddersheim gewesen, ex Cod. mspto Palatino. Bei Kremer im Urkundenbuche. Nr. LXIX. 41) Humpracht a. a. O. Helmstattl. Geschlechtstafel bei Bachmann im Nachtrage über Lehensfolge 1798. Nr. I, B. 42) Eben angeführtes Verzeichniß. 43) Humpracht a. a. O. 44) *Anonymus Spirensis* in Cod. mspto coaevo Biblioth. Palatinae. p. 561. Die Stelle abgedruckt bei Kremer in Gesch. Kurf. Fried. I. im III. Buche. §. XXXV. S. 299 et 300. n. 2 et 3., und Andern. Eben das. 45) S. ob. Note 38. 46) Humpracht. Nr 225, B. 47) Ludwig Pfalzgraf bei Rhein u. s. w. im Lehenbriefe für Wiprecht von Helmstatt, Ritter, den Alten. Dat. Heidelberg quinta feria post Dominicam qua cantatur in Ecclesia Dei Letare an. etc. etc. 1443. Bei Bachmann im Urkundenbuche über Lehensfolge, 1797. Nr XIII. Lit. B XVII. 48) Humpracht. Nr. 226, C. 49) *Excerpta Matricul. Acad. Heidelb.* apud *Schwab* in Syllab. Rectorum. Part. I. p. 62. 50) Humpracht a. a. O.

51) *Extractus Libri feudorum* Caroli Ludovici Electoris Palatin. Vol. I. fol. 162. Bei Bachmann in der Abhandlung über Lehensfolge, 1797, im Urkundenbuche. Nr. XXIX. 52) Humpracht. Nr. 226, D. 53) Widder in Beschrb. d. Kurpfalz, III, 226. Humpracht a. a. O. Helmstattl. Geschlechtstafel aus dem Bischofsheimer Archive. Bei Bachmann im Nachtrage, 1798. Nr. I, B. 54) Humpracht a. a. O. Rechtliche Ausführung in der Zweibrück'schen Successionssache, Urkunde. Nr. XXV. 55) *Excerpta Matricul. Acad. Heidelberg.* ap. *Schwab* in Syllab. Rectorum. Part. I. p. 64. 56) Humpracht a. a. O. 57) Liste der Grafen, Ritter u. s. w. ex Poeta Weinsperg. pag. 600 ad 626. Bei Kremer im Urkundenbuche zur Gesch. Kurf. Friedrichs I. Nr. CLXI a). 58) Urkundliche Nachricht bei Kremer in Gesch. Kurf. Friedrichs I. S. 636. 637. n. 8. 59) Humpracht a. a. O.

Die Enkel von seinem Sohne Heinrich widmeten sich fast alle dem geistlichen Stande: Damian II war um 1496 Domkantor zu Trier und Archidiakon zu Dietkirchen; Heinrich um 1487 Domdechant zu Speier, 1508 Propst zu Sinsheim, und starb 25. Jun. 1517. Philipps wurde des teutschen Ordens Ritter und Commenthur zu Donauwerth und Öttingen, und starb 1525; eine Schwester der genannten 3 Brüder, Anna, Äbtissinn am Kloster Lieb. Fr. zu Trier, starb 7. Sept. 1517. Damians I anderer Sohn, Jakob v. H. zu Dürrkastel, der die Hörner auf dem Helme führte, war um 1463 Hofmeister des Fürstbischofs von Metz, hernach kurpfälzischer Hofmeister, und blieb 1522 vor Metz. Von seinen Enkeln war Philipps Jakob v. H. zu Felsberg und Flinsbach, Ritter von Jerusalem, kurpfälzischer Amtmann zu Schauenburg, und starb 17. Dec. 1558, und dessen Bruder Johann VII, um 1524 Amtmann zn Bischofhohenburg, uud starb 7. Febr. 1546. Von den Söhnen des Letzteren war Philipps, Coadjutor des gefürsteten Stiftes Murbach, Christoffel v. H. zu Hinsingen, der sich seit 1542 auch von Handschuchsheim nannte, Faut im Brurain und starb 3. Dec. 1578, und Philipps v. H. zu Dürrkastel und Handschuchsheim um 1547 kurpfälzischer Rath. Durch sie kam die Burg und das Burggut zu Handschuchsheim an das Helmstattische Haus; denn die Gattinn ihres Onkels, Philipps Jakob, Margarethe war eine Tochter Diethers von Handschuchsheim, und hatte mit ihrem Gemahle nur eine Tochter Anna, die Erbinn auf Felsberg wurde; die Großmutter der beiden Brüder aber, Margarethe von Ingelheim war Damians von Handschuchsheim Tochter[60]). Der Sohn von Johann IX zu Bischofsheim, Hans Philipps v. H. zu Bischofsheim, Herr zu Hinsingen nnd Dürrkastel, war um 1582 kurpfälzischer Marschall, Rath und Gesandter in Schweden, und starb 27. Mai 1594, 49 Jahr alt. Drei von seinen Söhnen gelangten zn wichtigen Statsämtern; der älteste, Johann Weyprecht v. H. zu Hinsingen, war um 1578 kurpfälzisch. Amtmann zu Oppenheim; dann um 1609 markgräfl. badenscher Landvogt zu Emmendingen, und starb 24. Febr. 1617[61]); der andere Pleikhard I v. H., Ritter, und Herr zu Hinsingen, kurpfälz. Oberst, erscheint schon 1595 in der Reihe der kurpfälzischen Marschälle[62]), 1609 ist er geheimer Rath und Vicedum zu Neustadt an der Haardt[63]), 1613 kurpfälz. Obermarschalk, und bei der Heimführung Elisabethens Stuart, Prinzessinn von England als Kurfürstinn von der Pfalz[64]). Er starb als fürstlich würtembergscher geheimer Rath und Landhofmeister zu Stuttgart um 1631[65]). Der vierte Sohn von Hans Philipps, Ludwig Karl v. H. war der reichsfreien Ritterschaft im Kraichgaue Ausschütz[66]) und der jüngste Philipps v. H. 1615 kurpfälz. Faut zu Landecken. Johann Weyprechts Sohn, Joh. Niklas v. H. zu Hinsingen, war um 1650 ebenfalls kurpfälz. Faut zu Landecken, 1668 Oberamtmann zu Germersheim[67]) und starb 1673.

Diese besondere Bischofsheimer Linie ist jüngst mit Pleykhard V (IV) Maximilian Augustin Freiherrn zu Helmstatt, Graf zu Mörchingen und Herrn von Bischofsheim und Hinsingen, der durch seines Vaters, Pleykhards IV Großvater, Pleykhard I, in gerader Linie von Hans I abstammte, in ihrer männlichen Nachkommenschaft erloschen. Ihr succedirte daher nach fränkischen Rechten und nach alten Hausgesetzen der Alt-Bischofsheimer Ast, die Oberöwesheimer Linie, welche seit 1751, wo die beiden Helmstatter Brüder, Damian Hugo und Johann Ferdinand Joseph Oberöwesheim mit Hochhausen vertauschten, die Hochhäuser Linie genannt wird[68]). Das jetzt lebende Haupt dieser Linie ist Franz Ludwig Freiherr v. Helmstatt, Graf zu Mörchingen, Herr zu Bischofsheim, Hochhausen und Kälbertshausen; er stammt durch seines Vaters, Damian Hugo, Urgroßvater, Lorenz von Helmstatt in gerader Linie von Weyprecht II, dem ältern Bruder von Hans I ab[69]). Auf ihn, seinen Sohn August und seine beiden Enkel Karl und Maximilian, beschränkt sich nun der ganze Helmstattsche Stamm; die jetzigen Hauptbesitzungen sind: im Großherzogthum Baden der Marktflecken Neckar-Bischofsheim, ein uraltes Eigenthum der Helmstatter, das sie im Anfange des 14ten Jahrhunderts, dem Bischofe von Worms zu Lehen aufgetragen haben[70]), dann das Dorf Hochhausen, ½ des Dorfes Kälbertshausen, die alte Burg mit dem Burggute Handschuchsheim und einige Höfe, zusammen 2560 Einwohner; endlich in Lotharingen die Grafschaft Mörchingen. (*Leger.*)

HELMSTEDT: 1) ein Distrikt des Herzogthums Braunschweig, der den vormaligen schöningenschen oder Elmdistrikt zum größeren Theile umfaßt und im N. mit der hanov. Provinz Lüneburg, im O. und S. mit der preuß. Prov. Sachsen, im W. mit dem Distrikt Wolfenbüttel gränzt, aber im O. eine abgesonderte Parzele, das Amt Calvörde in dem preuß. Reg. Bez. Magdeburg liegen hat. Sein Flächeninhalt in den jetzigen Gränzen beträgt 13^{69} □Meilen oder 299,760 braunschw. Morgen, wovon 122,800 auf die Äcker, 70,312 auf Wiesen und Weiden, 84,100 auf die Waldungen und 22,548 auf Wohnplätze, Gewässer, Straßen u. s. w. kommen*).

60) Humpracht. Nr. 227, E. 61) Widder in Besch. d. Kurpfalz, III, 267., aus des Administrators, Pfalzgrafen Johann Casimir, Dienerbuch. Humpracht a. a. O. Urkunden aus dem Bischofsheimer Archive. Bei Bachmann im Urkundenb. zum Nachtrage über Lehensfolge. Nr. LXX. und Andern mehr; vergl. Nr. LXXVII. sub an. 1617. 62) Widder a. a. O. I, 50. 63) Urkunden aus dem Bischofsheimer Archive. Bei Bachmann im angef. Buche. Nr. LXX, LXXIII u. s. f. Widder II, 235. 64) Widder I, 50.

65) Urkunde aus dem Bischofsh. Arch. im angef. Buche. Nr. LXXXIII. 66) Humpracht. Nr. 227, E. 67) Widder II, 417 u. 482. 68) Bachmann in der Abhandlung über Lebensfolge, 1797. S. 148. 149. 69) Helmstatter Geschlechtstafel aus dem Bischofsheimer Archive. Bei Bachmann im Nachtrage über Lebensfolge. Nr. I, B. 70) Bachmann in d. Abhandl. über Lehensf. S. 33. 34 und 129.

*) Leiste berechnete den Flächeninhalt des Bezirks auf 14^{16} □Meilen: nach den westphälischen Departementskarten betrug er

Die Oberfläche trägt den Charakter des Landes, das sich im N. des Harzes öffnet und zwischen diesem Gebirge und dem Heidelande belegen ist; es wechselt mit Wäldern, Anhöhen und Ebenen ab, und nur der nördliche Theil, oder das Amt Vorsfelde, reicht in die lüneburgschen Sandebenen hinüber und hat gemischten Sandboden, den großen Bruchwald, den Drömling, einen ansehnlichen Teich, den Wipperteich, und viele Sümpfe. Dagegen findet man im südlichen Theile Klei-, zum Theil im Amte Schöningen wahren Bördeboden und herrliche Eichen- und Buchenwaldung, wie Elm, Elenz, den Marienthaler Forst u. a. Ackerbau und Viehzucht sind neben der Forstbenutzung auch die vorzüglichsten Nahrungszweige der Bewohner. 1785 fanden sich in dem Bezirke 35,831, 1798 36,676 Bewohner. Bei der Organisation des Königreichs Westphalen trennte man von ihm die Ämter Hessen, Voigtsdahlum und Calvörde, und 1812 hatte der Distrikt Helmstedt, so weit er vormals zum Fürstenthume Wolfenbüttel gehört hatte, nur noch 33,885 Einw.; 1813 wurde Calvörde von Neuem damit vereinigt, aber Hessen, Voigtsdahlum blieben verloren; 1823 zählte er wieder 38,480, 1827 aber 41,050 Einwohner. Diese leben in 3 Städten, 2 Marktflecken, 73 Dörfern, 9 Weilern und Vorwerken, 21 einzelnen Höfen und 4400 Häus. (1812 4250.) Alles ist unter fünf Kreisämter, Helmstedt, Schöningen, Königslutter, Vorsfelde und Calvörde, vertheilt. Der Distrikt machte im Mittelalter einen Theil des Darlingaues aus, und nur die nördlichste Spitze um den Drömling, wo nachher die Wenden einwanderten, gehörte zum Gau Osterwalde. Im ersteren und größeren Theile lagen die Stammgüter der Supplingenburger, Sommerschenburger und anderer geringerer Dynasten, unter deren Herrschaft das Land vertheilt war. Nach dem Aussterben der Supplingenburger mit König Lothar, oder schon früher 1127, kam deren bedeutende Erbschaft, wozu Königslutter, Supplingenburg und andere Allodien gehörten, an Heinrich den Großmüthigen, dessen Sohn, Heinrich der Löwe, auch die Vogtei über Helmstedt, die Stadt Schöningen, das Kloster Marienthal und die Gegend um die Aller dazu erwarb. Bei den nachherigen Theilungen des Hauses wurde die Gegend um Elm und Aller zu dem Antheile des älteren und mittleren Hauses Braunschweig geschlagen, und endlich 1495 unter dem Namen des schöningenschen oder Elmdistrikts auf immer mit dem Fürstenthume Wolfenbüttel vereinigt. Noch hatten indeß verschiedene edle Familien wichtige Allodialstücke in demselben. Das Haus Jerrheim wurde 1388, das Amt Calvörde im Anfange des 15. Jahrh., die Stadt Helmstedt 1490, die beiden Dörfer Bornum und Rieseberg 1671, das Haus Warberg 1672 und das Amt Vorsfelde 1742 mit den fürstl. Domänen vereinigt. Bei der Errichtung des Königreichs Westphalen nahm man Voigtsdahlum, Hessen und Calvörde davon und schlug ersteres zu Wolfenbüttel, das zweite zum Saal-, das dritte zum Elbdepartemente, vergrößerte aber den nunmehrigen Distrikt Helmstedt, dem man 12 Kantone gab, durch die halberstadt-magdeburgschen Bezirke Warsleben, Hamersleben, Oschersleben, Harbke, Weferlingen und den lüneburgschen Kanton Fallersleben. Bei der Restauration des Herzogthums Braunschweig, 1813, wurden letztere 6 Kantone wieder getrennt, aus den übrigen 6 bildete man den neuen schöningenschen Distrikt mit 3 Kreisämtern Helmstedt, Königslutter und Vorsfelde, 1826 theilte man das Kreisamt Helmstedt in 2 Ämter, Helmstedt und Schöningen, und veränderte den Namen des schöningenschen Distrikts in den von Helmstedt; 1827 kam noch ein fünftes Amt, Calvörde, das bisher zu Schöningen gehört hatte, hinzu. — 2) das Kreisamt Helmstedt. Es gränzt im N. und W. mit dem Kreisamte Königslutter, im S. mit dem Kreisamte Schöningen, im O. mit dem preuß. Reg. Bez. Magdeburg, begreift die Stadt Helmstedt mit ihren Vorstädten, den Klöstern Ludgeri und Marienberg, dem Gesundbrunnen und die Ortschaften Barmke, Emmerstedt, Grasleben, Mackendorf, Marienthal, Querenhorst, Salsdorf und Bruisole, und zählte 1825 in 1087 Häus. 8400 Bewohner. — 3) die Stadt, Sitz des gleichn. Kreisamts, liegt 51° 13′ 45″ Br. und 28° 41′ L. in einer hügeligen Gegend, hart auf der Gränze des preuß. Reg. Bez. Magdeburg, 5 Meilen von Braunschweig. Sie ist mit Mauern und Thürmen umgeben, hat 4 Thore und 2 Vorstädte, Neumark und Westendorf, breitet sich zum Theil am Abhange eines Hügels, zum Theil unter demselben aus, ist in 4 Viertel abgetheilt, und, wie alle alten Städte, unregelmäßig zusammen gebaut; indeß hat sie in neueren Zeiten doch ein besseres Ansehn gewonnen, ihre Straßen sind durchaus gepflastert, ihre fünf Plätze geebnet u. s. w. Unter ihren öffentlichen Gebäuden sind die hervorstechendsten die vormaligen akademischen Gebäude, wovon das Juleum sonst eines der ansehnlichsten Universitätsgebäude Teutschlands ausmachte, 1613 von Herzog Heinrich Julius erbaut ist, und gegenwärtig das Lokal des helmstedt-schöningenschen Gymnasiums ausmacht, das mit 10 Lehrern besetzt und stark besucht ist, auch die vormalige Universitätsbibliothek, so viel davon übrig ist, besitzt; dann 1 großes Rathhaus auf dem Markte, 2 Kirchen, worunter die Steffenskirche schon 1099 ausgebaut ist, 1 Rittergut, 1 Hospital, 1 Waisenhaus und 1 Beguinenhaus. In der Neumark steht ebenfalls ein Hospital und vor derselben auf einer Anhöhe das Kloster Marienberg, ein 1181 von dem Abte Wolf zu Werden gestiftetes Augustinerkloster, welches bei der Reformation in ein Jungfrauenkloster verwandelt und jetzt mit 1 Domina, 1 Propste und 6 Konventualinnen besetzt ist; an dem Ostendorfe gränzt die Domäne St. Ludgeri mit ihren schönen Gebäuden, einst ein Benediktinerkloster, das im Anfange des 9. Jahrhund. vom Bischofe Lüder von Münster und Abt zu Werden gestiftet war, mit der Abtei Werden in Westphalen einen gemeinschaftlichen Abt hatte, und erst seit 1803 aufge-

in seinem alten Umfange 16^{22} □Meilen. Davon sind aber abgegangen: das Amt Voigtsdahlum, und das Gericht Samtleben — 1^{12} □Meile; der Distrikt ist mithin nur noch 13^{69} □Meilen groß.

hoben ist. In diesen 3 Stadttheilen und beiden Klöstern wurden 1809, nachdem schon die Universität aufgehoben war, 686 Häuser und 5065, 1812 690 Häuser und 5260, 1820 aber 734 Häuser und 5781 Einw., worunter 5507 Evangelische, 243 Katholiken und 31 Juden, gezählt; 1827 schätzte man die Zahl der Einwohner auf 6030. Helmstedt ist der Sitz einer Generalsuperintendentur, eines besonderen Distriktsgerichts und Kreisamts, hat einen ordentlich eingerichteten Magistrat, Sitz und Stimme auf den Landtagen, das oben gedachte Gymnasium, 1 Freischule und 1 Töchterschule, womit eine Industrieschule verbunden ist, auch seit 1. Okt. 1828 ein Lombard. Die Einwohner ziehen ihre vorzüglichste Nahrung aus Ackerbau, Viehzucht, bürgerlichen Gewerben, besonders Brauerei, Branntweinbrennerei, Seifensiederei, Hutmacherei, Töpferei und einigen Fabriken, worunter 1 Flanell-, 1 Likör-, 2 Cichorien-, 1 Pfeifenfabrik u. s. w. Der Handel ist bedeutend, da die Stadt einen großen Theil der Umgegend verlegt und als Gränzort einen lebhaften Schmuggelhandel treibt, der sie wohlhabend macht. Sie hält Wochen- und jährlich 4 Kram- und Viehmärkte. An Wasser gebricht es, und dieß muß durch Röhren hinein geleitet werden; 2 Wassermühlen erhalten das Aufschlagewasser von Teichen, sonst stehen 10 Windmühlen um die Stadt, einige auf dem Walle, der eine reizende Promenade rund um die Stadtmauern bildet. Vor der Stadt, auf dem Rücken des Kornelius- oder Annenberges, liegen die bekannten Lubbensteine, große Granitblöcke, wahrscheinlich als Denkmal über das Grab eines Heroen der Vorzeit, aufgethürmt, dessen Name die Geschichte nicht aufbewahrt hat. — Helmstedt ist eine der ältesten Städte des Herzogthums, dem sie angehört; es reihete sich wahrscheinlich früher um das 802 gestiftete Luderkloster und erhielt schon im 11. Jahrhundert einige Befestigung. Schon 1099 hatte sie städtische Privilegien; das Luderkloster war ihr Eigenthum, der Graf von Sommerschenburg ihr Vogt, doch kam die Vogtei im 12. Jahrh. an Heinrich den Löwen. Die mächtigen Vogte erweiterten die Stadt und H. Albrecht der Große legte 1300 die Neumark an; H. Wilhelm der Jüngere erwarb sie endlich als erbliches Mannlehn von dem Abte zu Werden. 1575 stiftete Herzog Julius in ihren Mauern die Juliusuniversität, die, so lange Göttingen nicht errichtet war, die einzige Universität aller braunschweigschen Länder, eine der blühendsten Teutschlands war, und von jeher die berühmtesten Lehrer in ihrem Schoße hatte; sie war bis 1745 Gesammtung des Hauses, aber in diesem Jahre gab das Kurhaus sein Recht an der Universität, deren Bibliothek, Gebäude und Einkünfte auf; H. Karl ertheilte ihr eine andere Einrichtung und sie nahm seitdem den Namen Julia Carolina an. Unter der westphälischen Herrschaft wurde sie aufgehoben und ist nach der Restauration nicht wieder hergestellt†). *(G. Hassel.)*

HELMSTEDTSCHER GESUNDBRUNNEN, ein Gesundbrunnen, der im O. ½ Meile von Helmstedt, mitten im marienbergschen Forste, auf einer Wiese liegt, und ein bequemes Badehaus, ansehnliche Wirthschaftsgebäude, angenehme Spaziergänge u. s. w. enthält. Die Heilquelle ist 1755 entdeckt; sie gehört zu den alkalischen Gewässern, hat einen überwiegenden Antheil von kohlensaurem Mineralalkali, wodurch dem Eisen seine strenge zusammen ziehende Eigenschaft geraubt ist, und wird seit 1800 stark besucht*). Unweit davon steht ein Steinkohlenbergwerk und ein Sandsteinbruch im Betriebe, auch ist der Forst reich an Eisen, was jedoch nicht gebauet wird. *(G. Hassel.)*

HELMSTOCK heißt bei den Schiffern der Schaft des Steuerruders, welcher von dem so genannten Kolderstocke bis an den Kopf des Steuerruders (den Helm) geht. Durch den Kolderstock setzt der Steuermann den Helmstock in Bewegung und lenkt durch diesen das Steuerruder; hindert daher der Sturm das Regiren des Steuerruders, so bindet man den Helmstock fest. Der Helmstock geht übrigens entweder durch ein Loch in das Schiff oder ist hinten über der Schanze angebracht. *(R.)*

Helmsthal, s. Helmesdall.

Helmungowi (alte Geogr.) s. Helmgau.

HELMUTH, Johann Heinrich, ein sehr gemeinnütziger Schriftsteller für die Volksschulen und selbst für die Landleute, der die Gabe hatte mit der größten Faßlichkeit zu schreiben, war zu Helmstädt am 29. Sept. 1732 geboren; studirte daselbst und verwaltete vom Jahre 1762 bis zum J. 1786 die Pfarrei in dem romantischen Volkmarsdorf und die damit unirte Stelle zu Nordsteimke im Braunschweig'schen mit Würde und Nutzen und war ein Ehrenmitglied der teutschen Gesellschaft zu Helmstädt. Durch seine im J. 1774 herausgegebene Gestirnbeschreibung, mehr aber noch durch die im J. 1785 edirte bekannte Volksnaturlehre, erwarb er sich die Gnade des Herzogs in dem Maße, daß dieser ihm nicht nur im J. 1786 die weitläufige Parochie Kalvörde unweit Neuhaldensleben, anvertraute, sondern ihn auch im J. 1797 zum Superintendenten der dort neu errichteten Inspection ernannte. Bis an seinen Tod beschäftigte er sich mit der Bearbeitung seiner Volksnaturgeschichte und starb zu Kalvörde am 21. Mai 1813 im 82sten Jahre seines rühmlich thätigen Lebens. Vergl. Wachlers theolog. Nachr. 1815. S. 223. Meusels gel. Teutschl. III, 194. IX, 556. XIV, 93. XVIII, 109. *(Rotermund.)*

---

†) Hassel und Berge Beschr. der Fürst. Wolfenbüttel und Blankenburg II, 8—31. — *Conring* de antiq. statu Helmst. 1665. *Meibom* de acad. Jul. pr. in exordiis. Kunhard's Beitr. zur Geschichte der Univ. Helmstedt 1797; vorzüglich aber Ludwig's Geschichte und Beschreibung der Stadt Helmstedt. 1821. 8.

*) Fabricius de fonte martiali medicato Helmstadii disquisitio. Helmst. 1756.

†) Er schrieb: Gestirnbeschreibung, nach der von dem Bayer gebrauchten griechischen Buchstaben und dem seit seiner Zeit an der scheinbaren Größe der Sterne geschehenen Veränderungen. Braunschweig 1774. 8. 24 Bog. 3 Kupferbl. Seine Absicht war die ersten Gründe der Sternwissenschaft auf eine solche Art abzuhandeln, daß auch solche Leser, die der Mathematik unkundig sind, die astronomischen Wahrheiten mit Gewißheit erkennen und sich aus eigener Einsicht davon überzeugen können. — Die ersten Gründe

HELMYTON (Zoophyta). Unter dieser Benennung hat Rafinesque*) eine Gattung in der Familie der Hydrophytae Ulvaceae aufgestellt, welche er folgender Maßen charakterisirt: der Körper ist lang, wurmförmig oder cylindrisch, gallertartig, elastisch und so durchsichtig, daß man im Innern Körner bemerken kann. Die beiden Arten sind H. agglomeratum, in Sicilien unter dem Namen Vermicello marino bekannt, und H. spirale. Die erstere besteht aus sehr langen, cylindrischen Fäden, welche an einem Ende festsitzen und traubenförmig verbundene, runde Keimkörner tragen. Bei der zweiten Art sind die Fäden spiralförmig zusammen gerollt und mit einer Seite an Pflanzen oder Polypen angeheftet, die Keimkörner aber liegen zerstreut in der Substanz der Pflanze. — Ähnliche Seeprodukte finden sich an den französischen (bei Calvados, Marseille) und engländischen Küsten. Lamourour, der sie genau untersuchte, ist der Überzeugung, daß sie sich von den Alcyonidien nicht trennen lassen, wenigstens wenn man die Polypen nicht berücksichtigt, die Gegenwart der letzteren, welche bei Alcyonidium nachgewiesen ist, vermuthet er auch bei Helmyton. Diese Gattung würde aber nur dann beibehalten zu werden verdienen, wenn die Polypen derselben von denen des Alcyonidium abweichen. Weitere Untersuchungen sind also zu wünschen. (*D. Thon.*)

der Sternwissenschaft in Beziehung auf die Gestirnbeschreibung; mit 9 Kupferbl. 1776. 8. Braunschweig in der Waisenhaus-Buchhandlung 33½ Bog. Ist ungemein deutlich, fängt bei den Erscheinungen an und leitet daraus die Theorien her. — Sendschreiben an den geheimen Justizrath von Unger, über die Entstehung des Nordlichts und des am 26. Februar 1777 Abends um 8 Uhr in Süden leuchtenden Bogens, 20 S. 4. eben das. — Volksnaturlehre zur Dämpfung des Aberglaubens. Braunschw. in der Waisenhaus-Buchhandlung 1786. 8. 334 Seit. ein Kupferbl. in 4., worauf 9 Figuren befindlich sind. Der Verfasser wurde von seinem Herzog aufgefordert dieses Buch für die niedern Volksklassen zu schreiben. 2te Ausgabe, 1788. 3te 1798. 4te ..... 5te mit vielen Zusätzen und Berichtigungen verm. Aufl. Eben das. 1803. 8. 1 Alph. 13½ Bog. 6te Aufl. 1810. 8. — Gemeinnützige Unterhaltungen über verschiedene Gegenstände aus der Naturkunde für die Freunde der Volksnaturlehre. 1. Th. Eben das. 1790. 8. — Anleitung zur Kenntniß des Weltgebäudes für Frauenzimmer, in Briefen. Eben das. 1791. 8. 2te verb. und ansehnlich verm. Ausgabe. Eben das. 1794. 8. — Beurtheilung der sonderbaren Meinung des Kanonikus Riem über die in dem apostolischen Symbolo enthaltenen Lehren von der Person Jesu Christi. Stendal 1796. 8. — Volksnaturgeschichte; ein Lesebuch für die Freunde der Volksnaturlehre. Erster Band: Beschreibung der Säugthiere, mit 89 Abbildungen, 348 Seiten. 2ter Band, Beschreibung der Vögel, mit 52 Abbildungen 244 S. Leipz. 1797. 8. 3ter Band, Beschreibung der Fische, mit 49 Abbildungen. Eben das. 1798. 4ter Band, Amphibien, mit 36 Abbildungen, eben das. 1799. 5ter Band, eben das. 1800. 8. enthält die Insekten mit 29 Abbildungen. Der 6te und 7te Band 1801, die Pflanzen, der 8te kam 1804 heraus, der 9te und letzte Band die Mineralien 1805. — Sendschreiben an den Dr. J. K. W. (Wötzel) über die wirkliche Erscheinung seiner Gattinn nach dem Tode, ein Nachtrag zur Volksnaturlehre. Braunschweig 1805. 8. — Schreiben an den Herrn von Unger, als eine Zugabe seines Sendschreibens an denselben, über die Entstehung des Nordlichts. In den Beitr. zu den Braunschw. Anzeigen 1777. Stck. 45. — Beobachtung der Sonnenmackeln am 31. Mai und 1. Junius, eben das. Stck. 55. — Beobachtung eines am 26. Febr. 1777 in Süden leuchtenden Bogens. Eben das. Stck. 97. — Von der wohlthätigen Erfindung der Blitzableiter. Eben das. 1779. Stck. 71—74. — Von den im Sommer blühenden Bäumen. Eben das. 1775. Stck. 77. — Antwort auf das Schreiben eines Ungenannten, die Ableitung des Blitzes durch die Gewitterstangen betreffend. Eben das. 1780. Stck. 5 u. 6. Antwort auf die Duplik eines Ungenannten, eben das. 1781. Stck. 2—6. — Von dem Gregorianischen Osterfeste, in besonderer Hinsicht auf das nächste Schaltjahr. In dem braunschweig. Magaz. 1807. Stck. 31. Nachtrag über das Gregorianische Osterfest, eben das. Stck. 35. — Etwas über die Kometen, eben das. Stck. 44—46. Nachtrag dazu, Stck. 48. — Über das Amt Kalvörde. Eben das. 1798. Stck. 47. — Ausführliche Erklärung des Julianischen und Gregorianischen Kalenders für die der Mathematik unkundigen Leser. Ein populärer Beitrag zur Kenntniß des Weltgebäudes und der Zeitrechnung. Leipz. 1809. 8.

*) Précis de Somiologie. Palermo 1814.

Helmzeichen s. Helm.

HELMZERBRECHEN ist ein bei dem Begräbniß solcher höhern und niedern Adeligen gewöhnlicher Gebrauch, welche die letzten ihres Stammes und Namens sind. Die wesentlichsten Insignien des Adels werden zerstört, und dann die zerrissene Fahne, das zerbrochene Wappen, Helm und Siegel der Gruft mit dem Ausrufe übergeben: „heute N. N. und nimmermehr." Zum Zeichen, daß der Stamm erloschen, wurde das Wappen, wenn man es auf dem Grabmale anbrachte, verkehrt eingehauen. Man hat Beispiele, daß diese Ceremonie auch bei dem letzten Gliede einer Linie eben so, als beim Erlöschen eines ganzen Stammes angewendet worden. In sofern dadurch zugleich die Rechte der Familie aufgegeben waren, suchten entfernte Verwandte dieses Helmzerbrechen zu hintertreiben und sich durch förmliche Protestation dagegen zu verwahren†). (*R.*)

Helmzier, Helmzierden s. Helm.

HELOBIUM, *Leach* (Insecta). Diese Käfergattung entspricht Blethisa. Vergl. d. Art. (*D. Thon.*)

HELOCERA, *Dumeril* (Insecta). Eine Familie der Käfer, charakterisirt durch die durchblätterte Fühler- (Antennen-) Keule. Sie entspricht Latreille's Abtheilung Clavicornes. S. d. Art. (*D. Thon.*)

HELODES, *Paykull* (Insecta). Von *ἕλος* und *ὄζω*. Bachblattkäfer. Diese von *Latreille* Prasocuris genannte Käfergattung, aus Chrysomela *L.* gesondert, gehört zu der Abtheilung, welche durch vier Fußglieder charakterisirt ist. Die Kennzeichen sind folgende: der in die Länge gezogene Körper ist fast linienförmig, etwas platt gedrückt; der fast horizontal stehende Kopf ist zum Theil in das Brustschild aufgenommen; die Antennen haben eilf Glieder, von welchen die letzteren fünf eine längliche Keule bilden, die ersteren vier davon sind halbkugelig; die Lippe ist an der Basis verschmälert, an der Spitze erweitert zugerundet und häutig; die Mandibeln sind kurz und stumpf; die häutigen Maxillen sind gespalten; die Palpen sind kurz, in der Mitte dicker; die Maxillarpalpen haben kaum die Länge der Maxillen und stehen nicht vor, und fast alle haben ein verkehrt kegelförmiges Endglied; der Thorax ist viereckig; das Schildchen ist ziemlich groß und dreieckig; die Flügeldecken ge-

†) Köhler's Münzbel. 1r Bd. S. 267. Müller's R. T. Theatr. unter Friedrich V. im 5n Bd. S. 501 ff.

hen etwas über den Leib hinaus und das letzte Glied der Tarsen ist zweilappig.

Diese Käfer leben im Larvenzustande in den Stängeln verschiedener Wasserpflanzen, meistens ist dieß bei H. Phellandri der Fall, welche Art bis jetzt am genauesten beobachtet ist. Die Larve dieser Art ist weiß, lang, sechsfüßig, und lebt im Innern der Stängel und Wurzeln des Wasserfenchels (Phellandrium aquaticum). Die Nymphe ist weiß, fast cylindrisch und etwas eckig. — Von den wenigen Arten dieser Gattung erwähnen wir nur: 1) H. Phellandrii, *Fabricius* (Crioceris Phellandrii. *Panzer* Fauna. fasc. 83. t. 9). Schwarzerzfarbig, glänzend, der Seitenrand des Thorax gebuchtet, die Wurzel der Schenkel und die Schienbeine gelb, die mit Punktstreifen besetzten Flügeldecken gelb, die Naht und eine Binde in der Mitte erzfarbig. — Dieser Käfer lebt auf dem Wasserfenchel und andern Wasserpflanzen, im Monat Mai, nicht selten in Teutschland, Frankreich, England. — 2) H. Beccabungae (Chrysomela Beccabungae. *Panzer* Fauna 25. t. 11). Blau oder grünlich, glänzend, der After röthlich, die Flügeldecken punktstreifig, die Streifen regelmäßig, gerade. — Der Käfer lebt auf Veronica Beccabunga ebenfalls im Mai, in Teutschland, Frankreich, England. (*D. Thon.*)

HELOISE ist durch ihre unglückliche Liebe zu dem berühmten Scholastiker Abälard fast allgemein bekannt, und durch Schönheit und Liebenswürdigkeit, wie durch Geist und gelehrte Kenntnisse in ihrem Geschlechte ausgezeichnet. Sie war aus der berühmten Familie der Monmorency, und lebte, 18 Jahre alt (um 1115), bei ihrem Oheim, dem Kanonikus Fulbert zu Paris, als sie mit Abälard bekannt wurde. Abälard, damals Lehrer der Theologie und Philosophie an der Universität zu Paris, wurde von Fulbert aufgefordert, seiner Nichte, die große Fähigkeiten zeigte, in theologischen und philosophischen Wissenschaften Unterricht zu ertheilen, und ward dafür von diesem in sein Haus aufgenommen. Abälard aber empfand bald eine heftige Neigung zu der eben so schönen als geistreichen Heloise, und es gelang dem schön gestalteten, mit Beredsamkeit, Witz, Lebhaftigkeit und allen Geistesgaben, welche einzunehmen vermögen, reichlich ausgestatteten Manne leicht, eine eben so feurige Gegenliebe bei Heloise für sich zu erwecken. Beide Liebende lebten eine geraume Zeit im Geheimen in dem innigsten Einverständniß, unbemerkt von Fulbert. An Abälard aber wurde von seinen Zuhörern eine auffallende Nachlässigkeit, Zerstreutheit und Schlaffheit in seinen Vorlesungen, und eine Veränderung in seinem Wesen überhaupt bemerkt, und von diesen aufmerksam gemacht, entdeckte Fulbert endlich das Verhältniß. Er entfernte Abälard aus seinem Hause, dieser aber entführte seine Heloise in sein Vaterland, Bretagne, wo sie ihm einen Sohn gebar, den er Astrolabium nannte, heirathete sie, ungeachtet Heloise, weil sie glaubte, daß das geräuschvolle Familienleben Abälards erhabene philosophische Betrachtungen stören möchte, in der That aber, weil, wie sie selbst gestand, eine geheime Liebe größeren Reiz für sie hatte, und weil sie befürchtete, Abälard möchte Amt und Ruhm durch seine Verheirathung verlieren, stark davon abrieth. Seines geistlichen Amtes wegen hatte Abälard verlangt, daß die Ehe geheim gehalten werde, Fulbert aber machte sie dennoch, um seine Ehre zu behaupten, bekannt, und mißhandelte die Heloise, weil sie ihre Verheirathung hartnäckig läugnete. Um sie gegen diese Mißhandlungen sicher zu stellen, brachte sie Abälard in das Nonnenkloster zu Argenteuil. Fulbert aber und ihre übrigen Verwandten, in der Meinung, Abälard beabsichtige sie zum Nonnenstande zu nöthigen, um dadurch die Heirath mit ihr aufzuheben, ließen ihn aus Rache durch einige des Nachts an ihn abgeschickte Leute entmannen. Allgemein erregte dieß Unglück Abälards eine lebhafte Theilnahme, einer seiner Freunde, Fulco, Prior zu Deuil bei Paris, suchte ihm mit vieler Beredsamkeit den erlittenen Verlust als einen Gewinn darzustellen [1]), und die Obrigkeit bestrafte zwei der Thäter mit demselben Verluste und überdieß mit dem der Augen. Abälard floh in der Verzweiflung in das Kloster St. Denys und legte daselbst 1119 das Mönchsgelübde ab. Heloise hatte auf seinen Rath kurz vorher dasselbe in Argenteuil gethan. Als sie aber um 1126 mit den übrigen Nonnen durch die Mönche von St. Denys von Argenteuil vertrieben wurde, übergab ihr Abälard die unterdessen von ihm gegründete Abtei Paracletus (1130). Von hier aus entspann sich jener bekannte Briefwechsel Heloisens mit Abälard, von dem uns drei Briefe von ihr, vier von ihm erhalten sind [2]). Mit den wehmüthigsten Klagen über das sie betroffene Schicksal beginnt er von ihrer Seite, worauf er mit Trostgründen der Religion erwidert. In einem andern Briefe bittet sie ihn um seine Belehrung über das Wesen und den Werth des Mönchsstandes überhaupt, und um eine Regel für die ihr untergebenen Nonnen, was Abälard in mehreren Schreiben ausführlich that. Da er ihnen u. a. das Studium der Bibel in der (hebräischen und griechischen) Urschrift anempfohlen hatte, so gab Heloise in einem folgenden Briefe einen Beweis von der Befolgung dieser Vorschrift durch die Vorlegung von 42 Fragen, die ihnen bei ihrem Studium der Bibel dunkel geblieben, und über die sie Auskunft von Abälard wünscht. Heloise zeigte in diesen Briefen eine ansprechende und edle Schreibart, und eine nicht geringe Gewandtheit im Gebrauche der lateinischen Sprache, sie bewies Kenntnisse in der griechischen und hebräischen Sprache, Bekanntschaft mit christlichen und heidnischen Schriftstellern und eine gewisse theologische Gelehrsamkeit, wie sie wohl sehr viele Geistliche jener Zeit nicht besessen haben mögen. Sie starb, als Äbtissinn des Klosters Paracletus, im J. 1162 oder 63, nachdem schon 20 Jahre vorher (1142) auch der Leichnam ihres geliebten Abälard in demselben Kloster begraben worden war [3]). (*D. H. Schmid.*)

1) *Abaelardi* opp. p. 217 fg. 2) *Abael.* opp. p. 42 fg. Besonders herausgeg. von Rich. Rawlinson. Lond. 1818. 8. von Jak. Gervais. Paris 1723. 12. 2 Bde u. A. Außerdem sehr häufig in Übersetzungen und Bearbeitungen zu Romanen und Gedichten benutzt. 3) Vergl. *Abaelardi* hist. calamitatum sua-

HELONIAS *L.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Junceen und der dritten Ordnung der sechsten Linnéschen Klasse, deren Charakter in einem korollinischen, sechsblätterigen, brakteirten Kelch und einer dreifächerigen, drei — sechssamigen Fruchtkapsel besteht. 1) H. latifolia bor. amer., mit nacktem Schaft, lanzetförmig-schwertförmigen, narbenreichen Blättern, eiförmiger, zusammen gedrängter Blühtentraube und linienförmig-lanzetförmigen Brakteen. In Nordamerika. (H. bullata *Willd.* sp. pl.) Abgebildet in *Redout.* liliac. t. 111. 2) H. virescens *Kunth.* syn., mit linienförmigen, gestreiften Blättern, welche mit dem blattreichen Stiel von gleicher Länge sind, mit fast zusammen gesetzter Blühtentraube, verlängerten Blühtenstielen, und eiförmig-lanzetförmigen, abgekürzten Brakteen. In Neuspanien. 3) H. erythrosperma *Mx.*, mit blattreichem Stiel, lanzetförmig-linienförmigen Blättern, ablanger Blühtentraube und häutigen Samen. In Nordamerika. (H. laeta *Ker.* im Bot. mag. tab. 803. Melanthium laetum *Ait.* Kew. ed. 1. M. phalangioides *Lam.* Anthericum subtrigynum *Jacqu.*) 4) H. angustifolia *Mx.*, mit unterhalb blattreichem Stiel, linienförmigen, verlängerten Blättern, ablanger, schlaffer Blühtentraube, abgekürzten Brakteen und linienförmigen Samen. In Karolina. — S. *Spr.* Syst. II, 144. (*Sprengel.*)

HELONOMI, *Vieillot* (Aves). Eine Abtheilung der Sumpfvögel, in welche die Gattungen Cursorius, Vanellus, Scolopax u. s. w. gehören. (*D. Thon.*)

HELOPHILUS, *Meigen.* (Insecta), sumpfliebend, von ἕλος und φιλεῖν, Striemenfliege. Diese Zweiflüglergattung gehört nach Latreille's Eintheilung unter die Abtheilung Athericera und die Familie Syrphii, nach Meigen unter die Abtheilung proboscideae und ebenfalls in die bei diesem Schriftsteller Syrphici genannte Familie. Linné begriff dieselbe mit unter Musca. Die Kennzeichen sind folgende. — Die Fühler sind vorgestreckt, nickend, dreigliederig, das dritte Glied ist tellerförmig, an der Basis mit nackter Rückenborste; das Untergesicht (hypostoma) ist verlängert, unten gewölbt; die Augen sind nackt; die Hinterschenkel sind verdickt, wehrlos; die Flügel sind halb offen und (mikroskopisch) behaart. — Von Eristalis, mit welcher diese Gattung viel Ähnlichkeit hat, unterscheidet sich dieselbe durch die nackten Augen, durch die verdickten Hinterschenkel und die (unter der Lupe) haarigen Flügel. — Der Name ist von der einzigen bekannten Larve entlehnt, welche in faulem Wasser lebt. — Von den wenigen Arten gedenken wir bloß einer. —

H. pendulus, *L.* Die Rattenschwanz-Striemenfliege. (Musca pendula, *L.* et *Auct.* Syrphus pendulus, *Fabr.*, *Panzer*, Fauna XX, 21.) Der Thorax strohgelb mit drei schwarzen Streifen; der Hinterleib schwarz, mit drei ungleichen, gelben, unterbrochenen Binden; der Bauch vorn blaßgelb, hinten schwarz, mit weißen Einschnitten. Längenmaß fünf Linien. — Dieß ist diejenige Art, von welcher man die Larve kennt, über welche Reaumur interessante Beobachtungen angestellt hat. Sie lebt in faulem Wasser, in Mistpfützen u. s. w., hat eine länglich-eiförmige Gestalt und einen langen Schwanz, der ein ganz besonderes Organ bildet, indem er die Athmenröhre des Thieres ist. Die Larve hält nämlich ihren Körper auf dem Grunde der Flüssigkeit und verlängert ihren Schwanz bis an die Oberfläche der letzteren. Reaumur machte Versuche, um zu sehen, wie weit die Larve ihren Schwanz verlängern könne und fand, daß die längste Ausdehnung fünf Zoll betrug. Wenn die Menge der Flüssigkeit dieß Maß überstieg, so verließen die Larven den Grund des Gefäßes und begaben sich weiter nach oben. Der Schwanz besteht aus zwei Röhren, von welchen sich eine in die andere schiebt, wie die Röhren eines Perspektivs. Bei anatomischer Untersuchung zeigen sie sich aus kreisförmigen Fibern zusammen gesetzt, durch deren Zusammenziehung der Schwanz sich verlängert. Die Athmenröhre endigt in einen kleinen, warzenförmigen Knopf, in welchem Reaumur zwei Löcher, zum Einziehen der Luft, bemerkt zu haben glaubt. Dieser Knopf erhält sich über der Oberfläche des Wassers, wahrscheinlich mit Hilfe von fünf kleinen, spitzigen Körpern, welche Haarpinseln gleichen, den Knopf umgeben und frei auf dem Wasser schwimmen. Im Innern des eigentlichen Körpers der Larven befinden sich zwei starke Luftröhren, welche sich bis in den Schwanz verlängern und in die beiden gedachten Öffnungen münden. — Zur Zeit der Verwandlung verlassen die Larven das Wasser und graben sich in die Erde ein. Dann verkürzt sich der Schwanz, der Körper wird dicker, die Haut hart, und an der nun ausgebildeten Nymphe bemerkt man vier Erhabenheiten, welche die Respirationsorgane bilden. Nach 8 oder 10 Tagen erscheint die Fliege, welche in Teutschland im Sommer überall auf Blühten gemein ist. (*D. Thon.*)

HELOPHORIDAE, *Leach.* (Insecta). Eine Käferfamilie, welche die Gattungen Helophorus, Hydrochus, Ochthebius und Hydraena umfaßt. (*D. Thon.*)

HELOPHORUS (Insecta). Richtigere Schreibart für Elophorus, welche letztere jedoch allgemein angenommen ist. (*D. Thon.*)

HELOPII, *Latreille* (Insecta). Eine Käferzunft aus der Ordnung Heteromera und der Familie Stenelytra. Sie hat folgende Kennzeichen. Das Ende der Mandibeln ist gespalten oder zweizahnig; die Wurzel der Antennen ist meist durch den Rand des Thorax bedeckt; die Maxillarpalpen sind länger, als die Labialpalpen und endigen in ein großes dreieckiges Glied; die Tarsenglieder sind ungetheilt und die Klauen einfach oder zahnlos. Die äußersten Antennenglieder sind oft kürzer und rundlich, die andern verkehrt kegelförmig oder cylindrisch. Der Körper ist meist oval oder länglich, oft oben gewölbt. Diese Zunft zerfällt in 4 Abtheilungen:

rum, opp. p. 3. Hist. litt. de la Fr. T. XII. p. 629 — 646. *Bayle* dict. art. Héloise. p. 1416 — 1421. Das. art. Abélard. p. 20 sq. art. Foulques. p. 1195. art. Paraclet. p. 2174. *Jac. Gervais*, vie de P. Abeillard et de Héloise. Par. 1728. T. II. Schröckh K. G. Th. 24. S. 370 fgg. 382 fgg.

I. Der Thorar hat eine herzförmige, hinten abgestutzte Gestalt. — Gattung Helops.

II. Der Thorar fast kreisrund oder kugelig. — Gattung. Pytho, Adelia, Spaerotus.

III. Der Thorar trapezisch oder fast mondförmig, ist am hinteren Ende mehr breit als lang; der Körper ist fast halbkugelig und oval oder länglich oval. — Gattung Accanthopus, Spheniscus, Amarygmus *Dalm.* (Cnodalon, *Fabr.*), Nilis.

IV. Der Thorar länger als breit, oder fast gleichseitig, viereckig oder cylindrisch; der Körper schmal und lang. — Gattung. Strongilius, Stenochia, Stenotrachelus (Dryops, *Paykull*). (*D. Thon.*)

HELOPITHECI (Mammalia). Geoffroy hat mit diesem Namen eine Abtheilung der Affen, charakterisirt durch den Wickelschwanz, belegt. Vergl. den Art. Simia. (*D. Thon.*)

HELOPODIUM, *Mx.* — S. Cladonia, *Hoffm.* (capitata *Spr.* Syst.) (*Sprengel.*)

HELOPS, einer der Kentauren (Stiertödter), welcher auf der Hochzeit des Peirithoos, wo die Lapithen und Kentauren gegen einander kämpften, durch Peirithoos Hand seinen Tod fand. (*Ovid.* Met. XII, 434—436). Über das ganze Verhältniß beider und seine Deutung s. d. Art. Peirithoos. (*D. Schincke.*)

HELOPS, *Fabricius* (Insecta), Düsterkäfer. (Helops oder Ellops wird von Quinctilian als eine Fischart erwähnt). Die Stelle, welche diese Käfergattung im Systeme einnimmt, siehe unter Helopii. Sie unterscheidet sich von ihren Zunftverwandten durch folgende Kennzeichen. Die Mandibeln sind am Ende zweizähnig, das Endglied der Marillarpalpen ist beilförmig, der Körper ist dick, gewölbt oder länglich. Der Kopf ist meist schmäler, als der vordere Theil des Thorar gesenkt; die fadenförmigen Antennen sind länger als letzterer, eilfgliederig, das zweite Glied klein und kugelig, das dritte lang, die übrigen cylindrisch kegelförmig, die Endglieder kürzer, rundlicher als die übrigen, das letzte Glied eiförmig. Die Marillen sind an der Wurzel hornartig, kurz, dreiseitig, gefranzt. Die hornartige Lippe ist fast viereckig; der Thorar ist trapezoidal, so breit als der Hinterleib. Die Füße sind mittelmäßig lang und haben zusammen gedrückte Schenkel. — Die Düsterkäfer leben in den Ritzen der Rinde lebender, besonders aber unter der Rinde faulender Bäume. Sie hatten sich am Tage sehr verborgen, und sind, aus ihrem Schlafe gestört, doch nicht so schnell, als des Abends. Zu dieser Zeit verlassen sie ihre Schlupfwinkel und die Männchen suchen die Weibchen auf. Jedoch dauert dieß nicht die Nacht hindurch, sondern etwa nur eine Stunde. Die Larven leben in dem Holzmehl und Moder am Fuße der Bäume, welcher durch das Zernagen selbst entsteht. So weit sie bekannt sind, ist ihr Körper lang, glatt, cylindrisch und besteht aus zwölf Ringen, deren letzter mit zwei in die Höhe gerichteten Spitzen endigt, zwischen welchem der After sich befindet. An den drei ersten Ringen stehen die drei Par kurzer, mehrgliederiger Füße, welche in eine spitzige Klaue auslaufen. Der Kopf ist so breit, als der Leib, und hat unten einen schildförmigen Theil, welcher den Mund deckt, an jeder Seite steht eine kleine, nach vorn gerichtete Antenne, der Mund zeigt ein Par starke Mandibeln, aber die Augen sind wenig bemerkbar. Diese Larven werden häufig von Nachtigallen und Grasmücken als Nahrung aufgesucht. Von den zahlreichen, fast auf 60 sich belaufenden Arten erwähnen wir, als Beispiel, bloß folgender: 1) H. caraboides, *Panzer* (Fauna XXIV. 3. Hel. dermestoides. *Illig.* Kf. Preuss.). Er ist länglich eirund, gewölbt, schwarz, glänzend; unten pechbraun; die Flügeldecken sind punktstreifig. In der Länge mißt er gegen fünf Linien. Er ändert ab: ganz dunkel braunroth, oder braunroth mit schwärzlichen Flügeldecken. Diese letztere Varietät scheint Fabricius unter seinem H. ruficollis zu meinen. Diese Art findet sich in Teutschland im Frühjahre in Wäldern unter frischer und abgestorbener Fichtenrinde, und ist sehr schnell. 2) H. lanipes, *L.* (*Panzer* Fauna L. 2). Länglich, bronzeschwarz, die punktstreifigen Flügeldecken haben eine verlängerte Endspitze; die Tarsen sind unten mit fuchsrothen Haaren besetzt. Das Weibchen ist sieben Linien lang, das Männchen etwas kleiner. Man findet diesen Käfer in mehreren teutschen Ländern in Wäldern in faulen Birn- und Lindenstämmen, doch selten.

H. laevis, *Fabr.* ist Typus der Gattung Ditylus, *Fischer.* S. d. Artikel. (*D. Thon.*)

Heloria s. Helorum.

HELORIS (Ἔλωρις), ein Krieger aus Rheginm. Seine Vaterstadt war mit Messena in Krieg gerathen, und die Rheggier vertrauten ihr Heer diesem Heloris an, der es über die Meerenge nach Sicilien führte und Messena belagerte. Aber der Tyrann Dionys eilte zu rechter Zeit zum Entsatze herbei und schlug Heloris, der in der Schlacht blieb*). (*H.*)

HELORUM, eine Stadt auf der Insel Sicilien und zwar an der Mündung des gleichnam. Flusses, der nahe bei Acra entsprang und mit großem Geräusche in das Meer stürzt, daher ihn Silius Ital. clamosus nennt. Das Thal, worin die Stadt lag, war höchst reizend. Virgil und Ovid nennen es Heloria tempe. Man weiß nach Reichardt nicht, welchen Fluß man darunter verstanden habe, und mithin vermag man auch die Ruinen des alten Helorum nicht aufzusuchen. (*G. Hassel.*)

HELORUS, *Latreille* (Insecta). Eine Hymenopteren-Gattung, zu der Abtheilung terebrantia, zur Familie pupivora und zur Tribus oxyuri gehörend, von *Panzer* zu Sphex gerechnet. Sie unterscheidet sich von den verwandten Gattungen Proctotrupes, Cinetus, Belytus und Diapria durch folgende Kennzeichen. Die Lippe ist erweitert, zugerundet und an ihrem vorderen Rande fast ungetheilt; die fadenförmigen Marillarpalpen haben fünf Glieder, die Labialpalpen drei, von welchen das Endglied dicker und eiförmig ist; die fadenförmigen Fühler sind nicht geknickt und haben funfzehn

*) *Diodor.* XIV.

Glieder, von welchen das dritte fast kegelförmig, die übrigen cylindrisch sind; die Mandibeln sind verlängert, spitzig und haben einen zweizahnigen Vorsprung. Der Kopf ist zusammen gedrückt, von der Breite des Thorax; die Augen sind oval; der Thorax ist kugelig; die Oberflügel haben eine dreieckige Radialzelle, zwei Cubitalzellen, von welchen die erste groß ist, die zweite den hintern Flügelrand erreicht, und drei Diskoidalzellen, von welchen die erste obere dreieckig ist, so daß der zurückkehrende Nerv fehlt, die untere aber den hintern Flügelrand erreicht; der Hinterleib ist ei-kugelförmig, das erste Segment desselben ist in einem kurz abgesetzten Stiele verdünnt, das 2te glockenförmig und das dritte das größte. — Von dieser Gattung erwähnen wir nur der einzigen Art, H. ater *). Sie ist drei Linien lang, schwarz, etwas behaart, Kopf, Thorax und der Stiel des Hinterleibes fein chagrinirt, der letztere überdieß noch mit kleinen kielförmigen Längsstreifen versehen, die übrigen Segmente glatt. In Teutschland und Frankreich einheimisch. (*D. Thon.*)

Helorus (geogr.) s. Helorum.

HELOS, 1) ein Ort, der in der Peloponneslandschaft Lakonia, und zwar in einem Distrikte lag, der Helia genannt wurde; er war höchst fruchtbar, besonders nachdem man den Eurotas, der ihn bewässerte, ein festes Ufer angewiesen hatte. Sein frühern Bewohner waren Achäer, die von den dorischen Spartern unterjocht wurden. Da diese in der Folge mit den Argivern gemeinschaftliche Sache gegen ihre Vaterstadt machten, so fiel ihnen das Los, daß sie unterjocht und die Sklaven ihrer Mitbürger wurden (s. den Art. Heloten). 2) eine alte Stadt in der Peloponneslandsch. Messenia, die von Dryopen bevölkert wurde. Strabo und Homer setzen sie nach Elis an den Alpheus. Sie gehörte späterhin den Spartern. Es ist nichts von ihr übrig. 3) eine Ortschaft in der Kleinasialandsch. Jonien, nahe bei Erythrä; ebenfalls verschwunden. (*G. Hassel.*)

HELOS (von ἡλόω, clavum figo). Synonym mit clavus pedis, Hühnerauge, Leichdorn (Helos pedis); auch bezeichnet man mit helos, helos oculi, hilon, jene Form des einfachen Regenbogenstaphyloms (staphyloma s. prolapsus iridis), wo es durch die Augenlieder flach gedrückt, wenig über die cornea erhaben ist und Ähnlichkeit mit einem Nagelkopfe hat. (*Wiegand.*)

HELOSIS (von εἰλόω, verso), Blepharhelosis, das Umkehren der Augenlieder. (Vergl. Entropium und Ectropium. (*Wiegand.*)

HELOSIS *Rich.* (Mém. du Mus. T. VIII.) Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Balenophoreen (*Rich.*) und der 21sten Linnéschen Klasse, deren Charakter folgender ist: Ein knopfförmiger Blühtenkolben, an welchem Blumen beiderlei Geschlechts gemischt stehen; ein Fruchtbehälter, welcher mit an der Spitze drüsigen Borsten und schildförmigen, leicht abfallenden Schuppen besetzt ist. Die männlichen Blühten bestehen aus einer dreigetheilten, gestielten Blumendecke, einem Staubfaden und einer dreifächerigen Anthere; die weiblichen haben keine Blumendecke, einen Fruchtknoten, den auf der Spitze ein Häutchen krönt, zwei Griffel und ein Ovarium. 1) H. cayennensis *Rich.* (l. c. t. 29) mit nacktem Strunk, fast kugeligem Blühtenknopf und rundlich schildförmigen Schuppen. In Cayenne (cynomorium cayennense *Sw.* Fl. Ind. occ., caldasia mutis). 2) H. jamaicensis *Rich.* (l. c.) mit schuppigem Strunke, länglichem Blühtenknopfe und dachziegelförmigen, halbirten Schuppen. Auf Jamaika (cynomorium jamaicense *Sw.* Fl. Ind. occ.) — S. *Sprengels* Syst. III, 765.) (*Sprengel.*)

HELOSPORA *Jack.* (*Linn.* Trans.) Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Rubiaceen und der ersten Ordnung der vierten Linnéschen Klasse. Ihr Charakter besteht in einem viergezähnten Kelch, einer röhrenförmigen Korolle mit viergetheiltem Saume, eingeschlossenen Staubfäden, vier Narben und einer vielsamigen Beere, deren Samen in einer doppelten Reihe kreuzförmig liegen. Die einzige bekannte Art, H. flavescens *Jack.*, ist ein auf Sumatra wachsender kleiner Baum, mit eiförmig lanzetförmigen Blättern und einzeln in den Blattachseln stehenden, gestielten gelben Blühten (s. *Spr.* syst. I, 416). (*Sprengel.*)

HELOT, ein im 17ten Jahrhunderte lebender Franzose, berüchtigt als Verfasser der l'Ecole des filles, welche ihres Inhaltes wegen zu Paris verbrannt wurde. Helot selbst gerieth in die größte Gefahr, rettete sich aber durch die Flucht; worauf man wenigstens sein Bild an den Galgen schlug. Eine der ältesten Ausgaben dieser schmuzigen Schrift, der sogar Kupfer beigegeben sind, erschien Freib. 1668. 12.; in neuerer Zeit hat sie mehrere Auflagen erlebt, ist auch bereits 1680 ins Holländische übersetzt worden *). (*R.*)

HELOTEN (Εἵλωτες), Name des vierten Standes der Bewohner der Landschaft Lakedämon in Griechenland, oder der unglücklichen, von ihren Herren auf das Ärgste bedrückten Leibeignen. Der Ursprung dieser Klasse von Sklaven ist mit einigem Dunkel umhüllt. Nach der Einwanderung der Dorer in den Peloponnes, und der Unterwerfung dieser Landschaft, suchten die Eingewanderten die unterworfenen Achäer sich zu gewinnen und geneigt zu machen; sie gestanden ihnen daher, unter dem Namen Heloten [1]) gleiche Rechte, gleichen Antheil an der öffentlichen Berathung und Verwaltung zu, doch sollten ihnen, den Dorern, im Allgemeinen alle Einwohner untergeordnet seyn. Dieses unnatürliche Verhältniß, nach welchem die einander Untergeordneten gleiche Rechte

*) *Jurine* nouv. Méth. de classifier les Hymenoptères. p. 215. pl. 14. — Sphex anomalipes, *Panzer* Fauna LII, taf. 23. und C. t. 18.

*) Adelung's Ergänz. und Forts. des Jöcher'schen Gelehrtenlex. 2r Bd. S. 1896 — 7. *Schellhorn's* Amoenit. liter. 8. Th. p. 508 und *Jugler's* bibl. lit. 3 Th. S. 1872.

1) *Strabo* VIII. p. 188 ed. *Tauchn.*

haben und genießen sollten, konnte nicht lange bestehen; sie war wohl auch nur getroffen, weil die Eingewanderten sich noch nicht sicher im Besitz des eroberten Landes fühlten, und daher einsweilen den Unterworfenen so viel Recht als möglich zugestehen zu müssen glaubten. Sobald ihnen nun der Besitz sicher schien, suchten sie das, was sie aus Noth zugestanden hatten, wieder an sich zu reißen. Den ersten Versuch machte schon der zweite spartische König, der Sohn des Eurysthenes, Agis, welcher den Periöken nicht nur alte Vorrechte raubte, sondern sie auch zwang, den Spartiaten Tribut zu bezahlen. Mehrere Städte widersetzten sich den ungerechten Forderungen, aber nur zu ihrem Unglücke. Unter diesen Städten, die Widerstand zu leisten suchten, war auch die volkreiche Stadt Helos. Agis zog sammt seinem Mitkönige Soos gegen sie, eroberte die Stadt und zerstörte sie[2]). Die Einwohner führte er, als warnendes Beispiel für die andern Städte, hinweg, und bereitete ihnen das härteste Los, indem er sie zu Sklaven des Stats machte und keine Hoffnung ließ, die Freiheit, für welche sie gegen die Spartaner gekämpft hatten, je wieder zu erlangen[3]). Mit dieser Erzählung ist das schwer zu vereinen, was uns Pausanias (III, 2, 7) mittheilt. Er sagt nämlich, „nach dem Tode des Teleklos wäre der Sohn desselben Alkamenes König geworden; die Lakedämonier hätten (unter ihm) den Charmidas, den Sohn des Euthys nach Kreta gesandt, um einen Aufruhr zu stillen, und die Bewohner schwacher Städte aus dem Innern des Landes an die Küste zu versetzen." „Sie zerstörten aber auch die Seestadt Helos, welche Achäer im Besitz hatten, und besiegten die Argiver, welche die Heloten vertheidigten, in einer Schlacht." Wenn Pausanias auch hier nicht mit deutlichen Worten sagt, daß dieses unter der Regirung Alkamenes geschehen, so ist doch anzunehmen, daß es zu jener Zeit geschahe; wie wäre sonst diese Nachricht in den Bericht von den Vorfällen unter der Regirung des 8ten Königs Alkamenes gekommen? Eben so erzählt Pausanias Kap. 1. 2. desselben Buchs nach Angabe des Namens der Könige Dinge, welche sich ganz unbezweifelt unter der Regirung derselben ereigneten, ohne daß er ausdrücklich bemerkt, sie wären unter ihrer Regirung vollbracht worden. Der Widerspruch zwischen den Schriftstellern ist also nicht, wie Heyne[4]) meint, ein bloß scheinbarer, sondern er ist wirklich vorhanden. Es entsteht nun die Frage, wem wir glauben sollen; oder mit andern Worten, es ist nun zu bestimmen, seit wann Heloten bei den Spartanern in der Bedeutung der Sklaven vorkommen. Wahr ist es, daß vorzüglich Teleklos, der Vater des Alkamenes, die Städte in Lakonien, die noch von Achäern besessen wurden, und eigne Rechte hatten, unterwarf, und man könnte nun glauben, Alkamenes wäre in dieser Bestrebung nur fortgefahren. Allein da die Verfassung des Lykurgos den Stand der Heloten nöthig macht, und auf diesen mit gegründet ist: so können wir unmöglich annehmen, daß erst unter Alkamenes (772 v. Christ.) die Heloten Sklaven geworden seien. Die Eroberung der Stadt Helos, deren Plutarchos und Strabo, und die, deren Pausanias gedenkt, sind offenbar verschieden und Manso's[5]) Vermittelung hebt die Schwierigkeit auch nicht. Wahrscheinlich zerstörte Agis, der den Heloten oder den unterworfenen Achäern die Isonomie entriß, die Stadt Helos und machte die Einwohner zu Sklaven. Allein die Bewohner der andern achäischen Städte, oder wohl auch Fremde, erhielten die Erlaubniß, sich in der äußerst fruchtbaren, ja fruchtbarsten Gegend Lakoniens[6]) nieder zu lassen. Diese bauten die Stadt Helos wieder auf, und erhielten dieselben Rechte, welche die andern Achäer hatten. Auf die Weise nun, wie Teleklos die andern achäischen Städte zur Zeit des Anfangs der Olympiaden zerstörte, vernichtete Alkamenes Helos. Es waren also die Heloten ursprünglich die unterworfenen Achäer; dann nach Einnahme und Zerstörung der Stadt Helos, vorzüglich die zu Sklaven gemachten Einwohner dieser Stadt; endlich, da man später, und vorzüglich vor dem ersten messenischen Kriege, mehrere Städte der Ureinwohner Lakoniens wegen Widersetzlichkeit gegen ihre Herren zerstörte: so, scheint es, wurden auch die Bewohner dieser Städte in den Stand versetzt, in welchen die Bewohner von Helos hinab gestoßen waren. Zu dieser schon bedeutenden Anzahl Sklaven kamen noch viele, durch auswärtige Kriege erworbene, namentlich Messenier, so daß wir recht gut das Zeugniß des Thukydides als glaubwürdig annehmen können, daß die Lakedämonier die meisten Sklaven hätten. Da nun schon kleinere Staten, als Sparta, wie z. B. Athen, Korinth, Ägina nach Athenäos[7]) 400,000 und mehr Sklaven besaßen, so darf man wohl die Hälfte mehr, oder wohl gar das Doppelte dieser Anzahl für Sparta annehmen, so daß man für diesen Stat 600,000 bis 800,000 Sklaven erhält[8]). Auf eine so große Anzahl derselben kann man auch nach der Menge schließen, die in der Schlacht bei Platäa war. Dort fochten 5000 Spartiaten und 5000 Lakedämonier. Jeder der erstern wurde von 7, jeder der letztern von einem Sklaven begleitet, so daß die Zahl der mitgenommenen streitbaren Sklaven 40,000 Mann betrug.

Eine solche Anzahl Sklaven, und zwar Sklaven, welche wußten, daß sie einst Herren und Besitzer des Landes waren, in welchem sie jetzt kaum als Knechte leben durften, mußte den Besitzern sehr gefährlich wer-

2) Die Trümmer dieser Stadt sahe noch Pausanias 80 Stadien von Trinasos. Laconic. III, 22, 3. 3) *Plutarch.* vit. Lycurg. cap. 2. *Strabo* VIII. c. 6. p. 188. 189 ed. *Tauchn.* 4) Comment. Gotting. IX. p. 29.

5) Sparta II. Bd. S. 137. Er meint, man könnte, da Strabo nicht ausdrücklich sagt, Agis habe Helos erobert, annehmen, Agis habe nur die minder wichtigen Achäerstädte eingenommen, und den Namen Heloten, der früher alle nicht dorischen Einwohner umfaßte, auf die Klasse derer übergetragen, die den Tribut nicht bezahlen wollten. Alkamenes habe erst die Stadt Helos zerstört. 6) *Polyb.* V, 19, 7. 7) VI, 20. p. 272. b. c. 8) Vergl. Reitemeier über den Zustand der Sklaverei in Griechenland. S. 116.

den; oft wurden sie über die Härte ihres Loses aufgebracht und empörten sich. Ihr Los war das beklagenswertheste, die größte Mißhandlung, die tiefste Herabsetzung und Verachtung war ihr Theil. Schon durch die dürftige und ekle Kleidung, die sie tragen mußten, unterschieden sie sich von allen Bewohnern Lakoniens. Eine Mütze aus einem Hundsfell bedeckte ihr Haupt, ein Fell umhüllte ihren übrigen Körper [9]). Doch mit dieser Herabsetzung begnügten sich die grausamen Herren noch nicht. Die Heloten wurden gezwungen, um den jungen Spartiaten das Laster der Trunkenheit verächtlich zu machen, sich zu berauschen, und bei den Syssitien zu erscheinen. Unanständige Lieder zu singen, der guten sich ganz und gar zu enthalten, wurde ihnen ebenfalls streng geboten. Wie sehr diese Befehle der Herren auf diese unglücklichen Sklaven wirkten, sehen wir aus einer Erzählung des Plutarchos [10]). Als die Thebäer auf ihren Feldzügen gegen Sparta mehrere Heloten gefangen hatten, befahlen sie denselben, Lieder des Alkman, Terpander und Spendon zu singen; aber die Heloten weigerten sich es zu thun, weil es ihnen von ihren Herren verboten worden wäre.

In den Händen dieser Sklaven lag nun eigentlich die Erhaltung des spartanischen States, denn nähme man sie hinweg, so könnten die edlen und freien Spartiaten nicht so leben, wie es ihnen durch die lykurgischen Gesetze vorgeschrieben war. Da es für den freien Spartiaten entehrend war, irgend ein anderes Geschäft, als Krieg, kriegerische Übungen und Jagd zu treiben: so lag, da Lykurgos weder Fabriken noch Marktplätze und Hafen zugestand, in den Händen der Heloten vor Allem der Feldbau. Es waren ihnen nämlich Ländereien angewiesen worden, von welchen sie ihren Herren ein Bestimmtes entrichten mußten; wie viel oder wenig, läßt sich nicht genau angeben; jedoch mußten sie wahrscheinlich so viel liefern, daß ihnen nur ihr nothdürftigster Unterhalt übrig blieb. Zwar konnten sie sich noch Etwas ersparen, theils durch Kriegsbeute, theils durch Feldbau, aber Beides setzte doch entweder Kriegsglück, oder ergiebige Jahre voraus. Plutarchos erzählt uns [11]): Als Kleomenes vom Antigonos bedrängt nach Lakedämon ging, bot er jedem Heloten, der ihm 5 attische Minen (116⅔ Thaler) geben konnte, die Freiheit an. Es kauften sich 6000 frei und der Gewinnst belief sich demnach auf 500 Talente oder 700,000 Thaler. Neben dem Geschäft der Bebauung der Äcker hatten die Heloten auch ihre Herren in der Stadt zu bedienen, bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten aufzuwarten, die Kinder zu leiten und Aufsicht über sie zu führen. Überhaupt aber mußten sie Alles herbei schaffen und verfertigen, was zum häuslichen Leben gehörte; sie mußten nicht nur ihr eigenes Ackergeräthe, und was sie überdieß bedurften, sich schaffen; sondern wohl auch ihrer Herren Häuser bauen, und die nöthigen Geräthschaften machen.

Eine Schwierigkeit entsteht durch die Nachricht Strabo's a. a. O., daß sie nicht allein Sklaven der einzelnen Herren, sondern auch des States gewesen wären; denn er sagt ausdrücklich, die Spartaner hätten die Heloten gleichsam zu öffentlichen Sklaven gehabt, und dieses bestätigt auch Pausanias [12]). Ob aber diese öffentlichen Sklaven eine eigene Klasse bildeten, oder ob derselbe Sklave dem State und auch einem einzelnen Herrn angehörte, läßt sich aus Mangel an Nachrichten nicht entscheiden. Die alten Schriftsteller nennen nun zwar die Arbeiten nicht, welche die Heloten dem State zu leisten hatten, man müßte denn etwa die Aufwartung bei den Mahlzeiten ausnehmen; allein es läßt sich denken, daß sie alle öffentlichen Bauten zu besorgen hatten, als Errichtung der Tempel, Anlegung und Ausbesserung der nothdürftigsten Straßen; ferner, daß sie die Überschwemmung der Thäler durch den Eurotas und andere Flüsse verhüten mußten; ganz und gar lag ihnen wohl die Bebauung der gemeinen Ländereien zur Bestreitung der Opfer ob. Entweder als Sklaven des Stats, oder als Diener Einzelner waren sie auch verbunden an dem Kriege Theil zu nehmen. Sie folgten den Spartanern und Periöken, trugen das Gepäck, mußten für das Lager, dessen Einrichtung und Verschanzung und die Bedienung der Herren in demselben sorgen, ja selbst sehr leicht bewaffnet mitkämpfen, wie uns Herodotos (IX, 10. 28.) erzählt. Isokrates bezeugt [13]) daß man Heloten aushob, um in den vordersten Reihen zu kämpfen, und daß man sie auch wählte, wenn Hilfstruppen an einen Ort gesendet werden sollten, wo Mühseligkeiten und Gefahren zu bestehen waren. Daneben hatten sie wohl auch später, als Sparta eine Seemacht hielt, den Dienst auf der Flotte, den man für verächtlich und eines freien Mannes nicht würdig hielt.

Doch alle diese Ungerechtigkeiten gegen die mit Schmach beladenen und zu den Thieren erniedrigten Urbewohner Lakoniens übertraf die oft bezweifelte, so genannte Kryptie oder Helotenjagd. Für und wider diese grausame Einrichtung sind Gründe angeführt worden. Man sagt [14]), die Spartaner würden sich ja selbst geschadet haben, wenn sie diese untere dienende Klasse, deren Dienstleistungen ihnen gar Nichts kosteten, und deren Arbeiten es doch allein möglich machten, daß der Freie ganz allein dem Kriege und den kriegerischen Übungen leben konnte, zu vernichten getrachtet hätten. Allein es läßt sich hierauf erwiedern, 1) daß die Spartaner ja auch sonst im Bezug auf diese Sklaven gegen ihren Vortheil wütheten, wenn sie dieselben leicht und schlecht bewaffnet in den ersten Reihen der Schlachtordnung, und an den gefährlichsten Stellen kämpfen ließen; freilich geschah dieses mit, um der Herren Kraft zu schonen, allein warum die an der gefährlichsten Stelle Kämpfenden nur leicht bewaffnen? 2) ist ja auch gar nicht

9) *Myron* ap. *Athen.* XIV, 567 d.). 10) Vit. Lycurg. 28. 11) vit. Cleomen. 23.

12) III, 20, 6. cf. *Aristotel.* Polit. II, 5. *Athen.* VI, 20, 271. 13) Panathen. p. 396. 14) Commentatt. Gottingens. Tom. IX. p. 31.

anzunehmen, daß man durch die Kryptie die Heloten habe vernichten wollen. Schwächen aber wollte man sie und schritt daher wohl nur zu diesem Mittel, wenn sie wegen ihrer großen Anzahl zu fürchten waren, oder wenn sich mehrere unter ihnen befanden, von deren Unternehmungsgeiste dem State der Herren Gefahr drohte. Ein zweiter Grund gegen die Helotenjagd wird von Barthelemy[15]) angeführt; er sagt: Plato gedenkt in zwei Stellen der Kryptie, aber nicht als einer Helotenjagd, Aristoteles aber, Thukydides, Xenophon, Sokrates und andere Schriftsteller dieses Jahrhunderts sagen Nichts davon, obgleich sie Athener und also Feinde der Spartaner wären; es ließe sich daher wohl annehmen, zu der Zeit, wo Plato seine Gesetze schrieb, wäre die Kryptie noch nicht zur Helotenjagd ausgeartet gewesen. Manso widerlegt[16]) diesen Beweis mit teutscher Gründlichkeit also: „daß Plato in den beiden angezogenen Stellen[17]) die spartanische Kryptie vor Augen hatte, ist wohl so gut, als gewiß: wenn aber seine Schilderung günstiger ausfällt, als die von Plutarch und Andern, so beweist dieß nicht, daß sie wahrer, sondern bloß daß sie seinem Zwecke — der Darstellung einer vollkommenen Statsverfassung — gemäß abgefaßt ist. Zweitens: vergleichen wir diese Stellen aus den Gesetzen mit einer andern, auf die Plutarch[18]) hindeutet, so leidet es kaum einigen Zweifel, daß Plato auch die verabscheuungswürdige Seite der spartanischen Kryptie kannte. In jedem Falle ist die Folgerung, die Barthelemy aus den beiden erstern herleitet, zu voreilig. Drittens. Es ist allerdings wahr, daß Aristoteles in seinen übrig gebliebenen Schriften der Kryptie nicht erwähnt, aber er hat ihrer doch, wie uns Plutarch (a. a. O.) ebenfalls versichert, in einem verloren gegangenen Werke gedacht und kann folglich nicht in der Reihe der negativen Zeugen auftreten. Viertens. Ich entsinne mich keiner Stelle im Xenophon, die von der Kryptie handelte, wohl aber einer im Thukydides, die alle Alterthumsforscher übersehen haben und die gleichwohl von Wichtigkeit ist. „Von jeher," sagt der Geschichtsschreiber (IV, 80.), „haben die Lakedämonier viele Anstalten gegen die Heloten getroffen, um sich vor ihnen sicher zu stellen." Thukydides spricht von vielen Anstalten, und so muß er gerade nicht die Kryptie gemeint haben. Was er indeß auch dachte, als negativer Zeuge kann er ebenfalls nicht aufgeführt werden. Fünftens. Isokrates ist kein Zeuge wider, sondern vielmehr ein sehr wichtiger Zeuge für die Kryptie, und es befremdet daher nicht wenig, wie Barthelemy, zur Unterstützung seiner Meinung, sich auf das Stillschweigen dieses Redners berufen konnte. Die hierher gehörende Stelle ist[19]): „....Aber was ist es nöthig, alle die Ungerechtigkeiten aufzuzählen, welche die untere Klasse erfährt? Gedenken wir lieber der größern, und übergehen die andern. Diejenigen, welche vom Anfange an so viele Grausamkeiten geduldet haben und überall als nützlich befunden werden, — von diesen dürfen die Ephoren, unverhört, so viele tödten, als ihnen beliebt, ein Mord, dessen sich die übrigen Griechen, selbst gegen ihre verruchtesten Sklaven, nicht schuldig machen würden." Es ist klar, daß Isokrates nicht die Periöken überhaupt, sondern die bedrängtere Klasse derselben, die Heloten, vor Augen hatte.

Wie entstand aber diese Sitte, an deren Vorhandenseyn nicht zu zweifeln ist? Die Urbewohner von Lakonika, welche vor dem Einfalle der Dorer glücklich in dem Besitz ihres Landes lebten, mußten es sehr drückend finden, als sie nach der Ankunft der Dorer sich erst gestört, bald von den Statsämtern ausgeschlossen und zur Erlegung eines Tributs gezwungen, und endlich gar zu Sklaven sich erniedriget sahen. Diese Ungerechtigkeit der Sieger mußte die vorher Freien, jetzt Sklaven, welche sich ihrer Freiheit aber noch gut zu erinnern wußten, zu den höchsten Anstrengungen aufreizen, um die alte Freiheit wieder zu erhalten und ihre Dränger zu verdrängen; während dagegen die Dorer alle ihre Kräfte aufboten, sich im Besitz des erworbenen Landes zu erhalten, die empor strebenden Unterworfenen zu zähmen und ihre Kräfte zu brechen. In dieser Zeit machte man nicht nur offenbare Anfälle auf die Heloten, die im Aufruhr waren, sondern man suchte wohl auch die zu überwältigen und zu schwächen, von welchen man einen Angriff befürchtete. Die Gemüther verhärteten sich durch diese offenen und heimlichen Anfälle so sehr, daß man nach und nach die Jagd der Heloten und des Wildes als gleich ansah, und beide zur Übung und zur Gewöhnung an die Anstrengungen und Arbeiten des Krieges für den jungen Spartaner heilsam hielt. Der Meuchelmord verbarg sich unter dem Namen der Kryptie oder der heimlichen Jagd, und erhielt zugleich eine Art gesetzlichen Ansehens. Lykurgos scheint das Benehmen der Spartaner gegen die Sklaven nicht beschränkt zu haben, damit sie seinen übrigen Gesetzen desto leichter Gehör gaben. Das eingewurzelte Übel ließ sich nicht ausrotten, man suchte es wenigstens in sofern zu mindern, daß man ihm eine gesetzmäßige Form gab. Während nun früher die Heloten zu jeder Zeit ermordet werden konnten, so kündigten jetzt die Ephoren bei dem Antritt ihres Amtes ihnen den Krieg nur für einige Zeit an; jedoch mehr in der Absicht, sie zu warnen, als sie den Händen ihrer Feinde zu überliefern. Die Heloten waren also durch diese Einrichtung geschützt. Der junge kriegs- und mordlustige Spartaner konnte nicht zu jeder Zeit jeden Heloten ermorden, sondern nur während einer kurzen Zeit den gewarnten Heloten, so daß man bei zu starker Vermehrung derselben darauf bedacht seyn mußte, sie auf andere Art, als durch die Kryptie zu tödten. Bei dieser Ankündigung hatte man auch noch die Absicht, den Stat von einer Blutschuld zu befreien, die auf denselben durch einen Mord würde geladen worden seyn.

Nur in wenigen Stücken waren die Heloten besser

15) Reisen des Anacharsis. Th. IV. S. 461. 16) In seinem Sparta. 1r Bd. 2r Th. S. 146 ff. 17) De legib. I u. VI. Tom. VIII. p. 21 u. 273. 18) Vit. Lycurg. 28, 1. 19) Panathen. p. 396 ff.

daran, als die Sklaven in den übrigen Staten Griechenlands, oder standen ihnen wenigstens darin nicht nach; die Verheirathung war ihnen erlaubt und erleichterte die Last des Lebens, zugleich gewährte dieser Umstand den Herren den Vortheil, daß sich die Sklaven immer neu ersetzten, und, nicht wie in andern Staten, für vieles Geld gekauft werden mußten, daß sie nicht in Gefahr waren, die Sklaven entlaufen zu sehen, da diese durch das Band der Ehe an Frau und Kinder gefesselt waren und mit ihnen zusammen die Flucht schwieriger seyn mußte. Von dem Ertrage der Felder blieb den Heloten Etwas zur Erhaltung ihres Lebens, so daß sie eine Art von Selbstständigkeit hatten, wohl gar Etwas ersparen und sich bei einem glücklichen Zufall loskaufen konnten. Alle diese Vergünstigungen kamen freilich den Herren wieder zu Gute. Die Freiheit konnte nur der Stat, nicht der einzelne Bürger den Heloten gewähren, woraus man schon schließen kann, daß sie selten ertheilt wurde. Namentlich erzählt Thukydides (V, 34.), daß die Sklaven, welche unter Brasidas tapfer gefochten hatten, die Freiheit erhielten; doch wurde ihnen angedeutet, daß sie sich an irgend einem Orte außer Landes niederlassen möchten, und sie wurden auch bald darauf mit Neodamoden (früheren Freigelassenen?) nach Lepreum verpflanzt. Zu dieser Maßregel, die Freigelassenen außer Landes zu senden, nahm man gewöhnlich seine Zuflucht. Die Freilassung geschah immer mit einer Feierlichkeit. Man führte die Heloten, welche frei gelassen werden sollten, mit Blumen bekränzt von einem Tempel der Götter zu dem andern. Oft wurden die Spartaner auch durch die starken, im Felde erlittenen Einbußen veranlaßt, Heloten die Freiheit zu gewähren, und namentlich erzählt Theopompos bei Athenäos (VI, 20, 271.) folgende, freilich etwas abenteuerliche Geschichte: „Als die Lakedämonier in den messenischen Kriegen sehr viele Leute verloren hatten, fürchteten die Übriggebliebenen, es möchten die Feinde auf ihre so verminderte Anzahl aufmerksam werden, und legten in das Bett jedes Gefallenen einige Heloten, die sie dann unter die Zahl der Bürger aufnahmen und Epeunakten nannten, weil sie auf dem Lager der Getödteten schlafend an deren Stelle getreten waren." Freilich benutzten die Lakedämonier oft diese Vorspiegelung der Freiheit zu der größten Niederträchtigkeit. Als nämlich Pylos erobert worden war, sah man sich genöthigt, dem Brasidas neue Hilfsvölker zu senden. Dazu wollte man sich der jungen, kräftigen Heloten bedienen, und versprach ihnen für diesen, wie für die früher geleisteten Dienste die Freiheit. Viele Heloten meldeten sich. Man las aus ihnen 2000 der kräftigsten aus, und ließ sie feierlich frei. Allein kurz darauf waren sie verschwunden, und Niemand wußte, wo sie hin gekommen waren (Thucydid. IV, 80). Diodoros der Sikuler behauptet (X, 11. p. 117.), ob nach näherem Erforschen oder nur als Vermuthung, ist nicht zu entscheiden, daß die Lakedämonier Befehl erhalten hätten, die frei gelassenen Sklaven im Innern der Häuser zu tödten. Auch die zu große Anzahl der Sklaven veranlaßte zuweilen Freilassungen, doch war es auch dann gewöhnlich, die in Freiheit Gesetzten außer Landes zu schicken. So in der Geschichte der Parthenier, nach dem Berichte Strabo's (IV, 278. 280.), welcher theils aus der Geschichte des Antiochos von Sicilien, theils aus der Geschichte des Ephoros geschöpft hat. Als nämlich dem Antiochos zu Folge die Spartaner nach Messenien zogen, forderten sie die unterworfenen Achäer auf, sich an ihr Heer anzuschließen; allein diese sahen ein, daß sie wohl an den Mühen, nicht aber an den Früchten des Sieges Theil haben würden, und schlugen den Antrag aus. Dafür wurden sie von den durch diese Widerspenstigkeit beleidigten Spartanern nicht nur selbst in die Klasse der Heloten versetzt, sondern auch ihre Kinder, ferner aller Besitzungen für verlustig erklärt, und mit dem Spottnamen Jungfernkinder oder Parthenier belegt. Die Väter ertrugen in Niedergeschlagenheit ihr Los, weil sie sich zu schwach fühlen mochten, ihren Peinigern zu widerstehen; aber nicht so die heran gewachsenen Söhne, welche ihre jugendliche Kraft fühlten und voll Unternehmungsgeist waren. Sie verbanden sich unter Phalanthus, und beschlossen an dem Feste der Hyakinthien an den Spartanern Rache zu nehmen; doch die Verschwörung wurde, wahrscheinlich durch Verrath, entdeckt, als sie eben ausbrechen sollte. Entweder bereuten die Spartaner ihre auf die unschuldigen Kinder ausgedehnte Rache, oder, was wahrscheinlicher ist, sie fürchteten die große Anzahl der kräftigen Jünglinge, denen wohl noch andere Heloten beigetreten wären, und suchten sie aus dem Lande zu entfernen. Sie sendeten den Anführer nach Delphi, um Rath über den Ort der Niederlassung einzuholen; und da ihm Pythia antwortete:

Dein ist das fette Gefild Tarents und Satyriums Auen;
Baue daselbst dich an, und verdränge das Volk der Japygen.

so ging er mit seinen Genossen nach Unteritalien, und erbaute daselbst Tarentum.

Die frei gelassenen Heloten erhielten wohl nicht den Rang der Spartiaten, sondern wurden bloß frei, und standen immer noch in einem gewissen Verhältniß zu ihren früheren besonderen Herren. Durch wiederholte Verdienste konnten sie auf jeden Fall höhere Rechte erhalten. Die verschiedenen Namen der in Freiheit gesetzten Heloten hat uns Eustathios[20] u. Athenäos[21]) aufbewahrt, nämlich folgende: *ἀφέται* oder Freigelassene, *ἀδέσποτοι*, herrenlose, *ἐρυκτῆρες*, die ihren Schutzherrn begleiten, *δεσποσιοναῦται*, entweder solche Freigelassene, die auf die Flotte versetzt waren, oder, nach Casaubonus, solche Freigelassene, welche die Aufsicht über die Flotte ihrer frühern Herren hatten.

Es darf bei dieser Lage der Dinge gar nicht auffallen, daß die Heloten jede Gelegenheit ergriffen, sich einzeln oder in Masse von ihren Herren zu befreien. Außer dem Aufruhr der Parthenier finden wir noch einen angeführt, der die Spartaner besonders beunruhigte. Im

20) ad Iliad. XV. p. 1051, 10. 21) VI, 20. p. 271.

J. 464 v. Chr., oder Olymp. 79, 1. war in Lakonika ein äußerst zerstörendes Erdbeben, das die Stadt Sparta fast ganz zerstörte, und die Blühte dee Jugend, die eben in öffentlichen Gebäuden gymnastische Übungen trieben, vernichtete. Die Heloten glaubten von diesem Umstande Vortheil zieben zu können, vereinigten sich daher in Eile, um sich des Landes zu bemächtigen. Der König Archidamas stellte sich ihnen jedoch mit dem schnell zusammen gezogenen Heere entgegen, vertrieb sie und befreite einsweilen die Spartaner von der drohenden Gefahr. Doch vereinigten sich die Heloten mit den auf gleiche Weise bedrückten Messeniern, besetzten mit denselben die Feste Ithome, die schon in dem ersten messenischen Kriege der Macht der Spartaner lange getrotzt hatte, und es entstand auf diese Weise der dritte messenische Krieg. Unter den vielen Unnatürlichkeiten, welche sich in Sparta's Verfassung finden, ist und bleibt das Verhältniß der Herren zu der dienenden und den Stat ernährenden Klasse eine der größten. (*C. W. Müller.*)

HELOTIUM, *Pers.* Syn. fung. Eine Gattung aus der Gruppe der eigentlichen Schwämme (der Unterabtheilung der Clavariae mitratae *Nees.*), der natürlichen Familie der Pilze. Ihr Charakter ist: eine gestielte, halbkugelige, oder flache und abgeplattete Mütze, welche auf der oberen Fläche mit einer Schlauchlage versehen, und deren unteree Rand stumpf und zurück gebogen ist. 1) H. pithya *Pers.* (Icon. t. XI. f. 2.), mit ziemlich ebener, außerhalb, wie der kurze Strunk, zottiger, röthlicher Mütze, und pomeranzengelb-röthlicher Scheibe derselben. Auf Stämmen, Nadeln und Zweigen abgestorbener Edeltannen (Pinus picea *L.*). 2) H. fibuliforme *Bolt.* (fung. tab. 176.), mit konverer, gelber, unten, wie der kurze, dicke Strunk, fast zottiger, rothbrauner Mütze. Auf Rüsterstämmen. Bei Halifar in Nordamerika. 3) H. aureum *Pers.* syn., dunkelgelb mit linsenförmiger, unbehaarter Mütze und dünnem, an der Basis filzigem Strunke. Auf faulenden Tannen und Fichtenholz. 4) H. aciculare *Pers.* syn., glänzend weiß und unbehaart, mit konverer Mütze und langem Strunke. In faulenden, hohlen Eichstämmen. (Helvella agariciformis *Bolt.* fung. t. 98. f. 1.) 5) H. fimetarium *Pers.* syn., klein, schön roth und unbehaart, mit konisch abgeplatteter, fast winkeliger Mütze. Auf altem Kuhmiste. 6) H. subtile *Fries* obs., klein und glänzend weiß, mit abgeplattetee, konverer Mütze und dünnem, kurzem Strunke. Auf abgefallenen Blättern und Fichtennadeln. 7) H. album *Schum.* Satell., klein und weiß, mit abgeplattet konverer Mütze und kurzem, dickem Strunk. Auf moderndem Heu. — Die übrigen von Persoon beschriebenen Arten der Gattung Helotium hat Fries (*syst.* mycolog. II, 155.) zu Peziza *Dill.* gezogen, überhaupt hält er Helotium für eine bloße Unterabtheilung der Gattung Peziza. (*Sprengel.*)

HELPE, zwei Flüsse im franz. Norddepartement: die große Helpe entspringt im Bez. Avesnes und geht bei Noyelles, die kleine, welche aus dem Kantone Trelon kommt, unweit Landrecies in die Sambre. (*G. Hassel.*)

Helpfrich von Lunders, s. Nibelungenlied.

Helpis, s. Elpis.

HELSA, ein großes Pfarrdorf in dem Landgerichte Kassel, der kurhess. Prov. Niederhessen. Es liegt an der Losse, die 2 Mühlen treibt und hart an der Chaussee, die von Kassel nach Eisenach und Thüringen führt, hat 1 Pfarrkirche, 116 gut gebauete Häuser und 764 ref. Einw., worunter mancherlei Handwerker sich befinden (*G. Hassel.*)

HELSDORF (Heltvinum, Hölteveny, wal. Hölchihl, in alten Urkunden Heltven, Hyltvestdorf), ein ansehnliches sächsisches Dorf in Siebenbürgen, kronstädter Distrikts, zwei Stunden von Kronstadt, mit ungefähr 1600 Einwohnern. Die Kirche dieses Dorfs, eine der ältesten in Siebenbürgen, ist bis auf das Sanctuarium bei dem heftigen Erdbeben im J. 1802 eingestürzt und seither wieder neu erbaut; glücklicher Weise wurde das Altargemälde, ein vorzüglich schönes Werk der altteutschen Malerschule, gerettet. Unter den Einwohnern gibt es sehr viele Leineweber. Wahrscheinlich stand dieses Dorf in früheren Zeiten in Verbindung mit dem alten Schlosse Beldenburg (castrum Heltven. Urkunde K. Ludwig des I. v. J. 1377.), das gegenwärtig ganz in Ruinen liegt, einem Bau der teutschen Ordensritter, zur Sicherung ihrer im 13. Jahrh. begonnenen Kolonisation des Burgenslandes. (*Benigni.*)

HELSHAM, Rich., ein irischer Arzt, welcher als Professoe der Medicin und Naturgeschichte zu Dublin angestellt gewesen und 1738 gestorben ist. Außer kleinen Abhandlungen ist er besonders durch seinen Course of lectures on natural philosophy, der nach seinem Tode 1739 von seinem Freunde, Dr. Bryan Robinson, zu London heraus gegeben und nachher öfterer aufgelegt wurde, bekannt; es blieb lange Zeit Lehrbuch in den Hörsälen*). (*H.*)

HELSING, E., } s. am Ende d. Band.
—— Gabriel Ad., }

HELSINGBORG, eine Stadt in der schwedischen Provinz Schonen an der Meeresenge, Sund oder Oresund genannt, welche Schonen von der Insel Seeland trennt und die Nord- mit der Ostsee verbindet; über den hier fast 1 teutsche Meile breiten Sund führt von Helsingborg nach Helsingör die Poststraße und die gewöhnlichste Überfahrt von Schweden nach Dänemark, die hauptsächlichste Nahrungsquelle der Stadt, die im Jahre 1815 2182 Selen zählte. Die Stadt ist uralt, hat aber ehemals auf einer Anhöhe gelegen, die noch den uralten Thurm Kärna, das einzige Überbleibsel der einst sehr bedeutenden Festung, trägt; jetzt liegt die Stadt zwischen diesee Anhöhe und dem Meere, wohin sie unter Erich von Pommern im 15. Jahrhundert verlegt wurde, schmal, 2 Hauptgassen bildend. Dee Markt, ein längliches Viereck, dessen eine Seite das neue Rathhaus schmücket, dehnt sich bis an den Hafen aus, der seit Kurzem, zum Theil auf öffentliche Kosten, angelegt wird.

---

*) *Crabb.*; Biogr. un.; *Adel.*

Die Kirche ist ein langes, dunkles, wenig gefälliges Gebäude. 1816 ward ein neuer Begräbnißplatz vor dem nach Landscrona führenden Thore angelegt. An der Trivialschule stehen ein Rektor und zwei Kollegen. Die Stadt treibt einigen Handel, Schifffahrt und Fischerei. Ferner trifft man eine vom Grafen Ruuth angelegte Ziegel- und Salzglasirungsfabrik (im J. 1819 mit 19 Arbeitern und einem Fabrikwerth von 8450 Thalern), das den Thon aus Höganäs und Ramlöß benutzt, ein Reverbirwerk (im Jahre 1819 mit 17 Arbeitern; 612 Schiffpf. Eisen wurden gegossen, an Werth 15,470 Thlr.), eine kleine Zuckerfabrik, und Seebäder. ¼ M. von der Stadt liegt der Gesundbrunnen Ramlöß, mit eisenhaltigen, nur zum Trinken benutzten Quellen, die aus einer hohen Felsenwand mürben Sandsteins entspringen. Am 11. März 1710 lieferte Graf Magnus Stenbock bei Helsingborg gegen die Dänen die berühmte, Schweden rettende Schlacht. 1335 und 1345 hielt zu Helsingborg der Erzbischof von Lund, Petrus Johansson, zwei Kirchenversammlungen über Angelegenheiten der dänischen Kirche, und 1394 versammelten sich dort alle Bischöfe der damals vereinigten drei nordischen Reiche. (Pontoppidan's Kirke Hist. P. II. S. 143, 169, 241). (*v. Schubert.*)

HELSINGFORS, 21¾ M. von Åbo, seit der russischen Besitznahme Neu-Finnlands, die Hauptstadt von ganz Alt- und Neu-Finnland (wenn gleich von Åbo durch Einwohnerzahl übertroffen), liegt auf Estnäs skaten, einer ziemlich breiten Landspitze des finnischen Meerbusens, die zwei sichere, selbst Dreideckern zugängliche Häfen, den Süd- und den Osthafen, bildet. Im J. 1810 zählte die Stadt 3534, im J. 1815 schon 4726 Einw., und seit der kaiserl. Senat für Finnland, die höchste Instanz in administrativer und juridischer Hinsicht (2. März 1809 zu Åbo, unter dem Namen eines kaiserl. Regierungskonseils eröffnet,), so wie die Universität, die 1828 eingerichtet ist, und bei ihrer Wiedereröffnung 259 Studenten zählte, von Åbo dahin verlegt sind, darf man die Einwohnerzahl wohl auf 6800 schätzen; unter ihnen finden sich mehrere russische Kaufleute und zahlreiche russische Arbeiter, außer dem russischen Militär; denn in großer Ausdehnung und mit großem Aufwande wird, unter Berathung eines preußischen Baukünstlers, des Oberarchitekten Engel aus Berlin, neben der alten eine neue Stadt erbaut, für welche zum Theil ein neues Terrain geschaffen werden mußte, durch Sprengung von Felsen und Ausfüllung von Tiefen. Die alte Stadt, welche enge Gassen und hölzerne Häuser hat, wurde bereits von König Gustav I. angelegt, ¾ M. nördlich von der jetzigen alten Stadt, am Ausflusse des Wanda- oder Helsingflusses in das Meer, welche Stelle mit einigen Sägemühlen und Höfen, jetzt Altstadt (gemla staden) heißt. Die Stadt hat oft durch Pest, Hungersnoth und Feuersbrünste gelitten; die Pest im J. 1710 raffte 308 Menschen hin, wahrscheinlich den dritten Theil der damaligen Bevölkerung.

Die alten Einwohner sind Schweden, diese bilden eine eigene Gemeinde, die mit der schwedisch-finnischen Landgemeinde Helsinge zu Einem Pastorat verbunden ist, mit 1 Pastor, 2 Kapellanen und 1 ständigen Adjunkt; ferner 1 Geistlichen am Krongefängniß. Die alte Stadtkirche ist wenig merkwürdig; der zur selbigen gehörende Begräbnißplatz, ½ M. vor der Stadt, ward vor etwa 30 Jahren angelegt; ¼ M. von der Stadt trifft man den russischen Begräbnißplatz mit Todtenkapelle; 1 russische (griechische) Kirche findet man in der Kaserne der neuen Stadt, eine zweite im nahen Hospital Tölö. — An Schulen besitzt Helsingfors 1 Trivialschule mit 3 Klassen und 4 Lehrern, und 1 Armenschule; 1 Armenhaus für 30 sehr arme Personen besteht, wie für Nyland 1 Kurhaus zur Aufnahme 40 venerischer Kranker. Die Stadt treibt nicht unbedeutenden Handel; Luxus und Theurung herrschen jetzt im hohen Grade. ⅛ M. südlich von Helsingfors liegt die Inselfeste Sveaborg. (Siehe Sveaborg.) Seit neuester Zeit hat Helsingfors 1 Buchdruckerei. Der Generalgouvernör über Finnland, welcher im Senate präsidirt, residirt in Helsingfors. (*von Schubert.*)

HELSINGLAND, eine Provinz Nordschwedens, die nebst der Provinz Gestrikland, das Län Gefleborg bildet, dessen Landshöfding zu Gefle residirt. Im Norden gränzt Helsingland an Medalped, im Osten an den bothnischen Meerbusen, im Süden an Gestrikland, im Westen an Herjeådalen und Dalekarlien; es erstreckt sich 20 M. in die Länge und 16 M. in die Breite. Einst hatte es mit dem übrigen Nordschweden ein gemeinsames Gesetzbuch, meist Auszug von Uplands Provinzialgesetz. Nun steht es, in juridischer Hinsicht, unter dem Svea Hofrätt (schwedisches Hofgericht) zu Stockholm, und zerfällt unter Wester Norrlands Lagsaga (Provinzialgericht) und 3 Häradshofdingsbezirke: Nord-, West- und Südhelsingland; jeder Bezirk enthält mehrere Härader. In kirchlicher Hinsicht wird Helsingland in vier contract (Propsteien), Nord-, Süd-, Ober-West- und Nieder-West-Helsingland abgetheilt, die zu Upsala Stift gehören. Zahlreiche heidnische Grabhügel sind noch vorhanden; auch findet man Runensteine mit den abweichenden helsing'schen Runen. — Helsingland besteht aus Bergrücken mittlerer Höhe und Thälern, die mit Seen, Feldern, Wiesen und durch zahlreiche Nebengebäude einen bedeutenden Umfang gewinnenden Dörfern ausgefüllt sind. Das Land ist reich an Seen, z. B. den beiden Dellen (s. Dellen), dem Hassela-See, dem Bergirken und dem Marman, zwei Erweiterungen des mächtigen Flusses Helsinglands, des Ljusnan, der von Herjeådalen aus das Land von Nordwest nach Südost durchströmt und sich im Kirchspiel Söderala in den bothnischen Meerbusen ergießt; die Ufer des fischreichen Ljusnan sind mitten im Lande, sehr fruchtbar, volkreich und gehören zu den anmuthigsten Gegenden des Nordens (insbesondere von Järfsö bis Hanebo); an vielen Stellen erweitert sich der Ljusnan zu Seen. Ein minder bedeutender, doch sehr ansehnlicher, Fluß ist der Wärna, welcher von Herjeådalen herab kommt, auf einer weiten Strecke längs der Gränze von Dalekarlien, die durch die helsing'schen Pastorate Ofvanåker und Alfta, dem Ljusnan zu eilt,

mit welchem er sich bei Bolnäs vereinigt. Hauptnahrungszweig ist Viehzucht; sie wird meist als Sennenwirthschaft betrieben, theils auf Bergen, theils in Wald- und Wiesenebenen. Der helsing'sche Bauer (Edelhöfe gibt es nicht) hat, wo nicht schon die Zerstückelung unter Familienglieder begonnen hat, großen Landbesitz, den er theils gegen Dienste verpachtet, theils von 2 Höfen aus, dem Haupt- und dem oft mehrere Meilen entfernten Außenhof (bolanden), die er zu verschiedenen Jahreszeiten bewohnt, selbst bewirthschaftet; beide Höfe sind wohl gebaut, am besten der Haupthof, der nicht selten 8 bis 20 mit Kaminen, statt Öfen, versehene Zimmer enthält. Flachsbau und Bereitung grober Leinewand (in Nord-Helsingland jährlich 500,000 Ellen) gewähren ergiebige Nahrungszweige. In einigen Thälern wird viel Korn gebaut, insbesondere Gerste, doch auch Roggen, Hafer und Erbsen, selbst Weizen, auch viele Kartoffeln, oft muß indeß im Ganzen noch Korn zugekauft werden. Vogelwildprett (Auer-, Birk-, Hasel-, Repp- und Schneehühner,) wird viel verkauft, vorzugsweise in Nord-Helsingland; mit diesen und mit andern Produkten des Landes treiben Bauern und Bauerknechte Handel, indem sie selbige weit verfahren und allerlei fremde, doch meistens nothwendige Waare, zurück bringen, zum eigenen Gebrauch, wie zum Verkauf. In mehrern, von den beiden Städten des Landes, Hudikswall und Söderhamn, weit entfernten Gemeinden mag dieser Landhandel unentbehrlich seyn; doch ist er unläugbar übertrieben worden, und hat nicht nur Armuth erzeugt, sondern auch in sittlicher Hinsicht verderblich eingewirkt; der Luxus in Kleidungen und Gebäuden hat zugenommen. Wo diese Umstände nicht nachtheilig einwirken, herrscht meist Wohlstand, das nördliche Helsingland ausgenommen. An den Küsten ist der Fischfang sehr einträglich, besonders der Strömlingsfang. Was der Landmann an Holz-, Eisen- und Lederwaren bedarf, verfertigt er sich selbst. Überhaupt hat der Helsingländer viel mechanisches Genie; manche Bauern haben treffliche landwirthschaftliche Maschinen erfunden. Die Helsingländer lieben in hohem Grade Reinlichkeit und Tüchtigkeit; Männer und Weiber sind hoch von Wuchs, kräftig von Körperbau, voll Muth und Selbstgefühl, voll Liebe für Freiheit, Gesetz und Vaterland, gastfrei, dienstfertig ohne Eigennutz, sanft und wohlwollend, still und ernst, lebendig und thätig; seit alter Zeit hat das Regiment Fußvolk, welches Helsingland nebst Gestrikland stellt, sich durch kalten Muth ausgezeichnet: doch findet man die einfache Lebensweise und die Rittterreinheit Jäätelands und Herjeädelens in der Regel in Helsingland nicht mehr. In mehreren Pastoraten, insbesondere des nördlichen Helsinglandes, trifft man Finnendörfer; die Finnen sprechen aber schwedisch und verheirathen sich auch oft mit Schweden; nur wenige Alte verstehen finnisch. — Die helsing'schen Kirchspiele haben einzelne Lappenfamilien, die für bestimmte Bezirke zum Abledern des Viehes rc. gedungen sind, Körbe und Matten flechten, aber auch bettelnd das Land durchziehen. — Helsingland hat zwei Papiermühlen und eine Linnenfabrik, Dreschmaschinen, durch Pferde oder Ochsen getrieben, sind häufig. (*v. Schubert.*)

HELSINGÖR, eine Stadt in dem Amte Frederiksborg des dänischen Stiftes Siälland. Sie liegt N. Br. 56° 1′ 40″ L. 30° 20′ 24″ am Sunde, da, wo die Meerenge am schmalsten ist, und dem schwedischen Helsingborg gegenüber, ist offen und besteht nur aus einer langen Hauptstraße, in welche mehrere Seitenstraßen eingreifen, hat aber auf einer in den Sund vorspringenden Landspitze die starke Festung, zwei Kirchen, eine gelehrte Schule mit 5 Lehrern, 2 Hospitäler, 640 Häuser, und mit der Garnison, die aus dem Kronenregimente besteht, 7000 Einw. Helsingör ist der Sitz der Zollkammer am Öresunde; alle Schiffe, die den Sund passiren, müssen hier einen Zoll erlegen, der bei den begünstigten Nationen 1, bei den übrigen und bei den Dänen selbst 1¼ Prozent beträgt und zwischen 700,000 bis 800,000 Gulden jährlich abwirft; 1827 passirten den Sund 6485 Schiffe hin-, 6537 herwärts. (Mehr siehe unter Sund.) Die Stadt hat einen kleinen Hafen, der durch eine hölzerne Brücke (Molo) gebildet, aber nur kleinen Fahrzeugen zugänglich ist, 1 Quarantänehaus, und treibt einen bedeutenden Verkehr, indem in ihren Mauern gegen 30 größere Handelshäuser sich befinden, und verschiedene seefahrende Nationen Konsuln hier angestellt haben. Während der Schifffahrt ist es sehr lebhaft; die Stadt hat 1 Klubb, 1 Freimaurerloge und auch 1 Buchdruckerei. Fabriken im Großen bestehen, außer zwei Zuckerraffinerien, nicht, wohl aber unterhält man eine starke Brennerei von Genever oder Wacholder-Branntewein, macht Strohhüte u. s. w. Die Umgegend ist angenehm und hat im Hintergrunde schönen Wald. Trinkwasser schöpft man bloß aus Brunnen. (*G. Hassel.*)

HELST, Bartholomäus van der, vorzüglicher niederländischer Maler in der Mitte des 17. Jahrhunderts, geb. 1613 zu Harlem, wählte aber später Amsterdam zu seinem Wohnorte. Er hat verschiedene Gemälde zum damaligen neuen Rathhause dieser Stadt (dem jetzigen königl. Palaste) geliefert; meistens Porträts damaliger Regenten oder Offiziere der bewaffneten Bürgerschaft. Sein Hauptwerk ist eine Gesellschaft dieser Bürger, welche in einer Mahlzeit den Abschluß des westphälischen Friedens, der Hollands Freiheit bestätigte, feiern. Die gediegene Kraft jener Heldenzeit ist unverkennbar in den männlichen Zügen der kriegerischen Bürger. Dieses Meisterstück, wofür oft vergebens Schätze geboten sind, ist jetzt im königl. Museum auf dem Trippenhuus zu Amsterdam, wovon es eine der schönsten Zierden ausmacht*). (*van Kampen.*)

HELSTON, ein Marktflecken in der engl. Grafsch. Cornwall am Cober, nicht weit von dessen Mündung, 2¼ Meilen von Falmouth, 23½ von London. Er gehört zu den Zinnstädten, besteht aus 4 Straßen, die sich rechtwinkelig durchkreuzen, hat 1 gut gebauete Kirche,

*) *Wagenaar* Amsterdam. II, 27. *Houbraken* Schouwburg. II, 9. III, 237.

deren 90 Fuß hoher Thurm den Schiffern als Merkzeichen dient, 1 Rathhaus, 1 geräumiges Kaufhaus, 466 Häuser und 2671 Einw., die sich vorzüglich vom Berg- und Hüttenbau nähren, Zinn, Kupfer und etwas Blei ausführen und Sonnabends einen Markt halten; auf den Anhöhen um den Ort sieht man eine Menge Dampfmaschinen, die über die Gruben aufgeführt sind, und so dicht stehen, daß sie von weitem das Ansehn einer Stadt haben. Es ist hier eine ökonomische Gesellschaft. Der Ort, der einen ordentlich eingerichteten Magistrat hat, sendet 2 Deputirte zum Unterhause, aber das Wahlrecht wird nur von 36 Mitgliedern ausgeübt, die vom Herzoge von Leeds abhängen. *(G. Hassel.)*

HELT-STOCKADE, Nikolaus von, ward zu Nimwegen im J. 1513 geboren, und lernte bei seinem Stiefvater, David Ryckaert dem Alten, die Malerei, ging dann über die Alpen nach Rom, und verlebte einen großen Theil seines Lebens zu Venedig, weßhalb auch seine Gemälde in Teutschland und den Niederlanden so selten sind. Während seines Aufenthalts in Frankreich führte er den Titel eines Malers des Königs. Die Königinn Christina von Schweden, der König von England und mehrere große Fürsten bemühten sich, Werke von ihm zu besitzen. In seinen historischen Gemälden sind sowohl Zeichnung als Kolorit in einem angenehmen und großen Geschmack ausgeführt, auch sind seine Bildnisse sehr geachtet. Sein späteres Leben, wie auch das Jahr seines Todes, sind unbekannt†). *(Weise.)*

Heltai, s. Helth.

HELTAU (Helt, Helta, ungr. Nagy Disznod, wallach. Cschisnedie máre), ein ansehnliches sächsisches Dorf in Siebenbürgen, Hermanstädter Stuhl, 2 Stunden von Hermanstadt entfernt, in einer sehr romantischen Gegend. Besonders merkwürdig ist dieses Dorf als einer der bedeutendsten Manufakturorte Siebenbürgens. Es werden nämlich in diesem Dorfe jährlich gegen 12,000 Stücke weißgraues grobes Tuch verfertigt, und von da nach Ungarn, dem Banat und Slavonien verführt, wodurch in diesem, ungefähr 400 Häuser zählenden, Orte jährlich gegen 120,000 fl. in Umlauf kommen. Außer dem erzeugt dieses Dorf auch noch eine große Menge der vortrefflichsten Kirschen. In früheren Zeiten, ehe noch die Wollenmanufaktur in Aufnahme kam, war Heltau der Sitz einer großen Anzahl Sichelschmiede, welche aber jetzt sich in Wollenweber verwandelt haben. *(Benigni.)*

HELTH, HELTAI, HELTUS, Caspar, einer der ausgezeichnetsten Gelehrten des 16ten Jahrhunderts in Siebenbürgen[1]). (Ort und Zeit seiner Geburt ist ungewiß)[2]). Im J. 1543 studirte er in Wittenberg und kehrte im J. 1545 nach Klausenburg in Siebenbürgen zurück, wo er die Stadtpfarre erhielt. Er errichtete daselbst auch im J. 1550 eine Buchdruckerei, welche seine eigenen und viele andere Schriften verbreitete und nach seinem Tode von seinem Sohne fort geführt wurde. Helth selbst legte im J. 1557 seine Pfarrerstelle nieder und behielt nur den Titel eines Ältesten der Klausenburger Kirche. Gelehrt, aber schüchtern, beugsam und leicht zu überreden, folgte er nun bald dieser, bald jener Religionspartei; 1560 finden wir ihn in den Reihen der Reformirten und schon 1570 unter den Unitariern. Er starb 1577[3]). Seine eigenen, oder doch von ihm

---

†) *Descamps* Les Vies des Peintres. T. II. p. 113.

1) Dieser siebenbürgische Gelehrte wird gewöhnlich für einen Unger gehalten, allein er war wahrscheinlicher ein Siebenbürger Sachse, ob er gleich auch ungrisch sprach und schrieb. Dieß beweist sowohl sein Beruf zur teutschen Pfarre in Kronstadt, als auch das Geständniß seines Sohnes, des Buchdruckers, der in einem ungarnschen Rechnenbuch, welches er im J. 1591 gedruckt hat, dem Leser ausdrücklich sagt: „Verzeihe mir die Fehler, denn ich bin kein Unger." *(Rumy.)* — 2) Wann und wo Heltai geboren wurde, bleibt ungewiß. Klausenburg kann sein Geburtsort nicht seyn, weil er es selbst seine zweite Vaterstadt nennt, und daß es Heltau im hermannstädt'schen Stuhle, wie man gewöhnlich annimmt, gewesen sei, ist sehr zweifelhaft. Diese Annahme gründet sich bloß auf seinen gewöhnlichen Namen Heltai (so viel als: von Heltau). In diesem Falle hätte er sich aber latinisch Heltanus oder Heltensis nennen müssen; er nennt sich aber latinisch allzeit Heltus, und im Teutschen, wie aus seinen Schriften erhellt, Helth. Überhaupt ist die Lebensgeschichte dieses Gelehrten sehr dunkel, und in *Bod's* Magyar Athénás und *Horányi's* Memoria Hungarorum kommen über ihn mehrere Unrichtigkeiten vor. *(Rumy.)*. — 3) Er kehrte von der Universität im J. 1545 nach Siebenbürgen zurück, wo er zu Klausenburg eine Anstellung erhielt. Im vorhergehenden Jahre war nämlich der dasige Pleban, Adrianus, Doktor der Medicin und Kanonikus (Domherr) zu Weißenburg (Karlsburg, Alba Carolina) gestorben (im 16ten und 17ten Jahrh. waren mehrere siebenbürgische Geistliche zugleich Ärzte) und Heltai scheint sein Nachfolger geworden zu seyn, was jedoch nur eine wahrscheinliche Konjektur ist. So viel ist gewiß, daß er nach Honters Beispiele eine Buchdruckerei anlegte, welche auch nach seinem Tode, durch seinen Sohn viele Schriften verbreitete. Seine Pfarre verwaltete er mit solchem Beifalle, daß ihn die Kronstädter, nach dem Tode des berühmten Wagner, im J. 1557 zu ihrem Superintendenten beriefen, welchen Ruf aber Heltai ausschlug. Miles (im siebenbürg'schen Würgengel. S. 68) meint, er habe es gethan, weil er damals schon ein heimlicher Freund der Blandrata'schen Irrthümer gewesen sei. Allein damals kannte noch Niemand den Glauben dieses italienischen Arztes. Die wahre Ursache scheint vielmehr die gewesen zu seyn, weil sich Heltai allen öffentlichen Ämtern entziehen wollte. Denn bald legte er auch seine Pfarrwürde nieder, zufrieden mit dem Titel eines Ältesten der Klausenburger Kirche (Senior Ecclesiae Claudiopolitanae), worauf Franz Davidis die Pfarre erhielt und zum Superintendenten der ungarnschen Kirchen in Siebenbürgen erwählt wurde. „Eodem anno (sagt Hermann in seinen Annales Eccles.), quo Heltus vocationem Coronensium acceptare noluit, officio etiam Pastoris Claudiopolitani renunciavit, titulo Senioris Ecclesiae ejusdem contentus. Franciscus Davidis ei in Pastorata successit, atque Superintendens Ecclesiarum Hungaricarum per Transsilvaniam electus est eodem anno." Auch unterschreibt Heltai den Consensus Doctrinae, de Sacramentis Christi, Pastorum etc., welcher in der Klausenburger Synode 1557 bekannt gemacht ward: Caspar Heltus, Senior Ecclesiae Claudiopolitanae. Hätte er sich doch nun nicht mehr in Religionsstreitigkeiten gemischt! Denn seine Gelehrsamkeit wird sogar von seinen heftigen Gegnern gerühmt, allein für den Glauben seiner Kirche hatte er weder Muth noch Standhaftigkeit genug. Von des sanften, biedern Melanchthon's Gemüthsart war ihm Vieles eigen: er war schüchtern, allen Streitigkeiten feind, beugsam und bis auf Kosten der Wahrheit zum Frieden und zum Vergleiche geneigt, des Davidis hinreißende Beredsamkeit hatte sehr viel Gewalt auf sein Gemüth. Kaum war aber dieser ehrgeizige Gelehrte ein Schüler des Szhász (Melius) geworden, so ward es

herausgegebenen Schriften sind unten in der Note 4) verzeichnet. (*Benigni.*)

Heltus, s. vorsteh. Art.

Heltwigsdorf, s. Heldsdorf.

Heluo, s. Helluo.

HELVECONEN (Helvecones), nennt Tacitus in seiner Germania als eine lygische Völkerschaft, ohne die Sitze derselben näher zu bestimmen. Er sagt nur im Allgemeinen, daß die Lygier über dem großen Bergrücken wohnen, welcher in ununterbrochenem Zuge Suevien durchschneidet[1]). Es umfaßt dieses continuum montium jugum die östliche Fortsetzung von Cäsars hercynischem Walde, das Riesengebirge, die Sudeten und die Gebirge Mährens, Oberschlesiens und Oberungarns, bis zu den Karpathen. Im Norden dieser Gebirge befanden sich die Stammsitze der Lygier, die einen mächtigen Völkerverein bildeten, welcher sich über den Distrikt von Groß- und Kleinpolen, den die Weichsel durch ihre Krümmung von der Quelle nach Osten und dann nach Nordwest, bis in die Nähe von Bromberg, fast in einem Halbkreise umschreibt und über den östlichen Theil von Schlesien ausbreitete. Tacitus nennt von den lygischen Stämmen nur diejenigen, welche zu seiner Zeit die wichtigsten waren, und diese sind: die Arier, die Helveconen, die Manimer, die Elysier, die Naharvalen. Ihnen müssen wir noch die Burier hinzu fügen, deren lygische Abstammung durch Ptolemäos erwiesen ist. Die Burier waren das südlichste lygische Volk, kamen öfters mit den Donauvölkern in Berührung und hinunter in der Gegend der Weichsel- und Oderquellen. Ein engeres bundesgenossenschaftliches Verhältniß scheint eine Zeit lang alle diese Völker[2]), die ursprünglich zum sueoischen Hauptstamme gehörten, mit einander vereiniget zu haben; etwas Näheres läßt sich aber über diesen dunkeln Gegenstand der vaterländischen Alterthumskunde nicht fest stellen; da uns die römischen und griechischen Quellen hier fast gänzlich im Stiche lassen, und Alles, was die neuern Alterthumsforscher über die gegenseitigen Verhältnisse der lygischen Stämme gesagt haben, doch nur mehr oder weniger auf bloßen Vermuthungen beruht.

Über die Sitze der Helveconen-Lygier gibt uns Ptolemäos einiges Licht; denn es leidet keinen Zweifel, daß die Aeluaeones des Ptolemäos[3]) die Helveconen des Tacitus sind. Bei den Aludonen fehlt zwar die Bezeichnung des Stammes, und es ist wohl möglich, daß Ptolemäos dieselben nicht für ein lygisches Volk hielt; aber hier kann uns das Zeugniß des Tacitus vollkommen genügen. Auch ist der Grund, warum sie der Alexandriner Geograph nicht ausdrücklich als Lygier bezeichnet, aus der Anordnung der östlichen Völkersitze auf seiner Tafel leicht erklärbar. Er hat nämlich das Gebiet der Burgunden zwischen die übrigen Lygier und die Aludonen eingeschoben, und so konnte er die letzteren, die durch das ausgedehnte Gebiet eines nicht lygischen Volkes

auch Heltai; kaum schwor Davidis zur socinischen Glaubenslehre des Doktors und Arztes Blandrata, so wankte auch bereits Heltai und folgte bald seinen Fußtapfen nach. Seivert sagt in seinen Nachrichten von den siebenbürg'schen Gelehrten S. 152 treffend: „Ich glaube, Helth hätte eher alle Religionen angenommen, als deßwegen sich viel gezanket." Bei dem theologischen Disput zu Weißenburg (Karlsburg, Alba Julia, Alba Carolina), am 8. März 1568 wurde ihm das Geräusch der disputirenden Theologen so unerträglich, daß er die Versammlung nach drei Tagen, unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit, verließ. Jetzt war er noch ein Gegner der unitarischgesinnten (Socinianer), aber nicht lange hernach, wenigstens 1570, nicht mehr. Bod behauptet in seinem Magyar Athénás sehr fälschlich: Heltai habe es gethan, um als Pleban zu Klausenburg die Zehnten nicht zu verlieren, indem die Unitarier sich sehr ausbreiteten, auch der Fürst Johann II. Zápolya, für ihre Lehre eingenommen, anfing, denselben die Zehnten zu geben. Damals lebte ja Heltai schon lange ohne öffentliche Dienste und konnte daher an den Zehnten der Unitarier nicht participiren. Eben so falsch ist dessen Behauptung: es habe das Ansehen, als hätte Heltai sowohl sein Plebanat als die Zehnten verloren, und deßwegen eine Buchdruckerei errichtet. Bod scheint vergessen zu haben, daß in der Heltaischen Buchdruckerei bereits Bücher erschienen, ehe er noch zu Partei der Reformirten übergegangen war, nämlich im J. 1550. Endlich starb Heltai im J. 1577 und hinterließ einen Sohn gleiches Namens, der Rathsherr und Buchdrucker war, und eine Tochter, Anna, Gemahlinn des dasigen Rathsherrn, Matthias Rau. Diese erbte, nach dem Tode ihres Bruders, die Buchdruckerei. (*Rumy.*) — 4) Ritus explorandae veritatis. Colosvarini 1550. 4. Auf Veranlassung des Kardinals Martinusius von Helth mit einer Vorrede herausgegeben, später wegen seiner Seltenheit in *M. Beli* apparatus ad historiam Hungariae neu herausgegeben. — Eine ungarnsche Übersetzung der heiligen Schrift. Klausenburg 1551 — 1561. 4. 5 Bände. (Von dieser ebenfalls sehr seltenen Bibelübersetzung handelt ausführlich *Bod Peter* in Szente Bibliánk Historiája 1748. S. 35.) Summa christlicher Lehre. Klausenburg 1551. 8. Trostbüchlein, mit christlicher Unterrichtung, wie sich ein Mensch bereiten soll zu einem seligen Sterben. Klausenburg 1551. 8. Ungarisch, eben das. 1553. 8. — Wider die Trunkenheit (ungarisch). Klausenburg 1551. 8. Confessio de Mediatore generis humani, Jesu Christo, vero Deo et Homine. Wittebergae 1555. 8. — Agenda az-az Szent-egy-hazi tselekedetek (Agenda, d. i. kirchliche Verrichtungen). Klausenburg 1559. 4. Soltár (der Psalter) mit Erklärungen. Klausenburg 1560. 8. Troporum, schematum, ac figurarum communium libellus. (Von Barth. Westheimer aus Pforzheim). Klausenburg 1562. 8. — Historia inclyti Matthiae Hungyadis, Regis Hungariae Augustissimi. Claudiopoli 1565. F. — Disputatio in causa sacrosanctae et semper benedictae Trinitatis. Claudiopoli 1568. 4. Dieses 10tägige, fruchtlose Religionsgespräch wurde in Karlsburg im fürstlichen Palaste zwischen den A. C. Verwandten und den Unitariern in Gegenwart Johann II. vom 8. bis 18. März 1568 gehalten. — Magyarok Decretomok. Kolosvár 1571. 4. Eine ungarnsche Übersetzung des Decret. tripartitum von *Verböcz* Chronika a Magyaroknak dolgarol. (Chronik von den Begebenheiten der Ungern). Kolosvár 1575. F. (*Benigni.*)

1) *Tacit.* Germ. XLIII. Dirimit enim scinditque Sueviam continuum montium jugum, ultra quod plurimae gentes agunt, ex quibus latissime patet Lygiorum nomen, in plures civitates diffusum. Valentissimas nominasse sufficiet, Arios, Helvecones, Manimos, Elysios, Naharvalos. — Helvaconas ist der griechische Akkusativ der dritten Deklination, den Tacitus bei Völkernamen liebte. So sagt er für Suiones (Germ. c. 45.) Suionas, für Oxines (Germ. c. 46.) Oxionas, und für Vangiones (Ann. XII, 27.) Vangionas. Es würde also ganz unkritisch seyn, das Volk, wie Einige gethan haben, Helvaconae zu nennen. 2) Ptolemäos (Geogr. II, 11.) nennt noch zwei lygische Völker: die Omaner und Diduner — *Λόγγοι οἱ Ὀμανοὶ — Λάγγοι Διδοῦνοι.* Die Omaner sind wahrscheinlich die Manimer des Tacitus. 3) Geogr. II, 11. p. 58 ed. *Bertii.* *Ῥουτικλείων δὲ καὶ Βουνουντῶν (Βουργουντῶν) Αἰλουαίωνες.*

von ihren alten Stammverwandten getrennt waren, sehr leicht verkennen. Vielleicht hatten sich die Burgunder, dem Stamme nach ein vandalisches Volk, erst nach dem Zeitalter des Tacitus dieses Landstriches bemeistert und auf diese Weise die Aluäonen von den übrigen Lygiern abgesondert. Es scheint sogar, als hätten sie sich nach dieser Katastrophe enger an die Burgunder angeschlossen; denn höchst wahrscheinlich sind sie die Legionen des Zosimus[4]), die, vereint mit den Burgundern, als wanderndes lygisches Volk am Rheine erscheinen und von dem Kaiser Probus geschlagen werden. Nach der Tafel des Ptolemäos wohnten die Aluäonen in dem Landstriche zwischen der Oder und der Weichsel, im Norden der Netze, unmittelbar über den Rhutikleiern (rugischen Völkern), die den Küstenstrich inne hatten. Im Süden gränzte ihr Gebiet an die Sitze der Burgunder, und im Osten an dem Ufer der Weichsel, an die alten Sitze der Gothonen. Bis hier hin dehnt auch Tacitus die Stammsitze seiner Lygier aus, und stimmt daher mit Ptolemäos vollkommen überein, wenn er sagt: „Jenseits den Lygiern werden die Gothonen von Königen beherrscht; schon etwas strenger, als die übrigen germanischen Völker, doch nicht mit dem Verluste der Freiheit. Weiter dann an dem Oceane selbst wohnen die Rugier und die Lemovier." — Die Helveconen sind also das äußerste lygische Volk, welches unter allen, von Tacitus genannten am nördlichsten wohnte und den Gothonen und Rugiern benachbart war. (*Aug. Wilhelm.*)

HELVELLA, *L.* Eine Gattung aus der Gruppe der Schwämme (Fungi. — Unterabtheilung Clavariae mitratrae *Nees*) der natürlichen Familie der Pilze. Ihr Charakter besteht in einem festen, nach unten verdickten Strunk, und einer wachsartig-häutigen, aufgeblasenen, gelappten, Anfangs glatten und mit dem Rande an den Strunk angewachsenen, hernach freien Mütze. Fast alle hierher gehörigen Arten sind eßbar. 1) H. crispa *Fr.* syst., mit abwärts gebogener, gelappter, am Rande freier, krauser, weißlicher Mütze, und hohlem, gerippt-grubenreichem Strunk. In Wäldern auf feuchtem Boden. Abgeb. in *Sowerb.* fung. t. 39 (als Helvella mitra *L.*) 2) H. lacunosa *Afz.* (Vetinsk. Handb. 1783), mit aufgeblasener, gelappter, aschgrau-schwarzer Mütze, abwärts gebogenen, angewachsenen Lappen, und hohlem, gerippt-grubenreichem Strunk. Auf der Erde und auf faulenden Baumstämmen an feuchten Orten (H. mitra *Pers Nees* Syst. T. XVIII. f. 163). 2) H. sulcata *Afz.* (l. c. T. 10. f. 1.), mit abwärts gebogener, gelappter, am Rande angewachsener Mütze, und solidem Strunk, der gleichförmig gefurcht ist. In schattigen Wäldern auf der Erde. Hiervon gibt es eine ganz aschgraue, und eine Abart mit schwarzer Mütze und kastanienbraunem Strunk; außerdem gehört nach Fries auch H. pallescens *Schäff.* fung., welche weißlich, mit hohlem Strunk auf Baumstämmen in Baiern gefunden ist, als Abart hierher. 4) H. esculenta *Pers.* Comm., mit aufgeblasener, ungleichförmiger, wellenförmiger, kreisförmig-runzeliger, brauner Mütze, welche am Rande mit dem glatten Strunke verbunden ist. In bergigen Kieferwaldungen und lichten Laubhölzern im feuchten Sande. Kommt in Hinsicht des Geschmacks, des Standorts, der Dauer und der Zeit, wenn sie gefunden wird (im Frühjahr), sehr mit den Morcheln (Morchella esculenta *L.*) überein. Abgeb. in *Mentzel* pug. I, 6. 5) H. infula *Schäff.* fung., mit abwärts gebogener, gelappter, am Rande angewachsener, meist zimmtfarbener Mütze, und zottigem, weißlichem Strunk. Auf faulenden Kieferstämmen und auf feuchter Erde. 6) H. Monachella *Fries* Syst., mit abwärts gebogener, gelappter, am Rande angewachsener, glatter, kastanienbrauner Mütze, und hohlem, glattem, weißem Strunk. In bergigen Wäldern auf sandigem Boden. 7) H. costata *Schwein.* (bei *Schwägr.* in Comment. Soc. nat. cur. Lips.) mit freier, beinahe zurückgeschlagener, unten gerippter, gelblich braunrother Mütze, und grubenreichem, fast pulverigem, weichem Strunk. Im obern Karolina. 8) H. atra *Kön.* isl., rußschwarz, mit abwärts gebogener, auf beiden Seiten angedrückter, freier, unten glatter Mütze, und solidem, kleienartig-zottigem Strunk. In feuchten Buchen- und Tannenwäldern. Abgeb. Fl. dan. t. 534. f. 1. 9) H. pezizoides *Afz.* (l. c. T. 10. f. 2.), mit tassenförmig abgeplatteter, zuletzt zurückgeschlagener, rothbräunlich-schwarzer, unten, wie der Strunk schuppiger, und scharf anzufühlender Mütze. In Tannenwäldern und auf moosigen Weiden. 10) H. pulla *Holmskiold* (Ot. II. t. 26), mit abwärts gebogener, freier, gelappter, wellenförmiger, rußschwarzer Mütze, welche unten, wie der in der Mitte verdünnte Strunk, fast nackt ist. In Wäldern auf feuchter Erde, und auf alten faulenden Baumstämmen. (H. cinerea *Vill.* delph.) 11) H. elastica *Bull.* (Champign. t. 242), mit freier, glatter, aufgeblasener, zuletzt spitz-gelappter Mütze, und verlängertem, dünnem, nach oben verschmälertem, bereiftem Strunk. An feuchten Orten in Laubwäldern. (H. laevis *Berg.* Pyth., mitra *Bolt.* fung. t. 95. — H. albida *Pers.* Syn., fuliginosa *Dicks.* crypt., sublicia *Holmskiold.* Ot. II. t. 17. sind Abarten und Altersverschiedenheiten.) 12) H. fistulosa *Albert.* et *Schwein.* Consp., mit abgeplatteter, ausgeschweifter, zuletzt abwärts gebogener, oben schmuzig-dunkelgrüner, unten glatter, fleischfarben-röthlicher Mütze, und langem, nach oben verdicktem, fleischfarbenem, hohlem Strunk. Diese Art haben Albertini und Schweinitz einmal in einer feuchten, moosigen Waldung der Lausitz gefunden. 13) H. venosa *Fr.* Syst., mit abgeplatteter, später aufgeblasener, gelappter, gelblich-weißer, unten gefalteter, fleischfarbener Mütze, und zusammen gedrücktem, glattem, braunröthlichem Strunk. In bergigen Tannenwaldungen in Schweden. — S. *Fries* Syst. mycolog. Vol. II. p. 18 sqq. (*Sprengel.*)

HELVETIEN. So wird zuweilen die ganze Schweiz, aber höchst unrichtig benannt, da die alten Helvetier nur einen Theil derselben bewohnten. S. Helvetii und Schweiz. (*Escher.*)

4) *Zosimus* I, 67.

HELVETII. Der Name einer Abtheilung des gallischen Völkerstammes, welche zu der Zeit, als sie den Römern bekannter wurde, die obern Gegenden der jetzigen Schweiz bewohnte. Nach Tacitus (german. c. 28) besaß sie früher auch die Gegenden zwischen dem Schwarzwalde, dem Rhein und dem Main, und Ptolemäos erwähnt die dort von ihnen verlassenen und von Germanen eingenommenen Gegenden (ἔρημος Ἐλουητίων). Müller (Gesch. d. Eidg. I, 1) sucht diese Sitze im fränkischen Grabfelde. Sie gehörten also zu den Galliern, welche die südlichern Gegenden Teutschlands besaßen, aber vor dem Andrange der Sueven sich über den Rhein zurück zogen (s. Mannert Geogr. III, 473). Schon vorher besaßen sie wohl auch das von ihnen benannte Land, denn was Cäsar von ihnen meldet, beweiset altes Besitzthum. Nach Plinius (Hist. Nat. XII, 1.) hielt sich schon unter Tarquinius Priscus (600 Jahre vor Christus) ein Helvetier Elico oder Helicho „fabrilem ob artem" zu Rom auf, und erregte dann durch die mitgebrachten Früchte bei den Galliern Sehnsucht nach dem schönern Südlande. Was für Veränderungen der Zug der Boier und Lingonen über das penninische Gebirge (den großen Bernhardsberg im Wallis), um die Zeiten des Tarquinius Superbus in Helvetien mag bewirkt haben, ist völlig dunkel (Livius V, 35), und eben so, ob und welchen Antheil vielleicht helvetische Schwärme an der gallischen Wanderung genommen haben. Beim cimbrischen Kriege erscheinen zum ersten Male Helvetier in der Geschichte. Zwei ihrer Gaue, die Tiguriner und die von Strabo genannten Toygener, durchzogen Gallien mit den Cimbern und Teutonen, und als ein römisches Heer unter dem Konsul Lucius Cassius die helvetischen Gränzen bedrohte, wurde er von den Tigurinern allein unter Diviko am lemanischen (Genfer-) See vernichtet. Dann zogen die Tiguriner mit den Cimbern nach Italien, kehrten aber, als als Marius durch seinen Sieg in den Raudischen Ebenen Rom gerettet hatte, unbeschädigt und nicht verfolgt in die Heimath zurück. Doch erst, seitdem Cäsar mit den Helvetiern in Berührung gerieth, kommt Licht und Zusammenhang in ihre Geschichte. Sie müssen damals schon einen gewissen Grad der Civilisation erreicht haben (wenigstens ihre Druiden, die sie wahrscheinlich gleich andern gallischen Stämmen hatten), denn er erwähnt Verzeichnisse von der Zahl ihres Heeres und der ganzen Bevölkerung, welche in griechischer Schrift verfaßt, im helvetischen Lager gefunden worden. Zwölf Städte und 400 offene Orte enthielt das Land, dem aber keiner der Alten den Namen Helvetia gibt; nur der Volksname wird erwähnt. Als Gränzen bezeichnet Cäsar die Kette des Jura, den lemanischen See mit der Rhone und den Rhein; aber ob und wie weit sich die Helvetier in die innern Gegenden der jetzigen Schweiz ausgebreitet haben, ob das Berner Oberland, die vier Waldstädte u. s. w. bewohnt gewesen, ist in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Die Länge des Landes gibt er zu 240,000 Schritten an, was mit der Entfernung von dem Punkte, wo der Jura westlich von Genf die Rhone berührt, bis gegen Rorschach am Bodensee ziemlich zusammen trifft, indem 5000 römische Schritte für eine geographische Meile gerechnet werden. Seine Angabe der Breite hingegen, zu 180,000 Schritten, läßt sich wegen des Dunkels, das auf dem Innern des Landes liegt, auf keine Weise prüfen. Ein Irrthum des Verfassers darf, wenn die Lesart richtig ist, um so eher angenommen werden, da er das Land nie selbst bereisete. Der Jura schied die Helvetier von den Sequanern, und in seiner östlichen Ausbiegung von den Raurachern oder (nach den Inschriften) Rauricern im Frickthale und bis unterhalb Basel. Weiter gegen Osten folgte die Gränze dem Rheine und dem Bodensee, aber wo dann dort die Helvetier und Rhätier sich in dieser vor-römischen Zeit berührten, und ob vielleicht die Rhätier während des Auszugs der Erstern weiter vorrückten, bleibt eben so ungewiß, als die ganze Gränze vom Bodensee an quer durch die Schweiz bis zum Ausgange des penninischen Thales [1]) (Wallis). Hier aber wohnten beim obern Ende des lemanischen Sees die Nantuaten, aufwärts an der Rhone am linken Ufer und im penninischen Passe die Veragrer, jenseits des Flusses die Seduner, und von beiden östlich bis auf die Furka und vielleicht bis ins Urserenthal die Viberer, ein Zweig der Lepontier, welche den südlichen Abhang des Gotthardstockes und der Walliser-Kette bis über den Simplon hin bewohnten und wahrscheinlich zu den tuscischen Stämmen gehörten, die sich in frühern Zeiten vor den Galliern in die Alpen geflüchtet hatten. Strabo zählt sie daher auch zu den Rhätiern (L. IV. p. 15. Ed. *Alm.* p. 226. Ed. *Xyl.*). Der lemanische See und die daraus fließende Rhone trennte die Helvetier von dem Lande der Allobrogen, das zur gallischen Provinz gehörte. In vier Völkerschaften oder Gaue waren nach Cäsar die Helvetier und ihr Land getheilt: er nennt die Tiguriner und den Verbigenischen oder Urbigenischen Gau [2]). Aber weder die Namen der beiden übrigen Gaue, noch in welchem Theile von Helvetien jede der vier Völkerschaften ihre Sitze gehabt habe, läßt sich ausmitteln. Man hat die Tiguriner ins nordöstliche, die Verbigener ins nordwestliche Helvetien gesetzt, ohne allen Beweis. Denn eine Inschrift, welche 1601 zu Kloten, zwei Stunden von Zürich, soll gefunden worden seyn, ist höchst wahrscheinlich untergeschoben, und einer echten, zu Aventicum gefundenen, worin der Pagus Tigorinus erwähnt wird, nachgebildet. Tschudi (Hauptschlüssel zu verschiedenen Alterthumen oder Beschreibung von Gallia Comata. Constanz 1767) gibt zwar die Namen und Gränzen der vier Gaue aufs Bestimmteste an; allein dieser sonst so sorgfältige Schriftsteller, welchem dann Haller (Helvetien unter den Römern. 2 Bde. Bern 1811) nachschrieb, folgt hierin unsichern Muth-

1) Die Inschriften haben beide Schreibarten Vallis Poenina und Pennina. Der Name der Rhätier kommt auf denselben meistens ohne h vor. 2) Die Lesart bei Cäsar (Bell. Gall. I, 27.) ist ungewiß und eine Inschrift zu Solothurn, auf welcher der Name vorkommt, ist zu undeutlich, um den Streit zu entscheiden.

maßungen und geographischen Verhältnissen des Mittelalters. Die mittlere Geographie kann zwar oft mit Nutzen zur Aufklärung der römischen gebraucht werden; besonders leisten die Gränzen der Bisthümer oft wichtige Dienste, aber doch nur da, wo sich das ein Mal gepflanzte Christenthum erhielt; wo hingegen, wie besonders im östlichen Helvetien, das Christenthum wieder ganz ausgerottet wurde, da verschwanden auch die Gränzen der Bisthümer. Überdieß verschwindet die alte GauEintheilung gänzlich, sobald Helvetien unter römische Herrschaft fällt. Deßwegen beweisen auch die Urkunden von St. Moritz und Lausanne, welche einen Aventiner Gau erwähnen, durchaus Nichts. — Wie übrigens das Verhältniß der Gaue gewesen, ob sie beständig ein Ganzes ausgemacht, oder sich nur zuweilen für gemeinschaftliche Unternehmungen, wie zu dem Zuge in Gallien, vereinigt haben, ist ungewiß; doch macht das, was Cäsar von Orgetorix erzählt, eine dauernde Verbindung wahrscheinlich. Mit noch größerer Wahrscheinlichkeit läßt sich annehmen, daß die Schilderung, welche Cäsar (Bell. Gall. lib. VI.) von der aristokratischen Verfassung der gallischen Völker, der Unterdrückung der untern Klassen und der nur aus den Edlen gebildeten Nationalversammlung macht, auch von den Helvetiern gelte. Nicht unpassend wurde diese Verfassung mit der ehemaligen politischen verglichen. Vor allen übrigen Galliern gibt Cäsar den Helvetiern den Preis der Tapferkeit, welche durch häufige Kämpfe mit germanischen Stämmen genährt wurde.

Unter diesem Volke bewirkte Orgetorix, durch großen Anhang von Klienten und außerordentlichen Reichthum mächtig, ums J. 56 vor Chr. in einer Nationalversammlung den Entschluß, daß die ganze Bevölkerung die rauhere Heimath verlassen und in dem mildern Gallien Wohnsitze suchen sollte. Herrschsüchtige Anschläge gegen die Verfassung seines Volks, zu deren Ausführung er sich mit dem Sequaner Casticus und dem Äduer Dumnorix soll verbunden haben, werden als Triebfeder angegeben. Zwei Jahre wurden für die Zurüstungen bestimmt. Aber in der Zwischenzeit wurde Orgetorix wegen seiner Anschläge von den Häuptern vor Gericht gerufen, und da er durch eine ungeheure Begleitung von Sklaven (Cäsar sagt 10,000), Klienten und Schuldnern die Richter schreckte, so riefen diese die Nation zu den Waffen. Der unerwartete Tod des Orgetorix, den die Sage seiner eigenen Hand zuschrieb, hinderte aber den Auszug nicht. Etwas abweichend von Cäsars Berichte erzählt Orosius (L. VI, c. 2.), ohne jener Anschläge des Orgetorix zu erwähnen, er sei durch die Großen ergriffen und zum Tode genöthigt worden, worauf sie vergeblich gesucht haben, das beutegierige Volk von dem Auszuge abzuhalten. Dieß ließe auf Eifersucht und Parteiung unter den Häuptern schließen, von denen sich vielleicht Orgetorix getrennt und an den großen Haufen angeschlossen hatte, der durch die Auswanderung sein hartes Los zu erleichtern hoffte. Cicero (Epist. ad Att. I, 19.) erwähnt die Besorgnisse, welche die Rüstungen der Helv. zu Rom erregten. Mit ihnen vereinigten sich zu der Wanderung die kleinern Stämme der Rauracher, und der jenseits des Rheines im Kleggau und am Schwarzwald wohnenden Latobrigen und Tulinger, so wie ein Theil des gallischen Stammes der Boier, welcher von Sueven in seinen Wohnsitzen jenseits des Bodensees gedrängt, und aus Norikum abgetrieben, sich an die Helv. anschloß. — Cäsar, der gerade damals als Prokonsul in Gallien auftrat, verweigerte, nachdem er die Rhonebrücke bei Genf abgeworfen und das linke Ufer des Flusses durch Verschanzungen gedeckt hatte, den verlangten Durchzug durch das Gebiet der Allobrogen und das römische Gallien. (Man hat im Widerspruche mit Cäsars eignen Worten die von ihm aufgeworfenen Linien auf dem rechten Ufer des Sees bei Copet gesucht. Dann wäre das Abwerfen der Brücke bei Genf ganz widersinnig gewesen; die Linien waren auf helvetischem Boden errichtet worden, und die Helv. hätten zuerst dieselben durchbrechen müssen, ehe sie, wie Cäsar erzählt, den Übergang über den Fluß versuchen konnten. S. auch Butini.) Nach vergeblichen Versuchen, den Übergang über die Rhone zu erzwingen, wandten sie sich westlich, wahrscheinlich durch den Paß beim Fort de l'Ecluse ins Gebiet der Sequaner, wo ihnen Dumnorix den Durchzug zu den Äduern verschaffte. Hier an der Saone holt sie Cäsar ein und schlägt die Tiguriner, welche allein noch diesseits des Flusses waren. In 20 Tagen hatten sie nur drei Viertheile des Volkes über den Fluß gebracht; ein Beweis von niedriger Stufe der Kriegskunst: doch darf nicht vergessen werden, daß es nicht bloß ein Heer sondern ein ganzes Volk war, welches die Wanderung mit allem seinem beweglichen Eigenthum unternommen hatte. Mehr als die Niederlage der Tiguriner erschütterte das Heer Cäsars schneller Übergang über die Saone. Vierzehn Tage folgt er ihnen in geringer Entfernung. Bei Bibrakte (Autun) greifen endlich die Helvetier an: in der hartnäckigen und äußerst blutigen Schlacht siegt zuletzt römische Kriegskunst über die rohe Tapferkeit, und als nach viertägigem, ununterbrochenem Rückzuge keine Hoffnung dem Sieger zu entrinnen übrig blieb, unterwarf sich, wen das Schwert verschont hatte, seinen Bedingungen. Nur 6000 aus dem Verbigenergau büßten einen neuen Versuch, über den Rhein zu entfliehen, indem Cäsar sie als Feinde behandelte. Den übrigen gebot er die Rückkehr in die Heimath und die Wiederaufbauung der Städte und Dörfer, die sie selbst vor der Auswanderung abgebrannt hatten. Den Boiern gestattete er, sich unter den Äduern, die es wünschten, anzusiedeln. Nicht als Unterthanen, sondern als freie Freunde des römischen Volkes kehrten 110,000 Menschen nach Helvetien zurück [3]), damit das Land als Schutzwehre von Italien gegen den Andrang der Teutschen diene. Cicero (pro Balbo cap. 14.) gedenkt eines Vertrags mit den Hel-

3) Nach den Verzeichnissen, die Cäsar im Lager fand, waren ausgewandert 263,000 Helvetier, 36,000 Tulinger, 14,000 Latobrigen, 22,000 Rauracher und eben so viele Bojer. Im Ganzen 368,000, wovon 92,000 streitbare Männer.

vetiern, von dem aber Nichts weiter bekannt ist, als daß Keiner das römische Bürgerrecht erhalten solle. Um aber auch die Helvetier zu beobachten und die Pässe nach Gallien zu verwahren, sandte Cäsar eine Ritterkolonie nach Noviodunum (auch Noiodunum, Nevidunum, d. h. Nion in der Wadt), daher auch ColoniaJulia equestris und Civitas equestrium auf Inschriften genannt. Tschudi versetzt unrichtig Noviodunum nach Thonon in Savoyen. — Nicht unwahrscheinlich ist es, daß die neuen Städte sich auf den Brandstätten der 12 alten erhoben: dennoch ist es ein eitles Beginnen, diese 12 Städte und ihre Namen ausmitteln zu wollen. — An der Wanderung hatten die Völkerschaften des penninischen Thales, das nicht zu Helvetien gehörte, keinen Theil gehabt: aber Cäsar wollte den wichtigen Paß über den Penninus nicht im Besitze eines freien Bergvolkes lassen. Sein Legat Sergius Galba setzte sich, nach einigen glücklichen Gefechten, mit einer Legion zu Octodurus (Martinach), dem Hauptorte der Veragrer, fest. Die Nantuaten, Seduner und Veragrer hatten Geißeln gegeben; aber plötzlich wurde das römische Lager von den Sedunern und Veragrern bestürmt. Nach einem langwierigen Kampfe, als die Römer schon in der äußersten Noth waren, erfochten sie durch unerwarteten Ausfall einen vollständigen Sieg. Aber wohl fühlend, daß er einem neuen Kampfe nicht gewachsen wäre, zog sich Galba am folgenden Tage ins Gebiet der Allobrogen zurück. Erst unter Augustus wurden die penninischen Völker unterjocht. (*Plinius* Hist. Nat. III, 20.) — Bis dahin schweigt auch die Geschichte von den Helvetiern: eine verdorbene Lesart bei Cäsar (Bell. Gall. L. VII.) schreibt ihnen Theilnahme zu an dem Versuche Alesia zu entsetzen, bei welchem hingegen die Rauricer bestimmt erwähnt werden. Allmälig verbreitete sich wohl Kenntniß römischer Sitten, und im Genusse des Friedens erholten sie sich von dem schweren Unfalle. Eine Nationalversammlung (Conventus, Tacitus und die Inschriften gedenken derselben), die vielleicht zuerst zu Noviodunum, nachher gewiß zu Aventicum (Avenche oder Wiflisburg) gehalten wurde, leitete die allgemeinen Angelegenheiten: die Städte hatten ihre selbstgewählten Vorsteher. Wichtig für die Verbreitung römischer Sitten war es, daß Lucius Munatius Plancus unter Augustus eine Kolonie zu den Rauricern führte, Colonia Raurica, am Rheine oberhalb Basel, so daß sich schnell auf diesem in militärischer Rücksicht wichtigen Punkte (wo jetzt das Dorf Augst steht), eine blühende Stadt erhob, die aber erst unter den Antoninen mit dem Namen Augusta Rauricorum erscheint. So waren zwei Städte, im Norden und Südwesten des Landes, Raurica und Noviodunum, zu festerer Begründung der Herrschaft von römischen Kolonisten besetzt; und die Anlegung von Heerstraßen, die vorzüglich unter Augustus scheint begonnen zu haben, beförderte den nämlichen Zweck. Gleichzeitig mit diesen Städten blüheten Vindonissa (in dessen Umkreise jetzt das aargau'sche Dorf Windisch liegt,) und Aventicum auf, letzteres bald als Hauptstadt des Landes. (*Tacit.* Hist. I, 68: gentis caput.) Die Umwandlung in eine Provinz geschah allmälig und noch unter Galba wird ein Kastell erwähnt, das die Helvetier mit eigenen Miethsoldaten besetzt hielten. (*Tacit.* Hist. I, 67.) Man sucht dasselbe in der Gegend von Baden im Aargau. Allein dieß ist bloße Vermuthung. — So viele Freiheit aber die Helvetier unter den ersten Kaisern besaßen, so diente ihr Land doch dem Tiberius schon als Stützpunkt zur Unterjochung der Vindelicier, während Drusus von Italien her, entweder vom Comersee an den Hinterrhein, oder vom Vinschgau aus durch Engadin, sich Rhätiens unter fürchterlichen Kämpfen bemächtigte. (Sein Name hat sich in dem Berge Drusanaspitze und Drususthor, zwischen Prätigau und Montafun, erhalten.) Ob damals auch die Unterwerfung des penninischen Thales vollendet wurde, ist ungewiß: später stand es, wie eine Inschrift beweiset (*Grut.* 376, 6. *Maffei* Mus. Ver. 113, 2. Verona illustr. T. I, p. 334.), mit Rhätien unter Einem Prolegatus. Dazu mußte dann auch das Urserenthal gehören, durch welches die Verbindung zwischen Wallis und Graubündten, besonders im Sommer, sehr leicht ist. Dieß klärt auch die Verbindungen auf, die wir später im Mittelalter zwischen beiden Ländern finden. Es ist dabei nicht zu vergessen, daß von Uri herauf, wenn diese Gegend damals sollte bewohnt gewesen seyn, keine Verbindung mit Urseren Statt hatte, und daß die Gotthardstraße wahrscheinlich erst im 12ten Jahrhundert eröffnet wurde. Durch Kastelle und Stationen wurde der Besitz von Rhätien gesichert, und die dort ausgehobenen Kohorten gehörten bald zu den vorzüglichsten Kriegern der römischen Heere. (Von der großen Heerstraße durch Rhätien s. unten.) — Dieser Feldzug gegen die Rhätier und Vindelicier war auch für die Helvetier von wichtigen Folgen. Denn theils wurden sie dadurch von den verheerenden Streifereien dieser Gebirgsvölker befreit, theils wurde römische Herrschaft auch bei ihnen befestigt. Eine Inschrift beweiset, daß Tiberius eine Straße von Ultinum (Olten im Solothurn'schen) ins Land der Rauricer anlegte. Wahrscheinlich über den untern Hauenstein, und durch ihn wurden auch die Ufer des brigantinischen Sees (Bodensee), an dem sich später die große Heerstraße hinzog, zuerst eröffnet.

Entfernt genug von dem Schauplatze, auf welchem die Wuth der Nachfolger des Augustus sich äußerte, zugleich aber durch die Kraft und den Namen des römischen Reiches gegen Außen gesichert, hatte Helvetien bis auf Galba's Tod, als Folge des lange dauernden Friedensgenusses und wichtiger Freiheiten und Vorrechte, Wohlstand und friedliche Künste in bedeutendem Maße gewonnen, als unvermuthet der Nation gänzlicher Untergang drohte. Denn als Vitellius von seiner Legion am Rheine als Augustus ausgerufen wurde, verweigerten die Helvetier, welche ohne Kunde von Galba's Tode waren, die Unterwerfung. Als nun die 21ste Legion den Sold raubte, welchen die Helvetier ihrer Besatzung jenes Kastells sandten, fingen diese die Briefe der germanischen an die pannonischen Legionen auf, und legten einen Centurio mit seiner Begleitung gefangen. Da

rückte Alienus Cäcina, von Vitellius schon zum Marsche nach Italien über den penninischen Berg bestimmt, verwüstend in Helvetien vor. Im Rücken wurden die ungeordneten und des Krieges ungewohnten Schaaren der Helvetier durch die herbei gerufenen Besatzungen Rhätiens und die kriegerische Jugend dieses Landes, von vorn durch Cäcina's Heer angefallen. Bald flohen sie zerstreut auf den Berg Vocetius, allein auch dahin verfolgt, wurden viele Tausende theils niedergemacht, theils gefangen und als Sklaven verkauft. Tacitus (Hist. I, 671 sq.) erwähnt die Plünderung einer blühenden Ortschaft bei einer stark besuchten Heilquelle. Diese sucht Mannert im jetzigen Kanton Solothurn, weil Cäcina den Ort gleich nach dem Eintritt ins Land vor der Niederlage der Helvetier, erreicht habe, und er sich in dem gebirgigen Lande nicht zu weit östlich von der Straße hätte entfernen dürfen. Allein eben dadurch näherte er sich den rhätischen Hilfstruppen, und die Straße aus dem Lande der Rauricer, das zu Obergermanien gehörte, nach Vindonissa war damals höchst wahrscheinlich schon angelegt. Hier scheint Cäcina eingebrochen und das nur $1\frac{1}{2}$ Stunde von dieser Stadt entfernte Baden im Aargau, der erste Gegenstand seiner Wuth gewesen zu seyn. Vindonissa selbst erwähnt Tacitus nicht: dadurch wird wahrscheinlich, daß die Stadt schon von den Römern besetzt gewesen sei. Kurz nachher (s. *Tacit.* Hist. IV, 61.) hatte wenigstens die 21ste Legion fast immer, zuweilen auch, wie die Inschriften beweisen, die eilfte, ihr Standquartier daselbst. Das Schlachtfeld läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen, und eben so wenig der Berg, auf welchen die Helvetier flohen: gewöhnlich hält man denselben für den Bözberg, westlich von Brugg; eher möchte er in der Gegend von Baden zu suchen und Vocetius als allgemeiner Name dieses nordöstlichen Theiles der Jurakette zu erklären seyn. Überhaupt gibt Tacitus zu wenig Umstände an, als daß sich alle einzelnen Züge der Darstellungen bei neuern Geschichtschreibern rechtfertigen ließen. — Nach seinem Siege zog Cäcina verheerend gegen die Hauptstadt Aventicum, welche sich nur durch schnelle Unterwerfung rettete, aber der Vorsteher der Völker, Julius Alpinus, büßte mit seinem Leben [4]). Tacitus (Hist. I, 69.) erzählt dann noch, wie Claudius Cossus den Zorn des Vitellius und seines Heeres besänftigte, und die gänzliche Vertilgung der Nation abwendete. — Unstreitig entkräftete Cäcina schon diese wichtige Vormauer Italiens; und wohl mag diese Erschöpfung der Grund seyn, daß sich bei den Helvetiern keine Theilnahme an dem Aufstande der Gallier unter Civilis zeigt. Doch als Vitellius ermordet war, folgten wie für andere Provinzen, aufs Neue glücklichere Zeiten. Vespasians Vater hatte zu Aventicum Wechselgeschäfte getrieben (s. *Sueton.* in Vespas.), und die Neigung für den Ort scheint auch bei dem Kaiser fortgedauert zu haben. Er sandte eine Kolonie von Veteranen dahin [5]), und vorzüglich von dieser Zeit an scheint die Stadt zu ihrem höchsten Glanze gelangt zu seyn. (S. Aventinergau, pagus Aventinus. Erste Sect. 7r Th. S. 298.) Damals gehörten die Helvetier und Rauricer zum belgischen Gallien (*Plin.* Hist. Nat. IV, 17., wo er auch die beiden ältern Kolonien Equestris und Raurica nennt), wahrscheinlich seit der Eintheilung Galliens in vier Provinzen unter Augustus. (Haller rechnet Helvetien fälschlich zu Gallia Lugdunensis.) Allein seit Vespasianus werden sie immer seltener unter ihrem eignen Namen erwähnt, besonders nachdem die Sequaner, östlich von der Saone an, nebst den Helvetiern vom belgischen Gallien waren getrennt und daraus die Provincia Maxima Sequanorum gebildet worden. Doch geht ihr Name nicht ganz verloren, denn noch in der Notitia provinciarum et civitatum Galliae, die wahrscheinlich aus der Zeit des Honorius stammt (b. *Bouquet* Recueil des Historiens des Gaules T. I.), kommt vor Civitas Elvitiorum Aventicus, und eben so in der spätern Capitulatio de nominibus regionum Galliae (ib. Tom. II.). Einige Inschriften beweisen auch, daß helvetische Kohorten in den Vertheidigungslinien am Neckar standen, von deren Thaten aber Nichts bekannt seyn kann, da ihr Name wie derjenige anderer Provinzialen, sich unter dem allgemeinen römischen Namen verliert. — Die glücklichsten Zeiten waren für die Helvetier, wie für andere Provinzen, wohl vom Ende des ersten bis nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts, wo keine unter den Verderbnissen des Hofes aufgewachsenen, sondern im Privatleben und im Lager gebildeten und durch Adoption auf den Thron gerufenen Fürsten das Reich beherrschten. Vorzüglich aus dieser Zeit stammen die Trümmer, welche den Glanz der Städte Augusta im Lande der Rauricer, Vindonissa und Aventicum beweisen, und so viele andere, überall aufgefundene Denkmäler des Wohlstandes und einer bedeutenden Bevölkerung. Die gallischen Sitten wichen den römischen, und selbst die Religionsgebräuche wurden, wie überall, ein Gemische mannichfaltigen Ursprungs. Neben römischen Götternamen, z. B. Jupiter, Apollo, Mercurius (was aber zuweilen der Name eines Menschen ist); Liber (Liber Cocliensis. in einer Inschrift zu Sully in der Wadt, welche Weinbau beweiset), Epona, erscheinen die auch von Rom hergebrachte ägyptische Isis, die Göttinn Aventia, und die einheimischen Sulfaa oder Suleviae, d. h. die gallischen Schutzgöttinnen. In den Trümmern von Vindonissa wurde auch ein Amulet gefunden, welches sich auf den Dienst der samothrakischen Kabiren bezieht. Selbst die Ehre, frühe schon einen christlichen Heiligen gehabt zu haben, wollte die fromme

4) Die bekannte rührende Inschrift (b. Gruter 319, auch b. Johann v. Müller I, 6.), welche eine Priesterinn der Göttinn Aventia, Julia Alpinula, für ihren Vater, den man für diesen Julius Alpinus hält, flehen läßt, hat höchst wahrscheinlich niemals existirt.

5) Sie heißt in Inschriften: Colonia Pia Flavia Constans emerita Helvetiorum. Auf andern Steinen ist beigefügt: Aventicum Helvetiorum und Foederata. Die Eigennamen der Kolonien werden zuweilen auf Münzen und Inschriften weggelassen und nur die Titel gesetzt. Auch kommen vor: Incolae Aventicens.

Legenden-Einfalt Heloetien verschaffen, indem sie unter Vespasianus den heil. Beatus ins Land kommen, und unter Domitianus in eine Wüste am Thunersee fliehen läßt, wo noch eine Höhle oon ihm den Namen trägt. Allein selbst katholische Schriftsteller wagen nicht, dieses Mährchen zu vertheidigen. — Während aber die Denkmäler des Alterthums ein ziemlich helles Licht über das römische Helvetien verbreiten, liegt auf dem innern Lande das nämliche Dunkel wie vor dem Auszuge nach Gallien. Über Amsoltingen (südwestlich von Thun) hat man, aufwärts gegen das Berner Oberland, nie eine Spur römischer Ansiedelungen entdeckt; denn einzelne Münzen können durch Flüchtlinge dorthin gekommen seyn. Eben so unbekannt ist das Entlebuch und überhaupt der größte Theil des Kantons Luzern, so wie die übrigen innern Kantone. Des Vierwaldstättensees gedenkt kein alter Schriftsteller. Ob diese Landstriche noch wüste gelegen haben, oder ob sich kleine Horden oon Wilden, zu arm und unbedeutend, um die Eroberungssucht zu reizen, und nicht, wie die Rhätier, wegen ihrer Pässe wichtig, dort herum getrieben haben, mag nicht enträthselt werden. Auf letzteres führt die Postenkette, welche nach einigen Spuren längs diesen unbekannten Gegenden sich in nordöstlicher Richtung scheint gezogen zu haben. Die Unterjochung mußte auch den Römern zwecklos erscheinen, da sie den Bergwall auf der Nordseite des pennischen Thales bis in die rhätischen Alpen, wovon sie nur den südlichen, also weit steilern Abhang kannten, für unübersteiglich hielten. — Mehr Licht erhalten dagegen allmälig die Gränzen zwischen der Prooinz Rhaetia prima und dem östlichen Helvetien. Die Statio turicensis quadragesima Galliarum, wie Zürich in einer Inschrift erscheint, leitet auf die Vermuthung einer Verbindung über diese Ortschaft und den dortigen See mit Rhätien. Eine zu Zonen bei Rapperschweil gefundene, zwar oerstümmelte Inschrift (Haller I, 9.), auf welcher vorkommt L. D. D. D. (d. h. locus datus decurionum decreto), beweiset, daß jene Gegend angebaut war. Den Namen Gaster (vom Zürcher- bis zum Walenstattersee) leitet man von Castra rhaetica ab, und am Ufer des Walenstattersees sind Spuren einer alten Straße gefunden worden, so wie die dort liegenden Orte Seguns, Terzen, Quarten und Quinten unverkennbar ihre Namen aus dem Latinischen, wahrscheinlich von römischen Stationen, haben. Eine Heerstraße konnte indessen hier nicht seyn, denn weder die Peutingersche Tafel, noch das Itinerarium des Antoninus haben irgend eine Spur daoon. Im östlichsten Helvetien war die Gränze gegen die Provinz Rhaetia prima bei dem Orte ad Fines, welchen man mit großer Wahrscheinlichkeit für das jetzige Pfyn im Thurgau hält. (Mannert sucht denselben näher bei Constanz.) Dort ging die große Heerstraße von Syrmium nach Gallien durch. Der nächste Ort in der rhätischen Provinz, welcher erwähnt wird, ist Arbor Felix (Arbon am Bodensee), dessen Gemäuer jetzt zum Theil unter Wasser ist, da sich der Spiegel des Bodensees erhöhet hat. Wann aber diese Orte erbauet worden, ist unmöglich zu bestimmen. (Zellweger, in der Abh. über die Zeit, wann Appenzell bevölkert wurde, im Schweiz. Geschichtforscher 5, 2. Bern 1825, vermuthet, daß Arbon erst unter Valentinian I. angelegt worden, als dieser Kaiser die Ufer des Rheins von Rhätien an befestigte. Allein es kommt schon in der Peuting. Tafel, welche wahrscheinlich ins dritte Jahrhundert gehört, als bedeutender Ort vor. Die Bevölkerung des Appenzellerlandes hält er für eine Folge der Schlacht bei Tolbiacum.) Überhaupt muß man sich hüten, jeden Ort, welcher in den spätern Quellen, wie im Ammianus Marcellinus, im Itinerarium des Antoninus u. s. w. vorkommt, schon in die frühern Zeiten der römischen Herrschaft zu versetzen; aber eben so wenig beweiset das Stillschweigen der frühern Quellen die spätere Entstehung eines Ortes. So wird Vitudurum (bei dem Dorfe Oberwinterthur) bei keinem frühern Schriftsteller genannt, aber eine Inschrift (bei Tschudi u. Haller I, 270.) beweiset, daß im Anfange des oierten Jahrhunderts die zerstörten Mauern des Ortes hergestellt wurden.

Die Einfälle germanischer Stämme in Rhätien vom J. 162 an oerkündigten auch das Schicksal, welches Heloetien drohte. Damals zeigte sich in der ganzen Sequaner Provinz eine bedenkliche Gährung, als Wirkung der Gewaltthätigkeiten römischer Beamten, und ob gleich die Helvetier noch 100 Jahre lang von Fremden verschont blieben, sanken doch Wohlstand und Bevölkerung aus den gleichen Gründen, wie in andern Prooinzen. Der erste oerheerende Einfall, welcher erwähnt wird, geschah unter Gallienus (265). Damals drangen ungeheure Scharen der Alemannen unter Kroch (Krokus) durch der Heloetier Land, über die rhätischen Gebirge bis Ravenna hinunter. Wie weit sich ihre Verheerungen auch in Heloetien verbreitet haben, und ob sie oielleicht bis auf Aurelianus (270—275) einen Theil des Landes besetzt hielten, wird nicht gemeldet. Der fürchterliche Einfall der Franken und Alemannen in Gallien, welchen endlich (280) Probus abtrieb, traf wahrscheinlich Heloetien auch. Besonders verheerend scheint aber auch hier der Einfall gewesen zu seyn, welcher im Anfange des vierten Jahrhunderts Rhätien und die gallischen Prooinzen traf. Damals (im J. 303) wurde der Cäsar Constantius Chlorus bei Andemantunum (Langres) kaum gerettet, indem ihn die Seinigen an einem Seile auf die Mauer zogen. Als er aber durch plötzlichen Ausfall noch am nämlichen Tage einen entscheidenden Sieg über die Alemannen erfochten hatte, trug er seine siegreichen Waffen auch zu den Heloetiern, und trieb nach einem Siege in der Nähe von Vindonissa die Alemannen über die Donau zurück. (Gegen die Versetzung dieser Schlacht in die Nähe von Vindonissa walten aber Zweifel; und nicht ohne einige Wahrscheinlichkeit wird das Schlachtfeld jenseits des Rheines gesucht. (S. Müller, Gesch. d. Eidg. I, 6. Note 119.) Aber Helvetien war durch Raub und Brand schrecklich oerheert, auch Vindonissa lag in Asche; doch muß sich die Stadt wieder etwas gehoben haben, wie dort gefundene Münzen bis auf Honorius hinunter und andere Denkmäler beweisen. Die

schon erwähnte Herstellung der Mauern von Biturum fällt in diese Zeit. Müller vermuthet, daß auch Aventikum während dieses Einfalles verbrannt worden sei; doch muß ein Theil der Bevölkerung wieder zurück gekehrt seyn, denn man hat auch hier noch spätere Denkmäler gefunden, und die Notitia provinciarum et civit. Galliae nennt noch Civitas Elvitiorum Aventicus, während Vindonissa und Raurica nur als castra erscheinen. Ammianus Marcellinus (im 4. Jahrh.) Lib. XV. cap. 11. nennt Aventicum, deserta quidem civitas, sed non ignobilis quondam, ut aedificia semiruta nunc quoque demonstrant. Überhaupt ist es unmöglich, den Zeitpunkt nachzuweisen, wo die einzelnen Städte untergingen. Die Sagen gewähren nicht einmal Wahrscheinlichkeit, da sie den Hunnen unter Attila Vieles zuschreiben, was erweislich früher ist, und überdieß die Hunnen noch mit den weit späteren Ungern oder Madscharen verwechseln. — Ins Jahr 302 wird auch die Legende von der thebanischen Legion gesetzt, welche zuerst von einem Schriftsteller des 6. Jahrh. (Eucherius, Bischof zu Lion) erzählt wird. Von ihrem früheren Standlager in Ägypten soll die Legion den Namen der thebanischen erhalten und dort auch das Christenthum angenommen haben. Als sie auf dem Zuge gegen die Alemannen bei Agaunum (St. Morizen, am Eingange des Wallis, das von Mauritius, einem dieser 6000 angeblichen Martyrer, seinen Namen soll erhalten haben,) sich geweigert habe, die gewöhnlichen Opfer vor dem Bilde des Kaisers zu verrichten, und zweimaliges Deciniren vergeblich gewesen, sei die Legion vertilgt worden. Einzelne hätten sich jedoch geflüchtet, unter denen Felix und Regula endlich nach Zürich, Ursus und Victor nach Solothurn, Verena nach Zurzach gekommen seyn soll, deren Schicksale dann die Legenden mit neuen Mährchen ausschmückten. (Für und wider diese Geschichte sind viele Schriften gewechselt worden. Die Literatur derselben s. in Haller's Schweizerbiblioth. III. Nr. 1543 ff.) Glaubwürdigere Spuren als diese frommen Fabeln zeigen indessen, daß hier und dort das Christenthum Eingang fand, und daß unter andern zu Vindonissa sich eine kleine Christengemeinde bildete, die nach gänzlicher Zerstörung der Stadt sich mit ihrem Bischof scheint ins südwestliche Helvetien zurück gezogen zu haben. In der ersten Hälfte des 6. Jahrh. erscheinen dann wieder Bischöfe von Vindonissa bei Kirchenversammlungen in Frankreich, und sie mögen eine Zeit lang auf den Trümmern des alten Sitzes gewohnt haben, bis dann derselbe nach Constanz verlegt wurde, so daß im 7. Jahrh. die Bischöfe zu Constanz als Nachfolger der Bischöfe von Vindonissa auftraten. Auch zu Aventicum werden Bischöfe erwähnt.

Noch gewährte die Regirung Constantins und seines Sohnes Constans bis gegen die Mitte des 4. Jahrh. einige Ruhe und Sicherheit. Aber unter Constantius beginnen (352) neuerdings verheerende Einfälle der Alemannen und Franken in Rhätien, Helvetien und Gallien. Zum letzten Male erscheint dann noch altrömische Heldengröße in dem Cäsar Julianus, der bei Straßburg im J. 357 ein alemannisches Heer vernichtet. (Was Ammianus Marc. XVI, 11. vorher von dem Überfalle der Rheininseln erzählt, wird von Haller in die Gegend des Klosters Rheinau, unterhalb Schafhausen, versetzt; weit richtiger sucht man nach dem ganzen Zusammenhange diese Inseln im Elsaß, zumal da Ammianus von mehreren spricht.) Allein seine Anwesenheit in Gallien dauerte zu kurze Zeit, als daß seine löbliche Verwaltung dem erschöpften und in vielen Gegenden verödeten Lande wieder hätte aufhelfen können. Bis damals scheint Augusta der Rauracher noch am wenigsten gelitten zu haben. Müller glaubt zwar, daß die Stadt entweder schon zerstört gewesen oder doch in tiefer Erniedrigung gelegen habe. (Gesch. d. Eidg. I, 6. Note 134.) Allein die Worte des Ammianus (L. XV. c. 11.), apud Sequanos Bisontios videmus et Rauracos, aliis potiores oppidis multis, beweisen das Gegentheil; Aventicum hingegen nennt er, wie schon bemerkt, deserta civitas. — Julians Entfernung aus dem Occident war das Zeichen für neue Anfälle; vergeblich legte Valentinian I. (seit 364) an dem ganzen Rheine noch neue Befestigungen und Kastelle an (unter diesen wird Robur genannt, entweder da, wo jetzt das Münster zu Basel steht, oder in der Nähe von Basel,); weder er, noch Gratianus, noch Theodosius (st. 395), konnten den kraftlosen Körper neu beleben, wenn sie auch seine gänzliche Auflösung noch verzögerten. Von Gratianus wird erzählt, daß er gefangene Alemannen vom Stamme der Lentienser im östlichen Helvetien angesiedelt habe, womit man den Namen von Lenzburg in Verbindung gebracht hat. Aber kein Schriftsteller meldet, unter welchem Kaiser endlich das durch Erpressung und Einfälle verödete Helvetien[6]) für immer vom Reiche abgerissen wurde. Wenn sich auf die Notitia Provinc. et civitat. Galliae, welche wahrscheinlich in die Zeit des Honorius (395—423) gehört, und auf die Notitia dignitatum per Gallias, welche man unter Valentinianus III. (425—455) setzt, ein Schluß gründen läßt, so möchte man die Regirung des Honorius als den Zeitpunkt jenes Verlustes annehmen. Denn die Notit. Prov. nennt noch in der Provincia Maxima Sequanorum die Civitates Equestrium Noiodunus, Elvitiorum Aventicus, und die Civ. Basiliensium (diese hier zum ersten Male); ferner die Castra Vindonissense, Ebredunense und Rauracense, und in der Provincia Alpium Grajarum et Penninarum (welche früher von Plinius, Ptolemäos u. s. w. zu Italien, die letzteren auch zu Rhätien gerechnet werden,) die Civitas Vallausium Octodurum. Von allen diesen Orten ist dann aber in der Notit. Dign. keine Spur mehr. Zwar kommen dieselben in der späteren Capitulatio de nominibus regionum Galliae (bei Bouquet T. II.) wieder vor; allein man sieht, daß diese Namen aus der Notit. Prov. gezogen sind. Wahrscheinlich ge-

6) Beweise dieser Verödung noch vor der Trennung vom römischen Reiche finden sich hier und dort. Wahrscheinlich um diese Zeit entstand der barbarische Name Oge, der mit Üchtland (Ödland) zusammen hängt.

schah es also während Honorius Regirung, daß Helvetien bis an die Aare, und auch noch jenseits, nebst dem Lande der Rauracher, von Alemannen besetzt wurde. Die schwachen Reste der alten Bevölkerung mögen in diesem Sturme theils vertilgt oder zu Leibeigenen gemacht worden seyn, theils sich in die südwestlicheren Gegenden zurück gezogen, Einzelne wohl auch in die Wildnisse der Gebirge geflüchtet haben. Das rohe Geschlecht der eindringenden Horden zerstörte mit den befestigten Orten und anderen Denkmälern römischer Kultur und Kunstfleißes, auch das allmälig verbreitete Christenthum, das mit dem Ackerbau erst im 6. Jahrh. bei den wilden Hirten wieder Eingang fand. Daß Helvetien dann auch durch Attila's fürchterlichen Heerzug (451) berührt wurde, liegt zwar in den Sagen des Landes, aber wahrscheinlich sind darin die Hunnen mit den späteren Ungern verwechselt, indem jener Zug nördlicher durchs mittlere Teutschland scheint gegangen zu seyn, wo Attila auf die Thüringer stieß. — Nicht verheerend und etwas später war die Besetzung des südwestlichen Helvetien durch die schon christlichen und daher civilisirtern Burgunder. Dieser germanische Stamm saß kurz vor Attila's Zuge in den Gegenden von Worms. Im J. 436 gab ihnen der römische Feldherr Aetius durch einen Vertrag die verödeten Länder der Allobrogen und was noch römisch in Helvetien war. Ohne Krieg geschah die Einwanderung und die Theilung mit den geringen Überbleibseln der alten Bevölkerung. Darum haben sich auch im westlichen Helvetien mehr Denkmäler der Römer erhalten. In dem Kampfe gegen die in Gallien eindringenden Hunnen erlitten sie am Rheine eine große Niederlage. Dann aber breiteten sie sich immer mehr im südwestlichen Helvetien, im penninischen Thale, in Savoyen, Dauphiné und Provence aus. Die Alemannen, welche sich zuerst ungefähr so weit scheinen ausgedehnt zu haben, als jetzt noch teutsch gesprochen wird, wurden zurück gedrängt und mußten sich der burgund'schen Herrschaft unterwerfen, die sich bis an die Reuß erstreckte. — Wie weit die Alemannen in jenem Sturme auch in Rhätien mögen eingedrungen seyn, ist ungewiß; doch darf man hier die späteren Gränzbestimmungen zwischen Thurgau und Rheingau, und zwischen den Bisthümern Chur und Constanz schon eher zum Grunde legen, weil sich jetzt diejenigen Verhältnisse bildeten, welche im Mittelalter dann bestimmter hervor treten. In der Mitte des 7ten Jahrh. ließ nämlich Dagobert II., König der Franken, in einen Felsen das Bild des halben Mondes graben, als Gränzzeichen gegen die langobard'schen Besitzungen, zu denen Rhätien damals gehörte. Man hat diese Gränze wegen des Namens beim Dorfe Monstein, im Rheinthal, nahe bei Berneck gesucht und darnach auch die Urkunde vom J. 890 erklärt, worin die Bischöfe Salomon von Constanz und Thietolfus von Chur die Gränze ihrer Diöcesen bestimmten. (S. Tschudi Hauptschlüssel S. 77.) Allein Zellweger (im Schweiz. Geschforsch. V, 136.) macht durch eine sorgfältige, mit der genauesten Lokalkenntniß geführte Untersuchung, wahrscheinlich, daß jenes Zeichen am Buchberge nahe beim appenzell'schen Dorfe Heiden gewesen sei. Dem zu Folge wären die damaligen Gränzen zwischen Rhätien und dem von Alemannen besetzten Thurgau im jetzigen Kanton Appenzell gewesen. — Rhätien wurde übrigens von den Römern, als zu Italien gehörig, betrachtet, und folgte auch beim Untergange des Reiches den Schicksalen dieses Landes. Mit demselben gehörte er daher am Ende des 5. Jahrh. zu dem mächtigen ostgothischen Reiche Theodorichs des Großen, welcher menschlich und wahrhaft groß gesinnt, für die von Chlodwich nach der Schlacht bei Tolbiacum (496) unterjochten Alemannen bat, und zahlreichen Scharen derselben in seinem Gebiete Wohnsitze gewährte. Damals sowohl, als später, da sich die Franken nach Theodorichs Tode auch in Rhätien ausdehnten, mögen wohl manche Gegenden Rhätiens ihre teutsche Bevölkerung erhalten haben.

Die Geschichte des Landes der verschwundenen Helvetier und Rauricer, des penninischen Thales und Rhätiens, knüpft sich also im 5. Jahrh. an die Geschichten der Alemannen, Burgunder und Ostgothen, dann aber, wie diese selbst, an die Geschichten der Franken und Langobarden.

Geographie. Da die politische Geographie eines jeden Volkes immer durch seine Geschichte bestimmt ist, und daher, in so fern man nicht einen einzelnen Zeitpunkt im Auge hat, da, wo es an Quellen nicht fehlt, historisch behandelt werden soll: so sind auch mehrere Hauptzüge der Geographie der Helvetier und ihrer Nachbaren, in so fern sie nach der neuern Bedeutung des Namens unter Helvetien begriffen werden, in das Obige aufgenommen. Um sich aber ein richtiges Bild von diesem Lande unter römischer Herrschaft im dritten und vierten Jahrhundert zu verschaffen, gibt die Peutingersche Tafel (welche nach Mannert in die erste Hälfte des dritten Jahrhunderts gehört), die dann theils durch das Itinerarium des Antoninus aus der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts und andere geographische Werke, theils durch die aufgefundenen Denkmäler ergänzt wird, die beste Grundlage. Dabei sondere man dann in Gedanken das Innere des Landes nach der oben angegebenen Richtung gänzlich ab. Außer den in jener Tafel und in dem Itin. bezeichneten Hauptstraßen führt Haller noch eine Menge anderer an, von denen allerdings mehrere in der römischen Periode müssen existirt haben [7]), deren Richtung er aber mit der nämlichen unkritischen Genauigkeit angeben will, die bei seinen Angaben von der Lage und den Gränzen der Gaue oben getadelt wurde. Denn es ist, wo andere Beweisgründe fehlen, geradezu unmöglich zu entscheiden, ob Spuren von Straßen und altem Gemäuer der römischen oder den mittleren Zeiten angehören. — Die erste große Hauptstraße führte aus Italien nach Gallien; von Au-

7) Dahin gehört die Straße, welche von der Westseite des Neufchateller Sees ins Münsterthal und dann ins Land der Rauricer führte. Die bekannte Inschrift an dem Felsen bei Pierre-pertuis beweiset ihren römischen Ursprung. S. Haller I, 192.

gusta Praetoria (Aosta) auf den Summus Penninus (die Höhe des großen Bernhardsberges, wo schon vor der römischen Herrschaft eine Handelsstraße hinüber ging. S. Cäsar Bell. Gall. III, 1. Dort verehrten die Veragrer den Gott Penninus, der nachher auch als Jupiter Penninus erscheint. Überbleibsel von Mauern hat man in geringer Entfernung von dem jetzigen Hospitium, so wie mehrere römische Votivtafeln und Münzen gefunden). Von dort nach Octodurus (Martinach. S. Cäsar Bell. Gall. III, 1. Die Stadt erhielt das Jus Latii *Plin.* Hist. Nat. III, 20. Sie erscheint auch in Inschriften unter dem Namen Forum Claudii, und mit dem Zusatz Vallensium. Meilensteine, die man vom Summus Penninus bis gegen den lemanischen See gefunden hat, tragen diesen Namen. Es werden daselbst Bischöfe erwähnt, statt deren dann später die Bischöfe von Sedunum, Sitten, auftraten). Tavnaia (auch Agaunum, St. Morizen; welcher Name der ältere sei, ist ungewiß. Es lag im Gebiete der Nantuaten). Pennolucus (auch Pennelocus und in Inschriften Pennilucus, jetzt Villeneuve; Mannert sucht es nicht richtig zu Bex). Viviscum (nahe bei Vevay hat man Alterthümer gefunden, und die Entfernung trifft richtig ein). Viromagus (im Itiner. des Antoninus Bromagus; die Lage dieses Ortes ist ungewiß; nicht unwahrscheinlich ist die Vermuthung, daß das Dorf Promasens ganz nahe bei Rue im Freiburgschen in dieser Gegend liege). Minodum (ein Schreibfehler der Peut. Tafel für Minnodunum, wie die Inschriften haben, auf denen auch Vicani Minnodunenses vorkommen; im Itin. Minidunum; ganz nahe beim jetzigen Moudon oder Milden. (Es wurden hier Münzen noch aus der Zeit des Theodosius gefunden). Aventicum (s. oben. Die Tafel hat hier ein Haus als Zeichen einer bedeutenden Stadt.) — Hier theilte sich die Straße: *a*) nach Eborudunum (Yverdon, Vicani Eborudunens., Inschr., nicht zu nicht zu verwechseln mit Eburodunum, Ambrun in Dauphiné). Abiolica (im Itiner. Ariorica; ungewiß, ob eines der Dörfer Bület oder Ste. Croix am Jura, oder Pontarlier) und Vesontine (Besançon). *b*) Von Aventicum nach Peteniaca (Itin. Petinesca; Haller macht wahrscheinlich, daß nicht Biel, sondern Bürglen in der Gegend dieses Ortes liege). Salodurum (Solothurn, wo unter mehrern andern auch die Inschrift gefunden wurde, welche des Verbigener- oder Urbigener-Gaues gedenkt. Nach Salodurum versetzte die christliche Mythologie die Hinrichtung des Ursus und Viktor und 64 anderer Martyrer von der thebanischen Legion). Augusta Ruracum. (Auch hier ist ein Haus gezeichnet. Über diese Stadt s. ob. Ein Theil derselben ist vom Rheine verschlungen. Die Straße von Salodurum nach Augusta Rauricorum ging wahrscheinlich über den obern Hauenstein, die durch Tiberius von Ultinum, Olten, eben dahin angelegte über den untern. Ultinum kommt aber weder in der Peuting. Tafel, noch im Itiner. vor; hingegen hat eine Inschrift Vicani Ultinatenses). Hier traf mit dieser Straße die zweite große Heerstraße zusammen, welche aus den östlichen Theilen des Reußes und aus Rhätien nach Gallien führte. Dieselbe kam von Augusta Vindelicorum (Augsburg) über Brigantium (im Itiner. Bregantia, Bregenz, am östlichen Ende des brigantinischen oder Bodensees, in der Tafel mit zwei Häusern bezeichnet) und Ad Rhenum (um die Mündung des Rheines in diesen See) nach Arbor felix (Arbon, auch mit zwei Häusern bezeichnet. In der Peut. Tafel sind die Namen Brigantium und Ad Rhenum versetzt. Im Itiner. kommt Ad Rhenum nicht vor). Ad Fines (s. oben). Vindonissa (s. ob. Das Itiner. hat zwischen Ad Fines und Vind. den Ort Vitudurum, s. ob.) über den Bözberg nach Augusta Ruracum, und von dort nach Argentorate (Strasburg). In diese von Osten kommende Straße fällt zu Vindonissa eine andere, welche von Regino (Regensburg) auf der Nordseite des Rheines über Juliomagus (wahrscheinlich Stühlingen) nach Tenedone (welches Mannert irrig für Zurzach hält, das auf dem linken Rheinufer liegt; es ist wahrscheinlich Thüngen im Großherzogthum Baden) und dann über den Rhein nach Vindonissa führte. — Eben so fiel zu Brigantium oder Ad Rhenum in jene Hauptstraße die große Straße durch Rhätien: sie ging von Como über den See nach Clavenna (Chiavenna, Cläsen). Tarvessedo (Itin. Tarvesede, entweder im St. Jakobsthal auf der Südseite, oder um das Dorf Splügen an der Nordseite des Splügenberges; nach den in der Peut. Tafel und im Itiner. angegebenen Entfernungen scheint jenes richtiger); Cunuaureu (Cunus aureus; in der Gegend des Dorfes Splügen); Lapidaria (um die via mala); Curia (auch Curia Rhaetorum, Chur; der ältere Name scheint Ebudorum gewesen zu seyn); Magia (etwas nördlich von Maienfeld. Zwischen diesem Orte und Curia lagen wahrscheinlich die Campi Canini, welche von Andern in die Gegend von Bilitio, d. h. Bellinzona verlegt werden). Clunia (um die Mündung der Ill in den Rhein). Brigantium. Vom Comersee aus führte eine zweite Straße über den Septimerberg nach Curia: die Peut. Tafel gibt keinen Ort an derselben an; hingegen das Itiner. hat die Orte Murus (in der Gegend des zerstörten Schlosses Kastelmur, im obern Theile des bündtnerischen Hofgerichtes Bregaglia); und Tinnetio (Tinzen, in Oberhalbstein). Dann hat die Tafel eine Straße von Curia ohne Zwischenorte auf der linken Seite des Rheins nach Arbor Felix. Entweder sind die Spuren einer Straße, welche man in den Bergen gefunden hat, die das Rheinthal westlich begränzen, Überbleibsel derselben, oder sie führte durch das auch zu Rhätien gehörige Toggenburg. Denn daß dieses Land bewohnt gewesen, beweiset eine zu Yberg, nahe bei Wattweil gefundene Inschrift. (S. Nouv. Biblioth. univ. à la Haye. 1740. Juillet. Tom. 6. p. 429). — Noch ist eine Seitenstraße nachzuholen, welche zu Viviscum von der ersten Heerstraße ausging, und über Lacus Losannensis (südwestlich von Lausanne, beim Dorfe Vidy am Genfersee, wo viele Alterthümer gefunden worden); Colonia equestris (Nyon s. oben) und Gennava (Genf) nach Vigenna (Vienne), und den grajischen Alpen (dem kleinen Bernhardsberge) führte.

Zwischen Colon. equ. und Lacus Los. ging von dieser Straße eine andere aus, welche zu Abiolica in die von Aventicum und Eburodunum kommende fiel. Das Itiner. hat auf dieser Straße noch den Ort Urba (in der Gegend des jetzigen Orbe).

Außer diesen an den Hauptstraßen erwähnten Orten geben die aufgefundenen Inschriften noch die Namen einiger andern an, und die überall entdeckten Überbleibsel beweisen, wie sehr Helvetien in den ersten Jahrhunderten bevölkert war. Doch ist es oft unmöglich zu entscheiden, ob die Trümmer von Mauerwerk aus der römischen oder mittleren Periode stammen. Folgende, in Inschriften vorkommende Namen helvetischer Orte, dienen zur Ergänzung dessen, was die Peuting. Tafel und das Itiner. des Antoninus enthalten. Im penninischen Thale: Civitas Sedunensis, Sitten. In Helvetien: (der Name Colonia Alpona, was man für Aubonne hielt, ist völlig falsch und durch eine unrichtige Abschrift einer zu Lavigny gefundenen Inschrift entstanden). — Vikani Lusonnenses. — Vicani Minnodunenses. — Vikani Eburodunenses. — Noidenolex d. h. Neufchatel; der Ort muß nach den aufgefundenen Alterthümern zu urtheilen, nicht unbedeutend gewesen seyn. — Vicani Ultinatenses, d. h. von Olten im Solothurnschen. — In der Gegend von Baden im Aargau wurden mehrere Inschriften gefunden, die aber keinen Namen der Örter enthalten, denn die Inschrift bei Gruter 267, 8 u. 9, worin der Ausdruck Resp. Aqu. (respublica aquensis) vorkommt, wurde fälschlich hierher versetzt, da sie bei Baden im Großherzogthum Baden gefunden wurde. Daß aber ein Ort in der Gegend von Baden im Aargau gewesen, beweiset eine bei dem benachbarten Kloster Wettingen gefundene Inschrift (Grut. 82, 9), worin die Errichtung eines Tempels der Isis durch einen Sexvir Aquensis, Lucius Annusius Magianus und seine Gemahlinn Alpinia Alpinula (woraus die oben angeführte Inschrift von der Tochter des Julius Alpinus verfertigt worden ist), so wie ein Beitrag der Vicani erwähnt wird. — Aus einer zu Zürich gefundenen Inschrift, worin ein Praepositus Stationis Turicensis quadragesimae Galliarum erwähnt wird, beweiset der gelehrte Epigraphiker Hagenbuch (s. dies. Art. Zweite Sect. 1. Th. S. 168), daß der vorher gebrauchte Name Tigurum für Zürich falsch und in Turicum zu verwandeln sei. — Vitudurum, s. oben. — Dieses sind, nebst den oben bei den Straßen aufgeführten, alle Ortsnamen in Helvetien, welche auf Inschriften gefunden wurden. Auffallend ist es, daß in demjenigen Theile von Rhätien, der jetzt zur Schweiz gehört (die beiden oben angeführten zu Ionien und Yberg ausgenommen), noch keine römisch. Inschriften gefunden worden. Aus Ptolemäos kennt man noch die helvetischen Orte Gaunodurum (oder Ganodurum) und Forum Tiberii. Ersteres hält Tschudi für Constanz; doch hat Haller's Meinung, daß es Burg bei Stein am Rhein sei, mehr Wahrscheinlichkeit. Letzteres wird am wahrscheinlichsten ganz nahe bei Zurzach gesucht, wo man Grundmauern, viele Töpferwaren u. s. w. gefunden hat. Für Zurzach selbst wird der Name Certiacum gebraucht, der aber in keinem Denkmale des Alterthums vorkommt, und bloß wegen einer erkünstelten Ähnlichkeit aus dem dort gefundenen Grabsteine eines Veteranen der dreizehnten Legion, M. Junius Certus, gebildet wurde Eben so wenig sind die Namen Praetorium, tribunal, solium Caesaris für Kaiserstuhl aus dem Alterthum. Zu Lunnern im Kanton Zürich hat man Alterthümer gefunden, die auf das Daseyn eines nicht ganz unbedeutenden Ortes schließen lassen, dessen Name aber völlig unbekannt ist[8]). Auch zu Kloten, zwei Stunden von Zürich, sind allerlei Alterthümer, unter andern ein Fußboden gefunden worden, wodurch wahrscheinlich wird, daß dort ein Castrum gewesen sei. Den Namen Kloten leitet man von Claudius ab[9]). Alle Orte aber, wo irgend Etwas von Alterthümern entdeckt worden ist, findet man in Hallers Helvetien unter den Römern. — Von Namen der Seen sind mit Sicherheit nur der Lacus Lemannus, seit dem dritten Jahrhundert Losannensis, und der Lacus Brigantinus (Bodensee) bekannt. Strabo (B. 7.) erwähnt des letztern ohne ihn zu benennen, und sagt, daß nur ein kleiner Theil des Ufers rhätisch, der größere helvetisch und vindelicisch sei. Ammianus Marcellinus (B. 15. K. 4) hingegen nennt ihn, und sagt, er sei horrore silvarum squalentium inaccessus, nisi qua vetus illa romana virtus et sobria iter composuit latum, (die in der Peuting. Tafel angegebene Straße auf der Südseite des Sees, und die damit zusammen treffende von Brigantium nach Curia). Pomponius Mela (III, 2.) nennt zwei Seen Venetus und Acronius, womit er aber nur die beiden Haupttheile des Bodensees bezeichnet. — Von Flüssen kommen bei den Alten nur die Namen Rhenus und Rhodanus vor, obgleich ihnen die Aare, Reuß, Limmat bekannt waren. Aber höchst auffallend ist es, daß keiner der Alten, auch nicht Ammianus Marcellinus, der doch im Gefolge des Julianus in diesen Gegenden war, des Rheinfalles bei Schaffhausen gedenkt. Exsistirte derselbe damals noch nicht? Hat sich der Rhein erst seither diese Bahn gebrochen? Oder war diese Naturmerkwürdigkeit in den frühern verlornen Büchern des Ammianus beschrieben? — Von Bergen nennen die Alten außer dem Jurassus und Vocetius die penninischen und lepontischen Alpen auf der Südseite, und die Summae Alpes auf der Nordseite des Wallis und bis in den Gotthardsstock; von da folgen die rhätischen[10]). (*Escher.*)

---

8) S. **Breitinger's** zuverlässige Nachricht von dem Alterthum der Stadt Zürich u. s. w. Zürich 1741. 4. 9) S. *J. J. Breitinger* commentatio in antiqua monumenta in agro Tigurino eruta in *Schelhorn* Amoenitatt. Lit. VII, 1. 10) Außer den schon angeführten Schriftstellern s. *Schoepflini* Alsatia illustrata. — *Plantini* Helvetia antiqua et nova. — *Loys de Bochat* Mémoires critiques sur divers points de l'histoire anc. de la Suisse. 3 Tom. 4. Laus. 1747 — 1749. geht im Etymologisiren bis in's Lächerliche. — *d'Anville* notice de l'ancienne Gaule. Par. 1760. 4. — *Dunod* la découverte de la ville d'Antre en Franche-Comté. 2 Tom. 12. Amsterd. (Besançon) 1709. Der Jesuite Dunod versetzte die ganze helvetische Geschichte nach Franche-Comté. Aventicum soll beim Lac d'Antre gewesen seyn,

HELVETISCHE CONFESSION heißt vorzugsweise das zweite, von den reformirten Kirchen der Schweiz im J. 1566 aufgestellte Glaubensbekenntniß, das von den meisten andern evangelisch-reformirten Kirchen förmlich gebilligt, von einigen auch als symbolisch angenommen wurde. Es verdient daher als eigentliche Quelle des schweizerischen Lehrbegriffes, der von dem calvin'schen wohl zu unterscheiden ist, um so mehr eine genauere Beleuchtung, sowohl in Rücksicht seiner Entstehung als des Eigenthümlichen seines Inhaltes, da dieser Gegenstand selbst von gelehrten Theologen nicht immer richtig dargestellt wird.

I. Geschichte der Entstehung der helvet. Confession. Ulrich Zwingli, welchem ein großer Theil der Schweiz eben dasselbe zu danken hat, was Deutschland seinem Luther, und der in Manchem weiter sah, als dieser, gab durch das Festhalten an seiner Überzeugung von der Abendmahlslehre, gegen seinen Wunsch, Veranlassung zu einer Trennung der evangelischen Kirche, welche aber nur durch Luthers und seiner Nachfolger Heftigkeit und starre Anhänglichkeit an die katholischen Begriffe von der Einheit der Lehre, unvermeidlich wurde. Daß der weise Melanchthon hiervon bald eine rühmliche Ausnahme machte, ist bekannt. Von Zwingli und seinem trefflichen Nachfolger, Bullinger, entfernte sich Calvin in mehrern Punkten: aber seine Thätigkeit und sein systematischer Geist verschaffte einem bedeutenden Theile der evangelisch-reformirten Kirche, eine geregeltere Ausbildung. Dennoch erhielt dieselbe nie einen allgemeinen Vereinigungspunkt, wie die augsburg'sche Confession den Lutheranern gab. In einzelnen dogmatischen Punkten blieb immer einige Verschiedenheit, und selbst Calvins Grundsätze über das Kirchenrecht fanden nicht einmal überall bei den Schweizern und am wenigsten in Zwingli's Schule zu Zürich, Eingang. Bei dieser aber muß der Ursprung und die erste Entwickelung des reformirten Lehrbegriffes aufgesucht werden, weil es Zwingli war, der denselben aufstellte und in Zürich zuerst eine vollständige Trennung von der römischen Kirche zu Stande kam. Die Modifikationen, welche Calvin in diesen Lehrbegriff brachte, erfolgten erst später, und wurden nicht allgemein angenommen. Es lassen sich aber die Fortschritte des reformirten Lehrbegriffes, in so weit er wenigstens in der Schweiz öffentlich anerkannt wurde, in einer Reihe von Bekenntnißschriften nachweisen, aus denen die Geschichte der Entstehung der helvetischen Confession geschöpft werden muß. Wir lassen daher dieselben hier in chronologischer Ordnung, mit Anführung ihres Inhalts und ihrer Veranlassung, auf einander folgen. — 1) Eine kurze und christenliche Einleitung, die ein ehrsamer Rath der Stadt Zürich den Selsorgern und Predikanten in ihren Städten, Landen und Gebiethen wohnhaft, zugesandt haben, damit sie die evangelische Wahrheit einhellig fürohin verkünden und ihren Unterthanen predigen. Ausgegangen auf den 26sten Tag Novembris 1523. — Nach dem zweiten, von der Regirung zu Zürich angeordneten Religionsgespräche, dessen Gegenstand die Bilder und die Messe waren, wurde die Bekanntmachung einer Anleitung beschlossen, was dem Volke solle gepredigt werden. Der Verfasser derselben ist Zwingli: sie wurde aber im Namen des Großen Rathes, als des Souveräns, bekannt gemacht mit Beifügung eines Proklams, worin der wahre Zweck einer Confession, die Belehrung festgehalten ist, indem geboten wird, sich im Predigen darnach zu richten und sie mit dem Worte Gottes zu vergleichen; der ernstliche Wille der Obrigkeit sei, daß die Lehre der Geistlichen mit dem Evangelium übereinstimme. In dieser Anleitung wird zuerst der Begriff und Zweck des Gesetzes entwickelt, als der „Eröffnung des Willens Gottes," in sofern es zur Frömmigkeit des innern Menschen dienet, ohne jedoch den Menschen fromm zu machen, sondern nur damit er die Sünde erkenne. Da wir aber wegen der von Adam herkommenden Erbsünde unmöglich ohne Begierden seyn können, diese aber auch ohne die That Sünde sind: so müßten wir an unserer Frömmigkeit verzweifeln, wenn sich nicht Gottes Gnade durch Christus gezeigt hätte. Die ganze Stimme des Evangeliums ist nämlich: „Nachdem uns armen Menschen aus unserm Verdienste unmöglich war, zu Gott zu kommen, so hat Gott seinen Sohn für uns menschliche Natur verordnet anzunehmen, und für uns hin zu geben in den Tod: denn er, der allenthalben vollkommen und ohne Mangel war, mochte alle unsre Mängel hinnehmen." „Das Gesetz ist aber durch Christus Erscheinung nur in Rücksicht der Cärimonien aufgehoben: das Gesetz für den innern Menschen aber bleibt unabgethan." — Nach diesen allgemeinen Grundzügen folgen noch zwei besondere Abschnitte, von den Bildern, daß man dieselben weder in den Kirchen, noch wo man ihnen irgend eine Ehre anthut, dulden soll, und von der Messe, gegen den katholischen Begriff eines Opfers: „Das Abendmahl ist nichts Anderes als eine Speise der Sele und Christus hat dasselbe als ein Wiedergedächtniß eingesetzt. Wenn sich der Mensch in Christi Leiden und Erlösung verläßt, wird er heil (gesund). Dessen hat er uns ein gewisses sichtbares Zeichen gelassen seines Fleisches und Blutes, und heißt sie beide essen und trinken zu Gedächtniß seiner." — In dieser Anleitung findet sich also Zwingli's Begriff vom Abendmahl als eines bloßen Wiedergedächtnisses, unter öffentlicher Auctorität, aufgestellt, obgleich noch nicht mit derjenigen Schärfe, wie es bald nachher durch den unseligen Sakramentsstreit nöthig wurde. —

Den 2. März 1524 erschien dann eine Gesandtschaft von eilf eidgenössischen Orten vor dem Großen

und nach diesem System werden dann alle Stellen der Alten erklärt oder verändert. Die Schriften, welche gegen diesen abenteuerlichen Traum erschienen sind, führt Haller an, Schweizerbibl. IV. §. 217 fgg. Eben das. s. auch die Schriften über einzelne geographische, historische und antiquarische Gegenstände des alten Helvetiens. — Voyage historique et littéraire dans la Suisse occidentale (par *J. R. Sinner*). 2 Tom. 8. Neuchatel 1781. teutsch Leipz. 1782.

Rathe zu Zürich, welche allerlei Beschwerden über die vorgenommenen Neuerungen vortrug. Die Widerlegung der aufgestellten Beschuldigungen mußte zwar die Form einer bloßen Antwort erhalten; allein da sie sich über wichtige Punkte der Lehre, des Kultus und der Kirchendisciplin erklärt, und auf Befehl der Regirung gedruckt und in ihrem Gebiete ausgetheilt wurde: so ist sie allerdings als wirkliche Bekenntnißschrift zu betrachten. Der Titel ist:

2) Antworten, die ein Burgermeister, Rath und der Groß Rath u. s. w. ihren getreuen, lieben Eidgenossen der eilf Orte über etliche Artikel gegeben haben. 21. März 1524. „Das Wort Gottes ist wahrhaft und kann nie betriegen. Durch dasselbe werden wir an den einzigen Gott, unsern Herren Jesum Christum gewiesen, ohne irgend ein Mittel. Er ist unser Aller einziges Haupt, einziger Schöpfer, einziger Seligmacher, einziger Trost, einziger, der von unsrer Sünde wegen gestorben ist. Durch ihn allein und sonst durch Niemand, mögen wir erhalten (erlöset) werden. Wir glauben, daß unter denen, so von Gott und durch das reine Wort Gottes gelehrt werden und dasselbe annehmen, nicht Zertrennung und Zweitracht sei, sondern daß sie in Einigkeit unsers alten, rechten christl. Glaubens, wie es zu den Zeiten der Apostel und viele 100 Jahre nachher gewesen ist, kommen sollen, ohne Rücksicht auf menschliche Satzungen, welche die Päpste, Concilien und Väter seither aufgestellt haben. Denn wir müssen Gott und seinem Worte mehr, als der Menschen Satzungen gehorsam seyn. — Wir setzen unsere Hoffnung auf die wahren Worte Gottes, und nicht auf die Namen der Menschen, die sie vortragen. (Diese Erklärung, daß es nicht auf die Namen Luther, Zwingli u. s. w. ankomme, wiederholten die Schweizer bei jeder Gelegenheit.) Obgleich wir aber an den einzigen Christum gewiesen werden, so wird dadurch die Ehre der Mutter Gottes und der Heiligen nicht gemindert, indem sie selbst auch Christum allein angerufen und geehret haben. — Der Verstand des Wortes Gottes ist nicht eines besonderen Volkes, sondern er ist einstimmig allen Menschen, die Gott allein vertrauen und seinem Worte Glauben geben. Alle Lehre unserer Predikanten hat zum Zwecke, daß christlicher Friede geäufnet werde und daß man sich um eignen Nutzens willen nicht lasse verführen. Sie lehren uns auch, Gott vor allen Dingen fürchten und lieb haben, und daß er Keinen verläßt, der sich aus rechtem Vertrauen an ihn ergibt. — Von dem Fasten. Christus hat alle Speise, zu allen Zeiten zu essen, frei gelassen. Dennoch haben wir zu Verhütung von Ärgerniß verordnet, daß ohne Nothwendigkeit Niemand verbotene Speisen essen solle. (Dieß wurde aber bald nachher aufgehoben.) — Gott hat die Ehe allen Menschen erlaubt, und im N. T. wird den Pfarrern geboten, ein Eheweib zu haben. — Die Klöster halten wir für Spitäler der Armen, daher wir sie wieder zu diesem Zwecke verwenden. — Die Kirchenzierden betreffend halten wir für die höchste Zierde, wenn man den Armen hilft. — Eine fromme, recht lehrende Priesterschaft schätzen wir hoch. Aber nicht mit den Lippen und mit Singen und Lesen wird Gott geehret, sondern wer Gott recht ehren will, soll sein Leben nach dem Worte Gottes richten. — Das Beichten lassen wir in seinem Werth: aber diejenige Beichte, welche mit Reue und Schmerzen und unmittelbar zu Gott geschieht, erkennen wir hoch; denn dadurch wird der Mensch mehr als durch die Beichte mit Worten gebessert. Die Bußwirkung, welche aus Geiz in der Geistlichen Seckel geht, schätzen wir nichts: aber Nicht mehr thun, ist die rechte Buße. — Die Mönchsorden sind nicht durch Christus eingesetzt. — Von den Sakramenten. Der heilige Fronleichnam und das Blut Christi sind von ihm selbst eingesetzt. Darum soll man sie nach seiner Einsetzung brauchen, und nicht ein Opfer daraus machen. Wir lassen keine Sakramente verachten, welche Gott selbst eingesetzt hat und bei denen die Verheißung des göttlichen Wortes ist. — Alle Mißbräuche der Geistlichen können einzig mit dem Worte Gottes abgestellt werden; dieses soll man höher halten, als ihre Lehren und Satzungen." — „Und wo uns, auch unsern Predikanten, aus dem Worte Gottes Besseres und Wahrlicheres erzeigt und erscheint wird, wollen wir uns allzeit nach dem Willen und der rechten Lehr' Gottes weisen lassen." —

Vermittels dieser Antwort und der vorher erwähnten Vorschrift für die Prediger gelang es den Zürchern, so auf ihr Volk zu wirken, daß, nachdem im Mai 1524 noch eine Bekanntmachung war erlassen worden, Messe und Bilder seien nicht im Worte Gottes gegründet, die zu Erklärung ihres Willens versammelten Gemeinden des ganzen Gebietes überall mit entschiedener Mehrheit die Abschaffung der Bilder beschlossen. Für die nöthige Belehrung wegen Abschaffung der Messe, wodurch die ganze Grundlage des bisherigen Kultus aufgehoben wurde, beschloß die Regirung, längere Frist zu gestatten. Erst in der Karwoche 1525 wurde das Abendmahl zu Zürich nach dem neuen Ritus gehalten, und schnell folgten diesem Beispiele alle Gemeinden des Landes. —

3) Die zehen Artikel der Disputation zu Bern, 1528. Die für solche öffentliche Religionsgespräche aufgestellten Thesen können nur in so fern in Betrachtung kommen, als sie wirklich nach dem Gespräche durch öffentliche Auctorität bestätigt wurden. Dieß geschah zu Bern, indem durch einen Erlaß der Regirung allen Geistlichen geboten wurde, nach denselben zu lehren, und auch 1538 ihr Ansehen durch einen Beschluß aufs Neue bestätigt wurde. Nachdem nämlich die Freunde der Reformation auch im Rathe zu Bern endlich im J. 1527 das Übergewicht erhalten hatten, glaubte sich derselbe nicht mehr durch die Disputation zu Baden vom J. 1526 gebunden, deren ganze Einrichtung keines Wegs auf Entdeckung der Wahrheit, sondern, wie schon das Ausschreiben durch die zwölf eidsgenössischen Orte (ohne Zürich) ankündigte, einzig auf Unterdrückung der reformirten Lehre berechnet war. Der Große Rath beschloß daher zu Bern selbst eine Disputation halten zu lassen, und die vier Bischöfe, von Constanz, Basel, Lau-

sanne und Sitten, in deren Sprengeln das bernersche Gebiet lag, wurden, jedoch vergeblich, bei Verlust ihrer Rechte aufgefordert, persönlich zu erscheinen. Die zehen kurzen Thesen handeln von der Kirche und ihrer einzigen Richtschnur, dem Worte Gottes, von Verwerfung der Menschensatzungen, von dem ausschließlichen Verdienste Christi, der durch Bekennung irgend eines andern Verdienstes verläugnet wird, von dem Mißbrauch der Messe, der Anrufung anderer Mittler, als Christi, des Fegefeuers, der Bilder, des Cölibats und von der damit verbundenen Unkeuschheit. Die vierte Thesis, „daß der Leib und das Blut Christi wesentlich und leiblich in dem Brote der Danksagung empfangen werde, mag mit biblischer Schrift nicht beigebracht (bewiesen) werden," wurde nicht bloß von den beiden Predigern zu Bern, Franz Kolb und Berchtold Haller, in deren Namen die Theses erschienen waren, sondern auch von Zwingli, Ökolampadius und selbst von Bucer vertheidigt. Es kann daher aus derselben der Begriff, den die Schweizer und die damals noch mit ihnen einstimmigen oberländischen Kirchen zu Strasburg, Constanz u. s. w. vom Abendmahl hatten, mit Sicherheit erkannt werden. Weit bestimmter, als in obiger Einleitung, wird nämlich hier die wesentliche und leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl verworfen, und es ist kein Zweifel, daß diese Thesis eben so sehr gegen Luther's Begriff, um den Genuß von bloßen Symbolen zu vertheidigen, als gegen die katholische Transsubstantiation gerichtet ist. Denn gerade damals wurde der Sakramentsstreit von Luther mit der größten Heftigkeit gegen Zwingli und Ökolampadius geführt, welche mit weit mehr Mäßigung und im echten Geiste des Protestantismus darauf drangen, daß durch solche Verschiedenheit der Ansichten über einen Punkt, der nicht zum Wesen der Religion gehöre, die Eintracht nicht solle gestört werden. Bekanntlich wiederhalten sie dieses auch auf dem Marburger Colloquium 1529, als man sich über die Abendmahlslehre nicht vergleichen konnte. Die übrigen, dort verglichenen Artikel können übrigens nicht als Quelle des schweizerischen Lehrbegriffes angesehen werden, da sie nur eine Art von Waffenstillstand waren, der niemals öffentliche Auctorität erhielt, und die Unterschrift, zu der sich Zwingli und Ökolampadius verstanden, nur Privathandlung blieb. Denn diese Kirche blieb wenigstens darin dem Geiste ihrer Stifter getreu, daß nicht jeder ihrer Aussprüche ein so symbolisches Gewicht erhielt, wie Luther's Worte bei den strengen Lutheranern.

4) **Zwingli's Glaubensbekenntniß an den Kaiser, vom 3. Jul. 1530.** (Das Original ist lateinisch: Ad Carolum R. Imp. Germaniae comitia Augustae celebrantem fidei Huldrychi Zuinglii ratio. Tig. 1536. 36 S. 4. Gleichzeitig erschien eine teutsche Übers. 50 S. 8.) Die schweizerischen Städte hatten, ihrem Systeme allmäliger gänzlicher Absonderung vom Reiche getreu, dem Rathe der Strasburger keine Folge geleistet, welche die Abordnung von Gesandten auf den Reichstag zu Augsburg (1530) von ihnen verlangten. Sie erkannten kein Recht des Kaisers und Reichs über sich an, so wenig als sie einem Concilium ein Richteramt einräumten, aber sich dieses in Teutschland so lange wirksamen Palliativs bedienten. Dagegen sandte Zwingli, jedoch nur in seinem eigenen Namen, ein Bekenntniß an den Kaiser, das zwar nie öffentliche Auctorität erhielt, aber den damaligen Lehrbegriff der schweizerischen Kirchen bestimmt darstellt und auch von Ökolampadius gänzlich gebilligt wurde. Er handelt in 12 Artikeln von Gott und der Dreieinigkeit nach den Symbolen von Nicäa und des Athanasius; dabei wird dann das Verhältniß der beiden Naturen in Christo, und die verschiedenen Eigenschaften und Verrichtungen einer jeden sorgfältig aus einander gesetzt, und dabei bemerkt, daß zuweilen das, was sich auf die eine Natur bezieht, auch von der andern gesagt wird, gerade wie vom ganzen Menschen zuweilen gesagt wird, was nur von der Sele oder dem Leibe allein gilt. Ferner von der Sendung Christi, damit die ganze Welt versichert würde, daß Gottes Gerechtigkeit versöhnt sei und seine Güte uns begnadigt habe. Von der Unwirksamkeit aller Genugthuung unserer Werke oder der Heiligen, „dabei bleibt auch fest bestehen die Wahl Gottes: denn die, welche er vor Anbeginn der Welt erwählet, hat er also erwählet, daß er sie durch seinen Sohn zu seinen Kindern machte." Wir wissen nicht, wen er auserwählt hat; der Glaube folgt auf die Auserwählung und es ist Frevel, Kinder, auch die der Ungläubigen zu verdammen. (Hier erscheint also die Lehre von der Gnadenwahl; doch noch nicht mit der Härte, wie sie sich später in den reformirten Lehrbegriff eindrängte, und so verderblichen Einfluß hatte.) Ferner von der Erbsünde: diese ist nicht eine Sünde im eigentlichen Sinne, sondern ein Gebrechen und ein Zustand, welcher als Folge von Adams Sünde auf seine Nachkommen über gegangen ist, wie die Kinder Desjenigen, der wegen seiner Vergehungen zum Sklaven gemacht worden, auch Sklaven werden. (Bekanntlich verwarf die Orthodoxie des 17. Jahrh. diesen milderen Begriff von der Erbsünde.) Ferner von dem Begriffe der Kirche, von den Sakramenten und dem Abendmahle: Kein Sakrament ertheilt Gnade oder Verzeihung der Sünden; die Gnade geht den Sakramenten vorher; sie sind ein Zeichen oder sichtbares Vorbild eines heiligen Dinges, nämlich der bewiesenen Gnade. „Ich glaube, daß im Nachtmahl der Danksagung der wahre Leib Christi zugegen ist im Anschauen des Glaubens (fidei contemplatione), d. h. daß die Danksagenden erkennen, daß Christus wahre Menschheit an sich genommen und wahrlich unsere Sünden mit seinem Blute abgewaschen habe. Es wird also Alles, was durch Christum geschehen ist, den Danksagenden in Ansehung des Glaubens gleichsam gegenwärtig. Aber daß der Leib Christi wesentlich und wirklich, d. h. daß der natürliche Leib im Nachtmahl vorhanden sei, das erkläre ich für einen Irrthum, der dem Worte Gottes zuwider ist." Endlich von den Cärimonien und Bildern, von der Wichtigkeit des Predigtamtes, von der Obrigkeit, von dem Fegfeuer, als einer die Erlösung durch Christum beschimpfenden Erdichtung und von der Hölle, wo die Gottlosen ewig gestraft wer-

ten sollen. — Da dieses Bekenntniß zu gleicher Zeit öffentlich bekannt gemacht wurde, und außer den Abweichungen von der Augsburg. Confession in der Lehre von der Erbsünde und von der Wirkung der Sakramente überhaupt, auch Zwingli's Lehre vom Abendmahl sehr bestimmt darstellte, und sogar diejenige von der wesentlichen Gegenwart vielleicht unzeitig geradezu für einen schriftwidrigen Irrthum erklärte: so mußte die Erbitterung der Gegenpartei aufs Höchste steigen. — An dieses Bekenntniß schließt sich ein anderes, welches Zwingli Franz I. im Julius 1531 sandte, wenige Monate, ehe er in der Schlacht bei Cappel sein Leben für die erkannte Wahrheit aufopferte.

5) Eine kurze klare Summe und Erklärung des christlichen Glaubens von Huldrich Zwingli geprediget und kurz vor seinem Tode an einen christlichen König geschrieben. (Das Original ist latinisch: Christianae Fidei a *Huldr. Zuinglio* praedicatae brevis et clara expositio etc., und so wie die Übersetzung, deren Verf. Leo Judä ist, 1536 zu Zürich gedruckt.) Dieses Bekenntniß erhielt in der damals noch als Mutterkirche der reformirten Partei betrachteten zürcher'schen Kirche großes Ansehn, weil Bullinger und Leo Judä dasselbe im gleichen Jahre, wo sie die erste helvetische Confession (s. unten) aufsetzen halfen, mit einer empfehlenden Vorrede bekannt machten. Es zeigt sich auch deutlich, daß die Verf. jener Confession dasselbe wirklich vor Augen hatten, so daß es in manchen Punkten als Commentar derselben zu betrachten ist. Franz I. zeigte zu jener Zeit, aus politischen Gründen, freundschaftliche Gesinnungen gegen die reformirten Schweizer; dieß benutzte Zwingli, um theils die Lehren der römischen Kirche zu bekämpfen, theils die Verleumdungen gegen die Reformation zu widerlegen. Dieses Bekenntniß, das in lebhafter, hier und dort wirklich begeisterter Sprache abgefaßt ist, erklärt sich über manche Punkte noch freimüthiger, als das vorher gehende. Es zerfällt in eilf Abschnitte: a. Von Gott und dem wahren Gottesdienste; hier folgt auf erhabene und würdige Begriffe von der Gottheit und ihrer Verehrung das kirchliche Dogma von der Dreieinigkeit. b. Von Christo; die Lehre von den beiden Naturen nach dem Symbolum des Athanasius. Die Lehre von Christi Höllenfahrt wird so erläutert, daß Christus wahrhaft gestorben sei, und daß er durch seinen Tod auch diejenigen erlöset habe, die vor seiner Erscheinung gestorben. c. Vom Fegefeuer. d. Von der Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl. Zwingli erklärt sich hier sehr stark gegen den luther'schen Begriff. „Der natürliche und substantielle Leib Christi wird nicht natürlich und wesentlich gegessen, sondern nur geistlich. Den Leib Christi geistlich essen heißt, mit ganzem Geiste und Gemüthe auf die Barmherzigkeit und Güte Gottes vertrauen. Die Einsetzungsworte sind metonymisch zu verstehen, das ist ein Sakrament, d. h. ein sakramentliches, stellvertretendes Zeichen meines wahren Leibes, der in den Tod hingegeben worden. Es ist also falsch, wenn man sagt, diese sakramentlichen Zeichen geben den Glauben. Den rechten, wahren, innern Glauben, durch welchen wir selig werden, kann nur der heilige Geist geben. Die Sakramente können nur einen historischen Glauben geben, wie alle Denkmäler, welche uns an das erinnern, was vor Zeiten geschehen ist." Diesem gemäß wird dann e. die Kraft der Sakramente entwickelt. f. Von der Kirche. g. Von der Obrigkeit. h. Von der Verzeihung der Sünde. „Dieselbe geschieht durch den Glauben, d. h. nur der Glaube macht den Menschen der Verzeihung der Sünden gewiß. Diese ist uns nur durch Christus erworben." i. Vom Glauben und den Werken. Der Glaube ist wie die Überlegung bei einer That: wenn sie ohne Überlegung geschieht, so hat sie keinen Werth. Eben so muß der Glaube die Quelle des Werkes seyn. Wer den Glauben hat, sieht bei allen seinen Werken auf den Willen Gottes. Daß die Werke uns aber ein Verdienst geben, läugnen wir, weil wir durch die freie Wahl Gottes vor der Gründung der Welt auserwählt sind; also nicht wegen unserer Werke. Je größer aber der Glaube ist, desto mehrere und größere Werke vollbringen wir; denn der Glaube, der ein Hauch des göttlichen Geistes ist, kann niemals ruhen oder müßig bleiben. Daher dringen wir darauf, daß Jeder seinen Glauben durch seine Werke beweise, und lehren das Gesetz, woraus der Wille Gottes erkannt wird, nicht weniger als den Glauben und die Gnade. k. Vom ewigen Leben. So wie die Selen der Gläubigen den Körper verlassen, schwingen sie sich zum Himmel empor und gelangen zum Anschauen Gottes, ein Glück, welches auch den Frommen aus den Heiden zu Theil wird [1]). l. Von den Wiedertäufern; Ablehnung der Verleumdung, welche den Reformirten mehrere wiedertäuferische Meinungen aufbürdete. — In einem Anhange wird noch die Lehre von der Messe ausführlicher bekämpft, und der reformirte Lehrbegriff vom Nachtmahl derselben entgegen gestellt.

Mit diesem merkwürdigen Bekenntnisse schließt sich die erste Abtheilung der Confessionen der reformirten Schweizer. Die beiden großen Männer, denen diese Kirchen ihre erste Stiftung und Ausbildung zu danken haben, Zwingli und Ökolampadius, wurden bald nachher durch die Vorsehung abgerufen, und indessen die luther'sche Kirche sich noch lange der Wirksamkeit Luther's und Melanchthon's erfreute, blieb der reformirten schweizerischen nur das Andenken und das schriftliche Wort

1) Hier findet sich jene berühmte Stelle, welche Zwingli's freien Blick am stärksten beweiset, ihm aber auch von engherzigen Eiferern den Vorwurf des Naturalismus zugezogen hat. Nachdem er dem Könige das Glück des Anschauens Gottes und des Umgangs mit den Frommen des A. und N. Testaments vorgestellt hat, fährt er fort: „Dort wirst du den Herkules, Theseus, Sokrates, Aristides, Antigonus, Numa, Camillus, die Catonen, die Scipionen, dort deine Vorfahren und welche deiner Voråltern hier im Glauben gewandelt haben, sehen. Mit Einem Worte, es ist kein tugendhafter Mann je gewesen, es wird keine heilige Sele, kein gläubiges Gemüth je seyn, vom Anfange der Welt bis zu ihrer Vollendung, welche du dort nicht bei Gott sehen wirst." Über die Vorwürfe, welche Zwingli deßwegen theils von Luther, theils von Neuern gemacht worden, s. Zwingli's Schriften im Auszuge Bd I. S. 554.

ihrer ersten Gründer noch übrig. Zwar wird gewöhnlich die folgende erste Baseler Confession dem Ökolampadius beigelegt; allein Kirchhofer (im Leben des Oswald Myconius. Zürich, 1813. S. 140.) widerlegt die Nachricht, daß Ökolampadius eine Confession auf den Reichstag zu Augsburg, 1530, gesandt habe, welche dann 1534 sei bekannt gemacht worden. Ökolampadius legte in einer Rede vor der Baseler Synode 1531 ein Glaubensbekenntniß ab, welches dann 1534 der Baseler Confession zum Grunde gelegt wurde, aber verschiedene Veränderungen erhielt, in denen Myconius nicht zu verkennen ist. Der Nachtmahlsstreit und die Besorgniß, daß selbst im Rathe noch heimliche Anhänger des Papstthums sitzen, so wie die Absicht, den inneren Frieden zu sichern, und mancherlei Verunglimpfungen zu widerlegen, bewirkten nämlich zu Basel den Entschluß, eine Confession bekannt zu machen, zu deren Vertheidigung mit Gut und Blut sich dann jeder Bürger der Stadt verpflichten mußte, bei Verlust des Bürgerrechtes und Verweisung aus dem Gebiete der Stadt. Nachdem also die Geistlichen diese Confession angenommen und hierauf die Räthe und alle Bürger auf den Zünften jenes Versprechen geleistet hatten, wurde dieselbe mit einem Proklam der Regirung vom 21. Januar 1534 bekannt gemacht. Diese so genannte erste Baseler Confession führt folgenden Titel:

6) Bekanntnuß unsers heiligen, christenlichen Glaubens, wie es die Kirch zu Basel hält. 5 Seit. kl. Fol. 1534 [2]). 1. Von der Dreieinigkeit. Gott sieht alle Dinge vorher und regirt sie; daher bekennen wir, daß Gott vor und ehe er die Welt erschaffen, alle erwählt hat, die er mit dem Erbe ewiger Seligkeit begaben will. 2. Von dem Menschen und Begriff der Erbsünde, übereinstimmend mit Zwingli's Begriffe. 3. Von der beständigen Sorge Gottes für das Menschengeschlecht. 4. Von Christo, wahrem Gott und wahrem Menschen, nach den alten Symbolen. 5. Von der Kirche; in derselben braucht man zwei Sakramente, die Taufe und das Nachtmahl, zu Bezeugung des Glaubens und brüderlicher Liebe. 6. Von dem Nachtmahl. „Gleichwie in dem Tauf, darin uns die Abwaschung der Sünden, die doch allein der Vater, Sohn und h. Geist ausrichten müssen, angeboten wird, wahres Wasser bleibt: also auch in des Herren Nachtmahl, indem uns mit des Herren Brot und Trank samt den Worten des Nachtmahls der wahre Leib und das wahre Blut Christi durch den Diener der Kirchen vorgebildet und angeboten wird, bleibt Brot und Wein. Wir glauben aber festiglich, daß Christus selbst sei die Speise der gläubigen Selen zum ewigen Leben, dann es eine geistliche Speise ist, darum sie von der gläubigen Sele muß genossen werden; und daß unsre Selen durch den wahren Glauben in den gekreuzigten Christus mit dem Fleisch und Blut Christi gespeiset und getränkt werden, d. h. die Selen werden ersättigt, stark und mächtig zu Frieden und Ruhe gesetzt, fröhlich und wacker zu allen Dingen, wie von der leiblichen Speise der Leib, und wird der Mensch ein geistliches Glied des geistlichen Leibes Christi. Christus ist im Abendmahl Allen denen, die wahrhaftig glauben, gegenwärtig, nämlich sakramentlich und durch Betrachtung des Glaubens. Aber den natürlichen, wahren, wesentlichen Leib Christi schließen wir nicht in das Brot und Trank. 7. Vom Gebrauche des Bannes. Die Ausschließung von der Kirchengemeinschaft (welche die zürcher'sche und berner'sche Kirche niemals zuließ) wird als Mittel der Besserung gebilligt. 8. Von der Obrigkeit. 9. Vom Glauben und den Werken, übereinstimmend mit Zwingli. 10. Vom jüngsten Tage. 11. Von Gebot und Nichtgebot: Verwerfung der Ohrenbeichte, Fasten, des Cölibats, der Verehrung der Heiligen u. s. w. 12. Wider den Irrthum der Wiedertäufer. — Diese Confession empfiehlt sich allerdings sehr durch ihre Kürze und Einfachheit, so wie durch ihre Beziehung aufs Praktische, die besonders im 9. und 10. Artikel hervor tritt. Zwar mußten natürlich diejenigen Lehren, welche schon die alten Symbole der Kirche enthalten, aufgestellt werden; dabei aber hütet sich der Verfasser, über die dunkeln Fragen von der Vereinigung beider Naturen in Christo, von der Gnadenwahl, dem menschlichen Willen und seinem Verhältnisse zur Rechtfertigung genaue Bestimmungen aufzunehmen. Merkwürdig sind besonders auch die freisinnigen Randglossen, die dann aber späterhin weggelassen wurden. — Diese Confession, nebst den oben angeführten Thesen der Berner Disputation und der Einleitung der Zürcher von 1523, sind die einzigen Glaubensbekenntnisse, welche in der reformirten Schweiz mit Förmlichkeit als Statsgesetze im Namen der Regirungen bekannt gemacht wurden. Die folgenden erhielten entweder gar keine Publicität, wie die erste helvetische Confession vom J. 1536, oder sie erschienen nur im Namen der Kirchen. Daher wurde auch diese Confession zu Basel immer als die erste dem Range nach unter den symbolischen Büchern betrachtet. Aus dem beigefügten Proklam sowohl, als aus dem Umstande, daß, so lange Myconius lebte, kein Kandidat des Predigeramtes zu Beschwörung der Confession genöthigt wurde, ergibt sich übrigens deutlich, daß man damals noch keinen Gewissenszwang einführen, sondern sich nur gegen innere und äußere Angriffe sichern wollte.

Nachdem nun die reformirten Kirchen der einzelnen schweizerischen Freistaten sich lange ohne ein gemeinschaftliches Glaubensbekenntniß, ja selbst ohne nähern Zusammenhang, der besonders durch den Cappelerkrieg im J. 1531 fast ganz aufgelöset war, fortgebildet hatten, gaben ihnen die Unterhandlungen Bucers für eine Vereinigung der Schweizer mit Luther Veranlassung zu näherer Verbindung und Abfassung einer gemeinschaftlichen Confession [3]). Denn da Bucer durch den Eifer für sein

2) Sie wird zuweilen auch die Mühlhausensche genannt, weil sie 1550 mit einer Vorrede im Namen des Rathes zu Mühlhausen neu aufgelegt wurde.

3) Am gründlichsten sind diese Unterhandlungen dargestellt in Kirchhofer's Leben des Myconius, S. 171 fgg.

Vermittelungswerk bald weitee geführt wurde, als er a'nen konnte, und sich wahrscheinlich zuletzt selbst überedete, daß der Unterschied in Rücksicht der Abendmahlslehre mehr in den Worten, als in der Sache selbst liege, so war es durchaus nothwendig, daß die Schweizer, welche sich über die Wichtigkeit dieses Unterschieds keines Wegs täuschten, ihre wahre Meinung in einer wirklichen Bekenntnißschrift aufstellten. Die Behauptung, daß der Leib und das Blut Christi auch von den Gottlosen genossen werde, an welcher Luther so fest hielt, hatten die Schweizee immee verworfen, und es ließ sich gae nicht denken, wie man sich über diesen Punkt vereinigen könne, wenn nicht die eine Partei ihrer Überzeugung entsagte. Mit zweideutigen Worten und gezwungenen Auslegungen, deren sich Buree bediente, war hier nicht zu helfen. Wenn keine Partei weichen wollte, so blieb kein anderes Mitlel übrig als das, worauf Zwingli und Ökolampadius von Anfang an und ihre Nachfolger jetzt wieder drangen, daß jeder Theil bei seiner Überzeugung gelassen, dadurch aber das brüderliche Verhältniß nicht ausgeschlossen werde. Denn so erwünscht auch den Schweizern nach dem unglücklichen Ausgange ihres Krieges gegen die katholischen Orte (1531) eine nähere Verbindung mit den Protestanten Teutschlands hätte seyn müssen, so war doch niemals bei ihnen davon die Rede, diesen Vortheil durch Aufopferung ihrer Überzeugung zu erkaufen. Da man sich nun zu gleicher Zeit mit der Versammlung eines freien Conriliums schmeichelte, so schien die Bereithaltung einer Confession auch für diesen Zweck desto nothwendigee. Eine Versammlung geistlicher und weltlicher Gesandten dee Städte Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen, St. Gallen, Biel und Mühlhausen wählte daher im Jan. 1536 zu Basel Heinrich Bullinger, Simon Grynäus und Oswald Myconius, um gemeinschaftlich die Confession zu verfertigen. Zu ihnen kamen noch Leo Judä und Kaspar Megander (Großmann) und auch den Strasburgern Burer und Capito gestattelen sie Zutritt und Einfluß. Leo Judä erhielt den Auftrag, die Confession ins Teutsche zu übersetzen. Sie wurde hierauf von allen Gesandten unterschrieben, und man beschloß, daß keine Stadt Etwas verändern oder sie solle drucken lassen. Da indessen die Zürcher gegen einige zweideutige, aus dem luther'schen Sprachgebrauche hergenommene Ausdrücke nachher Einwendung machten, so erhielten Myconius und Simon Grynäus den Auftrag, das latinische Original nach der teutschen Übersetzung, welche von den Gesandten wae unterschrieben worden, zu verbessern, und so wurde dann die Confession im März 1536 von weltlichen Gesandten jenee sieben Städte auf einem Tage zu Basel im Namen ihree Regirungen angenommen. Sie wird gewöhnlich die erste helvetische oder die zweite Baselee Confession genannt. Der eigentliche Titel ist:

7) Eine kurze und gemeine Bekenntniß des Glaubens der Kirchen, so in einer Eidgenoßschaft das Evangelium Christi angenommen haben, allen Gläubigen und Frommen zu erwägen, zu beschätzen und zu urtheilen dargestellt. 1. Von der heil. Schrift. Sie begreift allein Alles, was zu wahrer Erkenntniß Gottes und zu einem frommen Leben dient. 2. Von Auslegung der Schrift. Diese muß einzig aus ihr selbst geschöpft weiden nach dee Richtschnur des Glaubens und dee Liebe. 3. Von den alten Lehrern. Wo die h. Vätee dieser Richtschnur gefolgt sind, erkennen wir sie für auserwählte Werkzeuge Gottes. 4. Von Menschenlehren. Menschliche Lehren, die uns vom wahren Glauben abführen, halten wir für kraftlos. 5. Was der Zweck der heil. Schrift sei und worauf sie endlich weise. Die ganze heil. Schrift sieht allein darauf, daß der Mensch erkenne, daß ihm Gott wohl wolle und dieses durch seinen Sohn bewiesen habe. Dieses Wohlwollen wird aber nur durch den Glauben empfangen und wird durch die Liebe gegen den Nächsten erzeugt und bewiesen. 6. Von Gott. Das Dogma von dee Dreieinigkeit nach den allen Symbolen. 7. Von dem Menschen. Der Mensch, das vollkommenste Ebenbild Gottes auf Erden, mit einem sterblichen Leib und einer unsterblichen Sele begabt, ist durch seine eigene Schuld in die Sünde gefallen und hat das ganze menschliche Geschlecht in diesen Fall gezogen. 8. Von der Erbsünde. Diese Erbsünde hat sich über das ganze Geschlecht so verbreitet, daß dem Menschen Niemand als Gott durch Christum helfen konnte: und was in ihm Gutes übrig geblieben, das wird durch tägliche Mängel immerfort verschlimmert. Denn die Kraft der Sünde siegt „daß weder die Vernunft dem, das sie erkennt, nachkommen, noch der hoch Verstand das göttliche Fünkchen pflanzen und fürbringen mag." 9. Von dem freien Willen, so man nennt den freien Willen. Freien Willen haben wir in so fern, daß wir mit Wissen und Willen Gutes und Böses thun. Das Böse vermögen wir aus uns selbst: das Gute aber mögen wir weder annehmen noch vollstrecken, wir seien dann durch die Gnade Christi erleuchtet, geweckt und getrieben. 10. Wie Gott den Menschen durch seinen ewigen Rathschlag wiedergebracht habe. Dennoch hat Gott nie aufgehört, für den Menschen Sorge zu tragen: dieß beweisen die ersten Verheißungen, das ganze Gesetz und Christi Sendung. 11. Von dem Herren Christo, und was wir durch ihn haben. Hier wird nach den alten Symbolen Christi Menschwerdung, die Vereinigung zweiee unvermischten Naturen, sein Leiden, die Auferstehung und Rückkunft zum Gerichte angeführt, und jedes andere Mittel des Heiles verworfen. 12. Was der Zweck sei evangelischer Lehre. Es soll vorzüglich gelehrt werden, daß wie allein durch Gottes Barmherzigkeit und durch Christi Verdienst selig werden. 13. Wie uns die Gnad Christi und sein Verdienst mitgetheilt werden und was Frucht daraus folge. Diese göttlichen Wohlthaten empfangen wir durch den Glauben, der ein bloßes Geschenk Gottes ist. Der Glaube ist ein gewisser, fester, ungezweifelter Grund und Begreifung aller Dinge, die man von Gott hoffet, welchee aus sich die Liebe und demnach allerlei Tugend und gulee Werke Früchte wachsen macht. Dennoch schreiben

wir das erlangte Heil nicht solchen Werken zu. Dieser Glaube, der sich nicht auf sein Werk vertröstet, wiewohl er unzählbare gute Werke wirket, ist der echte wahre Gottesdienst. 14. Von der Kirche. Die Kirche ist allein Gott bekannt. Sie wird aber durch äußere Zeichen und durch das Wort Gottes erkannt und so gesammelt, daß in dieselbe Niemand („ordentlich zu reden und ohne besondere Freiheit von Gott geöffnet") ohne diese Dinge gezählt wird. 15. Von den Zudienern des Wortes Gottes und Dienst der Kirche. Die Diener der Kirche sind Mitarbeiter Gottes: aber alle Wirkung schreiben wir Gott allein zu. 16. Vom Gewalt der Kirche. Die Gewalt das Wort Gottes zu predigen und die Schafe des Herren zu weiden, welches eigentlich dee Schlüssel Gewalt ist, soll unverachtet und unverletzlich seyn, und soll nur denjenigen gestattet werden, welche von den dazu Bestimmten geschickt eefunden sind. 17. Von Erwählung der Diener der Kirche, Erfordernisse, Prüfung und Einsetzung derselben. 13. Wer der Hirt und das Haupt der Kirche sei. Verwerfung des Papstes und deeer, die allein dem Namen nach Bischöfe sind. 19. Was das Amt sei der Diener der Kirche. Hier wird auch dee Bann erwähnt, daß die Lasterhaften „durch diejenigen, so von den Dienern des Worts und christlicher Obrigkeit dazu verordnet sind, ausgestoßen, oder auf andere schickliche Weise gestraft werden, doch nur so lange, bis sie ihre Sünde bekennen und sich bessern. 20. Von dem Vermögen, Kraft und Wirkung der Sakramente. Die zwei Sakramente sind „bedeutliche, heilige Zeichen hoher, heimlicher Dinge, die aber nicht bloße, leere Zeichen sind, sondern sie bestehen in Zeichen und wesentlichen Dingen." Diese „wesentlichen, unsichtbaren und geistlichen Dinge, werden im Glauben, gleich wie die Zeichen leiblich empfangen, und in diesen wesentlichen Dingen besteht die ganze Kraft des Sakraments." Die Sakramente sind also nicht allein äußere Zeichen christlicher Gesellschaft, „sondern wir bekennen sie für Zeichen göttlicher Gnade." Doch muß alle seligmachende Kraft Gott allein zugeschrieben werden. 21. Von dem Tauf. „Der Tauf ist eine wiedergebärliche Abwaschung, welche der Herr seinen Auserwählten mit einem sichtbaren Zeichen anbietet und darstellt." 22. Von dem Nachtmahl des Herzen oder oon der Danksagung. „Von dem heiligen Nachtmahl halten wir also, daß der Herr im h. Abendmahl seinen Leib und Blut, das ist, sich selbst den Seinigen wahrlich anbietet und zu solcher Frucht zu genießen gibt, daß er je mehr und mehr in ihnen und sie in ihm leben: nicht daß der Leib und das Blut des Herrn mit Brot und Wein natüelich vereinbaret, oder räumlich darin verschlossen weeden, oder daß eine leibliche, fleischliche Gegenwart hier gesetzt werde, sondern daß Brot und Wein aus dee Einsetzung des Herrn hochbedeutende, heilige, wahre Zeichen seien, durch die von dem Herrn selbst, durch den Dienst der Kirche die wahre Gemeinschaft des Leibs und Blutes Christi den Gläubigen vorgetragen und angeboten werde; nicht zu einer hinfälligen Speise des Bauches, sondern zu einer Speise und Nahrung des geistlichen und ewigen Lebens." — „Mit dieser geistlichen, lebendmachenden und innern Speise werden wir mit unaussprechlichee Süßigkeit erfrischet und erquicket und mit hoher Freude, daß wir in dem Tod Christi unser Leben finden, erfüllt." Die Sakr. sind heilige, ehrwürdige Dinge, sie tragen die geistlichen Dinge, die sie bedeuten, vor und bieten sie an; sie geben von den geschehenen Dingen Zeugniß; sie bilden uns an und wiederholen so hohe, heilige Dinge, und tragen durch eine besondere Ähnlichkeit mit den Dingen, die sie bedeuten, ein großes Licht in die heiliaen, göttlichen Dinge." „Zudem geben sie etwas Behilf und Vorschub dem Glauben," und sind so viel als eine Eidespflicht. 23. Von der heiligen Versammlung und Zusammenkommuug der Gläubigen. Einrichtung des Gottesdienstes und Verwerfung des Cärimonien- und Bilderdienstes. 24. Von den Dingen, die da weder geboten noch veeboten, sondern Mittel und frei sind. Mitteldinge kann der Fromme überall frei gebranchen, doch so, daß die Ehre Gottes gefördert und seine Nächsten nicht geäegert werden. 25. Von denen, die durch falsche Lehren die Kirche Christi trennen, oder sich von ihr absondern und rotten. Alle, die sich von der Kirche abtrennen, fremde, ungöttliche Lehren in dieselbe einführen, oder denselben anhangen, was jetzt vorzüglich die Wiedertäufer thun, sollen, wenn sie der Belehrung beharrlich widerstehen, durch den oberen Gewalt gestraft und hinterhalten werden. 26. Von der weltlichen Obrigkeit. 27. Von der heiligen Ehe. Verwerfung des Cölibats. Noch verlangen Bullinger und Leo Judä in einem Schreiben an die Baselee, daß diesem Bekenntniß folgender merkwürdige Anhang beigefügt werde: „Durch diese Artikel wollen wir keines Wegs allen Kirchen eine einzige Glaubensregel vorschreiben. Denn wie erkennen keine andere Glaubensregel an, als die heil. Schrift. Wer also mit dieser übereinstimmt, mit demjenigen sind wir einstimmig, obgleich er andere, von unserer Confession verschiedene Redensarten beauchte. Denn auf die Sache selbst und die Wahrheit, nicht auf die Worte soll man sehen. Wir stellen also Jedem frei, diejenigen Redensarten zu brauchen, welche er für seine Kirche am passendsten glaubt und werden uns auch dergleichen Freiheit bedienen, gegen Verdrehung des wahren Sinnes dieser Confession uns aber zu vertheidigen wissen. Dieser Ausdrücke haben wir uns jetzt bedient, um unsere Überzeugung darzustellen." — Ob dieser Zusatz wirklich beigefügt worden, ist ungewiß[4]); er zeigt, daß man wenigstens zu Zürich damals noch von demjenigen Ge-

---

4) Unter öffentlicher Auctorität wurde diese Confession nie gedruckt. Sie erschien zuerst lat. in Harmonia Confessionum Fidei. Aurel. Allobrog. (Genf). 1581. 4. Dann in Corpus et syntagma Conf. Fid. 4. ibid. 1612 et 1654. immer ohne jenen Anhang. Der teutsche Text, der nach dem oben angeführten Auftrag an Myconius und Grynäus zum Original wurde, und aus welchem obiger Auszug genommen ist, wurde nie gedruckt. Auch hier fehlt jener Zusatz. Eine freie franz. Übersetzung findet sich in Ruchat Hist. de la Ref. de la Suisse. Tom. 5. p. 510.

wissenszwang, der sich im siebzehnten Jahrhunderte selbst bis auf die Worte erstreckte, weit entfernt war.

Auffallend zeigt sich in dieser Confession neben dem Bestreben, den echten, schweizerischen Lehrbegriff fest zu halten, der Einfluß Bucers und die Absicht, Alles zu vermeiden, wodurch Luther zu Erneuerung des Streites könnte gereizt werden. Einzelne Theologen, zu denen auch Myconius gehörte, hatten sich nach und nach durch Bucers Bemühungen und um den Vorwurf, daß die Schweizer ein Abendmahl ohne Christus haben, abzulehnen, an luther'sche Ausdrücke gewöhnt, während andere, und am heftigsten Bibliander in Zürich alle zweideutige Redensarten verwarfen. Indessen entsprach die Confession Bucers Wunsche doch nicht gänzlich: dennoch übernahm er und Capito, dieselbe Luthern auf dem nach Eisenach angesetzten, dann aber zu Wittenberg gehaltenen Konvent (1536) vorzulegen. Bekanntlich unterschrieben damals Beide die Wittenberger Concordia, und suchten, da sich Luther über die helvetische Confession sehr günstig erklärt hatte, die Schweizer durch eine gekünstelte Erläuterung dieser Concordia zur Annahme zu bewegen. Allein da diese Erläuterung nicht als Luthers wahre Meinung konnte erkannt werden, so verfertigten die Schweizer einen Kommentar über einige Punkte ihrer Confession, die sie durch die Straßburger an Luther sandten; wobei sie erklärten, daß die Concordia nach Bucers beigelegter Erläuterung mit ihrer Confession einstimmig sei[5]). So klar sie es aber auch aussprachen, daß sie nur einen Genuß des Leibes Christi durch den Glauben anerkennen, den Gottlosen denselben ganz absprechen, und die Ubiquität entscheidend verwerfen, so begnügte sich nicht nur der Convent zu Schmalkalden (im Februar 1537) damit, sondern sogar Luther. Des Streitens einsweilen müde, schrieb er (im Dez. 1537) einen sehr freundschaftlichen Brief an die Schweizer, worin er endlich zugab, was sie immer vergeblich gefordert hatten, daß man ohne Rücksicht auf einzelne Verschiedenheiten, sich alles Streitens enthalten, und brüderlich gegen einander betragen solle[6]). Indessen enthielt doch der Kommentar folgende Stelle, die leicht in Luthers Sinne konnte gedeutet und (nach Hospinian) auf Bucers Betrieb aufgenommen wurde: „Wenn wir behaupten, das Brot sei nicht der Leib Christi, sondern nur das Zeichen und Sakrament desselben, so haben wir dadurch der Gegenwart Christi im Nachtmahl Nichts entziehen wollen. Denn das Fürwort dieses in den Einsetzungsworten zeigt nicht bloß den leiblichen Augen das Brot, sondern zugleich ganz vorzüglich den Augen der Seele den Leib Christi." Obgleich diese Stelle einen Übergang von Zwingli's und Ökolampad's klarer und einfacher Abendmahlslehre zu der mehr mystischen enthält, welche Calvin bald nachher zu verbreiten strebte, so darf letztere doch nicht als damals von den Schweizern angenommen betrachtet werden. Man sieht vielmehr und am meisten bei den Zürchern das Bestreben, den alten Begriff festzuhalten, und der Verdacht, daß Bucer suche, sie unvermerkt zu Aufopferung ihrer Lehre zu verleiten, wurde keines Wegs verhehlt. In ihrer Antwort an Luther sagen die Schweizer zwar: „Wir sehen, daß wir im Verstand und rechter Substanz mit einander Eins und zu gutem Frieden auch kein Streit mehr zwischen uns sei:" allein sie behalten sich ihre Confession und den Kommentar derselben so bestimmt vor, daß sich deutlich zeigt, wie wenig sie geneigt waren, in irgend einem Punkte zu weichen. Doch auch dieses veränderte Luthers friedliche Gesinnungen nicht, und obgleich die Schweizer die Wittenberger Concordia nie unterschrieben, so behandelten sich doch die Parteien eine Zeit lang als Brüder, bis Luther im Jahre 1544 ganz unerwartet mit der äußerst wichtigen Schrift: „Kurzes Bekenntniß vom heiligen Sakrament" den Streit erneuerte. Indem nun die Schweizer während Bucers Unterhandlungen einer sichern und für sie selbst ausgemachten Grundlage bedurften, und daher auf das Festhalten an der helvetischen Confession und ihrem Kommentar drangen, wurden sie selbst näher mit einander vereinigt, so daß bei den vorher vereinzelt stehenden Städten sich allmälig der Begriff ausbildete, daß sie Eine Kirche ausmachen. Der Grundsatz, welcher bei der Annahme der Confession war festgesetzt worden, daß keine Stadt für sich allein Etwas in derselben ändern solle, mußte diese Vereinigung sehr begünstigen, und, was vorher eigentlich nicht existirt hatte, eine vereinigte Kirche der reformirten Schweizer wurde dadurch endlich gegründet.

8) Wahrhafte Bekenntniß der Diener der Kirche zu Zürich, was sie aus Gottes Wort mit der heiligen, allgemeinen, christlichen Kirche glauben und lehren, insonderheit aber von dem Nachtmahl unsers Herrn u. s. w. (Zürich bei Froschouer. 1545). Obgleich es Luther, als er sein kurzes Bekenntniß vom h. Sakr. herausgab, noch nicht gelang, andere Theologen seiner Partei zur Theilnahme an dem erneuerten Streite zu bewegen, so fanden doch die Zürcher wegen der heftigen Schmähungen nöthig, darauf zu antworten. Diese Antwort, deren Verfasser Bullinger ist, enthält im zweiten Theile ein ausführliches Glaubensbekenntniß und wurde auch von den übrigen Zürcher Theologen unterschrieben und vom Rathe und den Theologen zu Bern förmlich gebilligt. Dieses Wahrhafte Bekenntniß u. s. w. muß um so mehr hier berücksichtigt werden, da es bis zum Erscheinen der zweiten helvetischen Confession (im J. 1566) eine gewisse jedoch nicht zwingende Auctorität zu Zürich, Bern und Schaffhausen scheint gehabt zu haben. Denn im J. 1562 sagen diese drei Städte in dem Schreiben an den päpstlichen Legaten, worin sie die Theilnahme an dem Concilium zu Trient abschlugen: „Sie haben schon 1548 den sieben (katholischen) Orten wegen dieser Angelegenheit geantwortet, daß sie einige freie Gespräche in ihren Landschaften gehalten, ihre Confession in

5) S. diesen Commentar in *Hospiniani* Historia sacramentaria. Tom II. pag. 150. Das teutsche Original wurde nie gedruckt. 6) S. *Hospin.* Hist. sacr. II, 157. und Plank Gesch. des protest. Lehrbegriffs. III, 1. 398.

Druck ausgehen lassen und erklärt haben, wenn sie eines Bessern belehrt werden, so wollen sie Gott und seinem Worte gehorsamen." Darunter kann aber kein anderes als dieses Bekenntniß von 1545 verstanden seyn: denn die Confession von 1536 war nicht gedruckt, und an die erste Baseler Confession von 1534 ist um so weniger zu denken, da dieselbe von keiner der übrigen Städte jemals anerkannt wurde, Basel aber gerade damals seinen eigenen Weg ging und an dem Schreiben an den Legaten keinen Theil nahm.

Im Eingange zu dem Bekenntniß wird erklärt: „Wir haben Zwingli und Ökolampadius nicht mehr geglaubt, als wir in der Bibel gefunden: denn wir sie immer als Menschen erkennt haben und noch erkennen, die fehlen und irren, außer der Schrift, mögen." — „Wer uns aus der h. Schrift eines Bessern berichten kann, dem wollen wir gern folgen." Das Bekenntniß beginnt mit dem Begriffe der h. Schrift, deren einzelne Bücher genannt werden. Dann folgt das apostolische Symbolum mit einem Kommentar in Form eines Bekenntnisses, welches folgende Abschnitte begreift [7]): 1) Von der Dreifaltigkeit. 2) Von der Gottheit Christi. 3) Von der Menschheit Christi. 4) Von der Lehre und den Thaten Christi und seinem Tode. 5) Von seiner Auferstehung, 6) seiner Himmelfahrt, 7) seiner Wiederkunft zum Gerichte. 8) Von dem h. Geiste. 9) Von der christlichen Kirche. 10) Von der Sünde nnd der Verzeihung derselben. 11) Von der Auferstehung des Fleisches. 12) Von dem ewigen Leben. — Als vorzüglich bezeichnend, verdienen folgende Sätze ausgehoben zu werden: von Christi Auferstehung heißt es (gegen die luther'sche communicatio idiomatum) „also daß sein wahrer menschlicher Leib mit seiner vernünftigen menschlichen Sele nicht vergottet, d. i. in Gott verwandelt, sondern allein verklärt worden." „Durch die Verklärung wird aber das Wesen des menschlichen Leibes nicht vertilgt, sondern demselben nur die Schwachheit abgenommen und der Leib herrlich, glänzend und unsterblich gemacht. — Nach der Himmelfahrt ist Christus auf Erden nicht mehr leiblich, indem er nach der Eigenschaft seines wahren menschlichen Leibes nur an Einem Orte und nicht allenthalben ist. — Die Worte, Christus sitzt zur Rechten Gottes, bedeuten: Christus regirt in gleicher Gewalt und gleicher Herrlichkeit mit dem Vater." — Bei der Wiederkunft Christi znm Gerichte geschieht zwar der Herrschaft des Antichrists, aber keines Wegs der chiliastischen Träumereien von der Besiegung desselben und einem Reiche der Gerechten, Erwähnung. — Was die guten Werke und ihre Belohnung betrifft, so lehren wir zwar, „daß wir nicht durch unsere Verdienste und gute Werke, sondern allein durch die Gnade Christi im Glauben fromm, heilig und selig werden: aber eben so beharrlich lehren wir, daß der Glaube in den Gläubigen kräftig sei und allerlei gute Werke wirke. Aber alle gute Werke der Gläubigen sind nichts Anderes als eine freie Wirkung der göttlichen Gnade: daher dann auch Alles, was in der h. Schrift von der Belohnung der Gläubigen gemeldet wird, als eine Gnade und Geschenk Gottes anzusehen ist. Den Glauben aber hat Niemand von sich selbst, sondern dieser und alle guten Gaben kommen von dem Geiste Gottes. — Sünde ist Alles, was wider den Willen und das Wort Gottes geschieht. Den Ursprung der Sünde messen wir keines Wegs Gott zu, sondern dem abfälligen Feinde Gottes und der Menschen, ja auch dem verböserten Willen des Menschen." — Bei der Auferstehung werden die Frommen nach dem Ebenbilde Christi herrlich verklärt an ihrem Leibe, und wie am Himmel ein Stern klarer ist als der andere, so werden auch die Menschen, „die in der Kirche und in diesem Jammerthal viel gelitten und treulich gearbeitet, das Gute gefördert und das Böse abgestellt haben, auch vorzüglich leuchten." — Auf diese 12 Abschnitte folgt eine Verwahrung gegen mehrere alte Ketzereien: hierauf das konstantinopolitanische Symbolum, und diejenigen des Athanasius und Damasus mit der Erklärung, daß sie diesen Symbolen, so wie denjenigen von Ephesus und Chalkedon beistimmen. Daran schließt sich die merkwürdige Entwickelung der Abendmahlslehre. „Wir lehren, daß das Gedächtniß des hingegebenen Leibes und vergossenen Blutes zu Verzeihung unserer Sünden, das rechte Hauptstück und Ende sei, darauf die ganze Handlung des Nachtmahls endlich reicht und geht. Dieses Gedächtniß kann aber nicht recht ohne wahren Glauben geschehen. Und wiewohl die Dinge, deren Gedächtniß man hält, wiederum leiblich weder geschehen noch zugegen sind, nichts desto weniger erneuert die gläubige Einbildung und macht die Gewißheit des Glaubens etlicher Maßen dem gläubigen Gemüth gegenwärtig die einst geschehenen Sacheu unsers Heils. — Derjenige hat das Fleisch Christi wahrlich gegessen und sein Blut wahrlich getrunken, der in Christum wahren Gott und Menschen für uns gekreuzigt glaubt; denn Glauben ist Essen, und Essen Glauben." Dabei muß das Zeichen, d. i. die ganze äußere Handlung des Nachtmahls, unterschieden werden von dem Bezeichneten. — So wie die Speise den Leib stärkt, so wird Christus, die lebendmachende Speise, mit dem Glanben angenommen. „Die Gläubigen haben im Nachtmahl keine andere lebendmachende Speise, als außer dem Nachtmahl." In und außer dem Nachtmahl macht der Herr mit seinem Tode durch den Glauben die Gläubigen fromm und gesund: „und empfängt also der Gläubige an beiden Orten auf Eine Weise und durch Einen Weg des Glaubens Eine Speise, Christum, wahren Gott und Menschen, ausgenommen daß in dem Nachtmahl die Aktion dazu geübt und das Zeichen nach dem Geheiß Christi mit Bezeugen, Danksagung nnd Verpflichtung gebraucht wird. — Christi Fleisch hat genützt auf Erden das Heil zu vollenden: jetzt nützt es Nichts mehr hienieden, ist auch nicht hienieden."

Die Offenheit, mit welcher hier die Nachtmahlslehre wieder ganz im Sinne von Zwingli und Ökolam-

7) Das Bekenntniß erhielt diese Form, weil es eine Vertheidigung gegen Luthers Vorwurf war, daß die Schweizer kein Stück des christlichen Glaubens recht glauben.

padius dargestellt wird, ist desto merkwürdiger, da sich in der ersten helvetischen Confession und dem Kommentar, doch ein gewisses Hinneigen zu einer mehr mystischen Vorstellungsart oder wenigstens zu mystischen Ausdrücken zeigt. Man glaubte sich durchaus noch nicht an alle Bestimmungen gebunden, welche die Confession und ihr Kommentar enthielten; ja es scheint, daß die Zürcher und Berner eben wegen jener mystischen Ausdrücke sich absichtlich von der helvet. Confession entfernten, so wie sie sich auch dem Kirchenbanne, den dieselbe aufstellt, beharrlich widersetzten. Bullinger und seine Kollegen bedienten sich hier, wo sie weder durch den Einfluß anderer Theologen, noch durch eine schwierige Friedensunterhandlung gehemmt waren, gerade jener Freiheit, die sie sich durch den oben angeführten Zusatz zu der helvet. Confession vorbehielten. Es ist daher nicht ganz richtig, wenn Plank (Gesch. d. protestant. Lehrbegr. V, 2. S. 389.) behauptet, daß die Schweizer überhaupt damals nicht mehr gelehrt haben, „daß unter dem geistigen Genusse des Leibes Christi nichts Anderes zu verstehen sei, als die gläubige Erinnerung an das Opfer dieses Leibes, das Christus am Kreuze zu unserer Erlösung dargebracht." Denn auch die Berner billigten, wie gesagt, förmlich dieses zürchersche Bekenntniß, und erklärten wieder, daß sie standhaft bei den Artikeln ihrer Disputation bleiben. Wenn daher auch Calvin's dunklere, der Einbildungskraft mehr Spielraum gebende Vorstellung hier und dort Eingang gefunden hatte, weil in religiösen Dingen das Geheimnißvolle und Schwierige Vielen willkommener ist, als das Klare und Einfache: so darf sie doch noch nicht als schweizer'scher Lehrbegriff angesehen werden. Bei Calvin aber bemerkt man schon früher das Bestreben, sich zwar von dem luther'schen Begriffe einer leiblichen Gegenwart entfernt zu halten, aber auch Zwingli's und Ökolampad's Vorstellung zu vermeiden und eine Mittelstraße aufzufinden. Dadurch kam er zu einer Ansicht, nach welcher der Leib Christi nicht mit dem Brote vereinigt, aber doch außer der bloßen Gedächtnißfeier und der symbolischen Abbildung durch den Genuß des Brotes und Weines noch ein wahrer, gleichzeitiger, aber geistiger und übernatürlicher Genuß des Leibes Christi sollte gedacht werden. Ob und wie viel Einfluß Bucer auf seine Vorstellungsart gehabt habe, ist schwer zu entscheiden: aber je mehr Mystisches dieselbe enthielt, desto mehr sah man darin anfänglich nur Bucers Synkretismus; und da dieser besonders zu Bern heftige Streitigkeiten veranlaßt hatte, so konnte Calvin bei der dortigen Regirung so wohl als bei den Theologen, in keinem guten Kredit stehen. Besser war sein Verhältniß mit den Zürchern, indem Bullinger, über Wörter und Formeln immer sehr nachgiebig, mit ihm darüber einverstanden war, daß Jeder sich derjenigen Redensarten bedienen sollte, die er für die passendsten halte. Es war aber Calvin vorzüglich daran gelegen, auf die Berner zu wirken, da viele Prediger in dem französischen Gebiete der Stadt Bern unter seinem Einflusse standen, und lieber diesem als den Vorschriften folgten, die von Bern ausgingen, dadurch aber schon vorher in eine gewisse Opposition mit ihren Oberen gekommen waren. Unter dem Vorwande, sich gegen den Verdacht, der wider ihn verbreitet sei, zu rechtfertigen, und zu zeigen, daß er mit den Bernern ganz übereinstimme, sandte daher Calvin im März 1549 ein kurzes Glaubensbekenntniß über die Lehre von den Sakramenten, in zwanzig Sätzen, an die Synode der Berner Geistlichkeit, und reisete dann im Mai des nämlichen Jahres mit Farel nach Zürich, wo mit auffallender Eilfertigkeit die folgende Übereinkunft zu Stande kam.

9) Consensio mutua in re sacramentaria ministrorum Tigurinae ecclesiae et D. Jo. Calvini. (S. *Calvini* Opp. Tom. VIII. p. 648. Auch besonders gedruckt zu Zürich ohne Jahrzahl; wahrscheinlich 1549.) „Wir müssen mit Christus in seinen Körper zusammen wachsen; denn er verbreitet sein Leben nicht anders in uns, als indem er unser Haupt ist. Dieses ist die geistliche Gemeinschaft mit dem Sohne Gottes, indem er durch seinen Geist in uns wohnt, und die Gläubigen aller seiner Güter theilhaft macht. Zum Zeugniß dessen ist theils die Predigt des Evangeliums eingeführt, theils der Gebrauch der Sakramente empfohlen. Der Hauptzweck der Sakramente ist immer, daß uns Gott dadurch seine Gnade bezeugt, vorstellt und besiegelt. Denn obgleich sie nichts Anderes bedeuten, als was durch das Wort selbst angekündigt wird, so ist es doch immer etwas Großes, daß gleichsam lebende Bilder vor unsere Augen gebracht werden, die uns den Tod Christi und alle seine Wohlthaten ins Gedächtniß rufen, damit der Glaube mehr geübt werde. Zweitens wird das, was durch Gottes Mund ausgesprochen worden, gleichsam durch Siegel befestigt und bekräftigt. Was nun die Sakramente den Sinnen vorbilden, das bewirkt der Herr gewiß innerlich durch seinen Geist, daß wir Christum ergreifen als die Quelle aller Güter. — Obgleich wir die Zeichen von dem Bezeichneten unterscheiden, so trennen wir die Wahrheit nicht von den Zeichen, sondern wir bekennen, daß Alle, welche die geschehenen Verheißungen mit dem Glauben ergreifen, Christus geistlich mit allen seinen geistlichen Geschenken genießen; also daß auch diejenigen, welche Christi schon lange theilhaftig geworden, jene Gemeinschaft fortsetzen und erneuern. — In so weit also durch die anerbotene Verheißung unser Glaube zunimmt, in so weit äußert sich jene Kraft und Wirksamkeit. — Ohne Christus sind die Sakramente Nichts. Wenn uns durch die Sakramente etwas Gutes zu Theil wird, so geschieht es nicht durch ihre eigenthümliche Kraft. Gott allein wirkt durch seinen Geist; er gießt nicht seine Kraft in die Sakramente, sondern er braucht sie nur als Hilfsmittel nach der Empfänglichkeit unserer Schwäche. — Die Sakramente werden zuweilen auch Siegel genannt; aber eigentlich ist nur der Geist das Siegel. — Diese Kraft Gottes wirkt aber nicht bei Allen ohne Unterschied, sondern nur bei den Auserwählten: denn so wie er keine Andere zum Glauben erleuchtet, als die, welche er zum Leben vorher bestimmt hat, so bewirkt er auch durch die geheime Kraft seines Geistes, daß die Auserwählten das

empfangen, was die Sakramente anbieten. — Christus wird mit seinen Geschenken zwar Allen anerboten, aber nicht Alle sind derselben empfänglich; Jeder empfängt nach dem Maße seines Glaubens. — Auch außer dem Gebrauche der Sakramente stehet den Gläubigen die dadurch vorgebildete Wahrheit fest. So werden durch die Taufe die Sünden Pauli abgewaschen, die schon vorher abgewaschen waren. So theilt sich uns Christus im Abendmahl mit, der sich uns auch schon vorher mitgetheilt hat. — Vorzüglich muß jede Einbildung einer örtlichen Gegenwart bei Seite gesetzt werden. Der Mensch Christus ist nirgends als im Himmel und darf nicht anders als mit der Sele und dem Glauben gesucht werden. Daher ist es ein verkehrter und gottloser Aberglaube, ihn unter den Elementen dieser Welt (d. h. Brot und Wein) einzuschließen. Wer bei den Einsetzungsworten auf die eigentliche Bedeutung dringt, den erklären wir für einen falschen Ausleger. Wir nehmen sie figürlich als Metonymie. Daß aber Christus durch das Essen seines Fleisches und Trinken seines Blutes, welches im Abendmahl vorgebildet wird, unsre Selen durch den Glauben mit der Kraft seines Geistes nährt, ist nicht so zu verstehen, als ob eine Vermischung oder ein Übergehen (transfusio) seiner Substanz geschähe, sondern weil wir aus seinem Ein Mal zum Opfer dargebrachten Fleische das Leben schöpfen. Christus unter das Brot zu setzen (locare) oder mit dem Brote zu verbinden, halten wir für eben so ungereimt, als das Brot in seinen Leib zu verwandeln. (Hier werden die Katholiken genannt, Luther hingegen nicht, aber seine Lehre mit starken Ausdrücken verworfen.) „Wenn wir sagen, Christus sei im Himmel zu suchen, so bezeichnen wir damit die Entfernung des Ortes. Im Brote soll Christus nicht angebetet werden: denn obgleich uns das Brot als Zeichen und Pfand unserer Gemeinschaft mit ihm dargereicht wird, aber dennoch ein Zeichen und nicht die Sache selbst ist, noch die Sache in sich eingeschlossen, oder an sich befestigt hat, so machen diejenigen einen Götzen daraus, welche, um Christus anzubeten, ihr Gemüth zum Brote wenden."

Diese Übereinkunft, die wahrscheinlich von Calvin aufgesetzt wurde, führt zwar nicht die offene und bestimmte Sprache des Zürcher Bekenntnisses von 1545; dennoch widerspricht sie auch demselben nirgends, und konnte von dem nachgiebigen Bullinger eben sowohl als von Calvin unterschrieben werden. Denn gerade der Ausdruck „die Substanz des Leibes Christi genießen," welcher von den französischen Kirchen gebraucht, von den Zürchern aber immer beharrlich verworfen wurde, ist sorgfältig vermieden. Einige gezwungene Wendungen aber ließen sich sowohl nach Bullinger's als nach Calvin's Begriffen deuten. Auch eine im Original beigefügte, beim Drucke aber weggelassene Vor- und Nachrede konnte durch das Gesuchte, das sie enthielt, den Verdacht erregen, daß nicht Alle, die an der Sache Theil genommen, ganz aufrichtig zu Werke gehen. Als daher der Aufsatz den Theologen der übrigen Städte zur Unterschrift mitgetheilt wurde, antworteten die Berner, „daß sie denselben besonders in den ersten Abschnitten nicht klar genug finden." An der Sache selbst tadeln sie zwar nichts, aber die Bekanntmachung der Schrift halten sie für unthunlich. Wozu denn so viele Bekenntnisse dienen sollen; sie hätten ja die helvetische Confession und erst kürzlich die zürcher'sche von 1545 unterschrieben. Jetzt aber müßten sie ihre Unterschrift bestimmt verweigern: ohne Bewilligung der Regirung dürfen sie dieselbe nicht geben; die Sache aber derselben vorzutragen wäre mißlich, „da Calvin und Farel den meisten Mitgliedern verdächtig seien." — Dennoch machten die Zürcher noch einen Versuch, wohl in der Meinung, Streitigkeiten zu verhüten und eine nähere Verbindung der reformirten Schweizer zu bewirken, welche nach dem Siege des Kaisers über die teutschen Protestanten desto nothwendiger schien. Nach ihrer Anleitung schrieb Calvin einen Brief an die Zürcher, worin er sagt: „Zu Beruhigung Vieler halte er für nothwendig, daß die Hauptpunkte, worüber sie sich verstanden haben, bekannt gemacht werden, damit man sehe, daß sie ganz überein stimmen. Er habe daher diese Punkte so getreu als möglich dargestellt und dieselben seien von allen Geistlichen zu Genf und Neufchatel unterschrieben worden." Dieser Brief wurde als Vorrede, die Antwort der Zürcher als Nachrede beigefügt. In dieser sagen sie, „daß allerdings bisher einiger Streit über diese Punkte zwischen ihnen Statt gefunden; da aber durch diese Schrift ihre jetzige Einstimmigkeit bezeugt werde, so seien sie der guten Wirkung der Bekanntmachung versichert." Allein auch unter dieser neuen Form verweigerten die Berner ihre Unterschrift und mißriethen die Bekanntmachung: „Mit Calvin und Farel hätten sie nie Streit gehabt, und sie wünschten nur, daß Calvin bei der aufgestellten Lehre bleibe, ohne Etwas im Hinterhalt zu haben." — Obgleich daher diese Consensio mit den beiden Briefen, jedoch ohne Unterschriften gedruckt und auch von den Theologen zu Schafhausen und Biel gebilligt wurde, so kann sie doch nur in sofern als eine sichere Quelle für die Bestimmung des damaligen allgemeinen schweizerischen Lehrbegriffes angesehen werden, als das Zweideutige darin nach dem Bekenntniß von 1545 erklärt wird. Für die Geschichte der Entwickelung dieses Lehrbegriffs ist sie nicht unwichtig; aber symbolisches Ansehen erhielt sie nie, und selbst zu Zürich kam sie bald in Vergessenheit. Daß aber Calvin, so laut es auch behauptet wurde, nicht wirklich mit der ursprünglichen Vorstellungsart der Schweizer überein stimmte, sondern auf jenem Mittelwege auch nach Abschließung dieser Übereinkunft geblieben ist, beweisen seine Streitschriften in dem von Westphal 1552 erneuerten Sakramentsstreite. Aber gerade dieser Streit war der Verbreitung der calvin'schen Abendmahlslehre beförderlich; denn je lebhafter Calvin die luther'sche Lehre bekämpfte, desto eher übersah man, daß er sich von Zwingli's und Ökolampad's Begriffe entfernte, und indem man diesen fest zu halten glaubte, gingen Viele unvermerkt in Calvin's Ansichten ein. Die immer wiederholten Vorwürfe, daß die Reformirten leere Zeichen, oder ein Abendmahl ohne Christus haben, machten doch bei Vielen, die

sich zu dem reineren Begriffe nicht erheben konnten, Eindruck, und diese wußten es Calvin Dank, wenn er nur die Gegenwart Christi auf irgend eine andere als die luther'sche Weise lehrte.

Überhaupt, so viel auch bis dahin geschehen war, so fand doch in der Mitte des 16. Jahrh. noch kein in allen seinen Theilen (z. B. in Rücksicht der calvin'schen Prädestinationslehre) bestimmter Lehrbegriff der helvetischen Kirchen Statt. Die Confession von 1536 war zwar angenommen, aber nie bekannt gemacht, sondern allmälig wieder bei Seite geschoben worden. Die zürcher'sche von 1545 hatte zwar größeres, doch auch kein symbolisches Ansehen. Weder Zwingli noch Ökolampadius galten als unfehlbare Gewährsmänner, wie Luther bei den teutschen Theologen. Zürich, von Bullinger geleitet, Genf und die französische Schweiz von Calvin beherrscht, Bern seit den frühern, durch Bucer's Einfluß entstandenen Streitigkeiten, und wegen der Anhänglichkeit seiner waadtländischen Prediger an Calvin [8]), gegen den Einfluß der Theologen anderer Städte eifersüchtig, diese Städte gingen jede ihren eigenen Weg. Noch mehr trennte sich von ihnen Basel, wo Simon Sulzer, der 1548 wegen seiner Neigung zur luther'schen Abendmahlslehre von Bern war entfernt worden, entscheidenden Einfluß ausübte. Er und Coccins (Koch) gaben sich viele Mühe, den luther'schen Begriff vom Abendmahl zu verbreiten, und es gelang ihnen sogar, bei einer neuen Ausgabe der ersten Baseler Confession, die im J. 1563 erschien, die Weglassung der wichtigen Randglossen zu bewirken, die den echten schweizerischen Lehrbegriff noch bestimmter ausdrücken, als der Text der Confession selbst. — Während solcher innerer Trennung mußte der Kampf mit den luther'schen Zeloten wegen der Abendmahlslehre fortgesetzt werden. Die Zürcher und Genfer waren dabei am thätigsten; dennoch aber unter sich nicht ganz einig. Denn die Ersteren tadelten die Confession, welche Beza und Farel im Namen der französischen Kirchen auf dem Colloquium zu Worms (1557) übergaben, als zur luther'schen Lehre hin neigend, indessen Calvin dieselbe zu vertheidigen suchte. (S. *Jo. Alph. Turretini* Nubes testium. p. 113.) Auch verwarfen die Zürcher beharrlich den von Beza gemachten und von Sulzer wiederholten Vorschlag zu einem Colloquium mit den Lutheranern, wovon sie mit Recht keine Vereinigung, sondern nur größere Erbitterung erwarteten.

Jene Verhältnisse der schweizerischen Städte gewährten übrigens doch den Vortheil, daß sich die einzelnen Kirchen weit unabhängiger entwickelten, und es konnte nach Calvin's Tode (er starb 1564) seinem vertrautesten Freunde, Beza, noch weniger gelingen, jene äußere Einheit zu Stande zu bringen, auf welche Calvin hin arbeitete, und welche die augsburg'sche Confession der luther'schen Kirche gab. Zwar hatte sich während des heftigen Sakramentsstreites auch in den schweizerischen Kirchen der Wunsch eines solchen gemeinschaftlichen Bandes immer mehr verbreitet; aber so groß auch Bullinger's Ansehen bei Allen war, so hätte doch auch er unübersteigliche Hindernisse gefunden, wenn nicht ganz unerwartet das schwierige Werk durch auswärtige Verhältnisse wäre befördert worden. Kaiser Maximilian II. hatte auf den 14. Jan. 1566 einen Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben, der indessen erst den 23. März eröffnet wurde. Hier sollten auch die Religionsangelegenheiten zur Sprache kommen, und der wütende Parteihaß der luther'schen Zeloten, Andreä, Heßhusius, Westphal u. A., erregte die Besorgniß, daß sie die protestantischen Fürsten verleiten würden, den Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, wegen Beförderung der schweizerischen Abendmahlslehre, vom Religionsfrieden auszuschließen. Denn diese blinden Eiferer kämpften nicht mehr nur für ihre Lehre, sondern in wahrhaft papistischem Geiste auch gegen die bloße Duldung der abweichenden Ansicht, zu deren förmlicher Verdammung sie eine allgemeine Synode der Lutheraner in Teutschland zu bewirken suchten. Der Kurfürst verlangte nun im November 1565 von Bullinger Rathschläge für sein Benehmen gegen den Kaiser auf dem Reichstage und die Abfassung einer Confessionsschrift zu Niederlegung der ausgestreuten Verleumdung und als Beweis der Einstimmigkeit so vieler Kirchen in Teutschland, Frankreich und der Schweiz. Bullinger sandte hierauf dem Kurfürsten eine ausführliche Confession, die er 1564 während der fürchterlich wüthenden Pest aufgesetzt hatte, damit sie, wenn er weggerafft würde, nach seinem Tode mit seinem Testamente der Obrigkeit übergeben werde. Nun schlug auch Beza den Zürchern vor, gemeinschaftlich eine Confession bekannt zu machen. Sie billigten dieß und riethen, ihre Confession vom J. 1545 dafür auszuwählen, und gemeinschaftlich zu Bern, wo sich Beza und einige Zürcher einfinden sollten, die nöthigen Abänderungen vorzunehmen. Allein die Regirungen von Zürich und Bern mißbilligten weislich den Zusammentritt schweizerischer Theologen, theils wegen des Aufsehens, das dadurch erregt würde, und der Möglichkeit, daß Streit unter ihnen entstehen könnte, theils weil man die Baseler nicht wohl ausschließen, aber auch, wenn sie erscheinen, sich kaum mit ihnen verstehen würde. Während nun die Zürcher, Berner und Genfer Theologen die Verhandlungen durch Briefe fortsetzten und außer der Confession von 1545 auch die Baseler Confession von 1534 und die helvetische von 1536 vorgeschlagen wurden, antwortete der Kurfürst, Bullinger's Confession gefalle ihm so wohl, daß er, wenn der Verfasser einwillige, eine teutsche Übersetzung derselben wolle drucken lassen. Jetzt schlugen die Zürcher den Bernern vor, sich auch an diese Confession anzuschließen, doch daß dieselbe nicht, wie der Kurfürst wollte, an den Kaiser, sondern an alle Gläubigen gerichtet und nur im Namen der Geistlichen, zwar mit Erlaubniß, aber keines Wegs unter Auctorität der Regirung bekannt gemacht werde; denn auch jetzt noch wollte

8) Vergl. den heftigen Streit der Berner Regirung mit den calvin'schen Lausanner Geistlichen wegen des Bannes; wodurch die Entfernung von Beza und die Verbannung von Viret und Andern veranlaßt wurde. Museum Helvet. Partic. V. p. 117 sqq.

man keine Glaubensvorschrift, sondern nur eine bestimmte Darstellung dessen geben, was in den schweizerischen Kirchen gelehrt werde. Durch Beza wollte man für Genf und für die französischen Kirchen eine eigene Confession bekannt machen lassen. Allein den 16. Februar kommt er eilens mit Colladon nach Zürich, wo man leicht in sein Begehren willigte, die Geistlichen von Genf als einer mit Bern in ewigem Burgrechte stehenden Stadt, an der Confession Theil nehmen zu lassen, für die Kirchen in Frankreich hingegen rathsamer fand, daß sie eine eigene Confession bekannt machen und darin ihre Einstimmigkeit mit der helvetischen Kirche erklären. So bald nun Bern beistimmte, eilte Zwingli's Schwiegersohn, Gualter, nach Schafhausen, Basel und Mühlhausen, um die Anschließung zu bewirken. Biel, St. Gallen und die bündtner'schen Kirchen wurden schriftlich dazu eingeladen. Die reformirten Prediger in Glaris und Appenzell, damals meistens Zürcher, so wie die im Thurgau, Rheinthal u. s. w. wurden unter dem Namen der Zürcher begriffen. Überall erfolgte freudige Zustimmung, mit Ausnahme von Basel, wo Sulzer, wiederholter Vorstellungen ungeachtet, nicht einmal einwilligen wollte, daß der Baseler Confession vom J. 1534 als übereinstimmend mit dieser neuen Confession in der Vorrede Erwähnung geschehe[9]). Die Geistlichen zu Neufchatel wurden nicht zur Theilnahme eingeladen, weil man besorgte, daß sie dadurch mit ihrem Fürsten, dem Herzoge von Longueville, in nachtheilige Streitigkeiten könnten verwickelt werden. Als sie sich aber nachher darüber beschwerten, mit Berufung auf ihre Freiheiten, die dem Fürsten nicht gestatten, ihnen in Rücksicht der Religion Etwas vorzuschreiben, so wurde auch ihr Name in der zweiten Ausgabe 1568 beigefügt. — Während dieser Unterhandlungen war der Druck der Schrift auf Befehl, obschon nicht im Namen der Zürcher Regirung, eifrig betrieben worden, so daß schon den 12. März 1566 Exemplare an den Kurfürsten von der Pfalz und an den Landgrafen von Hessen versandt wurden. Das lateinische Original hatte Bullinger selbst ins Teutsche übersetzt, und beide erschienen zu gleicher Zeit: eben so zu Genf eine von Beza veranstaltete französische Übersetzung (de l'imprimerie de François Perrin, pour Jean Duvant 1566. 8.) in welcher aber das dem Original beigefügte Edikt aus dem Cod. Justin. und das Symbolum des Damasus fehlen. Hingegen ist die Confession beigefügt, welche die französ. Kirchen schon 1559 Franz II. zu übergeben beschlossen hatten, und die dann auf dem Gespräche zu Poissy 1561 Karl dem IX. vorgelegt wurde[10]). — Verschiedene andere Ausgaben und Übersetzungen führt Haller an. (Biblioth. d. Schweizergesch. T. III. §. 435.) — Schon im September 1566 erklärte eine Versammlung von schottländischen Theologen zu St. Andre, in einem Briefe an Beza, der 41 Unterschriften und darunter auch die von Joh. Knox, enthält, ihre förmliche Zustimmung, die sie mit dem Siegel der dortigen Universität bekräftigten. Diese Unterschriften erneuerten sie 1584, als Streitigkeiten unter ihnen entstanden waren. Wie großen Beifall die Confession in der Pfalz erhielt, ist oben angeführt worden. Die französischen Kirchen erklärten wiederholt ihre Beistimmung, besonders auf einer Synode zu Rochelle im J. 1571. Eben dieses geschah von vielen englândischen Geistlichen, die nach dem Tode der Königinn Maria in ihr Vaterland zurückgekehrt waren. Ein Theil der polischen Kirchen unterschrieb schon 1567, und nach und nach folgten viele Andere, so daß sie dieselbe 1572 förmlich König Sigismund II. und nachher 1578 Stephan Bathori übergaben. Die reformirten Geistlichen in Ungarn unterschrieben die Confession förmlich im Februar 1567 auf einer Synode zu Debreczin, und übergaben dieselbe dem Fürsten Johann Sigismund von Siebenbürgen, der damals den königl. Titel von Ungarn führte. Darin aber wichen sie schon von dem Geiste der Confession ab, daß sie einen Beschluß beifügten, nach welchem Jeder, der derselben zuwider lehre, durch die kirchliche Jurisdiction solle bestraft werden.

II. Inhalt der helvetischen Confession. Der vollständige Titel ist: „Bekanntnuß des waaren Gloubens, und einfalte erlüterung der rächten allgemeinen Leer und houptartickeln der reinen christenlichen Religion von den Dienern der kyrchen Christi in der Eydgnoschaft die da sind zu Zürych, Bern und Schaffhusen, in der Statt Sant Gallen, in der Statt Chur und in den dryen Pündten, ouch zu Müllhusen und Byel, zu welchen sich ouch gethon habend die Diener der kyrchen zu Genff, einhällig ußgangen, yedermann zu bezügen, daß sy in der einigkeit der waaren, uralten, christenlichen kyrchen bestond, unnd keine nüwe jrrige leeren, ouch gar kein gemeinsamme mit einichen Secten oder Kätzeryen habend." Zürich 1566. 4. 135 S. — Die Vorrede an „alle und jede christgläubige Menschen in teutschen und welschen Landen" gibt als Gründe der Bekanntmachung an, das Beispiel anderer Länder und die Absicht Verleumbungen zu widerlegen und die Einstimmigkeit der reformirten Eidgenossen zu beweisen. Verschiedenheiten in Ausdrücken und Gebräuchen haben in der ersten Kirche nie Trennung verursacht, „denn es

9) Nach Sulzers Tode näherten sich die Baseler den übrigen Städten wieder: ihr Name erscheint zuerst in der Ausgabe der helvet. Confession vom J. 1644. 10) Sie ist weit kürzer als die helvet. und besteht aus 40 Artikeln. Im J. 1566 erschien sie ohne Druckort (aber gewiß zu Genf) latinisch unter dem Titel: Gallicarum ecclesiarum confessio Christianissimo regi anno MDLXI exhibita. Winer hat in der komparativen Darstellung der Lehrbegr. der christl. Kirchenparteien, Vorrede S. 16. diese latinische Ausgabe mit der helvetischen Confession verwechselt, und behauptet, diese Conf. Gall. Eccles. sei von den Geistlichen von Zürich, Bern, Schaffhausen u. s. w. unterschrieben worden. Obgleich er sagt, diese Notiz sei aus eigner Ansicht der fraglichen Confession geflossen, so ist sie doch unrichtig. Die Confession der franz. Kirchen hieß niemals Confessio et expositio simplex orthodoxae fidei etc., wie Winer sie betitelt, sondern dieß ist der Titel der helvetischen Confession. Weit entfernt, jene Confessio gallicarum ecclesiarum zu unterschreiben, verwarfen die Zürcher in ihrem Schreiben an Beza beharrlich den Ausdruck „Substanz des Leibes Christi," der in derselben bei der Abendmahlslehre gebraucht wird.

war den gottseligen Alten genug, wenn man in den Hauptartikeln der Lehre einig war. Besserer Belehrung aus dem Worte Gottes sind wir aber immer zu weichen bereit." Hierauf folgt aus dem Codex Justin. das kaiserliche Edikt, wer katholisch, und wer ein Ketzer sei, um zu beweisen, daß die Reformirten nicht zu letztern gehören, und da in dem Edikt das Symbolum des Damasus citirt wird, so ist auch dieses beigefügt. 1. Von der h. Schrift. Das Wort Gottes, welches durch ordentlich berufene Prediger soll verkündigt werden, enthält Alles, was zu dem heilsamen Glauben und einem Gott wohlgefälligen Leben dient. 2. Von der Auslegung der h. Schrift. Die rechte Auslegung ist diejenige, welche aus der Schrift selbst genommen ist; nämlich aus der Art und Eigenschaft der Sprache u. s. w., und daß sie besonders diene zur Beförderung der Ehre Gottes und zum Heil und Besserung der Menschen. In Glaubenssachen erkennen wir keinen andern Richter als Gott, der das durch sein Wort lehret, was wahr sei. 3. Von Gott, seiner Einheit und Dreifaltigkeit. Zuerst ein erhabener und würdiger Begriff von der Gottheit, dann das Dogma von der Trinität. 4. Von den Bildern Gottes, Christi und der Heiligen. Verwerfung aller Bilder in der Kirche. 5. Von dem Anbeten, Verehren und Anrufen Gottes durch den einigen Mittler Jesum Christum. „Wir lehren, daß man Gott allein anbeten, anrufen und verehren soll: solche Ehre theilen wir gar Niemanden mit," wobei noch der bemerkenswerthe Unterschied gemacht wird, daß Christus nur Mittler und Fürbitter ist. Die Seligen im Himmel lieben wir als Brüder. 6. Von Gottes Vorsehung. Sie erhält Alles; aber der Mensch muß auch die Mittel gebrauchen, die ihm Gott gegeben hat. 7) Von Erschaffung aller Dinge, von den Engeln, dem Teufel und dem Menschen. Unter den Geschöpfen sind die Engel die vorzüglichsten; von diesen ist aber ein Theil in Ungehorsam gefallen. Der Mensch ist anfänglich gut erschaffen. Er besteht aus einer unsterblichen Sele, welche vom Leibe abgeschieden weder schlafen noch sterben kann, und einem sterblichen Leibe. 8. Vom Fall des Menschen und der Sünde und was der Sünde Ursache sei. Durch Sünde verstehen wir die angeborne Verschlimmerung, welche von den ersten Ältern ererbt ist, da wir zum Bösen geneigt und aus uns selbst nichts Gutes thun, weßwegen wir von Gott ganz verworfen wären, wenn er uns nicht durch Christus geholfen hätte. Die Erbsünde ist in allen Menschen. Gott ist nicht die Ursache des Bösen; er läßt es nur geschehen und wendet es dem Menschen zu Gutem. 9. Von dem freien Willen, Vermögen oder Kräften des Menschen. Man muß einen dreifachen Zustand des Menschen unterscheiden: a) Vor dem Falle war der Mensch recht und frei; er hätte können im Guten bleiben. b) Nach dem Falle ist dem Menschen nicht gänzlich weggenommen der Verstand; er ist auch nicht beraubt seines freien Willens, daß er gar zu einem Steine oder Stocke würde (bekanntlich Ausdrücke, deren sich Luther und die Verf. der wittenberg'schen Concordia bedienten); aber diese Kräfte sind geschwächt: sein Verstand ist verdunkelt, und seine Wille dient der Sünde, aber nicht gezwungen. Der Mensch thut das Böse nicht gezwungen von Gott oder dem Teufel; er hat in dieser Rücksicht freien Willen. Was aber das Gute und die Tugenden betrifft, so urtheilt der Verstand von göttlichen Dingen nichts Rechtes. Nun leitet aber der Verstand den Willen. Also hat der noch nicht Wiedergeborene beim freien Willen zum Guten, noch Kraft dasselbe zu vollbringen. Aber für irdische äußere Dinge hat der Mensch Verstand, und Gott heißt ihn, denselben üben und zieren (ausbilden). c) In den Wiedergeborenen wird der Verstand erleuchtet durch den heiligen Geist. Dadurch wird der Wille nicht nur verändert, sondern auch mit Kraft zum Guten gerüstet. Im Erwählen des Guten wirken aber die Wiedergeborenen auch selbst; dennoch streitet auch bei ihnen das Fleisch immer wider den Geist. In äußeren Dingen aber haben auch die nicht Wiedergeborenen freien Willen. 10. Von der Vorherbestimmung Gottes und der freien Wahl der Auserwählten. „Gott hat von Ewigkeit vorherbestimmt und auserwählt, aus keinem Ansehen der Menschen, sondern frei und aus lauterer seiner Gnade, die Auserwählten, die er will selig machen in Christo. Diese Erwählung ist nicht ohne einen Mittler geschehen, nämlich in Christo und um Christi willen. Dabei soll man Niemanden freventlich unter die Verworfenen zählen; noch soll Einer aus Ungewißheit, ob er auserwählt sei, sagen: wenn ich auserwählt bin, so wird mich Nichts an der Seligkeit verhindern, ich mag thun, was ich will; bin ich es nicht, so hilft mir weder Glauben noch Buße. (Auf diese Vorstellung führt die strenge Prädestinationslehre, nach welcher der Auserwählte den Gnadenstand nicht wieder verlieren kann). Auch soll man bei Anfechtungen wegen der Erwählung nicht vergessen, daß die Verheißungen Gottes den Gläubigen allgemein sind, und daß der Herr ausdrücklich sagt: „bittet, so werdet ihr empfangen, und ein Jeder, der da bittet, empfängt." 11. Von unserm Herren Jesu Chr., wahrem Gott und Menschen, und dem einzigen Heiland der ganzen Welt. Christus ist von Ewigkeit verordnet zum Heiland der Welt: vom Vater geboren vor aller Ewigkeit, gleichen Wesens, wahrer Gott und wahrer Mensch. Die zwei Naturen sind aber nicht unter einander vermischt, und Christus ist nach seiner menschlichen Natur nicht mehr in dieser Welt, noch an allen Orten: der Leib Christi hat nach seiner Verklärung nicht aufgehört, noch ist er vergottet (deificatum) worden. Dabei aber verneinen wir nicht, daß der Herr der Herrlichkeit für uns gekreuzigt worden; denn wir nehmen die Communicatio idiomatum auch an. (Nach dem luther'schen Begriffe bezeichnet die Comm. idiom. aber das Übergehen der Eigenschaften der göttlichen Natur auf die menschliche.) Von Christi Auferstehung, Himmelfahrt, Wiederkunft zum Gerichte: den Antichrist wird er abthun; dabei verwerfen wir die jüdischen Träume von einer goldenen Zeit (das tausendjährige Reich). Jesus Christus ist der einzige und ewige Heiland des ganzen menschlichen Geschlechtes und der ganzen Welt. Wir

nehmen an, was von der Menschwerdung Christi bestimmt ist in den Symbolen von Nikäa, Konstantinopel, Ephesus und Chalkedon nebst demjenigen des Athanasius. 12. Von dem Gesetze Gottes. Das Gesetz Gottes ist zum Theil in die Herzen der Menschen geschrieben, das Gesetz der Natur, zum Theil in den Tafeln Mosis enthalten. Das Gesetz ist gegeben, damit wir dadurch unsere Sünde und Verdammung erkennen und uns zu Christo bekehren. Es mag kein Mensch dem Gesetze genug thun. Das Gesetz ist dergestalt abgethan, daß es uns nicht mehr verdammt, denn wir sind jetzt unter der Gnade. Es ist aber der Kirche nützlich, wenn es durch das Evangelium erklärt wird; deßwegen soll man dasselbe nicht verwerfen. 13. Von dem Evangelium Jesu Christi, auch von den Verheißungen, und von dem Geiste und Buchstaben. Das Evangelium predigt die Gnade Gottes, aber auch die, welche vor dem Gesetze und unter demselben gelebt, haben evangelische Verheißungen gehabt. Das Evangelium ist eigentlich die heilsame Botschaft, daß Gott das geleistet, was er von Anfange der Welt verheißen hat. Die evangelische Lehre wird von Paulus genannt der Geist: der Buchstabe heißt zwar alle äußeren Dinge, aber hier besonders die Lehre des Gesetzes ohne den Glauben und Geist. 14. Von der Buße oder Besserung und Bekehrung des Menschen. Die rechte Buße ist das Bekehren zu Gott und zu allem Guten und das Abwenden von allem Bösen. Diese Buße ist aber eine bloße Gnade Gottes und nicht unserer Kräfte Werk. Der Büßende soll seine Sünde bereuen und dieselbe Gott beichten entweder für sich oder öffentlich in der Kirche, aber nicht durch heimliche Ohrenbeichte. Wenn wir Jemanden beleidigt haben, so müssen wir mit ihm wieder einig werden; denn dieß bedeuten die Worte, bekenne je Einer dem Andern seine Sünde. Bei Anfechtungen mag man bei einem Geistlichen oder Weltlichen Rath suchen. Die Schlüssel der Kirche gebrauchen die Diener der Kirche, wenn sie das Evangelium predigen, und sie absolviren, wenn sie das Evangelium recht predigen, welches jedem Gläubigen Verzeihung verheißt. Allen Sündern steht der Zugang zu Gott immer offen: nur die Sünde im heil. Geiste wird nicht verziehen. 15. Von der wahren Gerechtmachung der Gläubigen. Gerecht machen heißt die Schuld nachlassen und gerecht und fromm erkennen. Gott allein macht gerecht von Christi wegen. Wir nehmen dabei keine Theilung an, daß die Gerechtmachung zum Theil solle zugeschrieben werden der Gnade Gottes oder Christo, zum Theil uns, unserer Liebe und unseren Werken. Fromm und gerecht werden wir durch den Glauben in Christum: darunter verstehen wir aber nicht einen falschen, geheuchelten Glauben, der müßig und todt ist, sondern einen lebenden, der sich in den Werken zeigt. 16. Von dem Glauben und guten Werken und ihrer Belohnung, auch von dem Verdienste des Menschen. Der Glaube ist ein festes Vertrösten und Verlassen, ein sicheres Ergreifen und Annehmen göttlicher Wahrheit. Dieser Glaube ist eine bloße Gnade Gottes. Derselbe hat sein Wachsthum: er wirket in uns allerlei Früchte und gute Werke. Der Mensch ist nicht dazu erschaffen, daß er Nichts thue, sondern daß er ohne Aufhören wirke, was nützlich und gut ist. Die Werke erwachsen nothwendig aus dem Glauben: sie gefallen Gott und er gibt dafür reichen Lohn; aber wir schreiben diese Belohnung nicht unserm Verdienste, sondern Gottes Gütigkeit zu; er krönt in uns nicht unsere Verdienste, sondern seine Gaben. 17. Von der katholischen, d. i. allgemeinen, heiligen Kirche Gottes und dem einzigen Haupt der Kirche. Von Anfang der Welt ist eine Kirche gewesen und wird eine Kirche bleiben; nämlich die Gemeinsame aller Gläubigen. Wir nennen sie katholisch, d. h. allgemein, weil sie sich über alle Theile der Welt und alle Zeiten erstreckt. Sie hat immer viele besondere Kirchen gehabt. Die Kirche irret nur, wenn sie den, der allein die Wahrheit ist, verläßt. Sie hat kein anderes Haupt als Christus, der in seiner Kirche gegenwärtig ist, und keines Statthalters bedarf. Wir wissen, daß Gott in der Welt etliche gute Freunde gehabt hat, die doch nicht in der Gemeinde Israels waren. Nicht Alle, die sich äußerlich zu der Kirche halten, gehören auch zu derselben: aber man soll nicht zu früh richten und verdammen und von der Kirche absondern. Die Einigkeit der Kirche besteht nicht in äußern Gebräuchen, sondern in der Einigkeit und Wahrheit des allgemeinen christlichen Glaubens, wie er in der h. Schrift enthalten ist, deren kurzer Auszug die 12 Artikel des christlichen Glaubens sind. 18. Von den Dienern der Kirchen, von wem sie eingesetzt, und was ihre Verrichtungen seien. Die Unterrichtung und Bekehrung des Menschen ist also zuzuschreiben der geheimen Kraft des h. Geistes, daß wir damit den Dienst der Kirche vernichten. Hinwieder soll man diesen Dienst auch nicht zu hoch anschlagen. Gott lehrt uns äußerlich durch seine Diener; innerlich bewegt er seiner Auserwählten Herzen zum Glauben durch den h. Geist. Christus hat keine Priester oder Opferer, sondern nur Diener eingesetzt. Die Gewalt der Diener besteht in nichts Anderem, als daß sie aus Pflicht ihres Amtes thun, was ihnen der Herr befohlen hat. Allen ist gleiche Gewalt gegeben und die Reformirten sind zu der ersten Ordnung der Kirche zurück gekehrt. Die Pflichten der Kirchendiener sind theils die Lehre, theils die Verrichtung der Sakramente: auch sollen sie, da die Alten vor Zeiten den Bann gebraucht haben, sich solcher Züchtigung befleißen, die nach den Umständen zur Besserung dient, aber ohne Tyrannei und Entzweiung. Bewerbungen um Kirchendienste sind verwerflich. Die Diener sind des Lohnes werth und sündigen nicht durch Annahme desselben. 19. Von den heil. Sakramenten der Kirche Christi. Die Sakramente sind heilige Gebräuche, mit welchen Gott seine höchsten Gutthaten im Gedächtnisse erhält, seine Verheißungen besiegelt und die Dinge, welche er uns innerlich gibt, äußerlich anbildet; dazu auch den Glauben durch innerliche Wirkung des h. Geistes stärkt. Gottes Wort ist gleichsam der Brief (die Urkunde), die Sakr. die Siegel an demselben. — Das Zeichen wird von dem Diener, das Verzeichnete von dem Herren selbst gegeben.

Das Wesen der Sakr. ist Christus selbst. Durch das Wort Gottes werden die Sakr. geweihet: weihen oder heiligen heißt nämlich, ein Ding Gott und heiligen Gebräuchen eignen oder widmen, d. h. Etwas vom gemeinen Gebrauche absondern. Im Tauf ist das Zeichen Wasser, das Verzeichnete ist die Wiedergeburt oder Abwaschung der Sünden. Im Abendmahl ist das Verzeichnete der Leib und das Blut Christi oder die Gemeinschaft des Leibes Christi. Diese Zeichen erhalten dann im Gebrauche den Namen der verzeichneten Dinge, nicht daß sie aufhören zu seyn, was sie von Natur sind, sondern weil sie heiliger Dinge geistliche Zeichen sind, und weil die Zeichen und das Verzeichnete sakramentalisch mit einander vereinigt werden, d. h. durch die geistliche Bedeutung und den Willen dessen, der die Sakr. eingesetzt hat. Die Sakr. bedeuten nicht nur heilige Dinge, sondern durch sie bietet Gott auch denen, welche die Sakr. empfangen, heilige Dinge an, die aber die Ungläubigen durch ihre Schuld nicht empfangen. 20. Von der h. Taufe. Getauft werden, heißt aufgenommen werden in das Bündniß und in das Erbe der Kinder Gottes, welche von Sünden gereinigt und begabt werden, mit mancherlei Gaben zu einem neuen und unschuldigen Leben. Dieses wird durch die Taufe bezeichnet und besiegelt. Denn innerlich werden wir wiedergeboren und gereinigt durch den h. Geist: äußerlich aber empfangen wir die Besiegelung der größten Gaben im Wasser, durch welches auch die größten Gaben vorgebildet werden. Durch die Taufe werden wir auch abgesondert von aller fremden Religionen und Völkern, und wir verpflichten uns wider die Welt zu streiten. — Das Beschwören der Kinder, Lichter, Salz u. s. w. halten wir nicht für nothwendig. Weiber und Hebammen sollen nicht taufen. 21. Vom h. Nachtmahl. Der Zweck des Nachtmahls ist das Gedächtniß der größten Wohlthat Gottes. Wenn Christi Leib und Blut durch den Glauben geistig angenommen werden, so nähren sie uns zum ewigen Leben. Auch besiegelt das Nachtmahl, daß der Leib des Herren wahrlich für uns sei hingegeben worden, damit unser Glaube nicht wanke. Durch den Kirchendiener wird dasjenige äußerlich angebildet, was innerlich durch den h. Geist unsichtbar der Sele gegeben wird. Wir glauben nicht, daß man den Leib Christi mit dem Munde des Leibes oder wesentlich esse. Das geistige Essen besteht aber nicht darin, daß der Leib in Geist verwandelt werde, sondern darin, daß der Leib und das Blut des Herren in ihrem Wesen und Eigenschaft bleiben, uns aber geistig mitgetheilt werden, d. h. nicht auf leibliche Weise, sondern auf geistige, durch den h. Geist, welcher uns das zueignet, was uns durch Christi Tod erworben ist, und verschafft, daß wir Christus mit wahrem Glauben annehmen, damit er unsere geistige Speise und Leben werde. Wir verstehen also darunter nicht eine eingebildete Speise, die nichts Anderes sei als ein leerer Gedanke, sondern den für uns hingegebenen Leib Christi, welcher von den Gläubigen geistig durch den Glauben genossen wird. Dieses Essen ist zur Seligkeit nothwendig. Es geschieht dasselbe aber auch außer dem Nachtmahl so oft und an allen Orten, wo der Mensch in Christum glaubt. Daraus folgt aber nicht, daß der Gläubige im Sakr. Nichts empfange: er beharret in der Gemeinschaft des Leibes Christi und dadurch wächst sein Glaube. Wer ohne Glauben zum Tisch des Herren kommt, der wird des Zeichens allein theilhaft, aber nicht des Bezeichneten. — Christus ist uns durch seine lebendmachende Kraft gegenwärtig, so wie die Sonne im Himmel und dennoch bei uns kräftig gegenwärtig ist. 22. Von den h. Versammlungen oder dem Kirchgang. Nothwendigkeit und Nutzen des öffentlichen Gottesdienstes. Die Orte dazu sollen anständig seyn, aber die wahre Zierde besteht nicht in Gold u. s. w., sondern in den Tugenden derer, die in der Kirche sind. 23. Von dem Gebet der Kirchen, dem Gesang und den sieben Zeiten. Alles öffentliche Gebet soll nur in der Landessprache verrichtet werden. Man soll nicht glauben, daß man nirgends als in der Kirche beten könne. Im Kirchengebet soll man Maß halten, daß es nicht zu lang und mühselig (molestae) sei. Kirchen, die keinen Gesang haben, sollen nicht getadelt werden. Die sieben Zeiten der Papisten enthalten viel Ungereimtes. 24. Von den Feiertagen, dem Fasten und dem Unterscheid der Speisen. Für den Gottesdienst müssen bestimmte Zeiten ausgesetzt seyn. Aber wir glauben nicht, daß ein Tag heiliger sei als der andere, noch daß das Müßiggehen an sich selbst Gott gefalle. Wir billigen, daß die Kirchen außer dem Sonntage auch das Wiedergedächtniß der Geburt, Beschneidung, Leidens, Auferstehung und Himmelfahrt Christi und der Sendung des h. Geistes feiern. — Das Fasten ist nichts Anderes als die Mäßigkeit gottseliger Menschen und eine Züchtigung und Verwahrung unseres Fleisches. Diejenigen fasten aber nicht, die sich gewisser Speisen enthalten, sich aber täglich Einmal mit Speise anfüllen. — Alles Fasten soll entstehen aus freiem Willen, und soll für kein Verdienst gehalten werden. Was den Unterscheid der Speisen betrifft, so soll dem Fleisch entzogen werden, wodurch es gereizt wird. 25. Von der Kinder Bericht (Unterricht) und dem Trösten oder Heimsuchen der Kranken. 26. Von dem Begräbniß der Gläubigen und wie man die Abgestorbenen versorgen soll; von dem Fegfeuer und dem Erscheinen der Geister. Verwerfung des Opferns für die Verstorbenen und des Fegfeuers. Wenn erzählt wird, daß zuweilen Selen der Abgestorbenen den Lebenden erscheinen, und Dienste von ihnen begehren, durch welche sie aus der Pein erlöset werden, so rechnen wir solche Erscheinungen unter die Künste des bösen Feindes. 27. Von den Gebräuchen und Cärimonien und Mitteldingen. Je mehr sich die Cärimonien vermehren, desto mehr vermindert sich die christliche Freiheit und das Vertrauen auf Christum. Um ungleicher Gebräuche willen sollen die Kirchen nicht als zweiträchtig angesehen werden, denn sie sind Mitteldinge. Messe und Bilder aber gehören nicht zu den Mitteldingen. 28. Von den Kirchengütern. Verwendung derselben für Kirchen, Schulen und Arme. 29. Von der Reinigkeit der Ehe und Haushaltung. Diejenigen, wel-

che vom Himmel die Gabe der Reinigkeit haben, also daß sie von Herzen rein sind, sollen Gott in diesem Berufe dienen, aber sich nicht über Andere erheben. Diese sind geschickter, göttliche Dinge zu besorgen als die, welche durch ihre Hausgeschäfte zerstreut werden. Wenn ihnen aber diese Gabe wieder entzogen wird, so sollen sie des Spruches gedenken, es ist besser heirathen als gebrannt werden: denn die Ehe ist von Gott eingesetzt. — Ungezweifelt ist, daß die Werke, die von den Ältern aus Pflicht der Ehe und der Haushaltung in wahrem Glauben geschehen, vor Gott heilige und wahrhaft gute Werke sind, und Gott nicht weniger gefallen als das Beten, Fasten und Almosen Geben. 30. Von der Obrigkeit. Die Obrigkeit ist von Gott selbst eingesetzt. Sie soll sich besonders der Religion annehmen: darum soll sie nicht gestatten, daß dem Wort Gottes zuwider gelehrt werde. Wenn es die Noth erfordert, mag sie auch Krieg führen. Die Unterthanen sollen der Obrigkeit in allen gerechten und billigen Geboten gehorsam seyn, auch wenn sie zum Krieg aufbietet, ihr Leben freudig für das Vaterland und die Obrigkeit wagen.

Dem klaren und bestimmten Inhalt dieser Confession entspricht auch der einfache und ungekünstelte Stil, indem mit Vermeidung scholastischer Terminologie vorzüglich biblische Ausdrücke gewählt sind. Überall aber leuchtet Bullinger's Bestreben hervor, neben den dogmatischen Bestimmungen den wahren Geist des Christenthums, sittlich-religiöse Thätigkeit, möglichst fest zu halten. (Man vergl. in dieser Rücksicht §§. 2. 6. 9. 10. 15. 16. 24. und besonders §. 29., wo ausdrücklich gelehrt wird, daß die Erfüllung der häuslichen Pflichten Gott nicht weniger gefalle, als Fasten, Beten und Almosen Geben.) Es ist dieß um so merkwürdiger, da zu jener Zeit durch die beständigen Streitigkeiten, der bloß dogmatische Geist in der Religionslehre zwar vorzüglich in Teutschland, aber doch auch in der Schweiz schon sehr überhand genommen hatte. Die Fortschritte dieses Geistes lassen sich in den bisher angeführten Bekenntnißschriften deutlich erkennen, da die frühern, welche in die Zeit fallen, wo die schweizerischen Kirchen zuerst aus der römischen heraus traten, noch so Vieles unbestimmt lassen, was mit den Grundlehren nicht in offenbarem Widerspruche zu stehen schien. Indem sich dann aber der Lehrbegriff unter unaufhörlichen Streitigkeiten, leider nicht bloß mit der römischen Kirche, bestimmter ausbildete, mußten allerlei für das Leben ganz unfruchtbare Dogmen immer größere Wichtigkeit erhalten, und in den Confessionen, welche eigentlich nur Rechtfertigungen waren, mit mehr Ausführlichkeit behandelt werden. Dieser Richtung mußte dann auch Bullinger in der helvetischen Confession zum Theil folgen, indem besonders durch die luther'sche Ubiquitätslehre die spitzfindigen Fragen von der Person und Menschwerdung Christi, von der Vereinigung beider Naturen, der Communicatio idiomatum u. s. w., in den unseligen Nachtmahlsstreit verwickelt wurden. Dieß hatte zwar keine nachtheiligen Folgen, so lange man die Confessionen nicht als bindende Glaubensregeln betrachtete: allein für die Folgezeit wurde dadurch die Richtung, welche der religiöse Geist, wie in den frühern Jahrhunderten der christlichen Kirche, fast ausschließend auf's Theoretische erhielt, sehr befördert und der Grund zu Verwechselung der Religion mit dürrer Dogmatik gelegt. Der praktische Gesichtspunkt wurde endlich ganz aus dem Auge verloren, da sich schon nach der Mitte des 16ten, besonders aber im 17ten Jahrhundert immer spitzfindigere Spekulationen und Streitigkeiten im Innern der evangelisch-reformirten Kirche entwickelten, und die Beschlüsse der Dordrechter Synode und endlich gar die helvetische Formula Consensus mit wahrhaft papistischer Anmaßung, Entscheidungen als unerläßliche Bedingungen der Seligkeit aufstellten, die der christlichen Religionslehre ewig fremd hätten bleiben sollen.

Die helvetische Confession hat unstreitig den schweizerischen Kirchen unter sich und mit auswärtigen Reformirten eine festere Verbindung verschafft. So lange sie als das, wofür die Schweizer Theologen sie gaben, als eine Rechenschaft von ihrer Lehre betrachtet und nicht zu einer bindenden Glaubensregel gemacht wurde, kurz, so lange der Geist der Mäßigung und der Duldsamkeit, welchen die Confession selbst athmet, auch in der Kirche blieb, hat sie den Frieden und die Eintracht befördert. Denn da sie, obgleich vorzüglich durch den Sakramentsstreit veranlaßt, doch nicht das Resultat dieses Streites selbst, und noch viel weniger ein erzwungener Friedensschluß im Innern der reformirten Kirche war, wie die berg'sche Concordienformel in der luther'schen, so entstand auch nirgends bei den Reformirten Widerspruch dagegen. Keinerlei Anmaßung der Unfehlbarkeit reizte den denkenden Christen, seine vielleicht in Einzelnem abweichenden Ansichten der Confession entgegen zu stellen, und über Punkte Streitigkeiten zu erregen, welche über die Fassungskraft des Menschen gehen, aber auch für seine religiöse Bildung gleichgültig sind.

III. **Eigenthümlichkeiten des Lehrbegriffs der reformirten Kirchen der Schweiz, in so weit er durch die helvetische Confession festgesetzt wurde und von dem calvin'schen und luther'schen abweicht.** Der ursprüngliche Geist der reformirten, insbesondere der schweizerischen Kirche, gestattete mehr wahrhaft protestantische Gewissensfreiheit als die luther'sche; wozu neben Zwingli's und Ökolampads Individualität mit beitrug, daß diese Kirche nie ein allgemeines Haupt anerkannte, so allgemein verehrt auch Zwingli mit Recht war. Daher dann die immer wiederholte Erklärung, daß man bereit sei, seine Ansichten besserer, jedoch einzig aus h. Schrift geschöpfter Belehrung aufzuopfern [11]). Erst gegen Ende des 16ten Jahr-

11) Auf merkwürdige Weise spricht besonders der erste Artikel des christlichen Bürgerrechtes zwischen Zürich und Constanz, vom 25. December 1527, den echt protestantischen Geist aus, der keine Nothwendigkeit der Übereinstimmung in allen einzelnen Vorstellungen anerkennt. „Als (da) der Glaub und Seligkeit der Selen zu Niemandts Gezwang oder Vermögen besteht, besonder ein freye, unverdiente Gnad und Gaab von Gott ist, sollend deßhalb Wir beyd Parteyen, nämlich jede in ihrer Oberkeit, in Sachen des Gloubens und Selen Seligkeit handlen und sich halten, daß sie

hunderts trat dann die aus dem Papismus übrig gebliebene Meinung wieder hervor, daß das Wesen der Kirche in einem scharf bestimmten Lehrbegriffe bestehe. Indessen zeigt schon das Beispiel der ersten Reformatoren, wie leicht man, ohne es zu ahnen, sich von der einzigen Erkenntnißquelle der christlichen Religion, von der h. Schrift entfernen, und die trüben Abflüsse anderer Quellen, die Symbole der alten Concilien, die Aussprüche der Kirchenväter u. s. w. ungereinigt jener ersteren beimischen kann. Darum mußte Manches in den protestantischen Lehrbegriff übergehen, was als gegeben ohne schärfere Prüfung beibehalten wurde, und die folgenden Zeiten, weit entfernt die von den Reformatoren begonnene Richtung fort zu setzen, erhielten vielmehr eine rückgängige Bewegung zum Auctoritätsglauben und Gewissenszwang.

Soll nun der Lehrbegriff der helvetischen Reformirten rein aufgefaßt und der gewöhnliche Irrthum, der sie unter dem Namen der Calvinisten begreift, vermieden werden, so darf einzig die helvetische Confession als Quelle benutzt werden, indem die Formula Consensus vom J. 1675 bald wieder theils förmlich, theils stillschweigend abgeschafft wurde. Neben einigen kleinern Eigenthümlichkeiten erscheinen nun besonders die Lehren von der Erwählung und von den Sakramenten, insbesondere vom Abendmahl, als unterscheidende Artikel. — 1. Die Lehre von der Gnadenwahl. Schon Zwingli und Ökolampadius hatten eine willkürliche Erwählung des Menschen zur Seligkeit, welche durch den ewigen Rathschluß Gottes ohne einiges menschliches Verdienst getroffen worden, angenommen, und sich gleich Luthern dem strengen augustin'schen Lehrbegriffe in Rücksicht des menschlichen Willens genähert. Darauf führte sie die buchstäbliche Erklärung einzelner Bibelstellen und der Kampf gegen den katholischen Begriff von der Verdienstlichkeit der Verrichtung gewisser Handlungen, ohne Rücksicht auf die Gesinnung (opus operatum). Ihr Beispiel zeigt, daß auch der hellste Denker, sobald er über die dem menschlichen Erkenntnißvermögen gesetzten Schranken hinaus geht, um die ewigen Räthsel des Verhältnisses der Menschen zur Gottheit zu lösen, in Gefahr geräth, durch die Aufstellung und Rechtfertigung eines eingebildeten göttlichen Rathschlusses die Gottheit auf menschliche Weise wirken zu lassen. Doch findet sich bei ihnen noch keines Wegs die Grauen erregende Strenge, womit Calvin dieses Decretum horribile (wie er es selbst nennt) aufstellte, und noch weit weniger die fürchterlichen Consequenzen, welche das siebzehnte Jahrhundert daraus zog. Vielmehr lehrte Zwingli, daß Gott auch unter den Heiden seine Auserwählten habe. (S. oben und Zwingli's Schriften im Auszuge I, 196.) Als Kirchenlehre wurde das Dogma nicht aufgestellt, denn weder die erste helvetische Confession von 1536, noch die zürcher'sche von 1545 hat eine Spur davon. Für und gegen dasselbe wurde indessen schon frühe gekämpft und Bullinger erklärte 1536 in einer öffentlichen Rede (De moderatione servanda in negotio Providentiae, Praedestinationis, Gratiae et liberi arbitrii, s. *Hotting.* Hist. Eccles. Tom. VIII. p. 763.) utrimque peccatur ab extremitatibus. Während aber Calvin seine Prädestinationslehre (daß Gott von Ewigkeit die einen Menschen zur Seligkeit, die andern zum Verderben bestimmt habe, und zwar ohne Rücksicht auf ihr Verhalten, aus bloßer Willkür, und nicht, weil er vorher gesehen, welche glauben werden und welche nicht); denn auch dieses habe er durch seinen willkürlichen Rathschluß angeordnet; daher werde auch die göttliche Gnade nur den Auserwählten angetragen) besonders auch in der Schweiz zu verbreiten suchte, und Bucer die gefährliche Consequenz aufstellte, daß die Erwählten die göttliche Gnade niemals mehr verlieren können, lehrte Zwingli's Nachfolger auf dem theologischen Lehrstuhl zu Zürich, Bibliander, als entschiedener Gegner der Gnadenwahl. Schon 1535 machte ihm deßwegen Myconius, auf welchen Bucer bedeutenden Einfluß hatte, den Vorwurf, er sei ganz zum Erasmianer geworden; allein zu Zürich war des gelehrten Bibliander Ansehen entscheidend, und auch Bullinger lehrte, im Gegensatz von Calvin's Particularismus, allgemeine Gnade Gottes[12]). Nicht ganz mit Unrecht beriefen sich daher später die Arminianer auf ihn, wenigstens konnten sie es mit eben so viel Recht thun, als ihre Gegner. Denn so viele Mühe sich die Zürcher Theologen im 17. Jahrh. gaben[13]), Bullinger, wenigstens in seinen späteren Jahren als Partikularisten und strengen Prädestinatianer darzustellen, so sind ihre Beweise doch nicht überzeugend, und seine Abneigung gegen Streitigkeiten erklärt die Nachgiebigkeit, die er in einzelnen Fällen zeigte[14]). Von ähnlichem Geiste war

getruwe (sich getraue) gegen Gott und mit heiliger Geschrift zu verantworten. Wider welches auch kein Theil den andern betrüben noch anfechten soll u. s. w." Diese wiederholt und klar ausgesprochenen Grundsätze sind es, worin, nicht muthwilliges Wegwerfen, aber freies Prüfen und furchtlose, doch mit Berücksichtigung der Umstände gepaarte Darlegung der gewonnenen Überzeugung auch heut' zu Tage noch ihre Rechtfertigung findet.

12) Entscheidend ist in dieser Rücksicht folg. Stelle (Decad. IV. Serm. I.). „Man soll sich keines Wegs einbilden, daß im Himmel zwei Bücher seien, in deren einem die, welche zur Seligkeit bestimmt sind, und zwar durch eine unwiderstehliche Nothwendigkeit, gesetzt auch, daß sie dem Worte Christi widerstehen, im andern diejenigen verzeichnet seien, welche zur Verdammung bestimmt sind, welche nicht anders können, als verdammt werden, so religiös sie auch leben. Wir sollen uns vielmehr daran halten, daß das heil. Evangelium Christi allgemein der ganzen Welt (generaliter universo mundo) die Gnade Gottes, die Verzeihung der Sünden und das ewige Leben verkündigt." 13) Der Zürchersche Antistes Breitinger auf der Dordrechter Synode; ferner J. Heinr. Hottinger in der Histor. eccles. Tom. VIII. und Joh. Jakob Hottinger in der vertheidigten Formula Consensus. 14) Bullinger, der feste und unerschrockene Kämpfer für Wahrheit und Recht, erscheint überall, wo es sich nur um theologische Streitigkeiten handelte, durch seine Duldung und Mäßigung wahrhaft ehrwürdig. Indem er Religion und Theologie wohl unterschied, war ihm das thätige Christenthum immer die Hauptsache. Wie sein großer Vorgänger Zwingli zu Marburg mit Thränen Luther die Hand zum brüderlichen Bunde darbot, den die Verschiedenheit in der Abendmahlslehre nicht hindern sollte, so sah auch Bullinger in abweichenden theologischen Ansichten keinen Grund der Entfernung. Friede und Eintracht unter den

auch der Vorsteher der Berner Geistlichkeit, Johannes Haller, beseelt; er und Bullinger suchten sorgfältig zu verhüten, daß Calvin und Bibliander nicht öffentlich gegen einander auftraten; sie drangen immer nur darauf, daß der Mensch ohne eigenes Verdienst allein durch Gottes Gnade selig werde, erklärten sich aber nicht bestimmt über die Consequenzen, die man daraus zog. 1549 gelang es zwar Calvin, seine Prädestinationslehre in die oben angeführte Consensio mutua einzuflechten. Doch nur zum Theil und durch die Worte gemildert: „Christus wird mit seinen Geschenken zwar Allen anerboten, aber nicht Alle sind derselben empfänglich," welche eher auf den Universalismus führen: aber einzig zu Genf konnte er während der Bewegungen, welche Hieronymus Bolsec 1551 veranlaßte, (s. *Jo. Henr. Hotting.* Hist. Eccl. VIII, 731. und Joh. Jak. Hottinger's Kirchengesch. III, 795.) die förmliche Annahme und Unterschreibung dieses Dogma bewirken. (De aeterna Dei praedestinatione, qua in salutem alios ex hominibus elegit, alios suo exitio reliquit, item de providentia, qua res humanas gubernat, consensus pastorum Genevensis ecclesiae, a *Jo. Calvino* expositus. Genevae 1552. 8.) Als er hingegen die Verhandlungen mit Bolsec den Theologen zu Zürich, Bern und Basel mittheilte, fielen die Antworten keines Wegs nach seinem Wunsche aus; indem zwar Bolsec's Meinungen nicht gebilligt, aber auch die Annahme und Unterschreibung jenes Consensus Gevenensis verweigert wurde. (S. *Hotting.* Hist. Eccles. VIII, 725. 729. 755 sqq. und *Jo. Alph. Turretini* Nubes testium. p. 102 sqq.) Die Berner Regierung erklärte sogar 1554 und 1555 in drei verschiedenen Beschlüssen die Lehre von der Prädestination für allzu hoch und subtil; für eine Quelle von Trennungen und Irrthümern, und befahl ihren Geistlichen, in Predigten und Schriften mit Bescheidenheit davon zu reden, sich des Disputirens über die unerforschlichen Geheimnisse Gottes, so wie des Tadelns, Schimpfens und Verdammens zu enthalten. (Vgl. auch Museum Helvet. Partic. V. p. 107)[15]). Die bisherige Eintracht wurde indessen zu Zürich gestört, da Peter Martyr als Professor der Theologie im J. 1556 daselbst auftrat. Schon früher mit Calvin verbunden, wirkte er gleich diesem auf scharfe Bestimmung aller einzelnen Punkte des Lehrbegriffes, auf allmälige Unterdrückung abweichender Ansichten und des bisherigen freieren Sinnes, und auf immer mehr dogmatische Richtung der Religionslehre. Zwischen ihm und Bibliander, der sich unverhohlen und bitter über diese Wendung der Dinge beschwerte, und nach der Reizbarkeit seines Charakters die von Martyr vertheidigte Prädestination mit Heftigkeit bekämpfte, entstanden Streitigkeiten, welche zur Folge hatten, daß der verdiente, aber seiner selbst vor Unwillen nicht mehr mächtige Bibliander im Febr. 1560 in Ruhestand versetzt wurde. Auch Bullinger wurde, wie es scheint, einiger Maßen durch Martyr eingeschüchtert. Nach seiner natürlichen Nachgiebigkeit unterschrieb er die von Martyr aufgesetzte Vertheidigung der Thesen des Zanchius, worin die strenge Prädestination gelehrt wird (s. *Hotting.* Hist. Eccl. VIII, 841 sq.); allein sein vorzüglichster Beweggrund war wohl, daß Zanchius sich zur schweizerischen Abendmahlslehre neigte und eigentlich deßwegen von Marbach verfolgt wurde. (S. *ibid.* p. 968.) Indessen starb Martyr schon 1562. Er hatte also an der helvetischen Confession keinen Antheil, die daher auch in einigen Artikeln von seinen Ansichten abweicht. So sehr nämlich der zehnte Artikel im Anfange die strenge Prädestination zu begünstigen scheint, so wird doch durch die letzten Worte, „man soll nicht vergessen, daß die Verheißungen Gottes den Gläubigen allgemein sind," diese abstruse Frage in gehörige Schranken zurück gewiesen. Denn es war gewiß dem Sinne des Verfassers ganz zuwider, daß man nachher diese Worte so deutete, die Verheißungen seien allgemein, nämlich für die Auserwählten, und darin dann sogar den verderblichen, zum calvin'schen Partikularismus gehörigen Satz finden wollte, daß die Auserwählten weder der göttlichen Gnade widerstehen, noch den Gnadenstand jemals mehr verlieren können. Weit ungezwungener läßt sich darin der Universalismus, oder die Lehre von der Allgemeinheit der göttlichen Gnade finden, die aber nur denen, die sie annehmen, oder den Gläubigen wirklich zu Theil wird; denn es heißt in der Confession nicht, die Verheißungen seien den Auserwählten, sondern den „Gläubigen" allgemein. Deßwegen heißt es auch (§. 10.): „Christus ist der Heiland des ganzen menschlichen Geschlechtes und der ganzen Welt;" und (§. 14.): „allen Sündern steht der Zugang zu Gott immer offen." Eben so ist dasjenige, was (§. 9.) von dem freien Willen und den zwar geschwächten, aber keines Wegs vernichteten Kräften des Menschen gelehrt wird, und was, wegen des genauen Zusammenhanges dieses Gegenstandes mit der Prädestinationslehre nicht darf übersehen werden, weder augustinisch noch calvinisch[16]). Mit Recht haben daher Luthe-

Geistlichen auch bei Verschiedenheit in einzelnen Punkten, erkannte er als Bedingung ihrer wohlthätigen Wirksamkeit, und mißbilligte deßwegen auch die Verhandlung solcher Streitigkeiten und überhaupt schwieriger Fragen auf der Kanzel. Als Haupt der Geistlichkeit erhielt er sich vermittelnd und besänftigend über den Parteien, und vermied es möglichst, sich in auswärtige Streitigkeiten zu mischen. (*Hotting.* Hist. Eccles. Tom. VIII. p. 863). Wenn daher auch in spätern Jahren sein Benehmen während der unseligen Prädestinationshändel schwankend erscheinen sollte, so wird der billige Beurtheiler seine Friedensliebe und seine schwierige Stellung zwischen leidenschaftlichen Theologen nicht übersehen. 15) Es ist daher unrichtig, was Planck (Gesch. d. protest. Lehrbegr. VI, 805.) und Winer (Darstellung des Lehrbegr. der christl. Kirchenpart.) sagen, daß der Consensus Genevensis von den schweiz. Theologen im J. 1554 sei angenommen worden. Aus Vergleichung der von beiden Gelehrten citirten Stellen ergibt sich, daß sie diesen Consensus mit der oben angeführten Consensio mutua vom J. 1549 verwechselt haben.

16) Selbst als nach Bullinger's Tode der Partikularismus zu Zürich immer mehr die Oberhand gewann, unterschied man anfänglich doch noch Theologie und Religion. Denn die Zürcher sagen in ihrer Instruktion für den wegen der Huber'schen Streitigkeiten zu Bern über die Gnadenwahl dorthin gesandten Theologen Stucki (1587): Sie haben zwar die Prädestination immer gelehrt, wie Calvin. „Doch wir uns allezeit der Bescheidenheit beflissen, nicht rauch und grob von solchen hohen Mysteriis

raner und Arminianer den helvetischen Theologen im 17. Jahrh. vorgeworfen, daß sie durch die Härte, womit sie jede Abweichung von dem strengen Partikularismus und allen seinen verderblichen Consequenzen verwehren, mit der helvetischen Confession selbst in Widerspruch kommen. Auch bewiesen ihnen eben diese Gegner, daß in den Worten (§. 10.) „die Auserwählung sei um Christi willen geschehen," der Begriff liege, Christus sei eine verdienstliche Ursache der Gnadenwahl, welchen jene Theologen zu Rettung ihres Partikularismus verwarfen. — Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die strenge calvin'sche Prädestinationslehre nach dem wahren Sinne der helvetischen Confession keines Wegs als wirkliche Kirchenlehre darf angesehen werden, und daß die schweizerischen Reformatoren, wenn sie derselben nicht wollen Gewalt anthun, in diesem Punkte, wo nicht eine wichtige Verschiedenheit von dem calvin'schen Lehrbegriffe und mehrere Übereinstimmung mit dem spätern luther'schen, doch wenigstens das anerkennen müssen, daß ihre Confession dem Einzelnen die nöthige Freiheit läßt, und die dunkle Frage keines Wegs zu entscheiden sich anmaßt.

2) Die Abendmahlslehre. Über den ursprünglichen Begriff vom Abendmahl, wie Zwingli und Ökolampadius denselben aufstellten, und wie er noch in der Confession vom J. 1545 so sorgfältig fest gehalten ist, wurde oben das Nöthige bemerkt, und seine Verschiedenheit vom calvin'schen Lehrbegriffe gezeigt. Es fragt sich also hier einzig, ob die zweite helvet. Confession, diesen oder jenen Begriff lehrt. Betrachtet man nun unbefangen die drei Abschnitte von den Sakramenten, der Taufe und dem Abendmahl (§§. 19. 20. und 21.), so wird man allerdings nicht überall die freie, offene Sprache der Confession von 1545, sondern vielmehr auf den ersten Blick hier und dort den calvin'schen Lehrbegriff zu erkennen glauben: dennoch ist es unverkennbar, daß der Verfasser der Confession diesen Begriff nicht genau so, wie er von Calvin bestimmt war, anerkennen wollte. Die Erklärung der Begriffe „Sakrament, weihen oder heiligen, sakramentalisch vereinigen," und die bestimmte Hinweisung auf die metonymische Bedeutung der Einsetzungsworte durch die Worte, „die Zeichen erhalten im Gebrauche den Namen der bezeichneten Dinge," sind in dieser Rücksicht wichtig. Zweideutiger scheinen die Worte: „daß Gott durch die Sakramente denen, welche sie empfangen, heilige Dinge anbiete;" allein der Zusammenhang beweiset, daß sie nicht so zu verstehen sind, als ob diese heiligen Dinge vermittels des Genusses der Sakramente empfangen werden, sondern daß durch den Genuß der Zeichen den Gläubigen die göttlichen Verheißungen erneuert werden, indem die Sakramente als Siegel der göttlichen Verheißungen von Christus eingesetzt sind, und wie die Siegel an einer Urkunde die Wahrheit derselben bezeugen. Auf diese Weise ist die Besiegelung durch die Taufe und das Abendmahl zu verstehen, denn im 21sten §. heißt es ausdrücklich, das Nachtmahl besiegele, daß der Leib des Herren für uns sei hingegeben worden, damit unser Glaube nicht wanke. Damit stimmt dann ganz überein, wie der Zweck des Nachtmahls bestimmt wird, so wie die Worte, daß durch den Kirchendiener dasjenige angebildet wird, was durch den h. Geist innerlich gegeben wird, daß wir nämlich Christus mit wahrem Glauben annehmen, damit er unsere geistige Speise werde. Den unverwerflichsten Kommentar gibt unstreitig das Bekenntniß vom J. 1545, wo es heißt, daß der wahre Zweck des Abendmahls kein anderer sei, als das Gedächtniß des Todes Christi für unsere Sünden, und daß derjenige das Fleisch Christi wahrlich gegessen habe, „der in Christum wahren Gott und Menschen, für uns gekreuzigt glaubt, denn Glauben ist Essen, und Essen ist Glauben." Aber ganz entscheidend gegen den calvin'schen Begriff ist unstreitig die Lehre der helvetischen Confession, daß das gleiche geistige Essen auch außer dem Nachtmahl Statt finde. (Fit autem hic esus et potus spiritualis etiam *extra* Domini coenam, et *quoties* aut *ubicumque* homo in Christum crediderit.) Dieß läßt sich unmöglich mit der calvin'schen Abendmahlslehre vereinigen, in welcher eine übernatürliche Einwirkung auf die Gläubigen durch den Genuß des Abendmahls selbst, enthalten ist. Zwar sind auch nach dem calvin'schen Begriffe die Ausdrücke, den Leib Christi essen und sein Blut trinken, metonymisch zu verstehen: allein wenn dessen ungeachtet eine übernatürliche Wirkung des h. Geistes im Abendmahl angenommen wird, so ist dieselbe doch nach dem Sinne der helvet. Confession keine andere, als diejenige, welche auch außer demselben den Glauben hervorbringen soll. Dagegen beweiset Nichts, daß beigefügt wird, daß daraus nicht folge, daß der Gläubige im Abendmahl Nichts empfange: denn worin dieses bestehe, zeigen die folgenden Worte: „er beharret in der Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi und dadurch wächst sein Glaube." Es ist daher unläugbar, daß in der helvet. Confession der echte schweizerische Begriff, welcher nichts Übernatürliches im Abendmahl anerkennt, keines Wegs aufgegeben ist, so bald man einzelne, mehr gezwungene und zweideutige Redensarten aus dem ganzen Zusammenhange, und aus den klaren und bestimmten Aussprüchen, und nicht, wie die Anhänger des calvin'schen Begriffes, diese aus jenen erklärt. Zwar haben auch hier reformirte sowohl als luther'sche Theologen (namentlich Plank in der Gesch. d. protestant. Lehrbegr.) den schweizerischen Begriff mit dem calvin'schen verwechselt, und den Schweizer Theologen einen Dienst zu leisten geglaubt, wenn sie aus ihren Äußerungen eine wirkliche Gegenwart des wahren Leibes Christi im Abendmahl heraus deuten, und so den Unterschied nicht nur vom calvin'schen, sondern selbst vom luther'schen Begriffe möglichst vermindern könnten. Daß Einzelne, z. B. Myconius (s. dessen Leben von Kirchhofer S. 310, 314 u. 356) sich wirklich von dem ursprünglichen Be-

weder an der Kanzel noch darneben geredet oder geschrieben, sondern geschriftlich (der Schrift gemäß), und zu des gemeinen, einfalten, christlichen Volks Erbauung gefahren." Noch im J. 1596 ermahnte die Regirung die Geistlichen zur Mäßigung und Eintracht in diesem Punkte.

griffe entfernten, ohne den luther'schen anzunehmen, ist unläugbar: aber davon ist hier nicht die Rede, sondern von dem öffentlich anerkannten Lehrbegriffe.

Betrachtet man nun mit Recht die zweite helvetische Confession als das eigentliche symbolische Buch der schweizerischen Kirchen, so ist ihre Verschiedenheit von der calvin'schen gerade in den beiden unterscheidenden Lehren von der Prädestination und vom Abendmahl unverkennbar. Dagegen kommen sie in ersterer mit dem spätern luther'schen Lehrbegriffe überein, unterscheiden sich hingegen in der Abendmahlslehre noch auffallender von demselben als die Calvinisten. Denn nicht nur wird jeder körperliche Genuß des Leibes Christi, wie er auch immer gedacht werde, ausdrücklich verworfen, sondern auch nirgends zugegeben, daß im Abendmahl etwas Übernatürliches mitgetheilt werde. Das Gleiche gilt auch bei der Lehre von der Taufe, wo der luther'sche Begriff auch eine übernatürliche Mittheilung aus dem Papstthum beibehalten hat, während die helvet. Confession auch hier ihrem Begriffe von den Sakramenten überhaupt treu bleibt, und sich in Rücksicht des Zwecks und der Wirkung derselben weniger dem calvin'schen als dem arminianischen Lehrbegriffe nähert, wie Limborch denselben darstellt. (Theologia Christiana L. V. c. 66. §. 29 sqq.)

Außer diesen beiden Hauptpunkten zeigt sich noch eine Verschiedenheit von den calvin'schen Begriffen in Rücksicht des Bannes, der zwar in der ersten helvetischen Confession (1536) förmlich gebilligt, in der zweiten aber (§. 18.) indirekte verworfen wird. Nach dem calvin'schen Lehrbegriffe gehört nämlich der so genannte kleine Bann zu der Kirchenverfassung, und er wurde z. B. zu Genf häufig geübt. Bullinger und die Zürcher und Berner hingegen widersetzten sich der Einführung desselben immer entschieden, und erklärten ihn für eine Tyrannei, die zur papistischen Hierarchie zurück führe. Bekanntlich hat auch die luther'sche Kirche wenigstens in dem Lehrbegriffe den kleinen Bann beibehalten. — Dagegen stimmt die helvetische Confession mit dem calvin'schen Lehrbegriffe überein in Verwerfung des Exorcismus bei der Taufe, der Bilder in den Kirchen und der Privatbeichte, während die luther'sche Kirche die Bilder als gleichgiltig betrachtet, den Exorcismus und die Privatbeichte aber als stehende Einrichtungen beibehalten hat; letztere jedoch nur für ein allgemeines Sündenbekenntniß, nicht für Aufzählung der einzelnen Sünden, wie die katholische Kirche sie fordert. Endlich verwirft auch der helvetische sowohl als der calvin'sche Lehrbegriff bei der dunkeln Frage von der Vereinigung beider Naturen in Christo diejenige communicatio idiomatum, wornach die Eigenschaften seiner göttlichen Natur, Allmacht, Allgegenwart u. s. w. auch der menschlichen mitgetheilt würden [17]). — Daß aber alle diese Verschiedenheiten des luther'schen, helvetischen und calvin'schen Lehrbegriffes das Wesen der Religion keines Wegs berühren, und unmöglich eine fortdauernde Trennung zwischen unbefangenen Gemüthern begründen können, kann Niemand längnen, der Religion und Theologie zu unterscheiden weiß. Anders verhält es sich mit dem katholischen Lehrbegriffe, dessen unterscheidende Meinungen aber nicht hierher gehören.

So allgemein übrigens die helvetische Confession von den evangelisch-reformirten Kirchen in Frankreich, Teutschland, England, Schottland, den Niederlanden, Ungarn und Polen gebilligt wurde, so erhielt sie doch so wenig als irgend eine andere Confession in dieser Kirche allgemeine Anerkennung, und es fanden immer Verschiedenheiten in einzelnen Punkten Statt, während sie freilich in der Verwerfung der leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahl einen gemeinschaftlichen Vereinigungspunkt hatten. Eben deßwegen ist aber auch die Benennung calvin'sche Kirche viel zu enge. Alle Versuche, welche gemacht wurden, für alle reformirten Kirchen ein gemeinschaftliches Glaubensbekenntniß aufzustellen, mißlangen glücklicher Weise. So als Pfalzgraf Casimir (der zweite Sohn des Kurfürsten Friedrichs III.) im Sept. 1577 einen allgemeinen Convent zu Frankfurt veranstaltete, wo sich Gesandte der Königinn Elisabeth, der Reformirten in Frankreich, Polen, Ungarn und den Niederlanden einfanden. Von den schweizerischen und böhmischen Kirchen waren keine Gesandte erschienen: vielmehr mißriethen die Schweizer ernstlich die Abfassung einer allgemeinen Confession, und hielten für besser, wenn die Kirchen nach ihrem Beispiele, Rechenschaft von ihrer Lehre geben, statt eine Übereinkunft zu schließen. Eben so wenig gelang es nachher Jakob I., das Projekt einer solchen allgemeinen Confession zur Ausführung zu bringen. Die reformirten Kirchen der einzelnen Länder blieben unabhängig von einander, so hart auch das Joch war, das sich viele derselben durch die Dordrechter Beschlüsse, und die helvetischen auch durch die Formula Consensus eine Zeit lang auflegten. (*Escher.*)

HELVETISCHE REPUBLIK hieß die schweizerische Eidsgenossenschaft vom Jahre 1798 an, wo sie von den französischen Heeren erobert, und ihr eine der damaligen französischen nachgebildete Verfassung aufgedrungen wurde. Das Einheitssystem, auf welches diese Verfassung gegründet war, mußte im J. 1802 der auf das Föderativsystem gegründeten, durch Napoleon Bonaparte eingeführten Mediationsverfassung weichen, und von dieser Zeit an tritt auch wieder der alte Name der schweizerischen Eidsgenossenschaft ein. (*Escher.*)

HELVETISCHER CONSENSUS, Consensus Helveticus, oder Formula Consensus Ecclesiarum Helveticarum reformatarum cet. (Einhellige Formul der reform. eidg. Kirchen, betreffend die Lehre von der allgemeinen Gnad und was derselben anhanget; sodann auch etliche andere Religionspunkten), ist der Name einer kurzen Schrift, die, im J. 1675 entstanden, geraume Zeit als symbolisch in den meisten reformirten Kirchen der Schweiz gegolten hat.

17) Diesen Begriff suchte indessen schon Melanchthon dadurch zu mildern, daß er lehrte, diese communicatio sei nicht physica, sondern nur dialectica.

I. Entstehung dieser Form. Cons. Nachdem durch die Dordrechter Synode der schon früher beginnende Gewissenszwang in einem Theile der evangel. reformirten Kirche gesetzlich war befestigt, und über die dunkeln Fragen von der göttlichen Gnade, von der Erwählung u. s. w. nicht mehr Glaubenslehren, sondern Glaubensgebote waren aufgestellt worden, hatten auch die reformirten Kirchen in Frankreich auf zwei Synoden diese Beschlüsse angenommen, ohne daß dieser Gewissenszwang die gehoffte Übereinstimmung hervorbringen konnte. Die Prädestinationslehre mußte wie jede solche dunkle, aus Verkennung der Schranken der menschlichen Erkenntnißkräfte und daher entspringenden Anthropomorphismen hervorgehende Lehre, sobald einmal Streit darüber entstanden war, auf immer dunklere, spitzfindigere und unfruchtbarere Fragen führen. Die zwei Hauptparteien in der reformirten Kirche, die Universalisten, welche die Allgemeinheit der göttlichen Gnade lehrten, und die Partikularisten oder Calvinisten, nach denen eine bestimmte Zahl von Menschen durch Gottes unbedingten Rathschluß zur Seligkeit auserwählt ist, konnten durch Gebote so wenig als durch Unterhandlungen vereinigt werden, und doch glaubte man, eine solche Übereinstimmung in allen, auch den dunkelsten Streitfragen sei in der Kirche nothwendig. Indessen theilten sich die Partikularisten durch die unsinnige Frage von der Ordnung, in welcher die göttlichen Dekrete geschehen, in Supralapsarii, nach denen der ewige Rathschluß Gottes auch den Sündenfall in sich fasset, und in Infralapsarii, nach denen dieser willkürliche Rathschluß erst nach dem Sündenfall oder wenigstens, nachdem Gott denselben vorher gesehen, soll angefangen haben. Die Härte des Partikularismus suchte der Schottländer Johann Camero, Professor zu Saumür und Montauban († 1625), besonders aber sein Schüler, der gelehrte und geistreiche Moses Amyraut (Amyraldus) zu mildern, und den Partikularismus mit dem Universalismus dadurch zu verschmelzen, daß er lehrte: Nachdem die Menschen gefallen, hat Gott beschlossen, Alle durch Christum zu erlösen, wofern sie Alle glauben würden: es findet also ein zweifacher Rathschluß Gottes Statt, ein allgemeiner unter der Bedingung, daß alle Menschen glauben, und ein partikulärer und absoluter, nach welchem Gott nur denen, die er erwählt hat, wirklich den Glauben mittheilt, so daß sie seinen Gnadenwirkungen nicht widerstehen können. Es gibt also eine zweifache Erlösung, Gnadenwahl und Berufung; eine allgemeine, wodurch dem Menschen nur das Vermögen zu glauben, gegeben wird, und eine partikuläre, die nur die Erwählten betrifft und ihnen außer dem bloßen Vermögen auch den Glauben und die Belehrung selbst ertheilt. — Es kommt hier nicht in die Frage, ob dieser so genannte Universalismus hypotheticus den Dordrechter Beschlüssen wirklich widersprach: die Eiferer in Frankreich und in der Schweiz glaubten die Orthodoxie gefährdet; doch behauptete sich der Amyraldismus in Frankreich; zu Zürich und Bern hingegen wurde er als mit den Dordrechter Beschlüssen, die zwar nie förmlich eingeführt, aber zu einer Art von Gewohnheitsrechte geworden waren, im Widerspruche von den Synoden verworfen, und die Zürcher befahlen ihren Studirenden, die Schule zu Saumür, welche damals ihre schönste Periode hatte, zu verlassen. Denn neben Amyraut lehrten dort Ludwig Cappel und Josua Placäus (de la Place). Aber auch diese gelehrten Männer waren den Zeloten verhaßt. Cappel, weil er bewies, daß die hebräischen Vokale und die Masora erst aus dem sechsten Jahrh. stammen; Placäus, weil er lehrte, daß die Erbsünde bloß in dem erblichen Verderben der Menschen bestehe, daher Adams Sünde ihnen nur mittelbar zugerechnet werde. — Zu Basel herrschte der gleiche Geist, wie zu Zürich und Bern; und mit Schmerzen sahen die meisten Theologen dieser Städte, daß zu Genf, wo 1647 und 1649 der Amyraldismus auch war verworfen worden, allmälig Lehrer auftraten, die denselben empfahlen. Sie besorgten, daß ihre Studirenden, welche die Schule zu Genf häufig besuchten, jenes vermeintliche Gift nach Hause bringen, und dadurch den Frieden ihrer Kirche stören möchten. Wirklich war zu Genf durch den Eifer der Gegner des Amyraldismus, an deren Spitze der hyperorthodoxe Franz Türretin stand, (wohl zu unterscheiden von seinem Neffen, dem freisinnigen Joh. Alphons Türretin,) der Streit der Theologen auch unter die Bürger verbreitet und heftige Parteiung erregt worden. (S. Nouvelles lettres de Mr. *Bayle*. à la Haye 1739. T. I. p. 18, und Schröckh's Kirchengesch. VIII, 661.) Denn noch konnte man sich nicht zu der Idee erheben, daß die Streitfragen der Schultheologie die Religionslehre Nichts angehen und von der Kanzel entfernt bleiben sollen. Regirung und Volk wurden damals nur zu sehr in dieselben durch die Theologen hinein gezogen. Wenn sich daher auch in den folgenden Begebenheiten der hierarchische Geist der schweizerischen Theologen nicht verkennen läßt, so darf eben so wenig geläugnet werden, daß ihre Besorgnisse und die unglückliche Wahl des Mittels zur Verhütung von Streitigkeiten durch den ganzen Geist der Zeit entschuldigt wird. Die Hauptrolle spielen der Professor der Theologie zu Zürich, Joh. Heinrich Heidegger, und der Antistes zu Basel, Lukas Gernler. Durch sie suchte Türretin Hilfe gegen seine freisinnigern Kollegen Philippus Mestrezat und Theodor Tronchin zu erhalten. Gernler traf 1669 in den Bädern zu Baden mit den Theologen Hummel von Bern und Ott von Schaffhausen zusammen, von wo sie sich zu Heidegger nach Zürich begaben. Auf ihren Antrieb erließen dann die Regirungen der vier Städte eine Ermahnung an Genf zur Treue an der orthodoxen Lehre. Bald sprach man auf Türretins Antrieb von der Nothwendigkeit eines neuen symbolischen Buches, und obgleich die vorzüglichsten franz. Theologen durch dringende Schreiben dieß zu verhindern suchten, und vor der Gefahr einer Trennung warnten, obgleich die schweizerischen selbst anerkannten, daß die Meinungen der Professoren von Saumür das Fundament des Glaubens nicht betreffen, so ruhten sie doch nicht, bis sie 1674 von ihren Regirungen den Auftrag erhielten, sich über eine solche Formel zu

berathen. Heidegger entwarf dieselbe, nachdem die Theologen beschlossen hatten, sie solle nicht im Allgemeinen nur die Neuerungen verwerfen, sondern die einzelnen Meinungen enthalten, über welche damals gestritten wurde. Im J. 1675 beschlossen dann Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen, daß sie von ihren Geistlichen solle unterschrieben, und auch den übrigen Reformirten der Schweiz mitgetheilt werden. Ihr Ansehen siegte überall, mit Ausnahme von Neufchatel, wo zwar der Dekan endlich aus Gefälligkeit gegen die vier Städte unterschreiben mußte, die förmliche Einführung aber abgelehnt, und die Geistlichen nur verpflichtet wurden, über diese Materien Stillschweigen zu beobachten. Zu Genf unterschrieben zwar 1676 der Vorsteher und der Schreiber der Synode; aber es dauerte doch bis 1679, ehe die Mehrheit der Geistlichkeit die Formel annahm und der Magistrat sie bekräftigte, nachdem Heidegger über den Punkt von den hebräischen Vokalen noch die Erklärung gegeben, daß die Absicht nur sei, die Authentie des A. T. über alle Versionen zu erheben. Von da an mußten die Kandidaten mit den Worten unterschreiben: Sic sentio, sic doceo, contrarium non docebo. — Im Drucke erschien die Formel erst 1714 zu Zürich.

II. Inhalt der F. C. Indem die Vorrede erklärt, daß die schweiz. Kirchen durch diese Formel ihren ausländischen Brüdern keinen Anlaß zur Trennung geben wollen, „indem das rechte Fundament des Glaubens auf beiden Seiten fest bestehe," kommen die Verfasser, welche den Ihrigen nicht bloß eine Lehr-, sondern eine Glaubensformel vorschrieben, mit sich selbst in Widerspruch. 1) Gott hat für die heil. Schrift Sorge getragen, so daß auch nicht ein Punkt derselben zergehen wird. (Doch hatte der orthodoxe Beza sich Emendationen im Text des N. T. erlaubt.) 2) Der hebräische Grundtext ist theils nach den Consonanten, theils nach den Vokalpunkten, oder wenigstens nach der Bedeutung der Punkte ganz authentisch, und sowohl in Ansehung der Wörter als der Sache von Gott selbst eingegeistet. (Calvin glaubte keines Weges an die Authentie der Vokalpunkte; wenigstens erlaubte er sich Veränderungen.) 3) Die Kritik des hebräischen Textes mit Benutzung der alten Versionen wird förmlich verworfen. 4) Aufstellung des strengen Partikularismus in der Prädestinationslehre und Verwerfung der Supralapsarii. „Gott hat beschlossen, den Menschen untadelhaft zu erschaffen, darnach seinen Sündenfall zu verhängen, und endlich aus dem gefallenen Geschlechte sich Etlicher zu erbarmen und dieselben zu erwählen, die andern aber in dem verlorenen Haufen stecken zu lassen." 5) Dieser Artikel soll beweisen, daß der Rathschluß wegen der Erwählung und Verwerfung demjenigen wegen der Sendung Christi vorhergeht. „In diesem Rathschluß der ewigen Gnadenwahl ist auch Christus selbst begriffen, nicht zwar als eine verdienstliche Ursache, oder als ein Fundament, auf welches die Gnadenwahl hat müssen erbaut werden." (Hier steht die F. C. in Widerspruch mit §. 10. der helvetischen Confession, wo es heißt, die Erwählung sei „in Christo und um Christi willen" geschehen.) 6) Verwerfung des Universalismus hypotheticus. 7) 8) et 9) Gott hat den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen, und mit ihm einen Bund der Werke aufgerichtet, kraft dessen ihm, wenn er Gottes Willen gehorchte, eine ewige himmlische Herrlichkeit, und keines Weges bloß ein dem Stande seiner Vollkommenheit gemäßes, immerwährendes Leben in dem irdischen Paradiese verheißen war. (Auch die unfruchtbare Frage, ob die Verheißungen, welche Adam soll erhalten haben, nur auf ein irdisches oder auf ein himmlisches Leben gingen, erregte mancherlei Streit.) 10) 11) u. 12) „Die Erbsünde ist zweifach, die zugerechnete, nach welcher dem Menschen die Sünde Adams unmittelbar zugerechnet wird, und die angeerbte, welche in der angeerbten sündlichen Verderbniß besteht; so daß der Mensch, ehe er selbst einer thätlichen Sünde schuldig wird, dem Zorne Gottes auf zweierlei Weise unterworfen ist." Dabei wird dann die Meinung des Placäus, jedoch ohne ihn zu nennen, verworfen. 13) u. 14) Christus ist allein für die Auserwählten gestorben. (Auch hier weicht die F. C. von der helvet. Confession §. 11. ab.) 15) 16) u. 17) Christus hat nicht bloß durch seinen Tod, sondern auch durch den Gehorsam, welchen er während seines ganzen Lebens dem Gesetze Gottes geleistet hat, für die Auserwählten Gott genug gethan. Dann wird neuerdings die Lehre, daß Christus für Alle gestorben, und daß der göttliche Gnadenberuf allgemein sei, insbesondere aber noch Piscators Meinung verworfen, daß bloß der leidende Gehorsam Christi, nicht aber der thätige den Auserwählten zur Rechtfertigung angerechnet werde. 18) 19) u. 20) Gott hat sich zwar auch durch die Werke der Natur geoffenbaret; aber diese sind an und für sich keines Wegs genugsame Mittel anstatt des äußern Gnadenberufes. Wenn aber gesagt wird, daß Gottes Wille sei, daß ein Jeder, der den Sohn siehet, und in ihn glaubt, das ewige Leben habe, so werden unter diesen Allen nur die Auserwählten verstanden. Daß aber die Auserwählten allein glauben, die Verworfenen hingegen verstockt werden, das kommt einzig und allein von dem Willen Gottes, welcher den Unterschied machet, daß die Auserwählten durch die Gnade Gottes glauben, die Verworfenen aber durch Antrieb ihrer eignen Bosheit in der Sünde verharren. Daher irren diejenigen, welche glauben, der äußerliche Gnadenberuf könne auch verrichtet werden ohne die Verkündung des Evangeliums durch die Werke der Natur, und derselbe sei so allgemein, daß Niemand in der Welt anzutreffen sei, welcher nicht wenigstens objective, d. h. in Ansehung des äußerlichen Lichtes zu der Seligkeit genugsam berufen werde. (Zwingli's edlere Begriffe von der Seligkeit der Heiden werden also hier verworfen.) 21) u. 22) Es ist nicht bloß eine moralische, sondern eine natürliche Unmöglichkeit, daß diejenigen, welche durch die Predigt des Evangeliums berufen werden, glauben können, wenn Gott nicht durch die herzbewegende Gnade seines heil. Geistes in ihren Herzen leuchtet; und es ist eine gefährliche Rede, daß diese Unmöglichkeit zu glauben nur moralisch sei, und daß der Mensch

glauben könne, wenn er nur wolle. 23) 24) u. 25) Gott hat einen zweifachen Bund aufgerichtet, den Bund der Werke mit Adam, der durch die Sünde kraftlos geworden, und denjenigen der Gnade in Christo. Auch im A. T. sind die Auserwählten nicht anders selig geworden, als durch den Glauben an Christus, wie auch an den Vater und den heil. Geist. Indessen mußte diese Erkenntniß Christi und der Dreieinigkeit im A. T. mit mehr Schwierigkeiten aus dunkeln Redensarten geschöpft werden. Dann wird die auch von Saumür ausgegangene Lehre von drei Bünden, der Natur, des Gesetzes und des Evangeliums verworfen, und diejenigen getadelt, „welche von der Nothwendigkeit der Erkenntniß Christi und der Dreieinigkeit zur Zeit des A. T. allzu schlaff und gefährlich reden." 26) Dieser Artikel verpflichtet die Geistlichen und ihre Nachfolger, zu Abwendung von Zwietracht das anvertraute Gut treu zu bewahren, keinerlei neue Lehre, welche mit dem Worte Gottes, der helvet. Confession und den Schlüssen der Dordrechter Synode streitet, und nicht in einer allgemeinen Versammlung der Brüder bestätigt worden, vorzutragen, die hohe Nothwendigkeit der Heiligung des Sonntags aufs dringendste einzuschärfen; (diesen Zusatz verlangten die Berner Theologen; §. 24. der helvet. Confession drückt sich darüber anders aus), und die Lehren dieser Formel in Kirchen und Schulen, so oft es die Nothwendigkeit erheischt, vorzutragen und zu vertheidigen.

III. Schicksale der F. C. Der dem Katholicismus weit näher als dem Protestantismus verwandte Geist, welchem die Formel ihre Entstehung verdankte, zeigte sich auch in der Handhabung derselben und in den Kämpfen, welche für ihre Behauptung mußten geführt werden. Es lassen sich darin zwei Zeitabschnitte unterscheiden, indem anfänglich die Hüter der Orthodoxie, die Formel, welche von allen Kandidaten des geistlichen Standes sollte unterschrieben werden, als wirkliche Glaubensregel geltend machten, nachher dann aber, zwar nur gezwungen, es zugaben, daß sie nur als Formula doctrinae, gegen welche nicht dürfe gelehrt werden, angesehen werde. — Anfänglich wurden die Unterschriften mit Ausnahmen von Neufchatel überall erzwungen; doch findet sich, daß schon 1682 ein Kandidat zu Lausanne mit dem Zusatze unterschrieb, „in so weit die Formel mit der heil. Schrift übereinstimmt." Allein als sich eine Menge franz. Geistlicher nach der Schweiz, besonders ins Pays de Vaud flüchtete, befahl die Regirung von Bern 1685, daß diejenigen, welche predigen wollen, die F. C. und den Heidelberger Katechismus unterschreiben sollen. Da die meisten Universalisten waren, so unterschrieben sie nur, daß sie nicht gegen die Formel lehren wollen: allein es erfolgte ein neuer Befehl, welcher einfache Unterschrift forderte. Zu gleicher Zeit erließ aber der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm der Große, ein Schreiben an die Schweizer, welches die Nachtheile eines solchen Gewissenzwanges vorstellte, indem der reformirten Kirche große Gefahren drohen, und die gehoffte Vereinigung mit den Lutheranern dadurch sehr erschwert werde. In der Antwort vom 6. Mai 1685 gaben die Schweizer schon so weit nach, daß sie erklärten, es sei nur darum zu thun, daß die französischen Geistlichen keine abweichenden Lehren vortragen, keines Wegs aber sie zu Annahme ihrer Meinungen zu nöthigen. Aber die wohlthätigste Wirkung dieses Schreibens war, daß der Antistes Peter Werenfels (Gernler war noch vor Erscheinung der Formel gestorben), von diesem Jahre an das Unterschreiben nicht mehr forderte, so daß Basel in der That schon 1685 die F. C. wieder aufgab. Desto eifersüchtiger wachten die Zürcher und Berner; aber die Akademie zu Lausanne, obschon unter bernerischer Hoheit, war etwas freiern Geistes; sie hielt weder genau darauf, daß sich kein einzelner Kandidat der Unterschrift entziehe, noch daß die Unterschriften alle gleichmäßig feien: der angeführte Vorbehalt der Übereinstimmung mit der heil. Schrift wurde oft beigefügt, und von Andern nur unterschrieben, daß sie das Gegentheil nicht lehren wollen. Dieß erbitterte die Theologen zu Bern, die sich wegen der politischen Rechte der Hauptstadt auch eine Vormundschaft in Glaubenssachen anmaßten. Dazu kam noch die Verbreitung des in seiner ersten Gestalt nicht verwerflichen Pietismus zu Zürich und Bern, woran die unfruchtbare Schultheologie so viele Schuld trug. Überall witterte man Pietisten, Arminianer, Socinianer: man stellte 1697 und 1698 zu Lausanne, wo der Pietismus wegen des bessern Geistes der Theologen keinen Eingang fand, Untersuchungen an wegen Arminianismus, relegirte und verbannte unter diesem Titel einige Studenten, und errichtete zu Bern eine so genannte Religionskammer, vor welcher eine Menge des Pietismus verdächtiger Personen von ihrem Glauben Rechenschaft geben mußte. Mehrere wurden ihrer Stellen entsetzt, oder verbannt, oder ins Gefängniß geworfen: Einigen die Verwaltung ihres Vermögens, Andern die Erziehung ihrer Kinder entzogen, und hierauf der so genannte Associations-Eid allen in geistlichen und weltlichen Ämtern stehenden Personen aufgelegt, durch den sie sich verpflichten mußten, den eingeführten Lehrbegriff zu behaupten, sich dem Pietismus und Socinianismus zu widersetzen, und die Personen, welche davon angesteckt wären, weder zu dulden noch zu begünstigen. In der franz. Übersetzung für das Pays de Vaud fügte man noch den Arminianismus bei. Die einzige Erläuterung, welche die Gegner dieses Eides im Großen Rathe erhalten konnten, waren die Worte, daß Jeder sich darnach richten solle nach Beschaffenheit seines Amtes und der Pflicht seiner Stelle. — Während aber der Gewissenszwang zu Zürich und Bern härter wurde, erlitt die Partei der Zeloten einen großen Verlust, als im J. 1706 Genf die F. C. gänzlich aufgab, worüber der König in Preußen seinen Beifall schriftlich bezeugte. (S. *Jo. Alph. Turretini* Nubes testium. p. 150.) Ein besserer Geist hatte allmälig bei der Regirung und der Geistlichkeit das Übergewicht erhalten, und die irenischen Versuche zu einer Vereinigung mit den Lutheranern wurden zu Genf so günstig aufgenommen, daß den Lutheranern eben so, wie zu Zürich, nicht nur die Theil-

nahme am Abendmahle ohne irgend eine Rechenschaft ihres Glaubens zu fordern, gestattet, sondern 1707 auf den einstimmigen Vorschlag der Geistlichkeit die öffentliche Übung ihres Kultus bewilligt wurde. Je mehr aber ein ähnlicher Geist in der mit Genf nahe verschwisterten Akademie zu Lausanne sich äußerte, desto heftigern Lärm erregten die Zeloten zu Bern über die Art, wie man zu Lausanne unterschrieb. Im J. 1712 wagte die Akademie sogar den förmlichen Beschluß, man solle nur unterschreiben, Contrarium non docebo. Allein im J. 1716 gaben einige hyperorthodoxe Prediger des Kapitels von Morsee eine Klage gegen die Akademie ein, besonders daß die Unterschrift der F. C. mit der Restriktion quatenus Scripturae S. consentit, geduldet werde. Daraus entstand nun eine Reihe von Verhandlungen zwischen der Regirung und der Akademie, wobei letztere unter ihrem Rektor Barbeyrac endlich die wahren Grundsätze des Protestantismus und den Unterschied von papistischem Gewissenszwange wieder aufstellte, und die gänzliche Befreiung von der Unterschrift oder doch die Gestattung des Zusatzes quatenus u. s. w. begehrte. Allein gegen diesen Zusatz erklärten sich die Theologen zu Bern mit der größten Heftigkeit, und die Regirung befahl, daß purement et simplement solle unterschrieben werden, wobei indessen der Landvogt zu Lausanne, jedoch nicht im Namen der Regirung förmlich erklärte, daß die F. C. nur als Formula doctrinae müsse unterschrieben werden. Indessen dauerten die Reibungen fort. Im J. 1722 aber geriethen die Eiferer in große Verlegenheit durch ein Schreiben des Königs in Preußen (vom 21. Febr. 1722) an die reformirten Eidgenossen, worin er dringend ermahnt, Niemanden zur Unterschrift zu nöthigen, und sich bloß an die helvetische Confession zu halten, theils wegen der gewünschten Vereinigung mit den Lutheranern, theils weil solcher Zwang den Grundsätzen des Protestantismus zuwider sei. Ein ganz ähnliches Schreiben erließ der König von England den 10. April 1722. In beiden werden Zürich und Bern als diejenigen Orte genannt, wo dieser Zwang Statt finde. Auch das Corpus Evangelicorum zu Regensburg schrieb auf ähnliche Weise an die schweizerischen Regirungen, und der Erzbischof von Canterbury, Wilhelm Wake, an die Kirchen. Nun schaffte Basel nach einem einstimmigen Gutachten der Geistlichkeit die F. C., welche schon seit 35 Jahren nicht mehr unterschrieben wurde, durch einen Beschluß der höchsten Gewalt (1. Junius 1722) förmlich ab. Die reformirten Prediger des Appenzeller Landes hoben die Formel 1723 auf einer Synode auf. Härter war der Kampf zu Zürich, wo in der Regirung selbst allmälig ein besserer Geist erwachte. Die F. C. war hier 1675 von allen Geistlichen in der Stadt und auf dem Lande unterschrieben worden; aber die Einrichtungen in Rücksicht der Ordination und der Aufnahme in die Synode erforderten keine Unterschriften der Kandidaten zu den symbolischen Büchern, sondern der Antistes erklärte ihnen nur mündlich ihre übernommenen Verpflichtungen und erwähnte dabei auch die symbolischen Bücher, worauf sie das Handgelübde leisteten. Der Synodaleid aber gedachte nur der heil. Schrift und der obrigkeitlichen Mandate. Allein im J. 1714 hatten die Eiferer ohne Vorwissen der Regirung den Verordnungen für die ordinirten, aber noch nicht in Amt stehenden Geistlichen eine Verpflichtung auf die helvetische Confession, die F. C. und die übrigen symbolischen Bücher beigefügt, dieselbe in das Matrikelbuch eingetragen, und auf diese Weise, weil jeder Ordinirte sich eigenhändig einschreiben mußte, das Unterschreiben der F. C. erschlichen. Dieß sowohl, als daß die F. C. ohne Erlaubniß neulich sei gedruckt und der helvetischen Confession angehängt worden, wurde nun 1722 bei den Berathungen über die F. C. von den freisinnigern Regirungsgliedern ernstlich gerügt. Allein die Zeloten setzten Alles in Bewegung und es gelang ihnen, die Mehrheit der Stimmen für die Beibehaltung der F. C. zu erhalten. Wenig halfen die Worte, daß dieß ohne Gewissenszwang geschehen solle, denn es wurde verordnet, die Kandidaten sollen nach der Ordination von dem Antistes ermahnt werden, in Lehre und Leben sich nach der heil. Schrift zu richten und bei der helvet. Confession, der F. C. und dem Katechismus zu bleiben, worauf sie das Handgelübde ablegen sollen. Tief ins 18te Jahrh. hinein dauerte dieser dem ursprünglichen Geiste der zürcherischen Kirche so sehr widersprechende Gewissenszwang. Doch fing man allmälig an, sich über die symbolischen Bücher milder auszudrücken, bis endlich derselben keine Erwähnung mehr geschah, sondern die Verpflichtung einzig auf die heil. Schrift sich beschränkte. — Am längsten behauptete die strenge Orthodoxie zu Bern den Sieg. Noch im J. 1722 wurden die Mitglieder der Lausanner Akademie nach harten Kämpfen gezwungen, die F. C. zu unterschreiben und den Associationseid zu leisten: doch wird die Formel in dem Ausschreiben nur Formula doctrinae genannt, gegen welche man nicht lehren solle, wodurch eigentlich der letzte Artikel der Formel aufgehoben wurde. — Die Antworten von Zürich und Bern an die Könige von England und Preußen waren ausweichend und enthielten nur die Versicherung, daß die F. C. nicht gegen die Lutheraner gerichtet sei, daß sie die Vereinigung nicht hindern solle und nur die innere Ruhe der schweizerischen Kirchen zum Werke habe. Als aber 1723 beide Monarchen die Aufhebung wieder verlangten, antworteten sie, daß die Unterschrift überall solle aufgehoben werden, sobald die Union zu Stande gekommen sei. Doch erließ die Regirung von Bern damals ein ernstliches Verbot, über die F. C. zu reden, oder zu schreiben. Dieß war das beste Mittel, um die heftige Gährung zu stillen. Dadurch kam allmälig, jedoch sehr langsam, auch zu Bern die Formel in Vergessenheit, und der Protestantismus erhielt über den hierarchischen Geist das Übergewicht. Seitdem die schweizerischen Kirchen die F. C. aufgegeben haben und zu ihrer mit jener Formel unvereinbaren helvet. Confession vom J. 1566 zurückgekehrt sind, dürfen sie auch keines Wegs mehr wie im 17ten und im Anfange des 18ten Jahrh. zu den Calvinisten gezählt werden, sondern sie bilden eine Religionspartei, die sich in verschiedenen

Punkten mehr dem Arminianismus als dem Calvinismus nähert. — Übrigens bleiben die Formula Consensus, die Dordrechter Beschlüsse und die berg'sche Concordienformel warnende Denkmäler für die evangelischen Kirchen, Friede und Ruhe nicht durch Gewissenszwang zu suchen*). (*Escher.*)

HELVETISCHES COLLEGIUM (Collegium Helveticum), ein von dem berühmten Kardinal und Erzbischof, Karl Borromeus 1579 zu Mailand gestiftetes Seminar zu Bildung von Geistlichen für die katholische Schweiz. Der durch hohe Geistesgaben, ausgebreitete Kenntnisse und strenge Sitten ausgezeichnete Mann war ein eifriger Beförderer der römischen Grundsätze und der hierarchischen Gewalt. Auf diesen Zweck war das Collegium Helv. zu Mailand berechnet, damit es auch unter den Weltpriestern in der Schweiz niemals an solchen fehle, die ganz in römischem Geiste gebildet und erzogen wären. Zwei und vierzig Jünglinge aus den verschiedenen katholischen Gegenden der Eidgenossenschaft [1]), denen der Erzbischof von Mailand noch achtzehn andere beifügen konnte [2]), wurden hier unentgeldlich unterhalten und für den Priesterstand ausgebildet. Vor der Aufnahme mußten sie sich durch einen feierlichen Eid verpflichten, an der Erhaltung und Ausbreitung des katholischen Glaubens in ihrem Vaterlande zu arbeiten, sich der Selsorge in demselben zu widmen, und deßwegen die Priesterweihe zu empfangen, sobald es dem Erzbischofe angemessen scheinen werde. Deßwegen mußte auch jährlich berichtet werden, wo jeder ehemalige Zögling sich aufhalte. Der Zweck selbst wird in den Institutiones Collegii deutlich angegeben, wenn es heißt, diese Jünglinge seien für die Selsorge in den schweizerischen Landen bestimmt, in quibus haeresium lales grassatur. Darauf war auch die ganze Erziehung und Bildung berechnet, die so sehr an jesuitische Formen und Grundsätze erinnert, daß die Institutionen ihnen selbst eine verwerfliche Angeberei zur Pflicht machen, und vertraute Privatfreundschaften unter ihnen verbieten. Den Unterricht in der Philosophie und Theologie erhielten sie wirklich im Jesuiter-Collegium. (Instit. pag. 23.) — Mit dieser Stiftung verband Borromeus noch zu gleichem Zwecke die Errichtung einer Brüderschaft (Congregation) der Maria, deren Mittelpunkt das Collegium war. Sie ist um so merkwürdiger, wenn sie mit den marianischen Brüderschaften der Jesuiten verglichen wird. Die Gesetze derselben (wovon 1648 ein Auszug zu Mailand gedruckt wurde, jedoch nur für die Brüder und mit dem bestimmten Befehle dieselben geheim zu halten;) verordnen wöchentliche Versammlungen der an jedem Orte wohnenden Brüder zu geistlichen Übungen, wozu auch andere nicht bloß sollen zugelassen, sondern angelockt werden; die sich dann aber nach Beendigung der Vorlesungen wieder entfernen müssen, worauf die Brüder allein sich über das Wohl der Congregation berathen. Auch wenn in einer Stadt keine Brüder sind, soll man trachten, dergleichen Conventikel zu veranstalten (als Einleitung zur Ausdehnung der Brüderschaft). Daher wird auch pag. 22 verordnet, daß die Aufnahme anderer Geistlichen in der Schweiz solle befördert werden, „ut catena haec caritatis magis ac magis per omnia Helvetiorum et Confoederatorum atque finitima loca, non sine ingenti hujus ipsius sodalitatis gloria, fama (!!) et spirituali augmento extendatur." Jeder Zögling des Collegiums, der zu Mailand in die Brüderschaft aufgenommen wird, soll versprechen, diese Gesetze Zeit Lebens zu beobachten. Der Präfekt der Congregation ist im Collegium zu Mailand: unter ihm steht ein, wo möglich in der Mitte dee Schweiz wohnender, Propräfekt für die ganze Schweiz, welchem eine Anzahl Assistenten aus den verschiedenen Gegenden zugegeben ist. In einer jährlichen Versammlung der Assistenten bei dem Propräfekt werden, in Anwesenheit eines Repräsentanten des Präfekten zu Mailand, der Propräfekt (wenigstens 3 Jahre nach einander) dergleichen die Assistenten und die Vorsteher der einzelnen Versammlungen gewählt, Berathungen über die Beförderung der Brüderschaft angestellt und die erforderlichen Berichte nach Mailand erstattet. Auch die Ausschließung eines strafbaren Bruders kann, ohne Bestätigung durch die Oberen zu Mailand nicht Statt finden. Man wird, wie verwerflich auch der Zweck selbst seyn mag, nicht verkennen, wie schlau die Mittel ausgedacht waren, um die den Zöglingen im Collegium angelegte Kette immer in den Händen zu behalten und auch Andere daran zu fesseln. Übrigens hat das Collegium zu Mailand seinem Zwecke zuwider in der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts auch mehrere freisinnige Priester gezogen, als besonders unter Joseph II. der Lombardei ein helleres Licht aufzugehen anfing. — In der Revolutionszeit wurde das Collegium aufgehoben und die Reklamationen der katholischen Schweizer seit der Restauration sind bisher vergeblich gewesen. S. Institutiones ad universum Collegii Helvetici regimen pertinentes. Mediol. 1622. 4. — Extractus cum declaratione regularum congregationis B. V. Mariae etc. Mediol. 1648. 4., wovon ein mit dem Siegel der

*) S. Biblioth. Hist. Philol. theol. Bremensis Class. 7. Fasc. 4. p. 669. — Historia vitae *J. H. Heideggeri*. §. 97. — J. Jak. Hottinger's Verthädigte F. C. 1723. Eben dess. Kirchengesch. Tom. III. 1086. Tom. IV. 258. 268 fgg. — *Pfaffii* Dissertat. hist. theol. de F. C. Tubingae 1723. 4. und gegen ihn: *Salchli* stricturae et observationes. Bernae 1723. — Formulaire du Consentement des Eglises reformées de Suisse, traduit en François avec des Remarques. (Anonym und ohne Druckort und Jahr. Die wichtigen historischen und polemischen Noten sind von Barbeyrac; das Jahr ist 1722 und der Ort wahrscheinlich Amsterdam). — Mémoires pour servir à l'histoire des troubles arrivées en Suisse à l'occasion du Consensus. Amsterdam. 1726. 8. (Der Verf. ist Barnaud, Pfarrer zu la Tour bei Vevay). Mehrere Schriften s. in Haller's Schweizerbibliothek. Th. 3. §. 577 — 592.

1) Aus jedem der 7 katholischen Kantone 2, eben so viele von den kathol. Glarnern und Appenzellern und aus jedem der 3 Bünde. Aus den italien. Vogteien 4. Aus den übrigen gemeinen Herrschaften 2. Eben so viele aus Wallis und Chiavenna. Aus dem Veltlin 8. 2) Aus den 7 kathol. Kantonen, ferner Glaris, Appenzell, Cleven, den italien. Vogteien und aus jedem der 3 Bünde einen Zögling, aus Wallis 4.

Brüderschaft versehenes und von dem Präfekten unterschriebenes Exemplar hier zum Grunde gelegt ist. — Leu Lexikon. — Hallers Schweizer-Bibliothek.

(*Escher.*)

HELVETIUS (Claude Adrien), einer der berühmtesten unter den französischen Philosophen des 18ten Jahrhunderts, der den in Frankreich herrschend gewordenen Empirismus bis zum äußersten Materialismus hinführte. Er wurde 1715 zu Paris geboren und war der Sohn eines königlichen, bei Hofe sehr angesehenen Arztes. Sein Vater pflegte seine Geistesgaben sorgfältig und ließ ihn später das Finanzwesen erlernen, weßhalb er ihn einige Zeit zu einem Verwandten nach Caen schickte. Helvetius erhielt schon in seinem drei und zwanzigsten Jahre durch Vermittelung der Königinn die sehr einträgliche Stelle eines Generalpachters. Hier hatte ee Gelegenheit, den Eigennutz der Menschen und den Druck der damaligen Zeit kennen zu lernen. Da aber dieses Amt seinen Neigungen überhaupt nicht zusagte, und er dadurch, daß er die Klagen der Unterthanen gegen die Ungerechtigkeiten der Mauthbeamten unterstützte, sich in manche Unannehmlichkeiten verwikkelte, überdieß auch durch Verheirathung Vermögen erlangt hatte, so legte er 1751 seine Stelle nieder, nahm aber auf den Wunsch seines Vaters die Stelle eines Haushofmeisters der Königinn an, welche ihm hinlängliche Muße zu literärischen Brschäftigungen gewährte. Er lebte nun abwechselnd theils auf einem Landgute in einem Kreise von Freunden, zu wrlchen auch Voltaire gehörte, theils in Paris und am Hofe. Zuerst schrieb er sein jetzt wenig bekanntes und geschätztes Gedicht sur le bonheur, mit welchem er seine Betrachtungen übee die menschliche Natue anfing. Darauf folgte sein berühmtes Werk de l'esprit (1758), das, weil es der oberflächlichen empirischen Denkart des damaligen französischen Publikums zusagte, sehr gepriesen und gelesen wurde. Die französische Geistlichkeit, und insbesondere die Jesuiten, bewirkten die Konfiscirung desselben. Er wurde zum Widerruf genöthigt, der Censor seiner Stelle entsetzt. Dieß bestimmte ihn auch, sein Buch de l'homme, welches eigentlich eine Fortsetzung und Ausführung des Buchs de l'esprit ist, und seinen Unmuth über das Bestehende noch stärker ausspricht, bei seinem Leben nicht erscheinen zu lassen. Aus Verdruß reiste er im J. 1764 nach England, wo man ihn mit vieler Achtung aufnahm, im folgenden Jahre nach Teutschland, wohin er auch durch Friedrich den Gr. eingeladen worden war. Bald nach seiner Rückkehr ins Vaterland starb er im J. 1771. Ungeachtet seiner egoistischen Moral rühmte man die Leutseligkeit und Güte seines Charakters.

In seinen Schriften führt Helvetius alle Thätigkeiten des Menschen, wie Condillac, auf die Empfindungen der Sinne zurück, welche die Eindrücke der äußern Gegenstände aufnehmen. Das Gedächtniß ist selbst nur eine Fortsetzung dieser Eindrücke, jedoch schwächerer Art, als die Sinnenempfindungen selbst. Auch das Urtheilen gründet sich auf das Empfinden, denn es ist die Wahrnehmung der Beziehungen, in welchen die Gegenstände der Sinne zu uns und unter einander stehen, und darauf kommt unsere ganze Erkenntniß zurück. Der Mensch unterscheidet sich von den Thieren nur durch die feinere und umfassendere Empfindungsfähigkeit und durch die Einrichtung unseree Hände und Finger, durch welche die menschliche Industrie bedingt ist. Alle geistigrn Fähigkeiten, die man außer jenen der Sele beizulegen pflegt, sind Modifikationen unserer Thätigkeit, durch die Objecte hervorgebracht, welche unsere Sinne berühren. Sonach sind nach Helvetius alle geistigen Thätigkeiten Wirkungen eines äußern Mechanismus. Der Irrthum hat seinen Grund in den Leidenschaften, der Unwissenheit und in dem Mißbrauch der Worte, z. B. Materie, die nichts Anderes ist, als eine Sammlung dee allen Körpern gemeinsamen Eigenschaften; des Raumes, der eigentlich das Nichts oder die Leere und in Verbindung mit den Körpern gedacht, die Ausdehnung ist, so wie das Unendliche nur die Abwrsenheit dee Schranke bezeichnet. Dee Mensch ist ein Werk der Natur, und hat kein Recht, sich als ein erhabeneres Wesen zu denken. Seine Erziehung ist ein Spiel des Zufalls, welcher auch die Unterschiede unter den Menschen hervorbringt. Verstand und Tugend ist die Frucht des Unterrichts. Mit diesen materialistischen Grundsätzen stimmt auch seine Ansicht übee die Gegenstände der Moral und Politik überein. Die Tugend bezweckt nach ihm nur Glückseligkeit. Der Nutzen bestimmt den Werth der Handlungen und tugendhafte Handlungen sind daher diejenigen, welche allgemein nützen. Handlungen, welche nicht nützen, von denen man abee doch immer glaubt, daß sie zu einem Nutzen, hier oder dort, führen werden, sind ihm Tugenden des Wahns oder Vorurtheils, von welchem man die Menschen heilen muß, so wie es auch Verbrechen diesee Art gibt. Der Nutzen und Schaden ist nach Verschiedenheit der Bedürfnisse und der Verfassungen verschiedrn, so daß keine Handlung unbedingt schlecht oder gut ist, sondern eine und dieselbe in diesem Lande gut, in einem andern verwerflich ist. Eben so läugnet er allgemein giltige Rechtsgesetze. Über den Einfluß dee Erziehung und der Verfassung und Verwaltung des Stats auf den Menschen hat er sehr feine, auf Wahrnehmung gegründete Betrachtungen gemacht, aber über das Princip egoistischer Klugheit sich nicht erhoben. Er war gegen alle eigennützige Tugend mißtrauisch, und forderte daher auch von der Grsetzgebung, daß sie den Menschen durch den Trieb der Selbstliebe zwingen sollte, tugendhaft zu seyn; Aufklärung und Wohlstand hielt er für das Ziel, wohin die Regierung hinwirken müsse. Die Religion betrachtete ee als einen unnöthigen Zusatz zu den Statsgesetzen. Nue das Übel in der Welt macht, daß wie von einer Gottheit träumen. Im Übrigen sprach er sich, mit dee Lage der niedrigen Volksklassen in seinem Vaterlande durch Erfahrung genau bekannt, gegen den Mißbrauch der Herrschergewalt, politischen und kirchlichen Druck, Erpressung und Ungerechtigkeit, kräftig aus, und F. H. Jacobi sagt daher in seinem Woldemae von ihm mit Recht: der Mann hatte

es nun einmal frei heraus gesagt, wie die große Mehrheit seiner Zeitgenossen im Stillen dachte. Aber sein Standpunkt war nicht geeignet, die Natur des Positiven in Kirche und Stat gehörig zu würdigen; die Opposition gegen die umgebende Gegenwart riß ihn, wie die Encyklopädisten zu ausschweifenden Theorien fort.

Seine Schriften sind folgende: 1) das didaktische Gedicht le bonheur. Lond. (Amst.) 1773. 8. 2) das Buch de l'esprit, welches zuerst Paris 1758. II Voll. 8. (auch III Voll. 12.), dann Amsterd. 1776. II Voll. 12. und Lond. 1784. II Voll. 12. erschien. Teutsch übersetzt von Joh. Gabr. Forkert mit Vorrede v. Gottsched. Liegnitz u. Leipz. 1760 u. 1787. 8. 3) das Buch de l'homme, de ses facultés et de son éducation. Ouvrage posthume erschien 1772. II Voll. 8., dann Paris 1786. III Voll. 8. Lond. 1786. II Voll. 8. Teutsch übersetzt von Chr. Aug. Wichmann. Breslau 1774. II Bde. 8. 4) Les progrès de la raison dans la recherche du vrai. Lond. 1776. 8. 5) Le vrai sens du systeme de la nature. Lond. 1774. Teutsch Frkf. u. Leipz. 1783. 8. ist ein Auszug aus dem berüchtigten Buche, welches der Titel nennt. Die beiden erstern sind zusammen gedruckt erschienen Amsterd. 1776. V Voll. 12. Lond. 1777. IV Voll. Die beste Ausgabe ist: Oeuvres complètes de Helvetius, édition dans laquelle le livre de l'esprit a été ractifié sur un exemplaire du très petit nombre de ceux, qui ont paru de cet ouvrage, tel que l'auteur l'avoit composé; dans laquelle on a mis pour la première fois à leur place, selon les citations toutes les notes dans le traité de l'homme et de son éducation 1794. V Voll. 8. und 1796. X Voll. 12.

Sein Leben ist beschrieben in dem Eloge de Mr. Helvetius (Genf) 1774. 8. und Essai sur la vie et les ouvrages d'Helvetius (von Duclos?) vor dem didaktischen Gedichte des Helvetius: le bonheur. Lond. 1773. und in der Pariser Ausgabe seiner Werke.

(*A. Wendt.*)

HELVETIUS (Johann Adrian), Sohn von Johann Friedrich H., geboren im J. 1661 zu Gravenhaag in Holland, begann seine Studien zu Leyden, konnte sie aber nicht vollenden, indem ihn sein Vater zweimal nach Paris schickte, um Geheimmittel für ihn aufzukaufen, jedoch ohne günstigen Erfolg. Das zweite Mal blieb er in Paris, studirte daselbst fort und hatte das Glück, hier mit der Ipecacuanha bekannt zu werden; er bekam vom Kaufmann Grenier, den er glücklich von einer Krankheit hergestellt hatte, aus Dankbarkeit eine ziemliche Quantität von obiger Wurzel, die vor Kurzem erst aus Brasilien angekommen war, zum Geschenk; die Ruhr herrschte damals stark in Paris und er versuchte sie deßhalb sogleich und mit sehr gutem Erfolg in denselben. Nun fing er an sie als Geheimmittel anzubieten und zu verkaufen und nachdem er die Herzoginn von Chaulnes und den Dauphin damit hergestellt hatte, ließ ihm der König Ludwig XIV für die Bekanntmachung 1000 Louisd'or bieten, was er auch annahm. Da alle Versuche glücklich ausfielen, so ernannte ihn der König zu seinem Leibarzt und zum Aufseher der flandrischen Spitäler. Er starb in Paris den 20. Febr. 1727. Seine wichtigsten, auch jetzt für die Heilkunde noch nicht überflüssigen Werke sind: Remèdes contre les cours de ventre. Paris 1688. 12. — Sur la nature et guérison du cancer. Paris 1691. 4. Er beschreibt darin einige neue Instrumente, vorzüglich seine Tenettes helvétiennes. — Méthode pour guérir toutes sortes de fièvres sans rien prendre pour la bouche. Paris 1694. 12. (Chinaklystiere) — Traité des pertes de sang avec leur remède spécifique. Paris 1697. 12. (Pillen von Alaun und Drachenblut). — Traité des maladies les plus fréquentes. Paris 1707. 12. — Méthode pour traiter la vérole par les frictions et par les sueurs. La Haye 1710. 12. u. andere.

HELVETIUS (Johann Claudius Adrian), des vorigen Sohn, wurde am 18. Jul. 1685 zu Paris geboren und im J. 1708 Doktor der Medicin. Seine Talente und Scharfsinn ließen ihn bald in bedeutende Praxis kommen, auch kaufte ihm sein Vater die Stelle eines Leibarztes beim König. Der glückliche Ausgang einer Krankheit von Ludwig XV, die er behandelte, brachte ihn in den größten Ruf und zu den höchsten Ehren, er erhielt 10,000 Franks Besoldung, wurde Statsrath, Oberaufseher der Spitäler und Leibarzt bei der Königinn Maria Leczinsky, auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften und des k. Collegiums der Ärzte zu Nancy. Im J. 1746 wurde er vom Schlag getroffen, versah aber seine Ämter noch bis zum J. 1751, wo er sich zurückzog und und den 17. Jul. 1755 starb. Er hinterließ folgende Schriften: Idée générale de l'économie animale et observ. sur sa petite-vérole. 1722. 12. Eclaircissement concern. la manière, dont l'air agit sur les poumons. Paris. 1752. 4. — Principia physico-medica. Voll. II. Paris 1728. 8. Außerdem stehen noch mehrere wichtige Abhandlungen in den Schriften der Akademie der Wissenschaften. Seine Behauptungen über den Bau der Lungen und die Veränderungen des Blutes in denselben, so wie über die Schleimhaut der Dickdärme sind zwar zum Theil später widerlegt worden, zeugen aber von scharfer und genauer Untersuchung.

HELVETIUS (Johann Friedrich), dessen Name wahrscheinlich früher Schweitzer war, ihn aber nach damaliger Sitte latinisirte, stammt aus der Pfalz und wurde um das Jahr 1625 geboren; er studirte Medicin und die politischen Unruhen trieben ihn im J. 1644 nach Holland, wo er sich in Gravenhaag niederließ, erster Arzt der Generalstaaten und Leibarzt des Prinzen v. Oranien wurde und den 29. Aug. 1709 in großer Achtung starb. Alchemie war sein Lieblingsstudium und darüber handeln die meisten seiner Schriften. Die wichtigsten sind: Vitulus aureus. Amstel. 1667. 8. — Microscopium physiognomiae medicum. Hag. Com. 1664. 12. — Daß er sehr in Ansehen gestanden haben muß, beweist, daß man nach seinem Tode ihm zu Ehren eine Münze schlagen ließ. (*Dr. K. Huschke.*)

HELVIA, 1) Name der Mutter des Philosophen Seneca, 2) der Mutter des Cicero, s. diese Art.

Helvicus, s. Helwig.

Helvidianer, s. d. folg. Art. Helvidius.

HELVIDIUS gehört zu denjenigen Ketzern, welche im 4ten Jahrh. die ewige Jungfrauschaft der Maria bestritten, und darum unter dem Namen der Antidikomarianiten zusammen gefaßt werden. Zwar war um diese Zeit die Jungfrau Maria noch keines Wegs ein Gegenstand göttlicher Verehrung, und wurde es nicht vor dem 5ten Jahrh., wo durch den Widerspruch gegen Nestorius die Formel *θεοτόκος* kirchliche Sanction erhielt. (Kirchenvers. zu Ephesus J. 431 und zu Chalkedon J. 451.) Die kirchlichen Symbole vor dieser Zeit, die apostolischen Väter und ältesten Schriftsteller, namentlich der gewiß nicht heterodoxe Epiphanius schweigen entweder davon, oder streiten dagegen; ja die Kollyridianer wurde gerade zu der Zeit, von welcher wir reden (um 380—90), als Ketzer verfolgt, bloß weil sie die Jungfrau Maria göttlich verehrten. Dagegen behauptete die Kirche, veranlaßt durch die mönchische Ansicht von dem hohen Werth der Ehelosigkeit, die beständige Jungfrauschaft der Maria mit großer Strenge und Helvidius, der diese bestritt, fand daher den heftigsten Widerspruch. Schon etwas früher hatten sich in Arabien Antidikomarianiten gezeigt, die Epiphanius bestritt (haeres. 77 u. 78), und später waren Jovinianus und Bonasus noch weiter gegangen, als Helvidius. Von dem Letzteren wissen wir nur, daß er gegen das Ende des 4ten Jahrh. in Rom lebte, wahrscheinlich als Laie, daß er, nach den freilich verdächtigen Nachrichten seines leidenschaftlichen Gegners Hieronymus (lib. adv. Helvid. c. 1.) von niedriger Herkunft, gemeinen Sitten und geringer Gelehrsamkeit war — was indessen die Bruchstücke aus seinem Buche bei Hieronymus (l. l.) keines Wegs bestätigen — daß er ferner, wie Gennadius (de vir. illustrib. c. 32) erzählt, ein Schüler des arianischen Bischofs von Mailand Aurentius und ein Nachahmer des heidnischen Schriftstellers Symmachus gewesen sei. In einer Schrift (die uns nicht mehr übrig, deren Zweck und Titel uns auch unbekannt ist, deren Inhalt aber, nebst wörtlichen Stellen aus derselben, Hieronymus l. l. anführt,) suchte Helvidius die Meinung durch zu führen, daß Maria Jesum zwar als Jungfrau geboren, aber nach dessen Geburt mit Joseph ehelichen Umgang gepflogen und Söhne und Töchter von diesem geboren habe. Er stützte sich dabei theils auf mehrere Stellen der heil. Schrift, theils auf einige Kirchenväter. Hieronymus übernahm es, gegen diese Meinung aufzutreten, und die Ehre der heiligen Jungfrau gegen solche Lästerungen zu retten. Er that dieß in einer eigenen Schrift (adv. Helvid. in Opp. Venet. 1766, T. II. pag. 206 sqq.) mit seiner gewöhnlichen Leidenschaftlichkeit, Bitterkeit, gewandter Sophistik, ja offenbaren Verdrehungen. Helvidius hatte aus Matth. 1, 18. (ehe Joseph der Maria beiwohnte, *πρὶν ἢ συνελθεῖν αὐτούς*) und v. 25 das. (er wohnte ihr nicht eher bei, bis Jesus geboren war, *καὶ οὐκ ἐγίγνωσκεν αὐτήν, ἕως* u. s. w.) geschlossen, daß dieß doch nachher geschehen seyn müsse. Hieronymus, im Gefühle, wie wenig es ihm gelungen sei, die klare Bedeutung dieser Partikeln weg zu läugnen, suchte sich dadurch zu halten, daß er dem Helvidius die Meinung unterlegte, Joseph habe, nach der wörtlichen Bedeutung des bis (ἕως), unmittelbar nach der Geburt Jesu, noch im Stalle der Maria beigewohnt. Helvidius berief sich ferner darauf, daß Jesus Luk. 2, 7. der Erstgeborne der Maria genannt werde, woraus folge, daß sie noch mehrere Kinder gehabt haben müsse. Hieronymus behauptet dagegen, nach 2 Mos. 34, 20. 21. sei Erstgeborner alles, quod operit vulvam, und daher könne auch der Einziggeborne ein Erstgeborner genannt werden. Die Stellen, in denen von den Brüdern Jesu die Rede ist, von denen Helvidius für sich Gebrauch macht, wie: Matth. 17, 46. Joh. 2, 12. 7, 3 u. a. werden von Hieronymus, wie auch von vielen neueren Exegeten, von Verwandten Jesu erklärt. Unter den Kirchenvätern hatte Helvidius den Tertullianus und den Victorinus Petabionensis für sich angeführt. Hieronymus wies hier den Tertullian als ketzerisch (eum ecclesiae hominem non fuisse) zurück und behauptete von Victorinus, dieser sei keines Wegs des Helvidius Meinung. Zum Schlusse sucht Hieronymus noch die Ansicht des Helvidius, daß es der Ehre der Maria durchaus nicht entgegen sei, wenn sie, nachdem sie Jesum als reine Jungfrau geboren, später mit Joseph in ehelichem Umgange gelebt habe, durch die entgegen gesetzte mönchische Ansicht von der hohen Verdienstlichkeit des ehelosen Lebens, zu widerlegen. Zu welcher Zeit Helvidius sein Buch schrieb, läßt sich nicht genau bestimmen, wohl aber wissen wir, daß Hieronymus das seinige im J. 383 schrieb. Weder über die fernere Geschichte dieses Streites, noch über die weiteren Schicksale des Helvidius gibt uns die Geschichte irgend ein Licht. Es ist daher auch ganz dunkel, ob Helvidius Anhänger bekommen habe. Augustinus (de haeres. c. 84) nennt zwar Helvidianer, aber ohne alle nähere Nachricht über sie. Daß die späteren Gegner der Jungfrauschaft der Maria, Jovinianus und Bonasus, seine Schüler gewesen, ist wenigstens nicht historisch nachzuweisen*).

(Dr. *Heinrich Schmid.*)

Helvidius Priscus, s. Priscus.

Helvii, Helvi (A. Geogr.) s. Elui.

HELVILLUM, eine Stadt in Umbrien, welche man gewöhnlich für das heutige Sigello hält und im Itiner.

---

*) Quellen und Literatur: *Hieron.* l. l. *Augustinus* de haeres. c. 84. *Baccharius* de fide, in *Muratori* monim. latin. T. II. p. 16. *Gennadius* de vir. illustr. c. 32., und de eccles. dogmat. c. 59. Vergl. *Dionys. Petavii* dogmat. theol. L. XIV. c. 3. T. VI. p. 218 fgg. *Danaeus* not. in *August.* de haeres. p. 151. *Lequien* not. in *Jo. Damasceni* Opp. T. I. p. 95. *J. G. Walchii* miscellanea sacra. p. 889 sqq. Ch. W. F. Walch's Ketzerhist. Th. 3. S. 535 — 98. Dessen diss. Maria virgo non monialis. Jen. 1752. 4. *J. A. Schmid* prolusionum Marianor. X. *Tillemont* mémoires. T. XII. p. 81 fgg. Schröckh's K. G. Th. 9. S. 223 fgg. Schmidt's K. G. Th. 2. S. 204. Augusti, Denkwürdigkeiten. Bd 3. S. 25.

Antonini, so wie der Peutingerschen Tafel vorkommt. Plinius (H. N. III, 14) erwähnt in dieser Gegend Suillates, worunter man sich die Bewohner dieser Stadt denkt; sie würde also wohl Suillum geheißen haben. (*R.*)

HELVIN, ein Fossil, das nach C. G. Gmelin aus 33,258 Kiesel, 12,029 Beryllerde mit etwas Thonerde, 31,817 Manganoxydul, 5,564 Eisenoxydul, 14,000 Schwefelmangan und (1,155 Verlust) besteht†).

(*Th. Schreger.*)

HELVIUS, Name der Glieder einer römischen Familie, von denen zu bemerken: 1) Helvius Cinna, der Tribun, s. d. Art. Cinna, 1. Sect. XVII. S. 272. — 2) Helvius Successus, ein Freigelassener, bekannt als Vater des Kaisers Pertinax. — 3) P. Helvius Pertinax, der Kaiser, s. den Art. Pertinax. (*R.*)

4) Helvius Cinna (Cajus)*), römischer Dichter. Aus dem Geschlecht der Helvier werden zwei Cinna erwähnt, der unglückliche Volkstribun, welcher am Tage des Leichenbegängnisses Cäsars durch zufällige Verwechselung mit dem Prätor Cornelius Cinna von dem durch die Straßen wüthenden Volkshaufen ermordet wurde (s. Bd. XVII. der 1sten Sect. S. 272), und der diesem gleichzeitige Dichter. Nicht wenige Geschichtserzähler neuer Zeit haben Beide für Eine Person angesehen, und sich, indem *Suetonius* (Jul. C. 85.) *Valerius Maximus* (IX, 9, 1.) *Dio Cassius* (XLIV, 50.) *Plutarch.* (Vit. Caes. 68.) nirgends auf die Gleichheit des Prätors mit dem Dichter hindeuten, auf die Angabe Plutarch's (Vit. Brut. 20.) gestützt, wo der ermordete Freund des Cäsar durch die Worte ποιητικὸς ἀνήρ bezeichnet wird. (*Crinitus* de Poet. lat. c. 30. *Gyrald.* de Poet. X. pag. 371. *Victorinus* Var. Lect. 22, 13. *Glandorp.* Onom. Rom. p. 393. *Ruaeus* zu Virgil. Ecl. IX, 35. die Ausleger zu Catull. 96. zu Sueton. Caesar. 85. zu Val. Max. a. a. O.) Nur *Torrentius* zu Sueton. p. 86. und Joh. Heinr. Voß zu Virgil. a. O. widersprachen, jedoch ohne auf die erwähnte Stelle des Plutarch's nähere Rücksicht zu nehmen. Nur *Weichert* (de C. Helvia Cinna Comment. I. Grimmae 1822.) entschied durch eine chronologische Untersuchung, daß, wenn Cinna's des Dichters Propempticon Pollionis, wie wahrscheinlich, auf den Kriegszug des Pollio gegen die Parthiner im Jahre 714 n. E. der St. Beziehung hatte, Cinna, der Prätor, aber vier Jahre vorher (710) ermordet worden war, und wenn Virgil. Ecl. IX, 35 neben Varius des Cinna als eines gleichzeitigen, noch lebenden Dichters gedenkt, eine zweifache Person angenommen werden muß, und in Plutarch's Angabe entweder ein Schreibfehler, oder ein historischer Irrthum enthalten ist. Für ersteres entschied *Xylander* durch die Änderung πολιτικὸς ἀνήρ, für letztere Meinung Weichert mit zureichender Wahrscheinlichkeit. Bryan scheint auch den Prätor für einen Dichter, aber einen minder berühmten, zu halten, wozu der Beweis und das Motiv zu einer solchen Bezeichnung bei Plutarch mangelt. Über Cinna's Leben ist Nichts bekannt, als daß er Freund von Catullus, Pollio und Virgilius, und sein Dichtername ein allbekannter, ja ruhmvoller war. Die letzte Erwähnung fällt bei Virgilius auf das J. 714. Aus dieser will Weichert den Schluß ziehen, daß Cinna ein Günstling des Octavianus gewesen sei. Dieses Dichters gedenken *Catullus* c. 95. *Ovidius* (Trist. II, 435.) *Martialis* (X, 21.) *Quinctilianus* X, 4, 4. *Suetonius* (de Grammat. 11 und 18. *Servius* und *Philargyrius* zu *Virgil.* Ecl. IX, 35. die Scholiasten zu *Horat.* ars poet. 388. *Gellius* (XIX, 13. IX, 12.) und in ihren Citaten die Grammatiker. Aus diesen Anführungen und Urtheilen ergibt sich, Cinna habe an seinem Gedichte Smyrna oder Zmyrna mit sorgsamer Feile neun Jahre gearbeitet, was sogar sprichwörtlich anerkannt worden; dieß Gedicht aber, das, nach Catullus, keinen großen Umfang gehabt haben kann, sei sehr dunkel gewesen und daher von Grammatikern mehrfach erläutert worden. So gewann selbst ein Grammatiker Crassitius, der den Sohn des Triumvir Antonius unterrichtet hatte, also ein Zeitgleiche, durch einen Kommentar zu diesem Gedicht vorzüglichen Ruhm. Worin die Dunkelheit bestanden, wird nirgends bestimmter nachgewiesen; doch läßt sich aus dem Geschmack der damaligen Zeit, nach alexandrinischen Vorbildern Dichtwerke mit mythologischen und historischen Anspielungen und Namen, oder auch mit allegorischem Aufputz, auszuschmücken, auf eine gleiche Art unpoetischer Gelehrsamkeit schließen, so daß wir nach dem von Suetonius aufbehaltenen Epigramm eine sich ins Kleinliche verlierende Gelehrsamkeit voraus setzen können. Wenn Weichert dagegen auch auf eine giltige Auctorität in Hinsicht des richtigen und eleganten Sprachgebrauchs, und mithin auf die Musterhaftigkeit des Dichters schließt, ergibt sich doch keines Wegs aus Gellius Urtheil, der den Dichter nur non ignobilem neque indoctum poetam nennt. Auch liegt kein Grund vor, die erwähnte Dunkelheit in Wortkürze und Gedrängtheit der Darstellung zu suchen. Überhaupt aber kann aus den vorhandenen Angaben und Fragmenten das Urtheil nicht erwiesen werden, als sei Cinna ein vorzüglicher und geistvoller Dichter gewesen. Die zwei uns aufbehaltenen größeren Fragmente bezeugen weder eine geistvolle Dichterkraft, noch eine originelle Darstellungsweise, vielmehr sind sie gar sehr prosaisch und gewöhnlich. Von Cinna's Werken werden in Anführungen genannt das Gedicht Zmyrna, Propempticon Pollionis und Poemata. Von dem Inhalte des Gedichtes Zmyrna haben wir keinen sicheren Begriff, können jedoch vermuthen, daß die Erzählung von der Smyrna oder Myrrha unnatürlicher Liebe und traurigem Schicksal, sammt der Sage von ihrem Sohne Adonis, den Stoff ausgemacht habe, und die Darstellung episch gewesen sei. Andere nehmen die Schicksale der Amazone Smyrna, von welcher die Stadt benannt war, als Gegenstand an, und *Gedoyn* zu *Quintilian.* X, 4.

†) S. C. G. Gmelin's chem. Unters. des Glimmers rc. Tübing. 1825. S. 24.

*) Ist unter Cinna nicht aufgeführt worden, und wird hier nachträglich eingeordnet.

setzte sogar eine dramatische Form des Gedichts voraus, was den vorhandenen Fragmenten zuwider. Das Propempticon Pollionis, dessen Veranlassung oben angegeben wurde, kann ein selbstständiges Werk, oder auch in der Sammlung der übrigen Gedichte enthalten gewesen seyn. Es war in Hexametern geschrieben. Der Inhalt der Poemata ist bis auf wenige Verse unbekannt. Die wenigen uns erhaltenen Bruchstücke, 13 an der Zahl, haben *Stephanus* in Fragm. Poetar. Lat. Paris. 1564. p. 413. und neuerdings *Aug. Weichert* in zwei Abhandlungen, De Helvio Cinna poeta. Grimmae, 1822. 1823. gesammelt und erläutert. Ein vierzeiliges Fragment ist als Epigramm in die Anthologia lat. aufgenommen worden II. 251; man kann es für eine Zuschrift erachten, mit welcher Cinna einem Freunde sein Gedicht von dem Laufe der Gestirne, wohl als Nachahmung, nicht als Übersetzung des Aratus, sendete. Mit Unrecht schrieben Einige das in den Catalect. Petronian. p. 167 enthaltene Gedicht Telephus, das seinen Ursprung durch seine Schlechtheit verräth, dem Cinna zu; s. *Burmann* zur Anthol. lat. T. I. p. 82, und Fuhrmann fabelt in seiner Gesch. der class. Lit. Th. 2. S. 117. von Gedichten über Achilles und Xerxes. *(Hand.)*

Helvo, s. Helluo.

HELVOETSLUIS, niederl. Städtchen und Festung, Provinz Südholland, Insel Voorn, an der südlichen Mündung der Maas, Hollandsch Diep oder Haringvliet genannt, welches hier fast eine teutsche Meile breit ist, mit Vlissingen und dem Helder der vorzüglichste niederl. Kriegshafen, mit einer Docke für Kriegsschiffe, von J. Blanken angelegt, einem Meisterwerke der niederl. Wasserbaukunst; vorzüglich ist die große Schleuse, welche die größten Kriegsschiffe durchläßt, und den höchsten Fluthen und stärksten Orkanen widersteht, sehenswürdig. Man hat auch Schiffswerfte, Kasernen, Seemagazine und 150 Häuser, welche von 1850 Einwohnern, also sehr stark, bewohnt werden. Es liegen viele Schiffe auf dieser Rhede, und die Fahrt nach Dordrecht und Rotterdam geht für alle große Schiffe längs diesem Städtchen, von wo auch wöchentlich zwei Mal ein Paketboot nach England abgeht, das jetzt aber fast nur für Briefe gebraucht wird, da die Reisenden das Dampfschiff von Rotterdam nach London vorziehen. — Dieser starke Ort, von wo aus Wilhelm III. im J. 1688 nach England abging, um die Revolution zu bewirken, wurde 1813 von den Franzosen in einem panischen Schrecken ohne Schwertstreich verlassen. *(van Kampen.)*

HELWICK (Georg), ein um die Mainzergeschichte verdienter Mann (fehlt bei Jöcher und Adelung), war am Ende des 16ten Jahrhunderts zu Mainz geboren, widmete sich dem geistlichen Stande und erhielt 1595 die erste Tonsur. 1610 ward er ad D. Albani Vicarius und hernach Priester, 1615 Vicarius ad D. Martini und 1625 Beneficiatus in vicaria Dominarum albarum zu Mainz. Er beschäftigte sich unermüdet mit dem Studium der teutschen Geschichte, und starb zu Mainz am 5. Dec. 1632 [1]). Helwick war der erste, der mit vielem Fleiß die in den Archiven versteckten Urkunden hervor gesucht und die Mainzer Geschichte aus echten Quellen bearbeitet hat, und welcher dem Serrarius weit vorzuziehen ist [2]). *(Rotermund.)*

HELWIG oder HELLWIG ist Name mehrerer ausgezeichneter Personen; die Orthographie ist, besonders bei den frühern, sehr schwankend. Vergl. daher auch Hellwig. Die namhaftesten Männer dieses Namens sind: *(R.)*

HELWIG (Hellwig), Christoph I., geboren den 20. Sept. 1642 zu Anklam, studirte die Medicin zu Greifswalde und Leipzig, und besuchte dann die wichtigsten Universitäten Teutschlands, Hollands, Englands, Frankreichs und Italiens. Er promovirte im J. 1666 zu Basel und wurde hierauf Professor der Medicin zu Greifswalde, später zu Rostock, wo er bis zu seinem Tod den 27. Mai 1690 blieb. Mitglied der Leopold. karolinischen Gesellschaft der Naturforscher wurde er im J. 1681 unter dem Beinamen: Galenus II. Von ihm besitzt man Nichts, als eine Menge Dissertationen. — Christoph II., des vorigen Sohn, geboren den 21. Dec. 1679 zu Greifswalde, studirte Anfangs Theologie und dann Medicin zu Wittenberg, Leipzig, Halle, Jena und in seiner Vaterstadt, wo er auch im J. 1703 Doktor wurde. Im J. 1706 wurde er daselbst Professor der Medicin, welche Stelle er bis zu seinem Tode, den 16. Jul. 1714, mit dem größten Eifer versah. Auch seine Schriften bestehen sämmtlich aus Dissertationen. — Christoph III., geboren den 15. Jul. 1663 zu Kölleda im Herzogthum Sachsen, studirte Philosophie und Medicin zu Jena, worin er aber durch den Antrag seines Bruders, Johann Otto, ihn auf seinen Reisen zu be-

---

1) Vergl. Rerum Mogontiacarum volumina accurante *Georgio Christiano Joannis*, Francof. 1722. Fol., im neuen Theil Frankf. 1727, wo man sein Elogium findet. Auch Schunck giebt in den Beiträgen zur Mainzer Geschichte und Urkunden. Bd III. Heft 2. (1790) Nachricht von ihm. 2) Seine zum Theil einzelnen und selten gewordenen Schriften sind: De nobilitate ecclesiae Moguntinae liber. Mogunt. 1614. 4. — Prodromus annalium Wurmatiensium, Mogunt. 1615. 4. — Elenchus nobilitatis ecclesiae Mogunt. Ibid. 1623. 4. — Icones Electorum Moguntiensium. Francof. ad Moen. 1624. Fol. — Narratio historica de dissidio Moguntino, quod fuit inter Dietharum Isenborgicum et Adolphum Nassovium. Ibid. 1626. 8. — Conradi chronicon rerum Moguntiensium cum annotationibus. Ibid. 1630. 8. — Antiquitates Laurishaimenses, s. Chronologia praeillustris, nobilis ac famosi quondam monasterii S. Nazarii Laurishaimensis. Ibid. 1631. 4., und im neuen Theil von *Joannis* hist. Mogunt. Nr. 1. — Im Mspt hinterließ er Genealogia Kolbiana sive Wartembergica, welche nebst Casimir Kolb v. Wartenbergs, väterlicher Instruktion und hernach 1710 zu Amsterdam vermehrter unter dem Titel historia et origines S. R. I. Comitum de Wartenberg. erschien. — Chronicon monasterii hodie vero Collegialis ad D. Albani extra moenia Moguntina. — Brevis historia albarum Dominarum s. sanctimonialium D. Mariae Magdalenae ad poenitentes in urbe Moguntina. — Catalogus reverendissimorum suffraganeorum Moguntinensium. Diese drei Stücke hat Johannis im andern Tomus seiner Geschichtschreiber des Erzstifts Mainz einverleibt. Daselbst findet man auch Nr. 4. *Helwichii* Moguntia devicta.

gleiten, bald unterbrochen wurde. Im J. 1685 kam er nach Jena zurück, verließ es aber bald wieder und beendigte seine Studien zu Erfurt. Im J. 1689 ging er als praktischer Arzt nach Weißensee, blieb daselbst bis zum J. 1693, wo er sich nach Frankenhausen begab, auch in demselben Jahre zu Erfurt Doktor wurde. Im J. 1696 wurde er Stadtphysikus zu Tennstädt, ließ sich im J. 1712 in Erfurt als praktischer Arzt nieder und beschloß daselbst den 27. Mai 1721 sein Leben. Vom Kaiser Karl VI. wurde er im J. 1716 in den Adelstand erhoben wegen der Dedikation seines Werks: Nosce te ipsum s. anatomicum vivum. Francof. 1715. fol. Trotz seines unruhigen und herum ziehenden Lebens war er ein Vielschreiber, dessen Stil aber äußerst schwülstig und so ermüdend ist, daß man nur mit Mühe eines seiner Werke durchlesen kann. Eine Liste seiner Schriften findet man in der Biographie médic. V. p. 143. Auch lieferte er eine Unzahl von Übersetzungen.
(*Dr. K. Huschke.*)

HELWIG (Johann), geboren den 29. Jul. 1609 zu Nürnberg, wo sein Vater reicher Kaufmann war, studirte zu Altdorf, Basel, Montpellier und Padua die Medicin, und wurde in letzter Stadt im J. 1634 Doktor. Hierauf kehrte er nach Nürnberg zurück, wurde daselbst Spitalarzt, ging aber im J. 1649 nach Regensburg und beschloß daselbst nach einem sehr thätigen und als praktischer Arzt glücklichen Leben, dasselbe am 4. Junius 1674. Er hinterließ: Alphabetum iatricum. Norimb. 1631. fol., eine tabellarische Aufführung der ganzen hippokratischen Medicin. Nach seinem Tode erschienen noch, durch Luc. Schroeck herausgegeben, von ihm: Observationes physico-medicae. August. Vind. 1680. 4. (*D. K. Huschke.*)

HELWIG (HELLWIG) (Johann Otto), zu Kölleda im Herzogthum Sachsen im J. 1654 geboren, widmete sich der Medicin und studirte dieselbe zu Jena, Erfurt, Altdorf und Basel. Im J. 1675 wurde er zu Erfurt Doktor, worauf er nach Amsterdam und von da nach Ostindien ging, sich längere Zeit in Batavia aufhielt und daselbst vorzüglich der Heilkunde und den Naturwissenschaften oblag. Nach seiner Rückkehr besuchte er fast alle europäischen Staten, wurde kurpfälzischer Leibarzt und Rath und gleichzeitig Professor der Medicin zu Heidelberg. Auf seinen weitern Reisen hatte er sich hauptsächlich mit der Alchemie abgegeben und nach dem Stein der Weisen geforscht, daher war es kein Wunder, daß er in den damaligen Zeiten bald großes Aufsehen erregte und vorzüglich von vielen Fürsten hoch geehrt wurde; der Herzog von Gotha und der König von Dänemark ernannten ihn zu ihrem Rath und der König von England erhob ihn in den Adelstand. Später zog er sich zurück und starb im J. 1693 zu Baireuth. Seine sämmtlichen Werke handeln von alchemistischen und kabbalistischen Träumereien, sein vorzüglichstes darunter ist: Introitus in veram et inauditam physicam. Batav. 1678. 4. (*Dr. K. Huschke.*)

HELWIG (Joseph), Official des k. k. Hausarchivs zu Wien, geboren 1730, gestorben den 11. Nov. 1799, rühmlich bekannt als Diplomatiker und Geschichtforscher, durch sein mit großer Mühe und ungemeinem Fleiß verfaßtes, fast alle vorher gehenden Arbeiten in diesem Fache entbehrlich machendes, aber durch viele Druckfehler entstelltes, Werk: Zeitrechnung zur Erörterung der Daten in Urkunden für Teutschland; mit einer Vorrede von M. J. Schmidt. Wien, 1787. Fol. Im 1sten Theile von Meusels Beiträgen zur Erweiterung der Geschichtskunde, S. 79—94, sucht er die Erwählungs- und Krönungstage des Kaisers Siegmund zu bestimmen *). (*Baur.*)

HELWIG, HELVICUS (Martin), ein Stiefbruder des Marburger Professors der Theologie Christoph, geboren zu Sprendlingen in Hessen im Sept. 1596, wo sein Vater Christoph Rektor war. Aus der väterlichen Unterweisung und der Frankfurter Schule, ging er auf die Universität Gießen, wo er 1616 die Magisterwürde erhielt. Da er sich neben der Theologie auch gute Kenntnisse in den dazu dienenden Sprachen erworben hatte, ward er 1620 ordentlicher Professor der griechischen und außerordentlicher der hebräischen Sprache, 1623 aber, nicht 1625 (wie *Pistorius* in propyl. athen. Hass. p. 19 sagt), Inspektor und Hofprediger des gelehrten Landgrafen Philipp zu Butzbach, und nahm im J. 1624 zu Gießen mit einer öffentlichen Disputation Abschied. Schon mit der andern Hälfte des Jahres 1627 hatte ein melancholisches Fieber mit epileptischen Zufällen, seine Leibes- und Seelenkräfte so zerrüttet, daß er sein Amt, welches er mit einer Abschiedspredigt niederlegte, nicht mehr verwalten konnte. Bis 1629 lebte er in Marburg, darauf in Darmstadt, 1630 im Kloster zu Hofheim, alsdann in dem zu Gronau. Sein kreuz- und anfechtungsvolles Leben endigte der Tod zu Hofheim am 20. März 1632 †). (*Rotermund.*)

HELWING (Christian Friedrich), dessen Lebens-

*) Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 5r Bd. Allg. Lit. Ztg 1788. 4r Bd. 370.

†) Er schrieb: Theoriae sensuum cum in genere tum in specie, Diss. pro gr. Mag. Giessae 1616. 4. — Chph Helvici, fratris, Lexicon Ebr. didacticum edidit. Ibid. 1620. 4. — Sceptrum Judae, s. brevis explic. ac vindic. vatic. Jacobaei, Gen. 49, 10. Giess. 1621. 4. und in *Joh. Pearsonii* Critica sacra, Amsterd. 1698. Fol. Tom. I. P. II. pag. 55. — Materia colloquii hebr. ex vatic. Jacobi Patriarchi. Gen. 49. 10. Giess. 1621. 4. Steht auch in critica sacra. S. 77 mit der lat. Übersetzung dieser hebr. Disp. — Epithalamium in nupt. M. *J. Henr. Tonsoris* mit andern gedruckt. Giess. 1621. 4. — Diss. miscellanea philosophica. Ibid. 1622. 4. — Diatribe de LXX hebdomad. Danielis, in qua versa. XI inter se conferuntur et partim confirmantur, partim candide examinantur. Giess. 1624. 4. und in den Crit. sacr. Tom. IV, 389. — Leichenpredigt auf den Tod Landgr. Ludwigs V. von Hessen-Darmstadt. Im Ehrengedächtniß Landgr. Ludw. Marp. 1626. Fol. S. 152. — Carmen graec. et lat. in obit. Ludovici H. L. Das. S. 175. — Frommer Christen Kreuzleiter, und wiederum von der unaussprechlichen Liebe Gottes, zu Butzbach gehaltene Valetpredigt. Marb. 1627. 4. — Verschiedene kleine sowohl lat. als griech. Gedichte u. s. w. Sieben lat. Briefe an *Menno Hanneken* in *J. H. von Seelen* Philocalia Epist. Vergl. Hist. d. Gelehrt. d. Hess. Trim. I. 1726. S. 27. Hess. Hebopfer. 16s Stck. S. 508 f. 20s Stck. S. 978. Strieder hess. Gel. Gesch. Bd V. S. 430 f. Schmersahl's Nachr. von jüngst verst. Gel. 1r Bd. S. 618.

weg eben so sehr vom Gewöhnlichen abwich, als sich seine Eigenschaften und Verdienste über das Gemeine erhoben, war der Sohn eines Brauers und Kaufmann's zu Kößlin in Hinterpommern, am 19. Jan. 1725 geboren. Den ersten Unterricht bekam er in der dortigen Schule, wo er der häuslichen Aufsicht des Rektors Buchholz anvertrauet war und darauf des Rektors Jänken, darauf setzte er seine Studien zu Stolpe fort und entging dem Schicksal Soldat werden zu müssen nur dadurch, daß er sich auf einem Wagen mit Leder verbarg, und zu Ostern 1743 glücklich in Halle anlangte, wo er drei Jahre die Theologie, Philosophie und Mathematik studirte, und in den obern Klassen des Waisenhauses einige römische Schriftsteller erklärte; mit Dr. Baumgarten wurde er durch die Disputirübungen bekannt und dessen Hausgenosse. Darauf ward er bei den Kindern des Herrn von Orzen zu Blumenau im Mecklenburg'schen Hofmeister. Der Tod seines Vaters veranlaßte ihn zu Michaelis 1747 wieder nach Halle zu gehen; jetzt beschäftigte er sich vorzüglich mit Erlernung der engländischen Sprache und mit Lesung der griechischen Profanschriftsteller. Zu Ostern 1748 nahm er die Korrektorstelle in der Gebauer'schen Officin an. 1749 bekam er den Ruf zur Rektorstelle in Lemgo, dieses Amt trat er am 4. September an und brachte durch die innere, bessere Einrichtung, seine Schule in einen großen Ruf. Durch seine 1755 vollzogene Heirath mit der einzigen Tochter des Buchhändlers J. H. Meyer, wurde er allmälig mit in die Geschäfte der Buchhandlung und Buchdruckerei verwickelt, und die Schwächlichkeit seiner Schwiegermutter veranlaßte ihn endlich zu Ostern 1757, das Rektorat nieder zu legen. Um in seinen neuen Verhältnissen auch als legaler Buchdrucker überall anerkannt zu werden, unterwarf er sich allen herkömmlichen Förmlichkeiten des zunftmäßigen Einschreibens, Lossprechens und Postulirens. In der Folge kaufte er die Förster'sche Buchhandlung in Hanover und Pyrmont und legte auch eine Buchhandlung zu Duisburg an. Im Jahre 1758 wählten ihn seine Mitbürger zu ihrem Burgermeister, und er studirte sich, um diesem Amte volle Genüge zu leisten, in das römische und in die Landesrechte gründlich ein. Im J. 1771 erhielt er von seinem Landesherren Simon August, den Rathscharakter, und nach dem im J. 1782 erfolgten Tode dieses Fürsten, wurde er von Seiten der Städte zum Mitvormund für die Landesregirung gewählt, welchen Posten er bis 1789 verwaltete. Am 4. Sept. 1789 war es 50 Jahre, daß er seine Laufbahn in Lemgo mit seinem Rektorat angetreten hatte. Diesen Tag feierte nicht nur seine Familie mit ihm, sondern die Lehrer des Gymnasiums überreichten ihm auch eine Abhandlung. Bis 1799 bezog er zu Ostern die Leipziger Buchhändlermesse, und starb am 2. Jan. 1800. (Vergl. Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1800. 11ter Jahrg. 2ter Bd. S. 308—321. Neues gel. Europa, T. 21. S. 1464. Meusels Lex. V. Bd. S. 347 *). *(Rotermund.)*

HELWING (Georg Andreas), Propst und Pastor zu Angerburg in Preußen, wo sein Vater Prediger war, geboren daselbst den 14. Dec. 1666. Zum geistlichen Stande bestimmt, studirte er zu Königsberg und Jena, bereiste Teutschland und Italien, hielt nach seiner Rückkunft in Jena, wo er Magister wurde, mit Beifall Vorlesungen, mußte aber schon 1691 diese Hochschule verlassen und als Gehilfe seines Vaters nach Angerburg zurück kehren. Als dieser 1705 starb, erhielt er daselbst das Pastorat, wurde 1725 Propst und starb den 3. Jan. 1748. Bei der gewissenhaftesten Wahrnehmung seiner Berufspflichten fand er immer noch Muße, der frühen Neigung zur Naturgeschichte, besonders zur Botanik und Mineralogie, treu zu bleiben. Unermüdet im Forschen, bereicherte er die Naturgeschichte mit manchen nützlichen, zum Theil neuen Beobachtungen, und unter den Naturforschern Preußens nimmt er vielleicht den ersten und vorzüglichsten Platz ein. Beweise von seinem Fleiß und seiner Sorgfalt im Beobachten, enthalten alle seine Schriften: Flora quasimodogenita s. enumeratio plantarum indigenarum in Prussia. Gedani 1712. 4. mit 3 Kpf. Supplementum florae Prussicae. Gedan. 1726. 4. Lithographia Angerburgica. Regiom. 1717. T. II. Lips. 1720. 4. mit Kpf. Tr. de lapidibus et fossilibus. Regiom. 1717. 4. Flora Campana, seu Pulsatilla cum suis speciebus et varietatibus, interspersis observatt. et XII iconibus. Lips. 1719. 4., enthält die Beschreibung und Abbildung einiger neuen Species. Verschiedenes hinterließ er im Manuscript, als Tournefortius prussicus, den Klein benutzt hat. Von seinen

*) Er schrieb Anton Anchelm's Abhandlungen von den Denkmälern der Geschichte vor schriftlicher Abfassung derselben. Im 2ten Theil der Zusätze zur allgemeinen Weltgeschichte übersetzt. Halle 1748. 4. — Essai sur un nouveau système des ames des betes; traduit d'Allemand de Mr. *G. F. Meier*, Halle 1750. 8. — Abh. von der Vergessenheit. Lemgo 1750. 8. — Vers. einer Einl. in die gesammte Moral. Halle 1751. 8. — Tablettes chronol. de Mr. Abbé *du Fresnoy*, ins Teutsche übersetzt. Eben das. 1752. 8. — Gränzen der philos. und theol. Moral. Eben das. 1753. 8. — Westphälische Bemühungen zur Aufnahme des Geschmacks und der Sitten. 4 Thle. Lemgo 1753. 1754. Der Prof. Hofmann in Dortmund war Hauptmitarbeiter. — Verschiedene Dissert. und Progr. Vom Adel des menschlichen Lebens. Eben das. 1751. 4. — De consectariis peccatorum internis qua facultatem animae appetitivam. Ib. 1752. 4. — Betracht. über das Neue im Tode. Eben das. 1752. 4. — De debita Principis cura circa effectus malignos eosque occultiores compescendos. ib. eod. 4. — De fautore potentissimo, si sapientia caruerit, periculoso. Ib. 1753. 4. — Diss. polit. mor. contra invidentiam, ib. eod. 4. — Gedanken von der Glückseligkeit der Alten. Eben das. 1753. 4. — Widersprüche im Urtheilen, insonderheit in Ansehung des obrigk. Standes. Eben das. 1754. 4. — Beantwortung der Frage, warum Gott den Menschen die meisten Schicksale verberge? Lemgo 1754. 4. — Welches sind die besten Schulen? Eben das. 1757. 4. — Herrn Beyder kleiner Herodotus, oder das Begräbniß der Ameisen, in 9 Gesprächen übersetzt. Eben das. 1755. 8. — Dicta ordinem salutis spectantia. Ib. 1756. 8. — Die 4 Bücher der Institutionen des Kaisers Justinianus, nach dem angehängten Grundtext, übersetzt von zwei Freunden der Rechtsgelehrsamkeit. (Christian Friedr. Helwing und Jo. Alb. Herm. Heldmann.) Lemgo 1765. 8. — Gab seit 1775 die Lemgo'sche Literatur-Bibliothek heraus, die 1781 mit dem 20sten Bande geschlossen wurde. — Verschiedene Aufsätze in den Lippeschen Intelligenzblättern, die in den ersten Jahrgängen, mit D. G. unterzeichnet sind.

Kräuterbüchern sind drei in Königsberg, eines in der königlichen Bibliothek in Dresden und eines in St. Petersburg. Von seiner vollständigen Sammlung von Vögeleiern ist eine in die Gallerie nach Dresden, die andere nach Baireuth gekommen †). (*Baur.*)

HELWINGIA *Willd.* s. osyris japonica *Thunb.* Willdenow (spec. pl.) hat diese Gattung so genannt nach einem der ältesten preuß. Botaniker Georg Andreas Helwing (geb. 1666 gest. 1748), Prediger zu Angerburg, welcher unter andern eine Flora quasimodogenita. Danzig 1712 u. ein supplementum florae prussicae. Eben das. 1726, 4., geliefert hat. (*Sprengel.*)

HELYAN (John), ein englischer Philolog, blühte in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, war gebürtig aus Hampshire und fand an dem bekannten Kardinal Wolsey einen großen Beschützer. Er verfaßte einen Kommentar zu Cicero's Rede pro Marcello, den Epistol. Ovid's, Scholien zum Sophokles, übersetzte des Chrysostomus Rede von der Vorsehung und dem Fatum in's Lateinische †). (*R.*)

Helymeez (N. Geogr.) s. Helmecz.

Helymi s. Elymi.

HELYMOS, HELYMUS, ELYMUS, ein sicilischer Heros, der nach *Dionys.* I, 52. noch vor Troja's Untergang mit dem Akestes nach Sicilien gekommen war; nach *Lycophr.* 965 et ibi Schol. war er ein natürlicher Sohn des Anchises. Äneas traf ihn am Hofe des Akestes (*Virg.* Aen. V, 73, 300; *Silius* XIV, 54). Nach *Thuc.* VI, 2 und *Dionys.* I, 53 soll das Volk der Elymer am Berge Eryx von ihm den Namen haben. (*Richter.*)

HELYOT (Pierre), ein gelehrter Franciskanermönch, Pater Hippolyt genannt, war 1660 zu Paris von Ältern geboren, die aus England abstammten. Er legte in seinem 28sten Jahre in dem Kloster Picpus unfern Paris, das sein Onkel, der Kanonikus Jerome Helyot gestiftet hatte, die Gelübde ab, und zeichnete sich als Ordensmann eben so sehr durch ungeheuchelte Frömmigkeit als durch wissenschaftliche Strebsamkeit aus. Zweimal sandten ihn seine Obern nach Rom, und er durchwanderte bei dieser Gelegenheit ganz Italien, so wie später Frankreich, um in den Bibliotheken Materialien zu seinem Hauptwerke zu sammeln, das er unter dem Titel erscheinen ließ: Histoire des ordres monastiques, religieux et militaires et des congregations séculières de l'un et de l'autre sexe, qui ont été établies jusqu'à présent. Par. 1714—19. Vol. VIII. 4. mit vielen Kupf. Die drei letzten Bände gab, nach des Verfassers Tode, der Pater Maximilian Bullot, Provincial des Franciskanerordens (gest. 1748), heraus. Eine teutsche Übersetzung erschien zu Leipz. 1753—55. in 8 Bd. 4. mit Kpf. Die neuen Auflagen des Originals, Par. 1721 u. 1792, beide in 8 Quartbänden mit Kpf., stehen an typographischer Eleganz der ersten Ausgabe nach, und die beiden Auszüge aus dem Werke (Histoire du clergé régulier. Amst. 1716. Vol. IV. 8. u. Hist. des ordres militaires. Ib. 1721. Vol. IV. 8.) werden nur der Kupfer wegen geschätzt. Das Hauptwerk ist das vollständigste und reichhaltigste über das Mönchs- und Ordenswesen, mit Benutzung vieler handschriftlichen Urkunden ausgearbeitet, und muß als Grundlage bei fernern Untersuchungen angesehen werden *). Einige asketische Schriften, die Helyot außerdem heraus gab, sind vergessen. Er starb in dem Kloster Picpus den 5. Januar 1716 **). (*Baur.*)

HEM, auch wol le bourg d'Hem, ein Marktflecken (nach Prudhomme nur Dorf), auf einem Hügel, den die Creuse benetzt, im Bezirk des französischen Departements Creuse: er hat 178 Häuser und 994 Einw. die Märkte halten. (*G. Hassel.*)

HEM (Jean de), ein im 16ten Jahrhunderte als geistlicher Redner sich auszeichnender Franciskaner; er war gebürtig aus Corbie in der Pikardie, machte in Paris durch seine Predigten ein solches Aufsehen, daß er sie auf öffentlichen Plätzen zu halten genöthigt war. Er besaß die Gunst des Volkes in einem so seltenen Grade, daß man ihn wieder frei geben mußte, als er wegen einer Vergleichung der Katharina von Medicis mit der Jesabel (1 König. 19 ff.), welche er sich erlaubt haben sollte, gefangen gesetzt worden war; seine Befreiung war ein Freudenfest, welches sich sogar durch Prozessionen öffentlich aussprach. Hem starb am 16. Dec. 1562 an der Pest †). (*R.*)

HEMAM, 1) H. kemaleddin Mohammed ben abdal vaheb, einer der berühmtesten Lehrer aus Ali's Nachfolgern, gest. 861 der Hedschra und bekannt als Verfasser des sad el fakir, d. i. Schatz des Armen (des Mönchs). Man nennt ihn auch Hemameddin. — 2) H., ein Arzt aus Tebris, daher el Tebrisi genannt, Verfasser des Buches irschâd fi marefat el adâd, d. i. Einleitung in die Wissenschaft von den Zahlen *). — 3) Hemam oder Hemameddin Tebrisi, ein sehr geachteter persischer Dichter aus Tebris, und Zeitgenosse des berühmten Saadi, gest. im J. 713 d. H. (1313 nach Chr.) und bestattet in einem von ihm zu Tebris gestifteten Kloster. Er war ein reicher Mann, Freund

---

*) Sein Leben von dem Medicinalrath Hagen im ersten Bande der Beiträge zur Kunde Preußens. Königsb. 1818. 8. Biogr. univ. T. XX. (von Bernhard). Adelungs Zus. zum Jöcher.

†) Jöcher's Gelehrtenl. 2r Bd. S. 1482.

*) Lenglet du Fresnoy sagt von dem Werke in seinem Catal. des hist. p. 255: Il ne s'est pas encore fait ni en notre langue, ni en aucune autre un ouvrage aussi étendu sur les ordres religieux. Il est plein de recherches, écrit avec discernement, et la manière, dont il traite son sujet, le rend intéressant. Les figures des ordres religieux, quoique bien gravées, ne sont pas la partie essentielle de l'ouvrage, mais elles y donnent beaucoup de lustre. **) Sein Leben im Journal des Savans. Oktober 1716. Hirsching's Handb. 3r Bd. Nouv. Dict. hist., Biogr. univ. T. XX. (von Weiß).

†) Jöcher's Gelehrtenlex. 2r Th. S. 1483. Allgem. Universallexik. XII. Th. S. 1329 nach *de Coste* hommes illustr.

*) *d'Herbelot* Orient. Bibl. 2r Bd. S. 715.

der Gelehrten und selber talentvoll; einen Beweis von beiden gab er bei der Bewirthung des Wesirs Chodscha Harun ben Chodscha Schemseddin: das Essen wurde in 400 porzellanenen Schüsseln aufgetragen und wurde durch ein schönes, von ihm zum Lobe seines Gastes improvisirtes Gedicht noch verherrlicht **). Saadi selbst schätzte das Talent und den aufgeweckten Kopf Hemam's, wovon sich einige anmuthige Anekdoten erhalten haben ***). (*A. G. Hoffmann.*)

Hemameddin, s. den vorherg. Art. Hemam.

HEMAN (הֵימָן), wohl so viel als zuverlässig, treu, ist Name eines wenig bekannten Hebräers. Im 1 Kön. 5, 11. (4, 31.) ist seiner als eines weisen Mannes gedacht, mit welchem Salomo verglichen wird [1]), der 1 Chron. 6, 33. u. 15, 17, 19 als Gesangmeister Davids und Levit aufgeführte und der in der Überschrift von Ps. 88. genannte Heman sind unstreitig damit einerlei [2]), obschon Einiges, was vorkommt, damit nicht genau zusammen stimmt. Denn 1 Chron. 6, 33. u. 15, 17. erscheint Heman als Levit und als ein Sohn Joels, aber 1 Chron. 2, 6. als Judäer und Sohn des Serah und zwar in derselben Gesellschaft von Brüdern. 1 Kön. 5, 11. (4, 31.) heißt er ein Sohn Mahol's und Ps. 88, 1. der Esrahit (אֶזְרָחִי). Da indeß solche Differenzen in der Genealogie auch sonst in den Nachrichten des A. T. nicht ungewöhnlich sind (vergl. z. B. 1 Mos. 10 u. 25), so läßt sich trotz dieser Widersprüche die Identität der Person recht wohl behaupten und vertheidigen [3]). Es wäre möglich, daß Heman wirklich von Juden abstammte, daß aber der Chronist bei seinem Streben auch solche Männer als Leviten darzustellen, welche es nicht waren (z. B. Samuel, vergl. 1 Sam. 1, 1. u. 1 Chron. 6, 18.): so könnte man der Ableitung Hemans von Juda mehr historische Wahrscheinlichkeit beilegen, müßte aber dabei annehmen, daß in der Genealogie viele Mittelglieder fehlten, da Heman doch Zeitgenosse Davids seyn soll. Auf der andern Seite ließe sich auch denken, daß man nur durch den Beinamen Esrahit auf eine Abstammung Hemans vom bekannten Serah geschlossen habe [4]). In wie fern Heman Esrahit heiße, darüber sind die Ansichten getheilt; gewöhnlich faßt man das Wort als patronymicum, so daß Esrah (אֶזְרָח) als eine nur etwas veränderte Form von Serah (זֶרַח) wäre [5]); es ist nicht nöthig, Esrah und Serah für verschieden zu halten. Andere nehmen Esrahit als gentile, was weniger wahrscheinlich ist. Da Heman als Sänger und Weiser bezeichnet wird, so soll er Ps. 88. gedichtet haben, der aber offenbar aus späterer Zeit ist [6]). Daß er aber sonst als Dichter aufgetreten seyn möge, hat Nichts gegen sich; ja der Umstand, daß seiner in der Psalmenüberschrift gedacht wird, spricht dafür, daß er als Dichter bekannt war. (*A. G. Hoffmann.*)

Hemarthria R. Br. s. Rottböllia *L.* (compressa *L.* und uncinata *Spr.* syst.)

HEMASINI, nach *Plin.* III, 22. (III, 26.), eine Völkerschaft Dalmatiens. (*R.*)

Hemat, Hemath s. Hama (2te Sect. 1 Bd. S. 331).

HEMATHION, Ἡμαθίων, auch Emathion, Sohn des Tithonus und der Aurora, König der Äthiopen, vom Herakles auf dem Zuge nach den Gärten der Hesperiden getödtet. (*Hes. Θ.* 984; *Apollod.* III, 12, 3; II, 5, 11.) (*Richter.*)

Hematiten s. Hämatiten (2te Sect. 1 Bd. S. 355).

HEMAU, auch HEMMAU, ein Landgericht im baiernschen Regenkreise, mit 4 □ Meilen und 11,231 Einw. Früher war es ein herzogl. neuburg'sches Pflegamt. Das Städtchen Hemau, wovon das Landgericht seinen Namen hat, liegt an der Straße von Nürnberg nach Regensburg, zwischen der Altmühl und schwarzen Laber, $6\frac{1}{2}$ Stunde von Regensburg, und enthält 1230 Einw., die Sitze eines Landgerichts und Rentamts und 1 Pfarrei des Dekanats gleiches Namens. Hemau war in früheren Zeiten ein Bestandtheil der Grafschaft Riedenburg und gehörte dem letzten Burggrafen Heinrich von Regensburg, als einem Grafen von Lengenfeld, nach dessen Tode im J. 1185 es, als ein eröffnetes Lehen, an den baiernschen Herzog Ludwig I. kam. (*Eisenmann.*)

HEMBSEN, ein Pfarrdorf, im Verwaltungsbezirke und Kreise Brakel, des preuß. Regirungsbezirks Minden, mit 646 Einwohnern. (*Mützell.*)

HEMDE, HEMDEN, sind bekannte Kleidungsstücke, die fast überall von dem männlichen und weiblichen Geschlechte auf dem bloßen Leibe getragen werden und die man meist aus Leinwand macht. Viel von dieser Ware wird in Frankreich, Teutschland, Böhmen, Schlesien u. s. f. für den öffentlichen Verkauf, gewöhnlich aus grober Leinwand, fabrizirt, und auch Ostindien liefert dergleichen, sowohl weiße als auch blaue, für Matrosen und Soldaten. Was von feinen Hemden aus Baumwolle oder Seide in England, Frankreich, Italien u. s. w. verfertigt wird, geht vorzüglich nach der Levante, wo dieser Artikel guten Abgang findet und insonderheit von dem Frauenzimmer gebraucht wird. Bei dem Einkaufe dieser Ware ist vornehmlich darauf zu sehen, daß solche aus gutem Material gefertiget, und nicht aus allerhand Abschnittlingen von verschiedener Qualität zusammengesetzt ist. (*Fr. Thon.*)

) Man findet diese treffliche Gasel übersetzt in Jos. von Hammer Geschichte der schönen Redekunst Persiens. S. 204. *) *d'Herbelot* a. a. O. S. 714 und Jos. v. Hammer a. a. O. S. 206.

1) Daß er vor Salomo gelebt habe, folgt aus der angez. Stelle nicht nothwendig, obschon man es gewöhnlich und mit Wahrscheinlichkeit annimmt. 2) So unter andern Winer im bibl. Reallexik. unt. d. W. und in der neuen Ausgabe von Simonis. p. 252. Rosenmüller dagegen (Scholia in Psalm. Vol. I. p. XVII) ist entgegen gesetzter Meinung. 3) Bertholdt (Einl. ins A. T. 5r Bd. 1ste Abth. S. 1974) will den Widerspruch in den Nachrichten dadurch umgehen, daß er den Serach als zum Stamme Levi darstellt, was aber nach 1. Chron. 2, 3—6. geradezu falsch ist. 4) Gesenius in A. L. Z. 1816. Ergbl. Nr. 81. S. 647. 5) Hebr. Handwörterbuch. S. 28 (3te Aufl.). 6) Bertholdt Einl. a. a. O. S. 1958. Vgl. auch de Wette Comment. zu den Ps. S. 21 (2te Ausg.).

übrigens kannte das Alterthum Hemden, wie wir sie jetzt tragen, nicht und das indusium der Römer hatte keine Ähnlichkeit. Erst im 8ten Jahrhunderte finden wir Spuren davon, indem die Martyrerinn Segoline ein Hemde trug. Früher mögen indeß wollene Hemden in die Mode gekommen seyn, als leinene.
(*G. Hassel.*)

HEMDE, heißt bei einigen Eisengießereien der Lehmaufschlag zwischen dem Kerne und dem Mantel der Formen; besser nennt man ihn die Eisenstärke (s. Lehmgiesserei.) (*A. Schmidt*).

HEMELAER, Jan, ein Niederländer aus dem Haag, um 1580 geboren. Er war in der reformirten Kirche erzogen und hatte Joest Lips und Ägid Schondonk zu Lehrern gehabt, erhielt auch von ersterem, als er 1600 nach Italien reisete, wegen seiner Kenntnisse und guten Aufführung ein höchst vortheilhaftes Zeugniß. Zu Rom wurde er mit dem Kardinal Barth. Chesi bekannt, der ihn in seine Familie einführte; hier lebte er 6 Jahre und dieses Verhältniß scheint ihn bewogen zu haben, in den Schoß der katholischen Kirche überzutreten, wo er durch des Kardinals Verwendung auch ein Canonikat zu Antwerpen erhielt, wo er bis an seinen 1655 erfolgten Tod lebte. Er stand wegen seiner Gelehrsamkeit in allgemeiner Achtung und im Briefwechsel mit den vornehmsten Gelehrten seiner Zeit, wobei man ihn jedoch eines kleinen Hangs zur Proselytenmacherei zeihet: auf der Universitätsbibliothek zu Leyden befinden oder befanden sich, wie Burmann versichert, 2 Briefe von ihm, worin er Hugo Groot zu bekehren versucht. Sein Hauptwerk: expositio numismatum imp. Roman. a Julio Caesare ad Heraclium ex museo Caroli ducis Crojaci, quam operi suo Jac. Biaeus adjecit. Antw. 1624. 4., neu aufgelegt 1627 und 1654. Fol., ist ein Kommentar zu des geschickten Kupferstechers Jacq. de Bie Abbildungen der goldenen römischen Kaisermünzen, gedrängt und einfach dargestellt, und voll Scharfsinns und gesunder gründlicher Auslegekunst (Wachlers Geschichte der hist. Kunst und Forschung I, 711). Noch haben wir von ihm ein paraeneticon angeli custodis ad Hugonem Grotium super nupero ejus carcere. Antw. 1621. typis Plant. in schönen jambischen Versen, die es bedauern lassen, daß der Verf. sich nicht mehr in diesem Genre versucht hat, und eine oratio in funere Joh. Malderi, Antw. episc., 1633 habita*).
(*G. Hassel.*)

HEMEL HEMSTEAD, ein Marktflecken in der engl. Grafschaft Hertford, anmuthig gelegen am Abhange eines Hügels, der ein Thal schließt, durch den der Gade fließt. Obgleich nur klein, gewährt der Ort doch einen freundlichen Anblick, hat 1 Kirche und mit dem Kirchspiele 735 Häuser und 3962 Einwohner, die am Donnerstage den größten Kornmarkt in der Grafschaft halten, worauf zuweilen an einem Tage für 20,000 Guld. umgesetzt werden; auch ist der Ort zu ein Par Jahrmärkten berechtigt. Das weibliche Geschlecht macht gute Strohgeflechte. (*G. Hassel.*)

HEMELING oder HEMMELING (Johann), und wie er auf dem Titel seines arithmetischen Trichters, P. L. C. hinter seinem Namen setzte, was wohl kais. gekrönter Dichter heißen soll, war 1625 zu Hanover geboren, und Schreib- und Rechnenmeister daselbst. Er scheint aber nicht an dem Lyceum angestellt gewesen zu seyn, denn Baring nennt ihn in der hanöverschen Kirchen- und Schulengeschichte, im 2ten Theile S. 61 fg. nicht mit unter den Lehrern desselben. Er war 1688 noch am Leben †). Sein Ansehn war so groß, daß seine Rechnenbücher mit dem berufenen Adam Riese gleiche Auctorität erhielten, und sich lange darin, besonders in Niedersachsen, behaupteten. (*Rotermund.*)

HEMELMANN od. HAMELMANN (Georg), war zu Malaga in Spanien im J. 1574 von einer adeligen Familie geboren, trat sehr jung in den Jesuiterorden, zeichnete sich als Redner, Dichter, Philosoph und Theolog aus, lehrte die Philosophie und scholastische Theologie mehrere Jahre mit Beifall, war drei Jahr Rektor im Collegium zu Sevilla, einmal zu Granada, darauf Provinzial seines Ordens in derselben Provinz, endlich Visitator zu Aragon und starb am 3. Junius 1637 an einem bösartigen Fieber *). (*Rotermund.*)

HEMELYTRA, Halbdecken (termin. entomol.), nennt man bei den Insekten Flügeldecken, welche an der Wurzel lederartig, an dem Ende häutig sind und deren eine die innere Seite der andern zum Theil bedeckt. (*Dr. Thon.*)

HEMER (Nieder- und Ober-), Pfarrdorf und Bauerschaft, im Kreise Iserlohn, Regierungsbezirk Arnsberg, mit 364 und 465 Einwohnern. Die katholische Kirche in Nieder-Hemer gehört zum Hause Hemer und der Gutsbesitzer ist Patronus, die luther'sche Kirche ist auf dem Ebberge erbaut und die Reformirten halten sich nach Iserlohn. Es gibt hier viele Eisen- und Messingarbeiter und Fingerhutfabriken.
(*Mützell.*)

*) *Foppens* bibl. belg. II, 656. *Jöcher* II, 1483.

†) Er schrieb: Arithmetische und geometrische noch poetischer Art entworfene, Aufgaben. Hanover 1652. 8. Eben das. 1692. 8. — Arithm. Letter- und Buchstabenwechselung. Eben das. 1653. 8. — Arithm. histor. Erquickstunden. Hildesh. 1660. 12. — Die selbstlehrende Rechenschule. Hanover 1664. 8. verm. Frankf. 1675. Hanover, 1678. 8. unter dem Titel, neu vermehrter und vollkommener Rechenmeister, Hanover. in 8. — Der arithm. Trichter. Eben das. 1677. 8. verm. Eben das. 1681. 8. Eben das. 1697. 8. 10 Bogen, und öfter. — Poetische Gelenergötzung in 6 Theilen. Eben das. 1681. 12. Frankf. and Leipz. 1684. — CLXVI, theils sonderlicher und sehr künstlicher Quistionen von geometrischen Progressen, Frankf. and Leipz. 1684. — Selbstlehrende Schreibschule, 1688. Fol. — Anfängliche Schreibekunst mit der Fortsetzung, in Fol. S. *Neumeister* de poetis germanis.

*) Vergl. *Alegambe* Biblioth. script. Societ. Jesu, p. 155 f. Er schrieb: Disput. theologica in primam partem Summae Theologiae S. Thomae. Tom. IV. Granata 1637. Fol. — Proloquia Sacra, ad Philos., Theol. scholasticam, positivam et moralem recte tradendam. Seine andern hinterlassenen Werke sind noch ungedruckt.

HEMERA, *Ἡμέρα*, die Helle, Heitere, Tochter des Erebos und der Nacht; denn der Tag folgte auf der alten Urnacht und steigt jeden Morgen hinter der Erdscheibe aus der Unterwelt herauf, wo Hemera ein Gemach hat, das sie jeden Morgen verläßt, indeß die Nacht, von der andern Seite die Oberwelt verlassend, es bezieht*). Später war bei den Tragikern Hemera die Tagesgöttinn. (*Richter.*)

HEMERALOPIE, diejenige Beeinträchtigung des Sehvermögens, wobei dieses mit der Abenddämmerung schnell aufhört, und erst mit Aufgang der Sonne wiederkehrt, die Befallenen somit nur bei Tage sehen, daher der Name von *ἡμέρα* und *ὤψ*, während bei der Nyktalopie das Umgekehrte Statt findet (vgl. Albinos). Dieser Zufall ist häufig das begleitende Symptom des Skorbuts, er kann aber auch ohne alle Krankheits-Erscheinungen plötzlich eintreten. Die Befallenen spüren dabei durchaus keine Schmerzen oder unangenehme Empfindungen. Die Pupille hat auch den Tag über ihre gewöhnliche Contraktilitäts-Fähigkeit, aber gegen Abend erweitert sie sich, und nun tritt die Blindheit so plötzlich ein, daß solche Kranke, wenn sie auf dem Felde sich befinden, ohne fremde Hilfe nicht mehr nach Hause gelangen können. Bei Tage können die Hemeralopen den feinsten Druck lesen, bei Nacht sehen sie aber auch beim stärksten Kerzenlichte gar Nichts. Nur Prior (Reise ins indische Meer S. 168) erzählt, daß im Jahr 1811 bei der Eroberung Java's durch die Engländer bei einem Detaschement Seesoldaten auf dem Nachtmarsche von Cheribom nach dem Dorfe Karang-Sambang plötzlich in der Art die Hemeralopie sich geäußert habe, daß die Befallenen das Sehvermögen eine Stunde lang, Einzelne auch nur 20 Minuten lang so ganz verloren, daß sie wie Blinde geleitet werden mußten. Sonst kehrt die Fähigkeit zu sehen nur mit der Morgenröthe wieder, und dauert dieses Übel 4 bis 6 Wochen lang, worauf es eben so schnell verschwindet. Überaus merkwürdig ist es, daß in den meisten Fällen, da die H. zur See oder auf dem Lande beobachtet wurde, immer mehrere Menschen, die sich beisammen befanden, zugleich befallen wurden; auf der Rhede von Algier sah man einmal 50 Matrosen zugleich nachtblind werden. Dasselbe war auch schon der Fall bei ganzen Haufen von Arbeitern auf dem Felde, und die bei Ozanam angeführten Fälle betrafen immer mehrere Soldaten.

Wie bereits bemerkt wurde, scheint die H. eine begleitende Erscheinung des Skorbuts zu seyn, so kommt sie auch häufig beim Pellagra vor, und beim Seeskorbut bemerkte Blane überhaupt, daß die Pupille ungemein sich erweitert. Die H. scheint im Allgemeinen in den Tropenländern z. B. in Brasilien, auf den Maldiven, im ostindischen Archipel und in China am häufigsten vorzukommen; in letzterer Gegend leitet man sie vom Genuß des Reis, zumal wenn derselbe noch heiß ist, her.

Zwar will Chamseru (Mémoires de la société de médecine de Paris séante à l'Hôtel de ville Paris 1817) gefunden haben, daß zu Roche Guyon, wo die Hemeralopie alljährlich vorkommt, dieselbe in einem nassen Frühjahre seltener sei, als in einem trockenen, doch findet sie sich in Europa meist in sumpfigen Gegenden, bei einer unverdaulichen Nahrung, wie in Podolien, dem nordwestlichen Rußland, in der Normandie, in der Lombardei und ähnlichen Gegenden, aber auch hier meist nach großen körperlichen Anstrengungen und anhaltenden Wachen, z. B. in der Ernte und während der griechischen Fasten. So hörte Meißner im J. 1816, als er zu Peczana, einem Städtchen in Podolien, wenige Wochen vor den Osterfeiertagen sich befand, daß daselbst mehr als hundert der Einwohner von der Hemeralopie befallen seien, welches man bloß dem Fasten zuschrieb, da sich dieselbe Erscheinung alljährlich zeige und immer nach den Osterfeiertagen wieder verliere, bei den Juden sich auch gar nicht zeige; auch hatte Lerch in seinem Augenkranken-Institut zu St. Petersburg immer die meisten Fälle von Hemeralopie zur griechischen Fastenzeit. Sonst will man auch bemerkt haben, daß die Häufigkeit des Übels nach den Mondsphasen sich richte.

Das Außerordentlichste an dieser Krankheit ist vollends deren Heilart, sofern das Volksmittel gegen dieselbe in den verschiedensten Gegenden der Erde überall das nämliche ist. In Frankreich und in Rußland, in Brasilien und in China, auf den Maldiven und auf den Molukken wird nämlich überall vom Volke die Leber bald von Fischen, bald von schwarzen Schweinen und Hähnen, bald innerlich, bald äußerlich und zwar, wie die Ärzte selbst zugeben müssen, mit dem sichersten Erfolg gebraucht. (*Schnurrer.*)

HEMERE (Claude), ein französischer Bibliograph und Bibliothekar der Sorbonne zu Paris, geboren gegen das letzte Fünftel des 16ten Jahrhunderts in dem Stifte St. Quentin, an welchem er die Stelle eines Kanonikus bekleidete, und gegen die Mitte des 17ten Jahrh. verstarb. Seine Sachkenntniß beurkunden folgende, noch immer werthvolle Schriften: De academia Parisiensi, qualis primo fuit in insula et episcoporum scholis. Par. 1637. 4. — De scholis publicis. ib. 1633. 8. und Augusta Virmanduorum vindic. et illustrata. ibid. 1643. 4., worin eine chronologisch-historische Darstellung des Stiftes St. Quentin enthalten ist. (*St.*)

HEMERESIA (*Ἡμηρεσία*) die Versöhnliche, Beiname der Diana, weil in ihrem Tempel Melampus die Prötiden von ihrer Raserei befreite. *Paus.* VIII, 18. S. Proetiges. (*Richter.*)

HEMEROBAPTISTAE, d. i. Leute, welche sich täglich waschen oder taufen (im ursprünglichen Sinne dieses Wortes), werden von den Kirchenvätern als eine besondere jüdische Sekte, und zwar meist nach den Pharisäern, Sadducäern u. s. w. aufgeführt. Zuerst erwähnt sie Hegesippos, nach der Angabe des Eusebios[1]), und die Stellung und Bedeutung, welche er ihnen neben den

*) *Hes.* Theog. 125. Kanne Myth. S. 13.

1) Hist. eccl. IV, 22.: *ἦσαν δὲ γνῶμαι διάφοροι ἐν τῇ*

Galiläern, Masbothäern und Samaritern (die wohl nur durch Unkenntniß als Sekten aufgefaßt sind) anweist, deutet auf willkürliche Annahmen hin. Ausführlicher ist Epiphanios[2]); er läßt sie mit den Pharisäern und Schriftgelehrten, zum Theil auch mit den Sadducäern in der Lehre überein stimmen, nur daß sie dabei das tägliche Waschen empfohlen hätten, und unterscheidet von den genannten jüdischen Sekten noch die Scribae, Nazaräer und Herodianer, die aber gewiß keine besonderen religiösen Vereine bildeten. Bestimmter deutete die Entstehung des Sektennamens der Hemerobaptisten Justin Martyr, dessen Baptisten gewiß damit einerlei sind[3]) und der Verfasser des dem Hieronymos zugeschriebenen Indiculus haereseon an[4]). Wir finden hier Sektennamen zusammen gestellt und unterschieden, deren Eigenthümlichkeit sich nicht auf die Religion bezieht (z. B. Herodiani, Scribae, Meristae, Genistae), und die keine besondere Sekten gebildet haben können, sondern bloß der Unerfahrenheit und Willkür der ältern Zeit ihren Ursprung verdanken. So sind die Herodiani nach dem Pseudo-Hieronymos solche, qui Herodem magnificabant, dicentes ipsum esse Christum; die Genistae praesumunt, quoniam de genere Abrahae sunt, wären also Juden überhaupt, als Nachkommen Abrahams (wahrscheinlich als Gegner Christi, vgl. Joh. 8, 33); die Meristae separant Scripturas, non credentes omnibus prophetis etc. Die jüdischen Schriftsteller wissen nichts von allen diesen, und bloßes Mißverständniß der Benennungen, womit die älteren Christen die Juden überhaupt oder eine der bekannten Parteien benannte, oder welche im N. T. (z. B. Scribae, Herodiani) vorkommen, hat sie ins Daseyn gerufen. So ist Masbothäer[5]) von der strengen Beobachtung des Sabbaths[6]) abzuleiten und bezeichnet daher entweder die Juden im Allgemeinen oder die Parteien der Pharisäer und Sadducäer, in sofern sie den Sabbath streng beobachteten. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit den Hemerobaptisten; eine besondere Partei des Namens kennen die Juden nicht; dagegen hielten die Pharisäer streng auf Reinigung durch Wasser vor Tische, des Morgens und bei jeder Gelegenheit, wo sie sich gesetzlich verunreinigt haben konnten, wuschen sie sich entweder an Händen und Füßen, oder am ganzen Körper, oder badeten sich; ihre Geräthschaften, Becher, Betten u. s. w. wurden nach einer Verunreinigung ins Wasser getaucht und gereinigt. Mark. 7, 4 wird dieser Gebrauch *βαπτίσασθαι* genannt, und den Pharisäern *βαπτισμοὶ ποτηρίων καὶ ξεστῶν καὶ χαλκίων καὶ κλινῶν* beigelegt[7]). Wie nun die Pharisäer und die Juden überhaupt scherzweise *γενισταί* genannt wurden, weil sie als das *γένος* (*σπέρμα*) *τοῦ Ἀβραάμ* ein Vorrecht zu haben behaupteten (Act. 13, 26.), so konnten sie auch *Βαπτισταί*, *Ἡμεροβαπτισταί* heißen, weil sie sich täglich badeten und reinigten, vorzüglich aber, wenn sie, um vor Verunreinigungen ganz sicher zu seyn, sich das tägliche Waschen und Baden zum Gesetz machten. Diese Namen pflanzten sich fort, ihr Ursprung wurde allmälig vergessen und Unkunde bildete eine besondere jüdische Sekte. So schon Dionys Petau[8]); Andere betrachteten zwar die Hemerobaptisten als eine eigne, aus den Pharisäern hervor gegangene Sekte[9]); allein ihnen steht das sonstige Schweigen der Geschichte entgegen. Mosheim[10]), sich vorzüglich auf die Autorität einer Nachricht in den Pseudo-Clementinen[11]) stützend, wo ein gewisser Johannes Stifter dieser Sekte heißt und demselben zwölf Apostel und dreißig Gehilfen zugeschrieben werden, vermuthet, daß die in neuerer Zeit bekannter gewordenen Johannes-Jünger (s. den Art. Zabier) ein Zweig jener Hemerobaptisten gewesen seyn möchten. Er führt zwar Gründe an (p. 44, 45), allein ein auf glaubwürdigen Zeugnissen beruhender läßt sich nicht auffinden. Die Johannes-Jünger verfolgten allerdings den jüdischen Grundsatz von der Erhaltung der gesetzlichen Reinigkeit durch Taufen und Waschen, aber dadurch werden die Hemerobaptisten noch nicht zu einer besonderen jüdischen Partei, noch die Johannes-Jünger zu Nachfolgern derselben. Die Erklärungen der Väter über die Grundsätze der Hemerobaptisten weisen deutlich auf die Pharisäer hin, und insbesondere auf das, was Mark. 7, 4 und Luk. 11, 38 (wo im Munde der Pharisäer der Ausdruck: *ἐβαπτίσθη πρὸ τοῦ ἀρίστου* gebraucht wird) von ihnen gesagt wird[12]). Der Verfasser der Clementinen kam vielleicht

περιτομῇ ἐν υἱοῖς Ἰσραὴλ τῶν κατὰ τῆς φυλῆς Ἰούδα καὶ τοῦ Χριστοῦ αὗται· Ἐσσαῖοι· Γαλιλαῖοι· Ἡμεροβαπτισταί· Μασβωθαῖοι· Σαμαρεῖται· Σασσουδαικαῖοι· Φαρισαῖοι. 2) Adv. Haeres. lib. I, 17.: τοῦτο δὲ περιττὸν αὕτη κεκτημένη ἡ αἵρεσις, ὡς ἐν ἔαρί τε καὶ μετοπώρῳ, χειμῶνί τε καὶ θέρει πάντοτε καθημέραν βαπτίζεσθαι, ὅθεν καὶ Ἡμεροβαπτιστικὴν εἴληφε τὴν ἐπωνυμίαν· ἔφασκε γὰρ αὕτη ἄλλως πῶς μὴ εἶναι ζῆν ἀνθρώπῳ, εἰ μή τι ἄρα καθ' ἑκάστην ἡμέραν βαπτίζοιτό τις ἐν ὕδατι, ἀπολουόμενός τε καὶ ἁγιαζόμενος ἀπὸ πάσης αἰτίας. 3) In dial. c. Tryph. Jud. p. 245 ed. *Jebb.*: ὥσπερ οὐδὲ Ἰουδαίους ἄν τις ὀρθῶς ἐξετάσῃ, ὁμολογήσειεν εἶναι τοὺς Σαδδουκαίους ἢ τὰς ὁμοίας αἱρέσεις, Γενιστῶν καὶ Μεριστῶν καὶ Γαλιλαίων καὶ Ἑλληνιανῶν καὶ Φαρισαίων καὶ Βαπτιστῶν. 4) Hier werden als jüdische Sekten unterschieden die Essnei (richt. Essaei), Galilaei, Marbonei (richt. Masbothei), Pharisaei, Sadducaei, Genistae, Meristae, Samaritae, Herodiani, Hemerobaptistae. Diese letzten werden beschrieben, als solche: qui quotidie et corpora sua et domum et supellectilem lavant. Dasselbe wiederholt auch *Isidor.* lib. VIII. Origin. c. 4. Er sagt insbesondere von den Hemerobaptistae: H. appellati eo, quod quotidie vestimenta sua et corpora lavant. 5) *Euseb.* l. l. Von einem gewissen Masbotd ihren Namen abzuleiten, ist bloß Erdichtung, wovon es in der alten Kirchengeschichte (Ebioniten, Nikolaiten) Beispiele genug gibt. Vergl. Lange's Beiträge zur ält. Kirchengesch. 1r Bdchn. S. 32. 6) S. *Coteler.* ad Constitut. Apostol. libr. VI. cap. 6. Baumgarten meint, die Christen wären von den Juden wegen Verwerfung des Sabbaths so bezeichnet worden. (S. dessen Geschichte der Religionsparteien. S. 270), aber die Masbothäer sind als jüdische Sekte bezeichnet. 7) S. *Lightfoot.* hor. hebr. ad h. l. 8) In seinen Anmerk. zu *Epiphan.* l. l. Tom. II. p. 35. Zu vergleichen ist über die genannten jüdischen Sekten *Rhenferd* in d. Op. philol. p. 76 sq.; über die Hemerobaptisten p. 89. 9) Z. B. *Nicolai* in l. Annotat. ad *Sigon.* de Rep. Hebr. p. 423. 10) In Comment. de reb. Christ. ante Constant. p. 43 sq. 11) Homil. II. cap. 23. Tom. I. Patr. apostol. p. 633. 12) Man vergl. die oben aus *Epiphan.* not. 2, und Pseudo-Hieron., so wie *Isidor.* not. 4 angeführten Stellen.

nur dadurch auf seine Angabe, weil der bekannte Verwandte von Jesus vorzugsweise Johannes der Täufer hieß. (*Lobegott Lange.*)

Hemerobiadae, s. Hemerobii.

HEMEROBII oder HEMEROBINI, *Latreille*, HEMEROBIADAE, *Leach*, (Insecta). Eine Tribus der Neuroptern (Insekten mit netzähnlichen Flügeln) aus der Familie planipennes. Die hierher gehörigen Gattungen kommen in folgenden Kennzeichen mit einander überein. Die Antennen sind faden- oder borstenförmig; das Endglied der vier Palpen ist dicker, eiförmig und zugespitzt; die Augen sind kugelig. Es gehören hierher nur die Gattungen Hemerobius und Osmylus. (*D. Thon.*)

HEMEROBITES, *Germar* (Insecta fossil.). Germar, welcher zuerst versucht hat, die im Bernstein eingeschlossenen Insekten mit entomologischer Genauigkeit zu bestimmen, liefert unter den Namen Hemerobites antiquus die folgende Beschreibung eines Netzflüglers*), welcher zwar durch die Fühlerform sich einiger Maßen der Gattung Termes nähern, dennoch aber besser unter Hemerobius stehen soll. Den letzteren Namen hat der Verf. der Analogie nach, weil das Insekt ein fossiles ist, in den obigen verändert. — Die Flügellänge dieses Urinsekts beträgt vier, die Körperlänge desselben zwei ½ Linien. Der Kopf ist nieder gebogen, nebst den Augen schwärzlich-braun, der Mund roth oder gelb, die Antennen roth oder gelb, dicht vor den Augen eingesetzt, sie bestehen aus vielen, fast kugelrunden Gliedern, die perlschnurförmig, jedoch nicht sehr dicht an einander gereiht sind. Sie scheinen halb so lang, als der Körper gewesen zu seyn, doch kann man ihr Ende nicht ganz verfolgen. Vom Halsschilde läßt sich wegen vorliegender Trübe des Bernsteins nichts Bestimmteres sagen, als daß es gelb gewesen zu seyn scheint. Der Hinterleib ist etwas platt gedrückt und besteht aus sieben breiten, braunen, auf der Ober- und Unterseite schmal gelb gerandeten Abschnitten, von welchen der letzte, kleine, abgerundete, auf dem man auf der Unterseite zwei kleine hervor ragende Stacheln bemerkt, den After bildet. Die Beine sind dünn und gelb, an den hintersten bemerkt man vier Fußglieder, die drei ersten klein und zusammen gedrängt, das Klauenglied lang und schwach, nach außen verdickt. Die Vorder- und Hinterflügel haben gleiche Länge, sie ragen weit über den Hinterleib hinaus, sind durchsichtig, ungefleckt und von den kleinen, wellenförmig gebogenen Flügeladern überall durchkreuzt. (*D. Thon.*)

HEMEROBIUS, *Linné* (Insecta), Florjungfer, Florfliege. Über die Stellung dieser Gattung im Systeme vgl. Hemerobii. Sie hat gegenwärtig nicht mehr den Umfang, in welchem sie Linné aufstellte, welcher darunter z. B. auch die jetzt unter Psoccus stehenden, ganz davon verschiedenen Insekten begriff. Außerdem wurden aus derselben noch die Gattungen Osmylus, Corydalis, Chauliodes und Sialis gesondert. Sie hat folgende Kennzeichen. Die Antennen sind borstenförmig; die Mandibeln hornig, gebogen, klein; die Zahl der Palpen steigt auf vier; die Lefze ist vorspringend; die Nebenaugen fehlen; das erste Segment des Thorax ist sehr kurz; die Tarsen haben fünf Glieder; die Flügel liegen dachförmig und sind fast von gleicher Größe. — Die Florjungfern haben einen weichen Leib, ihre Augen sind kugelig und glänzen oft mit den schönsten Metallfarben. Die Flügel sind lang, breit und durchsichtig, wie Flor, so daß man durch sie hindurch den Leib sieht. Dieser ist in der Regel grün gefärbt und oft goldschillernd. Der Flug dieser Insekten ist schwerfällig, sie leben in Gärten, an Hecken u. s. w., und mehrere Arten unter ihnen stinken, wenn man sie zerdrückt, wie Menschenkoth. Sehr merkwürdig ist die Naturgeschichte dieser Thierchen. — Sie legen Eier, welche an Pflanzen befestigt, leicht durch ihre Gestalt in die Augen fallen, indem sie auf fast zolllangen, aber nur eines Haares dicken Stielen stehen, welche weiß und meist mehr oder weniger nach dem Blatt oder sonstigen Gegenstand, auf dem sie stehen, hin geneigt sind. Man findet sie immer nur auf Pflanzen, auf welchen sich Blattläuse (Aphis) zeigen. Wegen ihrer Gestalt sind diese Eier manchmal für kleine Pilze gehalten worden. An dem einen Ende sind diese Eier mit einer klebrigen Materie versehen, welche sich zu Fäden ziehen läßt, und eben mit diesem Ende setzt das Weibchen die Eier auf, entfernt dann den Hinterleib und zieht so die gedachte Materie in einen Faden, der sogleich an der Luft erhärtet, worauf sodann ganz leicht das Ei selbst folgt. Die Larve, welche aus diesen Eiern schlüpft, ist schon länger unter den Namen der Blattlauslöwe bekannt, wegen der großen Verwüstungen, welche sie unter den Blattläusen anrichtet. Der Körper dieser Larve ist platt, lang, und kurz hinter dem Thorax am breitesten. Von da verschmälert sich der Hinterleib nach und nach so, daß er zuletzt in eine Spitze ausläuft. Der eigentliche Thorax ist nur klein und an ihm sitzt nur das erste Fußpar, die beiden andern sitzen an den nächsten Leibessegmenten, welche nach dem früheren Begriff den Thorax mit bilden. Die gedachte Spitze, in welche der Hinterleib ausläuft, dient den Larven zum Kriechen. Die obere Seite ihres Körpers erscheint durch die Furchen, welche sich auf jedem Ringe befinden, runzelig. Der Mund besteht aus zwei gekrümmten Haken, welche an der Spitze durchbohrt und innen hohl sind. Diese Haken sind ihre Fang- und nach Reaumur auch ihre Saugorgane. Sie nähren sich mit dem Aussaugen der Blattläuse sehr schnell, und gut, indem sie in ungefähr funfzehn Tagen ihre vollständige Größe erreichen. Wie sie aber gewaltige Mörder unter den Blattläusen sind, so verschonen sie sich auch nicht unter einander, und wenn mehrere zusammen kommen, so werden die Schwächeren immer die Beute des Stärkeren. Wenn die Larven ihr Wachsthum vollendet haben, so verbergen sie sich zwischen Blättern und spinnen ein kleines, sehr dichtes und ganz weißes Gehäuse, mit Hilfe eines, am hintern Theil ihres Leibes liegenden Spinnapparats. In dieser Hülle übersteht die Larve ihre Verwandlung in kürzerer oder längerer Zeit,

*) Germar, Magazin der Entomologie. I, 1. S. 16. Eine Abbildung in *Sendel* Hist. Succinorum. Lips. 1742. t. 1. f. 5.

so daß das vollendete Insekt im Sommer schon nach wenigen Wochen erscheint, den Winter aber im Nymphenzustand übersteht, wenn die Larve sich erst im Herbst einspann. Übrigens bedecken diese nackten Larven ihren Körper in der Regel mit den ausgesogenen Bälgen der Blattläuse und wenn ihnen durch irgend einen Zufall diese abgehen, so wissen sie auch andere Dinge geschickt zu diesem Zwecke zu benutzen. So machte sich Reaumur das Vergnügen, diese Thierchen mehrmals zum Wechseln ihrer Bekleidung zu zwingen, indem er sie derselben beraubte und ihnen verschiedene Materialien zur Verfertigung einer andern reichte. — Von den wenigen Arten ist die bekannteste H. Perla (Abbildung Rösel Insektenbelust. III. t. 21. f. 45. *Panzer* Fauna LXXXVII. t. 13.) Sie ist hellgrün, mit zarten, durchsichtigen Flügeln, grünen Adern in denselben und goldenen Augen. Findet sich besonders auf Erlen, ist aber überhaupt in Gärten u. s. w. nicht selten. Leach hat aus ihr die Gattung Chrysopa gebildet, welche sich nur durch lange, cylindrische Antennenglieder auszeichnet. *(D. Thon.)*

HEMEROCALLIS, *L.* Eine Pflanzengattung aus der Familie der Liliaceen und der ersten Ordnung der sechsten Linnéschen Klasse. Ihr Charakter ist eine sechsgetheilte, glockenförmige Korolle, abwärts gebogene Staubfäden, welche der Basis der Korolle eingefügt sind, und kugeliger Samen. Die beiden Arten dieser Gattung sind als Zierpflanzen unserer Gärten sehr bekannte Knollengewächse: 1) H. flava *L.*, mit linienförmigen, kielförmigen Blättern, zugespitzten Korollensetzen und ungetheilten Nerven der Korolle. Im südlichen Europa. Abgeb. in *Redout.* Liliac. t. 15. 2) H. fulva *L.*, mit linienförmigen, kielförmigen Blättern, wellenförmigen innern Korollensetzen und verästelten Narben der äußeren Korollensetzen. Eb. das. Abgeb. in *Red.* Lil. t. 16. — H. japonica und lancifolia *Thunb.* jap. und H. alba und caerulea *Andr.*, s. Funkia *Spr.* *(Sprengel.)*

HEMERODROMIA, *Hoffmannsegg* (Insecta. Von *ἡμεροδρόμος*, ein Läufer), Fangfliege. Eine Zweiflüglergattung aus der Familie Tachydromiae, mit folgenden Kennzeichen: Die Antennen sind hervor gestreckt, zweigliederig, das erste Glied ist walzenförmig, das zweite eirund, mit einer Endborste; der Rüssel ist vorstehend, kurz, senkrecht, mit aufliegenden, pfriemen- oder walzenförmigen Palpen; die Vorderhüften sind verlängert und die Flügel parallel aufliegend. Die Augen dieser Insekten sind im Leben grün; der Thorax (nach Meigen Mittelleib) länglich oder fast walzenförmig; der Hinterleib ist walzenförmig, besteht aus sieben Segmenten (Ringen) und hat bei dem Männchen einen stumpfen, bei dem Weibchen einen zugespitzten After. — Die Fangfliegen sind kleine und zum Theil sehr kleine Insekten, welche man im Sommer in Hecken, auf Gesträuchen und im Grase findet, wo sie vom Raube anderer Zweiflügler leben. Fabricius zählte die ihm bekannte Art früher zu Empis und dann mit Fallén zu Tachydromia. Macquart[1]) hat die Gattung noch weiter zerfällt und aus H. ephippiata Fallén's Elaphropeza, und aus andern Arten die Gattungen Chelipoda und Chelifera[2]), aus Meigen's zweiter Abtheilung der Gattung aber Ardoptera gebildet, welche Aufstellungen wohl alle wieder eingezogen werden könnten. — Von den nicht zahlreichen Arten führen wir nur H. Mantispa[3]) an. Sie ist ein kleines, nur anderthalb Linien langes Insekt, gelb, der Hintertheil hat auf der Rückenseite einen breiten schwärzlichen Striemen, die Antennen sind schwarz und haben eine gelbe Wurzel, die Beine sind gelb, die Flügel glasartig, ungefleckt. Zeigt sich am Ende des Monats Julius nicht selten in Wäldern auf Gras. *(D. Thon.)*

HEMERODROMOI, HEMERODROMI, waren bei den Griechen die merkwürdigen Schnellläufer, wozu man nach des Suidas Bericht lauter junge Leute wählte, die den Feldherren die Verhaltungsbefehle von ihrem State unvermerkt überbrachten. Sie trugen eine leichte Rüstung, die in Wurfspießen, Handgranaten, Bogen und Pfeilen bestand, und stimmten, wie *Liv.* XXXI, 24 bemerkt, mit den Speculatores der Römer überein. Auch mußten sie die Bewegungen der Feinde und andere Vorfälle wahrnehmen, und wenn sie nicht durch gegebene Zeichen bekannt gemacht werden konnten, in der größten Eile zu den Ihrigen laufen, um ihnen von dem, was sie wahrgenommen hatten, Nachricht zu überbringen, und da sie in einem Tage einen großen Raum durchliefen, nannte man sie auch Dromokerykes (*δρομοκήρυκες*), Herolde oder Adjutanten bei dem Hauptquartiere, und Angeliophori, Bot- oder Kundschafter. Solche Kundschafter stellten die Griechen in dem Kriege mit dem Xerxes auf den Anhöhen und Bergen in Euböa aus; (*Herodot.* VII, 192.) Einen solchen Hemerodromos hatte Alexander am Philonides oder Philomedes, der von Sikyon bis Elis, über 2200 Stadien, also über 46 teutsche Meilen in 9 Stunden lief, auf der Rückreise aber, obgleich der Weg Berg ab ging, 15 Stunden nöthig hatte, weil ihm die Sonne, wenn er nach Elis von Sikyon lief, auf dem Rücken, auf dem Rückwege aber in das Gesicht schien (*Plin.* II, 72.), und einen Läufer Namens Cadar, von dem man die Fußtritte auf dem Sande nicht soll haben wahrnehmen können. Eben dieses konnte auch der lakedämonische Läufer Kanistios. Ein solcher Schnellläufer war nach Plinius Bericht (Hist. nat. II, 71. VII, 20.) auch Lasthenes aus Theben. In der Geschichte des Miltiades (*Corn. Nepos* in Miltiade, c. 4.) wird ein Philippides oder Phidippides genannt, der als ein solcher Botenläufer in Einem Tage und in Einer Nacht, oder wie Andere erzählen, in zwei Tagen 1500 Stadien, ungefähr 36 teutsche Meilen zu Fuße lief, um den Makedoniern von der Ankunft der Perser Nachricht zu bringen. Ein Anderer, der die Nachricht von der Niederlage der Perser nach Athen brachte, war zu stark

1) Insectes diptères du Nord de la France.

2) Desselben Monographia Empidum. 1823. 3) Empis melanocephala, *Fabr.* Entomol. system. IV, 407. n. 21. — Tachydromia mel. *Ej.* Syst. Antliat. 144. 8. Sicus raptor, *Latreille* Gen. Crust. et Ins. IV, 304. t. 16. f. 11. 12. Tachydromia Mantispa, *Panzer* Fauna CIII. t. 16.

gelaufen, daß er weiter Nichts sagen konnte, als: Wir haben die Schlacht gewonnen, und dann todt nieder fiel. Fast jede Stadt hatte ihren Hemerodromos bei den Griechen, welche zum Theil 630 Stadien, zum Theil 1000 vom Morgen bis zum Abend, also 20 bis 31 teutsche Meilen, hinter sich legten; ja vom Anystes benachrichtiget Plinius (VII, 20), daß er in Einem Tage 1200 Stadien laufen konnte. Ihre Schnelligkeit war indessen doch noch nicht so groß, als man Beispiele von den späteren Leistungen im römischen Circus hat. Plinius versichert, daß in demselben Schnellläufer aufgetreten sind, die 160,000 Schritte, oder 40 teutsche Meilen in Einer Strecke durchlaufen konnten, und daß zu seiner Zeit ein 8jähriges Kind in eben diesem Cirkus in einem halben Tage 75,000 Schritte, oder 18¾ teutsche Meilen, zurück gelegt habe. *(Rotermund.)*

HEMEROPLANES, *Hübner* (Insecta). Eine Schmetterlingsgattung (Verein Hübner's), die Schwärmer Sphinx, Pan, Triptolemus, Platonius und Oiclus Cramer's (Uitl. Kapellen t. 216.) enthaltend. *(D. Thon.)*

Hemerose, Hemerosis (ἡμέρωσις), s. Pythagoras.

HEMERT (Anton), ein Doktor der Theologie und Canonicus regularis des Augustinerordens zu Marienhaag, oder Haga Eudoviana in Brabant, bei Eindhofen in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunders ein solcher Vertheidiger der Mönchsgelehrsamkeit, daß er sich darüber lächerlich machte †). *(Rotermund.)*

HEMERY, eine französische Künstlerfamilie. Der Bruder Antoine François war 1751 zu Paris geboren, bildete sich zu einem der vorzüglichsten Meister in der Nadel und dem Grabstichel, und arbeitete vor allen nach Netscher, Touce u. s. w. Seine creation d'Eve nach Procaccini, Par. 1782, gilt für eins der bessern Stücke der neuen franz. Schule *). Seine ältere Schwester Marguerite, geb. 1745, war an einen Herrn de Ponce verheirathet und ebenfalls eine brave Kupferstecherinn, die hauptsächlich nach Marilles arbeitete; seine jüngere Schwester Therese Eleonore, geb. 1753 und an Herrn de Lingée verheirathet, arbeitete ausgezeichnet in Crajonsmanier. *(R.)*

HEMEY d'AUBERIVE (Nicolas Philibert), ein französischer Abbé aus Chalons sür Marne, geb. 1739, gest. 1815, bekannt als Verfasser der anecdotes sur les decapités. Par. 1796, die für die Revolutionsgeschichte nicht unwichtig sind. Auch hat er eine Ausgabe von Bossuets Werken veranstaltet, und la doctrine de l'écriture sur les miracles, trad. de l'anglais de Hay par l'Abbé Nagot. Paris 1808., herausgegeben †). *(H.)*

†) Seine Schriften sind: Paraclesis afflictae mentis, sive de patientia servanda Libr. III. Antw. 16. — Speculum perfectionis aus dem Flandr. in das Lat. übersetzt. Antw. 1547. — Joh. Episcopi, Roffensis Angli XV Psalmi e Lat. in Belgic. versi. ibid. — Neue Aufl. 1622, mit einigen hinzu gefügten Gebeten, von Franz Swertius. — Monastica philosophia, ist ungedruckt geblieben. Er behauptet darin, daß die Mönche in allen Jahrhunderten, die größten Einsichten in die heilige Schrift gehabt und sich in Predigten und im Disputiren, vor Andern ausgezeichnet hätten. Er gab auch 1587 *Joh. Tauleri* flores de veris virtutibus, colleg. et lat. donav. heraus. Vergl. *Swertii* Athenae Belgicae. S. 133. *Andreae* Biblioth. Belgica. p. 67.

*) *Huber-Rost* VIII, 330., wo auch die bessern Werke von ihm und seinen Schwestern aufgeführt sind, und *Fuseli.*

HEMFELD, Bauerschaft bei Beelen, im Kreise Warendorf des preuß. Regirungsbezirks Münster, mit 561 Einwohnern. *(Mützell.)*

HEMI, halb, findet sich in einer Menge von Composita, welche hier nicht aufgeführt sind, sondern unter dem Worte, dem Hemi vorgesetzt worden. *(R.)*

HEMIANDRA *R. Br.* (Prodr. fl. nov. Holl.) Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Labiaten und der ersten Ordnung der 14ten Linnéschen Klasse. Ihr Charakter besteht in einem zweilippigen Kelch: ein Lappen oben, zwei unten; einer zweilippigen Korolle: zwei Lappen oben, drei unten, wovon der mittelste wieder zweilappig ist; und aufsteigenden Staubfäden mit Zwillingsantheren, deren einer Fächer leer ist. Die einzige von Rob. Brown entdeckte Art, H. pungens, wächst im südlichen Neuholland, und ist ein niedriges Staudengewächs mit glattrandigen Blättern, welche, wie die nervenreichen Lippen des Kelches, stachlichtstumpf sind, und mit einzeln in den Blattachseln stehenden weiß- und purpurroth-bunten Blumen. — S. *Spr.* Syst. II, 705. *(Sprengel.)*

HEMIARGUS, *Hübner* (Insecta). Eine Schmetterlingsgattung aus der Familie der Tagvögel, welche wegen der mit Augenflecken besetzten Flügel Argusse genannt werden, die Arten Papilio Bubastus, Celaeus, Camillus u. s. w. Cramers enthaltend. *(D. Thon.)*

HEMICARDIUM, *Cuvier* (Mollusca). Unter diesem Namen meint Cuvier diejenigen Muscheln von der Gattung Cardium trennen zu können, welche von vorn nach hinten zusammen gedrückte, in der Mitte stark gekielte Schalen haben, indem wahrscheinlich auch der Bau des Thiers verschieden sei. Als Typus dient Cardium, Cardissa, C. Hemicardium u. s. w. Vgl. Cardium. *(D. Thon.)*

HEMICYCLIUM (kleiner Halbkreis), ist eine Art Sonnenuhr der Alten (Vitruv. IX, 9.). *(R.)*

HEMICYCLONOSTA, *Deshayes* (Mollusca foss.). Eine, wie es nach der Abbildung scheint, mit Corbula verwandte Gattung, welche bis jetzt nicht charakterisirt, sondern nur auf einer einzelnen, nicht in den Buchhandel gekommenen Tafel, Konchylien aus Michelin's Sammlung in Paris vorstellend, abgebildet ist. Die einzige Art H. Michelini, findet sich fossil zu La Chapelle bei Senlis in Frankreich. *(D. Thon.)*

HEMICYCLOSTOMA, *Blainville* (Mollusca). Eine Familie der Mollusken mit folgenden Kennzeichen. Das Thier ist fast kugelig, etwas spiralförmig gewunden; der Fuß ist dick, sehr groß, fast zirkelförmig; der dünne Mantel ist ganzrandig oder an den Rändern gekerbt, bildet eine große Kiemenhöhle; der Kopf ist platt,

†) Mehr über ihn und seine Schriften in mem. relig. polit. et liter. 1816 und im Ami de la religion V, 308. VI, 49.

halbmondförmig, vorn ausgerandet; die Fühler sind kegelförmig, lang; die Augen stehen entweder außen an der Wurzel kurzer Stiele, oder sind aufsitzend. Die Schale, eine Schnecke, ist mehr oder weniger kugelig, dick, unten abgeplattet, das Gewinde sehr kurz; die Mündung ist groß, halbmondförmig, vollkommen ganzrandig, die äußere Lippe sehr ausgebuchtet; die innere gerade, schneidend, eine Querwand bildend. Der Deckel hornartig, oder kalkig, etwas spiral, die Spitze ganz an dem einen Ende, er sitzt mit mehr oder minder deutlichen Zähnen fest, manchmal in einem besondern Lappen des Fußes und ist bis an den Säulenrand versenkt, auf welchem er in einem Gewinde zu laufen scheint. — Es gehören in diese Familie, welche der Gattung Nerita *L.*, und den Neritaceae *Lamarck's* entspricht, die Gattungen Natica (Polinices *Montfort*), Nerita (Nerita und Neritina *Lamarck's*, Peloronta *Oken's*, Clithon, Velades *Montfort's*, Pileolus *Sowerby*) und Septaria.
(*D. Thon.*)

HEMIDACTYLUS, *Cuvier* (Reptilia). Früher nur eine Unterabtheilung der Gecko-Eidechsen, jetzt zur Gattung erhoben. Sie ist dadurch kenntlich, daß die Zehen an der Wurzel erweitert sind und eine Scheibe darstellen, welche auf der untern Seite derselben durch eine doppelte Reihe über einander liegender Schuppen gebildet wird, aus der Mitte dieser Scheibe erhebt sich das zweite Zehenglied, welches dünn ist und an seinem Ende sogleich die Kralle, als drittes trägt. Die bekannten Arten haben fünf Krallen und an beiden Seiten des Afters eine Reihe Poren. Die Schuppen unter dem Schwanze bilden breite Bänder wie am Bauche der Schlangen. Als Typus der Gattung ist der Tokaye (H. tuberculosus) zu betrachten. Er ist beinahe einen Fuß lang, bläulich und rostroth marmorirt und auf Körper und Schwanz stehen kegelförmige Warzen. Seinen Namen führt er von seinem Geschrei. Er ist in Ostindien einheimisch *). (*D. Thon.*)

HEMIDESMUS *R. Br.* (in den Mem. of the *Werner.* Soc.). Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Asklepiadeen der natürlichen Familie der Contorten, und der zweiten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse. Ihr Charakter ist: eine fast radförmige Korolle mit fünf Schuppen, welche unter stumpfen Buchten liegen (bei der nahe verwandten Gattung Periploca: fünf spitze Hörner); die Antheren von der Narbe getrennt, an der Spitze nackt (bei Periploca bärtig); die Narbe abgestutzt. Die einzige bekannte Art, H. indicus *R. Br.*, ist eine auf Zeylon wachsende, strauchartige Schlingpflanze mit fast herzförmig-ablangen, flachlicht stumpfen, unten anders, als oben gefärbten Blättern, und in den Blattachseln stehenden, fast ungestielten, doldenartigen Blühten. (Periploca indica *L.* Fl. zeyl., H. cordata *Poir.* Enc.) — S. *Spr.* Syst. I, 836. (*Sprengel.*)

HEMIDIAPENTE, die griechische Benennung der kleinen Quinte, die gewöhnlich, aber unpassend falsche Quinte genannt wird, z. B. c — ges. Verminderte Quinte kann sie, will man konsequent seyn, eben so wenig, ja noch weniger genannt werden. Vermindert sollte man nämlich nur das Verhältniß zweier Töne heißen, wo der Grundton um eine halbe Tonstufe erhöht, und das andere Intervall um eine halbe Stufe erniedrigt worden ist, z. B. cis — ges. Von diesem sehr selten und unter den Griechen gar nicht praktisch vorkommenden Verhältnisse ist aber nicht die Rede, sondern z. B. von dem Verhältnisse des c zu dem ges.
(*G. W. Fink.*)

HEMIGENIA, *R. Br.* (Prod. fl. nov. Holl.). Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Labiaten und der ersten Ordnung der 14ten Linnéschen Klasse, deren Charakter folgender ist: Ein fünfgespaltener Kelch, eine zweilippige Korolle mit einem abgekürzten Lappen oben und drei Lappen unten, wovon der mittlere wiederum zweigespalten ist; aufsteigende Staubfäden mit zweilappigen Antheren; der eine Lappen ist voll Pollen, der andere leer und abwärts gebogen und bei den beiden längsten Staubfäden bärtig. Die einzige Art: H. purpurea *R. Br.* wächst in Neuholland, und ist ein kleiner unbehaarter Strauch mit dreizähligen, drehrundlichen Blättern und einzeln in den Blattachseln stehenden, mit zwei Brakteen versehenen violetten Blühten. S. *Spr.* syst. II. 712. (*Sprengel.*)

Hemigher s. Medschdeddin.

HEMIGONIARIAE (Botan. Term.) *Delandolle* belegt mit diesem Namen diejenigen Blühten, bei welchen ein Theil beider Geschlechtsorgane in Blumenblätter verwandelt ist. (*D. Thon.*)

HEMIGRÄNE, Kopfschmerz auf einer Seite des Kopfs, s., so wie Hemikranie, unt. Kopfkrankheiten.
(*Wiegand.*)

HEMIGGRUS (Bot. Term.). *Desvaux* bezeichnet mit diesem Namen eine, der Familie der Proteen eigene Frucht, welche oft holzig ist, an einer Seite aufspringt, ein- oder zweifächerig und in jedem Fache ein- oder zweisamig ist. (*D. Thon.*)

HEMIMERIS, *Thunb.* (nov. gen.) Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Scrofularinen, der natürlichen Familie der Personaten und der zweiten Ordnung der 14ten Linnéschen Klasse. Ihr Charakter besteht in einem fünfgetheilten gleichförmigen Kelche, einer radförmigen, zweilippigen Korolle, zwei Lappen oben, drei unten, abwärts gebogenen unbehaarten Staubfäden, Zwillingsantheren, und einer zweifächerigen Kapsel, in welcher die Placenta mit den Scheidewänden verwachsen ist. 1) H. urticaefolia *Willd.* Sp. pl. mit strauchartigem, ästigem Stiele, eiförmigen, gestielten, tief eingeschnitten-gesägten Blühten, wovon die untern gegenüber stehend, die oberen abwechselnd sind, und mit verlängerten fast traubenförmigen Blühtenstielen. In Südamerika. (Celsia urticaefolia *Curt.* Bot. Mag. t. 417. Alonsoa incisifolia *R.* et *P.* fl. peruv.) 2) H. parviflora *Kunth.* Syn. mit krautartigem, fast viergeflügeltem Stiel, gegenüber stehenden, gestielten, eiförmigen, zugespitzten, gesägten, glatten Blättern, und einzeln in den

*) Gekko tuberculosus. *Merrem* Systema Amphib. p. 41. n. 9.

Blattachseln stehenden, einblumigen Blüthenstielen. In Caracas und Peru. (Alonsoa caulialata *R.* et *P.*) 3) H. Mutisii *Bonpl.*, mit krautartigem, fast viergeflügeltem Stiel, gegenüber stehenden, gestielten, ablangen, an beiden Enden verschmälerten, gesägten, unbehaarten Blättern, und einzeln in den Blattachseln stehenden Blüthenstielen. In Neu-Granada und Peru. (Alonsoa acutifolia *R.* et *P.*, Scrofularia meridionalis Mut. *Linn.*) 4) H. hirsuta *Spr.* Syst., mit krautartigem, viergeflügeltem Stiel, eiförmigen, gezähnten, in den Blattstiel überlaufenden, krummhaarigen (mit gegliederten Haaren) Blättern, und einzeln in den Blattachseln stehenden, einblumigen Blüthenstielen, welche, wie die fast ungleichförmigen Kelche, steif behaart sind. In Brasilien. 5) H. procumbens *Pers.* Syn., mit niederliegendem Stiel, und eiförmigen, gesägten Blättern. In Peru. (Alonsoa procumbens *R.* et *P.* 6) H. linearifolia *Humb.*, mit krautartigem, sehr ästigem Stiel, linienförmigen, zugespitzten, fast glattrandigen, etwas dicken Blättern, und traubenförmigen, mit Brakteen versehenen Blüthenstielen. Eben das. 7) H. coccinea *Willd.* Sp. pl., Staudengewächs mit büschelartig beisammen stehenden, linienförmigen, entfernt gezähnelten, hautartigen Blättern, und traubenförmigen, brakteirten Blüthenstielen. In Südamerika. (Celsea linearis *Jacq.* Icon. III, t. 497.) — S. *Spr.* Syst. II, 809. (*Sprengel.*)

HEMIMEROPTERA, (Insecta). Ein von *Clairville* statt der Benennung Hemiptera vorgeschlagener Name. (*D. Thon.*)

HEMINA, ein Maß der alten Römer sowohl für Flüssigkeiten, als auch für trockene Sachen. Bei Flüssigkeiten war das größte Gefäß der Culeus, welcher 1920 Heminen enthielt, die Hemina aber enthielt 2 Quartarii, 4 Acetabula, 6 Cyathi, 24 Ligulae; der Umfang betrug 18½ römische oder 13⅓ Pariser Kubikzoll. Diejenigen Heminen, welche diese Größe nicht hatten (heminae iniquae), wurden von den plebejischen Ädilen zerschlagen (*Persii* sat. I, 130). Die Hemina faßte nach jetzigem Maß 0,23 Berliner Maß, 0,2 Dresdener Visirkannen, 0,15 Hamburger Kannen, $\frac{1}{12}$ Pariser Pinten. — Das größte Maß für trockne Gegenstände war das Quadrantal, welches 3 Modii, 48 Sextarii, 96 Heminae enthielt; die Hemina aber war für die Flüssigkeiten eingetheilt. Nach jetzigem europäischem Maß betrug sie 0,0825 Berliner Metzen, 0,04 Dresdener Metzen, 0,04 Hamburger Spinten. Die römische Hemina entsprach nicht ganz dem griechischen Kotylos, denn dieser wog 60 Drachmen, die Drachme zu 63 Pariser Gran reines Wassers, während die Hemina 80 Drachmen wog. Also verhält sich die Hemina zum Kotylos wie 12:9 oder wie 4:3 *). (*C. W. Müller.*)

Hemingford s. Hemmingford.

HEMIOLIA, HEMIOLION oder HEMIOLOS (ἡμιολία, ἡμιολίον) eine leichtere Art der alten Schiffe, der sich besonders auch die Seeräuber bedienten. Nach der gewöhnlichen Annahme waren sie eine Mittelgattung von Schiffen mit einer und mit zwei Ruderbänken, so daß die eine Ruderbank durch das ganze Schiff, die andere aber nur vom Hintertheile bis in die Mitte des Schiffes ging †). (*C. W. Müller.*)

Hemilion s. Hemiolia.

HEMIOLIOS (scil. rhythmos). Gewöhnlich werden dreierlei Hauptrhythmen der Griechen angenommen: erstlich der gleiche, der aus zwei gleichen Theilen besteht und unserm $\frac{2}{2}$, $\frac{4}{2}$ und $\frac{8}{2}$; $\frac{2}{4}$, $\frac{4}{4}$ und $\frac{8}{4}$; $\frac{2}{8}$, $\frac{4}{8}$ und $\frac{8}{8}$ Takte gleich kommt; — 2tens der doppelte (diplasios), der aus 3 gleichen Zeilen, oder diese in zwei ungleiche, z. B. in einen halben Taktschlag, und ein Viertel und dergleichen eingetheilt wurde, also unserm $\frac{3}{8}$, $\frac{3}{4}$, $\frac{3}{2}$, $\frac{9}{8}$ und $\frac{6}{8}$ entsprach; — 3tens der hemiolische (sesquialter), der aus fünf gleichen Zeilen oder aus 2 ungleichen Theilen bestand und dem $\frac{5}{4}$, $\frac{5}{8}$ u. s. w. gleicht. Dieß hat man so zu verstehen: die Thesis oder der Niederschlag des Taktes würde aus 3 gleichen Theilen, einem guten und 2 schlechten, hingegen die Arsis oder der Aufschlag aus 2 gleichen Theilen, einem etwas minder guten und zwei schlechten bestehen. Dasselbe Verhältniß der Thesis und Arsis kann auch umgekehrt werden, so daß die erste aus zwei, die andere aus 3 gleichen Theilen besteht. — Zu diesen 3 angegebenen Hauptverhältnissen des Rhythmus, die richtiger nur in 2, in gerade und ungerade eingetheilt werden sollten, kam bei dem Griechen noch ein vierter (epitritos), der jedoch selten gebraucht wurde; er würde dann $\frac{7}{4}$, $\frac{7}{8}$ u. s. w. entsprechen. Auf die Thesis würden 4 gleiche Zeilen und auf die Arsis 3 kommen, und umgekehrt, wie oben. Sowohl der hemiolische, als der epitritische Rhythmus ist nicht mehr gebräuchlich, obgleich einige der Neuern es versucht haben, sie wieder in Aufnahme zu bringen. Man vergleiche darüber: *Aristoteles* de poetic. und den hierin übertreibenden Aristides, *Quintilian.* de Mus., *Isaac Vossius* de viribus rhythmi. (*G. W. Fink.*)

Hemiolisch s. Hemiolios.

Hemiolos s. Hemiolia.

HEMIONITIS, *L.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Farrenkräuter und nach (*Willd.* Sp. pl.) aus der fünften Ordnung der letzten Linnéschen Klasse, deren Charakter die auf den netzartig verästelten Adern des Laubes aufsitzenden Fruchtkapseln geben. Nach *Kaulfuss* (Enum. Filic. und *Sprengel* Syst. veget. IV, 38.) gehört nur eine Art hierher: H. palmata *L.* sp. pl. Dieses Farrenkraut mit etwas steif behaartem Strunke, und herzförmig-fünflappig-handförmigem, zottigem Laube, ist in Westindien zu Hause, und in *Hook* Ex. Fl. I. tab. 33. *Lam.* Ill. t. 868 f. 2 abgebildet. — Die übrigen vierzehn in *Willd.* sp. plantarum aufgezählten Arten gehören theils zu gymnogramme *Desv.*, theils zu Autrophyum *Kaulf.* (*Sprengel.*)

*) S. Grefe's metrolog. Tafeln. S. 72 — 80.

†) S. *Bayfius* de re nav. in *Gronov.* Thes. ant. Gr. Tom. XI. S. 581 sqq. und Potter's griech. Archäolog. Bd 2. S. 268.

HEMIOPIE, HEMIOPIA, HEMIOPSIA von ἥμισυς halb, und ὤψ Gesicht) Visus dimidiatus, Amaurosis dimidiata, das Halbsehen, die Halbsichtigkeit, Hemiopie, ist diejenige krankhafte Erscheinung des Sehvermögens, wobei man das Objekt nicht ganz, sondern nur zum Theil sieht. Zuweilen sehen solche Hemiopen nur die Mitte, zuweilen nur den Umfang, bald bloß die untere oder obere, bald allein die linke oder rechte Hälfte des Gegenstandes, und dieß entweder in der Nähe sowohl, als in der Entfernung oder bloß in der Nähe.

Die Ursachen dieses Gesichtsfehlers sind verschieden. Es gehören hierher partielle Verdunkelungen der Hornhaut und der Krystallinse, widernatürliche Lage der Pupille, theilweise Abtrennung der Iris vom Rande der Hornhaut, Lähmung des obern Augenliedes und theilweise Verwachsung der Augenlieder; ferner ist die Hemiopie nicht selten Erscheinung des unvollkommenen schwarzen Stars und dann bald anhaltend, bald vorübergehend, oder sie tritt mehr symptomatisch bei Hysterie, Hypochondrie, Epilepsie, Konvulsionen, gastrischen Leiden u. s. w. auf, oder es liegen ihr anderweitige Krankheiten, wie Rheumatismus, Gicht, Hautausschläge, unterdrückte Ausleerungen, Wasserkopf, paralytische Affectionen, Verletzungen u. s. w. zu Grunde.

Die Heilung der Halbsichtigkeit beruht auf Entfernung der ätiologischen Momente. (*Wiegand.*)

Hemiopsie s. Hemiopie.

Hemipeplus s. Platysoma.

HEMIPHRACTUS *Wagler* (Reptilia). Eine Froschgattung, welche sich auffallend durch Eckzähne auszeichnet. Ihre vollständige Charakteristik ist vom Begründer erst noch in seinem Systema Amphibiorum zu erwarten. Eine Abbildung des Thieres und des Zahnbaues siehe in Oken's Isis XXI. Heft 7. t. 10. f. 1—5. S. 735. (*D. Thon.*)

HEMIPHRAGMA *Wallich.* Eine Pflanzengattung von unbekannter natürlicher Verwandtschaft, aus der zweiten Ordnung der 14ten Linnéischen Klasse, deren Charakter in einem fünfgetheilten Kelche, einer trichterförmigen Korolle mit fünfgespaltenem Saume, fast gleichen Staubfäden und einer saftlosen, halb zweifächerigen Beere, mit oberhalb gespaltener Schridewand besteht. Die einzige bekannte Art dieser Gattung, H. heterophyllum *Wall.*, wächst in Nepal und ist ein nieder gestrecktes Kraut, mit herzförmig einförmigen untern, und linienförmigen obern Blättern, und büschelförmigen, rosenrothen Blühten. S. *Spr.* Syst. II, 767. (*Sprengel.*)

Hemiplexie s. Schlagfluss.

HEMIPODIUS, *Temminck* (Aves). Unter diesem Namen sind die Gattungen Ortygis und Syrphactes *Illiger* vereinigt worden. S. diese Art. (*D. Thon.*)

HEMIPTERA (Insecta), Halbdeckflügler. Linné, welcher bei der Eintheilung der Insekten den Bau und die Beschaffenheit der Flügel zum Grunde legte, verband in dieser Ordnung Insekten mit einander, welche wegen des ganz verschiedenen Baues der Freßwerkzeuge, anderer Lebensweise u. s. w., durchaus nicht mit einander vereinigt bleiben konnten. Schon Degeer bemerkte diesen Übelstand und trennte die unpassend darin befindlichen Gattungen Blatta, Gryllus u. s. w. zu einer eigenen Ordnung ab. Fabricius behielt die genauer und im jetzigen Umfange begränzte Ordnung bei, nannte sie aber, da er sein System lediglich auf die Freßwerkzeuge gründete, Rhyngota. In dem Systeme Latreille's, welches jetzt das fast allgemein angenommene ist, bildeten die Hemipteren früher die siebente Ordnung der Insekten, bei dessen neuester Eintheilung [1]) die sechste, weil er bei dieser letzten Aufstellung die Myriapoden von den bloß sechsfüßigen Insekten getrennt hat. Ihre Stellung, in Beziehung zu den andern Ordnungen, ist übrigens unverändert dieselbe zwischen den Orthopteren und Neuropteren geblieben. Leach hat diese Ordnung in zwei zerfällt, Hemiptera und Omoptera, welche jedoch nichts Anderes sind, als die von Latreille in derselben aufgestellten beiden Abtheilungen. Goldfuß zählt mit Unrecht, da der Bau der Flügel und Freßwerkzeuge ganz entgegen steht, die Ordnung Rhipiptera mit zu den Hemipteren. — Die Kennzeichen der Hemipteren sind folgende. Die beiden (untern) Flügel sind von Flügeldecken (obern Flügeln) bedeckt, welche mit unter zur Hälfte lederartig sind, häufig aber in der Substanz von den untern nicht abweichen; der Mund bildet einen Saugrüssel, indem die eigentlich so genannten Mandibeln und Maxillen fehlen, und besteht aus einer gegliederten, cylindrischen oder konischen, nach unten oder unter die Brust gebogenen Röhre, welche vorgestreckt auf ihrer obern Seite eine Rinne zeigt, in welcher drei hornartige, steife, sehr feine und spitzige Borsten liegen, welche an ihrer Basis mit einer Lefze bedeckt sind. Diese drei Borsten bilden in ihrer Vereinigung einen nadelförmigen Saugrüssel, der in der gedachten Röhre eingeschlossen und durch die Lefze in seiner Stellung gehalten wird. Die untere Borste besteht eigentlich aus zwei Fäden, welche indessen nahe an der Basis sich verbinden. Der Rüssel besteht also eigentlich aus vier Stücken. Savigny [2]) betrachtet die zwei oberen Borsten als den Mandibeln, die unteren als den Maxillen analog, wonach also der eigentliche Rüssel aus eben den Theilen, wie bei den Käfern, bestände, indem die Scheide desselben, die Lippe darstellt. Dagegen fehlen die Palpen, von denen sich nur bei der Gattung Thrips eine Spur findet. Der Rüssel ist hart genug, um zum Anbohren der Pflanzengefäße oder thierischer Körper zu dienen, und die Scheide desselben ist oft knieförmig gebogen und macht dann beim Saugen mit dem eigentlichen Rüssel einen Winkel. — Bei einer großen Anzahl der in diese Ordnung gehörenden Insekten, findet sich derjenige Flügelbau, welcher zu ihrer Benennung Veranlassung gegeben hat. Die obern Flügel bilden nämlich so genannte Flügeldecken, und sind meist an der Wurzel hart, lederartig oder hornig, am

1) Familles naturelles du règne animal. Paris 1825. 2) Mémoires sur les animaux sans vertèbres I. pars 1.

Ende aber mit einer häutigen Spitze versehen. Sie gleichen also den Flügeldecken der Käfer nur zum Theil. Dieser Bau läßt sich leicht an den so genannten Baumwanzen, bekannt durch den stinkenden Geruch, den sie den von ihnen berührten Früchten mittheilen, untersuchen. — Andere Hemipteren dagegen führen diesen Namen nicht ganz mit Recht, wie z. B. die Cicaden und Blattläuse, denn bei ihnen sind alle vier Flügel häutig und oft ganz durchsichtig. Dichter erscheinen sie bei mehreren Gattungen, z. B. Tettigonia, Membracis, Flata u. s. w., und eine Gattung, Aleyrodes, hat sogar mit Staub bedeckte Flügel, und ist daher lange Zeit von den Naturforschern zu den Schmetterlingen gestellt worden. Es gibt sogar einige Hemipteren, denen die Flügel ganz fehlen, wohin z. B. die Bettwanzen, einige Arten der Gattung Lygaeus, Aphis, die Weibchen der Gattung Coccus u. s. w. gehören. — Der Bau des Körpers weicht in mancher Beziehung von dem der Insekten aus vorher gehenden höheren Ordnungen ab, und nähert sich mehr dem der folgenden. Der unter dem Namen des Brustschildes (thorax) bekannte erste Theil (oder Abschnitt, Segment) desselben, gleicht manchmal durch seine Größe dem Thorax der Käfer (Coleoptera), manchmal aber ist er sehr klein und verschmilzt gleichsam in den zweiten, welcher dann unbedeckt erscheint; das Schildchen (scutellum) ist manchmal sehr klein oder fehlt wohl ganz, bei andern dagegen z. B. Membracis, Scutellera, gewinnt es eine solche Größe, daß es den ganzen Körper bedeckt und Flügeldecken und Flügel verbirgt. Der eigentliche Hinterleib zeigt im Allgemeinen nichts besonders Ausgezeichnetes. Die Antennen (antennae, Fühler) der Hemipteren sind mit unter so klein, daß sie schwer zu bemerken sind, bei andern erlangen sie aber eine bedeutendere Größe, wie z. B. bei Palus, Cimex u. s. w. Sie sind bald borstenförmig, bei den Cicaden, bald pfriemenförmig, bei Fulgora, bald unter den Augen stehend, und daher unsichtbar, wenn man das Insekt umkehrt, z. B. bei Naucoris, auch erscheinen sie fadenförmig. Hinsichtlich der Gliederzahl finden sie sich drei-, vier- ja bis zwölfgliederig. Die Hemipteren haben in der Regel nur die beiden Netzaugen, indessen sind manche auch mit Nebenaugen (Hemmata, Äugelchen), oben auf dem Kopfe, versehen. Bei einigen Cicadarien haben die Weibchen am Hinterleibe eine Art Legestachel, welcher zwischen Klappen verborgen liegt. Bei den Blattläusen (Aphis) stehen hinten auf dem letzten Leibesringe über dem After ein Par Spitzen oder Hörner, welche hohl sind und durch die ein eigener Saft ausgesondert wird, manchmal erscheinen dieselben nur als ein Par Höcker. Bei den Coccusarten hat er am Ende oft ziemlich lange Fäden. Die Füße sind in der Regel einfach, und wie bei andern Insekten gebildet, bei einigen bilden aber die Tarsen der vorderen Füße eine Art Fangkralle, indem sie sich auf das Schienbein zurück legen; bei andern sind die hintern Füße bald als Schwimmfüße gestaltet und die Tarsen derselben, im Allgemeinen dreigliederig, haben nur zwei Glieder, bald sind es Springfüße. — Die Hemipteren erscheinen in der Regel zwar auch in drei Verwandlungen, als Larve, Nymphe und vollkommenes Insekt, haben aber in den beiden ersten Ständen dieselbe Gestalt und Lebensweise, wie als vollkommenes Insekt. Die ganze Veränderung besteht in der Zunahme des Körpers und in der Ausbildung der Flügel. — Was den innern Bau anlangt, so hat der Magen dicke, muskelreiche Wände, der Darmkanal ist umfangreich und hat verschiedene Anschwellungen, Gallengefäße sind nur wenige vorhanden, welche weit vom Pylorus münden. — Die Lebensweise dieser Insekten ist ziemlich verschieden. Mehrere leben im Wasser, andere nur auf dessen Oberfläche, auf welcher sie auf merkwürdige Weise schnell zu laufen im Stande sind. Die meisten leben auf Pflanzen und nähren sich von deren Säften, andere aber leben von thierischen Säften und zum Theil auf Thieren selbst. Mehrere der letztern stechen mit ihrem Saugrüssel empfindlich, und manche Gattungen haben außerdem noch die Eigenthümlichkeit überhaupt, besonders aber wenn sie berührt werden, einen äußerst stinkenden Geruch um sich zu verbreiten.

Diese Ordnung ist verschiedentlich eingetheilt worden. Wir geben darüber nur die folgenden Übersichten.

Dumeril [3]) stellt folgende Eintheilung auf:

Die obern Flügel sind

A. gekreuzt, lederartig,	
I. breit, die Fühler	
a. lang und	
aa. borstenförmig,	2) Zoadelges.
bb. fadenförmig u. kolbig,	1) Rhinostomes.
b. sehr kurz, borstenförmig,	3) Hydrocorées.
II. die Flügel sehr schmal, linienförmig, die Tarsen blasig.	6) Physapodes.
B. nicht gekreuzt, häutig, die Tarsen	
a. mit drei Gliedern,	4) Auchenorinques.
b. mit zwei Gliedern.	5) Phytadelges.

Die einzelnen Familien enthalten in der, durch die Zahlen bezeichneten Folge, an Gattungen:

1) Rhinostomen. — Gatt. Pentatoma, Scutellera, Coraeus, Acanthia, Lygaeus, Gerris, Podiceras.

2) Zoadelges (richtiger Zoathelges). — Gatt. Miris, Cimex, Reduvius, Plojaria, Hydrometra.

3) Hydrocorées. — Gatt. Ranatra, Nepa, Naucoris, Notonecta, Sigara.

4) Auchenorinques (richtiger Auchenorynches). Gatt. Flata, Cicada, Membracis, Fulgora, Promecopsis, Cicadella, Cercopis, Delphax.

5) Phytadelges (richtiger Phytathelges). Gatt. Aleyrodes, Coccus, Aphis, Chermes.

6) Physapodes. Gatt. Thrips.

3) Analytische Zoologie, übers. von Froriep. Weim. 1806. — *Ej.* in Dictionnaire des Sciences naturelles. Strassb. 1816 folg. Vol. XX. — *Ej.* Considérations sur la Classe des Insectes (Auszug aus dem Dict.). Strassb. 1823.

Leach, dessen beide Ordnungen wir hier vereinigen, gibt folgende Eintheilung [4]):

I. Hemiptera (Hemipt. heteroptera *Latr.*).

Sect. 1. Terrestria (*Latr.*).

Fam. I. Pentatomidae, *Leach.* (Corisiae I. *Latr.*) Gatt. Tetyra, Aelia, Pentatoma, Cydnus.

Fam. II. Coreidae, *Leach.* (Corisiae II. *Latr.*) Gatt. Coreus, Berytus, Lygaeus, Capsus, Miris, Myodocha.

Fam. III. Cimicidae, *Leach.* (Cimicides I. 1. *Latr.*) Gatt. Reduvius, Plojaria, Cimex, Tingis.

Fam. IV. Hydrometidae, *Leach.* (Cimicides I. 2. *Latr.*) Gatt. Hydrometra, Velia, Gerris.

Fam. V. Acanthidae. *Leach.* (Cimicides II. *Latr.*) Gatt. Acanthia.

Sect. 2. Aquatica, *Leach.*

Fam. VI. Nepadae, *Leach.* — Gatt. Naucoris, Nepa, Ranatra.

Fam. VII. Notonectidae, *Leach.* (Notonecta, *Linné.*) Gatt. Notonecta, Plea (*Leach*), Sigara (*Leach*), Corixa.

II. Omoptera (*Leach*), (Hemipt. homopt. *Latr.*)

Fam. I. Cicadiadae, *Leach.* (Cicadariae I. *Latr.*) Gatt. Cicada.

Fam. II. Cereopidae, *Leach* [5]). (Cicadariae II. *Latr.*) Gatt. Flata, Cixius (*Leach*), Asiraca, Cercopis, Ledra, Membracis, Jassus, Tettigonia.

Fam. III. Psyllidae. *Latr.* Gatt. Psylla, Livia.

Fam. IV. Aphidae. *Leach.* (Aphidii, *Latr.*) Gatt. Thrips, Aphis, Eriosoma (*Leach*), Aleyrodes.

Fam. V. Coccidae *Leach.* (Gallinsecta *Latr.*). Gatt. Coccus.

Die neueste und vollständigste Eintheilung ist die nun folgende von Latreille [6]).

Hemiptera.

Sect. I. Heteroptera. Der Rüssel entspringt an der Stirne; die Flügeldecken setzen kurz ab in eine häutige Spitze; der erste Körpertheil (Segment) ist sehr groß und bildet für sich allein den Thorax; die Flügel und Flügeldecken liegen horizontal oder sind wenig dachförmig geneigt. — Die Verwandlung der Insekten dieser Abtheilung ist immer unvollständig. Die Fühler haben nie mehr, als höchstens fünf Glieder, meist nur vier. Der Prothorax (das vorderste Segment des Thorax) ist immer viel größer als die beiden andern Segmente (Abschnitte, Theile) des Thorax. — Diese Insekten leben fast immer von thierischen Säften, weniger von vegetabilischen. Viele leben von Insekten oder ihren Larven, manche sogar vom Blute der Menschen.

Fam. I. Geocorisae.

Tribus I. Longilabra. — Gatt. Scutellera, Canopus, Aelia, Cydnus, Edessa, Pentatoma, Halys, Heteroscelis, Phlaea, Tesseratoma, Gonoceras, Syromastus, Coraeus, Holligmenia, Pachlys, Anisoscelis, Nematopus, Stenocephalus, Alydus, Leptocorixa, Neides, Lygaeus (Pyrrhocoris, und Phytocoris *Fall.* Pachymerus *Farg.*), Salda, Myodocha, Astemma, Capsus, Heterotoma.

Tribus II. Membranaceae. Gatt. Macrocephalus, Phymata, Tingis, Arsdus, Cimex.

Tribus III. Nadicolles. Gatt. Holoptila, Reduvius (davon doch mehrere sechs Fühlerglieder haben), Petalocheirus, Nabis, Zelus, Plojaria.

Tribus IV. Oculatae. Gatt. Leptopus, Acanthia, Pelogonus.

Tribus V. Ploteres. Gatt. Hydrometra, Gerris, Velia.

Fam. II. Hydrocorisae.

Tribus I. Nepides. Gatt. Galgulus, Naucoris, Belostoma, Nepa, Ranatra.

Tribus II. Notonectides. Gatt. Notonecta, Plea, Sigara, Corixa.

Sect. II. Homoptera. Der Rüssel entspringt ganz unten am Kopfe, zum Theil zwischen den Vorderfüßen. Die Flügeldecken sind fast immer dachförmig geneigt, überall von gleicher ziemlich hautartiger Substanz, und mitunter den Unterflügeln fast ganz ähnlich. Das erste Körpersegment ist oft unbedeckt, ziemlich so groß, als das zweite, meist kürzer und bildet mit dem letzten den Thorax. — Die Fühler mehrerer haben über sechs Glieder. Die Weibchen sind oft mit einem Legestachel versehen, der öfters aus drei Blättchen besteht, welche sich in einer zweilappigen Scheide befinden. Sie bedienen sich desselben, um in Vegetabilien Einschnitte zu machen, in welche sie ihre Eier legen. Einige unter ihnen sind vollständigen Verwandlungen unterworfen, und alle leben von vegetabilischen Säften.

Fam. III. Cicadariae [7]).

Tribus I. Stridulantes. Gatt. Cicada, Tibicen.

Tribus II. Fulgorellae. Gatt. Fulgora, Flata, Ricania, Poeciloptera, Achilus, Issus, Listra, Tettigometra, Delphax, Asiraca.

Tribus III. Membracides. Gatt. Membracis, Darnis, Centrotus.

Tribus IV. Cicadellae. Gatt. Aetalion, Ledra, Cercopis, Penthimia, Aprophora, Tettigonia.

Fam. IV. Hymenelytra.

Tribus I. Psyllides. Gatt. Psylla, Livia.

Tribus II. Physapi. Gatt. Thrips.

Tribus III. Aphidii. Gatt. Aphis, Myzoxilon, Aleyrodes.

Fam. V. Gallinsecta. Gatt. Dorthesia, Coccus, Monophlebus.

Was die Literatur über diese Insektenordnung betrifft, so sind deren hauptsächlich folgende Werke zu er-

4) *Samonelle*, Entomologist's useful Compendium. Lond. 1819. 5) Soll wohl Cercopidae heißen. 6) Familles du règne animal. p. 416.

7) Eine sehr gründliche, systematische Arbeit über die Cicadarien siehe in Germar's Magazin der Entomologie. Bd III. S. 177. — Eine vollständige Umarbeitung dieser Abhandlung von dem Herrn Professor Dr. Germar findet sich in dem Entomologischen Archiv, herausgegeben von Dr. Thon. Bd II. Heft 2. S. 1 folg.

wähnen, wobei jedoch derjenigen, welche die ganze Klasse oder noch andere Gegenstände umfassen, nicht gedacht werden kann.

Breynil, historia naturalis cocci radicum tinctorii. 1731. 4. (Coccus polonicus.) *Cestoni*, Storia della grana del Kermes. Venetia. 1717. *Fabricius*, Systema Rhyngotorum. 1803. *Fallén*, Monographia Cimicum Sueciae, Hafniae. 1807. *Ej.* Specimen Hemiptera disponendi methodum exhibens. Lund. 1814. *Ej.* Hydrocorides et Naucorides Sueciae. Lund. 1814. Gleichen, Versuch einer Geschichte der Blattläuse. Nürnberg 1787. *Hahn*, Icones ad monographiam Cimicum. Nürnb. 1827 seq. *Menanville*, Traité de la culture du Nopal et de la Cochenille. Paris 1802. *Sahlberg*, Diss. observationes historiam Notonectidum illustrantes. Aboae 1819. Schellenberg, Land- und Wasserwanzen. Zürich 1800. *Stoll*, Représentation des Cigales et Punaises. Amsterdam 1780. *Wolf*, Icones Cimicum. Nurnberg. 1801. (*D. Thon.*)

Hemipteronotus, *Lacépède* (Pisces), s. Coryphaena.

Hemipyrgum, s. Halbthurm (Sect. II. Bd 1. S. 236.)

Hemisphäre, s. Halbkugel (Sect. II. Bd 1. S. 231.)

HEMIRHIPUS, *Latreille* (Insecta). Eine Käfergattung, aus Elater gesondert, deren Typus E. lineatus, *Fabr.* ist. Vergl. Elater. (*D. Thon.*)

HEMISIA, *Klay* (Insecta). Vergl. Centris.

HEMISTEMMA *Juss.* (in *Cand.* Syst.). Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Dillenieen, und der zweiten Ordnung der 13ten Linnéschen Klasse, deren Charakter folgender ist: Ein fünfblätteriger Kelch; eine fünfblätterige Korolle, einseitige Staubfäden, von denen die äußeren fehlschlagen, und zwei, meist einsamige Fruchtkapseln. 1) H. Commersonii *Cand.* Syst., mit gegenüber stehenden, oval-ablangen, flachlicht-stumpfen Blättern, und filzig-wolligen Blühtenstielen und Kelchen. Wächst auf Madagaskar. (Helianthemum coriaceum *α. Pers.* Syn.) Abgeb. in *Deless.* Icon. I. t. 74. 2) H. Aubertii *Cand.* Syst., mit spatelförmig-lanzetförmigen, zugespitzten, unten geaderten Blättern, ziemlich unbehaarten Blühtenstielen, und seidenhaarigen Kelchen. Eben das. (Helianthemum coriaceum *β. Pers.*) Abgeb. in *Deless.* Icon. I. t. 75. 3) H. dealbatum *R. Br.* (in *Cand.* Syst.), mit abwechselnden, spatelförmigen, flachlicht-stumpfen, unten seidenhaarigen, weiß glänzenden Blättern, und ährenförmigen, einseitigen Blühten. Auf der Nordküste von Neuholland. 4) H. Banksii *R. Br.* (in *Cand.* Syst.), mit umgekehrt eiförmig-ablangen, stumpfen, unten dicht filzigen Blättern, und ungestielten, einseitigen Blühten. Eben das. 5) H. angustifolium *R. Br.* (in *Cand.* Syst.), mit abwechselnden, linienförmigen, sehr schmalen, unten weiß glänzenden Blättern, und ährenförmigen, einseitigen, seidenhaarigen, sehr kurz gestielten Blühten. Eben das. Abgeb. in *Deless.* Icon. I. t. 77. 6) H. Lechenaultii *Cand.* Syst., mit spatelförmigen, an der Spitze fast ausgerandeten, unten weißfilzigen Blättern, und einzeln in den Blattachseln stehenden, sehr kurz gestielten Blühten. Auf der Südküste von Neuholland. Diese Art ist noch zweifelhaft. — S. *Spr.* Syst. II, 610. (*Sprengel.*)

Hemisynapsium *Brid.* s. Pohlia *Hedw.* (bryoides *R. Br.*).

HEMITELIA *R. Br.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Farrenkräuter und der fünften Ordnung (nach *W.* Sp. pl.) der letzten Linnéschen Klasse. Ihr Charakter besteht in rundlichen, zerstreut stehenden Samenhäufchen, und aus der mittleren Ader des Laubes hervortretenden, fast kugeligen, zuletzt zurück geschlagenen, halbmondförmigen Fruchtbehältern. 1) H. speciosa *Kaulf.* En. fil., ein unbehaarter, unbewehrter Baum mit gefiedertem Laube, lanzetförmigen, verlängerten, lang zugespitzten, grob gezähnten Blättern, stumpfen, etwas gekerbten Zähnen, verästelten Adern, und meistens am Rande stehenden Samenhäufchen. Am Oronokko. (Cyathea speciosa *Humb.*) Abgeb. in *Plum.* filic. t. 26. 2) H. grandifolia *Spr.* Syst., ein unbehaartes, unbewehrtes Kraut mit gefiedertem Laube, ablang-lanzetförmigen, verlängerten, lang zugespitzten, an der Spitze gesägten, halb gefiederten Blättern, eiförmig-ablangen, ziemlich stumpfen, an der Spitze gesägten Blattfetzen, verästelten Adern, spreublätterigen Rippen, und meist am Rande auf beiden Seiten in zwei Reihen stehenden Samenhäufchen. Auf Martinique. (Cyathea grandifolia *Willd.* Sp. pl.) 3) H. obtusa *Kaulf.* En. Fil., mit gefiedertem, unten an den Rippen blasig-spreublätterigem Laube, lanzetförmigen, verlängerten, halb gefiederten Blättern, ablangen, stumpfen, fein gekerbten Blattfetzen, verästelten Adern, und meist am Rande stehenden, zusammen hängenden Samenhäufchen. Auf den Antillen. 4) H. horrida *R. Br.*, ein baumartiges, an der Basis mit kurzen Stacheln besetztes Gewächs mit zweimal gefiedertem, unbehaartem Laube, großen, ablangen, lang zugespitzten, halb gefiederten Blättern, lanzetförmigen, fast sichelförmigen, lang zugespitzten, glattrandigen, an der Spitze gesägten Blattfetzen, verästelten Adern, und meist am Rande stehenden, zusammen hängenden Samenhäufchen. Eben das. (Cyathea horrida *Sw.* Syn. fil., C. commutata *Spr.* Anl., Polypodium horridum *L.* Sp. pl.) Abgeb. in *Plum.* t. 8. 5) H. multiflora *R. Br.*, baumartig und unbewehrt, mit zweimal gefiedertem, unbehaartem Laube, ablang-lanzetförmigen, lang zugespitzten, halb gefiederten Blättern, ablangen, zugespitzten, stumpf gesägten Blattfetzen, und geflügeltem Blattstiel. Auf Jamaika. (Cyathea multiflora *Sm.* Act. taur.) 6) H. capensis *R. Br.*, baumartig, mit unten an den Rippen blasig-spreublätterigem, dreimal gefiedertem Laube, und linienförmig-lanzetförmigen, zugespitzten, zusammen stoßenden, spitz gesägten Blättchen, welche an ihrer Basis die Samenhäufchen tragen. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. (Cyathea riparia *W.* Sp. pl., C. capensis *Sm.*

act. taur., Polypodium capense *L.* Suppl., Aspidium capense *Sw.* Syn. fil.) 7) H. laciniata *Spr.* Syst., krautartig und unbewehrt, mit dreifach zusammen gesetztem, unbehaartem, flatterigem Laube, ablang-lanzetförmigen, lang zugespitzten, halb gefiederten Blättchen, abslangen, stumpfen, ausgeschweiften Blattsetzen, und kleinen, etwas entfernt von einander in zwei Reihen stehenden Samenhäufchen. Auf den neuhebridischen Inseln. (Polypodium laciniatum *Forst.* herb.) Diese Art ist noch zweifelhaft. — S. *Spr.* Syst. IV, 125. (*Sprengel.*)

HEMITHEA (Ἡμιθέα), 1) s. Tenes; 2) Tochter des Staphylus und der Chrysothemis, einer Enkelinn des Bakchus. Nach *Diod.* V, 62, 63, sollte sie den von ihrem Vater zuerst gekelterten Wein mit ihrer Schwester Parthenos behüten, aber während beide schliefen, zerbrachen Schweine die thönernen Weingefäße und beide Mädchen stürzten sich ins Meer. Aber Apollo rettete sie aus Liebe zur dritten Schwester Rhöo und brachte sie nach dem thrakischen Chersones, wo Parthenos zu Bubastus und Molpadia (der eigentliche Name der Hemithea, denn diesen Namen [Halbgöttinn] bekam sie erst nach ihrer Vergötterung) zu Kastabon, göttlich verehrt wurde. Bei ihrem Feste opferte man Meth statt des Weines, und Keiner, der ein Schwein berührt hatte, durfte demselben nahen. Sie wirkte als Heilgöttinn, stand den Weibern in der Geburt bei und offenbarte den Kranken in Träumen die Mittel zur Genesung (wobei man an den Tempelschlaf zu Epidaurus denken kann). Der Tempel ward sehr reich, da man aus den fernsten Gegenden zu ihm wallfahrtete und die Perser achteten ihn so hoch, daß sie bei dem Kriege unter Xerxes ihn verschonten. Nicht einmal Räuber sollen es gewagt haben, ihn zu verletzen, ob er gleich weder Mauern noch Wache hatte. Parthenius Erot. I. erzählt etwas ganz Anderes von ihr. Der Vater habe die Tochter dem zuvor wohl berauschten Lyrkus beigelegt, um einen Sohn zu haben, den er vergeblich von seiner Gattinn Ilebia wünschte, und wirklich habe sie den Basileus geboren, der vom Staphylus adoptirt und Fürst in Kaurien geworden sei. (*Richter.*)

HEMITHEON, ein Schriftsteller der berüchtigten Gattung, die man unter dem Namen der sotadischen begreift. Er würde uns, zu seiner Ehre, ganz unbekannt seyn, hätte nicht Lucian (adv. Indoct. §. 23. Tom. VIII. p. 23. ed. Bip.) seinen Namen auf die Nachwelt gebracht, und dabei gemeldet, daß er, selbst ein Cynädus, seinen schamlosen Sittengenossen als Gesetzgeber gelte. An einem andern Orte (Pseudolog. §. 3. Tom. VIII. p. 61.) nennt derselbe Schriftsteller, unter mehrern der eben erwähnten Gattung, den Sybariten Misthon, und da er auch den Hemitheon einen Sybariten nennt, so kann man nicht zweifeln, daß Eine Person gemeint, und nur der Name an einer von beiden Stellen (am wahrscheinlichsten in der zweiten) verschrieben sei. Ob das Beiwort wirklich das Vaterland des Mannes bezeichne, oder ob es sich auf den Titel seiner Schrift, Sybaritis, beziehe, kann zweifelhaft scheinen. Diesen Titel erwähnt, mit hinlänglicher Bezeichnung des Inhaltes, Ovid (Tristia II, 417.), ohne doch den Verfasser zu nennen, dessen Zeitalter von dem seinigen nicht weit entfernt lag (qui composuit *nuper* Sybaritida); wie denn auch beim *Martial.* XII. Ep. 97. die Sybaritici libelli †) auf keine andere Schrift bezogen werden können. (*F. Jacobs.*)

HEMITONION oder Semitonium, halber Ton oder halbe Tonstufe. Man theilt ihn in den großen und kleinen. Der erste verhält sich 16 : 15, der andere 25 : 24. Das Verhältniß wird jedoch praktisch nicht beachtet, vielmehr kommt es im Vortrage darauf an, ob die halbe Tonstufe sich herauf oder herunter bewegt. Beim Heraufgehen schließt sich der halbe Ton auf Streich- und Blas-Instrumenten öfter enger an den nächst folgenden, umgekehrt beim Heruntergehen. Nimmt die halbe Tonstufe auf dem Liniensysteme zwei verschiedene Räume ein z. B. e und f, h und c: wird sie ein großer halber Ton genannt: steht sie auf derselben Linienstufe z. B. c cis, heißt er ein kleiner. (*G. W. Fink.*)

HEMITONION (ἡμιτόνιον). An den Belagerungs- und überhaupt Schußmaschinen der Alten, welche eine Last, vorzüglich Balken und große Pfeile im Kernschuß fortschossen, an den Katapulten, waren gewöhnlich zwei Arme, ähnlich den Armen einer Armbrust oder eines Bogens, welche am Ende durchbohrt waren, um durch diese Löcher eine Spannschnur, ein sehr starkes Seil zu ziehen [1]). Dieses Seil nennen die alten Mechaniker und Baukünstler νεῦρον, τόνος oder ἡμιτόνιον. Der letzte Name, Hemitonion (Halbspanner), mag daher entstanden seyn, daß die Arme des Bogens der Katapulte, da sie oft zwölf Ellen lange Balken schießen mußten, so stark waren, daß sie nur wenige Spannkraft hatten, und man nun diese Spannkraft dadurch zu ersetzen suchte, daß man zum Spannseil sehr elastische Stoffe nahm. Man wählte nämlich zu denselben gewöhnlich Haare aus der Mähne oder dem Schweife der Pferde; überdieß nahm man wohl auch Haare von den Schenkeln und Füßen der Hirsche oder dem Rücken der Stiere, wie der Mechaniker Hiero im 18ten Kapitel anführt. Vorzüglich werden von ihm und vom Ktesibios zum Spannseil noch die Haare der Frauen empfohlen, von welchen sie aussagen, daß sie, so bald man sie während der Verarbeitung zu Seilen mit Öl bestreiche, die Festigkeit der Nerven erhielten. Daher führen auch oft die alten Schriftsteller an, daß man in den belagerten Städten, bei Ermangelung anderer Haare, die Frauen derselben beraubt habe, namentlich von den Karthagern erzählen es uns Strabo (XVIII lib.) und Appianus, und von Andern andere Schriftsteller. Ja Polybios führt unter verschiedenen Gegenständen einer Kriegsrüstung auch auf τριχὸς εἰργασμένης τάλαντα τριακόσια,

†) Musaei pathicissimos libellos,
Qui certant Sybariticis libellis.

1) S. Abbildungen davon in dem von Schatz gemachten Auszuge aus Monfaucon's Alterthümern. Tab. CXVI. fig. 6 — 9.

νευρῶν εἰργασμένων ἑκατὸν τάλαντα. Diese Hemitonia scheinen nur bei den Katapulten mit zwei Armen gebraucht worden zu seyn. Bei einer andern Art der Katapulte, die nur einen Arm hatte[2]), bediente man sich zur Spannung wohl nur eines gewöhnlichen Seiles.
(*C. W. Müller.*)

Hemitriglyphus s. Triglyphus.

HEMITRITÄUS (von ἥμισυς halb und τριταῖος dreitägig), halb dreitägiges Fieber. — Schon bei Hippokrates kommt dieser Name vor, und derselbe bezeichnet damit ein Fieber, das an dem einen Tage leichter und an dem andern stärker ist. Diesen nach ziemlich unbestimmten Begriff, unter welchem Hippokrates auch noch das hektische Fieber gefaßt zu haben scheint, analisirte Galen weiter, und gebrauchte ihn für solche Fieber, bei welchen im Verlaufe immer wieder neue Frostanfälle sich zeigen, und von welchen angenommen wird, daß sie entweder aus einem anhaltenden und aus einem aussetzenden, intermittirenden, oder aus zweierlei aussetzenden, einem eintägigen und einem andertägigen zusammengesetzt seien. Galen meint, Hippokrates wolle vorzüglich nur erstere Fieber unter diesen Namen verstanden wissen, er selbst ist geneigter, dem Worte Hemitritäus die zweite Bedeutung zu geben. Nach dieser erfolgten dann an dem einen Tage kein Frostanfall, an dem andern aber zwei, weil an dem einen Tage das eintägige, an dem folgenden neben diesem auch das andertägige Fieber seinen Anfall machte, und alle diese Anfälle jedes Mal mit Frost begonnen. Celsus dagegen nennt Hemitritäus ein andertägiges Fieber, welches so lange dauernde Anfälle hat, daß ein solcher von den 48 Stunden, welche einen Fiebercyklus ausmachen, 36 und mehr einnimmt, so daß die fieberfreie Zeit fast ganz verschwindet. Diese Bestimmung führt jedoch mehr zu dem anhaltenden dreitägigen Fieber, Febris tertiana subintrans, Tritaeophyes, wobei die Paroxysmen des andertägigen Fiebers an Dauer so zunehmen, daß ehe der frühere Anfall ganz aufgehört hat, der nächste wieder anfängt.

Nach dieser Zeit wurde in jener Periode der Heilkunde, da man viel weniger auf die vorkommenden Krankheiten, als auf die Aussprüche der älteren Ärzte sah, von den zahlreichen Commentatoren dieser der Begriff von Hemitritäus vielfach subtilisirt, ohne daß für die Krankheitslehre irgend Etwas gewonnen worden wäre. Nachdem aber immer mehr die Natur der Krankheiten und ihre Entstehungsweise aus äußeren Ursachen beachtet wurde, auch die Krankheiten verschiedener Gegenden sich eher unter einander vergleichen ließen, so gewann auch der Name eine bestimmtere Bedeutung und der Hemitritäus unserer Zeit gehört seinem Wesen, seiner Entstehungsweise und seiner Heilart nach ganz zur Klasse der intermittirenden Fieber. Wie diese, entspringt er immer aus Lokalursachen, nämlich aus der Beschaffenheit des Bodens und erscheint als höherer Grad derselben unter Umständen und in Gegenden, wo die Ursachen, welche sonst nur intermittirende Fieber hervorbrachten, mit besonderer Intensität wirken. Dieser natürliche Zusammenhang von beiderlei Krankheitsformen erhellt ferner auch daraus, daß wo der Hemitritäus oder wie er jetzt häufiger genannt wird, das remittirende Fieber, in der ungesundesten Jahreszeit herrschend ist, in den der Gesundheit minder ungünstigen Monaten die Wechselfieber die gewöhnliche Krankheit ausmachen, und eben so auch in Gegenden höherer Breiten, welche in gewöhnlichen Zeiten hauptsächlich an Wechselfiebern leiden, in außerordentlichen Jahrgängen auch Fälle des Hemitritäus vorkommen. Zwar läßt sich der Hemitritäus nicht wie das gewöhnliche Wechselfieber, welches als eine dem menschlichen Organismus ausschließend zukommende Krankheit häufig ohne alle Kunsthilfe von selbst wieder aufhört und nicht einmal rasch aufgehoben werden darf, (febris depurativa sive perfectiva) für ein heilsames Naturbestreben, in welchem der Organismus sich gegen früher empfangene nachtheilige Einflüsse wieder auszugleichen strebt, ansehen, sondern es zeigt sich bei demselben der Organismus durch die schnell und in besonderer Stärke auf ihn einwirkende äußere Potenz in der kürzesten Zeit mit einer solchen Heftigkeit getroffen, daß es unmittelbar zu einer sehr lebhaften Reaktion kommt, bei welcher zwar in den wiederkehrenden Frostanfällen immer noch der allgemeine Grundcharakter des Wechselfiebers zu erkennen ist, aber zugleich auch für den Lebensprozeß sehr wichtige Organe, besonders das Gehirn und die großen Abdominaldrüsen, gleich anfänglich so sehr ergriffen sind, daß es über solcher Lokalaffektion nicht mehr zu einer Intermission kommen kann. Wird jedoch die Krankheit mit einigem Erfolg durch die Kunst bekämpft, so stellt sich allmälig der intermittirende Typus wieder deutlicher ein, und Rekonvalescenten dieser Art behalten noch lange eine große Disposition zu intermittirenden Fiebern. In dieser Bedeutung genommen stellt der Hemitritäus ganz das Bild dar, wie dasselbe auch Sennert bestimmt hat, und dessen allgemeinste Erscheinungen ungefähr folgende sind:

Nach einem oft mehrere Wochen dauernden Übelbefinden, wobei der Kopf eingenommen, die Zunge roth und weiß, der Leib verstopft und der Durst ungewöhnlich ist, oder oft auch plötzlich, nachdem die Erkrankenden nach ihre Geschäfte besorgten und scheinbar ganz gesund sich nieder gelegt hatten, tritt Frost, Blässe, heftiger Schmerz im Kopfe und in den Lenden, Druck in der Magengegend und das höchste Gefühl der Schwäche, selbst Ohnmacht ein, aber sie rennen delirirend davon, stürzen sich über Bord oder ins Wasser, der Puls wird so schnell und häufig, daß seine Schläge kaum noch gezählt werden können, äußerst übel riechende Stoffe werden ausgebrochen, und jetzt schon sterben manche Kranke gleich unter der Raserei, oder es entsteht allgemeine Auflösung, Coma, Meteorismus, Sehnenhüpfen und Blutstriemen, und aus allen Öffnungen des Körpers dringt ganz aufgelöstes Blut. Nimmt die Krankheit nicht schnell ein solches

2) S. die zwei Abbildungen in *Justi Lipsii* poliorcet. pag. 125.

Ende, so wird das Gesicht allmälig roth und aufgetrieben, die Augen treten hervor, die Haut wird nach 12 bis 14 Stunden allmälig feucht, der Puls sinkt von 130 Schlägen in einer Minute auf 90 und die Zufälle lassen etwas nach, es empfindet der Kranke aber die höchste Kraftlosigkeit und Übelbehagen, besonders im Kopfe und in den Präcardien; in kurzer Zeit aber fangen dieselben Zufälle in noch stärkerem Grade wieder an. Zunge und Mund werden schwarz, der Schweiß klebrig, die äußern Theile werden kalt wie Marmor, während der Kranke von innerer Hitze verzehrt wird, und immer noch die Gegend der Herzgrube heiß anzufühlen ist, die Haut wird vielfarbig, und der Tod erfolgt unter Konvulsionen. Zuweilen fängt die Krankheit auch mit schwächern Paroxysmen an, die jedes Mal an Heftigkeit zunehmen, es ist mehr Affektion des Unterleibes, bis unter einer stärker werdenden Verderbniß der Ausleerungen Sopor entsteht, und der Kranke unter leichten Zuckungen stirbt. Führt die Krankheit aber nicht zum Tode, so ist die Rekonvaleszenz von langer Dauer, und die Kranken leiden noch viel an Unterleibsbeschwerden und hydropischen Geschwülsten. Bei der Sektion findet man bald die Leber, bald die Milz außerordentlich aufgetrieben und so mürbe, daß diese Drüsen in ihrer Substanz wie Blutextravasat erscheinen.

In dem Heilverfahren stimmen die Ärzte aller Zonen und Länder darin überein, daß es vor Allem darauf ankomme, diesen in seiner Heftigkeit solche Gefahr drohenden Anfall dahin zu leiten, daß allmälig ein intermittirender Typus entstehe, und es findet eine Meinungsverschiedenheit nur darüber Statt, auf welche Weise dieses erreicht werden müsse. Ein Theil der Ärzte ist dafür, durch Brechmittel Impressionen und Ausleerungen des Magens hervor zu bringen und dann so bald als möglich China zu reichen; ein anderer Theil behauptet dagegen, daß man auf diese Weise nicht zu Stande kommen könne, sondern daß vor Allem starke Blutausleerungen vorgenommen und mittels starker Dosen Calomel vorher auf die Secretionsorgane gewirkt werden müsse; wenn aber auf Beides kein Nachlaß der Hitze und kein Schweiß erfolgt, so soll dieß durch kalte Übergießungen herbei zu führen versucht werden; erst wenn vollkommene Intermissionen erfolgen, kann China gereicht werden, ja mehrere engländische Ärzte behaupten, auf ihre Erfahrungen bei dem remittirenden Fieber in Ostindien sich stützend, daß vollkommene Intermissionen eintreten, so bald das Calomel auf die Speicheldrüsen wirke, und auch gleich wieder verschwinden, wenn solche Wirkung nachlasse.

Auch darüber herrscht kein Widerspruch der Erfahrung, daß Krankheiten dieser Art nie durch Ansteckung oder ein Contagium sich fortpflanzen, sondern daß ihr Grund immer in der Beschaffenheit des Bodens, besonders dessen Oberfläche liege, und wie sie auch durch die Luft hervor gebracht zu werden scheinen, letztere eine solche Beschaffenheit immer durch die Ausflüsse des Bodens erst erhalten habe. Endlich, daß allein durch eine Veränderung des Aufenthalts die der Krankheit zu Grunde liegenden Fehler in der Körperbeschaffenheit gehoben werden können.

Zwar läßt sich eine solche Entstehung der Krankheit zugeben, die nähere Beschaffenheit der Lokalitäten und Umstände, welche die Krankheit begünstigen sollen, am natürlichsten bei einer Aufzählung der verschiedenen Gegenden der Erde, wo sie einheimisch ist, angeben; da jedoch auch hierin ziemliche Übereinstimmung sich ergibt, so läßt sich zur Vermeidung der Wiederholung Folgendes hierüber sagen: Am allgemeinsten wird von den Ärzten angenommen, daß überall, die Länder jenseit des 60. Breitegrades etwa abgerechnet, Wechselfieber und eine mit derselben im genauesten Zusammenhange stehende Kacherie da vorkomme, wo der Boden, sei es durch die Art seiner Anlagerung oder durch die Beschaffenheit seiner obersten Erdschichte, die Bildung von Seen und Sümpfen begünstigt, in welchen eine ununterbrochener Keimungs- und Decompositionsprozeß Statt findet und die Temperatur durch die aus solchen feuchten Gründen sich bildenden Nebel eigenthümliche Modificationen erfährt, so fern nach Sonnenuntergang solche Striche viel kälter werden. Hierbei stellt man sich vor, daß aus den faulenden Vegetabilien sich ein eigenthümlicher Stoff entwickele, der die Atmosphäre inficire und nennt denselben Miasma; in neuern Zeiten jedoch, da eine solche Beschaffenheit besonders bei so vielen Gegenden Italiens zur Sprache gebracht wurde, Malaria. Diese Malaria soll besonders den Übeln beigemischt seyn, und wie diese oder wie die Wolken, durch Luftströmungen bald sich vertheilen, bald durch Winde von einer Stelle einer andern sich zuführen lassen. In dieser Beziehung kann daher eine an sich schon ungesunde Gegend durch ihre Umgebung oder Einfassung in ihrer Insalubrität noch gesteigert werden, so fern Hügel und Wälder die Lufterneuerung hindern, oder kann selbst eine Gegend, wo sich kein stagnirendes Wasser findet, ungesund werden, wenn ihr unter Begünstigung der angegebenen Umstände die Malaria aus einer andern Gegend zugeführt wird. Bei dieser Annahme wird immer voraus gesetzt, daß neben der Stagnation des Wassers, durch welche die in demselben vorgehenden Prozesse fixirt werden, viele vegetabilische Stoffe sich vorfinden. Nun ist wohl wahr, daß an flachen Ufern, am Ausfluß großer Ströme in das Meer oder in Seebuchten, wo zumal in warmen Gegenden, Mesembryanthemen oder Rhizophoren und Avicennien Gärbstoff haltende Pflanzen bald von dem Wasser bedeckt werden, bald wieder in die freie Luft hervor ragen, remittirende Fieber jedes Jahr in der geeigneten Jahreszeit vorkommen. Es müssen jedoch die, welche sich für eine Entstehung der Malaria auf diese Weise erklären, zugeben, daß Ausflüsse faulender Pflanzenstoffe der Atmosphäre mitgetheilt, nicht identisch mit Malaria seien, und in der That sieht man auch häufig Pflanzenstoffe in der lebhaftesten Zersetzung, wie in den schwarzen Flüssen am obern Orinoko, deren Nähe Humboldt gar nicht ungesund fand, oder während der trockenen Jahreszeit in Bengalen, wo der Gestank, welcher

aus den fast ganz in Schlamm verwandelten Sümpfen entsteht, in der Nähe von Calkutta so stark empfunden wird, ohne daß nach den Versicherungen von Johnson in dieser Jahreszeit Fieber vorkämen. Wenn es daher nicht eigentlich die vegetabilische Decomposition ist, welche Fieber erregend wirkt, so könnte man fragen, ob nicht vielleicht eher die mit solcher Decomposition gleichzeitig gegebene Infusorienbildung, als ein dem thierischen Leben nachtheiliger Prozeß anzusehen sei? Dieses ließe sich allerdings damit weiter erweisen, daß in der Tropenwelt in dem Moment, in welchem die periodischen Regen in Strömen auf die ausgedorrte Erde gelangen, und ein so äußerst lebhafter Gährungs- und Keimungsprozeß beginnt, auch die remittirenden Fieber zugleich in ihrer schlimmsten Form beginnen, und eben so auch in unseren Breiten im hohen Sommer, wenn die Hitze am intensesten ist, und mitunter Regen fallen, wodurch besonders Infusorienbildung begünstigt wird, die remittirenden Fieber am stärksten herrschen. Aber auch hier trifft man auf Widersprüche: solche remittirende Fieber kommen oft auch vor an Ufergegenden, die aus einem weißen, feinen und lockeren Sand bestehen, oder in Strichen, die nackt und wenig beholzt sind, wo man gar nicht an Zersetzung und neue Bildung organischer Massen denken kann; Ähnliches ist auch der Fall bei Neubrüchen, wo eben so wenig an solche Prozesse gedacht werden kann. In solchen Fällen wäre es vielmehr die mineralische Beschaffenheit des Bodens, und handelte es sich mehr um vulkanische Ausflüsse oder Zersetzungen nicht organischer Massen. Dabei darf man jedoch auch nicht glauben, daß die Sterilität des Bodens der Grund seiner Ungesundheit sei, sondern umgekehrt begünstigt ein solcher Boden, der dem menschlichen Leben sich so feindselig erweist, die Vegetation, wenn sie von dem Menschen dahin verpflanzt wird, desto mehr, und nach der Versicherung von H. Smyth sind es auf Sardinien gerade die ungesundesten Stellen, auf welchen der feinste Weizen wächst, und nirgends blüht der Oleander schöner, als an solchen Orten; ja nach den Beobachtungen von Sullin de Chateauvieux kommen in den Maremmen und den pontinischen Sümpfen, die Schafe ausgenommen, auch die übrigen Hausthiere gut fort. Überhaupt würden die Gegenden, wo die Fieber endemisch sind, längst von den Menschen verlassen seyn, wenn die Leichtigkeit der Subsistenzmittel, so fern diese der Boden darreicht, nicht immer wieder neue Bewohner anlockte; an manchen andern Orten läßt allerdings aber auch die für den Handel vortheilhafte Lage die Rücksichten für die Gesundheit vergessen. Auch von dieser Seite her ergäbe sich demnach der entschiedenste Gegensatz zwischen der Vegetation und der Vollendung des thierischen Lebens im menschlichen Organismus, so daß die höchste Fülle der erstern, dem letztern feindselig gegenüber stände.

Endlich ist es von den ältesten Zeiten her und in den entlegensten Gegenden Volksglaube, daß das intermittirende Fieber durch die Beschaffenheit des Trinkwassers häufig erregt werde. Bedenkt man, wie das Getränk seine unmittelbare Wirkung auf die Milz äußern soll, welches Organ in dem intermittirenden Fieber von besonderer Bedeutung ist, so kann dieß von denen, die an eine Erzeugung des Kropfes durch das Wasser glauben, wohl nicht in Abrede gestellt werden, doch hat man auch zu bedenken, daß z. B. Thonboden, indem er das Durchdringen des Wassers aufhält, zugleich die Bildung von Sümpfen begünstigen und arm an Quellen seyn muß, während meistens auch in einem solchen Boden von dem Eisenoxyd oder Eisenvitriol das in den heißern Monaten nur sparsam vorhandene Wasser nothwendig durch Zersetzung und fremdartige Beimischung alterirt seyn wird.

Überhaupt ist es einleuchtend, und stimmen auch Alle darin überein, daß, was auch die Ursache der Malaria seyn möge, diese durch höhere Grade der Wärme immer an Intensität gewinne, theils sofern vegetabilische und chemische Zersetzung durch letztere gesteigert, theils sofern der Organismus zur Aufnahme derselben disponirt wird, indem schon die Hitze des Tages für sich auf die Konstitution wirkt, und zugleich auch die Abkühlung durch den Nebel desto empfindlicher wird, wobei die in solchen Gegenden zugleich auch besonders häufigen und quälenden Moskito's mitwirken mögen, weil sie den Körper in einem fortdauernden Fieberzustand erhalten.

Im Allgemeinen mag es daher wohl gelten, daß, so sehr auch einzelne Lokalitäten die Entstehung des Fiebers begünstigen mögen, die verschiedenen Ursachen desselben doch auf gleiche Weise durch die Wärme der Atmosphäre gesteigert und somit die Häufigkeit des Fiebers zunehmen werde, je näher sich die Gegenden der Linie befinden. Doch kommen auch in höheren Breiten einzelne Gegenden vor, in welchen der Hemitritäus als endemische Krankheit sich findet. Zu Upsala kam, wenigstens in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, ein Fieber vor, bei welchem Nachmittags um 3 oder 4 Uhr ein leichter Anfall ohne Frost, um Mitternacht aber ein stärkerer mit Frost, und außer diesen nur den andern Tag um 10 Uhr Vormittags ein schwerer Anfall, der bis zur Verschlimmerung Abends dauerte, erfolgte; es wurde diese Krankheit Erkältung und den Ausdünstungen einiger Graben zugeschrieben; es kam dieselbe jedoch mehr im Frühling und nicht im Spätsommer vor. Auch Stockholm ist wegen seiner intermittirenden Fieber berüchtigt. Von Arendal erwähnt Günther eines Herbsttyphus.

Noch mehr gleichen durch ihren schnellen Verlauf und ihre Gefährlichkeit die Stoppelfieber in Schleswig, besonders bei Eyderstädt, dem Hemitritäus heißer Gegenden. Es ist der Boden sehr fest, thonig, das Wasser durch fremdartige Beimischung unrein, die Luft nebelig und feucht, und die Kost zwar reichlich, aber schwer und unverdaulich; hier werden die Arbeiter, welche die mehrere Jahre lang brach gelegenen Gründe in der zweiten Hälfte des Sommers umbrachen, von Fiebern befallen, welche gleich mit der heftigsten Kopfaffektion und Erbrechen beginnen, und oft sehr bösartig sind. Von der Eyder bis an die Schelde sind zwar in den gewöhnlichen Jah-

ren und oft nach längeren Pausen nur gewöhnliche Wechselfieber die endemische Krankheit des Landes, aber in dem Jahre 1826 kamen während der großen Epidemie, wie sie sich vielleicht nur alle hundert Jahre wiederholt, allerwärts Fälle eines so raschen und tödtlichen Verlaufs und der Symptome vor, wie sie schon früher Pringle beschrieb, oder wie sie auf Walchern 1809 oder irgend wo in den Tropengegenden gesehen wurden. Eben so stellte sich auch zu derselben Zeit an der Ostküste Englands, wo man über die Ursachen, welche das Wechselfieber hervor bringen, durch hohe Kultur des Bodens schon Meister geworden zu seyn, sich schmeichelt, das Fieber in derselben Allgemeinheit und zum Theil eben so verheerend ein. Auch an den nördlichen Küsten Frankreichs zeigt in den Gegenden, welche die intermittirenden Fieber begünstigen, immer von Zeit zu Zeit sich eine Steigerung der Zufälle, wie z. B. zu Rochefort. Doch nicht bloß an der Meeresküste, auch im Innern des Landes an den Ufern bedeutender Flüsse, an der Loire im Dep. Loiret, in den Sumpfgegenden des Departements Ain kommen dieselben Fieber vor; ferner am Po und an der Donau, besonders in Ungarn, und noch mehr in der Moldau an den Ausflüssen dieses Stromes; von Cherson machte noch in der neuesten Zeit Murawiew eine sehr traurige Schilderung, eben so fand Clarke solche Fieber in Tscherkaskfch sehr häufig; ferner auf der taurischen Halbinsel und am Ausfluß des Phasis, Poti; auch Georgiewsk, Tiflis, und die Gegenden, die dem kaspischen Meere noch näher liegen, sind wegen ihrer Ungesundheit gefürchtet.

In Spanien kommen zwar, der höheren Lage Kastiliens ungeachtet, häufig intermittirende vor, doch erscheinen sie in ihrer schlimmen Form weniger im Innern, die Provinz Alentejo und die Sümpfe von Alkazar etwa abgerechnet, als am Gestade des Meeres zu Murcia, Valencia, in den Strichen, wo Reisbau getrieben wird, auf Minorca und eben so an der südlichen Küste Frankreichs, in der Gegend von Narbonne, an den Rhonemündungen, dem Striche von Camargues. Weiter hin, wo das Küstenland weniger flach ist, kommen auch solche, durch Insalubrität ausgezeichnete Stellen seltener vor, außer an den Mündungen des Var, der Roya und einiger minder bedeutender Flüsse; bekannter ist Speccia, welche Stadt in einer tiefen Meeresbucht liegt, bis man sich den Maremmen von Toskana und weiter hin der Campagna di Roma nähert, wo die Malaria, als auf ihrer berüchtigtsten Stätte, am meisten Schrecken verbreitete.

In einem länglichen Viereck, dessen Ausdehnung Rigaud de l'Isle auf 400 französische Quadratmeilen angibt und auf dessen vier Ecken Orbitello und Romiglione oder Otricoli nördlich, Terracina aber und Teano südlich sich befinden, zieht sich ein Strich hin, der wegen seiner Ungesundheit zwar gleich gefürchtet ist, aber dessen Oberfläche nicht die gleiche Beschaffenheit hat. In dem Theile diesseits Roms, im Thale der Tiber und auf der zwischen diesem und der See liegenden Strecke folgt auf das Küstenland eine vulkanische Zone mit Schwefelquellen, zum Theil engen Thälern und mit Wasser erfüllten Kratern, über welchen sich Kalkboden an die Gebirge lehnt. Dieser zum Theil unebene Strich der Campagna kündigt sich gleich durch seinen violettenen Schimmer und durch die Physiognomie seiner Pflanzen verdächtig an. In einzelnen Gruppen stehen Stechpalmen, Cypressen und Pinien, vor Allem sind aber die zerstreuten Distelsträucher zu meiden, denn in ihrem Bereich soll sich die Malaria am concentrirtesten finden, so daß, wenn solche Strecken nach einigen Jahren die Urbarmachung trifft, die Arbeiter in ihrer Nähe besondere Gefahr laufen; es wird aber meistens das Feld durch Anzünden und Brennen aufgeräumt. Jenseits Rom beginnen dagegen die pontinischen Sümpfe, welche einen ganz andern Anblick darbieten; sie haben ein anmuthiges Ansehn und gleichen einer lustigen, grünen Wiese, zum Theil mit hohem Schilf bedeckt und von Kanälen durchzogen. (Kephalides Reise durch Italien u. Sicilien. 2r Thl. 208.) Über dieses Land von so verschiedener Beschaffenheit zieht sich, zumal in dessen niederen Gegenden, während des größten Theils des Jahres mit Sonnenuntergang ein dichter Nebel hin, der dem ganzen Lande das Ansehn eines Sees gibt, auf dessen äußersten Punkten der Pic von Viterbo, M. S. Oreste, Monterose, Monte Cavo und der Berg von Circella hervor ragen und einen gesunderen Aufenthalt darbieten.

Schon in den frühesten Zeiten erwies sich der Boden Roms, nach mehreren Stellen des Livius, seinen Bewohnern als ungesund. Waren es aber die damals nach der Meinung von Humboldt noch thätigen Vulkane, oder eine durch den Religionskultus gebotene Gesundheitspolizei, oder, was eben so wahrscheinlich ist, die Menschenmasse selbst, bei welcher es nicht geachtet wurde, wenn Tausende von Sklaven zu Grunde gingen, daß durch beharrlichen Anbau des Bodens dieser für die Gesundheit erträglich gemacht wurde, so hatte doch Rom auch Zeiten, in welchen seine Bevölkerung weit unter ihren gegenwärtigen Betrag sank. Nibby beruft sich auf Horaz, daß schon zu des Augustus Zeiten die Reichen im Sommer Rom verließen; Strabo, der unter Tiberius schrieb, nennt Ardea, Livinium, Anzium und die pontinischen Sümpfe ungesund. In den Zeiten Innocenz III., welcher 1198 zum Papst gewählt wurde, soll die Einwohnerzahl nur 35,000 betragen haben, und als Gregor XI. im Jahr 1377 von Avignon aus wieder den päpstlichen Stuhl nach Rom verlegte, so habe es nur 17,000 Einwohner gegeben. So viel auch politische Ereignisse zu diesem Schwanken in der Bevölkerung beigetragen haben mögen, so liegt doch gewiß ein Hauptgrund in der Ungesundheit des Bodens. Nach den Versicherungen von Bailly erkrankt zu Rom jährlich der zehnte Bewohner, und zwei Drittheile der Erkrankten haben das Wechselfieber, nur in dem h. Geist Spital, welches bloß zur Aufnahme des männlichen Geschlechts bestimmt ist, werden im Durchschnitt jährlich 10,000 meist schwerer am Fieber Erkrankter zum großen Theil auch aus der Umgegend behandelt. Denn aus leichteren

Anfällen macht man sich in Rom nichts, und wegen der Leichtigkeit der Subsistenz in dem milden Klima, werden nur unter den dringendsten Umständen die Spitäler aufgesucht. So wie sich die Krankheit verschlimmert, nimmt sie die Form des Hemitritäus an, zwar hat die Krankheit hier nicht den ganz kurzen Verlauf und solche Zeichen einer rasch überhand nehmenden Auflösung der Säftemasse, dagegen wird sie oft von den Zufällen der Apoplexie oder der Lungenentzündung begleitet, und wenn sie nicht den Tod zur Folge hat, so läßt sie eine Geschwulst des Unterleibs und der Füße zurück. Als die wirksamsten Mittel werden zwar örtliche Blutentleerungen, Eisumschläge und kaltes Getränk, von Baglio Vesicatorien und selbst das Glüheisen empfohlen, in dem h. Geist Spital ist aber der Gebrauch der China so allgemein, daß die Konsumtion noch in den neuesten Zeiten jährlich 320 Zentner Chinarinde betragen hatte. Die Ursache dieser so eigenthümlichen Wirkungen der Luft Roms auf den Menschen würde man vergeblich in irgend einer chemisch erkennbaren Beimischung an die Atmosphäre suchen, die genauesten Untersuchungen führten zu keinem Resultat, auf der andern Seite bemerkte schon Baglio die der Malaria Roms, welche er von Ausdünstungen des Schuttes und verschütteter Höhlen herleitet, ganz eigenthümliche Erscheinung, daß ihre Wirkungen besonders da am stärksten sind, wo die Bevölkerung sehr dünn gesäet ist, und umgekehrt, da wo viele Menschen zusammen gedrängt leben, sogar auch in Unreinlichkeit, die Luft wieder gesund sich erweist, eine Erfahrung, die zeither durch die zunehmende Insalubeität der herrlichsten Villen, z. B. der V. Borghese, während in dem schmuzigen Judenquartier vollkommenes Wohlbefinden herrscht, ihre Bestätigung erhält, auch von zwei einander ganz nahen Häusern kann das eine gesund und das andere sehr ungesund seyn. Dieß wollte man damit erklären, daß die Malaria ein zusammen gesetzter Stoff sei und durch die mit der Bevölkerung notwendig gegebene stärkere Feuerung, und selbst durch das Athmen mehrerer Menschen zersetzt werden kann; wenigstens ist das gewiß, daß schon ein Schleier und überhaupt das Verhüllen von Mund und Nase, wobei nothwendig dieselbe Luftportion mehrmals geathmet werden muß, vor der nachtheiligen Wirkung der Malaria schützt. Auch Baglio erwähnt schon der besondern Feinheit des Geruchsorganes, vermöge dessen man die Nähe aromatischer und spirituöser Substanzen zu Rom viel weniger verträgt, das Nervensystem überhaupt eine Erregbarkeit, Tirature, erhält, welche Brocchi für den Grund der so großen Anhänglichkeit an Roms Boden ansieht, die Alle verspüren, die sich längere Zeit daselbst aufgehalten haben. Einiger Maßen stimmt hiermit auch die von Bailly aufgestellte Behauptung überein, daß faulende Thierkörper und die äußerste Straßenunreinlichkeit zu Rom gar nicht den schlimmen Geruch zur Folge haben, der sie anders wo ganz unerträglich machen würde.

Außer der Campagna di Roma kommt die Malaria zum Theil mit denselben Eigenthümlichkeiten noch auf vielen weiten Stellen Italiens und den benachbarten Inseln bis nach Malta vor. Auf der Halbinsel selbst galt schon längst die Luftbeschaffenheit der Umgebungen Pästums für die schlimmste, doch widerspricht diesem Tommasini, der im September diesen Platz besuchte, und des schlechten Wassers ungeachtet die Bewohner von Capaccio wohlaussehend und die Umgegend auch mit freundlichen Landsitzen besetzt fand. Zu Rossana in der Nähe des alten Sybaris dagegen, fand derselbe Reisende alle Zeichen der Malaria, besonders auch an dem übeln Aussehen der Kinder, die Gegend aber äußerst volkreich. Auf der Ostküste gelten die Gegend von Otranto, Brindisi, Monopoli, der Meerbusen von Manfredonia und der ganze Küstenstrich von Ankona bis zum Ausflusse des Po's, besonders Ravenna und Commachia für Stellen, auf welchen das intermittirende Fieber in allen seinen Formen einheimisch ist. Auf Sicilien lernten die Engländer ein Fieber kennen, welches eben so gut für eine Hirnentzündung, als für ein remittirendes Fieber gelten konnte, es war die höchste Hitze und Kopfaffektion, jedoch ohne Raserei, besonders fand man die Sinus der harten Hirnhaut sehr mit Blut überfüllt, und Blutentleerungen, in einem Falle 40 Unzen auf Einmal, zeigten einen außerordentlichen günstigen Erfolg: so wie die Hitze im September nachläßt, so bildet sich immer deutlicher das Herbstfieber aus, wobei die Krankheit immer mehr ihren Sitz in der Leber und in dem Pfortadersystem nimmt und immer noch dieselbe Behandlung erfordert. Kaum kann man es Boyle glauben, daß nur diejenigen, welche den Sommer auf Sicilien zugebracht haben, vom Herbstfieber befallen werden, denn Cap. Smyth gibt mehr als 70 Orte an, welche für Jeden, der dahin kommt, sich sehr ungesund erweisen, unter diesen auch Syrakus und das Thal von Abisso. Auf Sardinien nennt man die krankmachenden Einflüsse der Intemperies. Diese war schon den griechischen, karthagischen und römischen Heeren verderblich. Auch hier beginnt die Krankheit mit einem heftigen Kopfschmerz und schmerzlicher Spannung in der obern Bauchgegend, Fieberschauer und Hitze, die folgenden Anfälle werden immer stärker, es bemächtigt sich des Gemüths die höchste Traurigkeit und die Kräfte schwinden in der kürzesten Zeit. Fremde werden leichter als Einheimische befallen; wenn es gelingt, die Krankheit zu bekämpfen, so sollen Geschwülste und bleiche Hautfarbe seltener zurück bleiben. Schon im Mai begibt sich Jeder, der es vermag, auf Anhöhen, und mit der größten Ängstlichkeit wird die Luft nach Sonnenuntergang gemieden; auch hier hält man es für ein gutes Mittel zur Verbesserung derselben, große Feuer zu unterhalten. Auf Sardinien glaubt man es von den Feigen, daß sie die schlimme Luft besonders um sich versammeln und einziehen, ihr Verkauf ist daher an mehreren Orten verboten, auch die Hecken von Cactus Opuntia sollen, so fern sie keine Feuchtigkeit einsaugen, das Gift noch potenziren. Durch gute Kost und säuerliches kühles Getränk glaubt man sich vor der Krankheit zu schützen. Auch auf Cypern kann man, nach der Beschreibung von Mariti, das dort so häufige intermitti-

rende Fieber nicht immer von Sumpfausdünstungen herleiten. Auf der Ostküste des adriatischen Meeres ist außer Veglia, dem Strich von Rona bis Sebenico, und Spalatro Narenta längst bekannt wegen seines endemischen Hemitritäus, der von der Mitte des Sommers bis zum Wintersolstitium herrscht, bei dem die Kranken die heftigsten Schmerzen in den Knochen haben und meist um den 9ten Tag der Tod erfolgt. Brechmittel gleich am Anfang gegeben, sollen gute Dienste thun. In dem nicht weit entfernten Consolo ist es sogar durch ein Gesetz verboten, um diese Zeit nach Narenta zu gehen (*Pujati* de morbo Naroniano Tractatus. Feltri 1747.). Dort glaubt man, daß die Krankheit durch Insekten verbreitet werde, und Fortis sah bei einem Geistlichen eine starke Beule am Kopfe, welche ihm ein Insekt veranlaßt hatte. Im Innern von Bosnien wird wird ein ähnliches Fieber Tarlema genannt. Der Boden von Sta Maura, Panormo, des Meerbusens von Lepanto, der See von Joannina, von Gastouni, Koron, Kolochina, Argos, Napoli di Romania, der Ebene von Marathon, Zeitouni und noch mehrere andere Gegenden und Inseln Griechenlands, z. B. Paros, erzeugten in den allerältesten Zeiten eben so wie in den allerneuesten das Fieber. In Kleinasien wurde erst in der neuesten Zeit von Jaubert die Nordküste wegen ihrer Gesundheit sehr gerühmt, auf der südlichen zeichneten sich Fironda, Satalia, Adene zu allen Zeiten durch ihre Ungesundheit aus. Auf der Küste von Syrien kennt man aber besonders Scanderoun durch die Beschreibung von Russel, und Nazareths und der Umgebungen des todten Meers erwähnte neuerlichst Scholz. Bei Ägypten müßte die Seltenheit des intermittirenden Fiebers auffallen, wenn in dem von Prosper Alpinus und Pugnet beschriebenen Dem el Muya, sich nicht der Hemitritäus in seiner gesteigerten Form zeigte. Von der Nordküste Afrika's lassen sich weit weniger ungesunde Gegenden angeben als von dem gegenüber liegenden Lande, etwa Lokalle und die Gegend von Bona ausgenommen. Da von dem übrigen Afrika nur wenig außer den Küstenländern durchforscht ist, so beschränkt sich auch die Kenntniß der durch seinen Boden bedingten Krankheiten, nur auf die Nähe der See. Doch fand Caillaud bei seinem unlängst gelungenen Besuche von Siwa, auch hier solche Fieber. Von den Fiebern am Dembeasee, welche dadurch geheilt werden, daß man den Kranken durch den lebenden Zitterrochen elektrische Erschütterungen mittheilt, versichert Bruce, daß sie mit der Regenzeit aufhören, nach der Angabe von Burckhardt aber würde ein ähnliches Fieber zu Dongola, dort Wardé genannt, zur Zeit des Regens, jedoch nicht jedes Jahr, sondern in größern Perioden eintreten. Burckhardt will überhaupt nicht zugeben, daß die Wirkungen der Regenzeit in jenen Gegenden in demselben Grade nachtheilig seien, wie an der Westküste. Über die Gefährlichkeit eines ganz kurzen Verweilens auf der Insel Massuah stimmen alle neuere Reisende überein. Jenseits der Linie erwiesen sich den Europäern die Insel Quiloa, Comoro, auch die nördliche Küste von Madagascar und die Bai von de la Goa wegen der remittirenden Fieber und Milzgeschwülste, welche man durch Brennen zu heilen sucht, sehr gefährlich. Auf der Westküste Afrika's hat schon oft das Klima der Capverdschen Inseln, besonders Porto Prayo auf S. Jago, während der kurzen Zeit des Anlegens der nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung segelnden Schiffe, so lange die leeren Wasserfässer gefüllt wurden, viele Opfer gekostet; noch ungesunder ist die Insel St. Louis, und die Ungesundheit von Sierra Leone, wohin nach einem dem Parlamente vorgelegten Berichte von 1820—1825 44 Civilbeamte und 1568 Militärs geschickt wurden, und von diesen 22 vom Civile und 906 vom Militär starben, und 6 Beamte und 24 Militärs als Invaliden zurück kehrten, nöthigte die Regierung, eine andere Niederlassung auf der Insel Fernando Po zu versuchen, deren Klima sich jedoch neuerlichst auch nicht durch die Erfahrung erprobt haben soll. In weiter Entfernung von der Küste starben die Begleiter Klappertons, Pivice und Morrison, als sie durch die waldreichen Gegenden des Gebirgs Kony zu dringen versuchten, noch ehe sie eine Höhe von 2500 Fuß zu erreichen vermochten, am remittirenden Fieber. Wie in jenen Gegenden mit dem Eintritt der Regenzeit plötzlich die nachtheiligste Veränderung im Gesundheitszustande der Europäer und zum Theil auch der Eingeborenen eintritt, wird von Lind sehr lebhaft geschildert. Durch die tief gehenden Wolken, welche den Regen in Strömen ergießen, dringt die senkrechte Sonne auf Augenblicke, bei welchem Wechsel der Temperatur, die mehr für das Gefühl empfindliche Abkühlung der Luft noch unbehaglicher wird, zugleich scheint der Regen noch andere Meteorniederschläge zu enthalten und wird auch von den Eingeborenen auf's Ängstlichste vermieden. Aus der Erde dringt ein Dampf, bei welchem die Fackeln kaum noch brennen und die Stimme ihren Ton verliert, hier geschieht es, daß solchen, die bereits an Atonie leiden, ohne daß eine Entzündung voranginge, bloß wenn sie nur die Haut etwas kratzen, das aufgelöste Blut durch die Haut dringt und längst geheilte Wunden schnell wieder aufbrechen. Nicht immer ist aber zur Entstehung des remittirenden Fiebers die Regenzeit erforderlich, bei der versuchten Entdeckungsreise auf dem Congofluß, trat die Sterblichkeit, welche doch nur 18 Todte von 56, welche die Gesellschaft ausmachten, betrug, bei einer ausgezeichnet trockenen Atmosphäre und einer bei Tag und Nacht gleichen Temperatur von 24° des 100theiligen Thermometers ein, bei einem Theile der Erkrankten mußte übrigens, nach der Versicherung von M'Kerrow, das Übel auch von nächtlichen Exkursen am Lande hergeleitet werden, wo der Thermometer nur 20° und weniger anzeigte. Eine das ganze Jahr hindurch gleiche Ungesundheit findet sich auch im Hafen von San Felipe de Benguela, dort ist Überfluß an allen Erzeugnissen des Bodens, aber die Luft, welche dort von den umgebenden Bergen her wehen soll, so ungesund, daß Europäer schon nach wenigen Wochen ein krankes Aussehen bekommen.

In Asien ist wegen ihrer Insalubrität bekannt Basra, eine Stadt, die an Schatül Arab, nahe über dessen

Vertheilung in seine Küstenmündungen liegt, bei den außerordentlichen Verheerungen, welche das remittirende Fieber in den Jahren 1773 und 1780 hier anrichtete, waren Geschwulst der Zunge, Harnzwang, Gallsucht und eine zur Verzweiflung führende melancholische Stimmung die ausgezeichnetsten Zufälle. Im persischen Meerbusen selbst wird in den Orten, auf dessen nördlicher Begränzung, das menschliche Leben durch das Klima eben so bedroht, als dagegen auf der südlichen Küste dasselbe begünstigt wird, wie z. B. zu Schakra, wo sich besonders viele Alte befinden sollen. Zu Gamroon (Bender-Abassy) verläßt, wer es vermag, während des Sommers die Stadt. Auf der Halbinsel Indostan kommt zwischen dem Ganges und Yumna, im Douab- oder Kadirlande, wo die Vegetation am allerüppigsten ist, ein remittirendes Fieber vor, das schon in den ersten Tagen tödtet, zwischen dem Yumna und Indus dagegen gedeiht bei bei beschränkterer Vegetation, das animalische Leben viel besser. An der Küste gilt Salsette noch für viel ungesunder als Bombay, weiter südlich an der Küste von Malabar, besonders zu Kochin, läßt das intermittirende Fieber wie auf Barbadoes und an einigen andern Orten, statt der Geschwulst der Milz eine monströse Ausartung der Haut und des Zellgewebes der Beine zurück. Auch im Innern der Halbinsel, z. B. auf dem Hochlande zwischen Benare und Buttunpoor und in dem Diamanten-Distrikt von Sumbluhpoor, kommt das remittirende Fieber in seiner schlimmsten Gestalt vor. Auf der östlichen Seite des Ghauts, auf Ceylon und in mehreren Gegenden diesseits und jenseits vom Ganges, wird für die Ursache der Fieber die Luft, welche von den stark bewaldeten Hügeln her geweht wird, angesehen. Auch hier soll die Decomposition der Blätter, welche den Boden bedecken, solche nachtheilige Wirkungen hervorbringen, doch kann hier keine Stagnation des Wassers einwirken, da letzteres ja von den Hügeln ablaufen kann, übrigens haben diese Fieber einen äußerst hartnäckigen Charakter und selten gelingt eine Wiederherstellung, wenn sich der Kranke nicht an die Küste begibt, häufig führen sie zu Vergrößerung der Leber, und bei solchen Fiebern bemerkt man auch am auffallendsten einen Einfluß der Mondsphasen, so daß, wer ein solches Fieber überstanden hat, noch mehrere Jahre lang an jedem Voll- oder Neumond einen Anfall bekommt, woher es auch kommen mag, daß man behauptet, zu Salem gebe es vierzehntägige Fieber. Noch in dem Archipel von Canton ist Johnson geneigt, von einem Berge auf einer Insel Lintin, die vielen remittirenden Fieber herzuleiten, welche die Engländer dort befielen, ohne daß man irgendwo einen Sumpf entdecken konnte. Auf Java steht im bekanntesten Rufe der Insalubrität Batavia, diese leitet man von den Ausdünstungen eines im Jahre 1733 außerhalb der Stadt gezogenen Grabens her, jenseits des nächsten Umfangs der Stadt ist jedoch Java nicht ungesunder, als irgend ein Theil Ost- oder Westindiens, und gegenwärtig haben sich auch die Behörden und Institute ganz auf die gesundere Vorstadt zurück gezogen.

In Amerika hat das remittirende Fieber durch das schwarze Erbrechen und die eigenthümliche Hautfarbe, eine besondere Modifikation als gelbes Fieber angenommen, und muß als solches nach seiner geographischen Vertheilung verfolgt werden; doch fehlt es auch in den von den Küsten entfernteren Gegenden Nordamerika's, am Mohak, Ohio, Missouri und Mississippi, nicht an Orten, wo das Herbstfieber einheimisch und in manchen Jahrgängen sehr verheerend ist. Noch mehr ist dieß der Fall an der Westküste, wo von San Blas über Acapulco längs der ganzen Meeresstrecke bis jenseits der Linie, wo ein remittirendes Fieber oft einen so akuten Verlauf als das gelbe Fieber hat. (*Schnurrer.*)

Hemitropie, s. Krystall.

Hemjar, s. Himjar.

Hemjari, s. Himjari.

Hemjariten, s. Hamjariten, 2te Sect. 2r Bd. S. 25.

Hemker, s. Medschdeddin.

HEMLING (Hans). Von diesem Maler haben sich die schönsten Werke, aber, außer einer Sage, die in dem St. Johanns-Spital in Brügge erzählt wird, keine biographische Nachrichten erhalten. Nach dieser Sage wurde Hemling als ein armer kranker Kriegsmann, von dem benachbarten Städtchen Damme herkommend, in Brügge in das St. Johanns-Spital aufgenommen; so bald er genesen, entdeckte sich, daß er ein Maler von dem seltensten Talent war, und nun verfertigte er die herrlichen Gemälde, die noch heut' zu Tage die schönste Zierde des Spitals sind.

Eins dieser Gemälde mit Figuren von etwa anderthalb Fuß Höhe, stellt die Geburt und auf den Flügelthüren die Anbetung der Weisen, und die Darbringung im Tempel dar; ein anderes mit Figuren von mehr als halber Lebensgröße stellt eine Versammlung von Heiligen und darunter die Vermählung der Katharina, auf den Flügelthüren die Enthauptung Johannes des Täufers und die Vision Johannes des Evangelisten dar. Ein drittes sehr bedeutendes Werk von Hemling, welches in diesem Spital bewundert wird, ist der Reliquienkasten der heiligen Ursula, worauf man in mehreren Abtheilungen die Reise und die Schicksale dieser fürstlichen Jungfrau und ihrer Gesellschaft in Figuren von 6 Zoll Größe dargestellt sieht.

Jene beiden ersten Gemälde sind mit dem Namen des Meisters und mit der Jahreszahl 1479 versehen; ein viertes kleines, aber nicht ganz gut erhaltenes Gemälde, den von Maria und den Freunden beweinten Leichnam des Christus darstellend, trägt die Jahrszahl 1480 ohne Namen; mit derselben Jahrszahl ist das gleichfalls in dem Spital befindliche Brustbild einer Sibylle bezeichnet. Ein anderes zu Brügge in der Malerakademie vorhandenes Gemälde, worauf der heil. Christoph und andere Heilige, über halb Lebens groß, hat die Jahreszahl 1484 zur Inschrift, und endlich ein Marienbild mit dem Porträt eines jungen Mannes gegenüber, welches eben daselbst in dem Gebäude der allge-

meinen Spitalverwaltung gezeigt wird, die Jahreszahl 1487.

Alle übrigen gegenwärtig bekannten Gemälde von Hemling sind ohne Inschrift und Jahreszahl; dieses aber ist aus dem Grunde zu erklären, weil die meisten sich nicht mehr in ihren ursprünglichen Rahmen befinden, denn die Inschriften wurden gewöhnlich auf die Rahmen angebracht, wie denn auch alle oben angeführte Jahrszahlen auf den noch erhaltenen alten Rahmen der genannten Bilder zu lesen sind. —

In Venedig waren sonst noch zwei Tafeln von Hemling, welche mit den Jahrszahlen 1470 und 1450 bezeichnet gewesen seyn sollen. Die Angabe der letzten Jahrszahl unterliegt jedoch manchem Zweifel, und dürfte wohl dabei ein Druck-, Schreib- oder Lesefehler obwalten. Auch paßt das Jahr 1450 gar nicht zu dem Stammregister einer Familie Hemling in Konstanz, welches Freiherr von Laßberg vor einigen Jahren entdeckt hat, und worin ein Hans Hemling geboren 1439 vorkommt, der nach allen Umständen recht wohl der Brügger Maler seyn könnte. In der Voraussetzung nun, daß es mit der Abstammung von Konstanz seine Richtigkeit habe, wäre Hemling, wie so viele andere berühmte teutsche Maler seiner Zeit zur Lehre nach den Niederlanden gezogen, und wäre dort einheimisch geworden. Dafür zeugt auch der Name der teutsche Hans, womit man ihn noch in der Mitte des 16ten Jahrhunderts bezeichnet zu haben scheint; wenigstens führt zu dieser Zeit Vaernewyck, ein Patrizier der benachbarten Stadt Gent den teutschen Hans unter den vorzüglichsten alten Malern an, welche Brügge mit ihren Werken geschmückt haben; und da die anderen, von ihm genannten Meister alle bekannt sind, so paßt dieser Name allein auf Hans Hemling, den er am wenigsten übergehen konnte, indem gerade von ihm die schönsten und meisten Werke in Brügge waren, und größten Theils noch dort sind. Diesem entspricht auch der Name Anse, den Vasari unter den Namen der alten niederländischen Maler anführt, welche ihm von Brügger Künstler waren mitgetheilt worden.

Man hat freilich gegen die Abstammung des Malers Hans Hemling von dem Konstanzer Geschlecht dieses Namens einwenden wollen, daß jener nicht Hemling, sondern Memling geheißen. Man führte dafür das Zeugniß des Karl van Mander an, der ihn übereinstimmend mit einem italienischen Reisebericht des 16ten Jahrhunderts über Kunstwerke in Venedig und der Gegend also benennt. Beide aber haben sich ohne Zweifel durch die eigene Gestalt des Buchstabens H täuschen lassen, womit der Name in den Inschriften geschrieben, und welcher Buchstabe damals oft statt des M gebraucht wurde; denn daß Hemling unter diesem Buchstaben nicht ein M, sondern ein H verstanden, beweist, daß er auf jenem großen Gemälde zu Brügge diese Figur auch in dem Namen JoHannes gebraucht. Indessen kommt auf Alles dieses sehr wenig an, das Wesentlichste ist, daß Hemling sich, wie wir aus seinen Werken sehen, nach Johann van Eyck bildete, er wird daher, mag er nun geboren seyn wo er will, immerhin der Schule von Brügge angehören.

Was nun die Sage betrifft, daß Hemling Kriegsmann war, so dürfte sich diese am besten durch die Prachtliebe und die Schicksale des kriegerischen Herzogs Karl von Burgund erklären lassen, der seinen Sitz bekanntlich in Brügge hatte. — Der Herzog führte auf seinen Heereszügen und namentlich auf jenem unglücklichen Zug gegen die Schweizer den größten Theil seines Hofstats und seine Dienerschaft im höchsten Glanze mit sich; unter diesen Umständen wäre wohl nichts natürlicher gewesen, als daß er auch einen oder den andern Maler, und daß er namentlich Hemling bei sich gehabt, welcher damals der ausgezeichnetste Maler aller nieder- und oberteutschen Lande war. Das Übrige aber würde sich hieraus von selbst ergeben, es sei nun, daß Hemling, der seinem Herrn wahrscheinlich nicht anders als in Kriegstracht gefolgt war, nach den unglücklichen Schlachten bei Granson und Murten ins Elend gerathen, und die Heimath gesucht habe, oder daß, als er die Niederlage seines Fürsten gesehen, er ihm wirkliche Kriegsdienste geleistet, bis zu dessen Untergang bei Nanzig am 6. Januar 1477, und daß er nun erst im härtesten Winter von Noth und Ungemach gedrängt nach Hause geflohen sei.

Die Zeit stimmt in beiden Fällen ganz gut mit der Verfertigung der Gemälde im Spital zu Brügge im Jahre 1479 überein; denn die Schlacht von Granson ward am 3. März und die von Murten am 22. Junius 1476 geliefert, so daß Hemling für seine Arbeiten im Spital etwa zwei oder drei Jahre gehabt hätte, welches durchaus nicht zu viel ist. Mit der Vermuthung, daß jenes Stammregister auf Hemling zu beziehen und er also im Jahre 1439 geboren sei, stimmt diese Erklärung gleichfalls; er wäre demnach zur Zeit der Schlacht von Nanzig 38 Jahre alt gewesen.

Daß übrigens Hemling häufig Gelegenheit gehabt haben muß, die königl. Pracht des Herzogs am Hof, auf Reisen und im Lager zu sehen, davon zeugen alle seine Gemälde, worin fürstliche Personen mit ihrem Gefolge, Heerführer mit Kriegsleuten u. s. w. vorkommen. Bei solchen Gegenständen nämlich, welchem Zeitalter sie auch angehören mochten, brachte er der damaligen Sitte gemäß immer das Kostüm seiner Zeit an; und nun werden wir überall an die Beschreibungen erinnert, welche Augenzeugen uns von der Lebensweise und der Umgebung, von dem Aufwand und der ganzen äußeren Erscheinung des Herzogs Karl hinterlassen haben. Am meisten ist dieß jedoch in dem großen Gemälde aus der Sammlung der Brüder Boisserée und Bertram der Fall, welches nebst einer Reihe von Begebenheiten aus dem Leben Christi die Reise der drei Könige darstellt. Dieses Gemälde, über 200 Figuren von der Größe von acht bis zu einem Zoll enthaltend, zeichnet sich eben so sehr durch den Reichthum der Zusammensetzung, wie durch die Schönheit der Ausführung

als einzig in seiner Art aus, und gehört zu den vorzüglichsten Werken des Hemling.

Überhaupt findet man in der genannten Sammlung die seltenste und mannichfaltigste Reihe von Gemälden dieses Meisters; sie zählt deren nicht weniger als Neun, und darunter übertreffen der heilige Christoph, der lebengroße Kopf des Christus und jenes große Bild alles Ähnliche, was von seiner Hand bekannt ist. Außer diesem neu erworbenen Schatz besitzt die Münchener Galerie noch ein Gemälde von Hemling, die Gefangennehmung, welches vor einigen Jahren bereits aus der Sammlung des Pastors Fochem in Köln gekauft worden. Sonst befinden sich noch anerkannte Werke von diesem vortrefflichen Maler in Berlin, in Aachen bei Herrn Bettendorf, in Brüssel bei dem Prinzen von Oranien, und in Löwen in der Hauptkirche. Sodann bewahrt man in Venedig in der Bibliothek von St. Markus ein Gebetbuch mit den herrlichsten Miniaturbildern, wovon Hemling den größten Theil verfertigt hat. Und nach dem, was der Maler Ponz in seiner Reise durch Spanien von den Gemälden eines Juan Flamenco rühmte, welche derselbe in den Jahren 1496 bis 1499 in der Karthause zu Miraflores bei Burgos malte, dürften vielleicht auch diese dem Hemling zuzuschreiben seyn, woraus sich denn ergeben würde, daß er seine letzten Lebensjahre in Spanien zugebracht habe.

Genug, es sind manche Werke dieses Künstlers auf uns gekommen, und bei näherer Untersuchung mögen deren noch mehrere entdeckt werden können. Aus dem, was wir besitzen, läßt sich indessen Hemlings Kunstvermögen in seinem ganzen Umfange beurtheilen; und da muß man denn gestehen, daß er überaus begabt gewesen sei. Er war zwar nicht, wie Johann van Eyck, Schöpfer eines neuen Stils, er folgte treulich der Bahn, welche dieser sein großer Lehrer eröffnet hatte; aber er erreichte ihn nicht nur in der bewunderungswürdigsten, bis zu den individuellsten Zügen dringenden Nachahmung der Natur, sondern er übertraf ihn noch in manchen Stücken; so zum Theil in der Zeichnung und im Colorit; ganz besonders jedoch in der Landschaft und in der Beleuchtung.

Hemling verstand den Effekt der aufgehenden Sonne so wahr und bezaubernd darzustellen, wie es nach ihm vielleicht nur Einem gelungen; das Gemälde des heiligen Christophs aus der Sammlung der Brüder Boisserée und Bertram gibt vor Allem hievon den schönsten Beweis; das haben die ersten Künstler und Kenner unserer Zeit anerkannt. In der Composition zeichnet sich Hemling durch einen großen Reichthum und Lebendigkeit der Phantasie aus. Man erstaunt über die Leichtigkeit, womit er sich die verschiedenartigsten Handlungen zu vergegenwärtigen wußte. Eben so eigenthümlich ist ihm eine große Milde und Anmuth des Ausdruckes, den er seinen Figuren gab, und welche bei der ganz porträtartigen Charakteristik derselben einen wunderbaren Reiz hervorbringt. Alles wohl erwogen, so nimmt Hemling die erste Stelle nach Johann von Eyck ein, und wird man ihn unter den Künstlern aller Zeiten immer zu denjenigen zählen, denen der erste Rang nach den wenigen Genien gebührt, welche durch ihren mächtigen, allgemein wirkenden Einfluß den Gang der Kunst bestimmt haben.

Die Hauptquellen über Hemling sind: *Descamps*, les vies des peintres flamands. T. I. p. 12 — 15. Paris 1753. — Ursula, princesse britannique, par un ami des lettres et des arts (le baron de *Keverberg.*) Gand 1818. — S. Boisserée: Ist der Maler Hans Hemling in Konstanz geboren? Kunstblatt, 1821. N. 11. Derselbe: Über Johann Hemling u. s. w. Kunstblatt 1825, N. 43. Waagen im Dresdner Kunstblatt 1826. Julius 14. (*Sulp. Boisserée.*)

HEMLOKSFICHTE und HEMLOKSTANNE, Beinamen der Schierlingstanne (Pinus canadensis). Siehe den Art. Pinus. (*Fr. Thon.*)

HEMMAN. Eine schwedische Benennung der Landgüter oder Höfe. Als der Schwede sein Jagd- und Fischerleben aufgab und den Pflug ergriff, da stand es ihm frei, so vieles Land zu nehmen, als er bearbeiten konnte. Dieß Land, so weit er es bearbeitet hatte und als Wiese oder Weide benutzte, war sein Eigenthum; es ging vom Vater auf den Sohn über, und auf demselben entstand bald ein Wohnhaus und die nöthigen Wirthschaftsgebäude, oder wo sich der Landmann in geschlossenen Dörfern um die Kirche drängte, da wurde das Land zu der Wohnung geschlagen. Bei der Bildung des Stats legte man die Grundsteuer oder die Schatzung auf diese Hemmans: Gustav I. ließ die Höfe zählen, sie in das Jordebok (Erbregister) eintragen und die Grundlasten festsetzen und fixiren. Diese Grundabgabe heißt Ränta und wird von jedem Hemman nach seiner Größe oder nach dem Hemman oder Mantal geleistet, ist daher ihrer Natur nach, je nachdem der Hemman groß oder klein ist, höchst verschieden. Erscheint der Anschlag eines Hemmans dem Besitzer zu hoch, so hat er das Recht eine Förmedling oder Taxation nachzusuchen, durch welche der wahre Ertrag des Hemmans ausgemittelt und darnach das Jordebok berichtigt wird. Ein Hemman kann aber auch in Hälften oder Drittel und Viertel zerschlagen, und mehrere Hemmans zu einem Gute vereinigt werden. Man hat in Schweden dreierlei Arten von Hemmans, die bloß durch den Boden und nicht durch die Besitzer bestimmt werden: 1) Frälsegods oder Hemmans. Diese sind wieder dreifach: a) Säterier, wahre Edelhöfe oder Rittersitze: sie sind frei von allen Abgaben und Lasten, außer daß sie den Priestern den Zehnten geben und Straßen und Wege mit im Stande halten müssen. In den Provinzen, die vormals dänisch waren, liegt die Verpflichtung auf ihnen, eine gewisse Anzahl Soldaten zu stellen. b) Rå und Rörs Hemman, Güter, deren Rittersitz in einem Dorfe steht. Sie haben die nämlichen Vorrechte wie die Säterier, wenn der Edelmann sie selbst bewirthschaftet; verpachtet er sie aber, so unterliegt der Pächter allen Hemmanslasten. In den vormals dänischen Provinzen werden dergleichen Hemman insockne oder Weckobagshemman genannt, auch ist ihre Steuerfreiheit hier mehr modificirt. Diese bei-

den ersten Klassen von Hemmans können bloß Edelleute, Bürger und Landleute aber nur als Pfand und mit königl. Erlaubniß besitzen. c) Frälsehemmans, gemeine Freigüter, die Jedermann besitzen darf. Sie genießen besondrer Prärogative und sind von der Grundabgabe mehr oder weniger befreiet, wenn ihr Besitzer völlig gerüstet zu Pferde in das Feld zieht. Vor Erik XIV. gab es keine andern Edelhöfe. 2) Skattahemman, Höfe, die schatzpflichtig sind, aber von Vater auf den Sohn übergehen und ihren Besitzern, so lange sie das Gut ordentlich bewirthschaften und ihre Abgaben zahlen. Diese erfolgen entweder an die Krone (Kronoskatte) oder an andere Befreite aus der ersten Klasse (Frälseskatte). 3) Kronohemman. Auch diese sind doppelt: a) Kungsgårdar und Ladugårdar, Königshöfe und Meiereien: wahre Domänen und b) Kronohemman, Höfe, die die Krone anderweit verliehen hat. Ihre Besitzer haben kein sicheres Recht auf die Fortdauer, doch bestimmt ein Gesetz, daß, so lange sie rechtlich wirthschaften, ihre Lasten richtig abtragen und die Krone keine anderweite Verfügung trifft, sie nicht vertrieben werden; auch steht es ihnen frei, einen solchen Hemman in eine Skattahemman zu verwandeln, wenn sie im Stande sind, die Kaufsumme aufzubringen, die in Schweden gewöhnlich einem dreifachen Ertrage gleich kommt. Von ihren Aufkünften wird ein Theil des Civil- und Militärstats unterhalten. In der Regel werden die Grundabgaben in Produkten bezahlt; zur Erleichterung der Besteuerten aber mit Ausnahme des Getreides, das jederzeit in Natura geliefert wird, in Gelde bezahlt, wobei dann der laufende Marktpreis die Norm abgibt. 1822 rechnete man in Schweden, die Zahl der Säterier auf 6860, die Frälsehemman auf 6220 und der Skattahemman mit Einschluß der Kronohemman auf 67,117⅞, überhaupt aller Hemman auf 80,197⅞ *). (*G. Hassel.*)

Hemmau (N. Geogr.), s. Hemau.

HEMME, ein Werkzeug, welches die Geschwindigkeit eines sich bewegenden Gegenstandes, insonderheit eines Fahrwerks, mäßigen oder hindern soll. Nach seiner besondern Einrichtung und Beschaffenheit führt es verschiedene Namen, als: Hemmfeder, Hemmgabel, Hemmhaken, Hemmkette, Hemmschuh, Hemmstecken u. s. f. S. d. Art. (*Fr. Thon.*)

HEMMEISEN, GÖPELKNECHT, ist eine an der Docke eines Pferdegöpels mit dem einen Ende aufgehängte bewegliche hölzerne Stange, von solcher Länge, daß sie mit dem andern, mit einer eisernen Spitze versehenen Ende mit einer gewissen, der jedesmaligen Richtung des Treibens entgegen gesetzten Neigung auf dem Göpelherd ruht, und so während des Treibens jede rückgängige Bewegung des Schwängels verhindern kann, welches der Zweck dieser Vorrichtung ist. (*A. Schmidt.*)

Hemmeling }
Hemmelink } , s. Hemling.

*) Nach *Durées* reflexiones und *Rühs* Schweden.

Hemmen, s. Hemme und die unter dem Worte angegebenen Art., dann Hemmung am Ende dieses Bandes. (*R.*)

HEMMENDORF und SALZHEMMENDORF, diese beiden im Fürstenthum Calenberg und Amte Lauenstein liegenden Flecken, werden in den meisten Geographien als ein Ort angesehen, wahrscheinlich weil sie nicht weit von einander liegen. Hemmendorf liegt an der Saale und hat 107 meistens gut gebaute Häuser und 712 Einwohner, welche, außer Handwerken, auch ländliche Gewerbe treiben. Salzhemmendorf aber, das nahe dabei liegt, sieht bei seiner unebenen Lage völlig einem Bergstädtchen ähnlich und hat 148 bei weitem nicht so gute Häuser und 770 Einwohner, mit beträchtlichen Bier- und Branntweinbrennereien, nebst einem Salzwerke, das schon im 11ten Jahrhundert vorhanden war. Von den zwölf Kothen, die sonst da waren, ist eine eingegangen; drei davon sind königlich, und sämmtliche eilf Kothen liefern jährlich etwa 7000 Malter Salz, das an Reinigkeit vor den meisten andern Salzen einen großen Vorzug hat. Denn man nimmt darin weder fremdartige Säuren noch Erden wahr, sondern seine Bestandtheile sind Salzsäure, mineralisches Laugensalz und Erde der Mutterlauge; sonst fast Nichts. Die Pfannen sind von Eisenblech, die, wenn sie Risse bekommen und geflickt werden, mit einem Kitt von Kalk, Holzasche, Blut, auch wohl etwas Weißem vom Ei verschmiert werden, und da das nöthige Ausstoßen des sich inwendig ansetzenden Steines, das so genannte Steinkruken, gehörig beobachtet wird, wohl zehn Jahre ausdauern können; da hingegen bei einigen andern Salzsiedereien die Pfannen alle Jahre erneuert werden müssen. Dieser Stein aber, wovon man jährlich einige 30 Himten sammelt, ist nichts Anderes, als eine erdige Materie, die sich aus der Sohle scheidet, und etwa noch ein Achtel Salz enthält. Die Hausleute wissen davon für ihre Pferde und Hornvieh Gebrauch zu machen, dem sie, wenn es nicht fressen will, Etwas davon zerstoßen und auf das Futter streuen. Was das Kochen des Salzes aus der Sohle, die hier stark genug ist, um des Gradirens nicht nöthig zu haben, anlangt, so thut man zu jedem Sieden etwas Blut mit in die Pfanne, wodurch die Sohle von den abhangenden leichtern Unarten gereinigt wird. Und wenn das Salz, welches großkörnig, fertig ist, schüttet man es in Körbe, in welchen man es auf einem Boden, womit die Hütte über der Pfanne durchschossen ist, trocknet. Von seiner Feuchtigkeit löset sich während des Trocknens etwas Salz wieder auf, das durch die Fugen der Bretter herunter tröpfeln würde, wenn nicht die Wärme in der Hütte es verdünstete, daher denn nach und nach tropfsteinähnliche Salzzapfen entstehen, die an dem Boden herab hangen. Die Sohle schmeckt sehr salzig, zugleich aber faul und schwefelig, und einen solchen Geruch empfindet man auch über den mit einem Gebäude eingeschlossenen Salzbrunnen, oder Sohlenteichen, deren drei sind. Am stärksten ist dieser Geruch bei heißen Sommertagen und bei Frostwetter im Winter, schwächer fühlt man ihn, wenn es viel geregnet hat, wo auch die Sohle nicht so gehal-

tig gefunden wird; bei Gewittern ist der Geruch auch nicht so stark, als sonst bei heißer Luft, und das Salz schlägt sich an den Grund nieder. Aus den Brunnen wird die Sohle in hölzerne Rinnen in die Kothen geleitet. Da sie nicht immer von gleicher Güte ist, so ist es nicht gleichgiltig, zu welcher Zeit man siedet, oder wie man sie schöpfet, man erhält sonst statt ganzer Werke halbe. Ein ganzes Werk aber ist hier 22 Himten und ein halbes 13 Himten, zu deren einem wie dem andern 100 Eimer Sohle, jeder zu 48 Quartier gerechnet, genommen werden. Nach Abzug der Versiedungskosten, bringt dieses Salzwerk jährlich gegen 6500 Thaler reinen Überschuß. (*Rotermund*)

HEMMENDORF, ein kathol. Pfarrdorf im Königreiche Wirtemberg, im Schwarzwaldkreise und Oberamt Rottenburg, mit 625 Einwohnern und einem Schlosse, das nun Pfarrwohnung ist. Der Ort gehörte früher dem Maltheserorden und war der Sitz eines Comthurs. (*Memminger.*)

HEMMENTHAL. Ein jetzt unbedeutendes Dörfchen, am Fuße des Randenbergs, im schweizerischen Kanton Schafhausen. Der Ort ist wegen seines aus Urkunden erweislichen Alterthums zu bemerken, da er schon im J. 1090 durch den Grafen Burkard von Nellenburg an das im J. 1052 gestiftete Benediktinerkloster Allerheiligen zu Schafhausen vergabet wurde. Damals war er bedeutend, so daß bis auf ein und dreißig Geschlechter dort gezählt wurden. Die mehrern derselben scheinen nach Schafhausen in die Nähe des Klosters Allerheiligen gewandert zu seyn, als dieses Dorf aufzublühen anfing und sich endlich in eine Stadt umgestaltete. (*Escher.*)

HEMMERDE, Pfarrdorf im Kreise Hamm, des preuß. Regirungsbezirks Arnsberg, zur Bürgermeisterei Unna gehörig, mit 1745 Einwohnern. (*Mützell.*)

HEMMERDEN, Kirchdorf im Kreise Grevenbroich, des preuß. Regirungsbezirks Düsseldorf, mit 613 Einw. Die Bürgermeisterei Hemmerden enthält 11 Ortschaften mit 1657 Selen. (*Mützell.*)

HEMMERFELD, in Urkunden HEMMERFELDUN und HIMMERVELDUN, ein teutscher Gau des Mittelalters, der sich wahrscheinlich um den Fluß Emmer im Hochstifte Paderborn erstreckt, und vielleicht einerlei mit dem Gau Huetatoge ist. Noch jetzt heißt die Umgegend des Flusses Emmer das Emmerfeld. Kaiser Heinrich verschenkte daraus 1018 das Gut Siborgohosun in comitatu Udonis comitis an das Stift Paderborn. Seine Gränzen lassen sich jetzt nicht weiter bestimmen*). (*G. Hassel.*)

HEMMERICH, im Mittelalter HEMBERG, Kirchdorf des Regirungsbezirks von Köln, Kreis Bonn, Bürgermeisterei Waldorf, zählt 800 Selen, und ist bemerkenswerth als das Stammhaus eines alten und berühmten Geschlechts, in welchem das Kämmereramt der kölnischen Kirche, nachdem solches früher bei den Grafen von Hostaden und Windeck gewesen, erblich wurde. Eines der Hauptgüter in H. heißt daher noch heute die Erbkämmerei. Ungleich berühmter aber, als das Geschlecht von H. in dem Hauptstamme, ist ein Seitenast geworden, der im 14ten Jahrhundert den angestammten Namen fahren ließ, um sich fortan nach dem in geringer Entfernung von H. in der Tiefe, an der Schwitt gelegenen Dorfe Metternich zu nennen. Das Stammwappen des Fürsten von Metternich ist aber noch heute das des Herrn von Hemmerich, ein silbernes Schild mit drei schwarzen Muscheln. Vergl. den Art. Metternich. (*v. Stramberg.*)

Hemmerlein, f. Hämmerlin, Sect. II. B. II. S. 37.

HEMMERSDORF, Pfarrdorf mit 2 Vorwerken, im Kreise Frankenstein, des preuß. Regirungsbezirks Breslau, der Königinn der Niederlande gehörig, hat 845 Einwohner. (*Mützell.*)

HEMMFEDER, eine jede Feder, welche die Bewegung eines Gegenstandes zu hindern im Stande ist; insbesondere an Wagen diejenige Feder, welche die Bewegung oder den Umlauf der Räder hemmt. S. d. Art. Wagenfeder. (*Fr. Thon.*)

HEMMGABEL, SPERRGABEL, ein langes, gehörig starkes, mit zwei eisernen Spitzen am Ende versehenes Stück Holz, welches an den Wagenbaum eines Fuhrwerks durch ein Gelenk dergestalt befestiget ist, daß man es nach Willkür niederlassen und dadurch dessen rückgängige Bewegung sogleich hindern oder vielmehr ganz unterbrechen kann. Diese Einrichtung ist besonders bei schweren Lastwagen von wesentlichem Nutzen, die bergauf gezogen werden sollen, wo ein öfteres Stillhalten und Ausruhen nothwendig ist; denn die niedergelassene Hemmgabel, welche sich in den Boden einsticht, macht ein solches Ausruhen möglich, in sofern sie das Rückrollen verhindert. In Ermangelung einer solchen Hemmgabel hilft man sich durch einen dem Rade vorgelegten Stein von gehöriger Größe. Mit einer solchen Hemmgabel läßt sich auch die vorwärts gehende Bewegung unterbrechen; sie wird daher auch bergunter angewendet, wenn das Fuhrwerk schnell still stehen soll; wiewohl man dafür noch andere und zweckdienlichere Einrichtungen hat. (*Fr. Thon.*)

HEMMIKEN, wohlhabendes Dorf im Kanton Basel, im Bezirke Lissach, in dessen Umkreise der Gallizenstein (roher weißer Vitriol, schwefelsaures Zinkoxyd) sich in Menge findet, der ungereinigt in der Heilkunst nicht mehr gebraucht wird, gereinigt aber als starkes Emetikum, so wie gegen chronische konvulsivische Zustände in Anwendung ist. — Das Dorf wurde während des dreißigjährigen Krieges durch spanische Truppen ausgeplündert. (*Escher.*)

HEMMING (Nikolaus), war zu Eimbolds, einem Dorfe auf der Insel Laland, am Trinitatissonntage 1513, oder wie *Heldvater* in Sylva Chronolog. p. 23 u. 264. P. II. sagt, 1511 geboren, und hatte den Nikol. Hemming, einen Bauer, zum Vater, den er aber früh verlor. Ein Vetter und Schmied übernahm seine Erziehung; er schickte den Waisen in die Schulen zu Nystad, Naschov, Nykoping, Nestved und Roskild. Darauf studirte er

*) *Junkers* Anl. II, 246. *Meibom* de pagis Sax. in Script. Rer. germ. III, 102.

5 Jahre zu Wittenberg, wo er besonders Melanchthon hörte. Nach der Zurückkunft ward er Lehrer bei den Kindern des Edelmanns Olaus Nikolai zu Malmoe in Schonen, im J. 1543 Professor der griechischen, 1544 der hebräischen Sprache und Dialektik zu Kopenhagen, auch 1547 Prediger an der Heiligen-Geistkapelle. In demselben Jahre erhielt er in Gegenwart des Königs Christian III. die theologische Doktorwürde, und eine Professur der Gottesgelehrsamkeit, erwarb sich besondere Verdienste um die Homiletik, war auch eine Zeit lang Vicekanzler der Universität Kopenhagen, verlor aber 1579 dieses Amt, theils seines Alters wegen, theils wegen seiner Neigung zum reformirten Lehrbegriff. Der König Friedrich II. schickte ihn nach Roskild, schenkte ihm daselbst ein Canonicat mit guten Einkünften, dort lebte er ganz den Wissenschaften und starb am 23. Mai 1600*). (*Rotermund.*)

HEMMING (isländ. Hemingr). I. geschichtliche Personen: 1) Hemming, König der Dänen, war Brudersohn Gotrik's, oder wie die Teutschen ihn nennen, Godofrid's, welcher durch seine Kriegslust Karl's des Großen Eroberungen mächtig in den Weg trat, als er von einem seiner Kriegsmannen ermordet ward am Ausgang des Jahres 810. Sein Nachfolger Hemming ließ sogleich die Waffen der Dänen ruhen, wiewohl der Friede erst 811, nachdem die Strenge des Winters die Zusammenkunft nicht mehr hinderte, von Seiten Hemming's durch seine Brüder Hankwin und Angander, und zehn andere vornehme Dänen, und von Seiten Karl's des Großen 1) durch zwölf fränkische Grafen, an der Eider, der Gränze beider Reiche, beschworen ward. Auch später bewies sich Hemming gegen Karl'n freundlich durch Gesandtschaft und Geschenke. Aber schon am Ausgang des Jahres 812 verschied er. Um die Nachfolge auf den dänischen Thron kämpften Sigifrid, Brudersohn des Königs Godofrid, und Anulo, des vormaligen Königs Harald Neffe, und fielen beide in der Schlacht. Die siegende Partei Anulo's setzte seine Brüder, Harald und Reginfried, auf den Thron. Sie sandten an Kaiser Karl, baten um Frieden, und darum, daß er ihnen ihren Bruder 2) Hemming, welcher, man weiß nicht wodurch, in die Gewalt der Franken gekommen war, zurück schicken möchte 2). 3) **Hemming**, Halfdan's Sohn, wurde von andern Nordmannen, welche 837 auf der Insel Walchern Tribut eintrieben, nebst dem Grafen dieses Eilandes, Eggihard, und vielen Andern, den 17. Junius erschlagen 3). II. in der nordischen Heldensage, Hemming, des Königs Hunding's von Hundland Sohn, ward von Helgi, dem nachmaligen Hundingstödter, verhöhnt, daß er von Hemming unerkannt an Hundings Hofe gespäht hatte 4). (*Ferdinand Wachter.*)

HEMMINGEN, ein evangelisches Pfarrdorf im Königreich Wirtemberg, im Neckarkreise und Oberamte Leonberg, mit 960 Einwohnern und einem Schlosse der Freiherren von Barnbüler, welche mit einem Theile des Orts belehnt worden sind. (*Memminger.*)

HEMMINGFORD (Walther von), Gualtherus Hemmingsfordius, ein englândischer Chronikschreiber, war Kanonikus der Abtei Gaisborough in Yorkshire, starb 1347. Beste Ausgabe seiner, mit Sorgfalt und Genauigkeit, in erträglichem Latein geschriebenen, den Zeitraum von 1066 bis 1308 umfassenden, Chronik: Historia de rebus gestis Edwardi I, Edwardi II et Edwardi III. Accedunt, inter alia, Edwardi III historia per Anonymum etc. E codd. mscr. nunc primum publicavit *Th. Hearnius.* Oxon. 1731. Vol. II. 8., auch in *Gales* Scriptor. rer. Anglic.*) (*Baur.*)

HEMMINGSTEDT, ein Kirchspiel in dem Amte Süderditmarsen des dänischen Herzogth. Holstein, nord-

*) Er schrieb: Oratio in obitum Christieoi III. Hafo. 1559. in 8 et 4. — Enchiridion Theologicum. Witteb. 1559. 1568. 8. Lips. 1581. 8. u. in den Opusc. Theolog. — Catech. quaestiones. Hafn. 1560. 8. Witt. 1570. 8. und in den Opusc. Theol. — Postilla seu enarratio Evangeliorum Dominicalium et Festivalium, Latine, Hafn. 1561. 8. Francof. 1580. 8. Servestae, 1584. 8. Witteberg. 8. Lips. 1572. 8. Danice, Hafn. 1600. Fol. und in den Opusc. Theolog. — Apodictica Methodus de lege naturae. Witt. 1562. 8. Servest. 1577. 8. und in den Opusc. Theolog. — Historia Christi, 1562. 8. und in den Opusc. Theol. — Tract. de gratia Universali. Francof. 1563. 8. Hafn. 1591. 8. Giess. 1616. — Pastor, seu de pastoris optimo vivendi, agendique modo. Hafn. 1562. 8. Rostoch. 1590. 8. Genev. 1579. 8. Lips. 1574. 8. und in den Opusc. Theolog. — Enarratio Psalmi XXV. Witt. 1567. 8. und in den Opusc. Theol. — Commentar. in utramque Epistolam Petrinam et unam Judae. Witt. 1570. 8. — Vitae via, Hafn. 1570. 8 Francof. 1580. Lips. 1574. 8. und in den Opusc. Theol. — Demonstratio indubitatae veritatis de Domino Jesu vero Deo et homine ex Prophetiarum collatione ad aveotem. Hafn. 1571. 8. und in den Opusc. Theol. — Argumentum indubium, quo quilibet sui facere periculum potest, num Christiani hominis nomine dignus sit. Hafo. 1575. — Commentar. in omnes Ep. Pauli, Petri, Judae, Joannis, Jacobi et ad Hebraeos. Lips. 1572. Fol. Argent. 1586. Fol. Francof. 1579. Fol. — Admonitio de Magicis Artibus. Item 33 propositiones adversus Magiam. Item propositiones de vaticiniis. Hafn. 1575. 8. und in den Opusc. Theol. — Opuscula Theologica in unum volumen collecta, Genev. 1586. Fol. — Commentar. in omnes Epistolas Pauli, Petri, Jacobi, Joannis et Judae, Argent. 1586. Fol. — Syntagma institutionum Christianarum. Hafo. 1574. 8. Lugd. Batav. 1585. 8. Genev. 1578. 8. und in den Opusc. Theol. — Libellus de Conjugio, repudio et divortio. Lips. 1573. 4. ibid. 1581. 8. ib. 1578. 8. und in den Opusc. Theol. — Commentar. in Evang. S. Johannis. Bas. 1591. Fol. — Enarratio Psalmi 84. Hafn. 1569. 8. und in den Opusc. — Commentarius in XXI Psalmos, 1592. 8. — Commentar. in Psalmos XXI priores. Roesckild, 1592. 8. Genev. 1617. — Brevis repetitio doctrinae de universali gratia. Hafn. 1595. 12. — De conjugio expetendo, inchoando, absolvendo, prudenter, pie, quiete, Christiane institutio. Hafo. 1606. 8. — Immanuel seu institutio de persona Christi. Francof. ad Viadr. 1615. 8. Vergl. *Bartholini* Bibl. de scriptor. Danicis, S. 105. *Molleri* Hypomnemata ad Bartholin. pag. 340 f. *Adami* vit. Theologor. exteror. p. 190.

1) Saxo Grammatikus bringt Hemming fälschlich mit Ludwig dem Frommen in Verbindung. 2) *Einhardi* Annales ad an. 810. 811. 812. ap. *Pertz*, Mon. Germ. Hist. Script. T. I. p. 196—200. *Enhardi* Ann. Fuldenses ad an. 810—811. l. l. p. 355. 3) *Enhardi* Fuldenses Annales ad an. 837. l. l. p. 361. 4) Qvitha Helga Hundingsbana en sidari in der großen Ausg. der älteren Edda. 2r Th. S. 87. 88.

*) *Vossius* de hist. lat. 439. *Pope Blount* Censura auctor. 426. *Fabricii* bibl. lat. med. T. III. 334. [Es gibt 5 Handschriften von dieser Chronik, wovon zwei in trinity college zu Cambridge, eine in Heralds office aufbewahrt werden. *H.*]

wärts Meldorf und zwar auf der Geest, mit 212 Häus. und 1190 Einw. Hier erfochten 1500 die Ditmarsen einen großen Sieg über König Johann von Dänemark, der sie mit den Waffen zur Unterwürfigkeit nöthigen wollte. *(G. Hassel.)*

HEMMKETTE, auch Sperrkette, eine starke, ungefähr 4 Ellen lange eiserne, mit einem Haken, dem Hemmhaken, versehene Kette, welche an dem hintern Theil der Lenkwiede des Fahrwerks mittels eines Ringes angeschleift wird, und die zu schnelle Bewegung auf sehr abhängigen und bergeinwärts gehenden Wegen mäßigen soll. Will man hemmen oder die zu rasche Bewegung eines Wagens verringern, so zieht man das lose, mit dem Haken versehene Ende der angeschleiften Kette, zwischen zwei Speichen um die Felge eines der beiden Hinterräder straff herum, und hängt den Haken in ein Kettengelenk; denn hierdurch wird das Umlaufen des Rades verhindert und folglich die Bewegung der übrigen drei Räder erschwert, in sofern das gehemmte, in den Boden eingreifende Rad geschleift werden muß. Eine solche Hemmkette muß aus vorzüglich gutem, zähem, gleichförmigem Eisen bestehen, und die Gelenke müssen nicht allein gehörig stark gearbeitet, sondern auch mit der größten Sorgfalt zusammen geschweißt seyn, um das Zerspringen und ein daraus entstehendes Unglück zu verhüten. Der Sicherheit wegen und zugleich um die Hemmung zu vermehren, werden daher bei sehr steilen und glatten Wegen oft beide Hinterräder auf gleiche Weise durch zwei Ketten zum Stillstehen gebracht. Für das Fuhrwerk auf eine minder gefährliche und nachtheilige Art, wird die Hemmung durch den so genannten Hemmschuh (s. d. Art.) bewerkstelligt. *(Fr. Thon.)*

Hemmling s. Hemling.

HEMMSCHUH oder Radschuh, wie solcher meistens gebraucht wird, ist ein nach der Breite der Felgen eines Wagenrades ausgehöhltes, mittels einer Kette an das Fuhrwerk befestigtes Stück hartes Holz, welches mit seiner Rinne unter ein Hinterrad des Wagens gelegt wird, um dessen Umdrehung zu verhindern. Nicht allein der größern Dauer wegen, sondern auch, weil die Hemmung stärker wird, macht man den Hemmschuh aus Eisen, so daß die Rinne, worauf das Rad fußt, von zwei Seitenbacken gebildet wird. Vorn am eisernen Hemmschuhe ist ein Ring befindlich, theils um eine Kette daran befestigen, theils auch, um den Hemmschuh damit an den Wagen anhängen zu können, wenn er nicht gebraucht wird. Eine neue Art Hemmschuh, den der Hufschmied Hugget zu Heilsham in Sussex erfunden hat, besteht aus einem breiten Stücke Eisen, befindet sich unter der Lenkwiede zwischen den hintern Rädern, wird durch einen Hebel oder Griff neben dem Sitze des Kutschers, oder auch an dem Hintertheile des Wagens, in Bewegung gesetzt, und kann dadurch mit dem Boden in Berührung gebracht werden, ohne daß der Kutscher von seinem Sitze herab zu steigen braucht. Genaue Beschreibung und Abbildung dieses Apparats findet man in Dingler's polytechnischem Journale, 1822. Heft 2. — Leclercq in Paris beschreibt einen andern Aufhalter, der die Form eines gewöhnlichen Hemmschuhes hat, aber an das Ende einer beweglichen krummen Stange befestiget ist, die sich um ein ebenfalls krummes Scharnier dreht, welches sich unter der Hinterachse des Wagens befindet. Eine Schnur, die durch einen Ring und über eine Rolle geht, ist an der Stange befestigt und dient dazu, sie gegen den Kutschenbaum zu heben, wenn man des Hemmschuhes nicht bedarf; das Ende der Schnur ist an den Sitz des Kutschers angehängt, oder an einen Ringnagel im Innern des Wagens selbst. Will man einhemmen, so läßt man die Schnur los, und der Hemmschuh fällt gerade unter das Rad, denn der Mittelpunkt der Bewegung von der krummen Stange ist vor dem Mittelpunkte des Rades, und folglich der Hebel zu kurz, um den Hemmschuh weiter zu bewegen; doch ist, um allen Unfällen vorzubeugen, eine Kette an dem Hemmschuhe befestigt. Mittels dieses Mechanismus kann man im Wagen selbst einhemmen, so oft man will, und der Kutscher braucht nur dann abzusteigen, wenn er den Hemmschuh vom Rade wegnehmen will. — Welche Verbesserungen Johnson an Hemm- oder Radschuhen vorgenommen hat, ist im Repert. of Arts. Sept. 1824. u. in Dinglers Journal XV. Heft 3., zu finden. *(Fr. Thon.)*

HEMMSTECKEN, Klapperstäbe, sind 2 Zoll starke und 6 bis 7 Fuß lange eschene, rothbuchene, weißbuchene, ebereschene ꝛc. Stangen, welche wegen der erforderlichen Festigkeit und Zähigkeit am besten von jungen Einständern erhalten werden, und zum Aufhalten des Fahrwerks bei'm Bergunterfahren dienen, indem man mehrere derselben zwischen die Speichen hindurch steckt. *(Fr. Thon.)*

Hemmung s. am Ende des Bandes.

HEMOBOIA, *Hübner* (Insecta). Eine Gattung der Tagschmetterlinge, welche sich durch gelbe Flügel auszeichnet, von welchen die vordern oben hellroth mit schwarz gezeichnet, die untern braunsprenkelig marmorirt sind. Es gehören hierher Papilio Leucippe *L.* und Leucippe *Cram.* Sie stehen nach Fabricius unter dessen Gattung Colias. *(Dr. Thon.)*

HEMOR, Emir der Stadt Sichem zur Zeit des Patriarchen Jakob; sein Sohn Sichem schwächte des letztern Tochter Dina und wollte sie nachher heirathen, wurde aber nebst seinem Vater und der ganzen Bevölkerung von Sichem durch Jakob's Söhne, welche ihm die Schwächung ihrer Schwester nicht vergeben konnten, ermordet (1 Mos. 34). *(A. G. Hoffmann.)*

HEMPEL, 1) Christian Friedrich, ein Doktor der Rechte zu Halle, wo er privatisirte und im Sept. 1757 starb. Seine Schriften, worunter Gundling's Geschichte der Gelahrtheit. Frankf. 1734—1742. in 6 Bänden, Gundling's Leben und Schriften. Eben das. 1736, erläuterte Germania princeps. Frankf. u. Leipz. 1744—1749., welches er unter dem Namen D. H. von Finsterwalde herausgab und nichts weiter als ein nachgeschriebenes Heft des Kanzlers von Ludwig ist; allgemeines

königl. preuß. Processuallexikon. Halle 1749. in 2 Bd., allgemeines Lexicon juridico-consultatorium. Frankf. u. Leipz. 1751—1756., das in seinen 10 Bänden nur bis zum Artikel Edelgesteine geht, und allgem. europ. Statslexikon. Frankf. 1751—1755. in 9 Bänden, sind durchaus ohne Auswahl und Kritik zusammen getragene Kompilationen, die indeß noch in mancher Bibliothek figuriren. Seine beiden linguistischen Schriften: wie man die teutschen Hauptwörter abändern solle. Frankf. 1758., und erleichterte hochteutsche Sprachlehre. Eben das. 1754., ganz dem gottsched'schen Vorbilde nachgeahmt, beurkunden seine beschränkte Einsicht; in Letzterer versucht er alle vorhandenen Sprachlehren in Eine zusammen zu schmelzen *). *(H.)*

2) Christian Gottlob, geboren 1748 zu Horburg bei Merseburg, studirte Theologie zu Leipzig, wo er im J. 1772 die Magisterwürde erlangte. Er lebte seitdem dort eine Reihe von Jahren und starb den 11. Februar 1824, nachdem er kurz zuvor sein 50jähriges Jubiläum gefeiert hatte. Seine schriftstellerische Laufbahn begann er mit einer Sammlung epigrammatischer Gedichte (Wismar 1777), denen der Lehrmeister, ein versificirtes Lustspiel (Schleitz 1778) folgte. Diese, gegen die neuern Pädagogen, besonders gegen Basedow gerichtete Satire, gab ihm noch zwei andere ein, Über den Geschmack und die Göttinn der Gerechtigkeit. Bremen 1782. Wichtiger als diese poetischen Produkte, zu denen noch das musikalische Drama Peter der Große (Leipzig 1780), und ein, seine poetische Kraft weit übersteigender Versuch, Napoleon in Bardenliedern zu schildern (Leipzig 1815 mit Nap. Porträt), gerechnet werden muß, sind seine theologischen und philosophischen Schriften: Von den bösen Geistern und der Zauberei. Sorau 1783. Beitrag zur richtigen Erklärung des Kryptopelagianismus, wie auch der jetzt so gewöhnlichen Worte Toleranz, Menschenliebe, Menschenfreundschaft u. s. w. Dessau u. Leipzig 1783. Irrlichter und ihre Irrgänge, oder Irrthümer, zu welchen eine falsche Bescheidenheit und Nachgiebigkeit die Lehrer des Christenthums verleiten könne. Köthen 1790. Pestalozzi's Religionslehre, vornehmlich aus seinen Nachforschungen über den Gang der Natur und der Entwicklung des Menschengeschlechts gezogen. Leipzig 1804. Als einen Gegner des Katholicismus zeigte er sich in der Schrift: Die Rechte eines teutschen Kaisers über den Papst und über Rom, aus authentischen Urkunden bewiesen. Leipzig 1789. Auch sein: Grab der Messe oder vernunft- und schriftmäßige Widerlegung der päpstlichen Meßopfer. Leipzig 1808., gehört in diese Kategorie. Von dieser, aus dem Französischen des Desidor übersetzten Schrift, erschien die zweite Auflage zu Leipzig 1817. Obgleich seine geistlichen Volkslieder zur Erbauung für wirkliche Freunde der Bibelreligion. (Leipzig 1795.), den auf dem Titel ausgesprochenen Zweck keines Wegs erfüllen, so ließ H. doch zu Leipzig 1817 unter dem Titel: Neue geistliche Lieder, noch eine ähnliche Sammlung erscheinen †). *(Heinr. Döring.)*

3) Ernst Wilhelm, wurde im Jahre 1745 zu Altenhayn bei Grimma geboren, wo sein Vater, Johann Daniel, damals Prediger war, nachher aber zu gleichem Amte nach Gröbern bei Leipzig kam. Da dieser schon 1752 starb, nahm seine Mutter, eine Tochter des Prof. Theologiä Valentin Alberti's, Hauslehrer an, bis er fähig ward, die Thomasschule in Leipzig zu besuchen. 1762 fing er die akademischen Studien an, 1768 promovirte er als Magister und lehrte als Privatdocent, das Jahr darauf ward er Vesperprediger an der Universitätskirche, nachher Baccalaureus Theol. und Frühprediger, und da seine Vorlesungen und Schriften Beifall fanden, 1776 außerordentlicher Professor der Philosophie. Das Jahr darauf machte er eine ihm sehr nützliche Reise nach England und blieb ein ganzes Jahr daselbst. 1784 den 6. Februar wählten ihn die Mitglieder des kleinen Fürstenkollegiums zu Leipzig zum Kollegiaten, und zu gleicher Zeit erhielt er vom Kurfürsten eine Pension. 1787 ward er vierter ordentlicher Professor der Theologie und Doktor derselben, disputirte den 20. Sept. pro loco, hielt den 27. Sept. seine Antrittsrede, tratt 1792 das Seniorat der meißnischen Nation an, erhielt 1793 die dritte ordentliche Professur und den 10. April ein Kanonikat im Stifte Zeitz, auch das zweite theol. Ephorat der kurfürstl. Stipendiaten und starb am 12. April 1799. Vergl. Eck's Leipziger gel. Tagebuch. Jahrg. 1784. S. 5., 1787. S. 81., 1792. S. 123., 1793. S. 44., 1797. S. 104., 1799. S. 61. Meusels Lexikon verstorb. teutscher Schriftsteller. Bd. 5. S. 354 f.*) *(Rotermund.)*

4) Franz, zu Anfang des vorigen oder im letzten Viertel des vorher gehenden Jahrhunderts zu Posen geboren, trat in den Jesuitenorden und wurde Professor der teutschen Sprache am Kollegium zu Posen in der Posener Diöces. Er war ein wohl studirter und überaus wißbegieriger Mann, der außer vielen andern, zur polischen Geschichte und Literatur gehörigen Seltenheiten, auch einen solchen Vorrath von denen, in Kupfer gestochenen, oder in Holz geschnittenen Bildnissen polischer Könige und litthauenscher Herzöge, auch vieler Magnaten, sowohl geistlichen als weltlichen Standes, zusammen gebracht hatte, daß man schwerlich was Sauberers und Vollständigers in dieser Art in Polen antreffen konnte. Er starb im Frühjahre 1755. Janozki Lex. der jetzt lebenden Gelehrten in Polen. II. Th. 1755. S. 89 u. 197. *(Rotermund.)*

---

*) *Adelung* zum *Jöcher* II, 1907; *Meusels* verst. Teutschl. II, 352—354.

†) Vergl. G. L. Richter's Lexikon geistl. Liederdichter. S. 125 u. f. Raßmanns Pantheon teutscher, jetzt lebender Dichter. S. 132 u. f. Meusels gel. Teutschland. Bd 3. S. 197 u. f. Bd 14. S. 94 und Bd 18. S. 110. Den neuen Nekrolog der Teutschen. Jahrg. 2. Heft 2. S. 1072.

*) Er schrieb: Prima linguae Ebraeae elementa, una cum doctrina de accentibus. Lips. 1776. 4. denuo edidit et brevem Institutionem ad linguam Chaldaicam adjecit. Ibid. 1789. 8. Die übrigen Disput. und Programme sind in Meusels gel. Teutschl. Bd 3. S. 198 und 199 verzeichnet.

5) Gottlob Ludwig, geb. 1736 zu Merseburg, war Mitglied der Benda'schen Schauspielergesellschaft zu Dresden und starb daselbst den 23. Jul. 1786. Seine Laufbahn als Schriftsteller begann er mit einigen Romanen: Karl Altmann, eine vaterländische Geschichte. Leipz. 1782.; Hans kommt durch seine Dummheit fort. Eben das. 1782. u. a. m. Auch für die Bühne hat er Einiges geschrieben, unter andern die Trauerspiele: „Karl und Luise" Leipzig 1785. und „die Schwärmereien des Hasses und der Liebe" Eben das. 1785., so wie das Schauspiel: „Die Inka's." Eben das. 1786 *).
(H. Döring.)

6) Polykarp Gottlieb, geb. zu Erfurt um 1730, lebte eine Zeit lang in Lauenburg, prakticirte dann in Hanover als Advokat, wo er auch am 16. Dec. 1799 starb. Wir besitzen von ihm ein sehr schätzbares Verzeichniß einer sehr großen Anzahl von Urkunden, welche für die Geschichte Niedersachsens überhaupt und die der braunschweigschen Länder ins Besondere, von Wichtigkeit sind. Es umfaßt einen Zeitraum von fast 1000 Jahren, nämlich von 786—1778 und führt den Titel: Inventarium diplomaticum historiae Saxoniae inferioris et omnium ditionum Brunsvico-Luneburgicarum. Hanover u. Leipzig 1785—6. III Bde in Folio †). Madihn ††) (a. a. O. col. 84 des Registers.) schreibt ihm mit Unrecht die Abhandlung über die Rechte eines teutschen Kaisers über den Papst zu, deren Verfasser Christian Gottlob Hempel ist. *(Ad. Martin.)*

7) Raphael, ein Jesuit der lithauenschen Provinz, in der Woiwodschaft Brzesc, zu Anfange des vorigen Jahrhunderts geboren, legte auch daselbst bei den Jesuiten, den ersten Grund in den Sprachen und übrigen Schulwissenschaften. Nachdem er in den Orden aufgenommen war, beschäftigte er sich in verschiedenen Jesuitenkollegien so lange mit der Unterweisung der Jugend in der lateinischen Sprache, bis ihn seine Obern nach Warschau schickten, die Theologie zu studiren. Als dieses geschehen war, widmete er sich den schönen Wissenschaften ganz und trug die Regeln der Beredsamkeit und Poesie bald zu Warschau, bald zu Pultusk vor. Nachher erklärte er zu Grodno die Vernunftlehre und das Recht der Natur. Im Jahre 1753 trat er in dem zu Warschau neu errichteten Collegium nobilium die Praefectura humaniorum literarum und die Professur der Philosophia amoenior et experimentalis, mit dem Charakter eines Vice-Regens an. Er besaß in den schönen Wissenschaften und freien Künsten keine gemeine Geschicklichkeit, hatte die alten römischen Redner und Dichter fleißig gelesen, und sich eine große Fertigkeit in gebundener als ungebundener Schreibart erworben. 1755 ward er Beichtvater des Kastellans von Polocz, Constantin Ludwig Plater, der ihm auch die Erziehung seines Sohnes anvertraute. Von seinen weitern Lebensumständen ist mir nichts bekannt. Er schrieb 1747 eine Lobrede auf die Saluski'sche Bibliothek, die in seinen andern gehaltenen Reden abgedruckt ist. — Assertiones philosophicae. 1753. 2 Bog. 8. — Clodoaldus, Daniae princeps, Tragoedia. Varsaviae 1748. 4. 6 Bog. — Darius, Tragoedia. Ibid. 1749. 4. 7½ Bog. Vgl. Janozki Lex. der jetzt lebenden Gelehrten in Polen. Bd. I, 47. Bd. II, 118. 179. Desselben Polonia literata. P. I, 26. *(Rotermund.)*

HEMPSTEAD, Kanton im Gebiete Arkansas, vereinigte Staaten von Nordamerika, 33° 40' Nördl. Br., stößt im Norden an den Kanton Clark, im Osten an denselben, ist aber dort vom Washita (Arm des Mississippi) umflossen, im Süden an den Stat Louisiana, im Westen an den Red River, einen andern Arm des Mississippi. Aus dem innern Hochlande strömen die Bayeur, Bodeau und Dutchet südwestlich dem Red River und der Bayou Saluter südöstlich dem Washita zu. Enthält eine Abwechselung von Prairien und Hügelwaldlande. Höchst fruchtbare Strecken. Wenig angebaut. Nach der Louisiana-Gazette vom 10. Oct. 1827, hat er 3240 Einw. (1820: 2243 Einw.). Der Hauptort Hopefield liegt an der Landstraße, die quer durch den Kanton, aus Natchitoches im State Louisiana, nördlich nach Little Rock und von dort östlich an den Mississippi führt, 62 teutsche Meilen nordöstlich von New Orleans. *(Röding.)*

HEMRICOURT, adeliges Geschlecht des alten Hasbaniens, das vornehmlich um des Schriftstellers, Jakobs von Hemricourt willen, Aufmerksamkeit verdient. Thomas und Ameil von H. Brüder, lebten zu Anfange des 13ten Jahrhunderts. Als die Stadt Lüttich 1212 von den Brabäntern genommen, und auf das Schrecklichste heimgesucht wurde, verhinderte Thomas allein, durch seinen Einfluß bei dem Herzoge von Brabant, die gänzliche Zerstörung der unglücklichen Stadt. Als die Lütticher ein Jahr später, am 13. Oktober 1313, in dem Treffen bei der Warde de Steppe, unweit Montenaken und Hautem, blutige Rache nahmen, stritten Thomas und Ameil in der Sieger vordersten Reihen, und indem sie die Schmach des Vaterlandes tilgten, rächten sie zugleich eine persönliche Unbill. Ihr Feind, Heinemann von Hatteburge, fiel unter ihren Streichen. Um der Blutrache zu entgehen, heiratheten Thomas und Ameil, jeder eine Tochter des gefallenen Ritters. Thomas wurde der Vater von vier Söhnen (auch Ameil hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft, welche die sämmtlichen Ortschaften längs der Yrne, auch mehrere Dörfer im Innern des Landes bevölkerte; aus derselben sind vornehmlich die von Bovignistier und Stier zu bemerken (Wilhelm Fragnut, Gerhard de Vyle, Thomas de Lantremange, Robert de Crenwick). Des Wilhelm Fragnut älterer Sohn (der jüngere Gottfried, besaß Herk, bei Tongern) Wilhelm Malclerc, genannt ly bon Sires de Hemricourt, war einer der gewaltigsten

*) Vergl. Meusel's Lexikon verst. Schriftsteller. Bd 5. S. 335 u. f. S. Baur's neues histor. biogr. literar. Handwörterbuch. Bd 2. S. 707. Raßmann literar. Handwörterbuch verstorbener teutscher Dichter. S. 269.

†) Madihn in suppl. I. ad *Lipenii* bibl. real. jurid. col. 168 sqq., Tom. 1 — 8., wahrscheinlich durch einen Druckfehler veranlaßtes Versehen. ††) Vergl. Meusel Lexik. d. verstorb. teutsch. Schriftst. Bd V. S. 356.

Ritter des 13ten Jahrhunderts: bis nach Neapel drang des zu Schimpf und Ernst gleich furchtbaren Kämpen Ruf, daß Karl von Anjou sich ihn erbat, um in dem Zweikampfe, den er zu Bordeaux mit dem Könige von Aragonien bestehen sollte, an seiner Seite zu fechten. Der Zweikampf unterblieb, aber Wilhelm fand auch ferner Gelegenheit genug, seinen unbändigen Muth zu zeigen: eine seiner wichtigsten und hartnäckigsten Fehden galt denen von Berlo, in einer andern, mit dem Vilain de Jardegnée wurde er dessen Gefangener. „Adont fist ly Vilains traire ariere ses amis et arainat le Saingnor de Hemricourt par ceste maniere: Sires de Hemricourt Sires de Hemricourt vos aveis tamains ans porsyet le monde de là meire et decha meir et astect partis de tamains perveulheuz assauz et al dierain esteis eheus en las dou si povre escuivier que je suy; je vos conjure par la foid que vos deveis a Dien, a Monss. Saint George que vous moy dites, que vos feriez de moy, je vous me teniez en teile point que je vous tieng a present? et ilh respondit com hardis et sains paour, par le seriment dont tu mas conjureit et par les oez Dien, tu morois de ceste main, dont tamains ont esteit mors: Sires de Hemricourt, ‚Sires de Hemricourt, respondit ly Vilains, de ma mort ne sieroit ce niut gran domage, mais delle vostre ne sieroit jamais ly domage restoreis, je ne plaiee a Dieu, que de sy petit homme qne je suy, sovit mors sy vailhans hons que vos esteis, mais je vos reqniere et recarge soy loyalteit de chevalerie que moy voilhiez acordeir a voz cuziens de Blehen (die die Fehde eigentlich betraf), car tout ce que je leur ay forfait je lamenderay a vostre ordinance et moy suffyerat vostre simple parolle, car je ne suy niut dignes de reehivoir le creance de sy vailhant homme que vous esteis, et de ce que je ay mespris envers vos, je vos en prie merchis: ilh aidat releveir le bon Saingnor et s'en genoulhat devant ly et ilh ly pardonat et ly otroyat de faire la dite pais, sy qu' il fist, car ilh chevachat tantost a Blehen et fist de la dite Werre une bonne pais, se demoront apres ce bon voisins, chil de Blehen et de Jardegneez, car ilh estoient assy euziens dedit linage de Harzeez, sy qu' il demoront de dont en avant en pais. De ceste cortoisie et gentileche fut puis ly Vilains de Burnommeis mult prisiez, loyez et avanchiez, s' en fut tot le sorplus de son eage, honoreis de tos Saingnors.“ So Hemricourt, S. 123, und mag diese Stelle als eine Probe seiner Schreibart dienen. Thomas von H. zu Lantremange hatte einen Sohn, der geistlich, und drei Töchter. Die eine, Maria, verliebte sich in einen jungen Mann, Namens Adam, den Sohn des Wilmar de Tombor, eines ehrlichen Eigenthümers aus Hemricourt, welchen Adam sie als ihres Vaters Liebling und Geschäftsführer kennen gelernt, entfloh mit ihm nach S. Trond, und ließ sich dort trauen. Des Vaters Zorn war gränzenlos, zwey Jahre lang mußte Adam, fortgesetzter lebensgefährlicher Nachstellung zu entgehen, sich in S. Trond eingeschlossen halten. Endlich erfolgte doch die Aussöhnung, Adam lebte bei dem Schwiegervater und führte nach wie vor, dessen Geschäfte, aber niemals war Thomas zu bewegen, daß er der Tochter auch nur das Mindeste gegeben hätte, obgleich er ihres Sohnes Pathe geworden. Dieser Sohn auch Thomas von Hemricourt genannt, studirte zu Paris, wurde, als einer der größten Rechtsgelehrten, Sentencier de la court de l'Officiat zu Lüttich, und erzeugte in seiner Ehe mit Clémence de Cornut sieben Söhne. Der älteste, Adam, wurde Mönch in der Abtei Beaurepaire und Prior zu Reckheim, der zweite, Thomas, starb als einer der reichsten Weinhändler der Stadt Lüttich; der jüngste, Gilles, Secrétaire des Echevins de Liège, und vermählt mit Ida d' Abée, interessirt uns besonders, als der Vater Jakobs von Hemricourt, des Geschichtschreibers. Jakob, dessen Geburtsjahr wir nicht anzugeben vermögen, war zweimal vermählt, in erster Ehe mit Franciska de Mission, deren Vater, Peter de Mission, ein wohlhabender Bürger und Tuchmacher in Lüttich, in zweiter Ehe mit Agnes von Coir, der Witwe Johanne von Lavoir. Er überlebte beide Frauen, trat, in hohem Alter, in den Johanniterorden, ohne jedoch von den Ordenseinkünften Etwas zu beziehen, wahrscheinlich war er also, was man in spätern Zeiten Chevalier de grace nannte, starb den 18. Oktober 1403, und wurde zu Lüttich, in der Chapelle des Clercs, beigesetzt. Das Grabmonument, das ihm daselbst errichtet worden, ist, sammt der Kapelle selbst, unter der französischen Herrschaft verschwunden; von ersterem hat indessen Salbray einen Abriß geliefert. Der Nämliche hat auch Hemricourts Hauptwerk edirt, unter dem Titel: Miroir des nobles des Hashaye, composé en forme de chronique par Jacques de Hemricourt chevalier de S. Jean de Jérusalem, l'an 1353. Où il traite des généalogies de l'ancienne noblesse de Liège et des environs, depuis l'an 1102. jusques en l'an 1398. Avec l'histoire des guerres civiles du dit pays, qui ont duré l'espace de quarante cinq ans et le traité de paix, qui fut conclué ensuite des dites guerres. Mis du vieux, en nouveau langage, enrichy d'un grand nombre des Figures en taille-douce, et dédié à Monseigneur le Comte de Marchin, par le Sr. de Salbray. A Bruxelles, chez E. Henry Fricx, 1613. fol. S. 375. — Hemricourt, dessen Stellung von der der meisten Chronikschreiber wesentlich verschieden ist, hat auch eine ihm ganz eigenthümliche Manier angenommen. Statt Annalen zu liefern, erzählt er die Schicksale und Verbindungen seiner Verwandten und Bekannten: nicht nur, daß er Dinge vorträgt, die ihm auf das Genaueste bekannt seyn mußten, nicht nur, daß er über Gegenstände belehrt, die in den gewöhnlichen Chroniken so sehr vernachlässigt sind, über das häusliche Leben, die häusliche Politik des Mittelalters, sondern es gibt auch das persönliche Interesse, das er an Allem nimmt, seiner Darstellung eine Lebhaftigkeit, einen Glanz, wie sie kein einziger Schriftsteller der mittlern Zeit besitzt, und an

die Salbrays, oder genauer, des Abbé Maſſart, ſchlechte franzöſiſche Überſetzung von ferne nicht reicht. Salbray war nämlich ganz unfähig, einen franzöſiſchen Autor aus dem 14. Jahrhundert zu verſtehen; außerdem war er aber auch ein höchſt flüchtiger Arbeiter, wie ſich dieſes aus den erſten Zeilen ergibt. Er verſichert nämlich in ſeinen Nachrichten von des Ritters Leben, die aber noch ungleich dürftiger, als die unſrigen, derſelbe ſei den 3ten Tag des Decembers 1403 geſtorben, während die gegenüber angebrachte Grabſchrift ganz deutlich den 18ten December zeigt. Aber noch weſentlichere Fehler fallen dem Herausgeber zur Laſt. Hemricourt erzählt z. B., er habe ſein Werk im J. 1398 geſchloſſen, und doch wird, S. 73. eine Begebenheit aus dem J. 1415 (H. ſtarb, wie geſagt, 1403) erzählt; Salbray kann demnach nicht das Original, wie er doch ausdrücklich verſichert, ſondern nur eine verfälſchte Abſchrift vor ſich gehabt haben, und ein neuer correkter Abdruck, etwa für die Sammlung der teutſchen Geſchichtſchreiber, in die das Werk allerdings gehörte, wird um ſo wünſchenswerther, da des Canonicus Jalheau Ausgabe vom J. 1791. (à Liège, chez Bassompierre, fol.) mit Hinweglaſſung des Urtextes, nur Maſſarts Überſetzung, nach dem Geſchmacke des 18ten Jahrhunderts zugeſtutzt, ſchon einige brauchbare Anmerkungen liefert, des Prälaten Bütkens Arbeit aber unvollendet geblieben iſt. — Ein anderes Werk des gelehrten H., ein Traktat de la temporalité de l'évêché de Liége iſt nur im Manuſcript vorhanden, und gemeiniglich der unter dem Namen Pawillart, bekannten Sammlung Lüttichter Geſetze, Freiheiten und Verträge einverleibt; noch vor wenigen Jahren hatte dieſer Traktat Geſetzeskraft.

In ſeiner erſten Ehe mit Franciska de Miſſion wurde Jakob Vater eines Sohnes, Gilles, der nach einander drei Frauen nahm: die erſte Johanna Boileau de Mons, ſtarb kinderlos, die zweite, Agnes de Lavoir, war ſeiner Stiefmutter Tochter erſter Ehe, und wurde die Mutter von Johann und Franciska, von H., die dritte, Maria de Blehen, hinterließ ebenfalls mehrere Kinder. — Richard von H., Herr von Seron, Meſſe, Forvie, erheirathete im J. 1660. Ramioul, an der Maas, unweit Lüttich, erwarb auch Mozet, bei Namur. Bertholt Franz Walther, Graf von H., lebte noch im J. 1796. als Domherr zu Lüttich, und ſeines Bruders männliche Nachkommenſchaft blühet noch heute, obgleich Ramioul verwüſtet worden. — Die Grafen von Grünne ſollen ein Zweig des Geſchlechtes Hemricourt ſeyn, was wir indeſſen bezweifeln. (*v. Stramberg.*)

Hems, ſ. Hemes.

HEMSBACH, anſehnlicher Marktflecken an der Bergſtraße, an dem Fuße der ſchönſten Weinhügel, über eine halbe teutſche Meile nördlich von der Stadt Weinheim, und 1½ Meile faſt ſüdlich von den Trümmern der uralten Abtei Lorſch, zu deren Fürſtenthum er einſtens gehörte. Sein Name läßt ſich bis zum J. 792 verfolgen, wo innerhalb der Gränzen der Waldmark von Heppenheim die Villa Hemmingisbach an der Wiſgaz genannt wird [1]), d. i. der heutigen Weſchnitz, die ¾ M. weſtlich davon fließt. Unter mehreren kleinen Bächen, welche ſie aufnimmt, iſt auch die Hemsbach. Im J. 948 übergab Otto d. Gr. einige Lorſcher Beſitzungen in der Villa Hemmingesbach in dem Gaue Rinecgowe in der Grafſchaft des Grafen Udo, dem Cleriker Liuther, tauſchweiſe zum lebenslänglichen Genuſſe [2]). In den alten Nachrichten über den Ertrag der verliehenen Kloſterhuben [3]), ſo wie in den jüngeren Lorſcher Lehenoerzeichniſſen aus dem 12ten Jahrh. [4]), findet man die reichen Einkünfte, welche das Kloſter aus dieſem Orte, welcher dort Heimingesbach, hier aber Hemmingesbach und Heminesbach heißt, bezogen hat, auch die Namen der damaligen Beſitzer der zinsbaren Güter, unter welchen auch Glieder der alten Edeln von Handſchuchsheim und von Münzenberg bemerkt werden. In demſelben Jahrhunderte ſcheint auch ein mit dem Orte gleichnamiges edles Geſchlecht geblüht zu haben; ſo ſchenkte Hedwig von Hemmingisbach der Abtei Schönau, ungefähr um d. J. 1180, einen Hausplatz in unſerem Orte, und daran hängende 8 Jucherte Äcker [5]). Schon damals war der Ort ſtark bevölkert, und mit mehreren Höfen umgeben; bald kam er an die rheiniſchen Pfalzgrafen, entweder als Eines der 7 großen Vollehen (Fahnlehen), mit welchen der Abt zu Lorſch im Anfange des 12ten Jahrhunderts den Pfalzgrafen Gottfried belehnte, und die nach deſſen Tod an ſeinen Tochtermann, den Herzog Welf VI. fielen [6]); oder er wurde damals, als Lorſch durch Kaiſer Friedrich II. an das Erzſtift Mainz überging, von den Pfalzgrafen als Erb- und Kaſtenvögten, als Schutz- und Schirmherren der Abtei eingezogen. Die Geſtändniſſe der Erzbiſchöfe Syfrid v. J. 1274 und Peter v. J. 1308, beſtätigen dieſes [7]). Im J. 1314 wird der Ort als den Pfalzgrafen gehörend, bezeichnet, in ſofern ſich Ludwig der Baier feierlich verpflichtete, dem Erzbiſchof Peter von Mainz, unter andern auch die Hälfte der ihm und ſeinem Bruder, dem Pfalzgrafen Rudolf, gehörenden Villa Hemmesbach abzutreten, wenn er ihn auf den römiſchen Königsthron erhebe [8]). Hemsbach und ſeine wahrſcheinlich damals ſchon vorhandene Burg

1) *Determinatio Marchae Hephenheim* fact. ex praecepto Caroli regis an. XXVII regni ejus, mediante mense Augusto etc. etc. In Cod. Lauresham. diplomat. carta VI. 2) *Otto Rex* in Commutatione: Dat. III kalend. Martii, an. incarnat. Dom. DCCCCXLVIII, indict. VI, regnante pio rege Ottone an. XIII Act. Salcae: In Cod. Lauresh. carta LXVII. 3) *Notitiae Hubarum de Heimingesbach* ib. cart. MMMDCLXIX. 4) *Census et Oblationes* posteriores in Hemmingesbach ibid. cart. MMMDCCCXVIII ad ... XXI et MMMDCCCXXXII. 5) *Sigehardus Laurens. Eccles. Abbas et Cunradus illustris Comes Palatinus de Reno ejusd. Eccles. Advocatus* in Confirmatione acquisitionum Schoenaug. infra termin. Laurens. In Cod. Schoenaug. diplomat. cart. XIV. 6) *Chronicon Laureshamense* in Editione Mannhem. p. 281. 7) Urkundenauszüge bei *Tollner* in Additionibus ad Histor. Palatin. p. 85. 87. 8) *Ludewicus etc. Comes Palatin. Reni, Dux Bavarie* in literis sup. hoc: Dat. in Lorch An. Dom. MCCCXIV, pridie Idus Septembr. Apud *Gudenum* in Cod. dipl. Moguntin. Tom. III. cart. LXXX.

kam so an das Erzstift zu Mainz, und wird daher in dem Vertrage von Pavia das J. 1329, wodurch das Land der Pfalzgrafen vertheilt wurde, nicht mehr genannt. Doch fiel es wohl bald zurück an die Pfalz, da schon Ruprecht der Alte seinen natürlichen Sohn, den Ritter Anshelm, zu einem Herrn von Hamsbach[9]) macht, und ein altes kurpfälzisches Zinsbuch vom J. 1369 das Recht der Pfalz auf diesen Ort voraus setzt[10]). Hemsbach, die Feste, wird zuerst im J. 1410 erwähnt, wo sie Kaiser Ruprecht seinem jüngsten Sohne, dem Pfalzgrafen Otto I. von Mosbach, jedoch erst nach dem Tode der Königinn zutheilt[11]). Dieser aber übergab im J. 1448 seinem Bruder, dem Herzoge Stefan, als Unterpfand sein Schloß und Dorf Hemsbach[12]), und versetzte 1449 die Feste sammt den Dörfern Hemsbach, Laudenbach und Sulzbach für 6000 Gulden dem Bischofe von Worms auf eine ewige Wiederlösung[13]). Indessen blieb die Feste nebst ihrem Zugehör im Besitze von Pfalz, und wurde unter der Regirung des Kurfürsten Friedrich I., den man den Siegreichen nannte, durch das 20jährige Bündniß berühmt, welches dieser große Vertheidiger der Freiheit teutscher Fürsten und Völker mit dem Erzbischofe Diether von Mainz am 4. Aug. 1460 daselbst schloß[14]), und am 16. Nov. 1461 zugleich mit dem Grafen Philipps von Katzenelnbogen noch fester knüpfte, und nachher zu Weinheim auf ewige Zeiten zu verlängern unternahm[15]). Otto II. von Mosbach, der Sohn vom Herzog Otto I., gibt in einem Vertrage vom J. 1479 das Schloß und Dorf Hemsbach mit Laudenbach noch als sein Eigenthum an[16]), verkaufte es aber im Jahre 1485 nebst den dazu gehörigen Dörfern, nur den Zoll ausgenommen, für 600 Gulden dem Bischofe Johann von Worms[17]). Kurpfalz hat nicht nur den Zoll immer allein bezogen, sondern auch die hohe Centgerichtsbarkeit und die landesfürstliche Oberherrlichkeit stets angesprochen und trotz des Widerspruches von Seiten der worms'schen Bischöfe auch behauptet[18]). Indessen machten die Bischöfe aus dieser Besitzung ein besonderes Amt und Kellerei und hielten auch in dem Schlosse Hemsbach öfters ihren Hof, bis endlich das Hochstift Worms im J. 1705 durch einen Tauschvertrag das Amt Hemsbach mit allen Rechten und Gerechtigkeiten gegen die Kellerei Stein an Kurpfalz auf ewig abtrat[19]). Nun wurde es mit den drei dazu gehörigen Orten Hemsbach, Laudenbach und Sulzbach dem damals neu errichteten kurpfälz. Oberamte Ladenburg einverleibt, und führte in seinem alten Gerichtssiegel: in einem Herzschilde ein umgewendetes Zugjoch in der Mitte und oben und unten eine Rose, mit der Umschrift: Sigillum Oppidi Hemspacensis[20]). — Nach der Abtretung der diesseitigen rheinpfälzischen Landesstücke an Baden wurde die Gemeinde Hemsbach, wozu nebst dem Marktflecken auch die Lampertsheimer Hütte oder der Rennhof, der Schaf- oder Gunzenbacher Hof, die Watzenau oder der Watzenhof und das Dorf Sulzbach mit dem Sulzbacher Hofe zusammen 1575 Selen, 240 Häusern und 4 Getreidemühlen gehörten, dem Amte Weinheim zugetheilt[21]). Allein diese Stücke gehörten von jeher zu dem alten Hemmingesbach und erscheinen in den Lorscher Zins- oder Lebensverzeichnissen dieses Ortes aus dem 12ten Jahrh. fast alle schon unter ihren heutigen Namen[22]). Sie gehören jetzt noch zu dem heutigen Bezirksamte Weinheim, und der Marktflecken mit den Höfen Balzenbach, Rennhof und Gunzenbacher Hof zählt nun 1572 Bewohner, worunter 833 Evangel., 666 Kathol. und 73 Juden sind, Sulzbach mit dem Sulzbacher und Watzenhof 473 Bew., wovon 219 Evang. und 254 Kathol. sind, im Ganzen 2045 Gemeindeglieder. Die Gewerbsthätigkeit derselben zeichnet sich durch Ackerbau und besonders durch vorzüglichen Weinbau aus. Die alte Pfarr- und Mutterkirche ist dem heil. Laurentius geweiht, und zwischen den Katholischen und Evangelisch-Reformirten gemeinschaftlich. Südwestlich von dem Flecken sieht man noch die Trümmer der alten Feste und die Spuren ihrer Gräben; ein Keller ist noch zur Verwahrung der herrschaftlichen Weingefälle wohl erhalten, eben so ein alter Thurm. (*Leger.*)

HEMSEN (Johann van), geboren zu Antwerpen um 1500; von seinen Lebensumständen ist nichts weiter bekannt. Er blühete zu Harlem um 1530, in seinen Werken kam er der Natur in vielen Stücken nahe, führte sie mit großem Fleiße aus und gab seinen Figuren ein kräftiges Kolorit. Überhaupt hielt er sich mehr zur alten Malerei, malte auch mehrere Werke im Geschmack von Albrecht Dürer. Die Wiener Gallerie besitzt 6 Gemälde dieses Meisters, auch in der Gallerie zu München befinden sich zwei Stück. Von Mannlich †) sagt von dem einen: „Wechsler, Wucherer und eine Frau sitzen an einem mit Gold- und Silbermünzen und mit Kleinodien bedeckten Tische, die gedrückten Schuldner jammern über ihre Härte. Georg Fischer hat den Sinn oder die Bedeutung dieses Gemäldes erweitert, indem er den Heiland hinzu gefügt, und dadurch den Ruf des heil. Mat-

9) *Joannis* in nota ad *Parei* Histor. Palatin. p. 167, et auctores ibid. adducti. 10) Urkundliche Nachriche bei Widder in Beschreibung der Kurpf. I, 472. 11) Königs Ruprecht Theilung, Urkunde bei *Tollner* in Cod. dipl. Palatin. cart. CCV. 12) Urkunde in den Beilagen zur gründlichen Ableinung der Veldenz'schen Succession rc. rc. rc. Nr. XXVI. 13) *Londorpii Acta publ.* Tom. I. p. 601. 14) Urkunde: Geben rc. im Schlossz Heymspach uff Montag nach sant Peterstag ad Vincula etc. 1460. Bei Kremer im Urkundenbuche zur Gesch. des Kurf. Friedrichs des I. Nr. LXXIII. 15) Kremer in Gesch. Kurf. Friedrich I., im III. Buche. § XXI. 16) Urkunde in den Beilagen zur Ablein. der Veldenz. Succession rc. Nr. XXVIII. 17) *Londorpii* Acta publ. IX, 604. 18) *Justitia Causae Palatinae*, cap. V. pag. 105 seqq. 19) Urkunde in Lünig's Reichsarchiv, Part. Spec. pag. 751, Nr. CCCI, Artic. 2. 20) Widder in Beschrb. der Kurpf. I. Bde. S. 477. 21) Wund in Beschreibg. der bad. Pfalzgrafschaft, Seite 85. 22) *Notitiae Census et Oblationum in Hemmingesbach*, s. vorherg. 4te Note.

†) Mannlich's Besch. der Gemäldesamml. zu München. Th. 2. N. 119.

thäus zum Apostelamte vorzustellen gesucht hat. Halbe Figuren in Lebensgröße." Dieser Künstler hatte eine Tochter Namens Katharina, welche als Miniaturmalerinn in Diensten des Königs von Spanien war. (*Weise.*)

HEMSKERK, HEEMSKERK, Name einiger ausgezeichneten Künstler: 1) Egbert der ältere; seine Werke sind zwar allgemein bekannt, doch über seine Person und Schicksale haben wir keine andere Nachrichten, als daß er ein vortrefflicher Maler war. Seine Arbeiten sind Zierden der Kunstkabinete in und außer Teutschland. Sei der Gegenstand, welchen er bearbeitete, ein melancholisches Krankenzimmer, oder eine Schenke, wo sich die frohe Laune offenbart: überall bleibt er derselbe Meister, welcher Wahrheit in seine Darstellungen zu bringen wußte. Seine Zeichnung ist richtig, die Färbung natürlich, und die Behandlung des Ganzen läßt Nichts zu wünschen übrig.

2) Egbert der jüngere, geboren zu Harlem im Jahr 1645, lernte dort bei Peter Grebber, obschon ihn der Geschmack seines Vaters und Brouwers mehr ansprach. Teufelsbeschwörungen, Zusammenkünfte von Hexen, Betrunkene, Wachtstuben und ähnliche Gegenstände, stellte er am liebsten dar und bei seinem leichten, freien Pinsel und geistreicher Zeichnung, gelangen sie ihm auch auf eine bewunderungswürdige Art. Er ließ sich später zu London nieder, woselbst er auch im J. 1704 starb, und einen Sohn hinterließ, welcher sich zwar auch der Malerei widmete, ohne daß aber etwas Weiteres über ihn bekannt geworden wäre *). (*Weise.*)

3) Jakob und

4) Martin s. unter Heemskerk (2te Sect. IV. Bd. S. 46 ff.)

Hemskerkeruntiefen s. Fidschi Archipel.

HEMSÖN, eine Insel, 1 Meile lang, ¼ Meile breit, etwa 3 Meilen im Umkreise, mitten in der Mündung des Flusses Ångermann in dem bothnischen Meerbusen, an der Küste der schwedenschen Provinz Ångermannland. Auf der Insel ist eine Kapelle erbauet worden. (Nach Punald.) (*von Schubert.*)

HEMSS, حمص, ist der Name von drei Orten [1]); 1) der Stadt Ischbilia, Sevilla, den diese Stadt erhielt während der Herrschaft der Omaijaden in Spanien, welche vielen spanischen Orten Namen syrischer Städte beilegten [2]); 2) eines Fleckens bei Damask; 3) einer Stadt in Syrien. Diese Stadt

Hemß, weniger richtig auch Homs, das alte Emesa, Ἔμεσα, Emessa, Ἔμεσσα oder Emisa, Ἔμισα, Chemps, Χέμψ [3]), liegt zwischen Hama und Damask, im Thale des Orontes, jetzt Aassi, kaum 1 (arab.) Meile östlich vom Flusse [4]), unter 34° 45′ Br. 54° 51′ L. Die Umgegend ist fruchtbar, gesund, wohl bewässert durch den Fluß Aassi und die aus ihm abgeleiteten Kanäle [5]); sie gehörte zur alten Provinz Apamene, jetzt zum Ejalet Scham, und macht ein eigenes Sandschak, das von Hemß, gegenwärtig mit dem von Salamieh vereinigt. Das alte Emesa war berühmt durch einen prächtigen Tempel der Sonne und als Geburtsort des Heliogabal, im J. 15 H. 636 Chr. kam es, nach kurzer Belagerung, in die Hände der Muhamedaner [6]), so blühend, daß die Einkünfte von der Stadt 300,000 Dirhems betrugen [7]). Um die Stadt herum waren Baumpflanzungen, der Fluß Aassi von Gärten und Weinbergen gleichsam eingezäunt, weder von Schlangen noch Skorpionen belästigt [8]). Von 551—661 H. (1156—1262 Chr.) war Hemß der Sitz einer Aijubiten-Dynastie, gestiftet von Schirkuk ben schâdsi شهركوه بن شاذي, erloschen mit Musa ben ibrahim, El-Malek el-aschraf الملك الاشرف [9]). Durch die eigenen Gebieter und durch die Araber [10]) kam Hems immer mehr herab, ihre Bewohner (jetzt 25 bis 30,000) standen schon früh im Rufe der Weichlichkeit, die Weiber galten als vorzüglich schön [11]). Zur Zeit der Araber hatte die Stadt keine besondern Merkwürdigkeiten, El-Isstachri führt als solche eine prächtige Kirche an, halb zum Gottesdienst der Christen bestimmt, halb in eine Moschee verwandelt; Ibn alwardi eine hohe Kuppel mit einer Reiterstatue von Erz, welche durch den Wind gedreht wurde, an der Wand der Kuppel war der Talisman zu sehen, der Schlangen und Skorpione abhielt. Jetzt enthält sie gar nichts Merkwürdiges; sie ist mit einer Mauer umgeben, gepflastert, die Häuser sind zum Theil aus ungebrannten Ziegeln, die Bazars theils mit Holz gedeckt, theils gewölbt und ärmlich. Vor dem Thore liegt eine Moschee mit dem Grabe Chaled ibn walids [12]). Nach andern Nachrichten soll hier noch viele Industrie herrschen, und die Bazars sollen, besonders mit seidenen Zeugen wohl versehen und stark besucht seyn [13]). — Von den vielen Gelehrten, welche nach Es-Samani aus dieser Stadt abstammten, wird nur Einer erwähnt, Abu abd'allah mohammed ben el-mussthafa ben bohlul el-hemssi ابو عبد الله محمد بن المصطفي بن بهلول الحمصي gestorben in Mekka während seiner Pilgerreise, im Jahre 246 H. 860 Chr. [14]) (*Möller.*)

*) Fiorillo Gesch. der Malerei in Großbritannien. Th. 5. S. 507.

1) *El-Moschtarek* Cod. Par. 2) *Es-Samâni* im *Lobab* Cod. Goth. no. und *El-Moschtarek.* 3) *Bischoffs* und *Möllers* vergl. Wörterbuch d. Geogr. S. 468. 4) *Abulfedae* tab. Syr. p. 104. 5) *El-Issthachri* Cod. Goth. Nr. 312. *Kaswini* atsar el belad Cod. Goth. Nr. 234. Ibn aijâs Cod Goth. Nr. 302. *Abulfeda* a. a. O. *Ibn el wardi* an *Abulfedae* tab. Syr. p. 186. 6) *Abulfedae* Ann. I. p. 225. 7) *Dschihan numa* p. 590. 8) *Kaswini, Ibn el wardi, Abulfeda* etc. 9) *Abulfedae* Ann. V. p. 11. *Hadschi Chalifa* tab. 10) *Dschihan numa* a. a. O. 11) *Ibn el wardi.* 12) Richters Wallfahrten. S. 205. 13) Vollständ. Handb. d. Erdbeschr. Abth. IV. Bd 2. Weimar 1821. S. 366. 14) كتاب اللباب Cod. Goth. Nr. 485.

HEMSTERHUYS, 1) Franz, ein geachteter holländischer Archäolog und Philosoph, geb. im J. 1720 zu Gröningen, Sohn eines Arztes und Enkel des bekannten Philologen Tiberius Hemsterhuys*). Trotz seiner Vorliebe für Archäologie und die spekulativen Wissenschaften trat er doch in den Statsdienst und bekleidete eine angesehene Stelle im Statssekretariat Hollands bis an seinen Tod, welcher im J. 1791 erfolgte**). Seine Schriften wurden auch ins Französische übertragen und erschienen gesammelt unter dem Titel: Oeuvres philosophiques (Paris 1793, und 2. Ausg. 1808. 2 Bde. 8.); teutsch erschienen sie Leipzig 1792—97 in 3 Bdn. 8. Besonders wurden ausgezeichnet die Lettres sur les désirs (zuerst erschienen 1772. 8.), und Aristée ou de la Divinité (zuerst Paris und Harlem 1779 in 8.). Seine übrigen Schriften philosophischen Inhalts sind: Sur l'homme et ses rapports; Sophyle ou de la Philosophie; Simon ou des facultés de l'âme; lettre de Dioclès à Diotime sur l'athéisme; Alexis ou de l'âge d'or; Description philosophique du charactère de feu N. Fagel; archäologisch dagegen sind die lettres sur la sculpture und sur une pierre antique, l'amour et l'égoisme. Außerdem ist in seinen Werken ein Brief Jacobi's an Hemsterhuys. Die Darstellung dieses Philosophen ist populär und meisten Theils in dialogischer Form, dabei sehr ansprechend und gefällig; er zeigt viel Geist und eine reiche Phantasie, beweist großen Eifer für das Positive im Christenthum und bekämpft Atheismus und Materialismus aus allen Kräften***). (*R.*)

2) Johann, ein Sohn des holländischen Arztes und Leibmedikus des Prinzen von Nassau-Oranien, Sibold Hemsterhuis, war den 1. Januar 1657 zu Leuwarden in Friesland geboren, studirte zu Franecker und Leyden die Arzneiwissenschaften, wurde den 7. Febr. 1704 Professor der Medicin zu Franecker, schrieb Dissertationes und eine Antrittsrede, de Medicinae necessitate, dignitate, caussisque infrequentioris successus, starb aber schon am 6. Januar 1706. Peter Latane, Professor der Medicin und der Botanik, hielt ihm eine Leichenrede. S. Series Professorum in Academia Franeck. S. 73. (*Rotermund.*)

3) Sibold†), ein holländischer Arzt des 16. Jahrh., bemerkenswerth wegen seines Eifers, womit er die Entdeckungen von Pecqurt, Thom. Bartholin und Olaus Rudbeck über die lymphatischen und Milchgefäße zu verbreiten suchte. Er machte ihre Werke unter dem Titel bekannt: Messis aurea seu collectanea anatomica. Lugd. Bat. 1654 in 12. und Heidelb. 1659. 8.††), schrieb ferner eine histor. et analys. arthritidis vagae. Leuw. 1666. 12.†††) (*R.*)

*) Diction. univers. T. VIII. p. 328 (ed. 9.) und Biogr. nouv. des Contempor. T. IX. p. 123. Krug dagegen (Handwörterb. der philos. Wissensch. S. 342) macht ihn zu einem Sohne des Philologen. **) Dict. univ. und Biogr. nouv. des Contemp. a. a. O. Krug dagegen a. a. O. gibt 1790 als das Todesjahr an. ***) Vergl. die angef. Schriften.

†) Nach Andern *Sibold Tiberius.* ††) Dict. univers. T. VIII. p. 329. †††) Adelung's Zus. zu Jöcher. 2r Bd. S. 1908.

HEMSTERHUYS (gewöhnlich HEMSTERHUIS geschrieben), 4) Tiberius, war der Sohn eines Arztes Franz (nach Andern, Nikolaus) Hemsterhuis, geboren den 9. Januar (wie das Gemälde zu Leiden und Bibl. des Sciences T. XXVI. p. 216 besagen; nach Ruhnken den 1. Februar,) 1685 zu Gröningen. Sein Vater, auf langen Reisen gebildet und dem Studium allgemeiner Wissenschaft nicht fremd, übergab die Bildung des hoffnungsvollen Knaben einzelnen Lehrern; dann übernahm er die Pflege selbst. Wunderbar schnell entwickelte sich das glückliche, ausgezeichnete Talent. Schon im 14ten Jahre 1698 trat er in die akademischen Studien zu Gröningen ein. Da waren seine vorzüglichen Lehrer J. Braun für Theologie und Philologie (s. Anmerkg. zum Pollux S. 1305), Alb. Schultens für orientalische Literatur (s. Bergmann zu *Hemsterhus. et Ruhnkenii* vit. p. 310), und vor Allen Joh. Bernoulli für Philosophie und Mathematik, dessen großes Verdienst er stets dankbar anerkannte. Man bewunderte die riesenhaften Fortschritte des kaum dem Knabenalter entwachsenen Jünglings, der schon nach einigen Jahren, als er nach Leiden, um Perizonius in der alten Geschichte zu hören, gekommen war, gleich einem gereiften Manne vielfach geehrt wurde, und den Auftrag erhielt, die Manuskripte der Bibliothek zu ordnen. Im 19ten Jahre trat er in die Professur der Philosophie und Mathematik an dem Athenäum zu Amsterdam ein (1704, nach Brimoet 1705). Hier zog ihn der Umgang mit Broekhuys, Bergler und Kuster ausschließlich zu den Studien des Alterthums und der alten Sprachen. Er verband sich mit der Tochter des als archäologischen Sammler bekannten Jakob de Wilde, Cornelia Maria, welche durch die Zeichnungen zu des Vaters Signa antiqua Amstel. 1692 bekannt geworden ist. Durch dieses Verhältniß ward Hemsterhuis für das Studium der alten Kunstwerke und die Liebe der Kunst selbst gewonnen. Als er 1706 die Lederlin'sche Ausgabe des Pollux vollendet hatte, bezeigte unaufgefordert Bentley, der bewunderte Meister, ihm in freundlichen Briefen seine Achtung. Diese Briefe wirkten auf H. mächtig; Anfangs so niederschlagend, daß er im Gefühl seines Abstandes von der Größe Bentley's, und in eine Art Verzweiflung versetzt, einige Monate hindurch kein griechisches Buch in die Hand zu nehmen wagte, später dann ermuthigend und zu neuem Studium ihn bekräftigend. Bentley wurde sein Ideal. Dieß zu erreichen, begann er in einer chronologisch geordneten Lektüre der Alten, vom Homer beginnend, einen neuen Cursus des philologischen Studiums, und verschaffte sich hierbei die schätzbarsten Adversarien für Sprach- und Alterthumsforschung. Im Jahr 1717, den 26. Aug. berief man H. als Professor der griechischen Sprache an die Stelle von Lambertus Bos nach Franeker, welche Professur er jedoch erst den 6. März 1720 mit einer Rede antrat. Im J. 1738 ertheilte man ihm auch die Professur der vaterländischen Geschichte. Hier bildete er ausgezeichnete Philologen, wie Valkenaer, und machte die Universität zu einer der berühmtesten. Noch einmal vertauschte er

seinen Wirkungskreis und trat zu Leiden als Professor der griechischen Sprache und Geschichte den 25. Nov. 1740 auf, kräftigen Alters und in ausdauernder Thätigkeit; nur in den letzten Jahren beschlich ihn die Schwäche des Gedächtnisses. (*Wyttenbach.* vita Ruhnken. p. 133.) Er starb, 82 Jahre alt, den 7. April 1766. In Hemsterhuis, den sein würdiger und dankbarer Schüler Ruhnken in s. Elogium als ein Musterbild alles philologischen Studium mit kunstreicher Hand zeichnete, bewundern wir eine viel umfassende gründliche Gelehrsamkeit, mit welcher er den gesammelten Reichthum des Alterthums zu seinem eigenen gemacht hatte, und ein klares und bestimmtes Urtheil, wie dieß ihm das Studium der Mathematik und Philosophie vermittelt hatte. Fern von Einseitigkeit, umfaßte er eine ungewöhnliche Summe von Kenntnissen, und wenn er sich auch später ausschließlich dem klassischen Alterthume widmete, hatte er in früheren Jahren auf die Geschichte der Philosophie und die orientalische Literatur vielfachen Fleiß verwendet. Seine in Leiden bewahrten Papiere enthalten Abhandlungen und Excerpte für die arabische, syrische, armenische, äthiopische Sprache und Literatur (S. *Seel* Anecdota Hemsterh. p. IX.), die Hamaker heraus zu geben versprochen hat. Als Sprachforscher und Kritiker war er gediegen und groß, in dem Vortrag der vaterländischen Geschichte ein kritischer und so besonnener Forscher (s. *Bergmann* vit. Hemst. p. 336.), für die gründlichere Bearbeitung der alten Geschichte ein Vertheidiger fester Principien, ein Freund der schönen Künste, denen er stets zu Gunsten sprach; als Mensch aber bewährte er einen bestimmten, würdevollen und edlen Charakter, in einem Gleichmuth, der ihn selbst bei der Nachricht vom Tode seines Sohnes unter Freunden heiter verweilen ließ, geistreich und gefällig im Umgange, ohne Eitelkeit und Stolz, und in allen Lagen des Lebens bei allem Wirken und Urtheilen besonnen und auf sichere Grundsätze gestellt. Die vorzüglichsten Menschen waeben um seine Freundschaft, die berühmtesten Gelehrten seines Faches standen mit ihm in Verkehr, Jünglinge des In- und Auslandes kamen in großer Menge herbei, ihn zu hören und zu bewundern. So verbrachte er ein glückliches Leben, in Anerkennung seines Werthes und Verdienstes, geliebt von Vielen, beehrt von Allen. Das Hauptverdienst aber, welches er sich um die klassische Literatur erwarb, möchte ein dreifaches genannt werden können: die Belebung des zurück gestellten Studium der griechischen Sprache und Literatur, die Begründung einer neuen grammatischen Methode, und die geschickte Handhabung einer umsichtigen und gründlichen Kritik. Dieß Alles aber leistete er mit einer mathematischen Bestimmtheit des Urtheils und mit musterhafter Klarheit, und wo es das Schöne betraf, mit feinsinnigem Geschmack. Er war unläugbar bis auf seine Zeit der scharfsinnigste und gelehrteste Kenner der griechischen Sprache, und brachte, als man in Holland sich nur auf die römische Literatur beschränkt hatte, das Studium der Griechen wieder empor, so daß wir von ihm eine neue Periode in der Geschichte datiren. Für die Grammatik verfolgte er in seinen Vorlesungen eine neue Methode der Analogie, mit welcher er die einfachen Stammformen auffuchte, durch ihre Umbildung hindurch verfolgte und die Verwandtschaft der Grundbedeutung mit der abgeleiteten nachwies, wobei er Anfangs noch den Zusammenhang mit den orientalischen Sprachen fest hielt, später diesen ganz zur Seite stellte und die griechische Sprache als ein selbstständiges Erzeugniß zergliederte; welche Methode später Valkenaer und Lennep weiter in Anwendung brachten, Scheid durch absurde Einfälle verdarb. Auch im Lateinischen verfuhr Hemsterhuis nach seinen Ansichten der Analogie, und nahm an, daß bis auf einen geringen Theil die gesammte lateinische Sprache dem äolischen Dialekt des Griechischen entnommen sei. Als Kritiker kam ihm seine mathematische Präcision und sein geläuterter Geschmack zum Vortheil. Er setzte Vertrautheit mit Sprache und Schriftsteller voraus und entschied mit Vorsicht und Besonnenheit über die Verderbtheit einzelner Stellen und ihrer Verbesserung, wenn er auch nach dem in jener Zeit giltigen Verfahren nicht selten die Absicht, überall Verderbungen der Abschreiber auszuwittern, kund werden ließ und der in Holland begünstigten Conjekturalkritik auf unsichere Möglichkeit hin huldigte. Verglichen mit Bentley, übertraf er diesen, wenn nicht an wohl geordneter Kenntniß, doch gewiß an Besonnenheit des Urtheils, welches bei Bentley so oft von einem allzu rasch bestimmenden Gefühl überboten wurde. Die Schilderung, welche Ruhnken in s. Elogium von H.'s großem kritischen Talent und dessen geübter Kunst gibt, wird zur Lehre, und enthält vieles Wahre und seit jener Zeit allwärts Anerkannte.

Seine Schriften sind folgende, an Zahl geringer, als seine Vorarbeiten erwarten lassen; doch hielt ihn eben die Sorgsamkeit, nur Gediegenes erscheinen zu lassen, von der Beendigung angefangener Werke ab. Andere deuteten dieß auf Saumseligkeit. (S. *Gesneri* Thes. epist. T. II. p. 327. 331. *Ibid.* Epist. p. 12. 19. 54.) Er begründete seinen Schriftstellerruhm durch die Fortsetzung von der durch Lederlin begonnenen Ausgabe des Pollux. Amstel. 1706. Fol. Eine eigene größere Ausgabe, die er verhieß (s. *Ruhnken* Epist. ad Ernest. VIII. p. 29), erschien nie, und die Papiere hierzu sind nicht aufgefunden worden. S. *Bergmann* Addend. ad vit. Hemst. p. 358. *Luciani* Colloquia et Timon. Amst. 1708. 12. 1732. Bas. 1771. 12. *Aristophan.* Plutus. Harling. 1744. 8. Lips. 1811. 8. *Luciani* Opera. Amst. 1743. Das unvollendete Werk beendigte J. F. Reitz. Dazu Appendix animad. Hemsterhusii ex schedis MS. edidit *Jac. Seel.* Lugd. B. 1824. Emendatio J. Meursii in orat. Lysiae rejecta, in Miscell. Observ. T. VII. p. 317. Notae et emendationes ad Xenophontem Ephesium in Miscell. Observ. Vol. III. p. 402. Vol. IV. p. 282. Vol. V. T. I. p. 17. T. III. p. 49. Vol. VI. p. 292. 338. Observationes ad Chrysostomi Homil. in *Raphelii* annot. in N. T. T. II. p. 76. Orationes (die *Valkenaer* Lugd. B. 1784. gesammelt heraus gab) und zwar

Orat. inauguralis de graecae linguae praestantia Franeq. 1720. (teutsch in d. märkisch griech. Grammatik. 2. Thl.) Orat. de mathematum et philosophiae studio cum literis humanioribus conjungendo, wahrscheinlich vom Jahr 1705. Or. funebris in memor. Camp. Vitringae fil. Franeq. 1723. De Paullo Apostolo. Franeq. 1730. De literarum humaniorum studiis ad mores emendandos virtutisque cultum conferend. Lugd. B. 1740. wiederholt in Klose's neulatin. Chrestom. Lpz. 1795. Panegyrica ad Cels. Principem Arausii et Nassaviae. Leid. 1747. fehlt in Valkenaer's Sammlung. De linguae graecae praestantia. In obitum G. Arnaldi. Besonders Wittenberg 1822. Anderer Reden gedenkt *Vriemoet* p. 786. 705. *Te Water* in Narrat. p. 220. Aus den auf der Bibliothek zu Leiden bewahrten Papieren gab Jak. Seel heraus Anecdota Hemsterhusiana. Lugd. B. 1825. Anmerkungen zu Lucian, Pollux, Harpokration, Julianus, in denen Vieles des gefeierten Namens nicht würdig erscheint. S. Fritsche in der Vorr. zu Luciani Alexand. Lips. 1826. Eine große Menge von Exemplaren der Alten mit seinen Randbemerkungen befindet sich in der akademischen Bibliothek zu Leiden. Anmerkungen u. Verbesserungen zu Propertius gab Burmann in s. Ausg., zu Aristophanes Kuster in s. Ausg., für welche H. die lat. Übersetz. der Vögel lieferte, zu Hesychios Alberti, zu Thomas Atticista Bernard, zu Timäos Ruhnken, zu Kallimachos Ernesti; einzelne Theile von Abhandlungen machte *Musgrav.* in Exercit. Eurip. p. 84 und ad Eurip. Suppl. 654., *Ruhnken* in Epist. crit. I. p. 68 und II. p. 214 bekannt. Briefe sind gedruckt in *Eyringii* Biographia Gesneri academ. Vol. III. p. 369., in Meusels histor. liter. Magaz. 86 St. 1794, in *Friedemanni* Miscell. crit. Vol. I. pag. 58. Ruhnken's Elogium Hemsterhuisii erschien Lugd. B. 1768 und überarbeitet 1789, wiederholt durch Harles in vitae Philolog. Vol. IV. p. 214 mit Gesneri Elog. Halae 1787, durch Scheid in Opusc. de ratione studii 1786 P. I. p. 171, in Opusc. *Ruhnken.* 1807, in Vitae Hemsterhus. et Ruhnk. Lips. 1801. 1822, in Opusc. *Ruhnken.* edita a *Bergmanno*, in *Ruhnken.* Oratiou. etc. ed. *Friedemann.* Brunsw. 1828, in Selectae *Mureti* Orationes etc. edit. a *Fr. C. Kraft.* Nordhus. 1826. Lebensbeschreibungen und Beiträge dazu findet man in Bibliothèque des Sciences etc. T. XXVI. p. 216. in *Vrimoetii* Athenae Frisiacae p. 782. *Saxii* Onomast. P. VI. p. 100 und 638, *Te Wateri* Narrat. de rebus acad. Lugd. Bat. p. 220, *Klotzii* Acta lit. Vol. V. P. IV. p. 425. (*Hand.*)

HENA (הֵנַע) wird 1 König. 19, 12 und Jes. 37, 12 unter den syrischen und mesopotamischen Städten erwähnt, welche die Vorfahren Sanheribs, Königs von Assyrien, erobert hatten. Wahrscheinlich ist die Stadt mit dem Anah der arabischen Geographen einerlei; vgl. I. Sect. III. Bd. S. 446. (*A. G. Hoffmann.*)

HENAC (Gabriele de), ein spanischer Jesuit, zu Valladolid 1611 geboren. Im jugendlichen Alter war die Dichtkunst seine Liebhaberei, allein nur wenige von seinen vielen poetischen Erzeugnissen wurden gedruckt, blieben jedoch nicht ohne Beifall. Seitdem er 1626 in den Jesuiterorden getreten war, beschäftigte er sich ausschließend mit ernsten Studien, und war länger als 50 Jahre ein hochverehrter Lehrer der Philosophie und besonders der Theologie auf der Hochschule zu Salamanka, wo er im Februar 1704 starb. Sehr hoch achteten die spanischen Theologen seine in 11 Foliobänden gesammelten Schriften: Empyrologia, siva philosophia christiana de empyreo coelo. (Leon 1652. Vol. II. fol.); de eucharistiae sacramento; da missae sacrificio; de scientia media; Theologia scientiae mediae u. a. m. Wichtiger und von bleibendem Werthe sind seine reichhaltigen Untersuchungen über kantabrische Alterthümer: Averiguaciones de las autignedades de Cantabria, endereza das principalemente a descubrir las de Guipuzcoa, Vizcaya y Alava. Salamanca 1689—91. Vol. II. fol. Mit sorgfältiger Benutzung aller vorhandenen Quellen, und nicht ohne rhetorische Kunst, trägt er die Resultate vieljähriger Forschungen vor, geht auf die ältesten Zeiten zurück, erhellt manche Dunkelheiten und verliert sich nur zuweilen in unhaltbaren Hypothesen*). (*Baur.*)

Henaden, s. Platon.

HENARES, Nebenfluß des zum Stromgebiet des Tajo gehörenden Tarama in der spanischen Provinz Guadalarara, von dem ein Kanal gleichen Namens abführt. (*Stein.*)

Henarao, s. Taiti.

HENAULT, HESNAULT, 1) Charles Jean François, Präsident des Parlements zu Paris, wo er am 8. Februar 1685 geboren war, und bei den Vätern des Oratoriums seine wissenschaftliche Ausbildung erlangte. Als der Sohn eines reichen Generalpächters erhielt er bald Zutritt am Hofe, und erwarb sich durch seinen Geist, seine Kenntnisse und seine gesellschaftlichen Talente, Liebe und Achtung. Sehr gern las man in den höhern Zirkeln seine poetischen Erzeugnisse, und selbst die französische Akademie erkannte 1707 sein Gedicht: l'homme inutile, des Preises würdig. Sie nahm ihn 1723 unter ihre Mitglieder auf, und später erhielt er einen Ehrenplatz in der Akademie der Inschriften und ein Diplom von den gelehrten Gesellschaften zu Nanci, Berlin und Stockholm. Schon 1706 war er (mit Dispensation wegen des unzureichenden Alters) zum Präsidenten des Parlements erhoben worden, und die Königinn, Gemahlinn Ludwigs XV., deren besondere Gunst er genoß, machte ihn zum Oberhofmeister ihres Hauses. Der Zerstreuungen und Frivolitäten des Hoflebens müde, beschloß er in seinem 50sten Jahre, sich mehr zurück zu ziehen, an das Heil seiner Seele zu denken, und an seiner moralischen Veredlung zu arbeiten. Er legte eine Generalbeichte aller Sünden seines Lebens ab, und sagte bei dieser

*) *Alegambe* bibl. scriptor. soc. Jesu. *Antonii* bibl. hisp. Acta erudit. Suppl. T. I, 525. *Meusel* bibl. hist. Vol. VI. P. I, 25. Wachler's Gesch. der hist. Forsch. 1r Bd. 2te Abth. 517.

Veranlassung: Man ist nie reicher, als wenn man das Haus räumt. Inzwischen wurde er so wenig ein Frömmler, daß vielmehr sein Haus der Sammelplatz der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit war. Mit Voltaire insbesondere, der ihm manches schöne Gedicht weihte, stand er im freundschaftlichsten Verkehr, und er behielt seine Geisteskräfte bis ins 85ste Jahr, in welchem er den 24. November 1770 starb. Er war kein Gelehrter im strengen Sinne, kein Mann von besonders hervorstechenden Talenten, aber er liebte die Wissenschaften, besaß einen feinen Geschmack, und hatte sich frühe den Ton in der höhern Welt angeeignet, wodurch, so wie durch seine köstlichen Soupees, er sich viele Freunde machte, die sein Lob überall verkündigten. Mit besonderer Vorliebe und anhaltendem Fleiße studirte er die Geschichte seines Vaterlandes, und schrieb seinen Nouvel abrégé chronologique de l'histoire de France depuis Chloris jusqu'à la mort de Louis XIV. Par. 1744. 8. Edit. V. Ib. 1756. Vol. II. 8. Nouv. édit. revue, corrigée et augm. Ib. 1768. Vol. II. 4. und Vol. III. 8. Diese letzte Ausgabe, eigentlich die siebente, ist die beste. Das Werk wurde ins Teutsche (von K. F. Tröltsch. Bamb. 1759, nebst dem dazu gehörigen Nachtrag 1761. 4.), Italienische, Engländische und Dänische übersetzt, und erhielt einen Beifall, den es in dem Grade nicht verdiente. Der Verfasser hat zwar die Quellen fleißig zu Rathe gezogen, die Eigenthümlichkeiten der Zeiten und Menschen oft kurz und glücklich angedeutet, auch fehlt es nicht an freimüthigen Äußerungen, und die Auswahl und Stellung der Begebenheiten verdient im Ganzen Lob; aber am wenigsten ist er von Parteilichkeit für seine Nation frei zu sprechen, und am meisten Tadel verdient er, daß er zuweilen Maßregeln der Regirung in Schutz nimmt, die den unveräußerlichen Gerechtsamen der Menschheit gerade zu entgegen laufen. Die Form des Werkes, besonders die chronologische Anordnung der Begebenheiten, verräth eine nicht gemeine Kunst, zerreißt aber allzu oft den Zusammenhang der Begebenheiten, und ist der wissenschaftlichen Bearbeitung der Geschichte am wenigsten zuträglich*). Nach demselben Plan und zum Theil von Henault selbst bearbeitet, ist: Abrégé chronologique de l'histoire d'Espagne et de Portugal. Par. 1765. Vol. II. 8., ob aber die Histoire critique de l'établissement des Français dans les Gaules, ouvrage inédit du président Hénault. Par. 1801. Vol. II. 8. wirklich ihn zum Verfasser habe, wird mit Recht bezweifelt. Die Oeuvres inédites de Mr. le président Hénault. Par. 1806. 8. enthalten Vieles, das schon vorher bekannt war, und keinen neuen Abdruck verdiente. Seine theatralischen Arbeiten, die vorher einzeln erschienen und wenig Beifall fanden, wurden ebenfalls gesammelt: Pièces de théatre en vers et en prose. 1770. 8. Unter andern ist die von ihm dramatisirte Geschichte Franz II. (1748. 8.) ein mißlungener Versuch**). (*Baur.*)

2) Jean, ein angesehener französischer Dichter des 17ten Jahrhunderts; er war der Sohn eines Bäckers und aus Paris gebürtig, bildete sich auf Reisen ins Ausland, nach den Niederlanden und England. Nach seiner Rückkehr fand er an Foucquet einen Beschützer; als dieser daher in Ungnade fiel und Colbert seine Stelle erhielt, machte H. ein beißendes Sonet gegen Letztern bekannt [1]), suchte es jedoch später zu unterdrücken. Er lebte übrigens seinem Vergnügen und der Dichtkunst und starb 1682 in seiner Vaterstadt. Seine Gedichte kamen gesammelt heraus unter dem Titel: Oeuvres diverses. Paris 1670 in 12. Unter seinen Sonetten machte das eine, l'Avorton betitelt [2]), sehr großes Aufsehen, weil die zu frühe Niederkunft einer Ehrendame bei der Prinzessinn Maria von Östreich die Veranlassung dazu gegeben hatte. In seinen Werken findet man auch Episteln, theils in Versen, theils in Prosa, ferner eine poetische Nachbildung des zweiten und vierten Aktes von Seneka's Troerinnen und den Anfang einer poetischen Übertragung von Lukrez. Die letztere Arbeit war recht gelungen und es ist daher zu bedauern, daß Henault auf den Rath seines Beichtvaters die Fortsetzung, welche schon sehr weit gediehen war, dem Feuer übergab. Henault war ein Mann von vielem Geschmack und sein Versbau meistens leicht und abgerundet [3]). (*R.*)

HENBURY, ein Kirchspiel in der engl. Grafschaft Gloucester, 1 Meile im N. W. von Bristol, hat 89 Häuser, 439 Einw. und neben der Kirche das im gothischen Stile aufgeführte Blaize Castle. Die hier 1766 und 1797 gefundenen römischen Münzen und Alterthümer lassen vermuthen, daß sich hier sonst eine Römerkolonie erhob. (*G. Hassel.*)

HENCKE (Georg Johann), war zu Ülzen im Fürstenthum Zelle, im Jahre 1681 geboren, besuchte die dortige und die Lüneburger Schule, studirte zu Halle, wo er in das Collegium orientale theolog. aufgenommen ward, dessen Direktor Franke war. Im J. 1709 erhielt er die Magisterwürde und las philologische Collegien im Griechischen und Hebräischen. Im März 1712 ward er von dem königl. polischen und kurfürstl. sächsischen General der Infanterie, Baron de Hallart, zum Haus- und Reiseprediger angenommen, und im Mai 1715 zum Diakonus zu Glaucha vor Halle berufen, starb aber schon am 12. April 1720. S. Dreyhaupt Beschreib. des Saalkreises, 2ter Theil, S. 783. Adelungs Ergänzungen des Jöchers. II. S. 1911 *). (*Rotermund.*)

*) Über die (unwahrscheinliche) Voraussetzung, daß P. J. Boudot Verfasser des Abrégé chronol. sei, s. d. 12. Th. dieser Encykl. u. v. Boudot. **) Eloge in den Mém. de l'acad. des inscr. Vol. XXXVIII. Hist. p. 295. Nécrologe de France. 1772. p. 67. Galerie Françoise, Heft 7. Paris 1772. fol. Sein Leben vor den oben angeführten Oeuvr. inédit. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. XX. (von Walkenaer). Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 2r Bd. 1ste Abth. 149. *Meusel* bibl. hist. Vol. VII. P. I, 74.

1) Man findet es auch im Diction. univers. histor. T. VIII. p. 329. 2) Im Dict. univ. a. a. O. p. 330 ist es auch mitgetheilt. 3) Jöcher's Gelehrtenlex. 2r Bd. S. 1486. Dict. hist. a. a. O. p. 329. 30.

*) Er schrieb: D. de usu LXX interpr. in N. T. pro Magisterio, Praes. D. *Joh. Heinr. Michaelis.* Halae 1709, 1721. 4.

HENCKEL (Balthasar), ein Sachse; seine Vaterstadt und das Jahr seiner Geburt kennt man zwar nicht, letzteres ist jeden Falls noch in das 16te Jahrhundert zu setzen, da seine juristische Inauguralschrift (de servitutib. praedior.) bereits 1614 erschien. Er studirte in Wittenberg, erhielt dort die juristische Doktorwürde und späterhin eine Professur des Rechts. Eine Reihe bald mehr, bald minder umfassender akademischer Schriften †) bezeugen theils seine Thätigkeit, theils die Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse; dabei bewies er sich als ein eifriger Protestant. Gustav Adolph von Schweden ernannte ihn zu seinem Rath und Agenten in Teutschland; seine Anhänglichkeit an die Reformation zog ihm aber auch mannichfache Verfolgungen zu, auf einer Reise wurde er sogar von einer katholischen Partei arretirt und ziemlich lange gefangen gehalten. Diese Muße benutzte er zur Ausarbeitung eines schätzbaren Werkes über den 30jährigen Krieg: Epistolae carcerales de bello Germanico. Holm. 1649. 4. (35 Bog.), nachdem er schon früher, noch während des Krieges, selbst eine Schrift: de bello Gustavi Adolphi et de fide Bogislai principis Pomeraniae. Stettin. 1631. 4. (34½ B.), hatte erscheinen lassen. Ort und Zeit seines Todes sind nicht bekannt. Als Schriften desselben werden noch angeführt: Synopsis juris feudalis. Viteb. 1616. 4. und Somnium regis Gustavi Adolphi. Holm. 1640. 8., ein Gedicht **). (*Adolph Martin.*)

HENCKEL VON DONNERSMARCK, 1) Genealogie, s. am Ende dieses Bandes.

2) Erdm. Heinr., s. am Ende dies. Bandes.

3) Victor Amadeus, Reichsgraf, geboren zu Mertschütz in Schlesien den 15. Sept. 1727, gest. den 31. Januar 1793 zu Königsberg in Preußen als Gouvernör dieser Haupt- und Residenzstadt, General-Inspektor der ostpreußischen Infanterie, Generallieutenant und Chef eines Regiments zu Fuße. Seine Ältern [1]) schickten ihn, noch sehr jung, auf die Ritterakademie zu Liegnitz. Er war schon in ein östreichsches Regiment eingeschrieben, als er, in Folge der Eroberung von Schlesien, bereits im J. 1745 in preußische Kriegsdienste trat; wo er größten Theils bei dem Regiment Prinz von Preußen, dessen Commandör er 1776 ward, die verschiedenen Stufen des Militärstandes durchlief. Mit der Generalswürde (1781) erhielt er auch ein eigenes Regiment, das in Bartenstein garnisonirte, bei seiner Versetzung nach Königsberg (1787) ein anderes, das ebenfalls seinen Namen führte. Während des 7jährigen Krieges stand er als Adjutant bei dem Prinzen August Wilhelm, und nach dessen Tode, bei dem Prinzen Heinrich von Preußen; der, in gerechter Anerkennung seines bei Kesselsdorf, Prag, Roßbach, Horneburg und Torgau bewiesenen einsichtsvollen Muthes, auf dem bekannten schönen Denkmahle in Rheinsberg, ihm eine eigene Stelle widmete [2]). Den Orden Pour le Mérite hatte er auf dem Schlachtfelde selbst und den großen rothen Adlerorden durch seine Verdienste sich erworben, wogegen er die Anwartschaft auf eine Komthurei des St. Johanniterordens nur seiner Geburt verdankte. Der Graf Henckel verband mit den feinen Formen der großen Welt, eine ungewöhnliche wissenschaftliche Bildung, genährt durch eine ausgebreitete Belesenheit. Er gehörte zu den kenntnißreichsten Offizieren des preußischen Heeres [3]), weßwegen Friedrich II. ihn auswählte, um dem Feldzuge der Russen gegen die Türken im J. 1769 beizuwohnen [4]). Über diesen Feldzug hat er ein lesenswerthes Tagebuch in französischer Sprache hinterlassen, das den Beifall der Kenner erhalten und von ihnen würdig erachtet ward, gedruckt zu werden. Bruchstücke daraus sind auch wirklich im Drucke erschienen [5]). Als im J. 1790 Preußen an der litthauen'schen Gränze ein Armeekorps aufstellte, erhielt der Graf Henckel den Oberbefehl [6]). Die bei seinem Sarge gehaltene Standrede [7]) rühmt ihn als

— Introd. ad libros Apocryphos, Ib. 1710. 4. vermehrt 1718. 4. 5 Bog. — D. Proleg. ad libr. Apocr. V. T. Eben das. 1711. 4. — De usu libr. Apocr. V. T. in N. T. Eben das. 1711. 4. vermehrt, eben das. 1720. 4. — Christliches Denkmahl des in Holstein und Vorpommern 1718 geendigten schwedisch-nordischen Krieges. Hist. Nachr. von merkw. Exempeln göttl. Providenz bei der Wasserfluth in Ostfriesland. Halle 1717. 12. nebst drei Fortsetzungen. — Der Gläubigen gegenwärtige und zukünftige Herrlichkeit, in 2 Predigten. Eben das. 1719. — Weissagung Jakobs, in 3 Osterpredigten. Halle 1720. 8. 6½ Bog. — Geheimniß der Gottseligkeit, in 10 Festpredigten. Halle 1721. 8. 1 Alph. 1 Bog. Über das Wort καρδίζειν in der Samml. von A. und N. theol. Sachen 1728. 8. S. 1272. — Ausführlich steht sein Leben in des Grafen Henkels letzten Stunden. Th. 2. S. 309.

†) De testament. ordinand.; de publicis judiciis; de usucapionib.; de arresto generali; de contractu emtionis venditionis u. s. w. **) *Scheffer* Saccia literata. p. 30. Jöcher, Bd II. S. 1486. Georgi allg. Bücher-Lexik. *Lipen.* bibl. jurid. c. contionat.

1) Leo Maximilian Reichsgraf Henckel von Donnersmarck, freier Standesherr von Beuthen, Tarnowitz und Ahrberg, königl. preuß. Oberschenk und Ritter des schwarzen Adlerordens, — und Barbara Eleonora Freiinn von Hocke.

2) Sie lautet: „Le Comte de Henckel, Lieutenant-Général, Aide de Camp du Prince Henri de Prusse pendant les campagnes de 1753 et 1758, se distingea dans les batailles de Prague et de Rossbach. Dans l'hiver de 1757 et 1758 il assista le Général de Tauenzien à la surprise de Hornebourg; et fit encore des actions de bravoure à la tête du régiment de Prince de Prusse à la bataille de Torgau en 1760. Siehe Descriptina du Monument qui vient d'être érigé à Rheinsberg. Précédée du discours qui a été lu à l'occasinn de l'inauguration de ce monument. Avec deux gravures. MDCCCI. De l'imprimerie de Jean Bernard Kuhn. A Ruppin. In 4. p. 26. 3) Allgemeine teutsche Bibliothek. Berlin u. Stettin 1791. Bd CVI. I. S. 275. 4) „Le Comte de Henckel, volontaire prussien, avec lequel j'ai été fort lié, a dressé de ces expéditinns d'hiver (an. 1769), un journal dont j'ai fait les plans; ce journal mériteroit d'être publié: l'auteur étoit bon observateur et entendoit bien son métier." Mémoires *de M. de Falckenskiold* officier général au service de S. M. le roi de Danemark etc. par *M. Phil. Secretan.* Paris et Strasbourg, chès Treuttel et Würtz. 1826 gr. 8. p. 68. 5) In v. Berenhorst's Betrachtungen über die Kriegskunst, über ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit. Leipz. 1797. 98. kl. 8. 6) Jahrbücher der preußischen Monarchie unter der Regirung Friedrich Wilhelm III. Berlin 1798. 1. E. 346. 7) Standrede bei dem Sarge Sr. Excellenz des Herrn Reichsgrafen Henckel

einen festen, entschlossenen Mann, der allgemeine Achtung und die Liebe seiner Untergebenen genoß, und, was noch mehr sagen will, beides auch verdiente. Dem eigenen Sohne geziemt es nicht, diesem Artikel eine größere Ausführlichkeit zu geben.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

HENCKEL, andere ausgezeichnete Männer dieses Namens s. unter Henkel.

HENCKELIA *Spr. Syst.* Diese Pflanzengattung, so genannt nach dem als botanischer Schriftsteller bekannten Grafen Leo Henckel von Donnersmarck, Regierungsrathe zu Merseburg, gehört zu der natürlichen Familie der Personaten und der zweiten Ordnung der zweiten Linnéschen Klasse. Ihr Charakter wird gebildet durch einen fünfgespaltenen gefärbten Kelch, eine röhrenförmig-bauchige Korolle, mit fast gleichförmig-fünflappigem Saume, vier Staubfäden, wovon zwei unfruchtbar sind, und eine zweiklappige, vielsamige Fruchtkapsel. Die einzige bekannte Art dieser Gattung, H. incana *Spr.* (Syst. I, 38.) — Rottlera incana *Vahl.* gn., grattiola montana Rottl. Mss., ein kleines krautartiges Gewächse, mit spathelförmigen gekerbten, sehr dicht filzigen Blättern, einem aufrechten Blühtenschafte, und doldenförmigen Blühtenstielen, ist in Ostindien zu Hause. (*Sprengel.*)

HENCZO'CZ, slawisch HENCZOWCZE, ein slawisches Dorf in der Zempliner Gespanschaft (Zemplén Varmegye), in Oberungarn diesseits der Theiß, im Sztropkover und Sókuter Comitatsbezirk 2 Stunden von Nagy Michály, vom Flusse Ondava durchschnitten, der adeligen Familie des Peter von Szirmay gehörig, eine Zubehörung des Schlosses Varanó, wohin es auch eingepfarrt ist, mit 481 Jochen Ackerfeldes, schönen Wiesen zwischen den Flüssen Ondava und Tapoly, guter Viehzucht, römisch-kathol. und evangelisch-luther. Einwohnern. Bei Henczócz führt eine steinerne Brücke über die Ondava in fruchtbarere Gegenden, daher das magyarische Sprichwort: A' Henczóczi hidon túl ne menj házasodni barátom! d. h. mein Freund (barátom) gehe nicht jenseit der Henczoczer Brücke heirathen! — Henczócz gehörte einst den Grafen Rozgony, dann den Grafen Báthory, nach deren Absterben den Grafen Drugeth (1730), hierauf den Freiherren Sennyei und Ghilány, jetzt theils dem Herrn Peter von Szirmay, theils dem Religionsfond. (*Rumy.*)

Hend ve Send s. Indien.

HENDEKA (hoi), *Οἱ ἕνδεκα*, die Eilfmänner, eine wichtige Behörde in Athen. Wenn die Nachricht des Pollux (VIII, 102.), daß sie eigentlich aus 10 Männern bestand, so daß aus jedem Stamme der Athener Einer genommen wurde, zu welchen noch ihr Schreiber, als der Eilfte, hinzu kam, wahr ist: so müßte sie durch Kleisthenes, welcher die 4 Stämme, die zu Solons Zeit waren, auf 10 vermehrte, eine Abänderung in der Zahl ihrer Glieder erlitten haben, oder gar erst von oder nach Kleisthenes in die athenische Statsverfassung eingeführt worden seyn. Allein dieses Letztere ist deßhalb nicht möglich, weil sie in der solon'schen Verfassung schon vorkommt, und überhaupt ihr Geschäft so wichtig ist, daß wir wohl eine Nachricht finden würden, wenn dasselbe früher von andern Beamten versehen worden wäre. Die Eilfmänner hatten nämlich die Aufsicht über die Gefängnisse, und über Alles, was damit in Verbindung steht; sie mußten also die, welche in das Gefängniß gesetzt werden sollten, dahin bringen und dort für ihre Aufbewahrung sorgen, den nur in einer besondern Absicht dahin Gebrachten, z. B. bis eine Sache entschieden war, zu den nöthigen Untersuchungen abliefern (*Demosthen.* in Timocrat. p. 720. 733.), auch darauf sehen, daß der zur Strafe Eingekerkerte nicht früher oder später, als das Urtheil aussagte, befreit wurde, wenn also Jemand wegen Statsschulden saß, nicht eher, als bis er die Schulden bezahlt hatte. Ferner sorgten sie für die Vollziehung der Todesurtheile und einiger anderer Strafen, und ließen z. B. die des Diebstahls Überführten in den Block legen. Eines ihrer Hauptgeschäfte war die Folterung in den Stat betreffenden Sachen. Scheinbar hängt mit diesem Geschäftskreise das ihnen durch einen Beschluß des Androtion zugetheilte Amt (*Demosthen.* in Androtion. p. 608.), in Gemeinschaft mit diesem Statsschulden einzutreiben, nicht zusammen; da sie aber auch die Statsschuldner in Verwahrung hatten, so war ihr Erscheinen für die Schuldner gleichsam eine Drohung oder Erinnerung, daß sie in das Gefängniß gesetzt werden würden, wenn sie nicht bezahlten. Diese Hendeka oder Eilfmänner hatten auch eine Hegemonie der Gerichte. Wollte man nämlich einen Übelthäter verklagen, also entweder ihn zu einer Behörde führen (*ἀπαγωγή*), oder die Obrigkeit zu dem Orte bringen, wo das Verbrechen begangen worden (*ἐφήγησις*), oder bloß das Verbrechen anzeigen, so geschahe dieß bei den Eilfmännern. Unter Übelthätern oder *κακοῦργοι* verstehen wir hier Alle, die bei Ausübung eines Verbrechens List oder Gewalt anwandten. In sofern die Eilfmänner die Aufsicht über das Gefängniß hatten, welches euphemistisch Thesmophylakion oder Nomophylakion (*θεσμοφυλάκιον*, *νομοφυλάκιον*) hieß, erhielten sie auch den Nemen Nomophylakes (*νομοφύλακες*) zur Zeit des Demetrius Phalereus und kommen als Thesmophylakes (*θεσμοφύλακες*), bei den Grammatikern oft vor. Aus gleichem Grunde sagte man auch: Jemanden den Eilfmännern übergeben, für ihn in das Gefängniß setzen oder hinrichten lassen. Wenn es oft so scheint, als hätten die Eilfmänner die Hinrichtung, Folterung u. dergl., was unter ihrer Aufsicht vorging, selbst besorgt; so hat man sich dieß aus der bekannten Sprachweise zu erklären, nach welcher demjenigen, welcher eine Sache verrichten läßt, die Verrichtung derselben selbst beigelegt wird. Denn sie hatten zur Vollführung ihrer

von Donnersmarck u. s. w. gehalten den 5. Februar 1793 durch von Meyer, Hauptmann des Henckel'schen Infanterieregiments. Königsberg, gedruckt in der königl. preuß. Hartungschen Hofbuchdruckerei. 8 Seiten in 8.

Befehle Diener (*παραστάται*), unter welche auch der Henker (*δήμιος, δημόσιος, κοινός*) gehörte *).
(*C. W. Müller.*)

Hendekagon, eilfseitige reguläre Figur, s. reguläre Figur.

Hendekagonalzahl s. Polygonalzahl.

HENDEKAN, eine Stadt der Landschaft Fars, bekannt dadurch, daß sich in ihrer Nähe eine Erdöffnung findet, aus welcher dicker Dampf aufsteigt. Die Menschen scheuen sich, dem Orte zu nahen und Vögel, welche darüber fliegen, sollen todt zur Erde fallen †).
(*A. G. Hoffmann.*)

HENDEKASYLLABOS, ist der Name eilfsylbigee Verse, wovon Ausonius am Ende seiner vierten Epistel folgende drei Arten aufzählt:

— — — ∪ ∪ — ∪ — ∪ — ∪
— — — ∪ ∪ — — ∪ ∪ — ∪
— ∪ — — — ∪ ∪ — ∪ — ∪

In der ersten und dritten Art haben Phalaikos und Sappho gedichtet, von der zweiten Art gibt das Metrum des Boëthius ein Beispiel. Eine vierte Art haben unsere neuern Dichter hinzu gefügt, wenn sie eine sapphische Strophe also variiren:

— ∪ ∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ∪
— ∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪ — ∪
— ∪ — ∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪
— ∪ ∪ — ∪

In den Kirchenliedern nach der Melodie: „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen?" vertreten eilfsylbige Jamben, statt deren Hr. v. Haller zehnsylbige Trochäen versuchte, die Stelle der sapphischen Verse, aus welchen auch nicht nur die beiden ersten Arten der von Ausonius angegebenen Verse, sondern auch die eilfsylbigen Verse einer alkaischen Strophe hervorgingen, indem man dem sapphischen Verse einen Vorschlag gab, und dafür am Ende eine Sylbe abschnitt, wie folget:

∪ — ∪ — ∪ | — ∪ ∪ — ∪ —

Der sapphische Hendekasyllabos entsprang aber durch Weglassung eines der beiden Choriamben in dem längern Verse, welche man in Horazens achter Ode des ersten Buches als eine Variation des abgekürzten trochäischen Tetrameters vermittels zweier flüchtigen Kürzen in den mittleren Takten findet:

— ∪ — — ∪ ∪ — | — ∪ ∪ — ∪ — ∪

Wie der sapphische Hendekasyllabos wieder allerlei kleinern und größern Versen die Entstehung gab, darüber gibt der Artikel Hebung einigen Aufschluß; ohne uns hiebei länger zu verweilen, wollen wir nur noch einige Bemerkungen über den Gebrauch der vorzüglichsten Hendekasyllaben hinzu fügen.

Wie die sapphische Strophe aus der Verbindung eines adonischen Verses mit drei sapphischen Hendekasyllaben erwuchs, ist schon oben in ihrer Variation angedeutet. In der alkaischen Strophe ward der alkaische Hendekasyllabos nur einmal wiederholt, und dann die erste und letzte Hälfte desselben durch eine Ditrochäus verlängert hinzu gefügt, wie folget:

∪ — ∪ — — | — ∪ ∪ — ∪ —
∪ — ∪ — — | — ∪ ∪ — ∪ —
∪ — ∪ — — — ∪ — ∪
— ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪

Weit freier war die Bildung der phaläkischen Strophe in dem so genannten Skolienrhythmus, worin auf zwei phaläkische Hendekasyllaben zwei verschiedenartig gebildete choriambische Verse folgen, z. B.

— ∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪ — ∪
— ∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪ — ∪
∪ ∪ — ∪ — | — ∪ ∪ —
— ∪ ∪ — ∪ — — | ∪ ∪ — ∪ —

Was für Strophen Klopstock noch aus dergleichen Hendekasyllaben bildete, überlassen wir eigener Beobachtung: dagegen mag hier noch bemerkt werden, daß, sowie Seneca die sapphischen Verse als Monokolen gebrauchte und diese mehr oder weniger variirte, Catullus die phaläkischen Verse monokolisch behandelte, und sie zu kleinern dichterischen Tändeleien anwandte, welche schlechthin Hendekasyllaben genannt werden. Diese wurden zu der Zeit des jüngern Plinius eine besondere Liebhaberei der römischen Dichterlinge, und von Martialis auch zu Epigrammen benutzt. Ihr Gebrauch erhielt sich bis zum Verfalle der römischen Literatur, und von den neuern Völkern in eilfsylbige Jamben umgewandelt, wurden sie in den Dialog der Tragödie eingeführt, um die Stelle der griechisch-römischen Trimeter zu vertreten, welchen der aus dem heroischen Hexameter hervorgegangne Alexandriner nur in der Sylbenzahl gleicht, ohne dessen Charakter zu haben. Weil aber der iambische Trimeter einen männlichen Ausgang hat, der in den eilfsylbigen Jamben weiblich ist; so haben diejenigen Völker, deren Sprache sich mehr zu einem männlichen als zu einem weiblichen Ausgange der Verse eignet, dem eilfsylbigen Jamben nicht noch eine Sylbe hinzu gefügt, wodurch er zu einem echten Trimeter geworden seyn würde, sondern ihn lieber am Ende um eine Sylbe verkürzt, um durch eine hinzu gefügte Hebung nicht seinen eigenthümlichen Charakter zu verändern, welchen, wie der Artikel Hebung zeigt, nicht die Sylbenzahl, sondern die Beschaffenheit und Wiederkehr der Hebungen bestimmt.
(*Grotefend.*)

HENDEL (Johann Christian), geb. 7 Mai 1742 zu Leipzig, ein Sohn vom Buchdrucker Joh. Christian H.,

*) Vergl. Meier und Schömann vom attischen Prozeß. S. 68 ff. und: 4 platonische Gespräche Menon, Kriton, der erste und zweite Alcibiades; teutsch mit Anmerkungen und einem Anhange über die Eilf-Männer in Athen. Berlin 1821.

†) *d'Herbelot* Orient. Bibl. 2r Bd. S. 391 u. 719 nach dem Messahet el ardh.

zu Halle. Als in dem ehemaligen Stryck'schen Hofe oder Hause[1]), wo er logirte, den 27 Mai 1747 Abends gegen 10 Uhr Feuer ausbrach, vermißte der Vater in der allgemeinen Verwirrung seinen damals siebenjährigen Sohn, und fand ihn erst am andern Morgen sorglos unter einem Haufen von Betten schlummernd, während dicht neben ihm eine große Masse Zinn, welche die Hitze im obern Stockwerke geschmolzen hatte, durch die Decke herab getropft war. Kaum 16 Jahre alt, verlor H. seinen Vater. Bis dahin hatte er das ehemalige luther'sche Stadtgymnasium zu Halle besucht, und außer den gewöhnlichen Schulkenntnissen auch die Anfangsgründe im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen erlernt. Er wählte das Gewerbe seines Vaters und kam einige Tage nach dem Tode desselben als Buchdrucker in die Officin Joh. Justin Gebauer's in Halle. Nach überstandenen Lehrjahren fand er in den Buchdruckereien von König und Kunst in Berlin eine Anstellung. 1763 kehrte er nach Halle zurück und übernahm die Buchdruckerei seines Vaters. Aber seine unglückliche Ehe, so wie manche andere Widerwärtigkeiten verleideten ihm den Aufenthalt in Halle. Er verließ diesen Ort an demselben Tage, an welchem er ein Jahr zuvor seine Ehe geschlossen hatte, schon 1764, und conditionirte zu Cassel, Marburg und Frankfurt am Main. An dem letzt genannten Orte überraschte ihn der von dem Hofrath Deinert im Namen Franklins ihm gemachte Antrag, mit einem Schriftgießer zur Anlegung einer Buchdruckerei nach Philadelphia zu reisen. Anstalten dazu traf er, allein die Sache zerschlug sich, weil man über das Reisegeld nicht mit einander einig werden konnte. In Leipzig, wohin er sich von Frankfurt begab, setzte er in der Sommer'schen Buchdruckerei an mehreren orientalischen Werken; hier blieb er 2 Jahre, ging 1768 nach Halle zurück, verbesserte dort mit dem ersparten Gelde die von seinem Vater ererbte Officin, und legte späterhin auch eine Notendruckerei an. Ein Jahr später bezog er schon die Leipziger Messe mit eigenem Verlag, unter welchem sich Tertulliani Opera. Vol. I. 1770 und G. L. Menkenii Opuscula 1770 befanden.

Glücklicher als seine erste Ehe, war die zweite, im J. 1770 geschlossen, in welcher er Vater von 6 Söhnen und 6 Töchtern wurde, mehrjährige körperliche Leiden seiner trefflichen Gattinn[2]), wie das traurige Schicksal eines Sohnes, welcher im J. 1798 seinen Gegner im Duell tödtlich verwundete[3]), verkümmerten sein häusliches Glück. Die trüben Erinnerungen an Vorfälle dieser Art suchte H. durch eine verdoppelte Thätigkeit in seinen Berufsgeschäften zu verscheuchen. Seine Lieblingsstudien in Stunden der Muße waren Naturkunde und Geschichte. In der letztern wandte sein Geist sich einem ganz besondern Zweige zu, wie seine erste Schrift beweist. Sie führt den Titel: Archiv für deutsche Schützengesellschaften oder Versuch einer historischen Beschreibung aller ehemaligen und jetzt üblichen Wehr- und Waffenarten. Gesammelt und herausgegeben mit Kupfern, mehrern Holzschnitten und 2 Tabellen[4]). Das Unternehmen, diesen Zweig der Literatur historisch-technisch zu behandeln, war um so verdienstlicher, da H. dabei die alten Classiker benutzt, und viele Sorgfalt angewendet hatte, seiner Schrift die möglichste Vollständigkeit zu geben. Als er, gleichzeitig mit diesem Werk im J. 1801 eine Beschreibung und Geschichte des halle'schen Salzwerkes erscheinen ließ, nahm ihn die naturforschende Gesellschaft zu Halle 1802 zu ihrem wirklichen Mitgliede auf, und ernannte ihn 1810 zu ihrem Bibliothekar[5]). In diesem Jahre war er auch ein correspondirendes Mitglied der cameralistisch-ökonomischen Societät zu Halle geworden. Die Freude über solche Auszeichnungen schmälerten ungünstige Unternehmungen, ein langwieriger Prozeß um des Sortimentshandels willen, den er verlor, und die Invasion der französischen Truppen im J. 1806. Durch die letztere, welche einen großen Theil der Studirenden aus Halle vertrieb, verlor H. sehr ansehnliche Summen. Aber auch in der daraus für ihn entspringenden, höchst mißlichen Lage blieb seine Heiterkeit gleich, sein Muth unerschüttert. Er suchte Trost in seinen Lieblingsstudien und literarischen Arbeiten. Schon im J. 1804 hatte er ein Adreß-Verzeichniß aller in Halle jetzt lebenden und in öffentlichen Ämtern stehenden Personen, nebst einer kurzgefaßten Chronik jener Stadt herausgegeben. Der Beifall, der dieser Schrift zu Theil ward, ermunterte ihn zur Herausgabe einer historischen Beschreibung des hohen Petersberges im Saalkreise und des auf demselben ehemals berühmten Augustinerklosters, nach seiner vorigen und jetzigen Beschaffenheit. Mit 2 Abbildungen. Halle 1808. In demselben Jahre erschien auch seine: Angabe zu einem verbesserten Gewehr- oder Flintenschloß. Mit einer Abbildung in Kupfer in 4. Schmerzlich war es für ihn, sein väterliches Haus, in welchem er fast 70 Jahre gelebt, im hohen Alter, weil es verkauft worden war, verlassen zu müssen. Nicht ohne viele Kosten und unter großen Unruhen bezog er das leer stehende luther'sche Stadtgymnasium. Als dieß Gebäude, gleich mehrern andern, zu einem russischen Lazareth umgeschaffen ward, zeigte sich Hendels Charakter durch die Theilnahme an den Kranken und Verwundeten von einer sehr liebenswürdigen Seite. Zwei seiner Töchter, seine menschenfreundliche Gesinnung theilend, wurden indeß innerhalb

1) Dieß Haus, nach dem frühern Besitzer, Professor Stryck genannt, hatte einen, nach einer andern Straße führenden Durchgang, und ist jetzt in den Gasthof zum Kronprinzen umgewandelt worden. 2) Sie starb den 15. Julius 1795 im 27sten Jahre ihrer Ehe und im 51sten ihres Alters. 3) Nach vollendeten medicinischen Studien wurde er zwar praktischer Arzt zu Stettin, starb aber kurz darauf (1807) als Oberaufseher eines franz. Lazareths am Lazarethfieber.

4) Halle 1801 — 3. gr. 8. 3 Bde. Der 2te Band, mit 2 Kupfern, enthält die Schützennachrichten von 40 teutschen Städten; der dritte, mit 1 Kupf., die Beschreibung der Schützengesellschaften von 38 Städten. Daraus wurde besonders abgedruckt: Versuch einer Geschichte der halle'schen Schützencompagnie, seit ihrem Entstehen, bis auf jetzige Zeit. Halle 1801. gr. 8. Mit 1 Kupf. Vergl. Allgem. Hall. Lit. Zeitung. 1803. Nr. 60. 5) Er hat die Bibliothek dieser Gesellschaft um mehr als 100 Schriften vermehrt.

8 Tagen die Opfer ihrer helfenden Liebe. Hendels schriftstellerische Thätigkeit, einige Jahre hindurch unterbrochen, zeigte sich wieder 1816 in der Anleitung zur Kenntniß der Edelsteine und Perlen; nebst einer Beschreibung des sächsischen Kunstschatzes oder grünen Gewölbes in Dresden. Schon in frühern Jahren hatte er, ein Kenner der Malerei und Kupferstecherkunst, eine schätzbare Sammlung von Gemälden angelegt, zu deren Verkauf er aber durch die Räumung des luther'schen Gymnasiums genöthigt wurde. Außer einem nicht unbedeutenden Mineralienkabinet, und einer beträchtlichen Zahl von Kupferstichen und Landkarten, besaß er noch eine wohl geordnete Sammlung von Wappen- und Siegelabdrücken. Diese Kunstschätze gaben ihm Veranlassung zu der Schrift: Kurze Anweisung zur Wappenkenntniß für angehende Heraldiker und solche Liebhaber, welche adelige Siegelabdrücke oder dergleichen Kupferstiche sammeln. Halle 1817. M. Kpf. Seiner Liebe füe die vaterländische Gegend und Geschichte setzte er noch ein schönes Denkmal in seiner Chronik von Giebichenstein, Ludwig dem Springer, Halle und der Umgegend, nach ältern und neuern Begebenheiten, chronologisch entworfen [6]). Als Buchhändler hatte er sich so regsam bewiesen, daß in seinem Verlage, so lange er ihn geleitet, über 530 theils größere, theils kleinere Werke erschienen, diejenigen ungerechnet, die er für Andere drucken ließ. Wie sein wissenschaftlicher Eifer ihn zu schriftlicher Belehrung trieb, so bewog er ihn auch, mündlichen Unterricht zu ertheilen. Denn als ihn, der sich noch kräftig fühlte, unvermuthet der Tod am 7 October 1823 aus seinem thätigen Leben abrief, hatte er noch Tags zuvor, nach dem Abendessen, einen seiner Lehrburschen in den Anfangsgründen der griechischen Sprache unterwiesen, mit dem Vorsatze, diesen Unterricht in den Winterabenden fortzusetzen [7]). *(Heinr. Doring.)*

HENDEREKATE, in der Religionslehre der Perser die Sünde, wenn man Jemand nicht warnt, den man Böses thun sieht. Jeschts Sadés n. 15. *(Richter.)*

HENDERSON, Fluß, sieben Meilen südwestlich strömend, welcher nach Aufnahme des Cedararm, unter dem 40°47′ n. Br. in die Ostseite des Missisippistroms eintritt. Seine Ufer haben schöne, fruchtbare Strecken. Canton Pike (?), Stat Illinois, vereinigte Staten von Nordamerika (Becker Gazetteer Art. Henderson River). *(Röding.)*

HENDERSON 1) Grafschaft im nordamer. State Kentucky am Ohio, der hier den Green aufnimmt. Sie hatte 1820, 5714 Einw., worunter 2265 Sklaven und 30 freie Farbige. Der gleichn. Hauptort am Ohio verführt vielen Taback. 2) Grafschaft im State Westtennessee, von Zuflüssen des Tennesseestroms bewässert und vom Tennesseegebirge durchbrochen; 1820 begann erst die Kultur. *(Röding.)*

HENDERSON 1) Alexander, ein presbyterianischer Geistlicher, der zu seiner Zeit und in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. in seinem Vaterlande im hohen Ansehn stand und mit Mund und Feder für die Einführung der verbesserten Liturgie in Scotland stritt. 1646 wurde er zu König Charles I., der damals in Newgate saß, geschickt: der König wußte ihn jedoch so einzunehmen und sein Kirchensystem mit so triftigen Gründen zu bekämpfen, daß er aus Reue über seine frühern Handlungen starb [1]). 2) John, einer der singulärsten Männer, die Ireland hervorgebracht hat. Er war zu Belle Garance bei Limerick 1757 geboren und bei den Methodisten gebildet. Da er in seinem achten Jahre bereits eine Fertigkeit im Latein erlangt hatte, schickte man ihn auf die Schule zu Kingswood, und von da 1769 nach Tregaron in Wales, wo ihn Dr. Tucka lieb gewann, und ihm die Mittel verschaffte, seine Studien auf der Universität zu Oxford weiter auszubilden. Er legte sich vorzüglich auf Theologie, Philosophie, Chemie und Arzneikunde, aber sein Geist umfaßte dabei alle Fächer des menschlichen Wissens, und er hatte ein solches trefflich geordnetes Gedächtniß, daß er fast alle lebende und todte Sprachen redete. Er galt für ein Wunder von Gelehrsamkeit. Dabei führte er die sonderbarste Lebensart. Er ging mit Tagesanbruch gewöhnlich zu Bette und stand erst zu Mittag auf; er kleidete sich auf eine auffallende Art, hielt seinen Körper eben so originell, aß und trank zu andern Zeiten, wie in der Regel die übrigen Menschen, und fand sein einziges Vergnügen fast allein beim Tabacksrauchen und Studiren. Wie er die Sprachen fast aller Völker sich zu eigen gemacht hatte, so hatte er sich zugleich so ganz in ihren Charakter eingedacht, daß er unter jedem Volke für einen Eingebornen gelten konnte. Sonst war er ein exemplarisch guter Mensch und besaß trotz aller seiner Besonderheiten doch die Liebe derer, die mit ihm in irgend eine Berührung traten. Er hatte den Grundsatz, nicht eher etwas schreiben zu wollen, als bis er völlig mit sich darüber auf das Reine gekommen sei, und darüber haben wir von ihm Nichts erhalten; durch seine ungeheuren Anstrengungen hatte er den Körper erschöpft und er starb in seinem 32sten Jahre zu Oxford 1788 [2]). 3) John, ein berühmter britischer Schauspieler, der 1746 zu London geboren war. Er legte sich Anfangs auf die Malerei und hatte es so weit gebracht, daß die Akademie der Künste zu London ihm einen Preis zuerkannte; das Lesen des Shakespeare aber entschird ihn für das Theater. Seine Stimme schien Garrick und Colmann nicht dafür gemacht, und sie wiesen ihn nach dem ersten Debüt zurück; aber Henderson ließ sich nicht abschrecken; wie einst Demosthenes versuchte er Alles, um sich das Schreiende seiner Sprache abzugewöhnen und ihr einen gewissen Wolklang zu verschaffen. Es gelang ihm, und sein nunmehriges Debüt zu Bath 1772 war

---

6) Halle 1818. Mit 3 Kupf. und 1 Notenblatte. 7) Vgl. außer den Nachträgen zu Meusels gelehrt. Teutschland, den neuen Nekrolog der Teutschen. Jahrg. 1. Heft 2. S. 664 — 672.

1) *Harris* life and writings of Charles I. p. 287. — *Crabb* hist. dict. 2) Gentlemans Mag. Avr. 1789. p. 295. — Biogr. univ.

von dem rauschendsten Beifall begleitet. Doch erst 1777 wurde es ihm gestattet, auf der Bühne von Hay-Market aufzutreten, wo er besonders in tragischen Rollen glänzte. Hay-Market vertauschte er hierauf mit Drurylane und dieses mit Coventgarden, welcher Bühne er bis an seinen Tod 3. Novb. 1785 getreu blieb. Seine Hauptrolle war Falstaff in Henry IV, und ganz England war darüber einig, daß Niemand vor und nach ihm diese Lieblingsperson der Briten mit gleichem Fleiße und Individualität dargestellt habe. Auch war er Dichter und seinen kleinen Poems fehlt es nicht an gelungenen Stellen [3]). (*G. Hassel.*)

HENDERVILLE, eine Inselngruppe, die zu Lord Mulgrave Archipel im Australozeane gehört. Sie liegt unter 0° 3′ S. Br. und 190° 50′ L. Wie alle Eilande dieses Archipels ist sie niedrig und eben, die einzelnen Eilande in Korallenriffen streckend, aber doch von früher Bildung, wie der hohe Wachsthum der Kokospalme und anderer südlichen Bäume bezeugt. Gelandet hat kein Europäer, so viel bekannt ist; Gilbert, der 1788 vorbei segelte, sah vom Borde aus auf einer der vorliegenden Inseln ein großes Dorf, das hohe gut gedeckte Hütten enthielt. Viele Proen kamen den Seefahrern entgegen; die Eingebornen waren Australindier, ein gut gebauter Menschenschlag von ansehnlicher Statur, kupferfarben mit langem schwarzen Haar und schwarzen Augenwimpern, die Zähne weiß und schön. Um den Hals trugen sie Korallenbänder, mit Zähnen untermischt. Tätowirung bemerkte man nicht, einige hatten das Gesicht weiß bemalt. Ihre Höhe mochte etwa 5 Fuß 10 Zoll betragen; sie trieben viele Kurzweile um das Schiff und erschienen höchst lebhaft. Die Proen waren nett gebauet, hatten Ausleger und Segel von Matten, aus Kokosfasern verfertigt. Furchtbare Brandungen tobten an dem Strande, der mit feinem weißen Sande beworfen schien. (*G. Hassel.*)

Hendi, s. Hindi.

Hendiadys s. Figuren.

HENDINOS war der Königstitel bei dem germanischen Volke der Burgundionen oder Burgunder, ungefähr wie bei den Ägyptiern der Name Pharao. Ammianus Marcellinus [1]) sagt: „Bei ihnen wird der König mit dem Allgemeinnamen Hendinos genannt und nach altem Brauche seiner Würde entsetzt, so bald unter seiner Leitung das Kriegsglück wankt, oder wenn ein Mißwachs der Feldfrüchte eintritt, so wie auch die Ägyptier dergleichen Unglücksfälle ihren Regenten zuzurechnen pflegen. Der Oberpriester aber heißt bei den Burgundern Sinistus; dieser verwaltete sein Amt lebenslänglich und ist nicht bei Unglücksfällen, wie der König, der Gefahr der Absetzung ausgesetzt." — Ammianus erwähnt diese altburgundische Statseinrichtung in dem Zeitalter Valentinian's (370 n. Chr.), wo die Burgunder in dem südlichen Teutschland, an der Seite der Alemannen wohnend, mit diesen in häufige Gränzstreitigkeiten und in Mißhelligkeiten über den Besitz von Salzquellen verwickelt waren. Der Kaiser Valentinian wollte sich damals der Burgunder als Gegengewicht gegen die wachsende Macht der Alemannen bedienen, und sie waren nicht abgeneigt, die Römer zu unterstützen. Da der römische Geschichtschreiber die geschilderten Sitten bei den Burgundern einen alten Gebrauch (ritus vetus) nennt; so ist es sehr wahrscheinlich, daß dieselben schon in dem alten Stammlande des Volkes, im östlichen Germanien, in dem Flußgebiete der Netze, Wolna und Warthe, wo es noch Ptolemäus als heimisch kennt, gegolten haben. Wir können daher Ammian's Worte als einen Kommentar zu dem betrachten, was Tacitus von den nordöstlichen Völkern Teutschlands, ohne die Burgunder zu nennen, im Allgemeinen wußte, daß diese schon ein wenig strenger von Königen beherrscht würden, jedoch nicht mit dem Verluste der Freiheit [2]). Als ein hauptsächliches Merkmahl bei jenen Völkern gibt Tacitus kurz nachher die Königswürde (erga reges obsequium) an. Daß nun diese Königsgewalt oder das Hendinat bei den Burgundern sehr eingeschränkt seyn mußte, geht aus den Worten Ammian's deutlich hervor. Als das Volk später den Rheinstrom überschritt und in Gallien sich niederließ, scheint sich der Einfluß und die Macht der Hendine gehoben zu haben, wie dieß immer bei erobernden Völkern, die von dem Lande der Feinde Besitz genommen haben, der Fall gewesen ist. Die steuerpflichtigen Unterthanen in dem eroberten Lande, die Vertheilung des gewonnenen Grundeigenthums und der Zufluß der Einkünfte — Alles dieß vermehrt in der Regel das Ansehen der Könige. Doch dauerte selbst in Gallien die Beschränkung der königlichen Gewalt bei den Burgundern, in gewisser Hinsicht noch fort, und ihre Könige konnten, wie die Gesetze des Volkes beweisen, keine wichtige Statsangelegenheit ohne den Rath und die Zustimmung der Volksversammlung unternehmen. Der Name Hendin, oder, wie Ammianus ihn schreibt, Hendinos, scheint ein echt teutsches Wort zu seyn, ein bloßer Amtsname, in welchem vielleicht nächst der königlichen auch zugleich der Begriff der richterlichen Gewalt liegt. Das alte Hen, wie Cun, bedeutet ursprünglich das Geschlecht, die edle Abkunft, daher der Name Hen-rick oder Heinrich, reich an Ahnen, und Dyn heißt im Wallisischen der Mann; dann würde der Hendin der edelste Mann des Volkes (vir nobilitate insignis) seyn. Aber es könnte auch dem zweiten Theile des Wortes das Zeitwort dienen oder dingen, richten, im Bezug auf die richterliche Gewalt des Königs, zu Grunde liegen, dessen Stammverwandtschaft mit dem hebräischen דִּין (judicavit) nicht zu verkennen ist *). (*Aug. Wilhelm.*)

---

3) Biogr. un.; *Crabb* hist. dict.

1) *Amm. Marcellin.* XXVIII, 5.

2) *Tacit.* Germ. 43. Regnantur — nondum tamen supra libertatem.

*) Hendinos, Hendins (ohne Zeichen des gothischen Nominativs), Hendin ist im Gothischen kindins (kindin); vergl. z. B. Matth. 27, 2. Pauntiau peilatau *kindina* für *Ποντίῳ Πιλάτῳ τῷ ἡγεμόνι* und Luk. 2, 2. Atwisandin *kindina* syriais (raginondin saurim) kyreinaiau für *ἡγεμονεύοντος τῆς Συρίας Κυρηνίου.* (*Ferd. Wachter.*)

HENDORF oder HEGEN, walachisch HEIDORT, großes Dorf in Siebenbürgen, im unteren Kreise des mittleren Schäsburger Stuhls, 3½ Stunde von Schäsburg, mit einer evang. luther'schen und einer griechischen Kirche, von Sachsen, Walachen und so genannten Neubauern, d. h. zum Feldbau gewöhnten Zigeunern, bewohnt, die aus 263 Familien bestehen, (worunter 580 Sachsen und 290 Walachen). (*Rumy.*)

Hendowan s. Hindowan.

Hendowani s. Hindowani.

HENDREICH (Christoph), ein fleißiger Geschichtsforscher und Bibliograph, aus Danzig gebürtig. Er war zuerst Professor der Geschichte auf der Hochschule zu Frankfurt an der Oder, kam 1666 als kurfürstlicher Rath und Bibliothekar nach Berlin, und starb daselbst vermuthlich im Anfange des 18. Jahrhunderts. Rühmliche Beweise seines forschenden Fleißes enthalten seine Schriften: Carthago seu Carthaginensium respublica. Frf. 1664. 8. Erster Entwurf derer die Mark Brandenburg betreffenden Sachen. Berlin 1682. 8. Pandectae Brandenburgicae seu Catalogus universalis librorum. Ib. 1699. fol. nur der erste Theil, die Buchstaben A und B enthaltend. Epistola, de bibliothecae berolinensis incunabulis, abgedruckt in dem Werke: De scribenda historia bibliothecae regiae berolin. etc. Ibid. 1725. 4. Handschriftlich hinterließ er: Annales marchici; historia marchica; genealogia nobilium marchicorum u. a. †) (*Baur.*)

HENDRICH (Franz Josias von), ein sächsischer Statsmann. Er war den 12. Jan. 1752 zu Koburg geboren, widmete sich den Rechten und trat 1775 als Assessor bei der Regirung in meiningensche Dienste, wurde Regirungsrath, Geh. Regirungsrath und zuletzt 1815 Gesandter der sächsischen Herzoge bei dem Bundestage, als welcher er am 8. Okt. 1819 zu Meiningen starb. Er war ein allgemein geachteter Mensch; als Schriftsteller haben wir von ihm nur einige kleine Schriften, aber seine freimüthigen Betrachtungen über die allerwichtigste Angelegenheit Teutschlands, Germania 1794, machte vieles Aufsehen und wurde in drei Jahren eben so oft aufgelegt, ein Beweis, daß sie ihrer Zeit gesprochen war *). (*H.*)

HENDRIKS, Grafschaft im nordamerik. State Indiana, erst seit 1820 in Kultur genommen, mithin im Census noch nicht begriffen. Ihre Gränzen sind auf Finley's Karte angegeben. (*G. Hassel.*)

Hendughe s. Hindughe.

Henduwi s. Hindi.

HENEAGOS (Inaguas). Zwei Inseln im Südosten der großen Bahamabank, im Norden vor dem Eingange der Windwardsstraße (Windward Passage), welche die westindischen Inseln Cuba und Haiti (St. Domingo) scheidet, von gefährlichen Klippen und Riffen umgeben. Die größere Inagua ist die südlichste (11 teutsche M. von O. nach W. und 4½ M. von N. nach S.). Ihre Südwestspitze 303° 59' 10" L. 20° 59' 15" NBr. liegt 9 M. nach NO. von Cabo Maizi, Cuba's Ostspitze, sie hat kein Quellwasser und ward nur von Turks Eiland (30 teutsche M. nordöstlich) aus besucht, um von dessen dortigen Klippen und Riffen Salz zu holen. Sie bleibt bei der Fahrt aus dem Windwardkanal Steuerbord liegen. Man kann ganz nahe an ihr hin fahren und von dem Südwestpunkt aus, den Cours auf das Eiland Castillo (Castle Island), im Süden von Crooked Island nehmen, um so die Mayaguana-Durchfahrt durch die Caycos zu finden, die gerade in's atlantische Meer führt. Die Ostspitze von Klein-Heneagua liegt 304° 44' 40" L. 21° 29' 10" NBr. Von ihr nehmen die Schiffer nur dann Kennung, wenn die Winde bei der Ausfahrt durch die Caycos widrig sind. Die Fahrt ist gar nicht gefährlich. Die Heneagos gehört zum britischen Gouvernement der Bahamas. (Westindian Pilot. Dictionaire de Marine.) (*Röding.*)

HENEL (Christian), war zu Pirna in Meissen am 24. Dec. 1643 geboren, und hatte den Archidiakonus Joseph Henel zum Vater, den dortigen Hospitalprediger Salomo aber zum Bruder. Er besuchte die Schule seiner Vaterstadt unter dem Rektor Joh. Sebastian Mitternacht und das Gymnasium zu Gera, ging 1662 auf die Universität Leipzig, studirte sechs Jahre Philosophie und Theologie und wurde Magister, legte sich alsdann zu Frankfurt an der Oder auf das Studium der Rechtswissenschaften, ward 1670 daselbst Licentiatus juris unter Joh. Brunnemann, ertheilte mehrere Jahre Privatunterricht, zog endlich nach Hamburg, prakticirte als Advokat und starb daselbst an einem bösartigen Fieber den 11. Jan. 1687. Vergl. *Molleri* Cimbria liter. Tom. II. p. 317. Thieß Hamburg. gel. Gesch. I, 296. Er schrieb: Disputationes historico Philologicae de 'Ονοματοθεσίᾳ infantum. Lips. 1667. 4. — Brevis et synoptica Delineatio, seu Epitome rationum acquirendi Principi pecuniam, publica disputat. proposita. Lips. 1668. 4. — *Rich. Zouchei* diss. de Legati delinquentis judice competente, cum notis ab illo edita. Colon. Brandenburg. 1669. 12. — Augustini Floridi de Montalbano colloquium. Irenopoli 1669. 4. Recusum in Actis Sarcmasianis a *Theod. Crusio* collectis. 1711. 8. p. 211—268. — D. jurid. inaugur. de πολυπραγμοσύνη. Praeside D. *Jo. Brunnemanno* proposita. Francof. ad Viadr. 1670. 4. Auctior, ibid. 1672 u. 1691. 4. — Tractatus politicus de Aerario, seu rationibus acquirendi Principi pecuniam. Berolini 1670. 12. — Examen judicii de Constantini Germanici Itinerario politico a Ludovico Veronensi (*Phil. Ant. Oldenburgero*), 1669 editi. Ohne Ort. 1670. 12. — Statua Mercurialis, viam rectam, brevem et planam ad augusta sacrae Themidos adyta demonstrans. Coloniae ad Spream 1671. 12. — Commentatio ad libr. III Pandectarum. Francof. ad Viadr. 1673. 4. — Orat. memoriae D. *Jo.*

†) *Gerdes* floríleg. libr. rar. 165. *Freytag* adpar. lit. T. III. 88. 208. 209. *Clement* bibl. cur. T. IX, 387. *Küsteri* opusc. hist. march. illustr. Gatterers Handb. d. Universalhist. 2r Th. 1r Bd. 265.

*) *Meusels* Th. VI, VII, XIV.

Brunnemanni sacra. Ibid. 1673. 4. — D. de causis pacem omni studio spectandi, in 4. — D. de praeliminaribus tractatuum pacis, in 4. — D. de pacificatoris, s. plenipotentiariis ad tractatus pacis, officio, in 4. — D. de jure publico Germanorum moderno in genere. Francof. ad V. in 4. — Der Teutschen römisches Reich in IV Büchern. Hamb. 1685. Fol. — Balthasar Kindermann's Teutscher Redner auf allerhand Begebenheiten, von ihm vermehrt. Wittenberg 1671. 8. Er hinterließ noch Manches im Manuscript. (*Rotermund.*)

HENEL VON HENNEFELD, ein edles Geschlecht in Schlesien, das die Rittersitze Grünhaide und Ober- und Niederoldendorf besaß, Schlesien mehrere angesehne Männer in saga et toga gegeben hat, und mit Hans Christian 1682 erloschen ist. Aus demselben war Niklas von Hennefeld entsprossen. Zu Neustadt in Schlesien den 11. Jan. 1582 geboren, hatte er den Grund seiner Studien auf dem Elisabethgymnasium zu Breslau gelegt, dann auf der Hochschule zu Jena studirt und eine Reise durch Teutschland, die Schweiz, Italien und Frankreich gemacht, zu Basel aber die juristische Doktorwürde angenommen. Nach seiner Rückkunft wurde er Prokanzler des Fürstenthums Münsterberg und der Herrschaft Frankenstein; da er jedoch während des 30jährigen Krieges zu Frankenstein keine Sicherheit fand, so begab er sich 1637 nach Breslau, wo ihn der Magistrat 1639 als Syndikus in seinen Schoß rief. Er verlebte hier den Rest seiner Tage zum Theil in Amtsgeschäften, zum Theil in literarischer Thätigkeit und starb den 23. Jul. 1656. Vorzüglich hat er sich um die schlesische Geschichte Verdienste erworben, ob er gleich, da ihm die Breslauer Archive zu Gebote standen, ungleich mehr leisten können: seine Silesiographia et Breslographia erschien Breslau 1614, 1639, und ist 1704 von Fibiger mit Anmerkungen begleitet, neu aufgelegt; seine Annales Silesiae stehen in Sommersberg script. Silesiae. II, 167; beide Werke sind dem Historiographen noch immer nutzbar, wenn auch Manches darin ohne gehörige Sichtung aufgenommen ist. Außerdem hat er manches zur schlesischen Geschichte Gehöriges in Handschrift hinterlassen. Unter seinen juristischen Schriften erwähnen wir seinen Commentarius de veteribus Ictis, e quorum legibus justitiae romanae templum exaedificatum est. Leipz. 1648, neu aufgelegt 1654 *). (*G. Hassel.*)

HENETER oder VENETER (Heneti, Veneti), ein Volk in Oberitalien. Das Gebirge, welches das mitternächtliche Italien umgibt, bildet von Padua bis Triest ein großes Amphitheater. Die Hauptbestandtheile desselben sind gegen Nordost die julischen und karnischen Alpen, und gegen Nordwest die Höhenzüge, welche sich auf dem linken Ufer der Etsch bis in die Nähe von Padua hinab ziehen. Alle Gewässer, die auf dem Gebirge entspringen, fließen nach einer Richtung, der nordwestlichen Küste des adriatischen Meeres zu, und haben, nachdem sie die Erdtheile, mit denen sie geschwängert waren, in den Niederungen absetzten, ein fruchtbares Küstenland geschaffen, auf welchem wir schon in der frühesten Zeit das Volk der Heneter, oder, wie sie von den Römern lieber genannt wurden, der Veneter heimisch finden. Nach den Bewohnern nannte man im Alterthume das Land Henetia oder Venetia.

Über die Herkunft und die Abstammung der Heneter sind die Meinungen der Historiker und Geographen von jeher sehr verschieden gewesen. Sabellico, einer der ältesten Geschichtschreiber Venedigs, sucht zu erweisen, daß die alten Veneter, die Stammväter der Venetianer, nicht italienischen Ursprungs wären, sondern von den gallischen Venetern abstammten, einem in der Seefahrt wohl erfahrenen Küstenvolke in der Provincia Lugdunensis [1]). Derselben Meinung ist schon Strabo [2]). Dem widerspricht jedoch Polybios geradezu, indem er bemerkt, daß die Heneter den Galliern oder Kelten zwar in Sitten und Kleidung ähnlich, aber hinsichtlich der Sprache ganz verschieden von ihnen wären [3]). Dieser von der Verschiedenheit der Sprache hergenommene Beweis muß uns genügen, indem eine gewisse Gleichartigkeit der Sitten Nichts entscheiden kann bei einem Volke, welches Jahrhunderte lang nach der Lage seines Gebietes mit gallischen Stämmen in die nächste Berührung gekommen war [4]), und auf diese Weise sehr leicht die ihm eigenthümlichen Sitten mehr oder weniger verloren haben konnte. Überdieß treten die Veneter am adriatischen Meere in der Geschichte stets als Gegner der Gallier auf, und kämpften als Verbündete Roms gegen die gallischen Wandervölker, ohne daß wir erfahren, wie sie römische Unterthanen geworden sind, was als Hauptbeweis gegen die gallische Abstammung des Volks gelten kann. Wären sie gallischen Ursprungs gewesen, so wäre es wahrscheinlich, daß sie sich gegenseitig unterstützt hätten.

Andere ließen die Heneter aus Paphlagonien, von der südlichen Küste des schwarzen Meeres, nach dem nördlichen Italien einwandern, welche Annahme im Alterthume den meisten Beifall gefunden hat. Der Geschichtschreiber Livius [5]) steht auf dieser Seite. Er erzählt: der Troerheld Antenor sei mit einem Haufen Heneter, welche durch einen Aufruhr aus Paphlagonien vertrieben, nachdem ihr König Pylämenes vor Troja gefallen, neue Wohnsitze und einen Führer gesucht, in die äußerste Bucht des adriatischen Meeres gekommen,

*) *Balbinus* in Misc. Dec. I. lib. III, 6. §. 1. *Lucae* schles. Denkw. III, 3. S. 699 u. f.

1) Gesch. der Republik Venedig von dem Grafen Daru, bearbeitet von Bolzenthal. Bd I. S. 14. 2) Geogr. IV, 4. §. 1. p. 195. *Τούτους οἶμαι τοὺς Οὐενετούς, οἰκιστὰς εἶναι τῶν κατὰ τὸν Ἀδρίαν.* 3) *Polyb.* II, 14. *Τὰ δὲ πρὸς τὸν Ἀδρίαν ἤδη προσήκοντα γένος ἄλλο πάνυ παλαιὸν διακατέσχε· προσαγορεύονται δὲ Οὐένετοι, τοῖς μὲν ἔθεσι καὶ τῷ κόσμῳ βραχὺ διαφέροντες Κελτῶν, γλώττῃ δ' ἀλλοίᾳ χρώμενοι.* 4) *Scylax* p. 6. *Polyb.* l. c. 5) Hist. I, 1. *Plin.* H. N. III, 19. ed. *Dalech.* Venetos Trojana stirpe ortos, auctor est Cato.

und diese Heneter und die den Antenor begleitenden Trojaner hätten, nachdem sie die zwischen dem Meere und den Alpen wohnenden Euganeer zurück gedrängt, das Gebiet an der Meeresküste in Besitz genommen. Antenor soll damals die Bretensia hinauf geschifft seyn und die Stadt Patavium (Padua) erbaut haben. Ein alter Flecken am Meere, Troja genannt, diente hauptsächlich zur Unterstützung dieser Behauptung [6]). Von der Kolonie des Antenor sprechen fast alle Geschichtschreiber, und sie ist in dichterischen Fabeln berühmt. Auch Diomedes soll zu den Henetern gekommen, in ihrem Lande am adriatischen Meere gestorben und von ihnen unter die Götter versetzt worden seyn; er war ein Gastfreund Antenor's [7]).

Es ist außer Zweifel, daß es in Paphlagonien ein Volk mit Namen Heneter gegeben hat, und die Auswanderung derselben nach dem nördlichen Italien hat wenigstens an sich nichts Unwahrscheinliches. Die Gegenden um den Eridanus der Dichter (der Po), der innerste Busen des adriatischen Meeres, behaupteten schon in den Sagen der frühesten Zeit einen hohen Ruhm, wozu wahrscheinlich der älteste Weg des Bernsteinhandels, welches glänzende Meerprodukt der nördlichen Zone durch die Phönikier eine Zeit lang, besonders an der Mündung des Po, von den Völkern des innern Landes eingetauscht wurde, die erste Veranlassung gegeben hat. Die früheste Spur von einer Einwanderung asiatischer Völker in diese Gegenden finden wir in der Argonautensage. Die aus Kolchis zurück kehrenden griechischen Helden waren in dem Ister (Donau) hinauf geschifft, durch die Sau in die Laibach gelangt, hatten dann die Argo über das Gebirge zum adriatischen Meere getragen, und dem Flusse Laibach, von dieser Wanderung mit dem Schiffe auf den Schultern, den Namen Nauportus gegeben [*]). Die zur Verfolgung der Argonanten von dem Könige Äetes nachgesendeten Kolchier schlugen denselben Weg ein; sie ermüdeten aber beim Nachsetzen, ließen sich in der Gegend von Aquileja nieder und baueten daselbst eine Stadt, die sie Polas nannten, weil sie aus Furcht vor ihrem Könige nicht wieder in ihre ferne Heimath zurück kehren wollten. Diese neuen Ankömmlinge bei Polas nannte man Istrier von dem Strome, auf dem sie gekommen, und so sollen die asiatischen Kolchier die Stammväter der nachmaligen Istrier geworden seyn, die ihre Wohnsitze an dem adriatischen Meere ausbreiteten [8]).

Doch wir kehren nach dieser Abschweifung in das Gebiet der Mythe, die jedoch in der Regel einen historischen Kern enthält, zu den paphlagonischen Henetern zurück. Diese wohnten ursprünglich auf der südlichen Küste des schwarzen Meeres, neben den pelasgischen Kaukonen, am Flusse Parthenios, welcher sich zwischen Bithynien und Paphlagonien in den Pontos Euxinos ergoß [9]). Amisos an der Meeresküste wird von Strabo eine Stadt der Heneter genannt. Aus dem innern Kappadokien scheinen sie sich nach der Küste gezogen zu haben, und von hier aus sollen sie in Verbindung mit den Kimmeriern Züge und Wanderungen unternommen haben, wobei sie sich bis an das adriatische Meer ausbreiteten und aus Asien verloren [10]). Von Homer werden bei der Aufzählung des trojanischen Heeres Heneter genannt und ihre Heimath am Parthenios näher beschrieben [11]), und Justinian sagt in seinen Novellen, daß die Paphlagonier, eine alte berühmte asiatische Nation, häufig nach dem Theile Italiens, der später Venetia hieß, in den ältesten Zeiten Kolonien gesendet hätten. Die Heneter am adriatischen Meere glaubten selbst an ihre asiatische Herkunft und gaben sich für Abkömmlinge der Meder aus [12]). Herodot, der uns diese Nachricht aufbehalten hat, ist jedoch nicht derselben Meinung; denn an einer andern Stelle hält er sie für ein illyrisches Volk [13]), was allerdings einige innere Wahrscheinlichkeit hat, weil sich an der ganzen Ostküste Italiens illyrische Völker oder Spuren finden, daß sie einst daselbst wohnten. Dem scheint jedoch Polybios entgegen zu seyn, der über die Abstammung der Heneter sich des Urtheils enthält und sie nur ein uraltes Volk — *γένος πάνυ παλαιόν* — nennt, obgleich er die Sprache desselben kannte; wäre diese eigentlich illyrisch gewesen, so würde er sie gewiß mit diesem Namen genannt haben.

Wir sehen aus diesen verschiedenen und oft widersprechenden Anführungen der alten Schriftsteller, daß der Ursprung des Volks ungewiß ist, und es ist kaum eine Hoffnung vorhanden, über Thatsachen, die so sehr in das Gebiet der Mythe hinüber streifen und zu denen unsere geschichtlichen Urkunden nicht hinauf reichen, volle Gewißheit zu erhalten. Alle Quellen stimmen hinsichtlich einer Einwanderung des Volkes überein; und wenn die Mehrzahl der Meinungen Gewicht hat: so werden wir auf eine Urheimath in den östlichen Gegenden der alten Welt, am Pontos Euxinos, hingewiesen. Ob nun aber die Heneter mit den Argonauten, ob sie mit den fliehenden Troern oder mit den Kimmeriern gekommen, wird wohl für immer unentschieden bleiben. Aber eingewandert sind sie gewiß und die von Herodot geschilderten Sitten haben des Fremdartigen viel. So wurden jährlich bei ihnen in jedem Gau die mannbaren Mädchen versammelt und durch einen Herold an die heirathslustigen Männer ausgeboten, die Schönste zuerst, dann die übrigen nach Ordnung der Schönheit. Wer das Meiste bot, der bekam die schönste Gattinn [14]). Dieser Gebrauch des Weiberkaufs erinnert uns an altbabylonische Sitten, und scheint ebenfalls auf eine östliche, asiatische Einwanderung hin zu deuten.

---

6) *Messala Corvin* de Aug. progen. 10. 11. 7) *Mess. Corv.* 9. Barth, Urgesch. der Teutschen. Bd 1. S. 120. *) *Plin.* H. N. III, 18. ed. *Jac. Dalech.* c. 23. *Hard.* 8) *Strab.* Geogr. V, 1. §. 9. p. 216.

9) *Strab.* Geogr. XII, 3. §. 5. *Plin.* Hist. Nat. VI, 2. 10) *Strab.* XII, 3. §. 8. 11) *Hom.* Iliad. II, 851 — 855. 12) *Herod.* V, 9. *Κατήκειν δὲ τουτέων τοὺς οὔρους ἀγχοῦ Ἐνετῶν τῶν ἐν τῷ Ἀδρίῃ· εἶναι δὲ Μήδων σφέας ἀποίκους λέγουσι.* 13) *Herod.* I, 196. 14) *Herod.* I, 96.

Bei den Alten heissen sie *'Ενετοί*, *'Ενετοί*, *Οὐένετοι*, Heneti und Veneti, welcher Name etwas Germanisches an sich hat, was sich nicht hinweg läugnen läßt. Von Teutschland aus betrachtet, lag die Landschaft der Heneter — bei *Livius* Venetorum angulus — jenseits der Alpen; Ennert aber heißt in der alten Sprache über, und Ennet jenseits. Die Enneter oder Eneter, wie sie von den ältesten Griechen genannt werden, wären dann Jenseitige, Enetbirgische [15]), transmontani. Als Feldzeichen aber führte das Volk ein Schwein in der Fahne, ein Thier, das bei ihnen im hohen Ansehen stand, und Troja war in altitalischer Sprache die Benennung des Mutterschweins [16]). Daher, vermuthen Einige, komme die Sage von der trojanischen Herkunft des Volks und die angereihete Geschichte Antenors; es sei dieß Alles weiter nichts, als eine Spielerei der Phantasie mit dem Namen der Volksfahne. Die Schriftzüge der Heneter kennen wir aus Inschriften; es sind gekünstelte etruskische Charaktere [17]).

Als die Heneter in das Gebiet an der nordwestlichen Bucht des adriatischen Golfs einwanderten, fanden sie die Euganeer als Ureinwohner vor [18]). Sie besetzten die Niederungen und Ebenen um Pataoium, ungefähr von der Mündung der Etsch bis zum Tagliamento, und die Euganeer wichen in den gebirgigen Theil des Landes, zwischen Verona und Belluno, zurück. Auf der Ostseite der Heneter, auf der großen Landspitze zwischen Triest und Fiume hausten die Istrer, über diesen, auf der Nordostseite die Nignner, und dann weiter in dem Gebirge die celtischen Carner und das große und gefürchtete celtische Volk der Taurisker. Nordwestwärts wohnten die Rhäter bei Trient, und die Tusker bei Verona und Mantua, jenseits der Euganeer und auf der Südwestseite dehnte sich in der frühesten Zeit das weite Gebiet der nördlichen Etrusker aus, wo wir im Anfange des 5ten Jahrh. nach Roms Erbauung, gallische Wandervölker, die Cenomanen bei Cremona, die Bojer bei Parma, und die Senonen am adriatischen Meere, südlich der Mündung des Po, in dem nördlichen Theile des alten Umbriens, heimisch finden.

Die Unannehmlichkeiten einer niedrigen, ja, an vielen Stellen an der Meeresküste, einer sumpfigen Lage wurden für das Henetergebiet durch einen großen Vortheil überwogen; lange Zeit wurde es dadurch gegen die Gallier, die in dem nördlichen Italien bedeutende Eroberungen machten, geschützt. Doch möchte man nach der Lage an einer zahlreichen Bevölkerung des Landes, die einige Geschichtschreiber behaupten wollen, mit Recht zweifeln.

Der ursprüngliche Name Heneter wurde von den Römern frühzeitig in Veneter umgewandelt [19]). Sie blieben in dem nordöstlichen Winkel Italiens fast tausend Jahre lang unbemerkt; denn nur von denjenigen kleineren Völkern des Alterthums finden wir Nachrichten, deren Geschichte in die des herrschenden Volkes eingreift. Erst am Ende des 4ten Jahrh. kamen die Römer in die Nähe des Po, und gründeten später nach und nach Kolonien, die als Bollwerke gegen die vordringenden Gallier dienen sollten. Ohne alles Sträuben hatten sich die Heneter unter den Schutz Roms begeben; sie stritten für die Römer, so oft diese von den Galliern angegriffen wurden. Schon als Brennus im Jahre 365 der römischen Zeitrechnung (389 v. Chr. Geb.) an der Spitze der senonischen Gallier, das Capitol belagerte, nachdem er Rom selbst in Schutt und Trümmer gelegt, hatten die Heneter an den Gränzen Streitigkeiten angefangen, und auf diese Weise zum Rückzuge der Gallier beigetragen [20]). Polybios legt diesem Einfalle der Heneter in das gallische Gebiet zu Gunsten der Römer ein großes Gewicht bei.

In dem bojischen Kriege, als die Bojer und Insubrer im Jahre 530 n. R. Erb. (223 v. Chr.) Rom bedrohten, sendete der Senat eine Gesandtschaft an die Heneter, um sie zur Unterstützung der Römer zu einem Einfalle in das feindliche Gebiet zu bewegen. Sie stellten zugleich mit den ihnen benachbarten Cenomanen ein Heer von 20,000 Mann und drangen in das Gebiet der gallischen Bojer ein [21]). Auch gegen Hannibal, im zweiten punischen Kriege, unterstützten die Heneter die Kriegsmacht Roms mit Hilfstruppen, und auch nach Hannibal's Zeit standen sie nach wie vor den Römern bei und fielen in die Länder der gegen Rom feindlich gesinnten Bojer und Cymbrer ein [22]). Diese Thatsachen scheinen für die Macht und Selbstständigkeit der Heneter zu jener Zeit zu sprechen; aber einige Decennien später (571 n. Roms Erb.) sehen wir die Römer das Gebiet derselben als eine ihnen gehörige Provinz gegen eingewanderte friedliche Gallierhaufen in Schutz nehmen, und gegen diese Eindringlinge mit Waffengewalt behaupten [23]). Aber keine Urkunde spricht von einer förmlichen Eroberung Henetiens durch die Römer, und kein Schriftsteller erwähnt dessen Vereinigung mit dem römischen Reiche. Sie mag indeß aller Wahrscheinlichkeit nach kurz vor dem zweiten punischen Kriege Statt gefunden haben. Erst über hundert Jahre später legten die Römer daselbst Kolonien an und sendeten, wenn es die Umstände erheischten, zur Verwaltung obrigkeitliche Personen.

Die Einfälle der Cimbern und Teutonen gegen die Mitte des 7ten Jahrh. scheinen diesem Zustande der Dinge eine Änderung gegeben zu haben. Die Siege der Teutschen, besonders der Sieg über Catulus an der Etsch, zeigten das Gefahrvolle der Lage jener Länder; seitdem wurde das Gebiet der Heneter förmlich in eine römische Provinz verwandelt und der Verwaltung eines Prätors unterworfen. Venetiens Städte wurden zu Municipalstädten erhoben und erhielten das Recht in den Comitien zu stimmen. Die Kolonien in der Landschaft vermehrten sich, und der Senat in Rom ertheilte einigen

15) *Scherz* Glossarium. 16) *Messala Corvin.* c. XI. 17) Niebuhr's röm. Gesch. Th. I. S. 120. 18) *Liv.* Hist. I. c. 1. 19) *Cornel.* Fragm. Ab Heneto Paphlagones in Italiam transvecti, mox Veneti sunt nominati. *Plin.* H. N. VI, 2.

20) *Polyb.* II. 18. 21) *Polyb.* II, 24. *Strab.* V, 1. §. 9. p. 216. 22) *Strab.* l. c. 23) *Liv.* XXXIX, 22. 53. 55.

Veneterfamilien die Senatorenwürde. Von nun an war das Schicksal des Landes auf das engste an das Schicksal des römischen Reiches geknüpft. In dem markomannischen Kriege, unter Marcus Aurelius, streiften die Markomannen bis Aquileja, wurden aber an der Gränze Venetiens von dem Kaiser geschlagen und genöthiget, über das Gebirge zurück zu weichen[24]). Später drangen die Teutschen auf dieser Seite noch öfters in Italien ein. Auf dem Veneter Gebiete, in der Nähe des Gardasees, wurden sie von dem Kaiser Claudius geschlagen[25]) und unter Aurelian's Regirung streiften sie wieder bis Ravenna und Ancona, und setzten Rom in Furcht und Schrecken[26]). Venetien war in dieser Periode der Paß für alle Völkerschaften, die ihre Waffen gegen die damalige Hauptstadt der Welt richteten; und wenn auch die Kaiser durch verstärkte Armeen und durch Anlegung von Festungen, unter denen damals in dieser Gegend Aquileja die bedeutendste war, die Gränzen Italiens zu decken suchten: so gewährten dieselben doch keine dauernde Sicherheit, und das Land zwischen dem adriatischen Meere und den Alpen war von jetzt an fast ununterbrochen den Drangsalen des Krieges ausgesetzt.

Constantin theilte Italien, welches früher nur eilf Regionen zählte, unter denen Venetia die zehnte war, in siebenzehn Provinzen, und in diesem Verzeichniß nimmt Venetia oder Venetiä die erste Stelle ein. Alle diese Provinzen standen unter einem Präfectus Prätorio, der die Verwaltung an der Stelle des Kaisers, der im Orient seinen Sitz aufgeschlagen hatte, übernahm. Damals wurde Aquileja die Hauptstadt der Provinz Venetia, und so wurde das alte Gebiet der Veneter auf der nordöstlichen Seite über den Tagliamento ausgedehnt, das Claudius Ptolemäos von der Mündung des Po nur bis zur Mündung des Tagliamento reichen läßt[27]). Unter Alarich wurde das Land auf eine furchtbare Weise von den Gothen verwüstet. Zwar trug der Feldherr des Kaisers Honorius, der tapfere Stilicho, bei Pollentia einen Sieg über die Gothen davon; aber Alarich kehrte bald aus Illyrien, wohin er zurück gegangen war, nach Italien zurück und eroberte die alte Hauptstadt der Welt. Die häufigen Einbrüche der teutschen Völker, die nun auf einander folgten, und der ganz gesunkene Zustand des römischen Reiches ließen die Bewohner Venetiens noch größere Drangsale, als die bereits erduldeten, fürchten, da die Zuglinie der Völker durch ihre Gegenden ging. Daher suchte schon zu Alarichs Zeit ein großer Theil von ihnen eine Zuflucht auf den benachbarten Inselgruppen, welche in einer geringen Entfernung von der Küste, in den so genannten Lagunen, vor der Mündung der Brenta liegen. Auf diese kleinen Inseln flüchteten sich die Veneter mit ihren Reichthümern und Familien und bauten sich daselbst, besonders auf der Insel Rialto, an. Nachdem sich jedoch Alarich's Völkersturm wieder gelegt hatte, kehrten die Flüchtlinge zum Theil auf das feste Land zurück; aber sie hatten die Sicherheit ihrer neuen Meerheimath in diesen unruhigen Zeiten kennen gelernt. Bald nahte Attila mit seinen Hunnen; Verwüstung und Mord zog vor diesen wilden asiatischen Horden einher, und auf Venetien wälzte sich der Völkerschwarm. Da flüchteten sich die Einwohner, besonders von Aquileja, Concordia, Altinum und Padua, abermals auf die Inseln, und ihre verlassenen Städte und Wohnungen wurden unter den rohen Händen der Hunnen ein Raub der Flammen. Ein großer Theil der geflüchteten Bürger, die ihre Stätte verloren hatten, kehrte nicht wieder auf das feste Land zurück; sie blieben auf den Inseln und fingen an, sich in ihrer neuen Heimath bürgerlich zu organisiren. Auf diese Weise legten sie den Grund zu dem nachmals so berühmten republikanischen State Venedig. In der Mitte des 5ten Jahrh. unserer Zeitrechnung also schließt sich die Geschichte der Heneter oder Veneter, und die Geschichte der Venetianer beginnt. (*Aug. Wilhelm.*)

HENFSTÄDT (Geogr.), Dorf im Amte Themar des Herzogthums Coburg, hat 3 Rittergüter, 300 Einw., liegt an der Werra. Zwischen hier und dem Schlosse Osterburg ist das Thal durch Felsen so zusammen gedrängt, daß nur ein ganz schmaler Fahrweg (Nadelöhr) neben der Werra und dem Felsen sich hin zieht. (*G. F. Winkler.*)

HENGE, HENKT (Bergb.), ist ein Zuruf des Anschlägers, auf welchen die Haspelknechte das Haspelseil nachlassen. Auch beim Bohren mit dem Bergbohrer findet dieser Ruf durch den Arbeiter an der Bohrschere Statt, und bedeutet hier, daß die Arbeiter am Zugrade das Zugseil nachlassen sollen. (*A. Schmidt.*)

HENGELO, niederl. Amt und Dorf in der Provinz Gelderland, Oberamt Dresburg, mit 4 Jahrmärkten und 2900 Einwohnern. (*van Kampen.*)

HENGELO, niederländ. Dorf, Provinz Overyssel, Quartier Twenthe, mit 1500 Einwohnern und vielen Manufakturen in leinenen, wollenen und baumwollenen Zeugen, Pomesan, Baumwollspinnereien, Bleichen u. s. w. Diese ganze Industrie verdankt der Ort einem mennonitischen Landmann Wolter (Walter) Ten Kate, in der Umgegend bekannt unter dem Namen Walter Öhm, der bei so vielen Arbeitern, als die Einrichtung dieser Manufakturen forderte, noch unbesoldeter Prediger seiner Gemeine war, und in einem fast hundertjährigen Alter starb. Auch sein Bruder war ein verdienstvoller Mitarbeiter zu Walter's edlen Zwecken. (*van Kampen.*)

HENGERSBERG, kleiner Markt auf einer Anhöhe links der Donau, 2 Stunden von Deggendorf, zu dessen Landgerichtsbezirk gehörig, im Bisthume Passau. Er enthält 136 Häuser mit 850 Einwohnern und ein altes

---

24) *Lucian.* in Pseudom. T. I, 775. 25) *Aurel. Vict.* Epit. 34. 26) *Flav. Vopisc.* in Aurel. 18. 21. 27) *Ptol.* Geogr. III. c. 1. p. 70. ed. *Pet. Bertii.* Ptolemäos nennt folgende Städte in Venetien: *Οὐίκεντια*, Vicenza, *Βελοῦνον*, Belluno, *Ἄκεδον*, Azola, *Ὀπιτέργιον*, Oderso, *Ἀτεστέ*, Este, *Πατάυιον*, Padua, *Ἄλτινον*, an der Mündung des Sil, *Ἀτρία*, Adria. Plinius (Hist. Nat. III, 22. 23. ed. *Hard.*) nennt die Städte Altinum, Opitergium, Ateste, Acelum, Patavium, Belunum, Vicentia, und die Flüsse Silis, Sil, Liquentia, Livenza, und Tilaventus, Tagliamento. Bei Ptolemäos wohnen Carner in dem Gebiete auf dem linken Ufer des Tagliamento.

Schloß. Das Rentamt dahier wurde im J. 1826 mit jenem von Deggendorf vereinigt. Hengersberg gehörte ehemals dem Kloster Nieder-Altaich, welchem es von seinem letzten adeligen Besitzer vermacht worden war. Die Klostergeistlichen zu Nieder-Altaich wollten die alte Burg zu Hengersberg abbrechen lassen; wurden aber vom Grafen von Bogen, ihrem Schirmvogte, so lange daran verhindert, bis sie ihm eine ziemliche Summe Geldes dafür bezahlten. (*Eisenmann.*)

HENGGART (HENKART, in allen Urkunden auch HEINKERT und HEYNKORT), ein Dorf im zürcherschen Oberamte Andelfingen, welches ehemals eine Burg und eignen Adel hatte, der Vasall der Grafen von Kyburg war. Einer dieser Edeln wurde im Heere Herzogs Leopold von Östreich in der Schlacht bei Sempach 1386 erschlagen. Der Ort ist merkwürdig wegen des nahen Haarsees, der ungefähr zwei Morgen Landes einnimmt, keinen oberflächlichen Zu- oder Abfluß hat, und ohne bestimmte Perioden im Frühjahre austrocknet. Dann wird der Boden mit Hafer bepflanzt, trägt reichliche Frucht, wenn nicht, wie es zuweilen geschieht, das Wasser allzu frühe wieder mit Gewalt aus dem Boden durch die verborgenen Kanäle hervor bricht und den Teich anfüllt. Das benachbarte Landvolk sieht es als eine Vorbedeutung von Mangel und Theurung an, wenn das Wasser sich nicht verliert, oder zu ungewohnter Zeit stark anwächst. Woher aber der Teich seinen Zufluß erhalte, und ob ein unterirdischer Zusammenhang mit nähern oder entferntern, zu Tage liegenden Gewässern Statt finde, ist, wie bei so vielen periodisch oder zufällig fließenden Quellen unbekannt. (*Escher.*)

HENGHAM, Ralph, ein englándischer Rechtsgelehrter, der unter Edward I., im Anfange des 10ten Jahrh. lebte und oberster Richter zu London war. Sein juridisches Werk summa heißt in England nur Hengham magna und Hengham parva; es ist von Sayer, mit John Seldens beigefügten Anmerkungen, London 1737, Fortescue de laudibus legum Angliae beigefügt. (*H.*)

HENGIST, Witgilds Sohn, aus Odins Geschlechte, ein nordalbingischer (angelsächsischer) Wiking (Häuptling, Seekönig), entweder durch Übermacht aus der Heimath vertrieben, oder in seines Volkes Weise abenteuernd auf kühner Meerfahrt, landete mit seinem Bruder Horse und geringem Kriegergeleit auf drei langen Schiffen (Kiulen, Ceolen, Jöllen), in der Bucht von Sandwich auf der Insel Thanet an der Nordostspitze von Kent (449 n. Chr.). Britannien, seit 410 von den Römern verlassen und aufgegeben, war damals voll innerer Unruhen, in viele kleine Gebiete unter der Herrschaft von Häuptlingen mit Königstitel zerfallen, die sich wechselseitig befehdeten, während vom Norden der Insel her die Pikten und Scoten mächtig drängten. Nachdem die selbst rathlosen Römer den mehrmals erbetenen Beistand verweigert hatten, war es Vortigern (Gurthrigern, Gurtheyrn) dem mächtigsten jener Könige, nicht ohne den Widerspruch seiner Nebenbuhler gelungen, eine Versammlung der meisten Stammhäupter zur Berathung über die nothwendige Abwehr des äußern Feindes zusammen zu bringen und seinem Vorschlage: die abenteuernden Fremdlinge um Beistand anzugehen, Eingang zu verschaffen. Ein Vertrag ward mit den Brüdern abgeschlossen, denen es gelang, das Land von den Feinden zu reinigen (Schlacht bei Stamford 450), wogegen sie vertragsmäßig die Insel Thanet, als Eigenthum in Besitz nahmen. Von diesem wichtigen Punkte aus, der vermöge seiner Lage sie von den Briten schied und durch die See mit ihrem Volke verknüpfte, begannen Hengist und Horse die Ausführung des Plans sich in Britannien festzusetzen. Zuerst wurde Vortiger durch die schöne Rowena, Hengists Schwester, gewonnen, dabei die Zwietracht unter den britischen Häuptlingen genährt, dann Botschaft ins Vaterland geschickt und — scheinbar als Verstärkung gegen die noch nicht ganz besiegten Pikten, — eine neue Angelsachsen-Schar herbei gerufen, nach dem Eintreffen derselben aber ein Friede mit den Scoten und Pikten geschlossen, an den Briten durch Klagen über Bundbrüchigkeit Ursache zur Fehde gesucht, endlich die Maske abgeworfen und ein furchtbarer Vertilgungskrieg begonnen.

Diese Untreue, die Verzweifelung, entzündeten in den weichlichen und fast unkriegerisch gewordenen Briten einen Funken des alten Muthes. Vortiger, durch den verderblichen Rath der ersten Verbindung mit den Eroberern, mehr noch durch seine Verschwägerung mit ihnen verhaßt, ward seiner Herrschaft entsetzt (452) und sein Sohn Vortimer zum Heerführer gegen die Eindringlinge erwählt. Die Schlacht bei Aylesford (453) blieb unentschieden; es scheint sogar einiger Vortheil auf Seiten der Briten gewesen zu seyn, denn Horse fiel, und Hengist, nunmehr alleiniger Anführer der Angelsachsen, mußte sich auf die Insel Thanet zurück ziehn, wo die Feinde ihn festhielten, bis er, nach dem Eintreffen neuer Verstärkungen, die Briten bei Crecansford (455) schlug, ganz Kent eroberte, den Königstitel annahm und unter dem Namen des Königreichs Kent das erste Reich der nachmaligen sächsischen Heptarchie stiftete. Seine Hauptstadt war Canterbury, das Durovernum der Römer. Nach Vortimers bald erfolgtem Tode, soll Vortiger auf Hengists Betrieb die Heerführung der Briten wieder übernommen, jedoch Hengists Erwartungen nicht erfüllt, vielmehr ihm muthig widerstanden haben; doch sei es, — wird erzählt, — dem Sachsenkönige gelungen, den Vortiger mit 300 seiner Edlen zu einem von ihm veranstalteten Gastmahle zu locken, und nach Ermordung der berauschten Briten zu fangen. Der Fortgang der angelsächsischen Waffen, die Gerüchte von des Landes Reichthum und Herrlichkeit, lockten fortwährend neue Abenteurer von den nordalbingischen und scandinavischen Küsten herbei; doch, wie sehr die Angelsachsen sich mehrten, wie grausam sie mit ihnen theilweise als Christen, ihnen, den Wodansdienern, doppelt verhaßten Feinden verfuhren, ganze Städte und Landschaften mit deren Einwohnern unerbittlich vertilgten und zahlreiche Scharen zum Auswandern nach der nahen Bretagne (Armorika) zwangen, so widerstanden die Briten doch, obgleich nie unter sich einig, hartnäckig und oft

mit Glück. Mehr als Einmal schlug Ambrosius (Emmis Bledig) Vortimers Nachfolger, die Heere des Hengist, der sogar 8 Jahre lang (v. 457—465) unterlegen haben soll, wenigstens erst 465, nachdem seine Vettern Octa und Ebessa durch ihre Eroberungen in Südscotland (460 ꝛc.) ihm vom Norden her Luft verschafft hatten, durch einen entscheidenden Sieg bei Wippidsfleet, wo zwölf britische Häuptlinge fielen, ein wirkliches Übergewicht gewann. Von da an nahm sein Kampf mit den Eingebornen mehr den Charakter einer Züchtigung aufrührerischer Unterthanen an; die Briten wurden da, wo sie auf den Gränzen von Kent sich zeigten, geschlagen und zurück getrieben, und vermochten nie wieder den König im Besitze seines Reichs ernsthaft zu beunruhigen. Er starb 488 und hinterließ den Thron von Kent seinem Sohne Äska (Eska). *) (*Benicken.*)

HENGST, der (Ökonomie), oder das männliche, unverschnitten gebliebene Pferd; wird entweder wie andere Pferde zu mancherlei Arbeiten, oder vorzugsweise zur Fortpflanzung gebraucht, und heißt dann auch Beschäler, Spring-, Reit- oder Zuchthengst. Da es sehr wichtig ist, daß der Hengst, der als Beschäler gebraucht werden soll, die erforderlichen Eigenschaften besitze, so macht sich der Landwirth, welcher die Pferdezucht betreibt, mit den Kennzeichen eines brauchbaren Hengstes bekannt, von welchem gesunde und fehlerfreie Fohlen zu erwarten sind. Diese Kennzeichen müssen auf alle Hengste der verschiedenen Racen, die sich nur irgend für den Landwirth empfehlen, anwendbar seyn, denn der arabische, andalusische, u. a. Zuchthengst hat noch besondere Eigenheiten, die unter Race näher erörtert werden. Der Kopf eines Zuchthengstes sei nicht zu groß, im Verhältniß zum Ganzen (kein Bullenkopf); von der Stirn bis zur Spitze des Nasenbeins bilde er eine fast gerade Linie, und sei nicht etwa erhaben abgerundet, (kein Schafs- oder Ramsskopf), oder umgekehrt vertieft eingebogen (kein Schweins- oder Hechtskopf); die Augen seien groß, fehlerfrei und hervorstehend; der Hals sei lang, bei der Mähne dünn (kein Speckhals), vorn etwas zurücktretend (kein vorstehender Hirschhals), der Rücken nicht tief eingebogen, der Leib rund, das Kreuz rundlich flach, die Lenden stark, die Brust sei breit, breit sei auch das Knie von vorn, und das Schienbein von der Seite gesehen; beide Vorderbeine müssen fast senkrecht, und unten weder auswärts noch einwärts stehen, die Hinterfüße müssen ebenfalls unten gehörig aus einander stehen (nicht kuhhessig seyn); der Theil des Fußes vom Fesselgelenk bis zur Krone sei kurz und stehe fest, die Wand des Hufes sei glatt, und der untere Theil desselben etwas hohl, die Hoden müssen beide deutlich zu bemerken seyn, auch muß der Hengst frei von Fehlern seyn, von denen man aus der Erfahrung weiß, daß sie leicht auf die von demselben erzeugten Fohlen vererbt werden, dazu gehören die Gallen, die Hasen- und Piphacken, der Spath und die Schele. (*Fried. Heusinger.*)

Uneigentlich, in niedriger Sprechart, eine geile Mannsperson. (*St.*)

HENGST, bezeichnet auch den Nagel an Kähnen u. s. w., an und auf welchem das Ruder liegt und einen Halt hat; — bei den Färbern ist es derjenige Haspel, mit welchem der gefärbte Stoff aus der Küpe gewunden wird; — in manchen Gegenden auch die Ruthe eines Ziehbrunnens, woran der Eimer gehängt wird. (*St.*)

HENGSTBLECH, eine Gattung sächsisches Blech, welches nach dem so genannten Kronenbleche für das beste sächsische Blech gehalten wird, und wovon es folgende Sorten gibt: 1) Feine Hengstbleche, mit den Buchstaben N. A. G., von dem Hammerwerke Wildenthal oder Neuhammer an der großen Bockau oder Buckau, am westlichen Abhange des Auersberges, unweit Schneeberg, welche in der Güte den Blechen von Wittichsthal zunächst stehen und über Leipzig weit und breit verführt werden; 2) Mittelhengstblech, mit den Buchstaben F. G. und I. H. G., ebenfalls von Wildenthal, nur etwas geringer; 3) Ordinäre Hengstbleche mit dem Buchstaben J. G. G. aus dem Werke Reidhardtsthal oder Schwefelhüttenhammee an der Mulde, zwischen Oberblauenthal und Muldenhammer, noch etwas geringer. Vergl. den Artikel: Blech. (*Fr. Thon.*)

HENGSTFELD, ein evangel. Pfarrdorf im Königreiche Würtemberg, im Jartkreise und Oberamte Gerabronn mit 525 Einwohnern, worunter 72 Juden sich befinden, die in dem Ort eine Synagoge haben. Die Grundherrschaft des Orts ist zwischen der Familie Berlichingen-Jarthausen und dem Grafen von Bismark getheilt. (*Memminger.*)

HENHAM (Petrus), ein engländ. Mönch zu Walden aus dem 13. Jahrh., bekannt als Verfasser eines Chronicon Anglorum, welches er von der Einwanderung der Angelsachsen untee Hengist (im J. 450) bis auf seine Zeit fortführte und mit dem J. 1243 schließt*). (*R.*)

HENHARD, landesfürstlicher Pfarrort mit zwei Edelhöfen im Innviertel des Landes ob der Ens, Kommissariat Mauerkirchen, in einer Ebene am Henhardbache und an dem großen Henhardwalde gelegen, 1½ Stunde von Mauerkirchen entfernt. Die Gegend herum ist gebirgig und nur schlechte Dorfwege verbinden die Ortschaften zusammen. Henhard hat ein Brauhaus und hält jährlich zwei stark besuchte Jahrmärkte. Der Pfarrbezirk enthält 40 Ortschaften, 409 Häuser und 1920 Selen. (*Rumy.*)

---

*) Vergl. *Beda* hist. eccl. gent. Angl. L. I. *Nenni* Elogium Britanniae Vol. I. *Gildae* liber querulus de excidio Britanniae. *Goldsmith* history of England; Foedera etc. denuo aucta et multis locis emend. etc. cur. *Ad. Clarke* et *Fr. Holbroke* Vol. I. *Guil. Camdeni* Anglia etc. *Thom. Gale* hist. Brit. Sax. Anglo-Danica S. 8. XX. *Hume* history of England. M. Chr. Sprengels allg. Gesch. von Großbritannien, der allg. Welthist. 47r Bd.

*) *Voss.* de hist. Lat. II, 58. *Balaeus* de script. Angl. cent. III. p. 270. Vgl. Universaller. 12r Th. S. 1368 und Jöcher's Gelehrtenler. 2r Bd. S. 1489.

HENICH (Johann), mit seinem eigentlichen Namen Heneke, ein Sohn des Predigers Philipp, zu Wienhausen im Hanöverschen, im Januar 1616 geboren; der berühmte D. Joh. Arndt, Prediger in Zelle hielt ihn zur Taufe und wollte ihn, da er heranwuchs, an Sohnes Statt annehmen, woran er aber durch seinen im Jahre 1621 erfolgten Tod gehindert wurde. Der Vater ließ ihn durch Hauslehrer unterrichten, bis er fähig war, auf die Schulen zu Zelle und Lüneburg zu gehen. Im Jahre 1634 bezog er die Universität Helmstädt, wo er die Vorlesungen des Georg Calixtus und Konrad Hornejus vorzüglich besuchte, und sich ganz nach ersterem bildete. 1638 ward er Magister und erhielt die Freiheit Collegia zu lesen, nachdem er zuvor am 12ten Januar 1639 unter Calixt's Vorsitz, de auctoritate antiquitatis ecclesiae, disputirt hatte. Er vertheidigte auch etliche Disputationen als Präses. Am Ende des Jahres 1639 begab er sich nach Hildesheim zu dem Dr. Friedr. Wilh. Gans, wo er sich 3 Jahre aufhielt, worauf er eine Reise in der Absicht unternahm, die Cärimonien und Sitten der Römisch-Katholischen genau kennen zu lernen, nach Köln, Koblenz, Mainz, Frankfurt am Main u. s. w. Da ihn die Kriegsunruhen nöthigten, seine Reise abzukürzen, begab er sich nach Hanover, privatisirte daselbst und ging eine Zeit lang bei dem berühmten Juristen Jakob Lampadius, der nachher Vicekanzler des Herzogs Georg Wilhelm wurde, an den Tisch, bis er im Jahre 1643 den Ruf als Professor der Metaphysik und der hebräischen Sprache bei der Universität Rinteln erhielt, aber schon nach anderthalb Jahren das Pastorat und die Superintendentenstelle in Barbewick bekam [1]). Der Herzog August von Braunschweig-Lüneburg ernannte ihn zwar 1650 zum Generalsuperintendent im Herzogthum Wolfenbüttel, da er sich aber durch das beständige Studiren, eine große Schwäche im Kopfe zugezogen hatte, auch andere körperliche Schwachheiten fühlte, schlug er diese Würde aus, und nahm 1651 die Stelle eines ordentlichen Professors der Theologie zu Rinteln an. Nach seiner Ankunft disputirte er pro Licentia de purgatorio und nahm unter Dr. Balthas. Mentzer die theologische Doktorwürde an. Im Jahre 1653 ernannte ihn der Landgraf Wilhelm zum Konsistorialrath und Superintendent in der Grafschaft Schaumburg und am 1. Jan. 1661 auch über das Amt Rodenberg und den einen Theil von Sachsenhagen, jedoch so, daß ihm der Dr. und Prof. Theolog. Heinr. Mart. Eccard beigegeben ward, mit dem er dieß Amt bis 1665 gemeinschaftlich versah. Als der Landgraf Wilhelm VI im Jahre 1661 zur Religionsvereinigung der Lutheraner und Reformirten, ein Colloquium in Kassel verordnete, erschien dabei Henich und sein Kollege Dr. Petr. Musäus von Seiten der Lutheraner. Das Colloquium fing den 1. Jul. alten Stils, 1661 an und dauerte täglich sechs Stunden bis zum 9. Jul. Man wurde über gewisse Glaubenspunkte einig und setzte unter beiden Glaubensgenossen eine brüderliche Einigkeit fest [2]). Da man sich aber über einige Punkte nicht vereinigen konnte, baten sich die Theologen vom Landgrafen eine andere Unterredung aus, mit der Bitte, die benachbarten brandenburgschen und braunschweigschen Theologen dazu einzuladen. Henich wurde mit einem Schreiben an den braunschweig-lüneburgschen Hof, mit einer besondern Instruction, gesandt, wie er sich bei dieser Unterhandlung verhalten sollte. Aus der Kirchengeschichte jener Zeit ist es bekannt, wie weit Henich in diesem Geschäfte gekommen [3]). Die Theologen der lutherschen Kirche waren mit Henich nicht zufrieden. Die Universität Wittenberg schickte am 12ten März 1662 eine Epistola communicatoria an die lutherschen Universitäten, in welcher sie den Henich und Musäus angriffen, machten auch im Jahre 1663 eine Epicrisis de colloquio Cassellano Marburgensium durch den Druck bekannt. Die Rintelner Theologen vertheidigten sich zwar in einer Epistola apologetica ad invariat. Augustan. Conf. 1662 und im folgenden Jahre in der necessaria declaratio colloquii Casselani, und in andern Schriften, allein die Wittenberger antworteten 1666 in der justa et necessaria Antapologia. Dieser folgten D. Christian Chemnitius zu Jena, Jakob Tenzel, D. und Superintendent zu Greussen, D. Isaak Faust zu Straßburg, D. Joh. Christ. Seldius, Generalsuperintendent zu Koburg, D. Petr. Haberkorn zu Gießen, D. Tob. Wagner zu Tübingen u. A. m. und so veranlaßte dieses Colloquium von beiden Seiten einige Jahre einen heftigen Schriftenwechsel. Ehe sich aber dieser Streit endigte, verließ Henich am 17. Jul. 1671 diese Erde [4]).
(*Rotermund.*)

HENIOCHA (Ἡνιόχη), Beiname der Juno, unter dem diejenigen der Göttinn opferten, welche vom Trophonius ein Orakel begehrten. Er bedeutet die Zaumhalterinn und Juno hatte ihn vielleicht, wenn sie auf ihrem mit Pfauen bespannten Wagen vorgestellt war (*Paus.* IX, 39; *Ovid.* Met. II, 531.). (*Richter.*)

HENIOCHI, ἡνίοχοι, so nennen die alten Schriftsteller besonders Strabo, Plinius, Appian, und Ammianus Marcellinus eines der an der Nordostküste des schwarzen Meeres, (Pontos Euxinos) welche jetzt Abasa oder Absne heißt, wohnenden alten Völker, welche mit der Flotte Jasons sollen angekommen seyn, und nachher

1) *Schlöpke* Chronicon der Stadt und des Stifts Bardewick. S. 447.

2) Relatio colloquii Cassellani. Cassel 1661. 4. Arnold's Kirchen- und Ketzerhistorie. P. II. Lib. XVII. cap. IV. §. 6. 3) Histor. d. Gel. d. Hess. von 1725. Trim. III. S. 302. Fortges. Samml. von A. und N. theolog. Sachen 1730. S. 590. 4) Vergl. Dolle Lebensbeschr. der Prof. Theologiae zu Rinteln, S. 218 fgg. Strieder hess. Gel. Gesch. 5r Bd. S. 441. Mein gelehrtes Hanover. Bd II. S. 303. Die übrigen, längst vergessenen Schriften H. bestehen außerdem in einer Menge Disputatt., Programme, Briefe, welche in vorstehenden Quellen, so wie die verschiedenen Ausg. seines Compend. theolog. in der fortgesetzten Saml. von alten und neuen theol. Sachen, S. 721 ff. verzeichnet sind. Bloß zu bemerken ist, daß die ihm von Jöcher zugeschriebenen Hochzeitpredigten nicht ihm, sondern einem Hamburger Prediger gleiches Namens angehören.

diese gebirgige und waldige Gegend und die gefährliche, schwer zu befahrende Küste derselben als Seeräuber berüchtigt machten. Nach der Erzählung des Strabo (im 16ten Buch), der die Achäer als Nachbaren der Heniochen für Phthioten ausgibt, waren die Heniochen geborne Lakedämonier, unter der Herrschaft zweier Fährmänner (ἡνιόχοι) oder Schiffskapitäne der Dioskuren Rekas und Amphistratos. Ihre Küste gränzte südlich an Kolchis. Dionysios Periegetes setzt noch die Zygoi hinzu (welche nachher Tscherkessen heißen). Der frühere Skylax, der die Küste dieser drei Völker befuhr, weiß nichts von dem griechischen Ursprung derselben, der hinsichtlich der Achäer und Zygen sich aus einem Mißverstand der Landessprache und aus einer falschen Deutung der Griechen erklären läßt. Merkwürdig ist die Schilderung, welche Strabo von der Gewandtheit und den kleinen Schiffen (καμάραι) dieser Seeräuber liefert. (S. meine Straboniana Gentium Caucas. descriptio p. 12. u. f. w. und p. 77. den griechischen Text). Bei den spätern Schriftstellern, welche der Achäer und Zygen gedenken, kommen jedoch die Heniochen nicht mehr ausdrücklich vor, und sie scheinen sich mit den Achäern verschmolzen zu haben, deren Nachkommen die jetzigen Abassen (Abgassen, Afgassen) sind. (S. den Artikel Abasa). *(Rommel.)*

HENIOCHIA, *Hübner* (Insecta), Schmetterlingsgattung, aus der Abtheilung der Spinner. Typus ist Bombyx Apollonia, *Cramer* 250 A. — Gehört zu Saturnia *Ochsenheimer's*. *(Dr. Thon.)*

HENIOCHOS, HENIOCHUS, (Astron.) (ἡνίοχος) der Zügelhalter, s. d. Fuhrmann.

HENIOCHUS, *Cuvier* (Pisces), siehe Chaetodon.

HENISCH (gem. HENISIUS) Johann, geboren zu Aselfingen am 2. Sept. 1585, wo sein Vater, Ludwig damals Prediger war. Er studirte in Gießen, seit 1606 in Straßburg und endlich in Basel Medicin, wo er die Doktorwürde erhielt. Im Jahre 1627 ward er Stadtphysikus in Ulm, wo er in diesem und im Jahre 1628, als die Pest in Augsburg wüthete, sich große Verdienste erwarb. Im Jahre 1630 kam er als Stadtphysikus nach Augsburg. Sein Ruf als Arzt war so groß, daß er in d. J., als die Stadt Verona zur Heilung der Kranken von der Pest, sich einen geschickten Arzt vom Rath zu Augsburg ausbat, Henisius auf 6 Monate dahin geschickt wurde. Die Stadt Verona beschenkte ihn mit dem Bürgerrechte und errichtete ihm ein marmornes Denkmal. Er sollte die erste Professur in Padua erhalten, schlug sie aber aus und kehrte nach Augsburg zurück, wo er 1649 Dekan des medicinischen Collegiums ward. Er war auch kurfürstlich baierscher Leibmedikus, Eques S. Marci Venetus, gekrönter Dichter und Comes Palatinus caesareus. Als Dichter war er bekannt und geschätzt, wie er denn in Straßburg mehrere lateinische Gedichte verfertigte, und auf den in der Schlacht bei Wimpfen 1622 umgekommenen wirtembergschen Prinzen Magnus ließ er einen vortrefflichen Panegyricus in Versen drucken, welchem Janus Gruterus ein schönes Elogium vorsetzte. Er starb am 25. Januar 1666. Sein Bildniß hat Lukas Klein gemalt und Wolf Kilian, in gr. Fol. gestochen*). *(Rotermund.)*

Henkart, s. Henggart.

HENKE 1) Ferd. Karl Aug., älterer Bruder des bekannten Helmstädter Theologen, war geboren 26. Aug. 1748. Auf der Martinischule zu Braunschweig unter Schrodt und Sörgel gebildet, ging er 1768 nach Helmstädt, wo er unter Carpzov, Anton Julius von der Hardt und Rehkopf, eifrig Theologie studirte, aber auch noch Gelegenheit hatte, W. A. Teller dort zu hören, und durch ihn mit den freiern Ansichten der neuentstehenden Theologie jener Zeit bekannt, und dafür gewonnen zu werden. Nach dreijährigem Studium in Helmstädt ging er noch ein Jahr nach Göttingen, wo Leß, Michaelis, Schlözer u. A. seine Lehrer waren. Von 1772 — 78 war er Erzieher eines jungen Grafen von der Schulenburg-Wolfsburg, des nachherigen allgemein verehrten braunschweigschen Ministers, welchen er nach Klosterbergen und auf das Collegium Carolinum zu Braunschweig begleitete. 1780 wurde er von einer Landpfarre als Prediger nach Braunschweig berufen, starb aber schon 1. Jan. 1786 an einer Epidemie in seiner Gemeine, deren kranken Mitgliedern er seinen Beistand nicht entziehen wollte, allgemein betrauert, und allgemein geschätzt wegen seiner Herzensgüte und frommer Menschenfreundlichkeit von Allen, welche ihn kannten. Er lebte in der ungestörtesten Freundschaft mit seinem Bruder, von welchem er sich besonders durch die größere Ruhe und Sanftheit seines ganzen Wesens unterschied und mit welchem er auch in Ansichten nicht immer zusammen stimmte. Er hat Beiträge geliefert für die allg. teutsche Bibliothek, für die Quedlinburger allgemeine Bibliothek der teutschen theologischen Lit., und für seines Bruders lateinische Zeitung. Jerusalem, welcher ihn sehr schätzte, wollte ihn bei seiner letzten Arbeit über die Religion zu Hilfe nehmen, damit er ihm, wenn er selbst darüber stürbe, seine Papiere zur Vollendung des Werkes hinterlassen könne, aber Henke starb noch vor Jerusalem. Allgemein bekannt geworden ist er durch die nach seinem Tode herausgegebene Sammlung seiner Predigten 1787 —

*) Er schrieb: Disc. Med. de Peste. Bas. 1611. — Kurzer Bericht von der Pestilenz. Erstlich in latin. Sprache beschrieben, folgends in das Teutsch gebracht. Augsb. 1621. 8. Der Übersetzer soll M. Jak. Hartmann gewesen seyn. — Justa annivers. Magno Duci Wörtembergiae soluta. Ulmae 1622. 4. — Elog. ser. Princ. Franc. Erizo Duci Venet. renunciato sacrum anno 1621 d. 10. April. Venet. 1631. 4. — Pharmacopaea Augustana, von welcher er die neue und vermehrte Auflage 1640 u. 1643 veranstaltete. Der Verfasser war D. Ant. Roxbarter. — Testimonium experimenti novi de potu aquae Fabariensium thermarum nomine collegii Medici scriptum et subscriptum. 1644. 4. — Hist. expedit. Italico - Loimicae. — Ein Brief von Joh. Friedr. Gronov, an Henisius, steht in *Schellhorns* amoenitat. literar. Tom. IV. S. 537. Wahrscheinlich ist er auch Verf. des Werks: Aspasii Henisii, Joco - seriorum Naturae et artis Centuriae III. Francof. 1666. 4. Vgl. Weyermann Nachr. von Gelehrten aus Ulm. S. 311. *Veit* Biblioth. Augustana. Alphabetum IX. S. 85. Paul von Stetten Gesch. der Stadt Augsburg. Th. II. S. 558.

89. 3. Bde. 8., welche besonders wegen der ungemeinen, aber nichts weniger als ärmlichen Simplicität, mit welcher sich sein edler Charakter hier ausspricht, noch immer zu den ausgezeichneten teutschen Predigten gehört*).

(*E. Henke.*)

2) Geo. Joh., siehe am Ende dieses Bandes.

3) Heinr. Phil. Konr., wurde geboren 3. Julius 1752 zu Hehlen, einem braunschweigschen Dorfe an der Weser. Sein Vater, welcher dort Prediger war, wurde nicht lange nachher vom Herzoge Karl an die Garnisonkirche zu Braunschweig berufen, starb aber daselbst schon 1756, und hinterließ seine zahlreiche Familie in einer beschränkten Lage. Einer seiner Kollegen aber, nahm sich der Hinterbliebenen mit der größten Theilnahme an, und hat insbesondere bei dem jüngsten, damals vierjährigen Sohne Philipp, bis an seinen Tod Vaters Stelle vertreten. Dieß war der Senior Ernst Ludw. Pabst, ein Schüler Saligs, nachher in Helmstädt, und zuletzt in Halle unter Lange und Breithaupt gebildet, aber durch ungewöhnliche Kenntnisse in der alten Literatur und in der Kirchengeschichte, welche nachher immer sein Lieblingsstudium blieb, wie durch seinen männlich strengen, fast abstoßenden Charakter gegen den schädlichen Einfluß der pietistischen Schule geschützt. Früh wurde dieser aufmerksam auf des Knaben Lernbegier und nicht gemeine Anlagen, und setzte es nun durch, daß er zum Studiren bestimmt, und von der Waisenhausschule, deren Klassen er schnell durchlaufen war, auf das Stadtgymnasium geschickt werden konnte. Dabei fuhr er fort sich seiner anzunehmen, und gefiel sich selbst immer mehr darin; stets hatte er ihn um sich; eine nicht unbedeutende, historische und philologische Bibliothek war dem Knaben wie zur Aufsicht anvertraut; jede Gelegenheit ward benutzt, ihn besonders zum eignen Studium der Alten zu reizen. Henke verzichtete willig auf Beschäftigungen und Spiele mit seines Gleichen, und wenn gleich ihm so unter den Büchern und in der Gesellschaft eines finstern Greises Kindheit und Jugend hinging, so hatte dieß doch keinen schädlichen Einfluß auf seinen Charakter; die Begier, für so viel Theilnahme sich dankbar zu beweisen, und das Gefühl davon, daß er doch auch wieder beitrage, den verlassenen, mit der Welt zerfallenen Alten an das Leben zu fesseln, diese Gesinnungen, zu welchen auch seine edle Mutter ihn hinleitete, wurden ihm dabei zur Gewohnheit, adelten all seinen Fleiß, und indem sie ihn sicher durch ein entscheidendes Lebensalter geleiteten, erhielten sie seinem Gemüthe nicht nur Frische und Frohsinn, sondern auch Reinheit und dankbares Vertrauen. Noch auffallender war der wissenschaftliche Gewinn, den er von dieser Lebensweise hatte. Nach einem halben Jahre mußte er in die erste Klasse des Gymnasiums versetzt werden; bald übertraf er alle seine Mitschüler in Wissenschaften und Sprachen, und dabei war er doch bei jener Leitung zu Hause noch fleißiger, als es sich in der Schule zeigte, so daß sein Lehrer, der auch sonst nicht ganz unbekannte Rektor Sörgel, als Henke die Schule verließ, in einem eignen Schulprogramme de eo, quod rarum est adolescentibus nostris, es ihm besonders nachrühmte, mit welchem Eifer er neben den in der Schule gelesenen griechischen und latinischen Klassikern auch die meisten der übrigen für sich gelesen habe. Es wurde ihm sogar, noch ehe er die Universität besuchte, bei einer eingetretenen Vacanz auf Sörgels Vorschlag die Lehrerstelle in der 2. Klasse auf ein halbes Jahr übertragen, und mit einem glücklichen Examen, welches er selbst mit seinen Schülern anstellte, beschloß er Ostern 1772 seine Schulzeit. Kurz vorher war sein Wohlthäter Pabst gestorben; eine kleine Denkschrift auf ihn in den gelehrten Beiträgen zu den braunschweigschen Anzeigen Bd. 12. St. 2. ist Henke's erste Druckschrift. —

Bei der Vorliebe, welche er für die alte Literatur erhalten hatte, wollte er in Helmstädt, wohin er sich nun begab, auch nur diese fortstudiren, und sich zum Schulmanne bilden. Seine Hauptlehrer wurden Schirach, Wernsdorf und Carpzov; doch hörte er auch Ferber, Rehkopf und selbst Beireis. Schirach las über allg. Geschichte, insbesondere des 18. Jahrh., über Moralphilosophie und „schöne Wissenschaften," erklärte auch alte Dichter und Philosophen mit Rücksicht auf poetischen Werth und philosophischen Gehalt; Weinsdorf erklärte ebenfalls römische Klassiker, las über Literargeschichte und selbst über christliche Alterthümer und Kirchengeschichte; und wenn Henke von Joh. Ben. Carpzovs Vorlesungen Anfangs auch nur die philologischen interessirten, welche der gelehrte Verfasser des liber doctrinalis theologiae purioris auch über Lucian, Älian, und selbst Aristophanes hielt, so zog ihn doch die Sprachgelehrsamkeit des Mannes, und schon die gute Latinität, in welcher er Alles vortrug, auch in seine theologischen Kollegia, zumal da Carpzov die exegetischen unter diesen zwiefach behandelte, und namentlich die historischen Bücher des N. T. oft ausdrücklich (er kündigte solche Vorlesungen unter den philosophischen an) ohne dogmatische Beziehung nur philologisch erklärte. Doch immer schien Henke von der Theologie entfernt bleiben zu sollen. Die herzogl. teutsche Gesellschaft, welche ihn schon 1772 zum Mitgliede erwählt hatte, beschäftigte ihn mit Gelegenheitsschriften (vom teutschen Patriotismus. 1773. Super poeseos Romanae praesidiis quibusdam. 1774. De famae variis apud veteres poetas imaginibus. 1774. Ehrendenkmal des Hofrichters von Veltheim. 1775. Über die Veränderlichkeit des Nationalgeschmacks. 1776.) Schirach, welcher sein Hausgenosse war, übertrug ihm damals schon für seine Ephemerides literariae zuerst kurze Anzeigen, bald eigentliche Recensionen, auch in seinem Magazin der teutschen Kritik (Halle 1772—75) nahm er Aufsätze von ihm auf, und nachdem Henke als Erzieher des nachherigen Prof. Jur. Eisenhardt angestellt, und dadurch auch äußerlich in Helmstädt besser versorgt war, ermunterte ihn Schirach, sich dort als Docent zu

*) Vergl. Cl. Gli. Küster, Charakterzüge des Pastors Henke, Braunschweig 1786. 88 S. 8. F. D. K. T. Henke, in den gelehrten Beiträgen zu den braunschw. Anzeigen 1786. St. 8. 9.

habilitiren, und dann sogleich die Redaction der lateinischen Zeitung, welche er selbst aufzugeben wünschte, ganz zu übernehmen. Beides geschah 1776; der Herzog Karl, dessen Minister von Flögen schon in Braunschweig auf Henke aufmerksam geworden war, und ihn in Helmstädt unterstützt hatte, erlaubte ihm nicht nur die Herausgabe der Ephemeriden, sondern veranlaßte auch die phil. Facultät, ihn gratis zu promoviren. So eröffnete Henke im Sommer 1776 nach Vertheidigung seiner Dissertation de philosophia mythica Platonis praecipua seine Vorlesungen, Logik und Literärgeschichte, auch ein Kursorium über das N. T., und fuhr mit diesen und verwandten Vorlesungen, über Geschichte der Ph., Theorie der schönen Wissenschaften, über Quintilian, Horaz u. dgl. einige Jahre fort, gab auch Proben dieser Studien in Programmen de methodo Socratica. 1777, varietas lectionis in Hor. Art. poet. e cod. Helmstad. 1777. in der Ausgabe von Quintil. Inst. X, und in verschiedenen Übersetzungen, leitete auch philosophische Disputirübungen, und schrieb und redigirte dabei die lateinische Zeitung, welche er auch nachher erweitert unter dem Titel commentarii de rebus novis literariis 1778—81, und zusammen mit Bruns als Annales literarii 1782—87 herausgegeben hat. Schon ernannten ihn auch auswärtige gelehrte Gesellschaften, die Akademie zu München, die lat. Gesellschaft zu Jena zum Mitgliede, und da er 1777 auch einen Antrag nach Göttingen erhielt, so wurde er in demselben Jahre in Helmstädt als außerordentlicher Professor der Philosophie angestellt. Seine Antrittsrede aber handelte von den Beweisen für die Wahrheit und Vortrefflichkeit der christl. Religion, welche aus der Gesch. der Philosophie zu nehmen seien, und sein Einladungsprogramm war die nachher (Opusc.) umgearbeitete Schrift de theologia Juliani.

Denn schon immer mehr hatte er angefangen, sich für die Theologie zu interessiren, und seine bisherigen Studien darauf anzuwenden. Man hat gefragt, wie er dazu gekommen sei, und was ihm nun gerade in der Theologie die Richtung gegeben habe, worin er sich immer gleich geblieben ist. Freilich die Universität, wo er gebildet war, seit ihrem Bestehen als Sitz der Irrlehre verdächtig, wurde gerade damals planmäßig zur strengsten Orthodoxie zurück gescheucht, und hatte deßhalb noch so eben von W. A. Teller sich gereinigt; und sein Lehrer in der Dogmatik war Carpzov gewesen, welcher, schon durch Familienstolz an die altsächsische Orthodoxie und Polemik seiner Vorfahren gefesselt, vor allen in Thätigkeit gesetzt war, der erneuerten Julius-Karls-Universität den guten Namen wieder zu gewinnen, welchen die Academia Julia für immer verloren hatte. Allein wenn diese Verhältnisse, wie schon auf der Schule ein ungewöhnlich schlechter Religionsunterricht, Henke früher von der Theologie zurück geschreckt hatten; wenn er aber nun, veranlaßt mit der neuesten Literatur sich bekannt zu machen, hier auch in der Theologie den ersten Versuchen einer kritischen und praktischen Behandlung begegnete, welche er von seinem Standpunkte philosophischer und klassischer Bildung an der alten Schultheologie vermißt hatte: so mußte ihm die Theologie nicht nur als eine Wissenschaft erscheinen, wofür mit Hilfe von Philologie, Geschichte und Philosophie noch sehr Viel geschehen könne und müsse, sondern nach seinem Charakter mußte schon darin für ihn eine Aufforderung liegen, sich ihr auch zu widmen. So war es dasselbe, was ihn zur Theologie überhaupt, und was ihn gerade zu der Theologie trieb, welche er fortwährend vertheidigt hat. Veranlassen konnten ihn auch die Verhältnisse in Helmstädt: Teller war noch nicht vergessen; H's Bruder (s. Nr. 1.) hatte noch unter ihm dort studirt; Schirach hatte früher sogar für seinen Widerwillen gegen das alte System zu leiden gehabt; bei dem Zwange, welcher für die Erhaltung desselben aufgewandt wurde, mußte die Begier nach der neuen Theologie desto stärker werden. Auch eine Reise nach Dessau 1776, wo er Basedow, Teller, Zollikofer, Platner u. A. kennen lernte, machte einen starken Eindruck auf den enthusiastischen Jüngling. So hatte nun H. nicht bloß kursorische Vorlesungen über das N. T. zu halten übernommen, sondern in seinen Disputatorien kamen vorzüglich die Einwürfe philosophischer Gegner des Christenthums zur Sprache, was denn von selbst zu einer philosophischen Vertheidigung führte, von welcher eine Kritik des Systems selbst nicht fern lag. Im folgenden Jahre (1778) aber wurde Henke der Theologie noch näher gebracht. Rehkopf war nach Dresden zurück gegangen, und Velthusen hatte seine Ämter und damit eine solche Last von Geschäften übernommen, daß er einige davon, und namentlich den Vortrag der Kirchengeschichte abzugeben wünschte. Diesen zu übernehmen schien ihm Niemand mehr geeignet als H.; gern ging man in Braunschweig darauf ein, als Velthusen ihn dazu vorschlug, und so wurde H. noch in demselben Jahre als außerordentlicher Professor der Theologie, und zwar ausdrücklich für die Kirchengeschichte, angestellt.

Seit dieser Zeit ist er nun bis an seinen Tod als Professor der Theologie in Helmstädt geblieben. 1780 starb der Herzog Karl und ihm folgte Karl Wilhelm Ferdinand: dieser interessirte sich sehr für die Universität, und so wurden auch unter andern neue Fonds für das theologische Seminar verwilligt, und H. erhielt die Direktion desselben und die vierte Stelle in der Fakultät. Von nun an lehrte er neben der Kirchengeschichte und Exegese des N. T. auch die Dogmatik, und zwar sowohl eigentliche gelehrte Dogmatik nach Heilmann, Ernesti, Döderlein[1]), und zuletzt seit 1793 nach seinen Lineamenta institutionum fidei Chr. hist. crit. (Ed. 2. 1795.), als auch populäre Theologie; außerdem Dogmengeschichte, theologische Encyklopädie und Symbolik. Seine literarische Thätigkeit aber bezog sich nun bald hauptsächlich auf seine „allg. Gesch. der christl. Kirche

1) „Hac mutatione librorum languorem ex redeuntibus in orbem lectionibus docenti facile obrepentem amoliri studui." Lineam. Praef. p. 9.

nach der Zeitfolge", wovon 1788—95 4 Bände zum ersten Male erschienen (4te Aufl. 1800—1806); daran schloß sich nach einem erweiterten Plane (schon das 16te u. 17te Jahrhundert war im 3ten u. 4ten Bande ausführlicher bearbeitet) die Kirchengeschichte des 18ten Jahrhunderts, in 2 Bänden, 1802—4, die Geschichte der kathol. Kirche bis 1773 enthaltend, von H. unvollendet. Außerdem beschäftigte ihn die Redaktion mehrerer Zeitschriften bis 1787, Annales literarii, nachher: Magazin und neues Magazin für Religionsphilosophie, Exegese und Kirchengeschichte. 1794—1802. 12 Bde.; Archiv für die neueste Kirchengeschichte. 1794—99. 6 Bde.; Eusebia. 1797—1800. 3 Bde.; Religionsannalen, 12 Stücke. 1800—1805; Museum für die Religionswissenschaft in ihrem ganzen Umfange. 1803—06. 3 Bde.; Beiträge zur neuesten Geschichte der Religion, des Kirchenwesens und der öffentlichen Erziehung. 2 St. 1806. Daneben erschienen Programme, welche größten Theils in seine Opuscula, 1802., aufgenommen sind; auch ist eine Sammlung seiner Predigten erschienen, in 2 Bänden, 1801—1803. Ausgaben älterer Schriften und Übersetzungen neuerer, welche er besorgte, hat er gewöhnlich mit Einleitungen und andern Abhandlungen begleitet, und unter seinen zahlreichen Recensionen hat er alle das preußische Religionsedikt betreffenden, noch einmal mit seinem Namen besonders herausgegeben. — In der Folge wurde ihm dann auch seine äußere Stellung in Helmstädt mehrfach verbessert: schon 1786 wurde er Abt des Klosters Michaelstein und als solcher Vorsteher des dortigen Predigerseminars; späterhin auch Vicepräsident des dortigen Konsistoriums, Ephorus des Collegium Carolinum, und nach Carpzovs Tode Abt von Königslutter; und überhaupt wurde ihm durch das immer zunehmende Vertrauen seines freisinnigen Fürsten, bei dessen Bereitwilligkeit, gemeinnützige Vorschläge zu unterstützen, seine gute Wirksamkeit vielfach unterstützt und erweitert, und dadurch seine Lage verschönert. Darum lehnte er auch alle die Vokationen ab, welche er nicht bloß nach mehreren Universitäten, sondern auch zu Anstellungen anderer Art erhielt, wie nach Berlin als geistl. Rath in allen preuß. Kirchen- und Schulsachen, nach Strelitz als Konsistorialpräsident und Hofprediger, nach Lübeck u. s. w.; mehrmals benutzte er sie, Vortheile für Andere (drei helmstädtsche Professoren haben so Gehaltszulagen erhalten) oder für bestehende Anstalten auszuwirken. Darum wurden ihm aber auch durch die politischen Veränderungen seit 1806, seine letzten Jahre so sehr verbittert und sein Ende beschleunigt.

Was nun seinen Charakter als Mensch und als Theolog im Allgemeinen betrifft, so war hier das vor Allem eine Eigenthümlichkeit, daß beides bei ihm nicht getrennt, daß die Sache der Theologie, der Wahrheit in ihr wie der Wirksamkeit durch sie, ihm eine Herzensangelegenheit war. Es hätte scheinen können, als sei dieß nicht der Fall. Wenigstens erschien er zwar überall, wo es galt, bei Predigten und Lehrvortrag, in einer imposanten Würde, mit einem tiefen Ernste; dagegen außer dem Geschäft, im häuslichen und geselligen Verkehr, welchen er als Erholung sparsam, aber gern aufsuchte, in einer jovialen Ungezwungenheit bis zur kindlichen Heiterkeit, allen Spielen seines reichen Geistes sich überlassend, nur unwillkürlich fern von Bitterkeit und Schmutz. Aber hierin zeigte sich gerade die Gesundheit und Harmonie seines geistigen Lebens. Jene energische Haltung ging hervor aus dem tiefen Gefühle von der Würde der Sache, für welche er wirkte, aus der Anstrengung, welche er ihr in jedem einzelnen Falle zu widmen für Pflicht hielt, und dabei denn aus dem edeln Selbstgefühl, in welchem er seiner Kraft, wie seines guten, nur der Sache geweihten Willens dabei gewiß war: daher nun auch jene kraftvolle Offenheit, womit er Alles, so stark er konnte, ausdrückte, jene unverhaltene Wärme, deren öffentliche Äußerung ohne eine gewisse Selbstvergessenheit, pfäffische Schamlosigkeit gewesen wäre, jene mit den Jahren zunehmende Sicherheit im Betragen, z. B. an Höfen, womit er leicht zwischen Anmaßung und Wegwerfung die glückliche Mitte traf, jene entschlossene Strenge, welche keinem Gutgesinnten als Härte oder Herrschsucht erscheinen, Keinen länger als im ersten Augenblicke verletzen konnte. Wenn aber jene auch äußerlich stark hervortretende Würde nicht in Selbstbewunderung ihren Grund hatte, so konnte sie ihn auch nicht als ärmliche Fratze der Gravität in die Kreise der Erholung hinab begleiten, wo er eben so aufrichtig (esse non haberi, war sein Wahlspruch) gegenwärtige Heiterkeit, eigne und fremde, befördern, als im Berufe der guten Sache dienen wollte. Und so überließ er sich auch in allen übrigen Dingen, auf welche er Aufmerksamkeit und Anstrengung zu verwenden nicht nöthig oder nicht der Mühe werth fand, seinem glücklichen, ursprünglich reizbar weichen und schon durch seine ersten Eindrücke nur zu Wohlwollen hingeleiteten Gemüthe, dessen Kraft und Reinheit ihm auch schon durch seine unausgesetzte Thätigkeit bewahrt wurde; daher denn, unbewacht und wie verdienstlos, seine Genügsamkeit und fast romantische Freigebigkeit, sein Mitleid und seine Mitfreude, seine Unfähigkeit zu berechneter Ostentation, zu Verstellung und Intriguen, welche er bei Andern eben so schwer glaubte als verzieh.

Aus diesem seinem Charakter als Mensch erklärt sich nun auch seine Eigenthümlichkeit als theologischer Lehrer und Schriftsteller, auf welche jener den stärksten Einfluß hatte. Man könnte sagen, einen zu starken; wenigstens waren manche der Fehler, welche man ihm hier vorgeworfen hat, nur Folgen seiner lebhaften persönlichen Theilnahme. — Seine hervorstechenden Anlagen, sagt ein Rec. seiner Biographen (A. L. Z. 1815. No. 225.), waren „eigentliches Genie und lebendige geistreiche Urtheilskraft, unterstützt durch ein fast beispielloses Gedächtniß:" sein Pflichtgefühl, sein Interesse für alles Gute und Schöne setzten sie kräftig in Thätigkeit. Zuerst aber waren sie auf das Studium der Alten und dann der Literargeschichte gewandt; vernachlässigt aber war das Studium der orientalischen Sprachen; eben so, obgleich er Anfangs, aber vor Kant selbst philosophische Collegia gelesen hatte, konnte er doch nachher,

was er selbst beklagte, der Philosophie nicht mehr die nöthige Zeit und Mühe widmen, welches für seine Bildung die Vortheile und Nachtheile herbei führte, welche der Mangel eines abgeschlossenen, ausgebildeten, philosophischen Systems mit sich bringt. Die theologische Richtung des einzelnen pflegt sich nach seiner übrigen Ausbildung zu entscheiden: dieß erkennt man nun auch an dem, was Henke in den einzelnen theologischen Wissenschaften geleistet hat. — In der Schrifterklärung hat sich H. als Schriftsteller wenig bekannt gemacht, wahrscheinlich weil er sich auch selbst, wegen seiner geringen Bekanntschaft mit orientalischen Sprachen, diesem Felde nicht ganz gewachsen fühlte. Er hatte einst den Plan, eine Einleitung ins N. T. zu schreiben, und man kann die wenigen hierher gehörigen Schriften als Beiträge dazu ansehen: die Beschreibung des 2ten uffenbachschen Koder (in Pott's u. Ruperti's Syll. II, 1.); ferner Beiträge zur Charakteristik des Paulus zu Paley's horae Paulinae (teutsch mit Zusätzen 1797), und des Johannes, an welchem er eine entscheidende Eigenthümlichkeit zuerst bemerkte und hervor hob (Joannes apophthegmatum Jesu interpres, in Pott's Syll. I, 1.); außerdem mehrere andere Programme in Opusc. und Abhandlungen in seinen Zeitschriften. Auch seine Vorlesungen über das N. T. waren in der Hinsicht mangelhaft, daß ihm für das Sprachliche vorzüglich nur die Bekanntschaft mit der altklassischen Gräcität, diese aber in hohem Grade zu Gebote stand, während er das Hellenistische nur mehr durch Vergleichung des Josephus und der LXX kennen gelernt hatte. Zu gewagten Erklärungen verleitete ihn auch noch bisweilen die Begier nach durchgängiger Übereinstimmung der noch nicht genug abgesonderten biblischen Theologie, mit seinen dogmatischen Überzeugungen. Aber durch seine Vorlesungen hat Henke, nach dem Urtheile seiner Schüler, sich mehr um sie verdient gemacht. Nicht bloß dadurch, daß er sie mit der historisch-grammatischen Interpretation, deren man zu seiner Zeit und auf der orthodoxen Universität so sehr bedurfte; wichtiger noch war, daß er ihnen unwiderstehlich Interesse und Verehrung gegen die Schriften des N. T., und die Personen, welche in ihnen erscheinen, mittheilte. Dieß geschah fast unwillkürlich, weil er selbst dieser Verehrung so voll war; es geschah durch die phantasiereiche, dramatisch lebendige Darstellung des Erzählten, wobei er besonders die menschlich schönen Züge kenntlich zu machen strebte, durch das begeisterte und schon dadurch geistesverwandte Auffassen der Gedanken, welches ihm ohne Hineintragen hier so Vieles sichtbar machte, was Anderer Blicke nicht erreichten. Von heiliger Rührung fast überwältigt, sagt einer seiner Schüler (vergl. auch Bertholdt's krit. Journ. für neueste theol. Lit. Bd. 6. S. 161), habe er Stellen wie Joh. 17. und 1 Kor. 13. erklärt, „und dieses Ergreifende und Rührende war nicht Folge künstlicher Anstrengung, sondern natürliche schöne Frucht des Einklanges, in welchem bei ihm Verstand und tiefes Gefühl sich gegenseitig hoben." Wenn diese Stimmung für Excurse über den Infinitiv und die Partikeln weniger Raum ließ, so wäre dieß ein solcher Fehler, wo man seine Unwissenschaftlichkeit mit seinem zu lebendigen persönlichen Interesse für seine theologischen Bestrebungen, für seine Wirksamkeit als Lehrer, entschuldigen mag. — Als Dogmatiker ist H. viel bekannter geworden, als durch seine Bemühungen um die Schrifterklärung. Fast in allen seinen Schriften, in seiner Kirchengeschichte, in seinen Predigten, in vielen Abhandlungen, welche in seine Zeitschriften aufgenommen oder andern Schriften beigefügt sind, vor Allem in seiner Beurtheilung der über das Religionsedikt erschienenen Schriften spricht sich seine theologische Denkart aus: die eigentliche Darstellung seiner Ansichten aber findet man in seinen lineamenta 1793. Henke gehörte als Dogmatiker in die Klasse der Theologen, welche, gestützt auf Kritik und historische Interpretation der biblischen Schriften, den kirchl. Lehrbegriff einer Kritik zu unterwerfen anfingen, aber auch schon die Annahme von Akkommodationen, Absonderung des Lokalen und Temporellen u. dgl., bei der Entwickelung des Urchristenthums aus dem N. T. nöthig fanden. Wie weit er darin ging, wie er alle unmittelbare Offenbarung und Inspiration im alten Sinne unerweislich und unbiblisch fand, wie er alle Auctorität in Sachen der Religion nur für solche bestimmt fand, deren Geist noch nicht zu der wirksamern selbstgedachten oder reproducirten Gotteserkenntniß gereift sei, wie er in der Dogmatik vor Bibliolatrie, Onomatolatrie und Christolatrie warnte u. s. w., kann hier nicht weiter aus einander gesetzt werden. Vor Allem aber hat man ihm, selbst von Seiten seiner Gegner, nachgerühmt, wie sehr er sich vor seinen ähnlich gesinnten Zeitgenossen durch die „würdige Freimüthigkeit" ausgezeichnet habe, mit welcher er seine Überzeugungen unzweideutig und stark ausgesprochen habe; auch hierin erkennt man seinen Charakter wieder: er hatte redlich und durchaus rücksichtslos geprüft und glaubte nun für die Ehre der Religion und des Christenthums zu streiten, fühlte sich verpflichtet, sie von Entstellungen, welche ihre wohlthätige Wirksamkeit lähmten, nach Kräften zu befreien. Darum übernahm er auch so eifrig den Streit gegen das Religionsedikt zu führen, da dieß den preußischen Theologen erschwert war. So erscheint auch sein Charakter eigenthümlich in einem andern Zuge: „In seinen Göttern malt sich der Mensch." Henke machte die Güte zum Mittelpunkte der göttlichen Eigenschaften, leitete daraus alle übrigen ab. Vorgeworfen hat man seinem Buche, es sei darin biblische Theologie, Kirchenlehre und eignes Urtheil nicht gehörig geschieden, hat auch ein durchgebildetes philosophisches System bei dem Verfasser vermißt; doch sollte es ja auch eigentlich nur eine historisch-kritische Darstellung der christlichen Lehre, sollte auch nur ein Lehrbuch seyn; in seinen Vorlesungen kamen die weitern Erörterungen, wie auch sehr reichlich die literarischen Zusätze, welche ganz fehlen, hinzu; er übernahm auch, um zu wirken, das für ihn sehr mühsame Geschäft, eigne populäre Vorlesungen über Dogmatik zu halten. Freilich ist seitdem die biblische Theologie als freie historische Wissenschaft beträchtlich weiter

gekommen. Und wenn es Henke an einem scharf ausgebildeten und abgegränzten philosophischen Systeme fehlte, so blieb dafür sein gesunder Sinn desto sicherer unverfälscht und sein Interesse desto lebendiger. — Aber er fühlte selbst diesen Mangel und beschränkte sich wohl auch deßhalb, auf eine andere Weise der Wahrheit in der Theologie durch seine Gelehrsamkeit und seine Freisinnigkeit zu dienen. Dieß geschah durch das, was er für die Kirchengeschichte leistete. Hierher gehören nun, außer seinem größern Werke, die meisten seiner Programme und kleinern Aufsätze in seinen Zeitschriften und Opuscula, seine Zusätze zu den Übersetzungen von Burigny's Erasmus, Roscoe's Leo X., und besonders von Villers Preisschrift über die Reformation u. a. Über die Belesenheit und Gelehrsamkeit, mit welcher diese Schriften geschrieben sind, ist kein Streit; seine frühe Vorliebe für Literargeschichte wurde Henke hierbei sehr nützlich, wie er auch selbst eine Bibliothek von 15,000 Bänden (Bibl. Henkii. 1810. 2 Bde. 8.), hauptsächlich für Kirchengeschichte, gesammelt hatte; auch in seinem größern Werke sind oft mit Selbstverläugnung in wenigen Zeilen die Ergebnisse der mühsamsten Untersuchungen nieder gelegt. Besonders viel ist in den letzten Theilen, wo wenig vorgearbeitet war, geleistet; dagegen ist er freilich in der ältern Geschichte und besonders in den dogmengeschichtlichen Theilen neuerlich, jetzt schon weit übertroffen. Was aber den Geist des Buches und Henke's Charakter als Historiker betrifft, so hat er freilich nicht die Objektivität der Darstellung, welche einfach ohne modernes Urtheil die Zeiterscheinung wieder vorführt; das Bestreben, durch die Geschichte zu belehren, tritt sehr hervor, weniger in Raisonnements, als in den gewählten Ausdrücken, welche fast immer eine Beurtheilung einschließen. Aber als Kirchenhistoriker hatte er auch den Vortheil, einen festen Maßstab zu haben, nach welchem sich alle Erscheinungen beurtheilen ließen, nämlich die Ansicht davon, was das Christenthum seiner Bestimmung nach seyn sollte. Henke mußte nach seiner Ansicht hiervon freilich der größte Theil der kirchlichen Vorzeit, oder wenigstens was darin hervor tretende Handlung, also Gegenstand der Geschichte war[2]), in einem gehässigen Lichte erscheinen: immer ist er auch fern geblieben von der frommen Koketterie, die gern überall nur Gutes findet, weil es bekannt ist, daß man im Urtheile über Andere von sich zu schließen pflegt. So konnte seine Darstellung zugleich eine historische Deduktion werden, wie es gekommen sei, daß man nach langen Verirrungen und Verführungen erst im 18ten Jahrh. wieder allgemeiner das Wesen des Christenthums richtig erkannt habe. Von dieser Succession vor Allem, von der Reihe der Entwickelungen eines Zeitalters aus dem andern sollte ein lebendiges Bild gegeben werden; aber schwieriger zu lösen war freilich die künstlerische Aufgabe, die Zeiten, durch ihre jedesmaligen interessantesten Erscheinungen charakteristisch repräsentirt, und in ihrer Entfernung vom wahren Christenthume gewürdigt, leibhaftig vorüber gehen zu lassen, als das instruktive Geschäft, gleichartige Data aus großen Zeiträumen in Klassen zu excerpiren. Auf Übergänge zum Ungleichartigen brauchte kaum Mühe verwandt zu werden; je nachdem bald hier, bald dort in der Kirche vorzügliche Bewegung war, blickte man hin, wie die Zeitgenossen thaten; so erhielt man ein Bild von den Zeiten, mannichfaltig und richtig, als hätte man sie selbst durchlebt. Aber schon schwieriger war mit dem engen Raume zu kämpfen; denn es mußte das Einzelne ausgeführt werden, sollte das Bild lebendig werden. Das sichtbar angestrengte Bemühen, in diesem Sinne zu genügen, charakterisirt Henke's Kirchengeschichte; gerade das Verlangen, mit jedem Worte so viel Gedanken als möglich anzuregen, hat ihn Manches verhältnißmäßig sehr stark bezeichnen lassen, hat ihn auch wohl, wenn er sie sinnvoller fand, zu Ausdrücken geführt, welche der Zufall sonst aus der Schriftsprache verwiesen hat. In jeder neuen Auflage hat er sich selbst übertroffen, und streng die frühere für ganz ungenügend erklärt; doch mußten ihm immer die letztern Theile auch deßhalb besser gelingen, weil er sie ausführlicher schrieb, und weil er auch wohl bei seiner lebendigen Auffassung, die ihm leicht Alles im Lichte seiner Zeit erscheinen ließ, mehr Talent hatte, neuere Zeit zu beschreiben. Für den ersten wissenschaftlichen Unterricht in der Kirchengeschichte war freilich ein Werk weniger geeignet, worin der Stoff so sehr pragmatisch verarbeitet war; eben so seine Vorlesungen, in welchen er Einzelnes in lebendigen Erzählungen verfolgend in dem Reichthume seines Wissens geistvoll schwelgte, und mehr anregte, als Anfänger unterrichtete[3]). — Auch als praktischer Theolog hat er sich durch Predigen und Anleitung dazu verdient gemacht. Mit unglaublicher Strenge beurtheilte er die Mitglieder des Seminars, deren Predigtübungen er leitete; er wollte ihnen einen starken Eindruck mittheilen von ihrer Verpflichtung zur höchsten Anstrengung für ihr höchstes Geschäft, und so nahmen sie es auf. Um ihn als Prediger ganz zu würdigen, mußte man seine Persönlichkeit kennen; gehört machten seine Predigten einen stärkern Eindruck, als gelesen. Nicht, weil er durch blendendes Äußeres gewirkt

2) „Nur mußten gerade die edelsten Wirkungen des Christenthums von jener stillern und bescheidenern Art seyn, als daß sie großes Aufsehen und lautes Geräusch erregt haben, durch viele Zeugen und Verkündiger gerühmt, und durch die Jahrbücher der Geschichte dem Andenken der Nachwelt erhalten werden konnten. Die Entschlossenheit und Lust zum Rechtthun, die zarte Ehrfurcht vor dem Gewissen, der Kampf und Sieg der Selbstverläugnung, die Stärke im Dulden des harten Schicksals, die großmüthige Vergebung des Unrechts, der uneigennützige Diensteifer, die Tapferkeit zu den schwersten und kostbarsten Aufopferungen für Wahrheit, Tugend und Menschenwohl, die hohen Freuden der Andacht, die Hoffnungen im Sterben, diese und andere schöne Früchte bringt die Religion gerade nicht auf den offenen Schauplatz der Welt hervor, welchen uns die Geschichte vor Augen führt.“ Henke K. G. des 18ten Jahrh. S. 2.

3) Anders Stäudlin, der ihn einen christlichen Abt selbst verlassen vom Geiste der Religion nannte, Gesch. der theol. W. Bd 2. S. 551. 683, theol. Encykl. S. 310, Gesch. der Kirchengesch. S. 176 ff., Magazin für Rel. Moral- und Kirchengesch. Bd 2. und Götting. Anzeigen 1816. Stck 46. Spittler's dort angeführtes Urtheil (Götting. Anz. 1793. Stck 155.) betraf nur die erste Auflage von Henke's Kirchengesch.

hätte; freilich war seine bloße Erscheinung imposant, aber er redete nicht frei, er würde sich nicht genügt haben bei seiner Gewohnheit, den Nachdruck jedes Wortes sorgsam abzuwägrn, und diese ließ ihm auch zum Memoriren selten Zeit genng. Aber wie sehr ihm am Herzen lag, was die inhaltschweren Worte bezweckten, das verbirgt sich dem Leser leicht, und das verbarg er selbst absichtlich, hinter dem Fleiß, womit nur scharfe und starke Gedanken in ihnen ausgeprägt sind, doch das blieb dem Hörer nicht verborgen. Eine Sammlung seiner Predigten ist erschienen 1801—3. 2 Bde. 8., doch fehlt darin unter andern gerade die Predigt, die ihn vielleicht vor allen übrigen charakterisirt, die Predigt am Krönungsfeste Napoleons, in 2 Auflagen, 1806 und 7, auch ins Latinische, und von Villers ins Französische übersetzt 1807. 8.

Die Zeitereignisse, aus welchen diese Predigt hervor ging, beschleunigten auch sein Ende. Bei Jena war der Herzog gefallen, den sein Land den Beglücker nannte, der Wohlthäter, und man kann sagen, der Verehrer Henke's; bald darauf erfolgte die militärische Besetzung des braunschweigschen Landes, welches dann 1807 zu Tilsit für einen Theil von Westphalen erklärt wurde. Eine Deputation aus den braunschweigschen Landständen wurde nach Paris gefordert, dem neuen Könige zu huldigen, und Henke selbst, ans der Curie der Prälaten zum Deputirten gewählt, mußte im August mit den übrigen die Reise antreten. Bald sahen hier die Deputirten, daß für sie in Paris „nicht viel zu thun sei, aber viel zu figuriren." Die Constitution für das neue Reich sollte nach Napoleon's eigener Erklärung unter ihrer Mitwirkung entworfen werden; vergebens protestirten sie, daß ihre Einwilligung nicht für die Länder, aus welchen sie geschickt seien, verbindend seyn könne. Ein Ausschuß ans den Deputirten, worunter Henke, erhielt dann die Constitution fertig, um Bemerkungen dazu zu machen. Dieß geschah; sie erhielten dann die Erlaubniß, ihre Vorstellungen dem Könige, welchem sie inzwischen insgehrim mitgetheilt waren, selbst vorzutragen, und nach einer Audienz, welche wenig Folgen hatte, durften die mristen von ihnen wieder abreisen. Voll nieder drückender Besorgnisse für die Zukunft und mit geschwächter Gesundheit kehrte Henke zurück; neue Vorlesungen wurden im Winter eröffnet und Versäumtes nachgeholt. Aber schon im December wurde er wieder heraus gerissen. Nun sollte in Cassel gehuldigt werden, und dieß Mal wollte Henke nicht fehlen. Denn schon waren die Besorgnisse brstimmter geworden; fünf Universitäten in dem kleinen Reiche, für dessen Finanzen eben kein Überfluß zu erwarten war, konnten kaum bleiben; Marburg hatte das Wort des Königs; Göttingen schien anch geschützt; dir am reichsten dotirte war am meisten in Gefahr. So war Niemeyer nach Cassel gegangen, das schon aufgehobene Halle zu retten; so ging auch Henke, wenn er konnte, die Anstalt zu schützen, welcher er Alles verdankte, welcher er sein Leben gewidmet hatte. Johannes Müller wollte gern allen helfen, und bald hatte auch Halle das Versprechen, der König wolle sie nicht bloß consoler et rétablir, sondern auch „augmenter." Für Helmstädt, erklärte man, sei vor der Hand Nichts zu fürchten. Im Mai 1808 war der König, der das Land durchreiste, in Braunschweig. Henke ging mit andern Deputirten für die Universität zu bitten; der König antwortete ihnen, wie Andern in der Audienz, mit stummem Kopfnicken; Simeon, auf Joh. Müller's dringende Vorstellungen, versprach seine Verwendung. Im Junius wurde Hrnke zur ersten Ständeversammlung nach Cassel berufen. Dieß Mal wurde ihm durch Müller's vertrauten Umgang sein Aufenthalt, so viel es möglich war, erheitert, doch war sonst des Unerfreulichen zu viel. Mehrere der Deputirten krankten, man nannte es morbus comitialis; Häberlin mußte abreisen, und starb bald nachher. Henke litt wiederholt an heftigem Blutauswurf, und seine Stimmung wurde unter den Umgebungen nur immer trüber; stets versuchte er sie zu verbergen und wie sonst heiter zu seyn unter Menschen; das griff ihn nur noch mehr an. Einst fiel er im Ständesal über eine der Thronstufen: „Wer nicht zum Throne geboren ist, der bleibe davon!" Er kehrte zurück, wenn nicht krank, doch krankhaft reizbar, und so blieb er seit dieser Zeit, nicht mehr wie sonst, aufgelegt zur Arbeit, stets an Kopfschmerz leidend. Jeder kleinste Vorfall gab seiner Stimmung Nahrung; noch mehr Ereignisse, wie die Aufhebungen gut dotirter wissenschaftlicher Institute, des Predigerseminars Riddagshausen, des Gymnasiums zu Schöningen; kaum daß man den verabschiedeten Lehrern des letztern auf Henke's Verwendung nicht sogleich ihren Gehalt entzog. Im November schrieb dann auch Müller schon, er fürchte Alles für Hrlmstädt. Familienleiden kamen hinzu: im December starb sein ältester Sohn. Noch immer zwang er sich, wenigstens in Unterbrechungen seine Vorlesungen zu halten, doch „excidit ausis," sagte er einst im Auditorium, „wird es bald von mir heißen." Bis in den Frühling dauerte dieser Zustand, den er nicht mehr brherrschen konnte; er vermied die Einsamkeit, seine Familie that Alles zu seiner Erheiterung, aber vergebens; er verfiel in ein hitziges Fieber und starb den 2. Mai 1809, im 57. Jahre[4]). *(E. Henke.)*

HENKEL, HÄNGEL eines Gegenstandes nennt man denjenigen Theil desselben, welcher wie ein Öhr oder eine Schlinge gestaltet ist, und die Bestimmung hat, jenen damit an- oder aufzuhängen. Solche Henkel haben außer Töpfen, Tassen, Krügen, viele andere Geräthschaften; und hängt man diese auch nicht alle immer daran auf, so dienen sie doch als eine Art Handhabe zum bequemern Anfassen oder Halten.

(Fr. Thon.)

---

4) Vgl. H. W. Just. Wolff und G. K. Bollmann, H. Ph. K. Henke, Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, und Erinnerungen an seine Verdienste von zweien seiner Schüler. Helmstädt 1816. 8. rec. in A. L. Z. 1815. Nr. 224 — 26. Jen. A. L. Z. 1816. Nr. 78. Bertholdt's Journ. f. neueste theol. Lit. Bd 6. St. 2. u. a. F. A. Ludewig, Abriß einer Lebensgeschichte Henke's, im 7. Th. von Vaters Ausg. von Henke's K. G. Venturini, Art. Henke im Conv. Lex. H. A. Niemeyer Rede zur Gedächtnißfeier der seit der ersten westphäl. Ständeversammlung verstorb. Mitglieder. Halle 1810 u. A.

HENKEL ist auch Eigenname, eben so wie HENCKEL, die Orthographie ist schwankend, daher trifft man vielleicht die eine oder andere Person unter Henkel, welche bei Einigen Henckel heißt, und umgekehrt. *(R.)*

1) Balthasar, s. Henckel.

2) Johann, Doktor der Rechte und Hofprediger der Königinn von Ungarn, Maria, Gemahlinn Ludwigs II. und Schwester Ferdinands I. und Karls V. Er war es schon noch vor der Schlacht bei Mohátsch (1526, 29. Aug.), und es begab sich da das seltsame Ereigniß, daß, während der König die strengsten Befehle gegen die Anhänger Luthers erließ [1]), die königl. Gattinn sich in den lutherschen Grundsätzen von Henkel erbauen ließ [2]). Als sie nach dem Tode ihres Gemahls nach Linz zog, begleitete sie Henkel dahin, und hatte da Gelegenheit, mit ihr dem Reichstage zu Augsburg (1530) beizuwohnen, wo er mit Luther und Melanchthon eines vertrauten Umgangs pflegte [3]). Als sie aber (nach dem Tode ihrer Schwester Margaretha) Statthalterinn der Niederlande wurde (1531), folgte er ihr nicht dahin, sondern kam als Domherr nach Breslau, wo der junge Dudith, der bekannte Redner zu Trient, ein Par Jahre in seinem Hause war und von ihm Teutsch lernte (s. Dudith). Henkel starb in dieser Stadt am 5. Novbr. 1539. Er war aus Leutschau gebürtig und stand daselbst als Hilfsprediger vom Jahre 1513—1522, erhielt auch während seines Aufenthalts zu Linz einen einstimmigen Ruf zum dasigen Stadtpfarreramte, an die Stelle seines verstorbenen Bruders Sebastian Henkel, dessen Annahme seine Gebieterinn jedoch nicht gestattete. Mit Erasmus von Rotterdam, so wie mit andern ausgezeichneten Gelehrten, stand er in einem vielfachen Briefwechsel [4]), im Drucke aber ist Nichts von ihm erschienen [5]). *(Gamauf.)*

3) Joh. Fridr., ein teutscher Mineralog. Er war den 11. Aug. 1679 zu Freiberg geboren, bildete sich auf seinem vaterstädtischen Gymnasium, studirte dann zu Leipzig die Arzneiwissenschaft und kehrte, nachdem er promovirt hatte, nach Freiberg zurück, um daselbst zu prakticiren. Allein einen so glücklichen Anfang er auch darin machte, so zog ihn doch seine Neigung mehr zu der Mineralogie und Chemie hin, weßhalb er seine Praxis niederlegte und sich diesen Fächern ganz widmete. Seine chemischen Prozesse brachten glückliche Resultate hervor, und wurden vorzüglich der Meißner Porzellanfabrik nutzbar, die dadurch sich ungemein hob. Zum Danke dafür erhob ihn sein König zum Bergrathe, und sein Ruf war so verbreitet, daß er viele Jünglinge nach Freiberg zog, die daselbst sich theoretisch und praktisch für den Bergbau bildeten. Er starb am 16. Jan. 1744. Seine chemischen Schriften sind besonders den Gelehrten

1) Diese strengen Maßregeln des sonst gutmüthigen und schwachen Königs (die glücklicher Weise an Wenigen vollzogen wurden) gegen die Protestanten rührten eigentlich von der ungrischen Reichstagsversammlung her. Der 24ste Artikel des Reichstagsbeschlusses vom Jahre 1523 lautete: „Omnes Lutheranos et illorum fautores ac factioni huic adhaerentes, tanquam publicos haereticos hostesque sacratissimae virginis Mariae, poena capitis et ablatione omnium bonorum suorum Majestas regia, veluti catholicus princeps, punire dignetur" und der 4te Artikel des Reichstagsschlusses vom Jahre 1524: „Lutherani etiam omnes de regno extirpentur, et ubicunque reperti fuerint, non solum per ecclesiasticas, verum etiam saeculares personas libere capiantur et comburantur." (S. Historia diplomatica Ungariae p. 3). *(Rumy.)* 2) Es ist gewiß, daß die Königinn Maria dem Luther und seiner Lehre sehr zugethan war, so daß ihr Bruder Ferdinand in einigen Briefen (die letzthin in Hormayr's Archiv für Geschichte mitgetheilt wurden,) ihr vorwarf, daß sie in den üblen Ruf des Lutherthums gekommen sei. Sie las fleißig die lateinische Bibel, und Henkel bezeugte ausdrücklich, sie habe stets eine Bibel mit sich gehabt, auch sogar auf die Jagd genommen, und mit den Predigern gern über die heilige Schrift gesprochen. Unter ihrem Namen findet man in den evangelisch-lutherschen Gesangbüchern ein Lied, welches sich anfängt: „Mag ich Unglück nicht widerstahn:" allein Seckendorf in Historia Lutheranismi lib. II. fol. 58 und mit ihm Abraham Scultety in Annalibus Evangelii Dec. II. p. 90 ad annum 1527 eignen es mit Recht dem Luther selbst zu. Luther hat an die Königinn mehrere Briefe geschrieben und ihr einige Psalmen zugeeignet unter dem Titel: „Vier tröstliche Psalmen an die Königinn zu Ungarn ausgelegt durch Martin Luther. Wittenberg 1526. Den Anfang dieser Zueignungsschrift hat Kollar in seinem Traktat de originibus et usu perpetuo potestatis legislatoriae circa sacra apostolicorum regum Hungariae. Vindobonae 1764. gr. 8. S. 123. Allein als Statthalterinn der Niederlande soll sie sehr der katholischen Religion ergeben gewesen seyn. *(Rumy.)*

3) Nach Andern mit Melanchthon und Spalatin. Dieß bezeugt Seckendorf in Historia Lutheranismi lib. II. p. 58 u. selbst Luther Tom. IV. edit. Altenb. p. 157. Spalatin nennt ihn einen ehelichen freundlichen Mann in Annal. ad an. 1530. p. 140 u. 141. In Augsburg gab er ein von ihm verfaßtes theologisches Werkchen dem Melanchthon zum Lesen, welches dieser dem Luther mittheilte. (Sotig's Historie der augsburgschen Confession. II. Th. S. 813.) *(Rumy.)* 4) Noch bei Lebzeiten Ludwig's II. schrieb Erasmus (der doch bekanntlich Luthers Trennung von der katholischen Kirche nicht billigte) an Henkel viel Zweideutiges über die Reformation. In einem Briefe an Henkel von Basel aus im März 1526, welcher so anfängt: „quemadmodum non potest animus vere christianus etc. und der 25ste Brief im 18ten Buche der Londoner Ausgabe ist, sagt er: „quod jam in aliquot locis novi oriantur evangelistae, qui placide, prudenter et evangelico spiritu praedicent evangelium, nec in dextram nec in laevam declinantes a vero evangelico." *(Rumy.)* 5) Henkel verließ nicht die katholische Kirche und trat zu der protestantischen über, sondern neigte sich nur zu ihren Grundsätzen. Er starb am 5. November 1539 und wurde in der Kathedralkirche des heil. Johannes vor dem größern Chore begraben. Die ihm gesetzte Grabschrift ist folgenden Inhalts:

Joannes Henkelius Leutschoviensis
Jurium Doctor Hoc Sub Saxo Conditus
Meliorem
Vitam Exspectat V. Novembr. A. MDXXXIX
Petrus Prockendorff U. J. D. Canonicus
Vratislaviensis et Matthias Auctus
Decretorum Doctor Venerabili Et Praeclaro
Viro D. Joanni Henkelio
Decretorum Doctori Canonico Hujus Ecclesiae
Exstructores F. F. Anno MDXL
Imus Ab Hac Vita Morientes: Nec Mora Sic Vos
Ibitis, In Quibus Est Nunc Vita, Vigorque Manendi,
Ibunt Sic Omnes Qui Posteritate Sequentur.

In der Handschrift hat man von ihm noch verschiedene Briefe an Erasmus theologischen Inhalts, und das theologische Werk, welches er dem Melanchthon zum Durchlesen übergeben hatte. Sie verdienen den Druck, da sie sich auf die Reformationszeit beziehen. *(Rumy.)*

dieses Fachs wegen der Aufrichtigkeit, mit welcher er die Resultate seiner Erfahrungen mittheilt, schätzbar: dahin gehören seine Pyritologia. Leipzig 1725., neu aufgel. 1754., und in das Franz. übersetzt von Holbeck 1757.; seine Bethesda portuosa. Leip. 1726., neu aufg. 1746., seine kleinen mineralogischen und chemischen Schriften. Dresden 1744., neu aufg. 1757. u. Wien 1759., und Henkelius in mineralogia redivivus, welchen Joh. Ern. Stephani nach seinem Tode, Dresden 1747., neu aufgelegt 1759., herausgab. Auch für die Botanik lieferte er ein Werk: Flora saturnizans. Leipzig 1722., neu aufg. 1759., worin er zu beweisen sucht, daß Gährung und Krystallisation einzig die Vegetation bewirken. Die Zergliederung der Gewächse ist darin für seine Zeit musterhaft *). (*G. Hassel.*)

4) Johann Otto, geb. den 22. Nov. 1636 zu Marburg, bildete sich auf den beiden hessischen Universitäten Gießen und Marburg, war in Rinteln zunächst Professor der Metaphysik, dann der Theologie und verwaltete neben der letzteren Professur auch die Superintendentur. Seine Schriften sind theils philosophischen (epitome metaphysicae u. s. w.), theils theologischen Inhalts und bestehen nach der Sitte jener Zeit meistens in Dissertationen. Er starb den 22. Dec. 1682, als er das Rektorat der Universität verwaltete †). (*R.*)

Henkelia s. Henckelia.

HENKEN, 1) medic., s. am Ende des Bandes.

HENKEN, 2) Rechtswiss. Zu den einfachen Todesstrafen rechnet man das Henken durch den Strang (Aufhenken an den Galgen. Suspendium. Suspensio. Supplicium furcarum vel patibuli) [1]).

Öffentliches Aufziehen und Anheften eines Delinquenten an einen hervorragenden, in die Augen fallenden Ort, ist das charakteristische Merkmal dieser Todesstrafe, die schon bei den Völkern des Alterthums in verschiedenen mehr oder minder grausamen Formen gebräuchlich war, und auch in Karls V. peinlicher Gerichtsordnung (Art. 159. 162. 192.) männlichen Verbrechern gedroht ist.

Die erste Nation, bei der wir diese Todesstrafe antreffen, sind die Ägyptier [2]). Etwas später zeigt sich dieselbe bei den Nachkommen Israels [3]) und bei den ältesten Persern [4]); sodann bei den Karthaginensern [5]), Griechen [6]) und Römern [7]). Am häufigsten war sie bei den ältesten Teutschen im Gebrauch [8]).

Das Henken, Hängen oder Aufhängen fand in älteren Zeiten auch gegen bereits Getödtete Statt. Aus der israelitischen Geschichte ist bekannt, daß fünf kriegsgefangene Könige zuerst unter den scheeklichsten Beschimpfungen getödtet, dann an Bäume aufgehängt wurden [10]). So ließ König David nach 2 Sam. 4, 12. die Mörder des Isboseth zuerst erwürgen, an Händen und Füßen verstümmeln, dann aufhenken [11]). Auch in der ägyptischen, karthaginensischen, römischen, so wie in der teutschen Geschichte finden sich Beispiele dieses Verfahrens gegen die Leichname überwiesener, zuweilen auch selbst bloß angeschuldigter Missethäter [12]).

Das Henken wird erst seit dem Ende des Mittelalters ausschließend eine Hinrichtungsart für Lebendige, eine eigentlich so genannte Todesstrafe für Verbrecher.

Die Formen des Henkens waren sehr verschieden. Bald geschah es an Bäumen oder Baumästen, bald an Pfählen, oder langen, aufrecht stehenden Balken, bald an eigenen Gestellen, an denen das zu hängende Subject mit Stricken, zuweilen auch selbst mit Nägeln an Händen und Füßen befestiget wurde.

Die gewöhnlichsten Hängemaschinen sind unter den Benennungen Galgen [13]) und Kreuz [14]) seit den ältesten Zeiten bekannt.

*) *Jöcher* II, 1486. Biogr. un. XX, 59. *Hirsching* III, 1. 105. Der *Henkelius* redivivus ist unter dem Titel Introduction à la minéralogie. Par. 1756, auch seine übrigen Werke oeuvres de Mr. *Henkel* 1760 in das Franz. übersetzt.

†) Jöcher's Gelehrtenlex. 2r Bd. S. 1487.

1) Feuerbach, Lehrbuch des gemeinen in Teutschland gültigen peinlichen Rechts. Gießen 1826. §. 145. Vergl. über diese Todesstrafe überhaupt: *Ern. Tenzel*, D. de eo, quod justum est circa poenas furcarum. Erf. 1719. *Jer. Eberh. Link* D. de suspenso ad cultelli anatomici sensum redivivo et post longum tempus uxorem a secundo marito repetente. Argent. 1730. 2) 1 B. Mos. 40, 19. 22. Vergl. *Justus Lipsius* de cruce una c. not. et figg. Amst. 1670. 12. edit. ultima serio castigata. Lugd. 1605. 12. 3) 4. B. Mos. 25. 4. Jos. 8, 29. 4) B. Esther 2, 23. 7, 9. 10. 9, 13. 14. Man erinnere sich an die Geschichte Hamanns und an ihre alles menschliche Gefühl empörenden Folgen. 5) *Liv.* XXXVIII, 48. *Val. Max.* II, 7. *Lips.* a. a. O. L. I, 11. 6) Wer weiß nicht, daß Telemach den unzüchtigen Mägden der Penelope nach der Rückkehr seines Vaters an einem hervorragenden Pfeiler mit einem Schiffseil die Kehlen zuziehen ließ. Vergl. Homer Odyss. XXII, 463 — 475. Man sehe auch *Curt.* IV, 4. *Joseph.* antiq. XIII, 22. und *J. Lips.* a. a. O. 7) *Liv.* I, 26. XXXIII, 36. *Sueton* in Galba c. 9. in Domit. c. 10. Sen. ep. 7. Vergl. *Lips.* I, 15. 8) Schon Tacitus fand sie bei ihnen. German. c. 12. 9) Vgl. *Jo. Paul. Kress* ad C. C. C. art. 104. und *Joh. Sam. Friedr. de Böhmer* ad ejusd. art. 159. 10) Jes. 10, 24. 26. 11) Joh. Dav. Michaelis (Mos. Recht, Th. V. §. 235.) glaubt sogar, das Aufhängen sei überhaupt bei Moses keine Lebensstrafe gewesen, sondern bloß nach dem Tode geschehen. Wenigstens — setzt er hinzu — finden wir nirgends Etwas vom Aufhängen Lebendiger. 12) Vergl. *Plutarch.* in vita Cleomen. circ. fin. *Plin.* H. N. XXXVI, 15. *Suet.* in Caes. c. 74. *Lips.* III, 12. Böhmer Handbuch der Literatur des Criminalrechts, Göttingen 1816. S. 329. 13) Ursprünglich verstand man unter Galgen einen Baumstamm mit einigen seitwärts gewachsenen Zweigen, an denen die Arme der Gehenkten befestiget wurden. In der älteren lateinischen Sprache hieß er Gabalus, oder Gabalum, späterhin Furca, nach Covarruvia's Bemerkung (var. res. L. IV. c. 5.) zunächst das zweizinkige Wagenholz, an welchem die Deichsel befestigt war, vielleicht das nämliche Wort, welches sich in einer abgeleiteten Bedeutung in dem teutschen Furche erhalten hat. Die Benennung patibulum, oder furcarum patibulum (von pateo) bezieht sich auf das Sichtbarseyn, welches beim Aufhängen seit den ältesten Zeiten charakteristisch war. Das Franz. potence, nach *Lipsius* von potentia abstammend (quasi potentiae signum) scheint richtiger von poteau (Pfahl) hergeleitet werden zu müssen. 14) Das lateinische Crux, ursprünglich einen hölzernen Pfahl ohne Rücksicht auf die Form desselben bezeichnend, hat sich meist seinen Ableitungen in mehreren lebenden Sprachen erhalten.

Beide Benennungen hatten früher gleiche Bedeutung. Nur in Rücksicht auf die Wirkung scheint, in späteren Zeiten, der Unterschied Statt gefunden zu haben, daß bei der Kreuzigung der Tod ungleich langsamer erfolgte, als beim einfachen Aufhängen [15]. Das langsame Dahinsterben am Kreuze dauerte zuweilen zwei bis neun Tage [16]), so daß beim Anblicke eines Gekreuzigten, der Gedanke an die Möglichkeit seiner Rettung zugleich mit dem Wunsche derselben dem vorüber gehenden Wanderer oder dem in der Nähe wohnenden Freunde, fast unwillkürlich sich aufdrang. Merkwürdig ist in dieser Rücksicht, was Josephus in seiner Lebensgeschichte (Kap. 75.) erzählt. Er kam nämlich von einem Dorfe, und sah Viele seiner Landsleute gekreuzigt. Da er unter ihnen drei seiner ehemaligen Freunde erblickte, bat er den römischen Heerführer und nachmaligen Kaiser Titus, der damals Jerusalem belagerte, um deren Begnadigung. Dieser ließ sie auch sogleich abnehmen und verwendete sich für ihre Wiederherstellung. Zwei davon starben, aber der dritte wurde glücklich gerettet.

Sowohl bei der Kreuzigung im engeren Verstande als bei dem Hängen überhaupt, war das Aufknüpfen bei den Beinen mit auf die Erde gerichtetem Haupte nicht ungewöhnlich [17]), eine Todesart, womit bekanntlich der Apostel Petrus und andere Glaubensjünger die Martyrerkrone verdienten [18]), und die auch in Teutschland noch bis gegen den Anfang des letzten Jahrhunderts gegen ausgezeichnete oder auszuzeichnende Verbrecher, nicht selten zur Anwendung kam [19]).

Was das Schauerliche bei der Kreuzigung und dem Hängen noch mehr vermehrte, war, daß die unglücklichen Reste des Verbrechers in den meisten Fällen am Schandholze vermodern, und so den Raubthieren aller Art zur Speise dienen mußten. Aus der Dürftigkeit der damaligen Unterrichtsanstalten erklärt sich dieser schauderhafte Zusatz des Strafübels, wodurch eine warnende Belehrung erzielt werden sollte. So sagt z. B. der Glossator des unter dem Namen Sachsenspiegel bekannten Land- und Lehnrechts (ad Lib. II. c. 13.): „Darum henket man die Diebe in die Höhe und begräbet sie selten, auf daß sie Jedermann sehen möge, und dadurch erinnert und geschreckt werde, dergleichen zu lassen."

Bei den Römern suchte man durch eigens ausgestellte Wachen die Abnehmung und Beerdigung der Gehängten zu verhindern [20]). Germanische Völker thaten es hierunter den Römern noch zuvor. In England, wo der Galgen seinen gewöhnlichen Platz im Gefängnisse hat, vor dessen Mauern er, nach einer sehr humanen Bestimmung seit 1785, jedes Mal am Abend vor der Hinrichtung aufgestellt und eine Stunde nach selbiger wieder abgenommen wird, ist das Hängenbleiben nicht einmal physisch möglich [21]).

Nach der einstimmigen Denkart der mehrsten Völker wird unter allen Todesstrafen keine für so schimpflich und schmählich gehalten, als das Aufhenken. Fast nie wird desselben in den Denkmälern der Vorzeit ohne die Beinamen häßlich, unrein, abscheulich u. s. w. gedacht [22]). Die Verwandlung dieser Hinrichtungsart in eine minder schimpfliche Todesart, wurde daher in Teutschland von den Angehörigen des Delinquenten, so wie von ihm selbst als eine Gnade gesucht. Daher wußten sich auch Personen vom Ritterstande neben anderen Vorrechten in Rücksicht des Strafverfahrens, die Befreiung von dieser Todesart zu verschaffen [23]).

Die Philosophie des 18ten Jahrh. erklärte sich laut wider eine Todesstrafe, die nach dem herrschenden Vorurtheile, der schuldlosen Familie des Hingerichteten zur Unehre gereichte, die in ihren hergebrachten Formen so viele, die menschliche Natur in der Person des unglücklichen Verbrechers höhnende und herabwürdigende Gräuelscenen mit sich führte, und welche bei der Schwierigkeit, sich im Aufhenken eine Fertigkeit zu erwerben, selbst dem Vollzieher dieser Todesstrafe die schauderhaftesten Scenen herbei führen kann, und welche endlich in Rücksicht auf Sicherheit, Schnelligkeit und Leichtigkeit der Vollziehung, die sprechende Erfahrung gegen sich hat [24]). Ein dänischer König, Christian VII.,

15) Supplicium crucis, bemerkt der Kirchenvater Augustin (super Johann. tract. 31.) — ideo durius erat, quia diutius cruciabat et omnes crucifixi longa morte necabantur. Man vergleiche die von *J. S. F. de Böhmer* medit. ad C. C. C. art. 191. angeführte Stelle aus *Isidor.* origin. L. V. c. 27. und verbinde damit *Lipsius* II. c. 12 n. 14. Es klagt dieser letztere über Dürftigkeit der hieher gehörigen Nachrichten, und Gebauer (im Tull. Hostil. Exerc. p. 64) gestehet: morem suspendendi illorum temporum nos ignorare. An Abbildungen fehlt es nicht, aber selbst die ältesten reichen nicht über das sechste Jahrhundert hinauf. *Joh. Ern. Imm. Walch* de antiqua Cruce; in den miscell. Lips. nov. Vol. IX. P. I. (Lips. 1752. 8.) p. 62. 16) Vergl. Michaelis a. a. O. Th. V. S. 31. 17) Video — sagt Seneca, de consol. ad Marc. c. 20. — cruces non unius quidem generis, sed aliter ab aliis fabricatas, alii *capite converso* in terram suspendere, alii brachia patibulo explicaverunt, alii per obscenа stipitem egerunt. 18) *Euseb.* H. E. III, 1. VIII, 8. 19) Consuetudine nuda, sed valde irrationabili, wie schon Remus (ad art. 219. C. C. C.) bemerkt. Einige hieher gehörende Beispiele aus dem 10ten Jahrhundert findet man in den baierischen Nachrichten von Staatsmerkwürdigkeiten. B. I. Th. 2. (München 1752. 4.), ein Beispiel aus dem 13ten bei Kreß ad art. 215. C. C. C. und in Chr. Gli. Gmelin, Abhandl. von den besondern Rechten der Juden in peinlichen Sachen. Tüb. 1785. 8. §. 35.

20) L. 1. D. (XLVIII, 24.) de Cadaveribus punitorum. Vergl. *Lips.* II, 16. und *Edm. Merille* notae philolog. in passionem J. C. Joa. XIX.; in opp. (Neap. 1720. 4.) p. 344. 21) Vergl. Gebh. Friedr. Aug. Wendeborn, Zustand von Großbritannien gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts. Th. II. Berlin 1785. 8. S. 31. 22) Vergl. J. K. Heinr. Dreyer, zur Erläuterung der teutschen Rechte, Rechtsalterthümer und Geschichten angewandte Nebenstunden. Bützow und Wism. 1768. 4. S. 184. 23) *J. S. F. Böhmer* ad Carpz. qu. 149. obs. 4. bemerkt: „Sie dürfen nicht gehenkt werden." 24) Daß die Strafe des Hängens keines Wegs die von ihr oft gerühmten Vorzüge der Leichtigkeit, Sicherheit und Schnelligkeit habe, beweiset G. W. Böhmer in s. kritischen Abhandlung, über die Wahl der Todesstrafen (im neuen Archiv des Criminalrechts. Bd IV. S. 357 und fg. §. 12. 13. 14 u. 15.

war es, der als teutscher Fürst das erste Losungswort der Vernichtung der Galgen und aller stehen bleibenden Hängegerüsten aussprach. Durch eine Verordnung vom 26. April 1771 erklärte dieser Gesetzgeber die Strafe des Hängens in allen königlichen Distrikten der Herzogthümer Schleswig und Holstein für abgeschafft. Auch in Frankreich ist sie förmlich abgeschafft. Wie verhaßt sie dort ist, zeigt unter andern der Umstand, daß M. Duplessis, der ganz neuerlich den Vorschlag zu deren Wiedereinführung that, den Übernamen Duplessis-potence (Galgen-Duplessis) erhielt. Baden, Baiern und Oldenburg schafften diese Todesstrafe gleichfalls ohne alle Einschränkung gesetzlich ab. Beide für das Königreich Sachsen bestimmten Entwürfe zu einem umfassenden Kriminalgesetzbuch folgen diesem Beispiele, und in anderen teutschen Staten wurde diese Hinrichtungsart durch eine, die Kriminalreform beabsichtende, dem Zeitgeiste angemessene Praxis außer Gebrauch gesetzt. In England dagegen [25]), so wie in Östreich und in manchen anderen größeren und kleineren Staten, bestehet noch diese Todesstrafe. Ja, in Östreich ist sie durch ein sonst in vielfacher Hinsicht vortreffliches Gesetzbuch über Verbrechen, für die einzig zulässige Todesstrafe, selbst für weibliche Verbrecher erklärt worden. Man glaubte mit Sömmering [26]) und Stettzer [27]) annehmen zu dürfen, daß das Erhenken das sanfteste und in dieser Hinsicht das vorzüglichste Tödtungsmittel sei. Allein man ist auch hierüber in den Schulen der Ärzte noch nicht einig.

Die meisten Zweifel werden gegen die Sicherheit dieses Tödtungsmittels erhoben. Schon Baco [28]) findet es unsicher. Pechlin, öffentlicher Lehrer der Arzneikunst zu Kiel im 17ten Jahrhundert, erwähnt einer wieder hergestellten Gehenkten, bei der schon Puls und Athemholen verschwunden, und deren Lippen mit Schaum bedeckt waren [29]). Brühier [30]) behauptet, ein Gehenkter könne aus mancherlei Ursachen viele Tage lang, wie ein vom Schlagfluß gerührter Mensch, lebendig bleiben und noch gerettet werden. Und wie viele äußere und innere, aus der moralischen und physischen Organisation des Delinquenten selbst hervorgehende Gründe gibt es nicht, welche den Erfolg der Vollziehung dieser Todesstrafe wo nicht verhindern, doch eine längere oder kürzere Zeit hindurch aufhalten. Bald versagt an einem Orte der Galgen den Dienst, bald hat an einem andern der Strick nicht Haltung genug. Dem einen Henker fehlt es an Geschick, den anderen macht die Menge der Zuschauer und die Furcht vor mißglückter Vollziehung verzagt und unbehilflich [31]). Oft liegt auch in der Verruchtheit und kraftvollen Organisation von Seiten der zu Hängenden, selbst ein die Vollziehung schwierig machendes Hinderniß. So zeigte z. B. im J. 1365 zu Braunschweig ein Missethäter, der mit 7 andern gehängt werden sollte, einen solchen Grad von Bosheit, daß er sich auf die Leiter stellte, und den Hals des Meisters bedrohte. Als ihn dieser zurück gedrängt hatte, stieß er mit den Füßen mit so viel Heftigkeit und Kraft an die Leiter, daß der Meister mit derselben zu Boden stürzte [32]). Zu Bologna hing, nach einem von Stelte angeführten Berichte, ein Verbrecher lange Zeit, ohne sterben zu können. Man knüpfte ihn zum zweiten Male auf, aber seine Kehle blieb unzerstörbar. Endlich ergab sich bei einem dritten Versuche, daß das Hinderniß in der Härte der in Knochen verwandelten Knorpel der Luftröhre liege [33]). Albrecht v. Haller erzählt ein ähnliches Beispiel [34]). Wie wenig schnell auch bei dieser Todesart verfahren werden kann, beweiset die Erfahrung in Britannien, wo bei der bessern Art des Henkens dennoch eine volle Stunde dazu erfordert wird [35]).

Nur Barbarei der Vorzeit, und eine von der falschen Exemplifikationstheorie irre geführte Strafrechtsphilosophie konnte der gerichtlichen Tödtung des Verbrechers durch den Strang, so allgemeine Anerkennung und lange Dauer verschaffen. Ist der Stat zur Wahl nur des einfachsten und schnellsten Tödtungsmittels verpflichtet, und hat er nur ein Recht zur Vernichtung des Verbrechers, aber nicht zu seiner Qual, so darf er den Hinzurichtenden keinem oft 24stündigen oder gar noch längerem Todeskampfe Preis geben. Die mitgetheilten Beispiele lassen keinen Zweifel übrig, daß die zum Galgen Verdammten einem größeren Leiden und langsameren Tode hin gegeben werden, als der Strafzweck, das Wohl des Ganzen und die Ehre des Gesetzes zum Opfer verlangen.

Denkende Ärzte unterscheiden bei der Vollziehung des Henkens einen dreifachen Zeitpunkt, von denen der erste die Zeit vor der Erstickung oder vor dem dichten Zusammenziehen des Halses vermittels des Stranges, der zweite die darauf folgende Hemmung eines großen Theils der Lebensgeschäfte im Innern, und der

25) Über die Eigenthümlichkeit des engländischen Galgens siehe Günther und Otto, Magazin für Rechtsgelehrte. Th. 1. St. 4. S. 351 u. fg. Vergl. noch *Blackstone* comment. book IV. ch. 32. In England treten die zu dieser Todesart Verurtheilten auf eine Art von Fallthür, die, wenn sie aufgeknüpft werden, vom Henker plötzlich niedergelassen wird, worauf sie hängen bleiben. Vor 1785 geschah das Aufknüpfen auf einem Karren, der alsdann vom Henker unter dem Delinquenten weggezogen wurde. 26) du Supplice de la Guillotine. p. 12—14. 27) Chr. Jul. Ludw. Steltzer Kritik über v. Eggers Entwurf eines peinl. Gesetzb. Altona 1811. 8. S. 83. 84. 28) hist. vitae et mortis (in opp. Francof. a. M. 1665. fol. p. 560.) Er erzählt, ein Arzt habe ihm versichert, er zweifle nicht, daß man jeden Gehenkten eine halbe Stunde nach Vollziehung dieser Strafe wieder beleben könne „modo cervices ei, per impetum primae demissionis non fuerint effractae" so bald nur die Gewalt des ersten Falles die Wirbelbeine des Halses bei ihm nicht verrenkt habe. 29) *Jo. Nic. Pechlin*, de aeris et alimenti defectu. Kil. 1676. 8. Cap. 7. 30) *Jacq. Jean Bruhier*, sur l'incertitude des signes de la mort. 2de Ed. Paris 1749. p. 473.

31) Merkwürdige hieher gehörende Beispiele finden sich bei Böhmer a. a. O. S. 360. 32) Vgl. den Chronisten *Botho* im chronicon picturatum ap. *Leibnit*. Script. rer. Brunsvic. Tom. III. p. 383. 33) De morte Suspensor. p 44. 34) Elem. physiol. T. III. p. 271. 35) Böhmer a. a. O. §. 14.

dritte die darauf folgende Entseelung oder aber — Rückkehr zum Leben begreift. Wie aber kann man eine Todesstrafe leicht und sanft nennen, bei welcher nach einer dreifachen Periode, der krampf- und schauervolle Übergang zum wirklichen Tode oder zum erschrecklichen Erwachen, in Anschlag gebracht werden muß? Brühier erwähnt eines Gehenkten, der am Abend seiner Hinrichtung zur Section auf die Anatomie gebracht, dort in einer verschlossenen Kammer auf den Tisch hingelegt worden war und am folgenden Morgen den Wundärzten, die ihn zergliedern wollten, entgegen ging. Kamprad erzählt in seiner Chronik[36] einen ähnlichen Fall von einem gewissen Wilhelm Duel, der 1740 zu London wegen Räubereien gehenkt worden war und in dem Anatomiezimmer erwachte, als man im Begriff stand, ihn aufzuschneiden.

Eine Todesart, bei welcher Erscheinungen, wie die kaum gedachten möglich sind, darf eine tüchtige Kriminalpolitik nicht dulden. Die Enthauptung ist der Tödtung durch den Strang unstreitig vorzuziehen, wenn sie nicht, wie es in Teutschland üblich ist, durch das Schwert, sondern auf eine mehr sichere und minder schmerzhafte Weise, durch das Beil, und vorzüglich durch eine Maschine, durch das Fallbeil oder die Guillotine, vollzogen würde, die auch in Teutschland schon früh bekannt gewesen zu seyn scheint[37]. (*A. Müller.*)

HENKER. Außer dem Richter, den Beisitzern und Gerichtsschreiber, welche das Strafgericht selbst ausmachen, dürfen bei einem vollständig eingerichteten Strafgerichte auch jene Personen nicht fehlen, welche zur Vollziehung der Befehle des Gerichts gebraucht werden. Zu diesen gehört der Scharfrichter (Carnifex), Nachrichter, Henker, dem die Vollziehung der gesetzlich ausgesprochenen Strafen an Leib und Leben übertragen wird. Der Scharfrichter vollstreckt bloß die Strafe der Enthauptung. Die Vollziehung anderer Lebensstrafen, so wie ehemals die Anwendung der Tortur, überträgt er seinem Knechte, dem eigentlichen Henker. Immer aber geschehen alle durch Henkers Hand zu vollziehende Strafen unter der Leitung und Oberaufsicht des vom State angenommenen Scharfrichters[1], der also zur Verhütung von Mißgriffen die Kunst zu hängen, zu rädern u. s. w., und jede andere Hinrichtungsart verstehen muß, um nicht durch Unwissenheit und Vernachlässigung das unglückliche Schlachtopfer noch größeren Qualen auszusetzen, als Gesetz und Urtheil es beabsichtigen.

Der Scharfrichter sowohl als Henker muß heut' zu Tage vereidet seyn[2].

Die Römer unterschieden Lictores, welche die Strafen mit der Ruthe und dem Beil vollzogen, und die Carnifices, die unter der Aufsicht der Triumviri Capitales außer der Stadt die Strafe vollzogen. Der Carnifex bei den Römern hing mit den zum Beistande der Lokalpolizei gebrauchten Stationarii zusammen, aus welchen er auch gewählt wurde[3]. Nicht mit allen, sondern nur mit gewissen Strafexecutionen hatte er es zu thun. Der Carnifex bei den Römern hatte auch Nichts mit der Abdeckerei (Kavillerei), die bei uns meisten Theils mit der Scharfrichterei verbunden ist, zu schaffen. Zwar hängt Carnifex mit caro zusammen. Allein nach *Donatus* ad And. I, 2. kommt der Name daher, quod carnes ex hominibus faciat; oder nach *Isidor.* Lib. X. Etym. Lit. C. daher, quod carnem afficiat.

Bei den alten Teutschen vollzog der jüngste Gerichtsschöppe die peinlichen Urtheile, und weil er die letzte Stimme hatte, nannte man ihn auch Nachrichter[4]. Im Mittelalter war es in der Regel der Frohnbote, auch Büttel genannt, der die Executionen jeder Art, namentlich auch in Kriminalsachen in der Regel besorgte[5]. Hatte er neun zum Tode Verurtheilte hingerichtet, so gehörte der zehnte sein, der sich dann von ihm los kaufen konnte[6]. Wenn aber weder Frohnbote noch Nachrichter zugegen war, so geschah oft auch die Execution durch Soldaten, einen Mitschuldigen, durch den jüngsten Ehemann des Orts, ja sogar durch Geistliche dieses oder jenen Ordens oder Klosters, z. B. die Bärtlinge des Klosters Heilbron, Eberach und andere[7]. Zuweilen unterzog sich der Richter selbst der Execution des Urtheils[8]. In Worms z. B. der Greve[9]), weßwegen denn auch die

36) Joh. Kamprad Chronik von Leisnigk und Colditz. Leisn. 1753. 8. ad a. 1740. 37) Vergl. Meiners, über die Hinrichtung mit dem Schwerte (in der Berliner Monatsschrift von 1784. S. 408—422). *Sömmering*, sur le Supplice de la Guillotine (im Magazin encyclopédique. Tom. III. p. 473.) Gloßius über die Enthauptung. Tübing. 1797. Eschenmayer, über die Enthauptung. Tübing. 1799. Klein, über die Hinrichtung der Verbrecher (im Archiv des Criminalrechts. Bd V. St. 2. u. St. 4.). Böhmer a. a. O. Eben desselben kritische Geschichte der Guillotine. Weimar 1821.

1) Vergl. Estor, bürgerl. Rechtsgel. der Teutschen. Th. 1. §. 1018. Meister, Einleitung zur peinl. Rechtsgel. S. 123 u. f. *Meister*, princ. jur. crim. §. 358.

2) Art. 96. d. P. G. O. Meister, Einleitung zur peinlichen Rechtsgelehrtheit. S. 130. *Paalzow*, compendium jur. criminal. §. 122. n. 2. 3) C. 6. C. 12. 1. verglichen mit Fr. 1. §. 2. und Fr. 4. D. 11. 4. *Jul. Firmic.* Lib. 8. C. 26. Daraus widerlegt sich denn auch von selbst die Behauptung von Heineccius de lev. not. mac. §. 33. gegen Sigonius, daß der carnifex gar kein civis, sondern ein peregrinus gewesen sei. *Cicero* pro Rabir. c. 5. sagt das auch gar nicht. Vergl. Theodor Marezoll über die bürgerliche Ehre. Gießen 1824. S. 287. 4) Dreyer's Nebenstunden. S. 177. 5) Schwäb. L. R. c. 27. §. 1. c. 37. §. 4. *Glossa* z. Sächs. L. R. III, 55. Vergl. Quistorps Beiträge zur Erl. verschiedener Rechtsmaterien. Rostock 1787. Nr. 50. Mittermaier Handbuch des peinlichen Prozesses. Heidelberg 1810. 1r Bd. 1ste Abth. S. 313. 6) Schwäb. L. R. c. 27. §. 3. Sächs. L. R. III, 56. Maurer Geschichte des altgermanischen und namentlich altbaierischen öffentlich-mündlichen Gerichtsverfahrens u. s. w. Heidelberg 1824. S. 139. 7) Dreyer vermischte Abhandl. II, 635, 673—675. Dessen Nebenstunden. S. 169 u. 178—181. 8) Berck, Gesch. der westph. Femgerichte. S. 158, 354 u. f. 9) *Schannat* hist. episc. W. Cod. prob. p. 443, „den Übelthäter soll alsbald der Schultheis nemen — in dem Greven überliffern, welcher denn also bald verschaffen soll, daz gebürende Execution gehalten werde.“

für die Execution zu fordernde Belohnung merces Comitis heißt[10]).

Dieses galt jedoch nur, in sofern der Ankläger selbst oder einer der Verwandten des Verletzten oder Erschlagenen, nicht lieber in eigener Person die Strafe vollziehen wollte; denn ihnen gebührte allzeit der Vorzug nach einer weit verbreiteten altgermanischen Sitte[11]). Hierher gehört jener merkwürdige Fall in Budstadt, den *Müllerus*[12]) erzählt: „der Thäter ist so bald in Verwahrung genommen und — bei Strowischen durch des Entleibten ältesten Schwertmacher das Haupt abgeschlagen worden."

Auf gleiche Weise sollte an Reineke Fuchs durch Isegrimm, Brün und Hinze die Todesstrafe vollzogen werden, wie wir aus dem berühmten Gedichte wissen[13]). Sogar Frauen vollzogen hie und da die Todesstrafe an auf ihre Anklage verurtheilten Verbrechern, z. B. in Frankenberg[14]).

Die eigenen vom State angenommenen Scharf- oder Nachrichter und Henker gehören der späteren Zeit an. Maurer[15]) fand die erste Erwähnung derselben in einer Urkunde von 1265. Am Anfange des 14ten Jahrh. findet sich auch schon in Braunschweig ein „Scarprichter" oder „Hengere"[16]). In eben diesem Jahrhundert kommt ein solcher auch in Hanover vor[17]). Im alten straßburg'schen Stadtrecht wird wenigstens schon eines Stockworten, custos cippi sive carceris[18]) erwähnt, ohne daß jedoch bemerkt worden wäre, ob derselbe auch die Executionen besorgte. Auch in Worms kommt schon frühe ein Nachrichter vor; denn der Vergleich von 1519 Kap. 81.[19]) verordnet schon: „Es soll hinführo auch keiner von dem Rath oder Gericht zu Wormbs dem Nachrichter in Vollstreckung der gesprochenen Urtheil weder mit Leiter, noch dem Rad, oder in andere Wege beholfen seyn, sondern was der Nachrichter zu handlen hat, das soll er durch sich selbst, sein Knecht rc." Auch hieraus gehet hervor, daß früher die Gerichtsbeisitzer mit Hand anlegen mußten.

Der ganz zufällige Umstand, daß späterhin das Schinden und Abdecken mit dem Amte eines Henkers- und Folterknechts verbunden wurde, bewirkte, daß in der öffentlichen Meinung jede Strafe für infamirend galt, die durch Henkers Hand vollzogen wurde. Man hielt es für schimpflich und schmachvoll, unter Schinders Händen gewesen zu seyn; und glaubte den, dem dieses Unglück begegnet war, dem verreckten und gefallenen Vieh, womit sonst nur der Abdecker zu thun hatte, gleich stellen zu müssen. So kam es, daß nach einem allgemeinen Vorurtheile den Scharfrichter selbst, obgleich er die Abdeckerei wegen des daran haftenden Vorurtheils nicht mehr selbst besorgte, sondern durch besonders dazu bestimmte Knechte besorgen ließ, eine lange Zeit hindurch eine faktische Verachtung traf[20]). Der Scharfrichter war zwar ehedem unfähig, das Bürgerrecht zu erhalten und in Zünften und Innungen aufgenommen zu werden, auch mußte er eine auszeichnende Kleidung führen, und in der Kirche einen besonderen Stand einnehmen[21]). Allein schon ältere Gesetze erklärten die Scharfrichter, wenn sie ihr Amt nieder gelegt haben, ausdrücklich für innungsfähig[22]). Unbedenklich spricht man ihnen daher die Fähigkeit zum Bürgerrechte selbst dann zu, wenn gleich sich außer dem ehemaligen Vorurtheile noch ausdrückliche Verträge über die Ausschließung vom Bürgerrechte finden sollten[23]).

Noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ist viel darüber gestritten worden, ob der eigentliche Scharfrichter mit seinen Kindern überhaupt für anrüchig zu halten sei[24]). Ja man zweifelte, ob ein Candidatus Theologiae, welcher sich mit eines Scharfrichters Witwe verlobt, und von solcher Verlobung nicht wieder abgehen will, zu dem ihm bestimmten geistlichen Amte fähig sei[25]). Doch heut' zu Tage, und nachdem sich der scharfe Gegensatz vom Scharfrichter und Schinder und die Unterscheidung zwischen dem Henker, der das Henken, Ausstäupen u. s. w. vornimmt, und dem Scharfrichter, der nur das Köpfen in eigener Person exsequirt, über die andern Executionen aber bloß die Aufsicht führt, gebildet hat, wird der Scharfrichter nebst Frau und Kindern von der Zahl der befleckten oder anrüchigen Personen überall ausgenommen. Neuere Gesetzgebungen haben das Vorurtheil, das sie geschändet hatte, aufgehoben; und wo dieses ausdrücklich noch nicht geschehen ist, hat die Doctrin im Sinne dieser zeitgemäßen Reform nachgeholfen. Die Anrüchigkeit des Scharfrichters ist auch in den Reichsgesetzen nirgends anerkannt[26]), sondern

10) Constitutio Henrici VII. Regis an. 1231. ap. *Moritz*, Ursprung der teutschen Reichsstädte, ap. Docum. p. 160. 11) Dreyer, vermischte Abhandlungen. I, 204. III, 1429. Dessen Nebenstunden. S. 169. 177, 180 — 182. 12) Annal. Saxonic. ad an. 1470. p. 40. 13) Vergl. Maurer a. a. O. S. 245. 14) *Schminke*, Monum. Hassiac. II, 755. 15) a. a. O. S. 245. 16) Altes braunschweigisches Gerichtsbuch ap. *Geriken* Schottelius illustratus. p. 128. 17) *Grupen*, orig. et antiquit. Hanoverens. p. 252. 18) Cap. II. §. 2. ap. *Konigshoven*, Elsass. chron. ed. *Schilter*. p. 701 u. 715. 19) *Schannat*, hist. ep. Worms. Cod. prob. p. 328.

20) *Böhmer* de poen. cap. honest. §. 44. *Carpzov* pract. qu. 137. *Mylius* de jur. carnific. *Breuning* (praes. *Kastner* de carnif. fama non laborante. Lips. 1745. *Damhoude* prax. rer. cap. 153. Nr. 3. *Dorn* Comment. §. 259. 21) Reichspolizei-Ordn. v. J. 1530. Tit. XXI. Quistorp, Beiträge zur Erläuter. verschiedener Rechtsmaterien. Nr. 50. S. 767. Derselbe in s. Grundsätzen des peinl. Rechts. §. 553. 22) Reichsschluß v. J 1731. Art. 4., die Abstellung der Handwerksmißbräuche betr. bei *Schmauss* corp. jur. publ. acad. pag. 1377. 23) So entschied z. B. das sächsische Appellationsgericht im Monat December 1804 und 1806 in Sachen Joh. Gottfr. F. gegen die Bürgerschaft zu Döbeln. M. vergl. *Barth*, Hodegeta forensis. Cap. VI. pag. 968 u. f. *Paalzow* Compend. jur. crim. §. 222. 24) Meister Einleit. zur peinlichen Rechtsgelehrsamkeit in Teutschland. Th. I. Abschn. 1. Hauptst. 6. §. 11. *Selchow* selecta capita doctrinae de infamia. Sect. II. §. 11. *Plitt* de levis notae macula sec. jus germ. 25) Siebenkees, neues jurist. Magazin. Ansbach 1784. Th. I. Nr. XVI. S. 360 u. f. 26) Mit Recht sagt Marezoll a. a. O. S. 387 die Worte: in der R. P. O. v. J. 1530. Tit. 21. „es soll auch jede Obrig-

vielmehr implicite darin erklärt, daß weder dem Scharfrichter selbst, noch dessen Kindern eine Unehrlichkeit anhänge[27]).

So weit gingen die Vorurtheile, daß es selbst für unehrlich machend galt, nur Hand angelegt zu haben bei der Errichtung oder Ausbesserung des Galgens oder des Hochgerichts. Dieses beweisen die Maßregeln, welche noch die Carolina Art. 215 und 217 ergreift, um die Handwerker dazu zu nöthigen, ihre Dienstleistungen dabei nicht zu versagen. Daher haben auch die Reichsgesetze den sehr allgemeinen Mißbrauch, wornach man auch alle diejenigen für unehrlich hielt, welche mit dem Schinder in Berührung gekommen waren, es sei nun zufällig oder in Gefolge einer peinlichen Untersuchung, in welcher der Inquisit den Schindersknechten zur Folter übergeben worden war, verworfen. Denn die bloß zufällige Berührung und Gemeinschaft soll überhaupt gar keine Wirkung haben, und die Tortur wenigstens dann der Ehre des Inquisiten nicht schaden, wenn er sie aushält, und dem zu Folge für unschuldig erklärt und absolvirt wird[28]).

Leider aber haftet noch heut' zu Tage die Anrüchigkeit auf dem Knecht des Scharfrichters, dem Schinder oder Henker[29]).

Der Lohn des Scharfrichters ist gewöhnlich in den Provinzialgesetzen bestimmt[30]). Gewöhnlich werden ihm auch die Kleidungsstücke des Hingerichteten überlassen[31]). Wo der Lohn für die Vollstreckung einer Todesstrafe entweder überhaupt nicht festgesetzt, oder wenigstens für den Fall unbestimmt gelassen worden ist, wenn der Scharfrichter eine Todesstrafe außerhalb des Gerichtsbezirks, für welchen er angenommen ist, vollstrecken soll, so wird darüber von der höheren Behörde nach den Grundsätzen von der Verbindlichkeit zur Übernahme öffentlicher Geschäfte entschieden. Ein Scharfrichter kann in Ermangelung eines andern, auch außerhalb des Gerichtsbezirkes, für welchen er angenommen ist, sein Geschäft zu verrichten, angehalten werden[32]). Oft werden die Forderungen der Scharfrichter bloß darum so hoch gespannt, weil sie am Tage einer Hinrichtung ihren Kollegen Schmausereien zu geben pflegen. Solche Ungebührnisse dürfen, wenn sie die Obrigkeit dulden will, wenigstens keinen Einfluß auf die Erhöhung des zu bezahlenden Lohnes haben. (*A. Müller.*)

Henkerslohn, s. am Ende des vorstehenden Art. Henker.

HENLEY 1) in Arden, ein Marktflecken in der engl. Grafsch. Warwick am Arrow, wo ehemals der große Wald Arden stand. Er hat eine Kapelle, 245 Häus. und 1055 Einw., die Dinstags einen Markt halten. 2) an der Thames, ein Marktflecken an dem Strome, von dem er den Beinamen hat, unter 52° 7′ 2″ Br. und 16° 40′ L. Über denselben führt eine schöne steinerne Brücke. Er ist gut gebauet mit breiten, gepflasterten und zur Nachtzeit erleuchteten Straßen, hat 1 schöne Kirche, deren Thurm der Kardinal Wolsey bauen ließ, 1 lateinische Schule, 1 Freischule, 1 Armenhaus, 696 Häus. und 3509 Einw., die Handel nach London mit Korn, Malz und andern Produkten treiben und am Donnerstage besuchte Wochenmärkte halten, worauf vor Allem Korn umgesetzt wird. Hier lebte und starb der bekannte General Dumouriez; in der Kirche ehrt ein Monument sein Andenken. (*G. Hassel.*)

HENLEY, 1) Anthony, ein britischer Gentleman, der aus der Familie der Henley zu Henley abstammt und ein Sohn von Sir Robert Henley war. Aus Hampshire gebürtig, hatte er seine Bildung zu Oxford angefangen, und kam nach London, wo er sich bald bei Hofe beliebt zu machen wußte und ein Günstling Königs William III. wurde, der ihn seines besondern Vertrauens würdigte. Henley hatte große Aussichten; er ließ sie aus den Augen, weil er die Unabhängigkeit und die Literatur, aber auch das Vergnügen und Galanterie liebte; er war im eigentlichen Sinne zu seiner Zeit der Mäcen Englands, und es gab einige Gelehrte, die ihn nicht zu benutzen verstanden. Im reifern Alter verheirathete er sich und fing an, sich einzuschränken, als schon sein Vermögen zu sinken begann; er bewarb sich jetzt, nachdem sein Protektor König William gestorben war, auch um Statsdienste und trat nach und nach als Parliamentsglied für Andoves, Weymouth und Malcomb Regis auf; starb aber bald 1711, mit ihm ein Mann von großen Talenten, der mit vielen humanistischen Kenntnissen auch eine ungemeine Geschicklichkeit in der Musik verband; er sang vortrefflich und war Meister auf mehreren Instrumenten;

keit — Einsehens thun, daß sich die Züchtiger, Nachrichter und Feldmeister, oder Abdecker mit ihrer Kleidung tragen, damit sie vor Andern erkannt werden mögen", beziehen sich auf die damalige Kleiderordnung, und der Umstand, daß sich der Nachrichter oder Scharfrichter ebenfalls einer besondern Kleidung bedienen mußte, macht ihn so wenig anrüchig, als manche andere Personen die ihnen anbefohlene besondere Kleiderordnung. Zwar finden sich wirklich nicht selten Beispiele, auch noch aus der Mitte des verflossenen Jahrh., daß Personen, welche in den Urkunden ausdrücklich Scharfrichter genannt werden, für sich oder ihre Kinder förmlich ehrlich gemacht werden, wie Anrüchige. Allein entweder bezieht sich das auf das falsche Volksvorurtheil, dem man durch Ehrenhaftmachung, zur größeren Vorsicht, begegnen wollte, oder, und das ist wohl das richtigste, es waren dieses Scharfrichter, die sich selbst in Person mit der Abdeckerei abgegeben hatten. 27) R. S. 1731. Art. 4. „in Summa keine Profession und Handthirung, dann bloß die Schinder allein" rc. R. S. 1772. Art. 5. „Denn von den vorhin von den Handwerkern, Gilden und Zünften nicht ausgeschlossenen Scharfrichterskindern hier die Frage nicht wäre." 28) R. S. 1731. §. 13. Nr. 1 u. 4. 29) R. S. vom 30. April 1772. *Beier* de eo, quod circa carnifices et excoriatores justum est. *Leyser* spec. 647. med. 9 u. 10. Tittmann, Handbuch der Strafrechtswissenschaft. 4r Th. §. 665. Grollmann, Grundsätze der Criminalrechtswissenschaft. §. 416. 30) *Beier*, de expensis executionum criminalium vulgo vom Hänker-Gelde. Jen. 1664. rec. 1715. Cap. IV. §. 3 u. 18. Meister Einleitung zur peinlichen Rechtsgel. S. 134 — 137. Würtembergische Criminalordnung bei *Pistoris*, de processu criminali etc. p. 219. Winkler, Handbuch des sächs. peinl. Prozesses. S. 309 u. f. 31) Böhmer z. 98. Art. d. P. G. O. §. 2. Tittmann a. a. O. §. 665.

32) So entschied z. B. die sächsische Landesregierung unterm 27. Oktober 1807 in einem Reskripte an den Beamten zu N. gegen den Scharfrichter Chr. Ad. J. zu R.

wir haben von ihm eine Oper Alexander, wovon Text und Musik ihm zugehören und die es bedauern läßt, daß sie unvollendet geblieben ist; auch lieferte er Beiträge zu den Zeitschriften the Thattler und the Medway*).
(G. Hassel.)

2) John, Doktor der Theologie zu London, insgemein unter dem Namen der Redner Henley bekannt, und zu Melton Mowbrai in Leicester 1792 geboren, zu Cambridge gebildet, miethete 1728, kraft der unter der Regirung König Wilhelms und der Königinn Maria abgefaßten Toleranzakte, unter dem Vorwande, daß er mit der engländischen Kirche im Punkte von der Kindertaufe nicht übereinstimme, ein großes Zimmer, und verkaufte den Platz in diesem Oratorium zu 12 Schilling. Weil er aber anstatt gottseliger Betrachtungen, viele boshafte Spöttereien vortrug, klagten die Obergeschwornen von Westmünster ihn an und beschwerten sich vorzüglich darüber, daß er in einer theatralischen Kleidung, lächerliche und kurzweilige Reden gehalten, über die engländische und schottländische Kirche und über die Zusammenberufung der Geistlichkeit ungebührliche Betrachtungen angestellt, auch Personen von allerlei Stand und Rang lächerlich gemacht und Leute mit Masken in sein Oratorium eingeladen und zugelassen hätte. Da dieses dem Endzweck der Toleranzakte entgegen und Ärgerniß gäbe, so erwarteten die Geschwornen von Westmünster, daß der Dr. Henley gestraft und ihm verboten würde, dergleichen Zusammenkünfte zu halten. Er gab bei dieser Gelegenheit heraus, Oratory Transactions, num. I. Lond. 1728. 8. Der Ausgang der Sache ist mir unbekannt. S. Sammlung von A. und N. theol. Sachen 1729. p. 1040 f. (Er starb, durch seine Unvorsichtigkeit zur Dürftigkeit herabgesunken, 1756. Wir haben von ihm noch Esther, ein Gedicht, eine Universal paper, und eine Wochenschrift the Hup doctor, die, so unsinnig sie auch ist, ihm wenigstens einen dürftigen Unterhalt gewährte. Nach Crabb. *H.*) *(Rotermund.)*

Henna, (al) s. Henne, (al).

HENNDORF, Dorf im Herzogthum Salzburg, im Salzburgerkreise (zu Östreich ob der Ens gehörig), im flachen Lande, zum Landgerichte Neumarkt gehörig, an der Salzburg-Wiener Route und an dem Altenhammerbach, 1½ St. von Neumarkt, auf einem Flächenraume von ⅕ Quadratmeile, mit 85 Häusern, einer Kirche, einer Schule, einem Brauhause, 2 Wirthshäusern, 450 Einwohnern, der Salinen-Oberförsterei von Mondsee. Hier werden viele Fadenspitzen verfertigt, wovon sich die Einwohner großen Theils nähren. Durch Henndorf führt die Linzerstraße, und schon zu den Römerzeiten führte die Heerstraße von Salzburg nach Lorch, entweder durch diesen Ort oder doch nicht weit davon*). *(Rumy.)*

HENNE, EL HENNE, EL HENNA, EL HINNA, (الحناء) heißt 1) ein in Ostindien heimischer Strauch, (Lewsonia inermis L.) der in Ägypten, hauptsächlich um Kairo gebaut wird. Er gehört zu dem Geschlechte des braunen Blutkrautes, und war den Alten bereits unter dem Namen *Cyprus* bekannt. *(Th. Schreger.)*

2) Die dunkelrothe Wurzel ist unter dem Namen wahre Alcanna (Rad. Alcannae verae) offizinell, hat einen herben, zusammenziehenden Geschmack, und enthält, wie die Blätter, einen rothen Farbestoff, der sich durch Weingeist, und fette ätherische Öle, keines Weges aber durch Wasser ausziehen läßt. Die Ägyptier und andere Völker gebrauchen nicht nur die getrockneten und zerriebenen Blätter, mit Essig und Citronensaft, zum Färben der Nägel an den Fingern, der Haare, Zähne, u. s. w.; sondern auch die Wurzel, mit einem Zusatze von ungelöschtem Kalke, zum Rothfärben der Zeuge, des Leders, Holzes u. s. w.; die gelblichen Blühten zum Parfümiren der Kleidungsstücke u. s. w. Dieses starken und vielfachen Gebrauchs wegen, wird mit diesem Artikel von Kairo und Alexandrien aus, ein ansehnlicher Handel nach Konstantinopel und andern Orten getrieben; bei uns aber ist die Wurzel im Materialhandel selten echt zu finden, sondern meistens mit der färbenden Ochsenzunge (Anchusa tinctoria) vermischt, welche in Frankreich, Italien, um Konstantinopel u. s. w. wächst, und deren Wurzel, welche unter dem Namen Rad. Alcannae spuriae bekannt ist, eine schöne rothe Farbe besitzt, welche sich mit Weingeist, Ölen und Fetten extrahiren läßt. Vergl. den Art. Ochsenzunge.
(Fr. Thon.)

3) Heißt so das auroragelbe Färbe- und Schminkmittel aus der schönen Blume dieser Henna- oder Kophorpflanze, das im ganzen Orient von Damiette an bis Makao längst in Gebrauch ist; aber nicht zum Bemalen des Antlitzes, sondern zum Färben der Finger und Finger- auch wohl Zehennägel mahomedanischer Frauenzimmer.

Nach Russel und Forskål reicht es zur Färbung der Haut schon hin, mit dem Hennepulver in Teig- oder Breiform sich die Hände zu reiben. — Alte Weiber bräu-

---

*) *Crabb* hist. dict. — *Waat* — Biogr. univ.

*) Dieß bezeugt ein von der gräflich Überacker'schen Familie aus alten Ruinen ausgegrabener Meilenzeiger, der jetzt vor dem Moßelwirthshause zur Rechten an der Ecke einer Feldmauer sich befindet. Er ist rund, von röthlich-weißem Marmor und führt die Aufschrift:

IMP. CAS. L. SEPTIMIO
SEVERO. PIO PERTINACI AVG.
ARAB. ADIAB. PARTHICO MAX.
BRITAN. MAX. PONTIF. MAX. TRIB.
POTES. III. IMP. VII. COS. II. P. P. PROCOS.
ET. IMP. CAS. M. AVRELI. ANTONINO
PIO INVICTO. AVG. PARTHICO MAX.
BRITANICO. MAX. GERMANICO.
MAX. PONTIF. MAX. TRIBV. POTES. XVI.
IMP. III. COS IIII. P. P. PROCOS. FORTISSIMO
AC FELICISSIMO PRINCIPI DOMINO
INDVLGENTISSIMO M. P. XI.

Diese Säule, deren Oberfläche wenig geglättet ist, ist ungefähr 7 Fuß hoch, mit einem neueren kubischen Aufsatze, der gegen die Mitte dreieckig zugespitzt und in dessen Mitte ein Krucifix zwischen der getrennten Jahrzahl 15-41 ausgehauen ist.

nen sich damit ihr Haar, so wie manche Greise aus den untern Volksklassen den Bart, wenn beide weiß werden. Zu nach mehrer Dunkelung der Farbe setzt man gepulverte grüne Wallnußschalen hinzu.

Mit dem ágyptischen Hennepulver fárbt man aber auch Felle, und besanders Marakkin róthlichgelb, oder fahl. — Es ist frei von Gárbestaff; seine Farbe machen Sáuren blásser, Kalien dunkler. Auch die Wolle lásst sich sehr gut damit róthlichgelb, oder bráunlich fárben. Mittels Alkahols erhált man davan ein róthliches Orangegelb, (nach Berthallet und Decrotils).

Die Auroraschminke der alten Hebráerinnen war ebenfalls von der Blume dieser schónen Blume gewonnen*).
(*Th. Schreger.*)

HENNE, fette (Fabaria), der alte Name von Sedum Telephium (knolliges Sedum), eine Pflanze aus der 10. Klasse, die in trackenen Wáldern Europens wáchst. Der Landmann legt die Blátter (Fol. telephii, seu crassulae, fabariae) als ein Kühlungsmittel auf Wunden und vertreibt sich mit ihrem schleimigen und sáuerlichen Safte die Warzen. (*Fr. Thon.*)

HENNE, 1) Eberhard Siegfried, siehe am End. des Bandes.

2) Rudolf Christoph, ein Rechtsgelehrter, der Sohn eines Predigers zu Walschleben bei Erfurt, war 23. Febr. 1712 geboren, studirte zu Erfurt, wurde daselbst 1733 Magister, 1734 Daktor, 1736 außerardentlicher, 1746 ordentlicher Professar der Rechte, rückte dann in die Professur des Codex und Lehnrechts, erhielt den Charakter als Mainz'scher Regirungsrath, wurde Beisitzer der Stadtgerichte und starb 23. Mai 1779. Außer Diss. und Programmen haben wir van ihm nur einen commentarius de usurarum centesimarum usu hodierno. Erfurt, 1742, anch hat er Balduini catechesis juris, das. 1747 und Thomasius delineatio juris romani et germanici das. 1749 herausgegeben †).
(*G. Hassel.*)

3) Samuel David Ludwig, ein Mann, der sich um die Obstbaumzucht, durch seine Anweisung zum Prapfen, Okuliren und Kapuliren sehr verdient gemacht hat, von dessen Lebensumstánden ich aber nichts finden kannte, als daß er schan im Jahre 1745 Prediger zu Gunsleben und Hamersleben im Fürstenthum Halberstadt gewesen, da er eine Verordnung wegen der Generalwitwenkasse der Prediger unterschrieb, starb im Jahre 1782*)
(*Rotermund.*)

HENNEBERG, eine gefürstete Grafschaft, lag gróßten Theils im Gaue Grabfeld. Die Gránzen lassen sich nicht genau angeben. In den mittleren Zeiten erstreckten sie sich gegen Mittag bis an den Mainfluß, gegen Abend bis an das Gebiet des Stiftes Fulda, und gegen Mitternacht und Morgen machte das große Thüringer Waldgebirge, die Gránzscheide zwischen Thüringen und Henneburg aus. Allein óftere Vertheilungen, Pfandschaften, und Veráußerungen schmálerten nach und nach den weiten Umfang des graßen Bezirks dieser Lande. Graf Poppo I. hatte dem Lande 1037 den Namen gegeben. Nicht als wenn sich damals seine Grafschaft gebildet hátte; schon lángst war sie als Dynastie da; nur nicht unter dem Namen einer Grafschaft Henneberg. Denn alle Ortschaften derselben lagen bis auf diese Epoche nur in der Grafschaft des Obergrafen vom Grabfeld; nicht im Gebiete dieses oder jenes in den Gau gehórigen Dynasten. Seit 1036 aber gab es kein Grabfeld mehr. Da nahm Pappo, der Erbherr des Schlosses Henneberg, als der máchtigste Landesgebieter im Grabfelde, keinen Anstand, sich von seinem Hauptschlosse einen Grafen von Henneberg zu schreiben. Der Stammvater ist unbekannt. Die Familie der Poppone war im Grabfelde am meisten begütert, und verwaltete seit d. J. 810 die Grafenwürde des Gaues; bis 945 mit dem unbeerbten Tode Pappo's V. diese Würde auf die konrading'sche Linie der Welfen überging, und mit Otto IV. genannt Hammer, sich endigte. Des Grafen Pappo I. von Henneberg Sóhne, Poppo II. und Gottwald I., theilten 1078 die Lánder des verstorbenen Vaters. Jener bekam die Schlósser Lichtenberg, Irmelshausen, und Wasungen mit ihren Bezirken. — Dieser erhielt die Schlósser und Ámter, Rómhild, Themar, Schleusingen, Suhla, Hallenberg, und Schwarza. Jene Linie erlosch mit den Enkeln Pappo IV. und Gattwald III. nach 1198, welche mit jener Landesportion wieder Theilungen vorgenommen hatten. — Gottwald I., ein gewisser Sohn Poppo's I. erbte den ganzen Landesbezirk, und wurde der 2. Stammvater dieser Grafenfamilie. Er bekleidete die so ehrenvalle, als wichtige Burggrafenwürde zu Würzburg, welche nach ihm auf seine Nachkammen forterbte, und starb 1144. Poppo V. und Berthold I., seine Sóhne, regirten die ererbten váterlichen Lánder gemeinschaftlich. Bertholds Sahn, Pappo VI. starb 1190 zu Margate in Syrien, und hinterließ vier Sóhne, von welchen Heinrich II. bald starb; sa wie auch Berthold II., der mit seinem Bruder Poppo VII. eine gemeinschaftliche Regirung angetreten hatte, schon 1112 dahin schied. Der jüngste Sahn, Otto II wurde mit den Schlóssern Badenlaube, Habichsburg und Lichtenberg abgefunden. Dieser verkaufte 1234 seine Herrschaft Bodenlaube, von welcher er den Namen führte, an Würzburg; so wie sein Sohn Otto III. die noch übrigen Schlósser eben dahin verkaufte, und so diese Nebenlinie beschloß. —

---

*) Vergl. A. Th. Hartmann die Hebráerinn am Putztische. M. K. Amst. 1809. 8.

†) *Weidlich* Gesch. der jetztl. Rechtsg. I, 351 — 355. — Dessen Lexikon. S. 80. — *Meusels* verst. Teutschl. V, 361 — 363, wo auch seine sámmtlichen Schriften aufgeführt sind.

*) Er verfertigte eine Anweisung, wie man eine Baumschule im Großen anlegen und gehórig unterhalten soll. Halle 1770. gr. 8. — 2te sehr vermehrte Auflage, eben das. 1773. — 3te mit einer Abhandlung des Pastor Thiele vermehrte Auflage, vom Kopuliren oder Anplacken der Obstbáume, Halle 1776. gr. 8. 1 Alph. — 4te Auflage mit einer Beschreibung der vornehmsten Obstsorten, mit Kupf. Halle 1791. gr. 8. Neueste Ausgabe unter dem Titel: Anweisung, wie man eine Baumschule im Großen anlegen und gehórig unterhalten soll, wobei eine vollkommene Beschreibung der vornehmsten darin vorkommenden Obstsorten, nebst einer deutlichen Anweisung zum Propfen und Okuliren und einer ganz neuen Abhandlung vom Kopuliren. Mit Kupf. Halle 1796. gr. 8.

Der Verfall dieser Grafschaft fängt an, sich wieder zu heben, unter der Alleinregirung Poppo's VII. nach dem Tode seines älteren Bruders, Bertholds II. Poppo wohnte, während der gemeinschaftlichen Regirung auf Staufen, in der Pflege Koburg, und hatte sich auch nach diesem Schlosse genannt; vertauschte aber diesen Namen wieder mit dem Namen seines Stammhauses, nach erhaltenem alleinigen Besitze der henneberg'schen Lande. Bei seiner zweiten Vermählung mit Jutta, der Tochter des Landgrafen Hermann von Thüringen, und Witwe des Markgrafen Dietrich von Meißen, brachte schon diese, nebst 12,000 Mark Silbers auch das Erbfolgerecht der thüringenschen Allodialgüter zum Mahlschatze. Seine Söhne Heinrich III. und Hermann I. gingen bei der Theilung der vermehrten väterlichen Lande wahrscheinlich eine Todttheilung ein. Sie bildeten 2 Linien. Heinrichs Linie war die fortdauernde. Er erhielt die Schlösser: Henneberg, Ascha, Ebenhausen, Hartenberg, Osterburg, Hallenberg, die Städte und Ämter Schleusingen, Suhla, Schwarza, Wasungen, Sand, Maßfeld, Themar, Römhild, und die Hälfte von Münnerstadt. Im gemeinschaftlichen Besitz beider Brüder, blieben die Stadt Schweinfurt, und die Schlösser Schönhard und Kriege. Schweinfurt ging 1258 zur Hälfte an Würzburg verloren. Die beiden Schlösser mußten niedergerissen werden; denn so wollte es das Stift Würzburg, welches sich anmaßte, einen jeden neu aufzubauenden Schloßbau in seinem Stifte zu verhindern. Heinrichs 3 Söhne nahmen 1274 eine höchst verderbliche Erbvertheilung vor. Eine der merkwürdigsten Begebenheiten in dieser Geschichte. Der älteste, Berthold V. behielt das Stammschloß Henneberg, nebst den Städten und Ämtern: Schleusingen, Suhla, Wasungen, Maßfeld, die halbe Stadt Themar, und die Hälfte des Gerichts Benshausen. Er wurde Stifter der Henneberg-Schleusinger Linie. — Dem zweiten Sohne Hermann II. wurden die Schlösser Ascha und Ebenhausen, die halbe Burg Münnerstadt, das halbe Gericht zu Saale, mit mehreren andern, im Stifte Würzburg gelegenen Gütern und Ortschaften zugetheilt. Er wurde Stifter der Henneberg-Ascha-Römhilder Linie. Der dritte Sohn Heinrich IV. bekam zu seiner Erbportion die Schlösser: Hartenberg, Osternburg, Hallenberg und Schwarza, die Stadt Römhild, die halbe Stadt Themar, und das halbe Gericht Benshausen. Er wurde Stifter der Hartenberg-Römhilder Linie.

Hermann I. Stifter der Henneberg-Koburger Linie, besaß aus der mit seinem Bruder Heinrich III. eingegangenen Ländertheilung, die Schlösser und Städte: Lauderburg, Kalenberg, Steinach, Stauf, Helbburg, Irmelshausen, Kissingen, Helbelstadt, Ortelmanshausen, die Hälfte von Münnerstadt, und mit seinem Bruder Heinrich gemeinschaftlich die Stadt Schweinfurt. Größten Theils waren das vom mütterlichen Reichthume erworbene Länderstücke. Er gewann 1252 den Rheinzoll zu Braubach. Nach dem Tode seines Oheims, des Landgrafen Heinrich zu Thüringen, brachte er, durch die von seiner Mutter gemachten Ansprüche auf die thüringensche Allodialerbschaft, 1260 die Herrschaft Schmalkalden in seinen Besitz. Sein Sohn Poppo VIII. starb 1291 unbeerbt. Die altväterlichen Stamm- und Lehengüter fielen, ohne Widerspruch der Stammvettern, seiner Schwester Jutta von Brandenburg zu. Ein Beweis, daß Heinrich III. und Hermann I. eine Todttheilung eingegangen waren.

1) Die gräflich Henneberg-Hartenberg-Römhilder Linie, gebildet 1274 nach Heinrichs III. Tode, erstreckte sich nur auf 3 Generationen. Heinrich der IV. Stammvater dieser Linie, erwarb, gemeinschaftlich mit seinem Vetter Berthold VII. von Schleusingen, 1288 von dem thüringenschen Grafen Günther von Käfernburg das Schloß Elgersburg; überließ aber seinen errungenen Schloßantheil 1297, aus Geldmangel seinem Vetter, dem Schleusinger Berthold. Die 1290 erlangte wichtige Advokatie zu Milz, verbunden mit einem beträchtlichen Dörferdistrikt, erbte fast allein auf seine Nachkommen fort. Die Mitgabe seiner Gemahlinn Kunigunde, einer Tochter des Grafen Poppo von Wertheim, welche nicht nur in dem Erbrechte auf die eppenstein'sche Allodialherrschaft, sondern auch in mehreren, theils von ihrem Vater zur Mitgabe, theils nach dessen Tode erhaltenen Länderstücken, und unter diesen auch das Schloß Lauderbach nebst dazu gehörigen Ortschaften befand, war von kurzer Dauer. Eben das Schicksal hatten die 1306 von seinem Schwiegervater geerbten Länderstücke. Sein Sohn Poppo IX. trat, was die Länderveräußerungen betraf, in die väterlichen Fußtapfen. Berthold X. lebte kinderlos, und verkaufte sein noch übrig gebliebenes Erbeigenthum 1371 an den Grafen Hermann V. zu Henneberg-Ascha, mit Vorbehalt des Mitbesitzes um 85,000 Pfund Häller. Sein Tod erfolgte 1378, und mit ihm das gänzliche Erlöschen dieser Linie.

2) Die Henneberg-Ascha, und nachher Römhilder Linie, gestiftet nach Heinrichs III. Tod, von seinem zweiten Sohne, Hermann II., dem Stammvater dieses Hauses, der auf Ascha wohnte. Ohne Vorwissen, legte er, durch seine Vermählung mit Adelheid, einer Tochter des Reichsdynasten Albrecht von Trimberg, den Grund zum Wohlstande seines Hauses. Denn sein Schwager, Konrad von Trimberg, versicherte ihn 1280 des gemeinschaftlichen Besitzes aller trimbergschen Güter. Nur das Schloß Trimberg und das Burglehen Salack nahm er aus. — Heinrich VI. machte sich von 1292 bis 1337 durch eine Reihe Veräußerungen wichtiger Güter und Ortschaften bekannt, wodurch er seine Herrschaft merklich schwächte. Die vorzüglichsten derselben sind: die Schlösser Timgen und Ebenhausen, ein Hof zu Großenbartdorf, Güter zu Aubstadt, und der Grafenzehent zu Schweinfurt; er versetzte die Dörfer und Güter zu Erlebach, Hessebach, Seibringshausen und Sülzthal. — Hermann V. suchte, in verschuldeten Umständen den ererbten schwachen Landesantheil wieder zu vergrößern. Deßwegen kaufte er 1371 von dem Grafen Berthold X. zu Hartenberg den Überrest der Harten-

berger Herrschaft. Nach Bertholds Tod (1378) machte aber dessen Schwester, Richza, die Gemahlinn des Grafen Johanns II. von Schwarzburg, den Kauf streitig. Es kam zu einer heftigen Fehde. Endlich wurde 1379 die Sache dahin verglichen, daß Graf Hermann von der erkauften Herrschaft Hartenberg nur das Schloß Osterburg, und die halbe Stadt Themar an den Grafen Johann abtrat, und noch außerdem demselben, und seiner Gemahlinn Richza, 2950 Gulden auf seine Beede zu Münnerstadt anwies. — In Mißhelligkeiten mußte er seinen Vetter, dem Grafen Heinrich X. von Henneberg-Schleusingen aus der erkauften Herrschaft Hartenberg, auch die Lehenschaften des Reussenbergs, und die Schlösser Neurith und Schwarza abtreten. Im folgenden Jahre dagegen, wurde Graf Heinrich von Schleusingen gerichtlich genöthiget, dem Grafen Hermann von Ascha, nicht nur das halbe Gericht Benshausen zu überlassen, sondern auch 1000 Mark Silbers bar zu bezahlen. — Die sämmtlichen trimberg'schen Allodial- und Lehngüter, erbte er 1376, berechtigt durch seiner Großmutter, Adelheid von Trimberg Vermählung. Durch Verpfändungen mußten die damit verknüpften Kosten angeschafft werden. Das Schicksal betraf Großwenkheim, Wargartshausen, halb Wildberg, das Gericht zu Saale, Ascha, und Hallenberg. Eine andere, weit größere, Herrschaft trat nun an die Stelle des vom Vater ererbten Landesantheils. Seit dem Verkaufe des Schlosses Ascha, dem bisherigen gräflichen Wohnsitze, nannte sich nun dieser Stamm die Römhilder Linie; weil die Grafenfamilien von nun an zuerst auf Hartenberg, und dann zu Römhild wohnten. — Friedrich I. brachte durch seine Vermählung mit Elisabeth, der Tochter des Grafen Heinrich X. von Henneberg-Schleusingen, die Hälfte des Schlosses Henneberg an sich, und vererbte sie auf seine Nachkommen fort. Sein Land vermehrte er außerdem mit den Schlössern: Sternberg, Königshofen, Bodenlaube, und einem Viertheil von Kühndorf; mit verschiedenen Gütern, und mit den würzburg'schen Zehnten zu Münnerstadt. — Georg I. überließ 1423 dem Bischof Friedrich zu Bamberg, die entlegenen trimberg'schen Lehnschaften gegen 50 Gulden jährlicher Einkünfte. Sein Haus vergrößerte er durch Ankauf der Schlösser, Lichtenberg, Salzungen, Ascha, Münnerstadt, Fladungen, Fischberg, und noch vieler einzelnen beträchtlichen Güter. Zu Römhild gründete er das Kollegiatstift, brachte es 1450 zur Vollendung und widmete die Stiftskirche zum Erbbegräbniß der Grafen von Henneberg-Römhild. — Friedrich II. und Otto IV., seine Söhne, regirten gemeinschaftlich seit 1465. Alle Irrungen sollten gütliche Austräge schlichten. Der Fall ereignete sich bald. Friedrich wollte die römhild'schen Belehnungen, als Ältester, einseitig ertheilen. Otto widersprach. Das Austrägalgericht entschied 1460 für Friedrich; vielleicht nach Herkommen, und teutschem Brauch. Vom Kaiser Friedrich III. wurden sie gemeinschaftlich mit Blutbann, und Gewinnung der edelsten Metalle belehnt. Zugleich wurde ihnen vergönnt, die gekrönte Säule der Kolumneser in ihrem Schilde zu führen; ja sogar den Familiennamen dieses altrömischen Geschlechts nach Belieben statt ihres eigenen zu brauchen. Die Verwandtschaft eines italienischen Fürsten, Anton von Kolumna, mit dem Grafen Otto IV., worauf sich diese Auszeichnung stützen sollte, war unerwiesen. Den Beweis ersetzte Papst Paul II. durch eine Bulle v. J. 1467. Den Namen des italienischen Fürsten haben die Grafen jedoch nie geführt. In den Fürstenstand waren sie schon vor 1447 erhoben worden. — Darin lag die Ursache ihres Sinkens. Aber diese Würde wurde jetzt wiederholt vom Kaiser bestätigt. Denn mit der Fürstenwürde war nothwendig ein größerer Aufwand verknüpft. Brüderlich hatten sie seit dem Tode des Vaters auf dem Schlosse Hartenberg beisammen gewohnt. Eingekehrte Zwietracht erheischte nun eine Theilung ihrer beträchtlichen Herrschaft. Sie zerfiel in den münnerstädt'schen und römhild'schen Antheil. Jenen erhielt Otto, diesen Friedrich. Des jüngeren Bruders Theilungsportion bestand in Münnerstadt, Ascha, Bodenlaube, Volkach, Lichtenberg, Fischberg, Fladungen, Bachdorf, Nutlingen, Tulba, Sülzthal, Ebersdorf, Wirmstalle, noch in verschiedenen Zinsen, Gulden und andern Gerechtigkeiten in den Dörfern Bocklat, Winkels, Feuerthal, Kyseck, Eltingshausen, Maßbach, Boppenlauern, Weichtungen, Rodhausen, Deinfeld, Wasserlosen, und Großenbardorf, so wie in dem Haupt- und Umgelde zu Mellerstadt in 50 Gulden Burggut auf dem Stifte Bamberg, und in Getreidezehenten zu Königshofen, Ischershausen, Alsleben, Niedereisfeld und Aue. Des älteren Bruders Antheil war Königshofen, Sternberg, Kühndorf, Schwarza, Hallenberg, Salzungen, Heutingen, Sontheim im Grabfelde, Berkach und Schwikkershausen, nebst den Zinsen und Gulden zu Großaubstadt, und dem Wein- und Heuzehent im Amte Königshofen. In Gemeinschaft blieben: das Schloß Henneberg, der Weinzehent zu Münnerstadt, die Landsteuer, Erbzinsen und Burggüter in den Pfandschaften, und die Stammlehen, welche von dem Ältesten im Hause verliehen werden sollten. Von beiden Brüdern starb Otto auf Ascha zuerst 1502 unvermählt. An das gräfliche Haus Henneberg waren vom Stifte Würzburg verpfändet worden die Schlösser: Bodenlaube, Ascha und Münnerstadt. Von 1468—1483 wurden sie aber nach und nach wieder eingelöst. Gleichgiltig konnte das Otto wegen seines Wohnsitzes auf Ascha nicht seyn; daher hatte er dieses Schloß, nebst Münnerstadt vom Stifte amtmannsweise übernommen. Die erworbenen Schlösser Brückenau, und Schildeck, ersetzten den erlittenen Verlust nicht. — Hermann VIII. besaß seit 1488 die getheilte Herrschaft wieder beisammen. Aber nicht lange. Zu noch größerem Schaden seines Hauses theilte er sie bald wieder unter seine beiden Söhne Berthold XVI. und Albrecht. Jener erhielt Römhild, Hartenberg, Lichtenberg, und eine Quart von Henneberg; dieser Schwarza, Kühndorf, Hallenberg, die halbe Zehent Benshausen, eine Quart an Henneberg, die Kellerei Beerungen, und halb Salzungen. Zum Lebensunterhalt behielt Hermann: Münnerstadt, Brückenau, Schildeck, das Burggut zu Kissingen, die Kemnate zu Bodenlaube u. a. m. für sich. Bertholds

Schulden beliefen sich schon bei seines Vaters Lebzeiten auf 20,000 Gulden, und sie wuchsen noch immer höher. Das Schloß Römhild, von seinem Vater neu vollendet, verzehrte die Flamme 1539. Das versetzte den Grafen in die äußerste Armuth. Nothgedrungen suchte er bei Fürsten und Städten Unterstützung. Er fand sie. Aber die Wiederaufbauung des abgebrannten Schlosses (1541) stürzte ihn in neue Schulden. Sie hatten sich bis zu 30,000 Gulden gehäuft. Die Geduld der Gläubiger war ermüdet. Sein Bruder sollte helfen — er schalt ihn einen Verschwender; — der Bischof zu Würzburg sollte helfen; die Traktaten mit dem Herzoge Johann zu Sachsen, zerschlugen sich. Alles mißlang. Endlich trat er 1548 seinen Schwägern, den Grafen von Mansfeld die Herrschaft Römhild ab. Diese bezahlten seine Schulden, und 1549 endigte sein trauriges Schicksal der Tod. Sein Bruder Albrecht wollte zwar sein Erbfolgerecht behaupten, aber vergebens. Dennoch vermachte er 1549 seiner Gemahlinn, Katharina, und ihren Brüdern, den Grafen von Stolberg in einem Testamente seine Ansprüche auf Römhild, und setzte, ohne Kinder zu hinterlassen, sie zu Erben seiner ganzen Landesportion ein. Doch sollte seine Gemahlinn auf Lebenszeit den Genuß der Einkünfte behalten. Er starb noch in demselben Jahre. Mit ihm erlosch die Aschach-Römhilder Linie, die Anfangs hoch sich empor schwang, um, je näher sie ihrem Ende kam, desto tiefer zu stürzen. Seine Gemahlinn nahm ihren Witwensitz auf dem Schlosse Schwarza, und starb 1577. Wilhelm VII. zu Henneberg-Schleusingen prätendirte, als nächster Agnat, die Erbfolge. Darüber entspann sich zwischen ihm und den Grafen von Stolberg, ein langer Prozeß.

3) In der Geschichte der Grafen von Henneberg — Schleusinger Linie, tritt Graf Berthold V. als Stifter 1274 auf. Zu Schleusingen nahm er seine Residenz, wurde 1278 erzbischöflich-mainzischer Burgmann auf dem Schlosse Mühlberg; nahm Frankenberg von dem Abte zu Hersfeld zu Lehn, und starb 1279 zu Montpellier in französischen Kriegsdiensten. Berthold VII. erhielt 1297 das thüringensche Schloß Elgersburg; ließ sich 1294—1337 mit dem Vogteirechte zu Alten-, Frauen- und Herrenbreitungen von der Abtei Hersfeld, und mit Friedelshausen von dem Stifte Würzburg belehnen. Auf dem Schlosse Rockenstuhl wurde er fulda'scher Burgmann. Maienberg kaufte er 1305. Als Belohnung seiner Verdienste um das teutsche Reich erhielt er vom Kaiser Heinrich 1310 Schweinfurt, als Unterpfand für 2000 Mark Silbers, und die Erhebung zur Reichsfürstenwürde. In dem Titel seiner Grafschaft veränderte das Nichts. Aber das Recht, den öffentlichen Berathungen und den Reichsgerichten beizuwohnen, war für ihn viel werth. Er kaufte 1312 von den brandenburg'schen Allodialerben die neue Herrschaft, oder die so genannte Pflege Koburg für 19,475½ Mark Silbers. Sie umfaßte die Ämter, Neustadt auf der Haide, Lauter, Roda, Heldburg, Hildburghausen, Schweinfurt, Rodenstein, Königsberg, Koburg, Neuhaus, Eisfeld, Sternberg, Königshofen, Wildberg, Münnerstadt, Steinach, Kissingen und einen Theil der heutigen Herrschaft Schmalkalden. Auf König Ludwigs Erlaubniß legte er zu Koburg, Königshofen und Schmalkalden ein Angeld an, und verwendete die Einkünfte zur Befestigung dieser Städte. Im Jahre 1314 wurde er mit dem Schlosse Bellrieth belehnt. Für die wichtigen, dem Reiche geleisteten Dienste, erhielt er von dem Kaiser Ludwig die Lehnsherrlichkeit über die in seiner Herrschaft befindlichen Reichsgüter, zur Belohnung; so daß die damit beliehenen Vasallen nicht mehr Reichs-, sondern unmittelbar henneberg'sche Lehnsleute seyn sollten. Ingleichen verlieh ihm der Kaiser 1330 das Schloß bei Schweinfurt, die Waldung bei Maienberg und die Vogtei über das Dorf Forst, zum Reichsburglehn. Im J. 1332 kaufte Berthold für 100 Mark Silber den fulda'schen Antheil der Zent Kaltennordheim. Mit dem Burggrafthum Würzburg, welches sich nun nicht mehr mit seiner fürstlichen Würde vertragen wollte, ließ er andere Edle als Unterburggrafe belehnen. Die Herrschaft Frankenstein kaufte er 1325 und 1330 von Ludwig und Syboth von Frankenstein. Er hatte das Majoratsgesetz in seinem Länderbezirk eingeführt. Doch war die Alleinregirung des Ältesten dadurch noch nicht vollkommen gesichert. Es beschränkte sich dieses Gesetz nur auf gewisse Regirungsvorzüge; daher ließ er die jüngeren weiblichen Söhne Berthold XI. und Johann I., gemäß seiner Weltklugheit, auf die Regirung der henneberg'schen Lande, Verzicht leisten, und behielt ihnen nur auf den unbeerbten Todesfall die Succession vor. Er starb 1340. — Sein ältester Sohn, Heinrich VIII., kaufte 1343 das Amt und Schloß Ilmenau mit seinem Bezirke — einen beträchtlichen Zuwachs seiner Herrschaft. — Die neue Herrschaft und Pflege Koburg hatte er zur Hälfte durch seine Vermählung mit Jutta, der Tochter des Markgrafen Hermann zu Brandenburg, als Heirathsgut an sich gebracht; die andere Hälfte hatte sein Vater gekauft; aber er war zu wenig besorgt für den hohen Gipfel des Ansehns, den seine Herrschaft dadurch erreicht hatte. Ohne Hoffnung auf männliche Nachkommenschaft vermachte er die neue Herrschaft seinen vier Töchtern. Doch blieb seine Gemahlinn Jutta bis an ihren Tod noch im Besitze derselben. Sie überlebte ihn 6 Jahre und verkaufte oder verpfändete noch manches schöne Länderstück, unter andern auch die eine Schloßhälfte von Scharfenberg. Nach ihrem Tode erfolgte die Theilung der neuen Herrschaft. — Heinrich's Nachfolger war sein Bruder Johann I. Ihm blieben von der geschwächten Herrschaft nur die Schlösser: Henneberg, Maßbach, Nordheim, Völkershausen, Frankenberg, Wasungen, Themar, Schleusingen, Maienburg, Ilmenau, Elgersburg, Barchfeld, das Dorf Wernshausen, das Amt Zant, die Hälfte von Scharfenberg und die Hälfte von Schweinfurt. Er starb 1359. Seine Witwe, Elisabeth, Tochter des Markgrafen Friedrich zu Leuchtenberg, nahm, als Vormünderinn über ihre fünf Kinder, die Landesregirung. Gemeinschaftlich mit den beiden Landgrafen Heinrich und Otto von Hessen, kaufte sie 1360 von dem Burggraf Albrecht zu Nürnberg und seiner Gemahlinn, Sophie,

der dritten Tochter des Grafen Heinrich VIII. von Henneberg-Schleusingen die Herrschaft Schmalkalden, die halbe Zent Benshausen, die Vogtei über das Kloster Herrenbreitungen, das Gericht Brotterode, und das halbe Schloß Scharfenberg. — Berthold XII. gemeinschaftlich mit seinem Bruder Heinrich XI., verpfändete in einer zerrütteten Familienverfassung Neuwieth, Elgersburg und selbst Schleusingen, die Residenz von 1365—1367. Nach 16 Jahren ergriff Berthold den geistlichen Stand, und leistete auf die Regirung Verzicht. Heinrich XI. wußte 1378 die wichtige Zollgerechtigkeit wieder herzustellen. Durch den vom Grafen Berthold X. von Henneberg-Hartenberg mit dem Grafen Hermann V. von Henneberg-Ascha errichteten wechselseitigen Erbfolgevertrag wurde Heinrich zu einer Fehde gegen die Linie Ascha veranlaßt. Wie sie sich entschied, haben wir schon vernommen. Heinrich's Vermögensumstände waren zerrüttet, was in der Neigung zum Glanze, in der fehdenreichen Zeit und in der Theilnahme an teutschen Regirungsangelegenheiten seinen Grund hatte. Daher folgte eine Veräußerung der andern. Im J. 1387 verkaufte er drei Theile vom Schlosse Barchfeld. Wichtig genug! Denn darauf gründete Hessen in der Folge (1521) seine Besitznahme von diesem Schlosse; da doch der henneberg'sche Antheil, vermöge der Erbverbrüderung vom J. 1554, dem kur- und fürstlichen Hause Sachsen hätte zufallen sollen. — Weiter verpfändete er 1389 das Dorf Herpf, seinen Antheil an dem Amte Schmalkalden, sammt den Vogteien Benshausen und Brotterode, das Schloß Maßbach, und endlich das Schloß und die Stadt Wasungen. Einen Theil des letzten Unterpfands löste er zwar wieder ab; aber der andere Theil mußte nach seinem Tode (1405) von seinem Sohne Wilhelm II. getilgt werden. Dieser stellte außerdem auch noch die verlorene Lehnsherrlichkeit über das katzenellenbogensche Schloß Dornberg wieder her; löste 1416 das Schloß Osternburg nebst Zubehör und Themar wieder ein; so wie die Schlösser und Dörfer Kaltennordheim, Roßdorf, Barchfeld, Kaltenlengsfeld, Seba und Bettenhausen (von 1417—1419) — Wilhelm III. nöthigte mit drei Rippenstößen seinen 14jährigen Bruder, Heinrich XIII., zu Schmalkalden, vor den Landständen den Verzicht auf die Regirung gegen eine Appanage von 300 fl. heraus zu stottern. — Nach seinem Tode aber (1444) erklärte Heinrich dieß hinterlistige Verfahren für ungiltig. Er war damals Domherr zu Cöln. Aber die Lust zu regiren, hatte er doch lebhaft bei sich genährt. Sein ganzes Bestreben war jetzt darauf gerichtet, seinen Neffen, den unmündigen Wilhelm IV., und dessen Brüder von der Regirung zu verdrängen. Er machte sich in kurzer Zeit einen starken Anhang, wodurch das ganze Land in die traurigste Lage versetzt wurde. Es gelang ihm, Schmalkalden und Wasungen zu erobern; die Einwohner forderte er zur Huldigung auf, und verlangte, ihn für ihren Landesherrn anzuerkennen. Wilhelms hinterlassene Witwe wendete sich, als Vormünderinn ihrer unmündigen Söhne, an Kurfürst Friedrich zu Sachsen, und an dessen Bruder, den Herzog Wilhelm. Diese stellten dem Grafen Heinrich seine Ungerechtigkeiten vor, und empfahlen ihm auf das Nachdrücklichste den Weg der Güte oder des Rechts. Heinrich legte die Sache einem Austrägalgerichte vor; aber dieses entschied, daß er sich bei der geschehenen Verzichtleistung beruhigen, und die weg genommenen Schlösser und Städte den Kindern seines verstorbenen Bruders wieder zurück geben sollte. Unzufrieden mit diesem Rechtsspruch, appellirte er zwar an das kaiserliche Hofgericht; allein, da dieses nicht anders entschied, so ergriff er wieder die Waffen, und fiel mit einem großen Theil henneberg'scher Ritter und Unterthanen, die bei ihm ihren Vortheil zu finden glaubten, von Neuem in das Gebiet seines Gegners ein. Um diesen landverderblichen Familienzwist zu beendigen, bewogen ihn endlich der Kurfürst Friedrich zu Sachsen und dessen Bruder Wilhelm, so wie Markgraf Albrecht zu Brandenburg und Landgraf Ludwig zu Hessen, zur Annehmung eines Vergleichs (den 25. Julius 1445), nach welchem er, gegen Entsagung aller Erbansprüche auf die Grafschaft Henneberg, das Schloß Kaltennordheim auf Lebenszeit, mit Vorbehalt des Rückfalls, eingeräumt erhielt, und ihm ein jährlicher Zuschuß von 350 fl. versprochen wurde. Wilhelm IV. erwarb sich 1455 und 1468 das Amt Fischberg und Dermbach; kaufte das halbe Zentgericht zu Marksteinach, 1476 einen Theil der Vogtei Obervolkach, das Dorf Baldingshausen, und von dem Grafen Friedrich II. zu Henneberg-Römhild, die zweite Hälfte des Schlosses und Amtes Ilmenau, wovon er die erste Hälfte schon seit 1418 besessen hatte. Den beiden hessischen und henneberg'schen Rentmeistern zu Schmalkalden und einigen Bürgern daselbst, ertheilte er 1455 in Gemeinschaft mit dem Landgrafen Ludwig von Hessen über die Anlegung eines neuen Salzwerkes, ein Privilegium. Er starb in dem italienischen Dorfe Saluren 1479 im 46sten Jahre seines Alters. — Sein Sohn Wilhelm VI. folgte ihm in der Regirung. Das Schloß und Amt Meiningen hatte das Stift Würzburg im J. 1434 dem Hause Henneberg wieder käuflich überlassen. Bischof Rudolph kündigte dem Grafen 1494 diese Pfandschaft wieder auf. Jedoch erbot er sich, an dem bis auf 22,000 fl. angewachsenen Kapital, jetzo nur 18,000 fl., bar zu erlegen. Für die rückständigen 4000 fl. dagegen, solle der Graf das Amt Meiningen mit den dazu gehörigen Dorfschaften, Vachdorf, Leutersdorf und Quaienfeld, noch 6 Jahre lang amtmannsweise behalten. Ohne Zweifel erledigte sich diese Amtmannsstelle nach Verlauf der bestimmten Jahre, und die 4000 fl. wurden erlegt. Zu Wilhelms Vortheil wurden in der Herrschaft Schmalkalden verschiedene Irrungen mit dem Hause Hessen 1498 geschlichtet. Andere Streitigkeiten: als die eigenmächtige Entziehung der henneberg'schen Lehnsherrlichkeit über das Schloß Dornberg und über die Stadt Großgera von dem Landgrafen Philipp von Hessen nach dem Erlöschen des katzenellenbogenschen Grafenstammes, und über die Ausdehnung des hessischen Zollprivilegiums, in dem gemeinschaftlichen Besitz des Schmalkaldener Landesbezirks, fanden in dem Vertrage, vermittelt durch den Kurfürsten Casimir zu Brandenburg, 1521 ihre Erörte-

rung. Diesem wichtigen Vertrage verdankt das heutige Kurhaus Hessen den Besitz der Herrschaft Schmalkalden. — Eine Rotte von 8000 bewaffneten Bauern verheerte im Bauernkriege 1525 eine Menge henneberg'scher Schlösser, Klöster und Kapellen. Die Trümmer vieler liegen noch bis auf den heutigen Tag im Schutte begraben. Die wohlthätige Folge davon war, daß man mehr darauf dachte, durch bessere Landesverfassung, Justiz und Polizeiwesen, die rauhen Sitten der Unterthanen zu mildern. Mit Überlassung des bedeutenden Schlosses Elgersburg in Thüringen, an den Kurfürsten Johann Friedrich zu Sachsen, der es pfandweise besaß, tilgte er 1540 den von eben diesem Hause auf seine Residenz Schleusingen vorgeschossenen Pfandschilling. Den St. Georgenberg bei Rodach trat er, die Ansprüche Sachsens auf Georgenzell zu beschwichtigen, eben diesem Kurfürsten ab. Das wichtige Schloß Maienberg vertauschte er dem Stifte Würzburg 1541 in der dringendsten Geldnoth gegen das minder wichtige Schloß und Amt Meiningen sammt den Dörfern Bachdorf, Lentersdorf und Quaienfeld, und gewann dabei 170,000 fl., die ihm Bischof Albrecht von Würzburg theils bar auszahlte, theils durch Übernahme eines Schuldenantheils zu Gute kommen ließ. Jedoch behielt sich der Bischof dabei das Vorkaufsrecht, oder die Bedingung des Rückfalls bei dem Erlöschen des henneberg'schen Grafenhauses vor. Im letztern Falle sollten alsdann seinen Allodialerben 30,000 Gülden vergütet werden. Doch behielt man sich beiderseits vor, daß dieser errichtete Vertrag keine Giltigkeit haben sollte, bevor er nicht die kaiserliche Bestätigung erlangt haben würde. Diese erfolgte bald. Denn der Graf erbot sich gegen König Ferdinand I. das bisher eigenthümlich besessene Schloß und Amt Schleusingen mit Zent- und Landgerichten dem Reiche lehnbar zu machen. Da aber hierbei Ferdinand in Ansehung des gleichen Werths mit Maienberg ungewiß war, welches jetzt durch Übergang an das geistliche Stift Eigenthum wurde und aufhörte Reichslehen zu seyn: so befahl er dem Markgrafen Georg zu Brandenburg und dem Abte Philipp zu Fulda, die Beschaffenheit des Amtes Schleusingen genau zu untersuchen. Es fand sich aber bald, daß dieses Amt die maienberg'sche Reichslehne weit übertraf. Daher willigte der König in die Überlassung jener Lehnschaft ohne Bedenken, und Graf Wilhelm ließ sich den 8. Aug. 1542 mit der Stadt Schleusingen und den meisten dazu gehörigen Dorfschaften zum ersten Mal belehnen. Das dortige Schloß, der gräfliche Wohnsitz, so wie die Dörfer Frauenwald, Stützerbach, Schmiedefeld, Vesser, Sichlerneundorf, Troßbach, Hirschbach und Rosen sind im Lehnbriefe nicht mit benannt. Daraus ergibt sich, daß sie ihre Allodialeigenschaft beibehalten haben. Nun wurde der Umtausch vollzogen und zu Meiningen die Huldigung eingenommen. Kurz nach Abschließung des Permutationsrezesses entstand aber zwischen dem Grafen und dem Stifte über die, von Letzterem verschlagen verweigerte, Abtretung der meiningenschen, ausdrücklich vorbehaltenen Ritterlehne, ein verwickelter langwieriger Prozeß. Erst nach dem Aussterben des henneberg'schen Grafenstammes wurde er dahin verglichen, daß Würzburg die Lehnsherrlichkeit über den Ort Waldorf und die dasigen 8 Rittergüter behielt; dagegen die übrigen Rittergüter des Meininger Landesdistrikts dem Hause Sachsen abtrat. Die von Würzburg erhaltene große Summe hatte die Geldnoth des Grafen noch nicht völlig getilgt. Schon nach 2 Jahren machte ihn die Aufnahme eines Kapitals von 45,000 fl. von Neuem verlegen. Da schlugen sich aber zu Wilhelms nicht geringem Vergnügen die henneberg'schen Landstände ins Mittel, und sicherten ihm jährlich auch 8000 Gulden zur Erleichterung zu. Im Jahr 1543 trat Graf Wilhelm die bereits 48 Jahre geführte Regirung seinem ältesten Sohne Georg Ernst mit dem Vorbehalte ab, daß alle und jede Landesangelegenheiten und alle Unterhandlungen unter seinem Namen geschehen sollten.

Erst 1544 erlaubte er die Einführung der Reformation Luthers in seinem Lande. In dem mit dem Hause Hessen gemeinschaftlich besessenen Schmalkalden widersetzte er sich Allem, was Landgraf Philipp, der Großmüthige, seit 1528 zur Einführung und Ausbreitung der wohlthätigen neuen Lehre vornahm. Jedoch ohne Erfolg. Nur das Collegiatstift daselbst blieb katholisch, bis es 1545 Graf Georg Ernst säkularisiren ließ. Denn dieses Stift hing ausschließlich von Henneberg ab. Im J. 1549 gab auch Graf Wilhelm sein altes Glaubensbekenntniß auf, und bekannte sich muthvoll, gerade in einem sehr kritischen Zeitpunkte, öffentlich zu Luthers Lehre. Der Annahme des Interims widersetzte sich der Graf standhaft. Dem Kaiser Karl V. erklärte er unerschrocken, daß die in seinen Landen eingeführte Religion der heil. Schrift gemäß wäre, und daß es sein Gewissen nicht gestatte, sich eine andere Meinung aufdringen zu lassen. Die darauf erfolgte Aufhebung der Klöster verursachte bei Herrenbreitungen zwar einigen Widerstand; desto leichter aber ging diese Unternehmung bei den Klöstern Frauenbreitungen, Wasungen, Trostadt, so wie bei den beiden Vikarien zu Schmalkalden von Statten. Mit ihren Einkünften richtete man den Gottesdienst zweckmäßig ein, besoldete die Geistlichkeit, und unterstützte die Armen. Bei dem Länderverkaufe des Grafen Berthold von Henneberg-Römhild an Mansfeld widersprach freilich Wilhelm vergeblich. Aber bei dessen Bruders Albrechts Tode, ergriff er von dem Ländernachlasse desselben Besitz, und wurde 1553 nach dem agnatischen Successionsrechte, alles Widerspruchs und geführten Prozesses der stolbergschen Testamentserben ungeachtet, vom Kaiser Karl V. damit belehnt. Zwar wurde dadurch die seit 1274 getheilte Grafschaft wieder unter Einen Herrn vereiniget, aber nach so manchen Theilungen und Länderveräußerungen war diese Acquisition sehr unbedeutend. — Wilhelm war in Schulden versenkt; seine Gläubiger drängten ihn auf das Heftigste; die Aussicht auf männliche Nachkommenschaft war mißlich. Das hatte schon manchen benachbarten Fürsten aufmerksam gemacht, mit dem Erwerb dieser beträchtlichen Grafschaft sein Land zu vergrößern. Vom Kaiser die Exspectanz darauf zu erhalten, dazu ließen sich vielleicht noch Wege finden.

An das Sächsische gränzte das Hennebergsche zunächst. Den Kurfürsten Moriz zu Sachsen reizte der Erwerb desselben besonders. Er machte dazu seine Plane. Sie mißlangen. Denn die Bedingungen einer Erbverbrüderung von Seiten des Grafen waren zu hoch. Über den Unterhandlungen starb Moriz 1553. Sein Bruder und Nachfolger August stand von dem ganzen Handel ab. — Indessen war es um die Erbfolge der Grafschaft Henneberg für den Kurfürsten August noch nicht gänzlich geschehen, $\frac{5}{12}$ derselben wurden ihm auf dem Wege der Politik umsonst zu Theil. Schade nur, daß dabei die Güte seines Herzens in keinem vortheilhaften Lichte erscheint. — Wilhelm knüpfte in seiner dringendsten Geldnoth, genöthigt von seinen ungeduldigen Gläubigern, durch den Rath Wolf Mulich zu Weimar, mit den Herzogen zu Sachsen, Johann Friedrich, dem Mittleren, Johann Wilhelm und Johann Friedrich dem Jüngern, einen neuen Traktat an. Und hier wurde endlich den 1. September 1554 der für das fürstliche Haus Sachsen, und für die Grafen von Henneberg, Wilhelm, Georg Ernst, und Poppo, so wichtige Erbverbrüderungs- und Successionsreceß dahin abgeschlossen, daß die Herzoge zu Sachsen 130,474 fl. 6 gGr. hennebergsche Landesschulden übernehmen, und nach Abgang des gräflichen Mannsstammes in den sämmtlich hennebergschen Landen succediren, — auf den Fall aber, wenn der ganze Kur- und fürstliche, sächsische und hessensche Mannsstamm verlöschen würde, die Pflege Koburg, dem Hause Henneberg zufallen sollte. — Goldlautern bei Suhla verdankt seine Entstehung diesem Grafen 1546, wo er einigen Unterthanen die Erlaubniß ertheilte, nach Silber- und Kupfererz zu graben. Er starb 1559 am 24. Januar. Sein Sohn, Graf Georg Ernst, machte sich um die Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens sehr verdient. Er stiftete das Gymnasium zu Schleusingen, und erhob es zur Landesschule. Von dem Überrest der henneberg-römhildschen Herrschaft, erledigt durch den Tod des Grafen Albrecht zu Schwarza, nahm er Besitz, und behauptete das Recht der Nachfolge gegen die stolbergschen Ansprüche standhaft. Schon während des Prozesses, bemächtigte er sich der zu jenem Überrest gehörigen Schlösser: Kühndorf und Hallenberg, so wie des Klosters Rohra, welches er in ein Kammergut verwandelte. Den Wohlstand des Landes ließ er sich durch Verbesserung der Gerechtigkeitspflege, durch Beförderung des Manufakturwesens, durch Einführung der Handwerkszünfte, und durch Ermunterung zur zweckmäßigeren Betreibung des Bergbaues, angelegen seyn. Nicht ohne Trauern sahe Georg Ernst auch in seiner zweiten Ehe, daß das Erlöschen des hennebergschen Grafenstammes nahe genug sei. Zwar richtete er sich mit der 1554 geschlossenen Erbverbrüderung auf, nach welcher der größte Theil seiner Grafschaft, an das herzoglich ernestinische Haus Sachsen fiel. Aber es blieb ihm auch der mögliche Unfriede nicht verborgen, wenn einst nach seinem Tode Hessen mit Ansprüchen auf Herrn- und Frauenbreitungen als hersfeldsche Lehensstücke, auf welche dieses exspektivirt war, auftreten würde; oder wenn das Stift Wirzburg nach der Umtauschungsurkunde die Zurückgabe des Amtes Meiningen zurück fordern sollte. Gegen diese bevorstehende Irrungen suchte er das Haus Sachsen sicher zu stellen. — Mit dem Landgrafen von Hessen gelang ihm endlich seine Vermittelung. Er wollte sich im Aussterbefalle des hennebergschen Grafenstammes mit der Burg und Vogtei Herrenbreitungen, sammt dem Abtswalde begnügen, und die Vogtei Frauenbreitungen sammt dem Hoheitsrechte über den genannten Wald, dem Hause Sachsen überlassen. Während der Verhandlung aber mit dem Stifte Wirzburg wegen Meiningen starb er den 27. December 1583, als der Letzte der hennebergschen Grafenreihe. — Nach dem Erbverbrüderungsvertrag vom 1. September 1554 hätte nun, außer der Herrschaft Schmalkalden, die erledigte Grafschaft an die 3 Brüder des herzogl. Hauses Sachsen fallen müssen. Allein Herzog Johann Friedrich der Mittlere, war wegen der bekannten grumbach'schen Händel, vom Kaiser Maximilian 1567 in die Reichsacht erklärt, und aller seiner Lande und Rechte, auch der Anwartschaft auf Henneberg, beraubt worden. Sein Bruder, Johann Friedrich, der Jüngere, war 1565 unvermählt gestorben. Nur Herzog Johann Wilhelm war noch am Leben. Diesem allein hatte der Kaiser den 8. Julius 1572 die Erb- und Lehnsfolge in der Grafschaft Henneberg zugesichert, und ihn sogar den 25. Februar 1573, auf den Aussterbefall desselben, förmlich belehnt. Bald darauf aber starb der Herzog, und über seine zwei unmündigen Prinzen eignete sich Kurfürst August zu Sachsen die Vormundschaft zu. Dieser wußte den Kaiser Maximilian, seinen hohen Gönner, dahin zu bewegen, daß er ihm den 25. Sept. 1573 auf fünf Zwölftheile der henneberg'schen Grafschaft, einen Exspektanzbrief ertheilte, und den unmündigen Herzogen zu Weimar nur sieben Zwölftheile zusprach. Als nun 1583 der letzte henneberg'sche Graf todt war, ließ er sich in den Landen desselben huldigen, überließ dem Hause Hessen, vermöge des 1521 zwischen Hessen und Henneberg errichteten Rezesses, die Herrschaft Schmalkalden, und, vermöge des 1583 und 1584 getroffenen Vergleichs, die Burg und Vogtei Herrenbreitungen. Auch das Stift Würzburg gab seine Ansprüche auf den Rückfall des Amts Meiningen, den 10. Jun. 1585, jedoch unter der Bedingung auf, daß es Sachsen vom Stifte zum Mannlehen nehmen, den henneberg'schen Allodialerben die bedungenen 30,000 fl. auszahlen, und noch überdieß dem Stifte 60,000 fl. mit Dörfern und Gütern vergüten sollte. Die Länder wurden durch eine zu Meiningen angeordnete gemeinschaftliche Regirung versorgt. Erst 1660 den 9. August kam zwischen dem Herzoge Moritz zu Sachsen-Zeitz, dem sein Vater, Kurfürst Johann Georg I. zu Sachsen, in seinem 1652 errichteten Testament den kursächsischen Antheil an Henneberg vermacht hatte, und den fürstlichen Häusern zu Sachsen-Altenburg, Weimar und Gotha, folgende Theilung zu Stande: 1) Herzog Moritz zu Sachsen-Zeitz erhielt zu seinen $\frac{5}{12}$ Schleusingen, Suhla, Kühndorf und Benshausen. Von den übrigen $\frac{7}{12}$ erhielt 2) Herzog Friedrich Wilhelm zu

S. Altenburg zu 3½ Zwölftel, Meiningen, Maßfeld, Behrungen, Milz und Henneberg; 3) die beiden Herzoge, Wilhelm zu S. Weimar und sein Bruder Ernst zu S. Gotha, Ilmenau, Wasungen, Sand und Kaltennordheim zu 3½ Zwölftel. Ilmenau und Kaltennordheim fielen an das Haus Weimar, und Frauenbreitungen, Wasungen und Sand an den Herzog Ernst zu S. Gotha, welcher auch 1672, als Altenburg ausstarb, die von jenem Hause eben angeführte henneberg'sche Theilungsportion und noch überdieß das Amt Römhild bekam. In der 1680 erfolgten Erbsonderung im fürstlichen Hause zu S. Gotha, fiel dessen henneberg'sche Landesportion an die Herzoge Bernhard, den Stifter der sachsen-meiningenschen, und Heinrich, den Stifter der sachsen-römhild'schen Linie. Letzterer starb aber 1710, und seine Linie erlosch wieder. Römhild, Themar und Behrungen fielen, vermöge der Hausverträge, an die fürstlichen Häuser zu S. Gotha, Koburg, Meiningen und Hildburghausen. — Gegenwärtig besitzt von dieser Grafschaft 1) der König von Preußen den ehemaligen kurjetzt königlich sächsischen Antheil: Schleusingen, Suhla, Kühndorf und Benshausen — nach der Wiener Kongreßakte vom J. 1815. 2) das großherzogliche Haus zu S. Weimar: Ilmenau und Kaltennordheim und Lichtenberg, welches schon 1555 an Sachsen kam; 3) das herzogliche Haus zu S. Meiningen: Meiningen, Maßfeld, Wasungen, Sand, Frauenbreitungen und Salzungen, und vermöge des am 12. Nov. 1826 abgeschlossenen Erbtheilungsvertrags, Themar, Römhild und Behrungen; endlich 4) das Kurhaus Hessen die Herrschaft Schmalkalden. *(Hafner.)*

HENNEBERGER (Kaspar), preußischer Geschichtschreiber, zu Ehrlichen in Thüringen 1529 geboren. Nachdem er die akademischen Studien zu Königsberg vollendet hatte, wurde er 1561 Pfarrer zu Mülhausen auf Natangen, kam 1590 als Hospitalprediger nach Königsberg, und starb daselbst den 29. Februar 1600. Er durchreiste, zum Theil mit fürstlicher Unterstützung, sieben Jahre lang ganz Preußen, verfertigte eine Landkarte von Preußen und gab nicht nur eine kurze Beschreibung des Landes Preußen, sondern auch eine Erklärung der größern preußischen Landtafel heraus, in welcher die meisten Orte nach alphabetischer Ordnung mit ihren Merkwürdigkeiten aufgeführt sind*). *(Baur.)*

HENNEBERGSCHE HIEF. Aus zwei Noten bestehende Jagdruse, welche rein und lang gezogen, jeder Jägerbursche, welcher sich der hohen Jagd widmete, auf dem Hifthorn mußte blasen können. Woher der Name stammt, ist unbekannt. *(Pfeil.)*

HENNEBERGSCHE KREIS. So nannten die Preußen Anfangs das 1814 von Sachsen abgetretene Henneberg, doch wurde dieser Name späterhin in den von Schleusingen verwandelt. *(G. Hassel.)*

HENNEBON, eine Stadt in dem Bez. Lorient des franz. Dep. Morbihan. Sie liegt NBr. 47° 48′ 1″ L. 14° 22′ 23″ an der Blavet, die zu ihren Kaien Schiffe trägt, und auf einer Anhöhe, 2 Meilen vom Oceane, wird in die alte, neue und ummauerte Stadt eingetheilt, hat 2 Pfarrkirchen, über 800 Häuser und 4678 Einw., die aus ihrem Flußhafen Korn, Eisen, Honig ausführen und Sardellenfischerei unterhalten, auch Marktverkehr treiben. Hier stand sonst eine Cisterzienserabtei, die die Gemahlinn Herzogs Jean I. von Bretagne, Blanche von Navarra, 1250 gestiftet hatte; auch ist daselbst der Bernardiner Paul Pezron 1639 geboren und 1706 gestorben: er ist durch seine antiquité des Temps bekannt. *(G. Hassel.)*

HENNEF, ein, seines starken Weinbaues, besonders des dort gewonnenen trefflichen Bleicherts wegen, bemerkenswerthes Dorf des preußischen Regirungsbezirks Köln, mit 240 Einw., welches zum Kreise Siegburg-Ückerath gehört. *(R.)*

HENNEGAT heißt dasjenige Loch im hintern Vorsprunge der Schiffe, vermöge dessen der Kopf des Steuerruders in sie gelangt. *(R.)*

HENNEGAU (Niederl. HENEGOUWEN, Franz. HAINAUT). 1) Geogr. und Statistik. Diese niederländische Provinz, die achte in der Rangordnung, kommt in ihrer jetzigen Ausdehnung so ziemlich der vormaligen Grafschaft gleich; von dieser ist nämlich die südliche Häfte (Hauptstadt Valenciennes) in dem Pyrenäischen, Aachner und Nymweger Friedensschlusse (1649, 1668, 1678.) an Frankreich abgetreten, und zu der nördlichen ist die vormals flandernsche Landschaft Tournaisis und der vormals namursche Distrikt von Charleroi, nebst einem kleinen Stücke von Brabant und Lüttich, welche vorher das franz. Departement Gemappes ausmachten, hinzu gekommen. In ihrer jetzigen Ausdehnung liegt sie zwischen 20° 54′ OL. und 49° 76′ und 50° 47′ NB., hat 80 □M. und 553,485 Einw. (nach officiellen Quellen am 1. Jan. 1826. Die Bevölkerung ist noch immer im Steigen.) Den Namen hat die Provinz von dem Flüßchen Haines oder Hennes, welches von O. nach W. in die Schelde fließt, und die Treuille aufnimmt. Noch bewässern die Schelde den westlichen, die Denda den nördlichen Rand, und die Sambre den östlichen Theil der Provinz. Im südlichen Theile erhebt sich ein Theil des Ardennerwaldes, der sich weiter durch Namur und Lüttich nach Luxemburg ausdehnt. Die Nordseite ist Fläche, doch mit Hügeln besetzt und sehr fruchtbar. Hennegau ist einer der ergiebigsten und mächtigsten Theile des Königreichs der Niederlande durch Berg- und Hüttenbau, Fabriken und Manufakturen. Die Wälder, welche auf ⅐ der Provinz geschätzt werden, sind für die 70 Steinkohlen- und die vielen Eisenbergwerke, vom größten Nutzen. Man findet auch einige Heiden, und im nördlichen Theile vortreffliche Viehweiden, Korn- und Flachsbau, Hanf, Rübsamen, Futterkräuter, Hopfen, Bienenzucht, Pferde- und Schafzucht; auch in dem südlichen Theile Marmor- und andere Steingruben. Man besitzt vortreffliche Tapetenmanufakturen zu Doornik (Tournay),

*) Erläutertes Preußen. 4r Bd. 32.; 5r Bd. 600. Arnoldis Hist. d. Königsb. Univ. 2r Th. 511.

Porzellan eben daselbst, Eisenwaren, Nagelschmiede, Blechhämmer, Töpferwaren, Glasfabriken u. s. w. — Der Verkehr ist ansehnlich und beträgt den größten Theil der 44 Millionen Steinkohlen, welche die Berge eintragen, Marmor, Schiefer, Eisen, Porzellan, Kalk, Glas, Blech, Tapeten, Leinwand, Spitzen, Garn, Strümpfe u. s. w., Getreide und Vieh. Die Provinz wird jetzt in 6 Bezirke abgetheilt: 1) Mons oder Bergen in Hennegau in der Mitte; 2) Soignies, nördlich; 3) Ath, nordwestlich (diese drei gehören noch zur alten Grafschaft); 4) Doornik of Tournay, westlich, vormals zu Flandern (Tournaisis); 5) Charleroi, östlich, vorher zu Namur; 6) Thuin, früher zu Lüttich, doch großen Theils aus den im J. 1815 von Frankreich zurück gegebenen Cantonen von Beaumont, Chimay u. s. w. bestehend, südlich. Die Provinz hat 21 Städte: Bergen oder Mons, die Hauptstadt, mit 22,000, Doornik oder Tournay 24,500, Ath 8000, Paruwelz 6500, Soignies 5300, Dous 5000, Leuze 4850, Bines 4750, Charleroi 4750, Gosselies 4400, Lessines 4150, Braine le Comte 3640, Enghien 3300, Thuin 3300, Chieires 2750, Fontaine l'Eveque 2500, Roeult 2400, Châtelet 2350, Chimay 2320, Antoing 1850, Beaumont 1720, und St. Ghedlain mit 1270 Einwohnern; und 424 Hauptdörfer (platte Landgemeinen), deren 75 unter Mons, 83 unter Tournay, 46 unter Soignies, 62 unter Ath, 62 unter Charleroi und 75 unter Thuin gehören. — Keine andere Provinz der Niederlande ist so oft und so sehr der Kriegsschauplatz mit Frankreich gewesen. Hier wurden die drei Hauptschlachten von Fleurus (1623, 1690, 1794), die von St. Denis (1678), von Malplaquet (1709), von Fontenoi (1745), von Gemappes (1792), von Tournay (1794) und die kleinern von Leuze (1691) und Steenkerken (1692) geliefert. Die Provinz gehört zu den so genannten Wallonischen, wo in den Städten das rein Französische, auf dem Lande ein verdorbener Dialekt dieser Sprache geredet wird. Einige wollen die Einwohner von den alten Galliern (Walla, Galla: w und g werden oft verwechselt) ableiten, und im Lütticher Wallonischen sollen sich noch mehrere keltische Wörter finden. Sie sind alle katholisch, mit sehr wenigen Ausnahmen. Ihre Betriebsamkeit erhellt aus den vielen Nahrungszweigen, deren sie sich befleißigen, und die jetzige Regirung hat für die Belebung des Handels durch neue Kanäle vorzügliche Sorge getragen. Die Provinzialstaten oder Landstände, die 5 Mitglieder zu den Generalstaten abschicken, bestehen aus 30 Personen, aus jedem der drei in Niederland erkannten Stände: dem Adel oder der Ritterschaft, der Bürgerschaft und den Landleuten, also zusammen 90, welche außer ihren Zusammenkünften eine stehende Kommission von 9 Mitgliedern (Gedeputeerde Staten) haben. Sie gehört in militärischer Hinsicht, zu dem 6. Oberkommando. —

2. Geschichte der Grafschaft Hennegau steigt bis zum 9. Jahrhundert hinauf, wo der tapfere Graf Reinhard (Reinier) seit 860 eegierte. (Die frühern Erbgrafen, die Dawez nennt, sind problematisch). Er führte Krieg mit den Normannen, und vorzüglich mit dem nachherigen ersten Herzoge der Normandie, Rello. Reinhard war einer der mächtigsten Fürsten jener Zeit, und vergab zwei Mal die lotharingische Krone. Seine Söhne führten häufige Kriege mit den teutschen Kaisern aus dem sächsischen Hause, und riefen dabei Frankreich zu Hilfe. Der Achte führte den Titel eines Herzogs von Lothringen. Hennegau blieb bis 1036 unter den männlichen Nachkommen Reinhards. Ihre Erbtochter Richilde heirathete Hermann von Sachsen, der mit den Grafen Balduin von Flandern die Grafschaft Braebant oder Eenheim (das südöstliche Flandern) gegen die Grafschaft Valenciennes vertauschte. Nach Hermanns Tode verheirathete sich Richilde zum zweiten Male mit dem Sohne des Grafen von Flandern, Balduin: nach dessen Tode sie Regentinn beider Grafschaften wurde. Doch ihre Bedrückungen riefen Balduins Bruder, den ritterlichen Robert den Friesen, ins Land, der die Gräfinn und ihre Söhne zwei Mal (bei Kassel 1071 und bei Mons 1076) aufs Haupt schlug, wobei Arnold, der Älteste, blieb, und der jüngere Balduin sich in Friede mit Hennegau begnügen mußte. Richilde, eine männliche Regentinn, stiftete nach Frankreichs Beispiele eilf Pairs, die auch Oberrichter waren, und ihren Sitz zu Mons hatten, und starb im J. 1086 nach einer funfzigjährigen Regirung. Balduin II. war einer dee Helden des ersten Kreuzzugs. Sein Urenkel, Balduin V., heirathete Margarethe von Elsaß, die Erbtochter von Flandern, und vereinigte also beide Grafschaften wieder. Dessen Sohn Balduin, der 1195 zur Regirung kam, war der Held des fünften Kreuzzuges, Eroberer von Konstantinopel und erster lateinischer Kaiser des Orients, dessen unglückliches Ende bei den Bulgaren verschiedentlich erzählt wird. Seine Tochter Johanne, mit dem Prinzen Ferdinand von Portugal verehelicht, war sehe unglücklich; ihr Gemahl ward in der großen Schlacht bei Booines gefangen. Sie starb im J. 1244 ohne Kinder, und ihre Schwester Margarethe, in den niederländischen Annalen gewöhnlich die Schwache genannt, folgte ihr in der Regirung. Sie war zwei Mal vermählt, zuerst mit Burkhardt von Avennes, da dieser aber früher die Priesterweihe erhalten hatte, erkannte man die Heirath für ungiltig, und sie verheirathete sich wieder mit Wilhelm von Dampierre. Dieß hatte einen langwierigen Krieg zwischen den Kindern beider Ehen zur Folge. Die Dampierre's behielten endlich, nach der Entscheidung Ludwigs IX. von Frankreich, Flandern, die d'Avennes Hennegau, doch die Feindschaft beider Häuser endete mit dieser Entscheidung durchaus nicht, indem die flandrischen Grafen sich dem engländischen Interesse ergaben, mit welcher Nation sie bedeutende Handelsbeziehungen hatten, neigten sich die Grafen von Hennegau zu Frankreich hin, und der Streit wae am heftigsten gegen das Ende des 13. Jahrhunderts, als die Franzosen ganz Flandern eroberten. Fast gleichzeitig erbte Johann von Avennes, Burkhardts Enkel, die Grafschaften Holland und Seeland von seinem ohne Kinder verstorbenen Vetter, dem Grafen Johann I. Die Flamländer, die in der großen Spornschlacht (1302

1. Julius) die Blühte des französischen Adels besiegt hatten, fielen nun auch in Holland und Seeland: doch des Grafen Johann tapferer Sohn Wilhelm der Gute vertrieb sie mit Hilfe der Bürger und der Franzosen. Johann starb im J. 1302, sein Sohn Wilhelm, der mehr den Frieden als den Krieg liebte, ward einer der mächtigsten und geehrtesten Fürsten seiner Zeit; durch Heirathen mit Frankreich, dem teutschen Kaiser und England verwandt, Herr von Friesland und Schulthen der nördlichen Hälfte von Utrecht. In seiner 35jährigen Regirung blühten seine Grafschaften ungemein; er soll ein Mal in Harlem 20 Grafen, 100 Barone und 1000 Ritter nebst vielen andern Edelleuten und Damen acht Tage lang auf seine Kosten bewirthet haben. Die Venetianer Sanutus hoffte von seiner Macht und Klugheit die Erneuerung der Kreuzzüge. Mit seinem Tode verschwand diese Blüthe des Landes. Sein kriegerischer Sohn Wilhelm II. blieb in einer Schlacht gegen die Friesen: und seine Schwester Margarethe gerieth in schwere Händel mit ihrem Sohne. Sie war mit dem teutschen Kaiser, Ludwig dem Baier, verehelicht, und hatte ihrem zweiten Sohne Wilhelm Holland und Seeland aufgetragen, er enthielt ihr die versprochene Geldsumme, und diese verursachte einen Krieg, worin Wilhelm seine beiden Grafschaften, die Mutter Hennegau behielt. Nach ihrem Tode wurde ihr Sohn wahnsinnig, und blieb 30 Jahre lang bis an sein Ende auf den Schlosse zu Quesnoy in Verwahrung; indessen regirte sein Bruder Albrecht von Baiern, unter dem Namen eines Verwesers (Ruwaart, Ruhwart). Dessen Sohn Wilhelm IV. vermählte seine Tochter Jakobine mit dem Dauphin, Karls VI. Sohn, und starb bald hernach; er war durch doppelte Verwandtschaft mit dem burgundschen Hause verbunden. Seine Tochter, jene Jakobine von Baiern, könnte durch ihren leichtsinnigen, manchmal grausamen, aber immer heldenmüthigen und interessanten Charakter, und durch ihre vielfachen, unglücklichen Heirathen ein Seitenstück zur Marie Stuart abgeben; doch ihr Ende war nicht so traurig. Nach langen Kriegen gegen ihren Oheim Johann von Baiern und Philipp den Guten von Burgund mußte sie diesem ihre drei Grafschaften abtreten gegen die Erlaubniß, sich mit ihrem Geliebten Franz von Borseles, Philipps Diener und ihrem Wohlthäter, vermählen zu dürfen. Sie starb kurz hernach, im J. 1436. Seitdem ward Hennegau mit den meisten niederländischen Provinzen ein Theil des mächtigen burgundschen Staats, der nachher an Östreich fiel. Bei den Unruhen des 16. Jahrhunderts waren die Hennegauer unter den frühesten Vertheidigern der Freiheit: doch Alba unterjochte sie, und Religionshaß gegen die Protestanten vermochte sie im J. 1579 zur Unterwerfung an den Herzog von Parma, seit welcher Zeit sie immer bei Spanien oder Östreich blieben, den ephemeren Aufstand von 1790 abgerechnet. Spätere Schicksale sind bekannt. *(van Kampen.)*

HENNEGUIER (Jerome), war zu St. Omer 1633 geboren, trat 1650 in den Dominikaneroden, studirte zu Douay und auf einigen andern hohen Schulen die Philosophie und Theologie. Er mischte sich in den Streit de scientia media, und gab mehrere Schriften ohne seinen Namen bei dieser Gelegenheit zu Douay von 1670 bis 1675 heraus. Im Jahre 1673 war er Prior zu Dornick, 1675 Professor der Theologie zu Cambray, 1678 Doktor der Theologie, verwaltete nachher noch etliche ansehnliche Ämter seines Ordens, und starb zu St. Omer am 13. März 1712. Echard Bibl. Praed. Tom. II. S. 78., der auch seine Schriften anführt, die jetzt aber ohne allen Werth sind. *(Rotermund.)*

HENNEMANN (Christian Ulrich Ludwig), Advokat bei der Justizkanzlei und Postdirektor in seiner Vaterstadt Schwerin, geb. am 28. April 1747 u. gest. am 26. Mai 1806. Obgleich seine Schriften nur von geringem Umfange sind, so zeigen sie doch alle von gründlichem und ernstem Studium der Jurisprudenz und lassen es bedauern, daß er nicht die nöthige Muße zu einem größeren ausführlichern Werke fand. Seine Schriften sind nicht zusammengedruckt, und daher ziemlich selten geworden †). *(Adolph Martin.)*

HENNENTHALER, ein bekannter Thaler, der 1691 bei Gelegenheit der Baseler innern Zwistigkeiten geschlagen ist. Er zeigt auf der Vorderseite die Stadt Basel, auf der Kehrseite im Vorgrunde eine Henne mit 4 Küchlein, im Hintergrunde die Stadt Basel unter der strahlenden Sonne Gottes und mit dem Motto: alit et protegit. *(G. Hassel.)*

HENNEPIN (Louis), ein niederländischer Franziskaner aus Flandern, wo er 1640 geboren war. Nachdem er Prediger zu Hall in Hennegau gewesen war, trat er in den Orden, aus dem man ihn bald nach Calais, bald nach Dunkerque und sonst zum Terminiren schickte; späterhin ging er nach Mastricht, wo er als Feldprediger eintrat, und die Schlacht bei Senef mitmachte. Da ein Missionär nach Canada gesucht wurde, so bewarb er, der von Jugend auf eine entschiedne Neigung für das Reisen in entfernten Gegenden gehabt hatte, sich um diese Stelle, erhielt sie und langte 1675 zu Quebec an,

---

†) Es sind: Betrachtung der Frage, ob Personen, welche im Zustande der Unwissenheit, oder des Wahnsinns binnen einem Jahre nach Anfall einer Erbschaft ihren Erben ein Deliberationsrecht hinterlassen (Dessau 1782. 4.). Über die Unzulässigkeit der Appellation von Urtheilen, die wider einen im peremtorischen Termin Ausgebliebenen gesprochen sind (Schwerin 1785. 4.); Beiträge zur Rechtstheorie von Erstattung der Prozeßkosten. 2 St. (Das. 1789 u. 1792. 8.). Untersuchung zweier verwandten Rechtsfragen: a) in Beziehung auf einen heres in re certa und b) über den im Nießbrauch eingesetzten Erben (Das. 1790. 8.); über die Gültigkeit der ohne lehnsherrlichen Consens in Lehen errichteten Fideicommiß- und Primogenitur-Verordnungen, nach meklenb. Rechten (Das. 1795. 8.); Zuruf an die nichtadeligen Mitglieder der meklenburgischen Ritterschaft (Das. 1795. 8.); rechtliches Erachten eines meklenburg. Rechtsgelehrten, über die gräflich Schulenburg. Fideicommiß-Streitigkeit, ohne D. und J. (Das. 1796. fol.); Anmerkungen zu der Prüfung jenes rechtlichen Erachtens von einem Rechtsbeflissenen (1797. fol.) (die drei letztern Schriften erschienen anonym); Versuch über die bevorzugte Hypothek des Fiskus in den nach dem Kontrakt erworbenen Gütern des Schuldners, 2 St. (Das. 1800 u. 1801. 8.); über II. F. 45. und die Descendentenfolge in Lehen nach longobard. Rechte, das. 1804. 8. Vergl. Meusel gel. Teutschl. 5te Ausg. Bd III. S. 296. Bd IX. S. 560 u. Bd XIV. S. 99.

wo er Gelegenheit bekam, nicht allein die Ufer des Lorenz, sondern auch die des Ohio und Missisippi zu bereisen: er war der erste wissenschaftliche Reisende, der das ungeheure nordamerikanische Binnenland öffnete, der erste, der uns den Missuri zeigt und mit einer Menge unbekannter Indianerstämme bekannt macht. 1682 kehrte er nach Europa zurück, und ließ seinen Reisebericht drucken, wurde Guardian im Kloster Renty in Artois, schlug aber eine zweite Mission nach Amerika aus, und ging 1697 mit Erlaubniß seiner Obern nach Holland, wo er seine andern beiden Reiseberichte herausgab und sich in weltliche Kleider warf, aber wol nie von seiner Kirche abgesprungen ist, wie Einige behaupten wollen. Er starb um 1706. Seine drei Reisebeschreibungen sind angenehm und lebhaft dargestellt; er kam in Amerika weiter, als vor ihm nie ein Europäer, und mußte daher Manches auftischen, was bei seinen Zeitgenossen den Stämpel der Unwahrscheinlichkeit trug und erst in der Folge gerechtfertigt wurde. Indeß ist wohl nicht zu läugnen, daß der gute Mönch zuweilen etwas zu leichtgläubig und bei chronologischen Angaben nicht eben zu gewissenhaft war. Demohnerachtet bleiben seine Reisen stets ein willkommner Beitrag zu der Länder- und Völkerkunde des Binnenlandes von Nordamerika†).

(*G. Hassel.*)

HENNEQUIN 1) Aimar, ein französischer Geistlicher, der an verschiedenen Orten in Frankreich predigte, sich zuletzt in Paris befand, und 1580 noch am Leben war, schrieb Interpretatio cerimoniarum Missae, die zu Paris 1578 in 8 und eben daselbst 1579 in 8 erschien. Er schrieb auch les Confessions de St. Augustin, um diese Zeit, wovon 1618. 8. eine neue Ausgabe erschien.

2) Jean, Doktor der Rechte und Sekretär bei der königlich französischen Kammer zu Paris, in der letzten Hälfte des 16ten Jahrh., schrieb, Le guidon général des Finances, contenant l'instruction du Maniement de toutes les Finances de France. Paris 1585. 8. Ebend. 1586. 8. Mit Anmerkungen von Vincent Gelée. Paris 1594. 8. Ebend. 1605. 8. Die Anmerkungen erschienen besonders, zuerst Paris 1585. 8. — Noch vermehrter durch Sebastian Hardy. Ebend. 1631. 8. Auf Dionysii Gothofredi Antrieb schrieb er auch Notae ad Accursium et glossas, gedruckt mit Brossei Thesauro Accursiano, Lyon 1589. Vened. 1606. (*Rotermund.*)

†) Die drei Reiseberichte sind: 1) description de la Louisiane. Par. 1683 u. 1688. Amst. 1688, italián. Bologna 1686, teutsch Nürnberg 1689. 2) nouvelle description d'un très grand pays dans l'Amérique entre le nouveau Mexique et la mer glaciale. Utrecht 1697, unter anderem Titel 1698, teutsch Bremen 1698. 3) nouveau voyage en un pays plus grand que l'Europe. Amst. 1698, teutsch Bremen 1699. Sie haben im Grunde nur eine und dieselbe Reise zum Gegenstande, und jeder besondere Bericht greift in den andern ein oder vervollständigt denselben: in dem letztern weiset er die Angriffe zurück, die auf seine Person und seine Glaubwürdigkeit gemacht waren. Vergl. *Adelung* zum *Jöcher* II, 1916; *Wachl.* hist. Kunst und Forschung I, 558.

HENNERSDORF *), GROSS-HENNERSDORF, Herrschaft und großes Dorf in Mähren, im Prerauer Kreise und Hotzenplotzer Bezirke, zwei Stunden von Hotzenplotz gegen Westen gelegen, mit einem Schlosse, einer kathol. Pfarre, 200 Häusern, 2200 Einwohnern. Zur Herrschaft gehören: das Städtchen Johannesthal, die Dörfer Arnsdorf, Batzdorf, Petersdorf und Seitendorf. Das Ganze ist ein schönes Erzbisthumlehen von $44\frac{7}{16}$ Lahnen. Die Fruchtbarkeit des Bodens in Rücksicht des Getreidebaues ist in der ganzen Herrschaft nur mittelmäßig oder schlecht. Das jetzige Gebiet dieses Lehens kam im 13ten Jahrhundert an das Bisthum. Es gehörte darauf zu den bischöflichen Tafelgütern, und erst gegen Ende des 16ten Jahrhunderts verlieh es Bischof Stanislaw Pawlowsky zu Lehen. Wenzel Pawlowsky von Pawlowitz, Bruder des genannten Bischofs Stanislaw, besaß Hennersdorf, mit dem Städchen Johannesthal und den Dörfern Arnsdorf und Petersdorf schon im J. 1590. Nach ihm erhielt im J. 1601 das ganze Lehen sein Sohn Bohuslaw (Gottlob) Pawlowsky und nach diesem 1616 sein Bruder Johann. Nach dessen Ableben war es dem Bisthum heimgefallen, und wurde im J. 1639 dem Georg Maximilian, Freiherrn von Hodiz, für 39,000 Gulden verkauft. Dieser wurde im J. 1641 in den Reichsgrafenstand erhoben und hinterließ die Herrschaft Hennersdorf seinen drei Söhnen. Im J. 1690 besaß Graf Franz Anton von Hodiz (gestorb. 1723) das ganze Lehen. Nach dem Tode seines Nachfolgers fiel das Lehen an den Lehnsherrn zurück, der es im J. 1739 dem Freiherrn Johann Christoph von Bartenstein für 60,000 Fl. verkaufte, dessen Nachkommen es noch besitzen. (*Rumy.*)

HENNERSDORF, OBER- und UNTER-HENNERSDORF, zwei böhmische Dörfer im Leutmeritzer Kreise, zur Herrschaft Rumburg gehörig, an der sächsischen Gränze, mit 175 und 92 Häusern, Leinwand- und Baumwollenmanufakturen. Hennersdorf oder Heinersdorf (Heinrichsdorf) heißen auch zwei böhmische Dörfer im Jungbunzlauer Kreise, zur Herrschaft Reichenberg gehörig, ein böhmisches Dorf im Bidschower Kreise, zur Herrschaft Starkenbach gehörig, und ein böhmisches Dorf im Saazer Kreise, sonst Hannersdorf genannt, zur Herrschaft Hagensdorf gehörig. (*Rumy.*)

HENNERSDORF, 1) königliches Pfarrdorf, mit der Steinmühle, zum Amte Kottwitz gehörig, im Kreise Ohlau, des preuß. Regirungsbezirks Breslau, mit 658 Einwohnern.

2) adeliges Pfarrdorf, im Kreise Lauban, des preuß. Regirungsbezirks Liegnitz, mit 2554 Einwohnern, vielen Linnenwebern, Blaseinstrumentenmachern und Leinsamenhändlern.

3) Dorf in 2 Antheilen, theils zum Amte Neisse gehörig, theils adelige Besitzung, im Kreise Grottkau des preuß. Regirungsbezirks Oppeln, hat eine Mutterkirche, eine Kapelle, 887 Einwohner. Außerhalb des Dorfes liegt das adelige Vorwerk Peterwitz. (*Mützell.*)

*) Hieß ehemals Heinrichsdorf (in einem Testamente des Bischofs Bruno vom J. 1267 Henrikisdorph).

HENNERSDORF (Geog.), Name mehrerer Dörfer im Königreiche Sachsen. 1) in Seifen, Seif-Hennersdorf, Pfarrdorf, liegt im Kreise Bautzen, der Oberlausitz, ganz nahe an der böhmischen Gränze, zwischen mehrern Bergen, hat ansehnliche Fabriken in Nankin, Leinwand und 4400 Einw., welche außerdem noch viele Holzwaren fertigen. Das Dorf gehört dem Stadtrathe zu Zittau. 2) Pfarrdorf auf der Gränze des erzgebirgschen und meißenschen Kreises, getheilt durch die alte Straße, hat gegen 400 Einw., welche ansehnlichen Butter- und Breterhandel treiben; litt sehr durch den französisch-deutschen Krieg 1813. 3) drei gleichnamige Dörfer an der Sebnitz, an der Pulsnitz (beide im meissener Kreise), an der Zschopau (Erzgebirge), bei Camenz (Oberlausitz) u. a. (*G. F. Winkler.*)

HENNERT, Karl Wilhelm, geb. 3. Jan. 1739 zu Berlin, und gestorben 21. April 1800 als königl. preuß. geheimer Forstrath. Ein bekannter und um die Forstwissenschaft verdienter Schriftsteller. Er war früher Artillerielieutenant, wurde dann Schloßbauinspektor bei dem Prinzen Heinrich von Preußen zu Rheinsberg, 1785 bekam derselbe die Leitung des Forstvermessungsgeschäfts in Preußen, und trat 1791 als geheimer Forstrath in das dermalige Forstdepartement, wo er mit der Direktion der Forstabschätzung beauftragt war. Schon hieraus wird sich entnehmen lassen, daß er eigentlich mehr Mathematiker als Forstmann war, doch hatte er sich auch gute naturwissenschaftliche Kenntnisse erworben, wie seine noch jetzt sehr brauchbare Schrift über Insektenschaden, Lpz. 1798, zeigt. Vorzüglich gründete sich jedoch seine Anleitung zur Forstvermessung, Eintheilung und Abschätzung auf seinen literarischen Ruf. Er würde mehr darin geleistet haben, wenn er mehr Forstmann gewesen wäre, so ist jetzt aber nur der auf Eintheilung und Vermessung Bezug habende Theil dieser Schrift noch beachtungswerth *). (*Pfeil.*)

HENNIG, 1) Balthasar Gottlob [1]), ein geschätzter Schulmann und Theolog, geb. 5. Okt. 1742 zu Beucha bei Leipzig, bildete sich auf der Leipziger Hochschule und erhielt bald nach vollendeten Studien eine Anstellung zu Thorn in Preußen [2]); zunächst wurde er am dortigen Gymnasium Professor der griechischen und hebräischen Sprache, 1782, mit Beibehaltung dieser Stelle, Adjunkt des geistlichen Ministeriums, bald nachher dritter Prediger an der neuen altstädtschen Kirche, rückte dann allmälig bis in die erste Stelle, wurde Senior des geistlichen Ministerium, auch Superintendent und Consistorialrath und starb 31. März 1808 [3]). So lange er in Leipzig lebte, war er an den bekannten Acta Eruditorum und der Leipz. gelehrt. Zeit. fleißiger Mitarbeiter und hat auch späterhin in seinen Gelegenheitsschriften und Programmen, welche er von Zeit zu Zeit heraus gab [4]), Beweise eines fortgesetzten, nach Gründlichkeit strebenden theologischen Studiums gegeben. Außer einzelnen Predigten [5]) hat er auch eine Sammlung zur Beförderung christl. Erkenntnisse und Gesinnungen (Warsch. 1784. 8.) bekannt gemacht. Dagegen ist er nicht Verfasser des Preußischen Wörterbuchs, sondern der gleichnamige Königsberger Theolog G. E. S. Hennig [6]). (*R.*)

2) Ernst, geheimer Archivdirektor und Professor der historischen Hilfswissenschaften zu Königsberg, geboren den 11. November 1771 zu Tharau in Ostpreußen, wo sein Vater (Georg Ernst Sigmund, gest. 1809 als Professor der Theologie in Königsberg) damals Prediger war. Nach Vollendung des akademischen Cursus begab er sich als Hauslehrer nach Kurland, kam dann als Oberlehrer an das Friedrichskollegium zu Königsberg, und von da 1800 als Prediger nach Schmauch in Ostpreußen. Er folgte 1806 einem Rufe als Lehrer an die Kreisschule zu Goldingen in Kurland, begab sich im Anfange des Jahres 1809, mit kaiserl. Erlaubniß nach Königsberg, wurde daselbst 1811 Archivar und Professor, und starb 1816. Unter seiner Leitung und Aufsicht wurden die im geheimen Archiv zu Königsberg befindlichen, Livland, Kurland und Esthland betreffenden Urkunden, auf Kosten der Ritterschaft dieser Provinzen, zum Behuf eines Codex diplomaticus Livonicus abgeschrieben, und seinem forschenden Fleiße dankt die ältere, besonders preußische Geschichte, mannichfaltige Aufklärungen. In dieser Beziehung hob er heraus: die Statuten des teutschen Ordens; nach dem Originalexemplar, mit erläuternden Anmerkungen, einigen historisch-diplomatischen Beilagen und einem vollständigen hist. diplom. Glossar. Königsb. 1806. 8. Lukas David's preußische Chronik, nach der Handschrift des Verf., mit Beifügung historischer und etymolog. Anmerk. Eben das. 8 Bde. 1812—16. 4. (Die beiden letzten Bände nach Hennigs Tode heraus gegeb. von J. F. Schütz.) Kotzebue's ältere Geschichte Preußens (Riga 1808. 4 Bde. 8.) stattete er mit diplomatischen Beiträgen aus, und gab dadurch einem an sich unbedeutenden und mit seiner Zugabe oft zwieträchtigen Buche, Werth und Bedeutung. Viele Abhandlungen

*) Seine Schriften sind in Meusels verst. Teutschl. V, 364 365 vollständig aufgeführt. Außer den kleinen, in Zeitschriften zerstreueten Aufsätzen führen wir darunter nur an: Beiträge zur Forstwissenschaft aus der praktischen Geometrie. Leipz. 1783, Anweisung zur Taxation der Forsten. Berlin 1791, 1795. in 2 Th. e über Raupenfraß und Windbruch in den königl. preuß. Forsten in den Jahren 1791 — 1794. Leipz. 1798, neu aufgel. 1798, auch gab er Zanthiers Abh. über das theoret. und praktische Forstwesen, Berlin 1799 heraus. Seine Beiträge zur brandenburgischen Kriegsgeschichte unter Kurf. Friedrich III. Berlin 1789 sind nicht uninteressant. Sein Bild vor Krünitz Encykl. Th. LIV. Vergl. Biogr. univ. (*H.*)

1) Nicht Gottlieb; vergl. Meusel's gelehrt. Teutschl. 9r Bd. S. 561 gegen 3r Bd. S. 212 (5te Ausg.). 2) Meusel confundirt ihn und seinen Namensvetter Georg Ernst Sigmund durchgängig nicht bloß darin, daß er etwa eine Schrift dem unrechten beilegt, sondern auch in der Angabe der Dienstämter; man vergl. nur 3r Bd. S. 212 mit Bd 11. S. 339.

3) Jen. A. L. Z. von 1808. Int. N. 42. und Meusel a. a. O. 14r Bd. S. 100. 4) Man findet sie verzeichnet bei Meusel a. a. O. 3r Bd. S. 212. 13. u. 9r Bd. S. 561. 5) S. bei Meusel a. a. O. 6) S. Meusel a. a. O. 9r Bd. S. 561, gegen 3r Bd. S. 212. Vergl. übrigens über ihn Albrecht's und Köhler's sächs. Kirchen- und Predigergesch. 1r Bd. S. 508.

von ihm über die Geschichte, Sprachen ꝛc. sämmtlicher lettischen Völkerschaften, enthalten die 18 Bände des preußischen Archivs 1790—98, und später war er ein sehr fleißiger Mitarbeiter an den von Rede heraus gegebenen mitau'schen wöchentl. Unterhaltungen, und der von F. C. Schröder und F. G. Albers heraus gegebenen St. Petersburg'schen Monatsschrift Ruthenia. Von seinen früheren Schriften bemerken wir: Histor. topogr. Beschreibung von Insterburg. Königsb. 1794. 4. Chronolog. Übersicht des 18ten Jahrh. Elbing 1801; Berlin 1805. 8. Geschichte der Stadt Goldingen. Mitau. 1r Thl. 1809. 8.*) (*Baur.*)

3) Georg Ernst Siegismund, ein geachteter Theolog und teutscher Sprachforscher, geb. 1. Jan. 1746 zu Jauer in Schlesien, seit dem Jahre 1770 im geistlichen Lehramte[1]); im Jahre 1776 wurde er Pfarrer bei der löbenichtschen Gemeinde zu Königsberg, auch Kirchen- und Schulrath, 1794 trat er in die geistl. Examinationskommission, 1796 ernannte man ihn zum wirkl. Konsistorialrathe und Mitgliede des ostpreuß. Konsistorium, ertheilte ihm auch 1802 die zweite theol. Professur an der Universität zu Königsberg. Wegen seines Alters wurde er 1808 als Konsistorialrath pensionirt und starb am 23. Sept. 1809[2]). Außer mehreren einzelnen, meistens bei besonderen Veranlassungen gehaltenen Predigten gab er auch eine Sammlung von Predigten über allerhand Texte heraus. 5 Thle. Königsb. 1777—89. Außerdem ist zu bemerken seine Glaubens- und Sittenlehre zum Unterricht der Jugend entworfen. (Eb. 1793. 8.) Als Mitglied der königl. teutschen Gesellschaft, deren Präsident er seit 1790 war, schrieb er Einiges für teutsche Sprachforschung nicht Unwichtige, als von den Vorzügen und Mängeln der teutschen Sprache in Vergleichung mit der französischen (Königsberg 1768. 8.; auch in den Abhandl. der teutschen Gesellsch.), dann das preußische Wörterbuch[4]) (Eb. 1785. 8.), in welchem nicht nur die Eigenthümlichkeiten der preuß. Mundart und ihre Übereinstimmung mit der niedersächsischen nachgewiesen, sondern auch veraltete Wörter, selbst manches Antiquarische erläutert werden. Lokalinteresse hatte auch seine chronolog. Übersicht der denkwürdigsten Begebenheiten und milden Stiftungen in Preußen, vorzüglich in Königsberg, im 18ten Jahrh. (Elb. 1803. 8.) Endlich ist zu erwähnen Joseph in 8 Gesängen, ein biblisch-episches Gedicht in Prosa. (Königsb. und Leipz. 1771. 8.[5]) (*R.*)

*) Meusel's gel. Teutschl. Bd 9. 14 u. 18.

1) Meusel gelehrt. Teutschl. 11r Bd. S. 389 erwähnt mehrere Stellen, die er bekleidet haben soll, welche aber vielmehr Balth. Gottl. Henning (s. den Art.) inne gehabt hat; bei Meusel selbst widerspricht das, was er 3r Bd. S. 213 anführt. 2) Jen. A. L. Z. von 1808. Int. N. 93. vergl. Meusel a. a. O. 14r Th. S. 101. 3) Jen. A. L. Z. von 1809. Intell. N. 72. 4) Daß es von ihm, und nicht von Balth. Gottl. Hennig sei, darüber s. Meusel a. a. O. 9r Bd. S. 561, gegen 3r Bd. S. 212. 5) Seine Schriften führt auf Meusel a. a. O. 3r Bd. S. 213. 14., 9r Bd. S. 561., 11r Bd. S. 340., 14r Bd. S. 101.

HENNIGES, Heinr. von, ein Rechtsgelehrter, der 5. Sept. 1645 in der Reichsstadt Weissenburg im Nordgau geboren war und in seiner Vaterstadt seine erste literarische Bildung empfangen hatte. Er studirte auf den Hochschulen zu Jena und Altorf, auf welcher letztern er 1670 oder 1676 als Doktor promovirte. Es wurde ihm Anfangs sehr schwierig gemacht, eine Anstellung zu erlangen; sein Werk über die Gewalt des Kaisers in Kirchensachen (de summa imperatoris romani potestate circa sacra. Norimb. 1676.), worin er dem Reichsoberhaupte Rechte zugestand, die wenigstens zweifelhaft schienen, mochte ihm vorzüglich bei den protestantischen Fürsten den Weg dazu verschlossen haben, ob er sich gleich bereits durch seine observationes politicae et morales in *Hugo Grot.* de jure belli et pacis. Sulzb. 1673 vortheilhaft bekannt gemacht und einen gewissen Namen erworben hatte. Erst 1678 gelang es ihm, durch Fürsprache seines Gönners, des Ministers Friedrich von Jena, in kurbrandenburgsche Dienste zu treten; er wurde in diesem Jahre als geh. Sekretär nach Berlin berufen, erhielt aber schon 1679 die Stelle eines geh. Legationssekretärs zu Regensburg, wurde 1690 als Hofrath beglaubigt, 1708 Geheimerath und 1710 wirklicher Comitialgesandter, auch in den preuß. Adelstand erhoben. In diesem Posten entwickelte er eine Geschäftskenntniß, und benahm sich mit einer solchen Gewandtheit, daß man ihn als einen der ersten Publicisten anerkannte; besonders war er die Stütze des protestantischen Korps, und widersetzte sich mit großer Energie den Anmaßungen der kaiserlichen Gewalt, so daß die kaiserl. Plenipotentiargesandtschaft sich sogar 1703 bei dem preußischen Hofe über ihn beschwerte und seine Zurückberufung forderte. Sein letzteres öffentliches Geschäft führte ihn zur Wahl des neuen Kaisers 1711 nach Frankfurt, wo er dem Grafen Dohna als zweiter brandenburgscher Gesandter zur Seite gesetzt wurde, und dieß begann er damit, daß er sogleich gegen die unstatthafte Forderung des päpstlichen Nuncius Albani, der den Rang über die geistlichen Kurfürsten behaupten wollte, protestirte, und dann für die geächteten Kurfürsten von Köln und Baiern als Champion in die Schranken trat. Die kühne Sprache, die er annahm, machte übrigens ein ungemeines Aufsehn, und es war der Majorität ganz recht, daß ihn seine Kränklichkeit verhinderte, an mehr als einer Session Theil zu nehmen; er starb am Schlage 26. Aug. 1711.—Henniges war von Statur klein, aber er besaß einen sehr lebhaften Geist, einen durchdringenden Verstand und eine seltene Überredungsgabe, nur vergaß er in der Hitze nicht selten den Statsmann und gab dann Blößen, die seine Gegner zu benutzen verstanden. Im gesellschaftlichen Leben war er ein achtungswerther Mensch, ein liebenswürdiger Gesellschafter und ein guter Hausvater; in der literarischen Welt gründete sich sein Ruhm als Publizist vorzüglich auf seine Meditationes ad instrumentum pacis Caesareo suecicum, Spec. X. Halae 1706—12, worin er sich mit großer Freimüthigkeit ausspricht und Gegenstände vor sein Objektivglas nimmt, die nur ein Diplomat von seinem Range wissen konnte.

Das Buch erregte zu seiner Zeit gewaltiges Aufsehen, und es fehlte nicht viel, daß es konfiscirt oder zum Auto da Fe verdammt wäre. Es ist übrigens rein juristisch und läßt bedauern, daß der Verf. das Geschichtliche zu sehr in den Hintergrund gestellt hat*). (*G. Hassel.*)

HENNIGES, HENNINGES, (Hieronymus) aus Lüneburg, wo sein Vater der erste evangelische Superintendent war, und 1563 starb. Er selbst bekleidete, nachdem er unter Melanchthon zu Wittenberg studirt hatte, das Archidiakonat an der Johanneskirche seiner Vaterstadt bis an seinen Tod, den 28. Februar 1597. Von frühern Jahren an waren historisch-genealogische Forschungen seine liebste Beschäftigung, und seinem vieljährigen Fleiße dankt Teutschland das erste allgemeinere Werk über Genealogie: Theatrum genealogicum, ostentans omnes omnium aetatum familias etc. Magdeb. 1598. Tom. I—III. et T. IV. Pars 1—4; zusammen 7 Theile in 4 oder 5 Bden Fol., wozu noch gehört: Genealogiae aliquot familiarum nobilium in Saxonia etc. Hamb. 1590. fol. Dagegen sind seine Genealogiae imperatorum, regum etc. Ulysseae 1588. fol. bloß eine alte Auflage des 3. Pars des IV. Tom. des Theat. geneal., und ganz entbehrlich. Das Werk ist sehr rar, weil die meisten Exemplare bei der Zerstörung Magdeburgs im dreißigjährigen Kriege verbrannten. Es war von Einzelnen zu wenig vorgearbeitet, und es fehlte zu sehr an den nöthigen Beweisen, als daß ein so umfassendes Unternehmen hätte gelingen können. Die Anlage ist fehlerhaft, und die Ableitung der neueren Familien voll willkürlicher Voraussetzungen und unerweisbarer Combinationen. Indessen findet man doch in dem Werke viele, aus Familienpapieren und Archiven gezogene, historisch-biographische Notizen, die man anderswo vergebens sucht, auch ist die altrömische Genealogie mit vielem Fleiß bearbeitet †). (*Baur.*)

HENNIKER, eine edle engländische Familie, die schon seit König Henry II. Zeiten in der Grafschaft Kent ansässig gewesen ist. Sie hatte schon in älteren Zeiten den engländischen Adel erhalten, der aber immer wieder erlosch; 1800 wurde John mit dem Titel Lord Henniker von Stratford am Staney in der Grafschaft Wicklow zum irischen Peer, 1813 aber dessen dritten Sohn Sir Brydges Trekothak, Generallieutenant in der Armee, zum engländischen Peer erhoben. (*G. Hassel.*)

HENNIL, HENIL (latinisirt HENILO, HENILUS), ist nach dem Berichte des Dithmar von Merseburg (lib. VII. Wagner'sche Ausg. 242.) welcher indeß das, was er erzählt, seiner eignen Angabe zu Folge, nur vom Hörensagen kannte, ein sorbisches Götzenbild. Der Hirte des Dorfes trug nämlich, so berichtet Dithmar, einen Stock, auf dessen Knopfe eine einen eisernen Ring haltende Hand angebracht war, von Haus zu Haus, und redete ihn beim ersten Eintritt in jedes derselben mit den Worten an: „Wache, Hennil! wache!" denn so hieß der Stock in der Sprache der Bauern, und während sie köstlich schmausten, glaubten sie sich durch die Wache desselben beschützt. Michael und Abraham Frentzel[1]) leiten Henil von dem sorbischen Zeitworte honiu, ich treibe weg, halte zurück, verscheuche, ab, meinen, es sei aus dem Hauptworte Honidlo, Vertreibung, Scheuche, Vertreiber, Verscheucher verdorben, und machen einen Haus- und Schutzgott, und letzterer besonders einen excubitor Deus (Wachgott) daraus, so daß die Hand das Zeichen der Gewalt, der Stock Symbol des Schirmes, und der Ring die Strafe für die Diebe sei. Ursinus[2]) dagegen hält das Ganze für eine Verleumdung der Slaven, und den Stock für ein bloßes (das Zeichen), von Thüre zur Thüre geschicktes Zeichen, um die Gemeinde zusammen zu berufen. Man betrachtete demnach Hennil nicht als eine Hausgottheit, sondern Jeder redete den ihm zu nächst Wohnenden traulich durch Nachbar so an. Wenn er also in der Reihe die Dorfwache übernehmen sollte, so erscholl an ihn der Ruf: vigila, Hennil, vigila (auf die Wache, Nachbar! auf die Wache). Doch läßt sich Beides recht gut vereinigen. Die Sorben konnten leicht an ihren Wachstock abergläubische Ideen, an welchen ja überhaupt die Slaven so reich waren, knüpfen, und auf ihn wie auf eine Gottheit ihr Vertrauen setzen, die Diebe aber vor ihm ehrfurchtsvolle Scheue haben. Auf ihn selbst konnte nach der Redweise der Ungebildeten ein Theil des Ausrufes, den man bei Überbringung desselben brauchte, von den Sorben bezogen werden. (*Ferd. Wachter.*)

HENNIN (Heinrich Christian de*), latinisirt HENNINIUS, Arzt und Philolog des 17ten Jahrhunderts; er war gebürtig aus Holland, studirte Arzneikunde, erlangte auch das Doktorat der Medizin 1679 zu Utrecht, wurde aber als Professor der Geschichte, der Eloquenz und griechischen Sprache an der Universität Duisburg angestellt und starb 1703, als er gerade das Rektorat daselbst bekleidete. Von seinen Schriften machte am meisten Aufsehen sein Ἑλληνισμὸς ὀρθωδός s. diss. paradoxa linguam graecam non esse pronunciandam secundum accentus (Utr. 1684. 8.); er behauptet, die griechischen Accente seien eine willkürliche Erfindnng und die darauf sich stützende Pronunciation also falsch. Er fand natürlich Gegner, unter denen vorzüglich Wetstein

*) Vergl. *Joh. Sam. Strehelius* de vita et elogio viri quondam illust. Henr. ab Henniges. Ansb. 1756. — Biogr. univ. XX, 66. — *Hirsching* III, 1, 107, wo auch der vollständige Reihen seiner Schriften. — *Jugler* VI, 225—239.

†) *Magiri* Eponymolog. voc. *Clement* bibl. cur. T. IX, 361. *Saxii* Onomast. P. IV, 37. Biogr. univ. T. XX. (von Weiß). Wachler's Gesch. der hist. Forsch. 1r Bd. 286. — Von Henninges handschriftlich hinterlassenen imagines ducum Brunsv. et Luneb. s. Uffenbach's Reisen. 1r Bd. 456. 525.

1) De idolis Slavorum, dissert. III. §. 7. ap. *Hoffmann.* Scr. rer. Lus. II. p. 81 et de Diis Soraborum aliorumque Slavorum c. 23. l. l. p. 202. 3. 2) In den Anmerkungen zum Dithmar, Wagner'sche Ausgabe, S. 242.

*) Bei Jöcher (Gelehrtenl. 2r Bd. S. 1495) ist er wenigstens *de Hennin* genannt; in der Biogr. univ. T. XX. p. 68 dagegen schlechthin *Hennin*.

das Fehlerhafte und historisch Unbegründete seiner Behauptungen aufdeckte. Außerdem schrieb er eine vita von Joh. Clauberg, welche dessen Werken vorgesetzt ist, edirte eine lat. Übersetzung von Nik. Bergier's Geschichte der Heerstraßen des römischen Reichs in *Graevii* Thes. antiquitt. Rom. T. X. und *Jac. Toll's* epistolae itinerariae (Amst. 1700 in 4.) mit Vorrede und Anmerkungen. Ferner besorgte er eine geschätzte Ausgabe von Juvenal mit Anmerkungen (Utrecht 1685. 4.), welche mit den Satiren des Persius zusammen von Casaubonus wiederholt wurde (Lugd. 1695.). Man legt ihm auch die Historia augusta imperatt. Roman. a Caesare ad Joseph. imp. (Amst. 1710. fol. c. fig.) bei; mehrere auf klass. Philologie und Literatur bezügliche Werke versprach er, kam aber nicht dazu, sie wirklich zu liefern. Außer den philologischen Schriften hat man von ihm noch eine diss. de cholera und eine lateinische Übersetzung von Swammerdam's in holländischer Sprache erschienenen allgemeinen Geschichte der Insekten**). (*R.*)

HENNIN (Pierre Michel), Diplomat, zu Paris 1730 geboren, erhielt sehr jung eine Anstellung am Departement der auswärtigen Angelegenheiten, begleitete den Grafen von Broglie auf seinem Gesandtschaftsposten nach Polen, und wußte sich bei Ludwig XV., der ihm öfters eigenhändige Instruktionen zusandte, so in Gunst zu setzen, daß er ihn 1764 zum Minister-Residenten in Warschau erhob. Zwei Jahre darauf ging er, in derselben Eigenschaft, nach Genf, und beendigte mit vieler Klugheit Zwistigkeiten, welche diese Republik damals zerrütteten. Als erster Commis der auswärtigen Angelegenheiten und Sekretär des Statsraths und des königl. Kabinets unter Ludwig XVI. erfüllte er gewissenhaft seine Pflichten bis zum 13. April 1792, da Dumouriez ins Ministerium kam. An den folgenden Ereignissen der Revolution nahm er wenig Antheil, lebte zurückgezogen, und starb zu Paris den 5. Julius 1807. Den Wissenschaften widmete er am liebsten die Zeit, welche ihm der Statsdienst frei ließ. Er hatte sich mit den meisten europäischen Sprachen bekannt gemacht, besaß umfassende historische, geographische und antiquarische Kenntnisse, war seit 1785 ein Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, und stand in derselben Verbindung mit den antiquarischen Gesellschaften zu Cortona und Kassel, und mit der celtischen Akademie, für die er mit Fortin d'Urban zwei Rapports bearbeitete, die mehrmals gedruckt wurden. Handschriftlich hinterließ er unter andern eine Bibliographie des voyages in 11 Quartbänden, eine Grammaire u. ein Dictionnaire polyglottes und ein Gedicht, l'Illusion betitelt, das aus 100 Gesängen bestehen sollte, wovon er aber nur 60 vollendete*). (*Baur.*)

HENNIN-LIETARD, ein Marktflecken im Bezirk Bethune des franz. Dep. Pas de Calais, mit 574 Häus. und 2402 Einw., die Battist weben und Ölmühlen unterhalten. Hier stand sonst eine Augustinerabtei, die im 11ten Jahrh. gestiftet war, auch war es das Stammhaus der alten Familie Hennin von Bossu, die in der Folge durch Heirath das Fürstenthum Chimai an sich brachte. (*G. Hassel.*)

HENNING, 1) Christoph, ein teutscher Dichter des 17ten Jahrhunderts, gebürtig aus Dresden, hielt sich in späterer Lebenszeit in Hamburg auf; als Mitglied der zesischen teutschgesinnten Gesellschaft hieß er Hulbreich. Seine Gedichte waren mittelmäßig. — 2) Friedrich, war Prediger an der Peterskirche zu Hamburg im Anfange des 16ten Jahrhunderts; als im J. 1528 durch die um sich greifende Reformation eine öffentliche Disputation gehalten wurde und die neue Lehre allgemeinen Beifall fand, blieb er doch der katholischen Confession getreu und ging nach Lüneburg, wo er an der Nikolauskirche im J. 1529 das Pastorat erhielt. Sonderbar genug ging er hier bereits 1530 zur Lehre der Reformatoren über, trat selbst als Glaubensreiniger in Lüneburg auf und erwarb sich als solcher um die Stadt große Verdienste. 1553 wurde er Superintendent und starb den 5. Dec. 1563. Seine beiden Schriften: Presbyterii Luneburgensis confessio und dann die confessio de S. coena, beziehen sich auf die durch die Reformation herbei geführten Verhältnisse. 3) Heinrich Christian, nannte sich gewöhnlich Hennin, Henninius und zuletzt von Hennin, obschon er ein Sohn des Theologen Ägidius Henning war; s. über ihn den Art. Hennin. 4) Jakob, ein Theolog der luther'schen Kirche, geb. den 26. Mai 1633 zu Greifswalde; zu seiner Ausbildung besuchte er nicht nur die Universitäten Wittenberg, Greifswalde, Tübingen und Straßburg, sondern machte auch Reisen ins Ausland, nach der Schweiz, Frankreich, Holland und Italien. Nach seiner Rückkunft erhielt er in seiner Vaterstadt die Professur der Moral. Bei der damaligen Verbindung der Universität Greifswalde mit Schweden, machte sich eine Deputationsreise nach Stockholm nöthig, welche Henning übertragen wurde. Er wurde nach vollbrachter Reise Doktor und Professor der Theologie, erhielt eine Assessur bei dem Consistorium und das Pastorat an der Jakobskirche. Er hat viele kleine Abhandlungen exegetischen, dogmatischen, kirchenhistorischen, auch philosophischen Inhalts geschrieben; einige derselben sind Streitschriften, unter andern bekämpfte er Jakob Böhme. Er starb am 28. Sept. 1704. 5) Joachim, ebenfalls Theolog, geb. den 18. Jul. 1634 zu Güstrow im Mecklenburg'schen. Seine Studien machte er zu Greifswalde und Kopenhagen, lebte nach vollendeten Universitätsjahren als Informator in Hamburg, erhielt 1669 das Subrektorat, 1681 das Conrektorat an der dortigen Schule und starb am 30. April 1698. Er schrieb eine Memoria von Frid. Hofmann, dann eine paedagogia virgiliana (eine metamorphosis und imitationes virgilianae hinterließ er ungedruckt), edirte Tarnov's Commentar zu den Stufenpsalmen, *Azzolini* aphorismi politici, den Cornel. Nepos u. s. w. 6) Johann, ebenfalls ein Theolog,

**) Jöcher's Gelehrtenl. a. a. O.; und Biogr. univ. a. a. O. (von Weiß).

*) Biogr. univ. T. XX. (von Weiß).

geb. den 16. Febr. 1645 zu Salzwedel in der Altmark; schon frühzeitig verrieth er gute Anlagen, bildete sich auf den Universitäten Wittenberg, Jena und Helmstädt, wurde zuerst als Conrektor in seiner Vaterstadt, dann zu Quedlinburg angestellt. An letzterem Orte erhielt er auch ein Pastorat und starb 1695. Er hat außer vielen asketischen Schriften: dissertt. exegeticae in selecta S. S. oracula verfaßt, welche später (Leipz. 1712. 8.) zusammen gedruckt erschienen; schrieb mehrere Abhandlungen archäologischen Inhalts, als de capillis veterum und archaeologia passionalis nebst der dazu gehörigen epistola apologetica, worin mehrere Züge aus Jesu Leidensgeschichte, vermittels der Antiquitäten, beleuchtet und erläutert werden. Andere Abhandlungen enthalten homiletische Anweisungen. 7) Matthäus, war Doktor der Theologie und Professor prim. derselben an der Leipziger Universität, als die dortige Disputation zwischen Luther und Eck gehalten wurde und ist merkwürdig als Gegner des erstern. Er heißt Hanensis oder Heynensis, weil er von Großenhayn gebürtig war*). (*R.*)

8) Salomo von H., Rath des Herzogs Gotthard in Kurland und treuer Gehilfe seines Fürsten die Reformation daselbst zu Stande zu bringen, war der Sohn guter, redlicher und frommer Ältern bürgerlichen Standes, zu Weimar im J. 1528 geboren. Er legte den Grund zu seinen Studien in den Schulen zu Weimar, Naumburg und Zwickau, und studirte durch die Unterstützung eines Nürnberger Kaufmannes, Hieronymus Wolkenstein, 6 Jahre, zu Wittenberg, Leipzig, Erfurt und Jena, die Rechte und die Theologie. Mit der latinischen, griechischen, französischen und italienischen Sprache war er sehr bekannt und damit verband er noch das Studium der Beredsamkeit, der Geschichtskunde, der Weltweisheit und der Statskunst. Von Jena wollte er 1553 nach Rostock gehen, ward aber zu Lübeck mit Gotthard Kettler bekannt, welcher in Henning einen geschickten und zu den wichtigsten Geschäften aufgelegten Mann fand, und als Kettler 1554 Commenthur zu Düneburg wurde, nahm er ihn in seine Dienste als geheimen Sekretär, mit der Versicherung, daß wenn er selbst zu höheren Würden gelangen möchte, H. ihm allein dienen sollte. Sie fuhren beide nach Riga, von da schickte ihn sein Gönner zu dem Ordensmeister Heinrich von Galen. In demselben Jahre mußte er auch zu dem Fürsten Nikolaus Radzivil, Herzog von Olika und Woiwoden von Wilda reisen, und dasselbe geschah auch im folgenden Jahre, wo er sich die Gnade dieses Fürsten völlig erwarb. Bald darauf fingen innerliche Unruhen in Liefland an. Kettler rüstete sich dazu und schickte H. nach Teutschland. Diese Reise war nicht ohne Gefahr. Aus Teutschland ging er nach Polen, und trug dem König des Ordensmeisters Klagen vor. Von dort mußte er nach Lübeck, und dann zu Schiffe nach Liefland, mit wichtigen Aufträgen an den Coadjutor, Wilhelm von Fürstenberg, reisen. Im J. 1557 wohnte er mit dem Ordensmeister dem Friedensschlusse zu Poswol bei. Darauf leistete er dem Werner Schall von Bel zu Wilda sehr wichtige Dienste, die ihm reichlich vergolten wurden. Von vielen Geschäften erschöpft, lag er sieben Wochen zu Riga krank; gleich darauf wurde Kettler Coadjutor und H. mußte den 10. Jul. als Gesandter des Ordens nach Wien reisen, und kam nach drei Wochen, durch Litthauen und Polen daselbst an. Der unpäßliche Kaiser ließ ihn vor sich kommen, er wurde öfters an des römischen Königs Tafel gezogen, genoß auch alle andere Höflichkeiten, erhielt aber während seines monatlichen Aufenthaltes in Wien, weiter nichts, als einige Schreiben an den Coadjutor, und an die Könige von Spanien, England, Dänemark und Schweden, nebst Befehlen an die Städte Lübeck und Hamburg. Er reisete hierauf nach Lübeck und von dort mit Georg Sieberg und dem nachmaligen Kanzler Brunau, zu Lande nach Riga, vor welcher Stadt er Kettlern mit seinen Truppen antraf und mit demselben reisete er nach Reval, wo er von seinem Herrn mit einer goldenen Kette und dem daran hängenden Bildnisse des Coadjutors beschenkt ward. Im folgenden Jahre (1559) reisete der Coadjutor nach Krakau, um mit dem Könige in Polen, des Schutzes wegen zu handeln, und H. und Gildesheim wurden von ihm über Åbo nach Süderköping geschickt, wo damals der König Gustav von Schweden seinen Hof hielt. Allein die Wirkung dieser Gesandschaft war den Liefländern nicht zuträglich. H. reisete wieder nach Reval und sogleich nach Wilda, wohin der Coadjutor aus Krakau gekommen war. Kettler war mit H's Bemühungen so wohl zufrieden, daß er ihm die Mühle Keriffer mit allem Zubehörigen, im Amte Reval, schenkte. Der Aufenthalt zu Wilda dauerte 12 Wochen, in welcher Zeit der Schutzhandel am 31. August zu Stande kam. Nach seiner Wiederkunft in Liefland stattete er dem ganzen Orden von seinen Verrichtungen Bericht ab, reisete nach Reval, verlobte sich mit der Anna Margr. von der Pahlen und ward bei dieser Gelegenheit mit dem Falkenau'schen Hause beschenkt. Nach einer 1560 glücklich gethanen Gesandschaft an den König in Polen und Rückkunft zu Reval, hielt er Hochzeit, wobei ihn Kettler selbst in die Kirche führte, und die Braut mit einer goldenen Kette, die er ihr umhing, beschenkte. Bald darauf mußte er in Geschäften seines Herren nach Kokenhausen, Litthauen und Schweden reisen, und erhielt zu seiner Belohnung zwei Häuser, eins in Riga und eins in Pernau, ohne die goldene Kette, womit Radzivil ihn beschenkte. Im J. 1561 mußte er wieder nach Wilda zum König von Polen gehen, mußte aber sehr eilig nach Mietau zurück kommen, weil Kettler gefährlich krank lag. Tag und Nacht war er um diesen seinen Herrn, der des Dieners Treue zu belohnen suchte: denn H. wurde nun sein wirklicher Rath; der Unterwerfungshandel des Adels und der Stadt Reval erforderte seine schnelle Rückreise nach Wilda, und er erhielt die einträglichen wahnischen Güter in Kurland, die ihm der König in Polen bestätigte. Im J. 1562 trat er in die Dienste des neuen Herzogs von Kurland, obgleich ihm der Großfürst von Finnland die seinigen anbieten ließ.

*) Jöcher's Gelehrtenlex. 2r Bd. S. 1493 ff.

Im Herbste 1562 wohnte er den Unterhandlungen zu Hasenpoth bei, darauf mußte er nach Kauen und mit Radzivil in Geheim handeln. Bei der Verehlichung des Herzogs Gotthart mit einer Prinzessinn von Meklenburg, besorgte er die wichtigsten Geschäfte. Nach diesem Feste begab sich Henning 1566 auf den Reichstag nach Lublin, wo er am 10. Mai von dem König Siegmund August, in den Adelstand erhoben wurde. Noch in diesem Jahre wollte ihm sein Herzog die kurländ'sche Kanzlerwürde ertheilen, allein er verbat sie und verhalf dem Mich. Brunnau dazu. Dagegen wurde Henning nebst Wilh. von Effern und Alexander Einhorn, Visitator und Reformator der kurischen und semgallischen Kirchen, ein Amt, worin er sich unsterbliche Dienste erwarb. Auch jetzt brauchte ihn der Herzog noch immer in Statssachen und in Gesandtschaften. Begab sich der Herzog zum König, so war ers, der seine Schritte und Unterhandlungen mit seinem Rathe leitete. Im J. 1568 bat er um eine völlige Entlassung von den fürstlichen Diensten, ob er gleich erst 40 Jahre alt war. Diese wurde ihm zwar nicht, aber doch eine Erleichterung gewährt. Am 29. Nov. mußte er des Herzogs Testament aufsetzen und nebst andern Räthen unterschreiben und besiegeln. 1572 wurde er von allen Vormundschaftssachen, womit ihn das Land zu viel belästigte, entbunden. Desto thätiger setzte er, als ein eifriger Lutheraner, das Kirchenvisitationswerk fort. So wirkte der thätige Mann fort, bis ihn der Tod am 29. Dec. 1589 zu Wahnen, im 61sten Jahre von dieser Erde rief. Vergl. Gadebusch liefländische Geschichtschreiber. S. 25 f. und dessen liefländische Biblioth. II. S. 39 f. *) *(Rotermund.)*

Henninges s. Henniges.

HENNINGS, 1) August Adolph Friedrich von, geb. 19. Jul. 1746 in dem holstein'schen Flecken Pinneberg, wo sein Vater, Martin Nikolaus H., Etatsrath war, genoß den ersten Unterricht durch Privatlehrer und bezog 1760 das Gymnasium zu Hanover, das er ein Jahr später mit dem zu Altona vertauschte. Eh' er den letzt genannten Ort verließ, um sich in Göttingen den Rechtsstudien zu widmen, hatte er eine latinische Abhandlung geschrieben betitelt: D. de Legibus Danorum antiquissimis atque consuetudine judiciali, praemissis quibusdam de ortu Danorum et Odino non Asiatico. Altona 1768 [1]). Fleißig besuchte H. in Göttingen die Vorlesungen Böhmer's, Pütter's, Achenwall's, Kästner's u. a. berühmten Lehrer, deren Zuneigung ihm sein Fleiß und gesittetes Betragen erwarb. Von seiner Belesenheit, Umsicht und richtigen Urtheilskraft zeugen mehrere kleine Abhandlungen, die er als Mitglied des historischen Instituts schrieb, welches Gatterer damals errichtet hatte. Im J. 1766 erwarb er sich den Grad eines Doktors beider Rechte durch die Vertheidigung seiner Inauguraldissertation: De usu et applicatione legis sextae C. de secundis nuptiis. Seine durch anhaltendes Studiren geschwächte Gesundheit nöthigte ihn zu einer Reise in seine Heimath, wo er sich mit dem Studium der Philosophie, und vorzüglich mit der Lektüre Rousseau's, Voltaire's, Locke's u. A. beschäftigte. Jeder angestrengten Arbeit entsagend, gewann er in ländlicher Muße die physische Kraft und mit ihr seine frühere Heiterkeit wieder. Im J. 1768 ging er nach Kopenhagen, und erhielt im Sommer 1770 eine Anstellung bei einem ökonomischen Institute auf den k. Gütern zu Antvorskou. Zu Ende des Sommers besuchte er abermals die Seinigen, wurde hierauf 1771 als Kammersekretär und Archivar an der Rentkammer zu Kopenhagen angestellt und 1772 als Legationssekretär nach Berlin gesandt. Ungern hatte er Kopenhagen verlassen, das ihm durch einen mehrjährigen Aufenthalt und durch die Achtung, die er bei den dortigen Bewohnern genoß, sehr lieb geworden war. Aber für die Trennung von dieser Stadt und von seinem Vaterlande, bot ihm der Aufenthalt in Berlin, durch den vertrauten Umgang mit Mendelssohn und Sulzer, reichlichen Ersatz. Zu den Zirkeln, an welchen diese beiden Theil nahmen, gehörten vorzüglich mehrere französische Gelehrte, wie Formey, Castillon, Borelly, Bernoulli u. A. Nie hatte sich H. glücklicher gefühlt, als in dieser Verbindung mit den geistreichsten Zeitgenossen, die in ihm den talentvollen jungen Mann und vielseitig gebildeten Kopf nicht verkannten. Im J. 1774 war er Geschäftsträger seines Königs geworden. Er verwaltete dieß Amt bis zu seinem Abgange von Berlin, den ihm nur der Umstand erleichterte, daß auch mehrere der vorhin erwähnten Gelehrten damals diesen Ort verließen. Im Februar 1775 nach Kopenhagen zurück gekehrt, wurde er im Sommer des nächsten Jahres, in Abwesenheit des Ministers, als akkreditirter Geschäftsträger nach Dresden geschickt. Diese Stadt hatte für ihn nicht geringere Reize als Berlin. Mit Graff, Zingg, Bach und andern, durch Bildung und Geschmack ausgezeichneten Männern, lebte er hier in inniger Verbindung. Heilsam für seinen Gesundheitszustand waren die kleinen Reisen, die er öfters in die reizende Umgegend unternahm. Als er am Schluß des J. 1776 wieder nach Kopenhagen zurück kehrte, wurde er dort als Kommittirter am Landesökonomie- und Kommerzkollegium angestellt. Er erhielt zugleich den Titel eines wirklichen Justizraths und wurde Mitdirektor an dem dortigen Generalmagazin. Theils um seine Gesundheit zu stärken, theils um die Gegend des Landes kennen zu lernen, reiste er 1778 nach Stockholm. Dieser Reise verdankte er vorzüglich eine genaue Kenntniß der

*) Er schrieb: Kurländische Kirchenordnung. Rostock 1570. 4. wovon er fast der einzige Urheber und Beförderer und den Alexander Einhorn zum Mitarbeiter hatte. — Wahrhafter und beständiger Bericht wie es bisher und zu heutiger Stunde, in Religionssachen im Fürstenthum Kurland und Semigaln in Liefland ist gehalten worden. nebst dem Leben und Sterben des letzten Heermeisters und ersten Herzogs in Kurland u. s. w. Rostock 1589. fol., ohne die Beilagen 96 Seiten. — Sein vornehmstes Werk ist lief- und kurländische Chronica, mit einer Vorrede Chytraei, Leipz. 1594. Fol. 83 Blätter. Sie erstreckt sich von 1554 bis 1589.

1) Meusel in s. Literatur der Statistik. S. 479 legt diese Abhandlung irrig dem Justizrath P. C. Heurlet bei, unter dessen Vorsitz H. sie öffentlich vertheidigte.

Industrie und der inländischen Produkte Schwedens. Eine seiner wichtigsten Bekanntschaften war die des Statssekretärs Lilienkranz, mit dem er noch lange nachher im Briefwechsel stand. Im J. 1779 zum Etatsrath erhoben, machte er auf königl. Befehl eine Reise nach Jütland. Seine, bei dieser Gelegenheit gemachten ökonomischen Beobachtungen, legte er mehrere Jahre später in einer eignen Schrift nieder [2]). Seine philosophischen Versuche gab er um diese Zeit in 2 Bänden heraus. (Kopenhagen 1780.) Die Schrift: Olavides [3]), verwickelte ihn in einen theologisch-philosophischen Streit, der mit vieler Heftigkeit geführt, einen tiefen Eindruck auf sein zartes und reizbares Gemüth zurück ließ, obgleich er seine Gegner, Dr. Schönheyder, Professor Lars Smith und einige Unbekannte, zum Schweigen brachte [4]).

Günstig für seine Stimmung wirkte die im J. 1780 geschlossene eheliche Verbindung mit der Tochter des geh. Raths Krabbe in Kopenhagen. Auch für seine Amtsthätigkeit hatten sich um diese Zeit neue Verhältnisse für ihn eröffnet. Im J. 1781 war er Deputirter im Generallandesökonomie- und Kommerzkollegium und erster Landesdirektor geworden. Den Titel eines Kammerherrn hatte er schon ein Jahr zuvor erhalten. Als Schriftsteller zeigte er sich um diese Zeit durch ein französisches Gedicht: sur le sentiment, durch sein anonym herausgegebenes Werk: Über die Kameralverwaltung in Frankreich (Kopenhagen 1781), und durch den Aufsatz: Über das Schicksal der Zugend [5]). Die Liebe zum Vaterlande und der Wunsch: den Seinigen näher zu leben, veranlaßten ihn, eine Anstellung im Holsteinschen zu suchen. Im J. 1787 wurde er Oberbeamter oder Amtmann in den Ämtern Plön und Ahrensböck und zugleich Oberkommerz- und Handelsintendant in den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Die beträchtliche Vermehrung seiner Einnahme und die reizende Gegend um Plön, trug viel zu seiner Heiterkeit und zum frohen Lebensgenusse bei. Den letztern verdankte er auch dem Beifall, der seinen damals herausgegebenen Schriften, ökonomischen und kameralistischen Inhalts (Kopenhagen 1787. 2 Bde.), zu Theil ward. Seine historisch-moralische Schilderung des Einflusses der Hofhaltungen auf das Verderben der Sitten (Kopenhagen 1792) und die vorurtheilsfreien Gedanken über Adelsgeist und Aristokratie (Eben das. 1792), beweisen die Freimüthigkeit seines Charakters. Auch die beiden, im J. 1794 begonnenen Zeitschriften: der Genius der Zeit (mit dem Anfange des neuen Säkulum der Genius des 19ten Jahrhunderts betitelt), und die Annalen der leidenden Menschheit (letztere anonym), legten dadurch, daß sie sich eine Reihe von Jahren erhielten, die deutlichsten Beweise ihrer Gediegenheit ab. Noch eine Zeitschrift: der Musaget, ein Begleiter des Genius der Zeit, erschien in den J. 1798—99. Die Herausgabe dieser Journale, an denen er selbst sehr thätig war, hinderte ihn nicht, zahlreiche Beiträge in andere Zeitschriften zu liefern.

Im J. 1802 zum Intendanten zu Herzhorn und zum Administrator der Grafschaft Ranzau erwählt, bezog er dieß romantische Gut, und lebte dort, ruhig der Zukunft entgegen sehend, seinem Amte und seiner Familie. In ihrem Umgange und in den Wissenschaften fand er, nach beendeten Geschäften, die liebste Erholung. Seiner amtlichen und schriftstellerischen Thätigkeit, die ihm viel Freunde erwarb, hatte er das Ritterkreuz des Danebrogordens zu danken, womit ihn der König im J. 1815 beschenkte. So floß ihm eine Reihe von Jahren in Ruhe und Heiterkeit dahin, und sanft und still, wie er im Leben gewirkt hatte, nahete ihm der Tod den 11. Mai 1826.

Von redlichem und biederem Charakter, war er sehr gewissenhaft in Erfüllung seiner Pflichten, und beharrlich bei jedem Unternehmen. Mit inniger Liebe hing er an seiner Familie und an der nicht geringen Zahl seiner Freunde. Zu den Schwächen, die dem vielen Guten und Trefflichen, das in ihm lag, beigemischt waren, gehörte besonders eine gewisse Rechthaberei, ein übertriebner Enthusiasmus, kleinliche Eitelkeit, einmal gefaßte Meinungen zu verfechten. Diese Hartnäckigkeit verwickelte ihn öfters in literarische Streitigkeiten, die ihm eben nicht zur Ehre gereichten, wie unter andern seine Fehde mit dem bekannten Wandsbecker Boten, Mathias Claudius [6]). Gerühmt zu werden verdient dagegen die Reinheit seines Herzens und sein streng sittlicher, durch keine Begierden oder Laster entweihter Lebenswandel. Vor dem 57sten Bande der Neuen Allgem. teutschen Bibliothek (1801) befindet sich sein von Bollinger gestochenes Bildniß [7]). *(Heinr. Döring.)*

2) Johann Christoph, ein bekannter Literator des vorigen Jahrhunderts, geb. 1708 zu Plön im Holsteinschen, bildete sich in Lübeck, dann auf den Universitäten Jena und Straßburg und unternahm hierauf eine Reise durch Frankreich und Holland. Nach seiner Rückkehr wurde er im J. 1738 zum Professor der Physik und Metaphysik an der Kieler Hochschule ernannt, ferner zum Bibliothekar der Universitätsbibliothek; 1763 nahm er indeß seine Entlassung und reiste nach England, kehrte

2) Ökonomische Beobachtungen einer im J. 1779 auf Befehl unternommenen Reise durch Jütland. Kopenh. u. Leipz. 1786. gr. 8. 3) Olavides; herausgegeben und mit einigen Anmerkungen über Duldung und Vorurtheile begleitet. Kopenh. 1779. 4) S. Beantwortung der im allgem. dänischen Literaturjournal (von J. E. Schönheyder) gegen ihn gerichteten Recension. Kopenhagen 1780. Antwort auf das Bedenken des Hrn. Professor Lars Smith. Eben das. 1780. — Vergl. Sammlung aller Streitigkeiten, die das Buch Olavides in Dänemark veranlaßt hat. Eben das. 1780, und die im 9ten Theil von Walch's neuster Religionsgeschichte enthaltene Nachricht von der über Hennings Olavides entstandenen Streitigkeit. 5) Nach dem 1sten, 2ten und 6sten Buch von Plato's Republik, im teutschen Museum 1781. St. 2. S. 98 — 116.

6) S. die Schrift: Asmus; Beitr. z. Gesch. der Literatur des 18ten Jahrh. Kopenh. 1798. 7) Vergl. über ihn und seine Schriften Meusel's gel. Teutschl. (5te Ausg.) Bd 3. S. 215 u. f., und Nachträge in den folgenden Bänden; den neuen Nekrolog der Teutschen. Jahrg. 4. Th. 1. S. 292 u. f.

aber bald nach Kiel zurück und starb um's J. 1764 [1]). In seiner letzten Lebenszeit legte sich H. auf's Goldmachen und wahrscheinlich hat dieß seinen Tod herbei geführt; man fand ihn nämlich eines Morgens todt im Bette, nachdem er Tags zuvor seine Pension erhalten hatte, und sein Handlanger bei der Goldmacherei galt allgemein für seinen Mörder. Außer einigen Abhandlungen und Dissertationen [2]), deren einige von den unter seinem Präsidium disputirenden Respondenten herzurühren scheinen [3]), unternahm er ein bibliographisches Werk: Bibliotheca seu notitia librorum rariorum, in allen bekannten Sprachen und hauptsächlich für diejenigen bestimmt, welche fremde Bibliotheken besuchen wollten, in alphabetischer Ordnung. Es erschien aber nur Pars I. Kil. 1766. gr. 8. und schließt mit Caesar Contardi; die letzten 8 Seiten, Titel, Dedikation und Vorrede sind von J. H. Schulze hinzu gefügt. Zu der von P. Fr. Arpe unternommenen Geschichte des herzoglich Schleswig-Holstein-Gottorpschen Hofes unter Friedrich IV. und Karl Friedrich (Frankf. und Leipzig 1774. 4.), lieferte Hennings die Noten und hinterließ handschriftlich Athenae Cimbriae sive Professorum, quotquot hucusque in Acad. Kiloniensi vixerunt, vitae ac scripta, praemissa succincta fatorum hujus Academiae historia juxta publicorum monumentorum fidem delineatae [4]). *(R.)*

3) Justus Christian, war geb. zu Gebstädt im Weimarschen 1731, trat in Jena, wo er studirt hatte, im J. 1756 als Lehrer auf, und erhielt bald solchen Beifall, daß er mit Joh. Georg Daries, einem berühmten Eklektiker, welcher damals in Jena Epoche machte, auf eine ehrenvolle Weise wetteifern konnte, und 1765, nach dem Abgange desselben nach Frankfurt a. d. O., zum ordentlichen Professor der Moral und Politik, und später der Logik und Metaphysik ernannt wurde. Sein Beifall nahm in der Folge allmälig ab, als Ulrich, ein durch Klarheit, Lebhaftigkeit und Gewandtheit der Darstellung ausgezeichneter Lehrer, auftrat (gest. den 3. Febr. 1813) und ein immer größeres Publikum gewann, und zuletzt wurde er, da seine Vorträge dem veränderten Zeitgeiste nicht mehr entsprachen und die Altersschwäche immer sichtbarer wurde, jedoch mit Beibehaltung seines vollen Gehaltes und seiner Stelle im Senat und in der Fakultät, in den Ruhestand versetzt, womit er auch die Empfänglichkeit für die neuen Ideen in der Philosophie verlor und seinen Ruhm völlig überlebte. Merkwürdig ist, daß mit ihm zur Besetzung der ordentlichen Professur der Philosophie, der große Kant zugleich vorgeschlagen wurde, H. aber den Vorzug erhielt; ein Umstand, der sich wohl daraus erklären läßt, daß H. ein Landeskind und ein beliebter Docent war, der sich schon durch mehrere Schriften dem größeren Publikum bekannt gemacht hatte, Kant hingegen damals nur noch wenig bekannt war, und diejenigen Schriften noch nicht herausgegeben hatte, welche seinen unsterblichen Ruhm begründeten, auch als Lehrer bei weitem nicht so ausgezeichnet war, wie als Schriftsteller. Hennings starb in einem Alter von 84 Jahren in der Nacht vom 29. zum 30. August 1815, nachdem er noch bis zum Februar desselben Jahrs das Dekanat verwaltet und beendiget hatte, und ihm eben das seltene Glück zu Theil werden sollte, sein 50jähriges Jubiläum als Senator zu feiern. Seine zahlreichen Schriften, deren Verzeichniß sich in Meusel's gel. Teutschl. d. leb. Schriftst. 3r Bd. Lemgo 1797. findet, sind großen Theils noch jetzt brauchbar, besonders wegen ihrer Klarheit, Freimüthigkeit und zahlreichen literärischen Nachweisungen. Die besten darunter sind die anthropologischen und psychologischen, in denen er sich um die Verbreitung der Aufklärung, und Bekämpfung des Aberglaubens und der Vorurtheile in ihren mannichfaltigen Formen, ein bleibendes Verdienst erwarb. Sie sind folgende: Geschichte von den Selen der Menschen und der Thiere. Halle 1773. Von den Ahnungen und Visionen. 2 Thle. 1777. 1783. Anthropologische und pneumatische Aphorismen. Jena 1777. 8. Verjährte Vorurtheile in verschiedenen Abhandlungen bestritten. Riga 1778. Von Geistern und Geistersehern. Leipzig 1780. 8. Visionen, vorzüglich neuerer und neuester Zeit, philosophisch in ein Licht gestellt. Altenb. 1781. 8. Von den Träumen und Nachtwandlern. Weimar 1784. — Ein anderes verdienstliches Werk war die Besorgung der 4ten Aufl. von Joh. Georg Walch's philosophischem Lexikon. Leipzig 1775. 2 Bde. gr. 8.; welche, verglichen mit den früheren Ausgaben, viele Zusätze, Ergänzungen und Berichtigungen enthält. Obgleich der Einfluß der Leibnitz-Wolff'schen Schule, so wie überhaupt des damaligen Zeitgeistes auf seine Ansichten unverkennbar ist, so prüfte er doch sorgfältig, und konnte sich mit vielen Lehrsätzen der Monadenlehre und des Rationalism nicht vereinigen. (Vgl. sein kritisch-historisches Lehrbuch der theoretischen Philosophie (Logik und Metaphysik). Leipzig 1774., worin zugleich seine früheren Compendien über Logik und Metaphysik umgearbeitet worden sind.) Seine Ansichten der praktischen Philosophie sind in der: Sittenlehre der Vernunft. Altenb. 1782., enthalten. *(Bachmann.)*

HENNO (Franciscus), ein Franziskaner Mönch, der sich in seiner Dogmatik einen alten Mann nannte und wahrscheinlich zu Dornick, Douay und sonst in den Niederlanden bis in das erste Viertel des vorigen Jahrhunderts lehrte, schrieb, Tractatus, in Decalogi prae-

1) Das Todesjahr konnte Prof. Kordes zu Kiel troß aller angewandten Mühe nicht bestimmen; im Journal Hamburg und Altona (1804. Stck 4.) gab er 1763 an, nahm aber diese Angabe später zurück; vergl. Meusel's verstorb. Teutschl. 5r Bd. S. 367. 2) Spec. Planetographiae physicae, inquirens praecipue, an Planetae sint habitabiles (Kil. 1738. 4.) Or. de artium mechanicarum constitutione et dignitate (ib. 1751. 4.). 3) Dahin gehören unstreitig diss. inusitata eademque optima honestioris juventutis erudiendae methodus, tum in reliquis studiis scholasticis, tum praecipue in lingua latina. Kil. 1752. (J. Bernh. Basedow's Magisterdisputation); ferner de logicae scientiae ad exemplar arithmetices instituenda ratione (von J. H. Tönnies), aber auch wohl diss. de exsistentia Dei ex pudoris affectu demonstrata, ib. 1742. 4. (wohl C. Alex. von Gobamov Gadomsky). 4) Vergl. Meusel a. a. O. S. 367 — 69. Biogr. univ. T. XX. p. 71 (von Bernhard).

cepta, Dornick 1707. 8. — Tract. triplex de restitutione, jure ac justitia ac de statu religioso, Douay 1707. 8. — Theologia Dogmatica, Moralis et Scholastica, Colon. W. Metter, 1718. Fol. Tom. II. 806 Bog. Vened. 1720. 2. Tom. Fol. (*Rotermund.*)

HENNUYER (Jean le), Bischof von Lisieux, zu St. Quentin (nach Andern in der Diöces von Laon) 1497 geboren. Er studirte im Kollegium von Navarra, und nachdem er die theologische Doktorwürde erhalten hatte, wurde er Instruktor bei dem nachmaligen Könige Heinrich II. und andern königlichen Prinzen, und bekleidete von 1540 bis 1556 am Kollegium von Navarra ein theologisches Lehramt. Franz II. übertrug ihm 1559 das Bisthum Lisieux, wo er 1578 starb. Als erster königlicher Almosenier, und als Beichtvater der Diana von Poitiers, Maitresse Heinrichs II., und der Katharine von Medicis, hatte er vielen Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten seiner Zeit, und besonders auf die Verfolgung der Hugenotten, die er tödtlich haßte. Es beruht auf einem Irthume, wenn mehrere Schriftsteller von ihm rühmen, daß er nach dem Ausbruche der Bartholomäusnacht 1572 die Hugenotten seines Kirchsprengels gegen den königlichen Befehlshaber, der sie sämmtlich umbringen lassen wollte, in Schutz genommen habe. Dieses Verdienst erwarben sich einige Civilbeamte, und der Bischof verdient es nicht, daß L. Seb. Mercier sein Andenken und eine menschenfreundliche Handlung, die er nicht übte und die seinem Charakter widersprach, in einem rührenden Drama auf die Bühne brachte*). (*Baur.*)

HENNWEILER, Kirchdorf in der Bürgermeisterei Kirn, in Kreis Kreuznach, des preuß. Regirungs-Bezirks Koblenz, mit 530 Einwohnern; brannte 1781 größten Theils ab. (*Mützell.*)

Henoch s. am Ende des Bandes.

HENOPS, *Illiger* (Insecta). Von ἦνοψ, glänzend, schön. Mundhornfliege. Eine aus Musca, *L.* Syrphus, *Fabricii* gesonderte, von *Latreille* Ogcodes genannte Fliegengattung mit folgenden Kennzeichen. Der kleine Kopf besteht fast bloß aus den Augen; die sehr kleinen Fühler stehen vor, sind am obern Mundrande eingesetzt und zweigliederig, das erste Glied ist tellerförmig, das zweite eirund mit oben verdecktem Endgriffel; die Öffnung des Mundes ist klein und in ihr liegen die sämmtlichen Mundtheile verborgen; Thorax und Hinterleib sind sehr gewölbt; die Flügel sind lanzettförmig, nur am Vorderrande mit deutlichen Adern versehen, die sehr großen bauchigen Schüppchen bedecken die Schwingkölbchen ganz. — Diese Gattung bildet bei *Meigen* †) mit den Gattungen Cyrtus und Acrocera die Familie Inflatae; *Latreille* stellt sie zu seiner Familie Tanystomae. — Die Naturgeschichte derselben ist noch unbekannt, die Fliegen sind selten, träg, und leben an feuchten Orten auf Blumen und im Grase. — Als Typus der Gattung nennen wir H. gibbosus, *L.* (Henops leucomelas *Fallén* Stratiomyd. 3. 2. und *Meigen* Klassificat. I. 151. 2.) Diese Art hat einen schwarzen Thorax, der Hinterleib derselben ist beinweiß, mit schwarzen, in der Mitte nach hinten erweiterten Querbändern, die Beine sind röthlichgelb und die Schenkel haben eine schwarze Wurzel. — Sie lebt besonders in der Umgegend von Paris. (*D. Thon.*)

*) Die Beweise für diese Behauptung hat Louis Dubois in der Biogr. univ. T. XX. p. 72 kurz zusammen gefaßt.

†) Systematische Beschreibung der europ. zweiflügel. Insekten. III. S. 98. t. 24. f. 11 — 15.

Henotik, s. Irenik und Vereinigungsversuche.

HENOTIKON, HENOTICON (ἑνωτικόν, Vereinigungsformel) heißt das Schreiben, welches der Kaiser Zeno zur Beilegung des monophysitischen Streits bekannt machte. Die durch den konstantinopolitanischen Mönch Eutyches über die Frage, ob in Christus nur Eine oder zwei Naturen seien, erregten Streitigkeiten (J. 448) wurden schon über 30 Jahre mit einem wüthenden Eifer, der Kirche und Stat zerrüttete, fortgesetzt, hatten schon öfter zu Blutvergießen geführt, und waren zuletzt, besonders zu Alexandrien, dem Hauptsitze der Spaltung, in offene Empörung und Anarchie übergegangen, als der Kaiser Zeno, nachdem mehrere seiner Vorgänger durch Gewalt die Ordnung wieder herzustellen vergebens gestrebt hatten, einen Versuch machte, durch eine beide Parteien befriedigende Formel eine freiwillige Vereinigung zwischen den Kämpfenden zu Stande zu bringen. Nach vorausgegangener Übereinkunft zwischen den Häuptern der Parteien, dem Patriarchen Acacius zu Konstantinopel und Petrus Mongus zu Alexandrien, erließ er (im J. 482) ein an die Bischöfe, Priester, Mönche und anderen Christen zu Alexandrien, Ägypten, Libyen und Pentapolis überschriebenes kaiserliches Schreiben, von ihm selbst ἑνωτικόν genannt, dessen wesentlicher Inhalt folgender war *): „Den allein echten und wahren Glauben, wie er durch göttliche Eingebung der heiligen Väter zu Nikäa bestimmt und zu Konstantinopel bestätigt worden ist, halten wir für die Grundsäule, Kraft und den sichersten Schild unseres Reiches, und die Verbreitung und Sicherung dieses Glaubens, und die Ruhe und Einigkeit unserer Unterthanen in und durch diesen Glauben ist unser tägliches, inbrünstiges Gebet. Aber eben weil der unverletzte Glaube uns und das Reich erhält, sind wir von frommen Archimandriten, Eremiten und andern Leuten mit Thränen gebeten worden, daß in der Kirche, die der böse Feind schon so lange mit gefährlichen Spaltungen, aus welchen so viel Unruhe, Unglück und Mord hervorgegangen, heimgesucht, eine Vereinigung (ἕνωσις) gestiftet werde. Darum, fährt er fort, machen wir Euch hierdurch bekannt, daß weder wir noch die Kirche irgendwo ein andres Glaubensbekenntniß, oder Lehrformel, oder Lehrbestimmung (ὅρον)

*) Das Henotikon ist in griechischer Sprache aufbehalten bei *Euagrius* hist. eccl. L. III. c. 14., aus ihm bei *Nicephorus* hist. eccl. L. XVI. c. 12. Eine lateinische, aber sehr schlechte Übersetzung davon bei *Liberatus*, breviar. c. 17.; eine bessere, aber nur in Fragmenten erhaltene bei *Facundus*, pro defens. trium capp. L. XII. c. 4. und *Sirmondi* opp. T. II. Teutsch ist es bei Walch Ketzerhist. Th. 6. S. 773 — 777.

habe, gehabt habe und haben werde, als die zu Nikäa bestimmte nnd zu Konstantinopel bestätigte; denn alle Völker werden auf dieses Glaubensbekenntniß getauft; nur dieses haben die heiligen Väter anerkannt, welche zu Ephesus den Ketzer Nestorius absetzten. Dieser Nestorius, sammt dem Eutyches, welche den nikänischen Glauben widersprechend gelehrt, belegen wir mit dem Anathema und billigen auch die zwölf Lehrsätze (Anathematismen) des Cyrillus. Wir bekennen daher, daß der eingeborne Sohn Gottes, der wahrhaftig Mensch gewordene, unser Herr Jesus Christus, der mit dem Vater gleiches Wesens nach der Menschheit ist, Einer sei und nicht zwei. Wir erklären uns durchaus gegen diejenigen, die trennen oder vermischen, oder die einen Scheinkörper lehren. Denn die Dreieinigkeit blieb Dreieinigkeit, auch da der Eine aus der Dreieinigkeit, das Wort, Fleisch ward. Da wir nun wissen, daß alle heiligen, rechtgläubigen Kirchen keine andere Bestimmung des Glaubens haben, als diese, so sind wir eben dadurch mit einander vereinigt. Wir haben dieß nicht geschrieben, um im Glauben eine Neuerung zu stiften, sondern um Euch zu beruhigen. Wir belegen mit dem Anathema jeden, der anders denkt oder gedacht, sei es zu Chalkedon oder anderswo, vorzüglich aber die erwähnten Nestorius und Eutyches. Vereinigt Euch also mit der geistlichen Mutter, der Kirche, denn sie erwartet Euch als ihre Kinder; eilet, denn ihr werbet dadurch das Wohlgefallen Jesu Christi und das Lob Eures Kaisers erwerben." Die Hoffnung, durch dieses Schreiben den Kirchenfrieden wieder herzustellen, war darauf gestützt, daß 1) diejenigen Punkte, in denen beide Parteien einig waren, nämlich die Glaubensbekenntnisse zu Nikäa und Konstantinopel, die Lehrsätze von den zwei Naturen in Christus, von der zu Chalkedon beschlosseuen doppelten Homousie und der Vereinigung und gegenseitigen Mittheilnng beider Naturen, und die namentliche Verdammung des Nestorius und Eutyches und der von diesen behaupteten Irrthümer von der Vermischung beider Naturen in Christus, bestimmt und ausdrücklich anerkannt wurde; daß 2) die streitigen Punkte, hauptsächlich der Ausdruck: „aus zwei Naturen," die Beschlüsse der Synode zu Chalkedon, der Brief des römischen Bischofs Leo an den konstantinopolitanischen Patriarchen Flavianus, und die Verurtheilung des Dioskuros, Patriarch von Alexandrien, mit Stillschweigen übergangen wurden; 3) daß Zeno nicht Gesetze gebend vorschrieb, was geglaubt werden sollte, sondern, den allgemein anerkannten Glauben bestätigend, mit kaiserlicher Auctorität zur Rückkehr in die kirchliche Gemeinschaft aufforderte, ohne in dem Glauben irgend Etwas zu verändern; 4) daß Zeno sich mit seinem Schreiben nicht sogleich an die ganze Kirche wandte, sondern zunächst nur an die ägyptischen Christen, wo die heftigsten und bedeutendsten Gegner der orthodoxen Kirche waren, in der wohl berechneten Voraussetzung, wenn er diese für den Frieden gewonnen hätte, was er, nachdem er sich der Bereitwilligkeit des Hauptes dieser Ketzer, des Petrus Mongus, versichert hatte, gewiß zu erwarten berechtigt war, die gefährlichste Quelle des Streites verstopft zu haben, und dann in dem übrigen Theil der Kirche den Streit mit Leichtigkeit beilegen zu können. Dessen ungeachtet hatte der Versuch keines Wegs den erwünschten Erfolg. Und dieses Mißlingen ist auch leicht aus folgenden Gründen erklärlich. 1) Wurde durch das Henotikon der Gegenstand des Streites gar nicht gehoben, sondern im Gegentheil ganz unberührt gelassen, es war also natürlich, daß auch der Streit selbst dadurch nicht beendigt wurde. 2) Eine Kirchenvereinigung konnte durch das Henotikon nach damaliger Denkart, wo Einheit der dogmatischen Form als nothwendige Bedingung derselben galt, eben so wenig bewirkt werden, da die Verschiedenheit der dogmatischen Formen stehen blieb, und die Begriffe unserer neueren Toleranz damals natürlich keine Stelle fanden. 3) Da das Henotikon nicht von einer geistlichen Behörde, sondern von dem Kaiser ausging, so war es natürlich, daß es von den Geistlichen mit Mißtrauen und Widerstreben aufgenommen wurde, und daß sie, wenn gleich Zeno nicht direkt eine gesetzliche Vorschrift über den Glauben machte, dennoch in so fern eine Überschreitung der kaiserlichen Rechte darin sahen, als darin durch Übergehen gewissee kirchlich gegen die Monophysiten bestimmten Glaubensformeln, eine negative Bestimmung über den kirchlichen Glauben lag, und als der Kaiser, durch seine Aufforderung an die Monophysiten, in die Gemeinschaft der Kirche zurück zu kehren, den gesetzlichen Bestimmungen der Kirchenbehörde, welche eben diese Monophysiten als Ketzer von der Kirche ausgeschlossen hatte, zuwider handelte. 4) Das damalige Schiboleth der orthodoxen Kirche, die ausdrückliche Anerkennung der Beschlüsse der Synode zu Chalkedon fehlte nicht allein dem Henotikon, sondern es wurde ihrer auch mit der allerdings auffallenden Wendung gedacht, als könne wohl Manches von dem dort Beschlossenen mit dem Anathema zu belegen seyn, so daß wenigstens der Verdacht einer versteckten Geringschätzung oder Verwerfung und der daraus unmittelbar hervorgehende, von einer geheimen Hinneigung des Kaisers zu der eutychianischen Ketzerei sehr leicht entstand. Dazu kam 5), daß die Häupter der orthodoxen Partei, namentlich der ehrsüchtige und auf den Patriarchen von Konstantinopel eifersüchtige Bischof von Rom sich dadurch zurück gesetzt und beleidigt fühlten, daß das Henotikon ganz ohne ihre Zuziehung gemacht worden war. Endlich 6) fand auch bei den Monophysiten das Henotikon nicht mindern Widerspruch als bei den Orthodoxen, denn diese, wie Sekten heftiger und starrsinniger an ihrem Parteiglauben zu hangen pflegen als die herrschende Kirche, fanden sich nicht minder darüber verletzt und zum Verdacht berechtigt, daß die Synode von Chalkedon nicht ausdrücklich verdammt und andere Streitsachen nach ihrer Partei entschieden waren, als die Orthodoxen durch das Gegentheil. So darf es also nicht wundern, daß das Henotikon, wohlmeinend für den Frieden bestimmt, gerade die Quelle

neuer Händel wurde. Anfangs zwar schien in Alexandrien Alles wohl zu gelingen. Petrus Mongus erklärte sich öffentlich für das Henotikon, trat mit Acacius von Konstantinopel in völlige Kirchengemeinschaft, und erkannte alle bisherigen Vertheidiger der Synode zu Chalkedon für rechtgläubig. Dem Haupte folgte der größte Theil der Monophysiten in Alexandrien nach. Allein eine zahlreiche Partei fanatischer Mönche trat bald mit Heftigkeit gegen das Henotikon auf, und bildete eine eigene Partei, die, weil sie keinen eigenen Bischof hatten, Akephalen genannt wurden. Um die Einigkeit mit diesen wieder herzustellen, soll Petrus Mongus selbst später gegen die Synode zu Chalkedon das Anathema ausgesprochen haben, und obgleich er diese That, bei darüber angestellter Untersuchung, selbst läugnete, so hob dennoch der Patriarch Euphemius von Konstantinopel von Neuem die Kirchengemeinschaft mit ihm auf. In Antiochien wurde der dasige sehr gegen das Henotikon gestimmte Patriarch Calendio wegen Theilnahme an einer Empörung wider den Kaiser abgesetzt, und an seine Stelle kam der eifrige Monophysit Peter der Gärber, der das Henotikon annahm, und mit Petrus Mongus (aber nicht mit Acacius) in Kirchengemeinschaft trat. Mehrere, dem Henotikon widerstrebende, meist orthodoxe Bischöfe wurden abgesetzt, andere mit Gewalt zur Annahme desselben gebracht. Auch der Patriarch von Jerusalem, Martyeus, und sein Nachfolger Sollustus nahm das Henotikon an. Dennoch blieb eine nicht unbeträchtliche Partei von Freunden des Concils zu Chalkedon im Orient, vorzüglich eine Anzahl von schwärmerischen Mönchen in Konstantinopel, die sich fortwährend dem Henotikon widersetzten. Am nachdrücklichsten aber erhob sich von Seiten der Bischöfe von Rom Widerspruch gegen das Henotikon. Zwar wagten sie es, aus Furcht vor dem Kaiser, nicht, das Henotikon selbst zu verwerfen, dagegen erklärten sie sich in mehrern Briefen an Acacius und an den Kaiser sehr bestimmt gegen die Wiederaufnahme des Petrus Mongus und Peter des Gärbers in die Kirchengemeinschaft, weil damit die Beschlüsse der Synode zu Chalkedon, wo die Lehre derselben als ketzerisch verdammt worden, verletzt würden. Felix III. citirte den Patriarch Acacius nach Rom, um sich deßhalb zu verantworten, und da dieser natürlich nicht erschien, so erklärte er ihn in den Bann und für abgesetzt. Dieß war der erste Schritt zu der Trennung der orientalischen von der occidentalischen Kirche. So waren, statt zwei Parteien, drei oder vier durch das Henotikon entstanden: 1) die dem Henotikon entgegen stehenden Orthodoxen oder Freunde der Synode von Chalkedon, die hauptsächlich im Occident, unter dem Schutz der römischen Bischöfe, doch auch im Orient, bestanden; 2) die dem Henotikon feindseligen Monophysiten, die so genannten Akephalen, besonders in Afrika; 3) die Freunde des Henotikon, welche wiederum theils der Synode zu Chalkedon anhingen, wie die Patriarchen zu Konstantinopel nach Acacius, und ein großer Theil der orientalischen Bischöfe, theils die Synode von Chalkedon verwarfen, wie Petrus Mongus und Peter der Gärber und ihre Anhänger. Die Verwirrung stieg daher unter Zeno's Nachfolger, Anastasius, der das Henotikon noch schützte, um ein Bedeutendes. Unter dem folgenden Kaiser Justin wurde (um 519) das Henotikon wieder aufgehoben, und der Partei der Synode von Chalkedon ein vollständiger Sieg eingeräumt**). *(H. Schmid.)*

Henri, s. Henry.

HENRICHEMONT, eine Stadt und Kantonhauptort im Bez. Sancerre des franz. Dep. Cher, nur klein mit einem Schlosse, 155 Häus. und 812, einschließlich des Kirchspiels aber 2700 Einw. — Sie war von Alters der Hauptort eines besonderen Fürstenthums Boisbelle, das mitten im monarchischen Frankreich die Rechte einer suveränen Schutzstates fort behauptete, nachdem längst die alten Pärien gefallen waren; die Familie Gonzaga befand sich im 16ten Jahrh. im Besitze desselben. 1597 erkaufte Max I. von Bethune, Marquis von Rosny, von Charles von Gonzaga dieß suveräne Fürstenthum, und erbaute unweit Boisbelle auf einem Hügel eine kleine Stadt, die er zu Ehren seines Lehns- und Schutzherrn Henri IV. Henrichemont nannte, ein Name, der in der Folge auf das Ländchen, das nur 12 Lieues im Umfange und 6300 Einw. hatte, über ging. Sein Obergericht, worin in seinem Namen Recht und Gerechtigkeit gehandhabt wurde, saß zu Henrichemont; von ihm ging die Berufung an ein Konseil, das der seigneur prince zu Paris um sich hatte; die Einw. waren keiner französ. Steuer unterworfen, nur bloß das Salz wurde ihnen vertragsweise von den Generalpächtern geliefert. Dieß zog manche Unbequemlichkeit mit sich, und Frankreich erlangte endlich seinen Wunsch: Max Antoine Armand, Herzog von Bethune, überließ 1766 das Land gegen andere Güter an die Krone, die es seitdem in das Groß von Frankreich geschlungen hat. *(G. Hassel.)*

Henrichmann, s. Heinrichsmann.

HENRICHSEN, Johann, geb. 11. Nov. 1590 zu Lübeck, widmete sich der Rechtskunde, studirte nach vollendeter Gymnasialbildung in seiner Vaterstadt auf den Universitäten Leipzig und Jena, erhielt dann in seiner Vaterstadt eine Anstellung und starb daselbst 1664. Bekannt hat er sich gemacht als lateinischer Dichter, schrieb auch nicht nur latinische, sondern auch griechische Reden†). *(R.)*

HENRICI, 1) Christian Friedrich, als Schrift-

**) Vergl. *Evagrius* hist. eccles. L. III. c. 12 u. 13. p. 312. c. 15. p. 315. *Liberatus* breviar. c. 17. 18. *Theophanes* chronogr. p. 112. *Leontius* de sect. act. V. in der Bibl. P. P. max. T. IX. p. 667. *B. Bebel* de Henotico Zenonis. Arg. 1665. 4. *G. Wernsdorf* diss. de Henotico Zenonis Imp. Viteb. 1695. 4. *J. W. Berger* Henotica Orientis. Viteb. 1723. 4. *P. E. Jablonsky*, de Henotico Zenonis. Traj. ad Viadr. 1737. 4. *M. Ch. P. Keil*, de formulis concordiae veteris ecclesiae. spec. I. Lips. 1780. 4. C. W. F. Walch's Ketzerhist. Th. 6. S. 773 — 84. 802 — 73. 944 fg. Th. 7. S. 108. Schröckh K. G. Th. 18. S. 512 — 34. Fuhrmann, kirchenhist. Lex. Th. 2. den Art.

†) Jöcher's Gelehrtenl. 2r Bd. S. 1496.

steller unter dem Namen Picander bekannt[1]), war den 14. Januar 1700 zu Stolpen im meißenschen Kreise geboren. Seinen Vater, einen Posamentier, verlor er im frühen Alter. Nachdem er die Stadtschule zu Stolpen besucht, ging er 1719 nach Wittenberg, und im folgenden Jahre nach Leipzig, um sich dem Rechtsstudium zu widmen. Bald führte ihn indeß seine Neigung entschieden zur Dichtkunst, durch welche es ihm gelang, sein Glück zu machen. Im J. 1727 wurde er Aktuar bei dem Oberpostamte zu Leipzig, dann Postsekretär und endlich Oberpostkommissarius. Dazu wurde ihm 1740 noch die Kreislandsteuer- und die Stadttranksteuer-Einnahme zu Leipzig nebst der Weinsteuer-Inspektion ertheilt. Zu allen diesen Ämtern war ihm die Poesie behilflich gewesen, die ihm einige Gelegenheitsgedichte an den König August den Zweiten und Dritten von Polen eingab und ihm auf diese Weise bald die Gunst jener Fürsten erwarb[2]). Er starb den 10. Mai 1764 im 65sten Jahre. Seine, jetzt fast gänzlich vergessenen, Gedichte sind leicht und fließend. Aber diese Eigenschaften geben keinen Ersatz für den derben Witz und die unsittlichen Scherze, die bei dem in den meisten seiner Werke unverkennbaren Talent den Mangel einer höhern Ausbildung desselben bedauern lassen. Von seinen Schriften verdienen besonders Erwähnung: Picander's deutsche Schauspiele, bestehend in dem akademischen Schlendrian, Erzsäufer und der Weiberprobe. Berlin 1726. 8. Picander's bis anhero heraus gegebene ernst-scherzhafte und satirische Gedichte, auf das Neue übersehen und in einer bessern Wahl und Ordnung an das Licht gestellt. 4. Aufl. Leipz. 1748—1751. 5 Bde. gr.8.[3]) Samml. vermischter Gedichte von Chr. Fr. Henrici. Frankf. und Leipz. 1768. 8.[4]) Auch als geistlicher Liederdichter zeigte er sich durch seine Sammlung erbaulicher Gedanken über und auf die gewöhnlichen Sonn- und Festtage. Leipz. 1724. 8. Gottschaldt's Universalgesangbuch enthielt von Henrici 5 Lieder und das dahme'sche Gesangbuch 8, welche letzteren man bei Richter verzeichnet findet[5]). *(H. Doring.)*

2) Daniel, oder HEINRICI auch HEINRICH genannt, ein Sohn des Senators Matthäi, war zu Chemnitz am 5. Okt. 1615 geboren, ging bis in sein 15tes Jahr in die dortige Schule, 1630 in die Schulpforte, studirte seit 1633 auf der Universität Wittenberg Philosophie und Theologie und hielt eine Disp. de virtutibus intellectualibus, und eine andere de Angelis. Kränklichkeit wegen zog er 1635 auf die hohe Schule zu Leipzig, kehrte jedoch 1636 nach Wittenberg zurück und disputirte de Mundo und de IV Quaestionibus Hebraicis zur Erlangung der Magisterwürde. Darauf hörte er noch einige Kollegien in Jena und hielt drei Disp. soper Cap. I. Epist. ad Romanos, über Joh. 17. Haec est vita aeterna und De S. coena, Baptismo, praedestinatione rebusque Adiaphoris contra Bergium. Darauf las er Privatkollegien über *Hutteri* compeodium theolog., über die Psalmen Davids und über die hebräische Grammatik. Am 12. Sept. 1639 ward er Licentiat der Theologie mit einer Disp. Ex articulo I. abusuum august. Confess. de Communione sub utraque specie, contra Thomam Henrici, scriptorem pontificium. Im J. 1640 begab er sich nach Leipzig und disputirte über Apocal. I, 8. Ego sum A. et O. als Präses, und wurde den 6. Julius 1641 zu Jena Doktor der Theologie. Durch einige Predigten in Dresden und durch seine Disputationen empfahl er sich bei dem Oberhofprediger Dr. Matth. Hoe so sehr, daß er eine Superintendentur vom Konsistorium im Dresden bekommen sollte. Da aber 1642 Dr. Heinr. Höpfner in Leipzig starb, berief ihn der Kurfürst von Sachsen, als Professor der Theologie und als Ephorus der kurfürstlichen Alumnen, nach Leipzig. Er konnte jedoch diese Stelle, weil die Schweden die Stadt besetzt hatten, erst zu Ende des Novemb. 1644 mit einer Disp. pro loco, de termino vitae humanae den 21. Nov., und mit einer Rede post receptionem d. 25. Nov. De principio S. Theologiae antreten. 1645 ward er dritter Professor der Theologie und Kanonikus zu Zeitz, und noch in diesem Jahre, nach Dr. Joh. Höpfner's Tode, Domherr in Meissen und Decemvir der 4 Nationen, 1657 Senior der Meissener Nation und zweiter Professor, 1659 Professor primarius und Dombechant zu Meissen. Einige Jahre darauf verlor er das rechte Auge, gegen 1666 ward er kränklich und endigte am 15. März d. J. sein Erdenleben*). *(Rotermund.)*

3) Goswin, aus Venlo in den Niederlanden, trat zu Köln in den Dominikanerorden, studirte daselbst und war ein Alumnos der teutschen Provinz. Er war ein eifriger Verehrer der Maria und des Rosenkranzes und

1) Er soll diesen Namen deßhalb angenommen haben, weil er im J. 1722 in dem Dorfe Niederglaucha bei Düben nach einer Elster (pica) geschossen, statt ihrer aber einen Landmann, der ein Elsternnest ausnehmen wollte, getroffen und stark verwundet hatte. 2) Picander's Gedichte auf die Krönung Friedrich Augusts III. erschienen zu Leipzig 1734. fol. 3) Die erste Ausgabe erschien 1727—1736. Unter der Vorrede nennt er sich mit seinem eigentlichen Namen. 4) Vergl. Klotz teutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften. Bd 2. St. 8. S. 733 u. f. 5) S. dessen biographisches Lexikon geistl. Liederdichter. S. 126 u. f. Vergl. außerdem über H. und s. Schriften: Zedler's Universallexikon aller Wissensch. und Künste. Bd 28. S. 21 u. f. Adelung's Fortsetz. und Ergänzungen z. Jöcher. Bd 2. Flögel's Gesch. des Burlesken. S. 248. Jörden's Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten. Bd 2. S. 349 u. f. Bd 6. S. 295. Eichhorn's Gesch. d. Literatur. Bd 4. Abth. 2. S. 913. 918. Hirsching's histor. literar. Handbuch. Bd 7. Abth. 2. S. 233 u. f. S. Baur's neues histor. biograph. literar. Handwörterbuch. Bd 2. S. 713. Abendzeitung 1805. Nr. 142. (wo man Proben von H's Gedichten findet.)

*) Außer den angeführten Schriften, schrieb er noch eine Abhandlung de inspiratione verborum S. Script. — Die Lehre vom Leiden Christi. — Schola philologica in drei Disputationen. — Disputationes Christologicae, de Mysterio Oeconomiae. — D. de regeneratione, D. de Christiano. — D. in Concilium Tridentinum. — In Articulos Visitationis. — Die Disp. de termino vitae humanae, ließ Hieron. Dicel 1691 mit andern Abhandlungen dieser Materie wieder auflegen. Er hat auch mehrere Programmata geschrieben. Vergl. Progr. fun. Rector. Lipsiens; und Sam. Langen's Leichenpredigt auf ihn. Leipz. 1666.

starb im Katharinenkloster bei Darsan Sohan am 19. Januar 1640[1]). Der Dominikaner Justin Mechoviensis citirt Tom. II. p. 389 super Litanias Lauretanas einen Henricum Goswin, welcher mit dem unsrigen eine Person zu seyn scheint, obgleich der Name verkehrt steht[2]). (*Rotermund.*)

4) Joh. Christoph, Literator, } s. am Ende dieses
5) Martin, Dichter, } Bandes.

Henricianer, s. Petrobrusianer.

HENRICO, 1) Grafschaft im östlichen Theile des nordam. Stats Virginia, merkwürdig, weil sie die Hauptstadt des States Richmon enthält. Sie zählte 1820 23,657 Bewohner, worunter 1810 9080 Sklaven waren, wird vom James bewässert, dessen Stromschnellen durch 2 Kanäle umgangen werden, und liefert einen trefflichen Tabak, den besten Sweetscented, besitzt auch reiche Steinkohlenlager.

2) Marktflecken in Heusort im Kanton Hanover, Stat Virginien, vereinigte Staten von Nordamerika, an der Südseite des Pamunky (York River, atlantisches Meer), der bis hierher schiffbar ist, und hier den St. Anna River aufnimmt, in einer großen, fruchtbaren, aber nicht gesunden Ebene, (mit 40 zum Theil wohl gebauten Häusern und 170—200 Einw., 1 Kantonsgerichtshaus und Gefängniß) vormals beträchtliche Tabaksniederlage und Handel mit dieser Ware, der sich aber größten Theils nach Richmond gezogen hat. Postamt, 1½ Meile nordwestlich von Hanovertown und 9 Meilen nördlich von Richmond, Virginiens Hauptstadt. (*Röding.*)

HENRICUS. Dieser Name steht über einem Minneliede in den Fragmenten, welche Möser in den patriotischen Phantasien Th. III. S. 243 u. f. beschrieben hat. Ob darunter der 1240 verstorbene Kaiser Heinrich, Friedrich des Zweiten Sohn, oder Heinrich von Veldeck zu verstehen sei, wagt Docen nicht zu entscheiden*).
(*H. Döring.*)

HENRID'OR, eine unter König Heinrich II. in Frankreich im J. 1551 geprägte Münze von Pistolengold, welche am innern Werth 20 gute Groschen hatte. 67 Stück dieser Münze gingen auf eine Mark, die damals 172 Livres galt. Auf dem Avers steht des Königs geharnischtes Brustbild, Henricus II. D. G. Franc. Rex. Auf dem Revers der gekrönte Buchstabe H vier Mal, als ein Kreuz zusammen gesetzt, welches in der Mitte mit dem Buchstaben A, als dem Münzzeichen von Paris, und in den vier Winkeln wechselsweise mit einem halben Mond und einer Lilie besetzt ist. Darüber steht eine Sonne mit der Umschrift: Dum. Totum. Compleat. Orbem. 1551. Man hat dergleichen von verschiedenen Stämpeln, mit dem Buchstaben G in der Mitte, dem Münzzeichen von Poitiers. Unter eben diesem Könige wurde auch eine andere Art Henrid'or, auch als halber Dukaten geschlagen. Auf dem Avers ist das belorberte und geharnischte Brustbild Henricus Dei. G. Francor. Rex. Auf dem Revers ist Frankreich als ein römisches Frauenzimmer, welches auf allerhand Waffen sitzet und auf der ausgestreckten rechten Hand eine Viktorie hält, mit der Umschrift: Optimo. Principi.
(*Rotermund.*)

HENRIET, Name zweier angesehener Künstler. Der ältere und Vater des jüngeren, ist Claude H., geb. 1551 zu Chalons in der Champagne. Er gehört nebst seinem Sohne Israel H. zu den letzten Künstlern, welche sich in der Glasmalerei mit Glück versuchten†). Seine Zeichnung und Farbenbereitung waren lobenswerth. Durch Herzog Karl II. wurde er im J. 1596 nach Nancy berufen, wo er auch bis an seinen Tod verblieb; in der dortigen Kathedrale malte er die Fenster, welche sehr geschätzt werden. 2) Sein Sohn, Israel H., Maler, Kupferstecher und Kupferstichhändler, geboren 1608 zu Nancy, erhielt von seinem Vater den ersten Unterricht in der Kunst, ging dann nach Italien und arbeitete in Rom unter Leitung des damals sehr geschätzten Antonio Tempesta. Später begab er sich nach Paris, versuchte sich hier im Kupferstechen, und da er Talent dazu verrieth, beschäftigte er sich damit ausschließlich und unternahm zugleich einen Kupferstichhandel. Mit Callot stand er in genauer Freundschaft, dem er sich auch in seiner Manier sehr anschloß; seine Blätter vom verlornen Sohn halten Viele für Callot'sche. Er gab Unterricht im Zeichnen, unter Andern auch dem nachmaligen Könige Ludwig XIV. Sein Kunstverlag war sehr bedeutend; von Callot, Stephan della Bella und Anderen erschienen Blätter bei ihm; er selbst soll mehrere Prospekte und eine Menge kleiner Blätter geliefert haben. Von ihm ist auch das Bild seines Freundes Callot gestochen. Für seinen Verlag arbeitete auch sein Neffe Isr. Sylvestre, welcher sein Schüler und Erbe wurde; Henriet starb 1661 zu Paris ††). (*R.*)

HENRIETTE 1) (Anna v. England), vermählte Herzoginn von Orleans, jüngste Tochter König Karls I. und der Henriette Marie v. Frankreich, geboren immitten der Stürme des Bürgerkriegs in England zu Exeter (16. Junius 1644), wohin ihre Mutter sich geflüchtet hatte, jedoch, von den Feinden ringsum bedrängt, wenige Tage nach Henriettens Geburt nach Frankreich entweichen und diese in den Händen der Gräfinn Morton zurück lassen mußte, der es gelang, das Kind nach zweijähriger Gefangenschaft den Nachstellungen der Widersacher des Königshauses zu entziehen, und es der Mutter zurück zu liefern. Im Kloster der Heimsucherinnen zu Chaillot,

1) S. *Harzheim* Biblioth. Coloniensis. p. 106. 2) Er schrieb: Hortus conclusus cunctis Deiparae virginis cultoribus in SS Rosario reseratus. Coloniae 1635. 12. 416 Seiten. — Aurea corona anni SS. Rosario per singula Evangelia Dominicalia variis figuris, allegoriis hieroglyphicis et exemplis caelata Praedicatorum tum aliorum, tum praecipue SS. Rosarii. Colon. 1634. 8. — Manuale, in quo vita Christi et Mariae varie illustratur. Tom. II. Coloniae 1634. 8.

*) S. Museum für altteutsche Lit. und Kst von v. d. Hagen, Docen und Büsching. Bd 1. St. 1. S. 169 u. f.

†) Fiorillo's Gesch. der zeichnenden Künste. 3r Bd. S. 160.
††) Füßli's Künstlerlex. 1r Th. S. 315 u. 16. 2r Th. S. 533 (2te Ausg.). Biogr. univ. P. XX. p. 188. Art. von *Ponce*; Diction. univ. histor. T. VIII. p. 380 (éd. 9.)

wohin die Königinn nach Karls I. Hinrichtung sich zurück gezogen hatte, erhielt Henriette ihre erste Erziehung in strenger Übung der Demuth und Mildthätigkeit, welche den Hauptcharakter jenes Ordens bildeten. Unter der Leitung ihrer eben so zärtlichen als geistreichen Mutter entfalteten sich in ihr die liebenswürdigsten Eigenschaften; doch scheint es, als wenn ihr Charakter sich mehr der väterlichen Weichheit als der mütterlichen Festigkeit zugeneigt hätte. Für Ludwig XIV. bestimmt, doch von ihm ihrer Jugend wegen ausgeschlagen, ward sie kurz nach dem pyrenäischen Frieden (1659) die Braut seines jüngern Bruders, Philipps, Herzogs von Orleans. Nach ihrer Rückkehr aus England, wo sie mit ihrer Mutter ihrem Bruder Karl II. zu seiner Besitznahme des väterlichen Thrones Glück gewünscht hatte, feierte sie ihre Vermählung (31. März 1661). Ihre Ehe war nicht glücklich; sie vermochte mit aller ihrer Liebenswürdigkeit nicht das dem Gefühle der Weiberliebe unzugängliche Herz ihres Gemahles zu fesseln. Dagegen hatte sie das Unglück durch eine nur aus ihrer Unbekanntschaft mit dem Wesen und den Forderungen der großen Welt erklärbare Sorglosigkeit für ihren Ruf, die zu mehreren, wenigstens scheinbaren Liebeleien an dem damals galanten Hofe Ludwigs des XIV. sie verleitete, die Eifersucht des Herzogs aufzuregen, und dadurch ihr Verhältniß zu ihm in aller Art unangenehm zu machen. Ihr romanhafter Briefwechsel mit dem Grafen v. Guiche, ihr scheinbar inniges Einverständniß mit dem Könige, und die Unvorsichtigkeit, mit welcher sie sich in mehrere Hofintriguen einließ, zogen ihr zuerst Klagen, dann Vorwürfe, endlich Verfolgungen von Seiten ihres Gemahls zu, zugleich mit diesen aber den Ruf der Leichtfertigkeit unter den Höflingen, deren Einige sie — bald über ihr Verhältniß aufgeklärt — mit Ernst zurück wies, aber auch zu ihren unversöhnlichsten Feinden umschuf (z. B. den Chevalier de Lorraine, den Liebling des Herzogs von Orleans). Selbst des Königs Neigung für sie war bereits erkaltet, als ein Ereigniß von hohem politischen Interesse ihn vermochte, sich ihr wieder zu nähern. Der Untergang Hollands war nämlich im J. 1670 von ihm beschlossen; um diesen mit Sicherheit einleiten zu können, mußte zuvor Karl II. von England der Tripelallianz zwischen ihm, Schweden und den vereinigten Provinzen entzogen werden. Dem Marquis von Croissy war eine deßfallsige Sendung bereits fehlgeschlagen, und Ludwig, der Henriettens Gewalt über ihren sie zärtlich liebenden Bruder kannte, beschloß sich ihrer als Unterhändlerinn zu bedienen. Geschmeichelt von dem Vertrauen des Königs in einer so wichtigen Angelegenheit, nahm sie unbedenklich seinen Vorschlag an, ging, — scheinbar durch die Nähe Englands bestimmt — bei einer absichtlich veranstalteten Reise des Hofes nach Flandern, von Calais aus in Begleitung des schönen und koketten Fräuleins Kéroual, (das Karln zu bestricken bestimmt war) nach England über, hatte zu Dover eine Zusammenkunft mit ihrem Bruder, und kehrte schon nach 10 Tagen mit dem verhängnißvollen Vertrage zurück. Sie ward als Vertraute und gleichsam Versöhnerinn zweier auf einander eifersüchtiger Könige auf das Glänzendste und Ehrenvollste empfangen. Doch nur kurz war ihr Triumph; am Morgen des 29. Junius 1670 erkrankte sie plötzlich nach dem Genuß eines Glases Cichorienwassers und starb, trotz aller angewandten Hilfsmittel, in der Frühe des nächsten Tages. Sie selbst hielt sich für vergiftet; zwar entschied der Sektionsbericht einer Kommission von Ärzten, die in Gegenwart des engländischen Gesandten den Leichnam öffneten, für eine natürliche Todesart; aber wenn man die Verhältnisse zwischen Frankreich und England und die Wichtigkeit des Entfernens jeder Störung derselben in jenem Momente von Seiten Frankreichs erwägt, so dürfte wohl die Politik jenen Bericht diktirt, die Herzoginn aber ihr Leben auf Befehl ihres Gemahls, oder was wahrscheinlicher ist — durch die Intriguen seines verbannten Lieblings des Chevalier de Lorraine, verloren haben*). (*Benicken.*)

2) Marie von Frankreich, Tochter König Heinrichs IV. und der Königinn Marie von Medici, geboren zu Paris 1609, in ihrem 16ten Jahre vermählt mit Karl Stuart, damaligem Prinzen von Wales, nachherigem Könige Karl I. von Großbritannien, dem die Umtriebe einer fanatischen Partei, oder vielmehr die eigne Unfähigkeit und treuloser Diener verkehrter Beirath Thron und Leben kosteten, obgleich alle Tugenden eines Privatmanns und die liebenswürdigsten Sitten ihn zierten.

Ihr Charakter glich dem ihres unsterblichen Vaters; mit einem edlen, starken und doch zarten und gefühlvollen Herzen verband sie einen lebhaften Geist, Scharfsinn und die freundlichste Gesittung. Nur die ersten Jahre ihrer Ehe waren glücklich; seit der Auflösung des Parliaments in Folge der auf Buckinghams Rath unklug herbei geführten Zwiste mit Spanien und Frankreich (1629) nannte sie sich selbst die unglückliche Königinn. Ihr Eifer für die katholische Kirche, der sie jedoch nie vom Pfade gerechter Mäßigung abführte, brachte sie zuerst in einen Widerstreit mit ihrem Gemahle, der seine Stellung als Monarch über ein kirchlich zerspaltenes und vom unklugen Eifer der herrschsüchtigen Geistlichkeit beider Glaubensbekenntnisse religiös aufgeregtes Volk gänzlich verkannte, bald den katholischen Hofstat und die im Ehevertrage bewilligte Geistlichkeit der Königinn nach Frankreich vertrieb, dadurch den Haß des protestantischen Pöbels auf sie lenkte, und bald wieder durch Rückberufung derselben die von Henriettens Milde und Wohlthätigkeit fast besänftigte Volkswuth aufs Neue gegen sie und sich selbst aufregte. Kaum war daher ihr Verhältniß zu dem Könige wieder hergestellt, als dieser unglückliche Fürst, der, ohne helle Begriffe und eigensinnig in dem, was er sich einmal vorgesetzt, in der Wahl der Mittel zur Dämpfung der in England und Schottland gährenden Unruhe eben so schwach als unklug verfuhr, sich von dem Erzbischofe Laud und dem eignen vom Vater (Jakob I. Stuart) ererbten Hange zur Einführung

*) Vergl. Oeuvres de Mad. *de la Fayette*. T. III. Essais sur la littérature française pr. M. *Crawfurd*. Mémoires de *St. Simon*.

eines neuen Kirchenregiments wie einer halb römischen Liturgie in der engländischen und schottischen Kirche verleiten ließ, und somit das schottische Volk, dessen puritanische Geistlichkeit auf besondere Reinheit von allem papistischen Wahnglauben stolz war, und eifersüchtig über dieß vermeintliche Kleinod wachte, zum furchtbarsten Aufstande verleitete. Als dieser sich auch durch England verbreitete, des Königs Schwäche und Mangel an Geldmitteln ihn endlich zur Berufung eines freien Parliaments zwangen (1640), er diese Versammlung nicht zu leiten vermochte und der Bürgerkrieg ausbrach (1642), fiel die Wuth und Schmähsucht der protestantischen Faktionen rücksichtslos auf die Königinn. Volk und Geistlichkeit klagten sie als Urhebrinn alles Unheils an; sie sollte das Vertrauen und die Schwäche des Königs zu Gunsten der Päpstelei gemißbraucht, ihn selbst zum Kryptokatholiken gemacht und den Plan zur Vernichtung der Glaubens- und Volksfreiheit entworfen haben. Diesen Lästerungen entgegnete sie nichts als ein verdoppeltes Spenden reicher Wohlthaten im Stillen und ohne Berücksichtigung des Glaubensunterschiedes. Gleich ihrem Vater im härtesten Drange der aus den Gräueln der Bartholomäusnacht entsprungenen Kämpfe, entwickelten sich in ihr unter den täglich wachsenden Gefahren eine Weisheit und Festigkeit, die jede Probe bestanden. Als der König London verließ (1643), ging sie, unter dem Vorwande, ihre älteste, dem Prinzen Wilhelm von Oranien bestimmte Tochter nach Holland zu geleiten, dorthin, um Hilfsmittel an Waffen und Geld zu bereiten, mit denen sie bald in See stach, und heldenmüthig wie ein alter Seemann einen furchtbaren Sturm bestand, von demselben aber mit Verlust zweier Schiffe wieder zurück an die holländ'sche Küste geworfen wurde. Dessen ungeachtet und trotz der spätern Jahrszeit (November) wagte sie es nach 14 Tagen wieder auszulaufen, und landete glücklich, aber nicht unentdeckt von der Wachsamkeit ihrer Feinde, auf Englands Küste. Kaum rettete sie sich selbst, ihre mitgebrachten Vorräthe gingen meist verloren. Bei dieser Gelegenheit, wie bei allen ähnlichen Vorfällen des nächsten Jahres, entwickelte Henriette einen über ihr Geschlecht und ihr Geschick weit erhobenen Muth, verbunden mit einem Eifer für die Sache des Königs und einer hochsinnigen Milde, die mehr als Einmal ihre Gegner entwaffnete und den Aufrührern manche Stütze entzog. Damals nöthigte eine Schwangerschaft sie ihren Gemahl zu verlassen, den sie bis dahin unausgesetzt begleitet und mit allen ihren Mitteln unterstützt hatte. Das Königspar trennte sich nicht ohne Vorgefühl des Nichtwiedersehns, und Henriette fand eine Zuflucht in Exeter, wo die Königinn von England ihr eine Hebamme und 20,000 Goldstücke sandte, welche letztern aber in den Schatz Karls I. sofort abgegeben wurden, während sie selbst am Nothwendigsten fast Mangel litt. In dieser Lage gebar die Königinn ihre Tochter Henriette (16. Jun. 1644), nachmalige Herzoginn von Orleans. Von dem Hasse der Einwohner und Essex nahendem Feindesheere bedroht, mußte sie schon am 17. Tage nach ihrer Niederkunft heimlich nach Frankreich flüchten und ihren Säugling unter der Obhut der Gräfinn Morton zurücklassen. Mit Kanonenschüssen bis an des Vaterlands Küste verfolgt, raubte der Sturm ihr noch ein Schiff, bevor sie den Heimathsboden betreten konnte, wo neue Leiden ihrer harrten, unter denen der Kummer über die Lage ihres Gemahls und ihrer Kinder sie doppelt drückte. Frankreich nämlich war von den Unruhen der Fronde (s. d. Art.) bewegt, und die Schrecken der Empörung verfolgten die Königinn bis in die Mitte der Hauptstadt selbst. In ihren eignen Mitteln beschränkt, konnte Anna von Östreich ihrer Schwägerinn keine Hilfsgelder geben, nicht einmal den persönlichen Bedürfnissen derselben genügen, und die Tochter eines Königs von Frankreich, die Monarchinn von England, mußte, um leben zu können, — nach ihrem eignen Ausdrucke — um ein Almosen beim Parliamente bitten. In dieser traurigen Lage empfing sie die Nachricht von ihres Gemahls Enthauptung (30 Jan. 1649). Sie ertrug ihren Schmerz standhaft und zog sich, mit ihren geretteten Kindern vereinigt, nach Chaillot zurück, wo unter ihrem Namen ein Kloster vom Orden der Heimsucherinnen (Visitandines) gegründet wurde, dem sie vorstand, bis die Unruhen der Fronde sie nochmals mit ihren Kindern und Klosterfrauen nach Paris trieben. Dort erreichte ihre Noth den höchsten Gipfel; die Tochter Heinrichs IV., des wohlthätigsten und mildgesinntesten Fürsten, litt inmitten der Stadt, die er mehr als Einmal vom Hunger gerettet, buchstäblich Mangel an Brot und Holz. (Mém. du Card. de Retz). Endlich milderte das Aufhören der innern Unruhen mit Ludwigs XIV. Regierungsantritt (1651) der Königinn Schicksal; allmälig kehrte Ruhe und Ordnung wieder, und eifriger als jemals waltete sie der Erziehung ihrer Kinder und den Angelegenheiten ihres Klosters. Bei der Beschränktheit ihrer Mittel indeß — denn oft hielt der verschwenderische Mazarin ihre Pension zurück — versuchte sie (1657) vom Parliament die Auszahlung ihres Witthums zu erwirken. Cromwell wies jedoch ihren Antrag zurück, „weil sie niemals als Königinn von England anerkannt worden sei.“ Ein Jahr später starb der Protektor; seine Gewalt ging an seinen Sohn Richard über, der weder den Geist, noch die Kühnheit, noch das persönliche Gewicht des Vaters besaß, und nach 8 Monaten abdankte. Von da an wirkten die Wünsche der Ruhe bedürftigen Nation, die Gesinnung Monk's, die Bekehrung des alten Freiheitskämpfers Fairfax und die Unfähigkeit des wieder eingesetzten Rumpfparliaments auf das lange vergebliche Streben der Königinn — die Wiedereinsetzung der Stuarts — einmüthig hin. Am 29ten Mai 1660 bestieg Henriettens ältester Sohn Karl II. den blutbefleckten Thron seines Vaters. Wie erwünscht dieß Ereigniß ihr erschien, so konnte die neu gewonnene Krone, selbst die Freude des Siegs in ihrer stolzen Seele, sie niemals bewegen, ihren Aufenthalt in London zu nehmen. Die Gerichtsscene in Westminsterhall, der Richtplatz von Whitehall wären tägliche Zeugen eines unvergeßlichen Unglücks, vielleicht auch unzeitige Mahner an Rache, da gewesen, wo nur das völlige Vergessen und Vergeben segensreich wirken

konnte. Darum zog sie es vor ihr Leben im Vaterlande zu beschließen, blieb, — nach zweimaligem Besuche Englands — noch eine kurze Zeit am Hofe, und zog sich dann in ihre Stiftung nach Chaillot zurück, wo sie am 10. Sept. 1666 am Schlagflusse starb.

Auch an ihr, wie an Jedem ohne Unterschied, den ein öffentliches Leben auszeichnet, übte die Geschichte ein strenges Richteramt, und wägt — was auch immer die Schmeichelei, das Vorurtheil, die Gespensterscheu der Mitwelt mit dem Mantel so genannter Christenliebe zu verhüllen streben — auf unparteilicher Wage als Repräsentant des Weltgerichts. Unbeschadet aller persönlichen Tugenden und einer Seelengröße, die allgemeiner Bewunderung werth ist, blieb in den Augen der Nachwelt, die Königinn — allerdings zufällig — eine der Hauptveranlassungen des Aufstandes gegen Karl I. und folglich der Katastrophe dieses Fürsten. Den Mißgriff, als katholische Prinzessinn, in einer Zeit voll kirchlicher, die Völker aufregender Umtriebe, einem protestantischen Fürsten vermählt worden zu seyn, kann man ihr schwerlich zurechnen; daß aber, obgleich das kirchliche Verhältniß im Volk und dessen Stimmung ihr nicht lange fremd bleiben konnte, ihr Recht auf eignen Gottesdienst möglichst ausgedehnt, bei dem ersten Zeichen des öffentlichen Unwillens über die Proselytenmacherei und den Übermuth ihrer Geistlichen, der Volksmeinung die Spitze geboten, die Zahl ihrer Kirchendiener — freilich mit Karls Einwilligung — vermehrt, und mit dem Wachsen jenes Unwillens auch ihren Widerstand gesteigert habe, das bezeugen die glaubwürdigsten und parteilosesten Schriftsteller jener Zeit. In der Schatoulle Karls I. fand man nach seiner Niederlage bei Naseby (1644) Briefe der Königinn an ihn, deren Inhalt die Beschuldigungen der Parliamentsanhänger mehr oder minder rechtfertigt. Daß, ohne ihre Weigerung, der schon gefangne und von den Schotten dem Parliamente verkaufte König sich durch Unterzeichnung der 4 ihm vorgelegten Artikel gerettet haben würde, unterliegt kaum einem Zweifel; gewiß endlich ist ihr Antheil an Straffords Hinrichtung, die dem wankenden Throne seine letzte Stütze raubte*) (*Benicken.*)

Henriette von Kleve s. am Ende des Bandes.

HENRION, Denys, ein französischer Mathematiker, der in der ersten Hälfte des 17ten Jahrh. lebte und unter den Franzosen der Erste war, welcher im J. 1626 Logarithmentafeln heraus gab, da sich seine Landsleute vorher begnügt hatten, die von den Engländern heraus gegebenen Tafeln zu benutzen. H's Tafeln enthalten die Logarithmen der natürlichen Zahlen von 1 bis 20000 auf 10 Decimalbeuchstellen und die Logarithmen der Sinus und Tangenten von Minute zu Minute auf sieben Stellen. Auch durch seine französische Übersetzung der Elemente des Euklides hat sich H. um seine Landsleute verdient gemacht. Diese Übersetzung erschien zuerst im J. 1615 zu Paris in 8., und wurde nachher oft neu aufgelegt. Adelung†), führt, außer den genannten Schriften H's noch folgende an: 1) Traité des Globes et de leur usage de *Rob. Hues*, avec notes par *Henrion*. Paris 1618. 8. 2) Cosmographie. Paris 1626. 8. 3) l'Usage du compas de proportion. Rouen 1624 (nachher oft wieder aufgelegt). 4) l'Usage du Mécomètre. Paris 1677. 8. 5) La sphérique de Théodose, traduite. 6) Collection mathématique. (*Gartz.*)

Henrion (orient. Biogr.), s. am Ende d. Bandes.

HENRIOT, François, einer der verabscheuungswürdigsten Demagogen der franz. Revolution. Er war 1761 zu Nanterre bei Paris geboren und kam als Bedienter nach der Hauptstadt Frankreichs, wo er zuletzt bei einem Parlementsprokurator aufwartete, der ihn seiner schlechten Streiche wegen wegjagte. Dem verdienten Galgen entlaufen, gelang es ihm, einer der Barrierenwächter zu werden; als die Revolutionsmänner in der Nacht vom 12. auf 13. Julius 1789 die Barrieren verbrannten, mischte er sich unter diesen Haufen und half treulich zerstören, was er vertheidigen sollte. Von diesem Ereignisse datirt sich sein politisches Wirken. Wir finden ihn nun bis 10. Julius 1792 mitten zwischen der Hefe des Pöbels, die die scheußlichen Auftritte der Revolutionszeit herbei führte; er war es, der am 2. und 3. Septbr. die Rotten anführte und unter ihm wurden die Gräuel im Karmeliterkloster begangen. Diese Heldenthaten setzten ihn an die Spitze der Ohnehosen; keiner derselben hat so vielen Blutdurst gezeigt, und der so verrufene Caries war gegen ihn ein Engel des Lichts. Wir eilen über die blutigen Opfer, die dieser Unmensch in der kurzen Zeit seines ephemeren Wirkens brachte, hinweg, und bemerken nur, daß er seit 31. Mai der Helfershelfer Robespierre's und zum Kommandanten der Nationalgarde ernannt war; in dieser Eigenschaft blieb er seinem Meister bis zum letzten Athemzuge getreu, und versuchte ihn, wiewohl vergeblich zu retten, als er bereits geächtet war; es gelang ihm nicht, und er wurde mit demselben 28. Julius 1794 auf das Schaffot gebracht. So starb dieser Wütherich, der nicht eine gute Eigenschaft besaß; er war zugleich einer der liederlichsten und verschwenderischsten Menschen, die Paris zu seiner Zeit hatte; die beiden letzten Monate seines Lebens waren 800,000 Franken, die ihm Robespierre aus der Statskasse zahlte, durchgebracht*). (*G. Hassel.*)

HENRIQUELLE-SEE, schöner Salzsee auf der

---

*) Vergl. *Dav. Hume* hist. of England. *T. Smollet* compleet hist. of England. Histoire des troubles de le Grande Bretagne p. *Rob. Mentet de Salmonet*. Hist. of the rebellion and the civil wars of England by *Edw. Hyde*, C. of Clarendon. Hist. de Henriette Marie de France, reine d'Angleterre, avec un journal de sa vie p. Sr. C. C. Recueil des oraisons funèbres de *Bossuet*. Mém. du Card. *de Retz*.

†) J. Ch. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher's allg. Gelehrtenlexik. Bd 2. Vgl. *Heilbronner* Hist. Mathes. p. 160. Kästner's Gesch. der Mathematik. Bd 3. S. 350 und *Montucla* Hist. des mathématiques. T. II. p. 29 nouv. édit. — Auch eine praktische Geometrie in 4 Büchern soll H. im J. 1621 zu Paris herausgegeben haben, s. *Dechales* cursus s. mundus mathematicus. T. I. p. 20, wo geurtheilt wird: Omnia, quae ab Henrione prodiere, sunt bona.

*) Vergl. Biogr. univ., Biogr. d. Cont. und Baur's letztes Jahrzehntes des 18ten Jahrh. S. 464.

westindischen Insel Haiti (St. Domingo), 5½ d. Meilen östlich von der Hauptstadt Port au Prince, 22 Stunden im Umfange, mit großen Eidexen, Allgatoren und Schildkröten. In der Mitte ist die 2 Stunden lange Insel Cabrito, mit Cabritobäumen, eine Mangroveart, bewachsen und einer Quelle süßen Wassers. (*Röding.*)

HENRIQUEZ, 1) Crisostomo, war zu Madrid im Jahre 1594 geboren, trat früh in Gallizien im Kloster Monte-Ramorum in den Cistercienserorden, lebte darauf ziemliche Zeit in den Niederlanden, England und Irland, wurde 1622 zu Löwen Historiograph im Collegio Alnense, dann Vicarius Congregationis Hispan. und starb daselbst den 23. Dec. 1632 im 38. Jahre[*]). (*Rotermund.*)

2) Diego de Salas, ein spanischer Geistlicher in der ersten Hälfte des 16ten Jahrh., war von Toledo gebürtig, wurde Kardinal und hat verschiedene asketische Schriften verfertigt, auch mit dem Jesuiten Juan de Salas eine Übersetzung von Toleto de instructione sacerdotum sive summa casuum conscientiae. Valladolid 1619 besorgt[1]).

3) Eurico, der Ältere, ein Jesuit, aus Evora gebürtig, und einer der eifrigsten Schüler Loyola's. Er ging als Missionär nach Indien, lebte daselbst 43 Jahre und erwarb sich eine so große Kenntniß der dasigen Sprachen, daß er eine malabarische Grammatik und Wörterbuch zusammen setzen konnte, die mit Nutzen gebraucht sind. Auch haben wir von ihm, außer mehreren asketischen Werken eine Schrift contra fabulas ethnicorum, worin er eine große Gelehrsamkeit entfaltet, und das um so merkwürdiger ist, weil es ohne alle Hilfsmittel nieder geschrieben ist. Er ist 6. Februar 1600 gestorben[2]).

4) Eurico, der Jüngere, ein Jesuit, von Porto, der zwar Loyola's Fahnen verließ und Dominikaner wurde, aber bald zu seinen ältern Brüdern zurück kehrte, zu Salamanca und Cordova die Theologie vortrug und in der Folge nach Italien ging, wo er zu Tivoli 28. Jan. 1608 gestorben ist. Er war einer der heftigsten Gegner Molinas, den er in mehrern Controversschriften zu bekämpfen versuchte, auch haben wir von ihm eine summa theologiae moralis in 3 Vol. und ein opus de clavibus ecclesiae[3]).

5) Enrico, ein Kardinal. Er war 1701 im Gebiete von Otranto geboren, hatte zu Lecce studirt und trat im Kirchenstate in den geistlichen Stand, worauf ihn der Papst zu verschiedenen Geschäften gebrauchte, worin er eine große Gewandtheit zeigte. So war er so glücklich, die zu S. Marino entstandenen Unruhen friedlich beizulegen, so bekleidete er 10 Jahre lang die Nunciatur in Spanien mit solcher Auszeichnung, daß ihm Benedikt XIV. nach seiner Abberufung den Kardinalshut verlieh und zum Legaten der Romagna machte; in letzterm Posten unterstützte er Kunst und Wissenschaft, errichtete zu Ravenna einen Lehrstuhl der alten Geschichte und einen der Philosophie, und traf mehrere gute Einrichtungen. Auch war er selbst Schriftsteller; wir haben von ihm, außer einer Elegie auf Klemens XII. und einer Rede, die er bei Gelegenheit der Wiederherstellung der Akademie zu Lecce gehalten hat, eine italienische Übersetzung der Imitation de Jesus Christ, mit Anmerkungen und eignen Betrachtungen. Rom 1754, 1755 in 2 Vol. und Vened. 1775 und 1782, die in Italien in großer Achtung steht, von Einigen jedoch ohne weiteren Beweis den Jesuiten beigelegt wird. Der Kardinal Henriquez starb 1756; seine Leichenrede hat der Theatiner Camara verfertigt[4]).

6) Feliciana Henriquez de Guzmann, eine span. Dichterinn, die 1600 zu Sevilla geboren wurde. Sie ist durch viele Madrigale, Eklogen, Elegien bekannt, die zu ihrer Zeit mit Beifall aufgenommen sind und sich zerstreut finden; als ihr Hauptwerk gilt eine Tragikomödie los jardines y campos sabeos. Coimbra 1621, neu aufgelegt Lisboa 1627[5]).

7) Pedro Lopez, ein spanischer Dichter von Calatajud, bekannt durch eine spanische Übersetzung des Rolando furioso. Valladolid 1584[6]). (*G. Hassel.*)

HENRY, der südöstlichste Kanton des States Alabama (Vereinigte Staten von Nordamerika) auf der Westseite des südlich in den merikanischen Meerbusen strömenden Chattahotchee, welcher die Gränze gegen den Stat Georgien bildet, im Süden an das Gebiet Westflorida, im Westen an den Kanton Covington, und im Norden an den Kanton Pike; die hier entspringenden Flüsse Choctaw und St. Andrews fließen südwestlich dem merikanischen Meerbusen zu. Der Kanton bildet ein Viereck, 8 Meilen von N. nach S. und 10 Meilen von O. nach W., 72 □Meilen, hügeliger, stark bewaldeter Boden, der die herrlichsten Weißeichen für den Schiffbau liefert. Der Kanton zählte 1820 2638 Einw. (626 Sklaven, 1 fr. Farbiger), nach Younghall 1825 6149

---

*) Er schrieb Thesaur. Evang. Madr. 1619. 4. — Constantia Catholica. Brüssel 1623. — Vita *Joh. Rusbrökii.* Ibid. 1622. 8. — Fasc. Sanctor. ord. Cisterciensis, ibid. 1623. Fol. II. Vol. — Corona sacra ord. Cisterc. Ibid. 1624. 4. — Kalendarium ord. Cisterc. Ibid. 1620. — Sol Cisterc. in Belgio. Ibid. 1622. Fol. — Arbor martyrum Ord. Cisterc. Ib. 1622. — Bernardus immaculatus. Ib. 1624. 8. — Summarium constitutt. militiae Cisterc. de Calatrava. Ib. 1626. — Apologia a. de Benedicto V. et Benedicto XV. judicium. Ib. 1625. 4. — Phoenix reviviscens, s. de antiquis Angliae et modernis Hisp. Script. ord. Cisterc. Ib. 1626. 4. — Menologium Cisterc. Antw. 1630. Fol. — Effigies reginarum et infantum ord. Cisterc. Brüssel 1624. Fol. — Annott. a. compendium vitar. earundem, franz. und holländ. vom Verf. übersetzt. Eben das. 1624. Fol. — Albion libere, i. a. summa Histor. Pol. et Geneal. motivorum amicitiae et affinitatis inter Britanos et Hispanos ex occasione tractationis habitae de conjugio inter Walliae Principem Carolum et Mariam Hispaniarum Infantem .... — Enchir. Hebr. septem principum Austriae domus nunc viventium .... — Triumfo del amor de Dios. Brüssel 1624. 4, Vita Annae de St. Bartholomaeo. Ib. 1632. 4. Vergl. *Visch* Bibl. Cisterc. *Frankenau* Bibl. Hispan. p. 76.

1) *Ant.* bibl. hisp. und Biogr. univ. 2) *Ant.* bibl. hisp. und Biogr. univ.

3) *Ant.* bibl. hisp. und Biogr. univ. 4) Biogr. univ. 5) *Ant.* bibl. hisp. und Biogr. univ. 6) *Ant.* bibl. hisp. und Biogr. univ.

Einw. (1818 Sklaven, 3 fr. Farbige). Hauptgewerbe Holzfällerei, Mais und Reisbau. Das Gerichtshaus liegt an einem Quellfluß des Choctaw, 5 Meilen südwestlich von Fort Gainer, Poststation am Chattahotchee, 24 M. nordöstlich vom Kriegshafen Penzacola in Westflorida.

2) Kanton im westlichen Theile des States Georgien (Vereinigte Staten von Nordamerika), zwischen den Klein Ockmulgee (Cumberland Sound, atlantisches Meer) im Osten und dem Flintfluß (Apalachicola, merikanischer Meerbusen) im Westen, er ist (nach Morse's Karte von 1826) von den Kantonen Pike, Monroe, Jasper, Newton, Fayette und De Kalb umgeben; ein höchst fruchtbares, hügeliges Waldland. Die Einwohner sind meist Holzfäller. Nach Sherwood's Gazetteer enthielt der Kanton, dessen größte Ausdehnung von N. nach S. und von O. nach W. 9 d. Meil. beträgt, 1826 1420 Weiße und 76 Negersklaven. Der Hauptort Henryville liegt am Fall Creek, einem südöstlichen Zufluß des Ockmulgee, in der Mitte des Kantons, 42 Meilen nordwestlich von Georgiens Haupthafen Savannah.

3) Kanton im nördlichen Theile des States Kentucky (Vereinigte Staten von Nordamerika), auf der linken Seite des Ohio, der ihn vom State Indiana scheidet, von den Kantonen Jefferson, Shelby, Owen und Gallatin umgeben; im Osten fließt der Kentuckyfluß, dem hier der Klein Kentucky nordwärts zuströmt; auch der Ohio empfängt in seiner sumpfigen, der Überschwemmung ausgesetzten Niederung mehrere unbedeutende Bäche; der landeinwärts stark hügelige Boden ist ziemlich fruchtbar. Man bauet Weizen, Tabak und Baumwolle; Schweine- und Pferdezucht; ein kleiner See liefert Kochsalz, und es findet sich Bleierz. 1820 zählte der Kanton auf 19 geogr. □Meilen 10,816 Einwohner, worunter 2004 Sklaven und 4 freie Farbige. (1810: 6777 Einw.) Am Ohio sind die Landungsplätze Bedford und Westport; der Hauptort Newcastle liegt unweit der Quelle des Klein Kentucky, 4 Meilen östlich von Westport und 4½ M. nordwestl. von Kentucky's Hauptstadt Frankfort.

4) Kanton an der Nordgränze des States Ohio (Vereinigte Staten von Nordamerika), gegen das Gebiet Michigan vom schiffbaren Maumee durchströmt, welcher nordöstlich in die Maumeebai des kanadischen Eriesees fällt und mittels des Anglaise durch einen Kanal mit dem Ohio bei Cincinnati verbunden ist, der Kanton bildet ein Viereck (6½ d. M. v. N. n. S. und 5 M. von O. nach W. 32½ □M.) und stößt im Osten an den Kanton Wood, im Süden an Putram, im Westen an Paulding und Williams. Der Boden ist hügelig und ziemlich fruchtbar, gut bewaldet, das Klima gesund. Der 1822 errichtete Kanton enthielt, nach einer amtlichen Angabe im Columbus Reporter vom 25. Okt. 1827, im Mai 1827 890 männliche, 760 weibliche Einwohner, 220 Kinder unter 12 J., also 1870 Seelen, worunter viele Methodisten. Weizenbau, Pelz- und Durchgangshandel. Der Hauptort Pisqua, wo bereits eine Zeitung erscheint, liegt am Maumee, 35 Meilen nordwestlich von Cincinnati und 6 Meilen südwestlich von Perrysburg an der Maumeemündung.

5) Kanton im State Virginien, vereinigte Staten von Nordamerika, 1776 aus dem westlichen Theile des Kantons Pittsylvanien abgetheilt; gränzt im Norden mit dem Turkey Cock (Truthahn) Gebirge an den Kanton Franklin; im Süden an Nordcarolina, wo sich der 4200 Fuß hohe Wart-Berg erhebt, in dessen Nähe, nach amtlichen Nachrichten aus Richmond vom Sept. 1828 Goldadern entdeckt sind, im Westen an den Kanton Patrick, der 1790 aus Henry abgesondert ward. Die Flüsse Mayo und Irvine, welche südlich in den Dan (Albemarle Sund, atlantisches Meer) abfließen, bilden fruchtbare, angenehme Thäler, wo Mais, Tabak und Flachs gebaut werden, mit starker Schweinezucht. Die Höhen enthalten wildreiche Waldungen, bedeutenden Holzgewinn, auch Schiffbauholz, welches auf dem Dan verflößt wird. 1791 zählte der Kanton 8479 Einwohner (worunter 1551 Sklaven und 165 freie Farbige); 1800: 3715 Weiße, 129 freie Farbige, 1415 Sklaven = 5259 Einwohner (nach der Absonderung von Patrik); 1810: 3641 Weiße, 215 freie Farbige, 1755 Negersklaven = 5611 Einwohner; 1820: 3545 Weiße, 305 freie Farbige, 1810 Negersklaven = 5660 Einwohner. Der Hauptort Martinisville an Irvine, liegt 2¼ Meile nördlich von Nordcarolina's Gränze und 14⅔ Meile südwestlich von Richmond.

6) Der nordwestlichste Kanton des Stats Tennessee (vereinigte Staten von Nordamerika) im Osten des Wood lake, einer großen Stromerweiterung des Mississippi, von dessen Arm Obions, der hier entspringt und den Oldtown-Mud-Rutherfords und andre Creeks aufnimmt, in südwestlicher Richtung durchflossen; der Redfoot fließt dem Wood lake unmittelbar zu. Im Osten, wo sich eine Bergkette erhebt, stößt er an den Tennessee Fluß, der dort den Sandy aufnimmt und ihn vom Kanton Stewart trennt. Im Norden gränzt er an den Stat Kentucky, im Süden an den Kanton Carroll (nicht Cabrol oder Chabrol). Seit 1821, da das alte Reservatgebiet der Cherokeesen mit diesem Kanton vereinigt ward, mißt er, fast ein regelmäßiges Parallelogram, 16 Meilen von O. n. W. und 5 Meilen von N. n. S. (75 geogr. □M.) Der Boden ist eine schöne Abwechselung von Waldung und Prairie. 1827 zählte der Kanton, einer Anzeige im Nashville Banner zu Folge, 1450 Einwohner, worunter 86 Schwarze. Der Hauptort heißt Paris, 2 Meilen südlich von Oldtown Creek, (Altstadt Bach), wegen höchst merkwürdiger Ruinen aus der indianischen Vorzeit so genannt, wo im Sept. 1826 ein 7 Fuß 2 Zoll langes menschliches Skelet gefunden ward; und liegt 6 Meilen südöstlich von Neu Madrid in Staate Missouri, und 30 Meilen nordwestlich von Murfreesborough, der Hauptstadt des States Tennessee. (*Röding.*)

7) Grafschaft im State Illinois, und 8) Grafschaft im State Indianer, beide erst seit 1820 abgetheilt. (*G. Hassel.*)

HENRY. 1) Der Minstrel oder der blinde Harry, ein alter Dichter Scotlands, der nach einigen in der Mitte des 14ten, nach anderen im 15ten Jahrhundert lebte. Von seinen Lebensumständen ist nichts weiter bekannt, als daß er das Gesicht verloren gehabt hat: man

kennt auch von ihm nur ein Gedicht Actis et deidis of Sir Wallace, worin er die Thaten dieses gefeierten schottischen Heroen, der 1305 starb, besingt; es ist voller Geist und Leben, aber nicht frei von historischen Irrthümern. Die einzige Handschrift davon bewahrt man auf der Advokaten-Bibliothek zu Edinburgh mit der Jahrszahl 1488; gedruckt ist es zuerst 1570, die bessere Ausgabe aber die bei Morison. Perth 1790 in 3 Vol.[1]) 2) Von Huntingdon, ein Kanonikus von Lincoln, nachher Archidiakon zu Huntingdon, lebte im 12ten Jahrhundert und ist der Verfasser einer history of England in 12 Büchern, die bis 1154 geht, und von Saville 1576 heraus gegeben ist. Noch haben wir von ihm de contemptu mundi, de imagine mundi und de mundi appetitu, die in *Dacher* spicilegium und *Whartons* Anglia sacra eingerückt sind[2]). 3) David, ein gelehrter Buchdrucker, war nahe bei Aberdeen in Scotland 1710 geboren, kam in einem Alter von 14 Jahren nach London, wo er sich besetzte und die Tagsblätter von Reading und Winchester druckte, und nachdem er die Tochter des Buchdruckers Will. Cave geheirathet hatte, die Redaktion des bekannten Gentlemans Magazine übernahm, die er 50 Jahre lang rühmlichst besorgte. Er starb zu Levisham 5. Junius 1792, und hat sich auch noch durch twenty discourses of Tillotson, wovon 4 Auflagen, die letzte 1774, erschienen sind; the perfect english farmer 1772, und a hist. sketch of voyages round the World in 4 Vol. bekannt gemacht[3]). 4) François, ein französischer Rechtsgelehrter, geboren zu Lyon am 31. August 1615, hatte den Grund seiner Studien in dem Jesuitenkollegium seiner Vaterstadt gelegt, setzte sie zu Orleans fort, wo er promovirte, und begab sich sodann nach Paris, wo er mit Beifalle als Advokat auftrat. Seine schwächliche Gesundheit bewog ihn indeß diese Laufbahn zu verlassen, und sich ganz den Wissenschaften zu widmen: es war gerade die Zeit, wo Descartes seine neuen Ideen, die dem menschlichen Geiste eine ganz andre Richtung zu geben verhießen, in Umlauf setzte; Henry war einer der ersten, der seinem Systeme huldigte, sich offen für dasselbe erklärte und es noch mehr zu verbreiten suchte. Er kultivirte außer der eigentlichen Philosophie aber auch andre Fächer des menschlichen Wissens: so Mathematik, Astronomie, Physik, Naturgeschichte und Geschichte: er beabsichtigte mit dem Holländer Boot, eine Naturgeschichte heraus zu geben, der Tod desselben unterbrach die Ausführung; er arbeitete mit Montmor an einer Ausgabe von Gassendi Werken, die auch Lyon 1658 in 6 Vol. zu Stande kam; er gab Genf 1658 eine neue Ausgabe des Theophrast Paracelsus heraus, er hat Morins Astronomie völlig umgearbeitet und dem Historiker Varillas mehrere interessante Nachrichten mitgetheilt. Ein eignes Werk haben wir von ihm nicht. Er war ein frommer, aber kein liebenswürdiger Mann, einfach in seiner Kleidung und streng in seinen Sitten. Er starb am 7. Oktober 1686[4]). (*G. Hassel.*)

1) *Crabb*; Biogr. univ. 2) *Crabb*; *Jöcher*. 3) Biogr. univ., *Waat.* 4) *Jöcher*; Biogr. univ.

5) Matthew, ein engländischer Theolog, zu den Nonkonformisten gehörig und Kenner der alten Sprachen, besonders der hebräischen, war geb. 1662 und starb auf einer Reise an Apoplexie im J. 1714. Seine Schriften gehören fast ausschließlich der praktischen Theologie an; außerdem gab er eine Biographie seines Vaters Philipp Henry heraus, welche auch in die Ecclesiastical Biography von Wordsworth aufgenommen wurde und eine kleine Schrift über das Schisma. Sonst ist noch zu erwähnen seine Erklärung der h. Schrift. 5 Bde. in Fol. Sein Leben ist beschrieben von W. Tong*). (*R.*)

6) Robert, ein verdienstvoller schottischer Geschichtschreiber, Sohn eines Pachters in der Grafschaft Stirling, wo er 1718 geboren war. Er vollendete zu Edinburg den theologischen Lehrkursus, wurde Elementarlehrer an der Schule zu Amman, dann Prediger zu Berwik und endlich zu Edinburg, wo er den 24. Nov. 1790 starb. Man hat von ihm eine gehaltvolle, aus den Quellen geschöpfte, neben Hume's Meisterwerke mit Nutzen zu gebrauchende, und dasselbe vielfach ergänzende History of Great-Britain from the first invasion of it by the Romans under Julius Cesar. Lond. T. I—V. (bis 1485.) 1777—1785. 4., der 6te Band, ergänzt und herausgegeben von Malcolm Laing. Ibid. 1793., geht bis zum Tode Heinrich's VIII. Continuated (von der Thronbesteigung Eduard's VI. bis zu Elisabeths Tode) by *James Petit Andrews.* Ib. 1796. 4. u. Vol. II. 8. N. Edit. 1799. Vol. XII. und mit Andrews Fortsetzung. Vol. XIV. 8. The same works with *Mr. Laing's* appendix. Lond. 1814. Vol. XII. 8. Ins Franz. übersetzt (ohne die Fortsetzung) par *Boulard* et *Cantwell.* Par. 1789—1796. Vol. IV. 4. mit Kpf. Mehr als Hume berücksichtigte Henry die kirchlichen Angelegenheiten, die innere Geschichte des Volks, die Verfassung, Sitten, den Handel und den Zustand der Künste und Wissenschaften, und entwirft von allem diesem reichhaltige, anschauliche Gemälde in einer einfachen, kunstlosen Sprache, als Resultate eigener, bedachtsamer und unparteiischer Forschung. Die Fortsetzung von Andrews (gest. 1797) ist ebenfalls verdienstlich, weniger befriedigend für die Geschichtforscher, aber anziehender für den Liebhaber in Hinsicht auf Diktion und eingeflochtene Anekdoten. Von dem Beifall, den H's Arbeit fand, zeugt das Honorar von 3300 Pf. Sterling, das er vom Verleger bezog †). (*Baur.*)

HENRYS (Claude), ein franz. Rechtsgelehrter, der zu Montbrison 1615 geboren war, die Rechte zu Lyon studirt und sich dann in den Reihen der Advokaten zu Montbrison gestellt hatte, wo ihm seine Kenntnisse des Rechts, seine Beredsamkeit und seine Uneigennützigkeit die allgemeine Achtung erwarben. Sein Ruf war in Frankreich so ausgebreitet, daß der Kanzler Seguier, im Begriffe eine Einförmigkeit des Rechtsganges bei den

*) Vergl. Biogr. univ. T. XX. p. 206. 7.

†) Sein Leben von Malcolm Laing vor dem 6. Bde der Hist. Biogr. univ. T. XX. (von Suard). Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 2r Bd. 2te Abth. 755. Reuß gel. England.

verschiedenen Parlementen Frankreichs herzustellen, ihn mit einigen andern Rechtsgelehrten mit der Ausführung dieses weitschichtigen Entwurfs beauftragte, wovon er auch in der Folge einen Theil unter der Ägide des Kanzlers Aguesseau, und zwar den von den Testamenten, Schenkungen und Substitutionen, zu Stande brachte. Er war zugleich ein guter Diplomat und ein fleißiger Geschichtforscher; seine Werke zeichnen sich durch Gründlichkeit, guten Vortrag und genaues Quellenstudium aus. Er starb 1662 und hinterließ, trotz seiner großen Praxis, doch nur ein höchst mittelmäßiges Vermögen, da er es nicht verstand, die Jurisprudenz als eine melkende Kuh zu betrachten und in sich nur den Sachwalter der Gerechtigkeit sah; dafür aber ist sein Name in der ganzen Provinz, in der er lebte, noch immer hoch geachtet*). (*G. Hassel*)

HENRYSON, 1) Edward, ein aus Scotland gebürtiger Rechtsgelehrter aus dem 16ten Jahrh., von dessen Lebensumständen nichts weiter bekannt ist, als daß er zu Bourges studirt und daselbst privatim die Rechte vorgetragen; seine Schriften Lib. II. pro Eguino Barone adversus Goveanum de jurisdictione. Paris 1555., die zwar scharfsinnig, aber höchst bitter abgefaßt ist; comm. ad tit. X. libr. II. inst. de testamentis. Eben das. 1556., und The acts and constitutions of the realme of Scotland maid in parliaments etc. Edinb. 1556., sind auch in *Meermann's* thes. III. aufgenommen. Es scheint, daß er sein Leben in Scotland beschlossen habe¹). 2) Robert, auch wol Henderson, ein scotischer Dichter, der unter Henry VIII. lebte und von dessen Lebensumständen auch nichts bekannt ist. Seine Fabils sind zuerst, Edinb. 1621. gedruckt, und zwar in keinem korrekten Stile geschrieben, mehr Erzählung und Allegorie, als Versinnlichung einer moralischen Wahrheit, aber doch munter erzählt; sein Testament of Fair Creseide, ist eine Erzählung, die Chaucer's Werken angeheftet ist, auch sich in *Hailes* ancient scottish poems, befindet²). (*G. Hassel.*)

HENS, oder, wie ihn Andere nennen, HEUSCH, (Abraham de). Unter ersterem Namen führt ihn Weyermann, und mit Recht an, hingegen nennt ihn Houbracken Heusch, auch v. Mannlich †) läßt erstern Namen nicht gelten, und nennt ihn Wilhelm de Heusch, allein dieß ist Name eines andern Meisters, welcher ein berühmter Landschaftsmaler war, unter Johann Both lernte, sich mehrere Jahre zu Rom aufhielt und noch im J. 1699 lebte. Abraham de Hens hingegen ist um 1660 zu Utrecht geboren, lernte bei Christian Striep, war einer der ausgezeichnetsten Insekten- und Pflanzenmaler; mit unglaublicher Geduld führte er seine Gegenstände aus, und verstand es, Geschöpfen, die in der lebenden Natur unsern Widerwillen erregen, in der Darstellung eine angenehme Seite abzugewinnen. Später fiel es ihm ein, als Lieutenant Dienste zu Wasser zu nehmen, aber eine zweite Heirath führte ihn zu seiner Kunst zurück; er begab sich nach Leerdam, lebte daselbst von seinem Vermögen und starb als Bürgermeister ††). (*Weise.*)

HENSBERRY HILE, der höchste Berg der engl. Grafschaft Cornwall bei Lasterithiel, 3 Stunden im NW. von Plymouth; man hat von ihm eine entzückende Aussicht über das Meer und die umliegende Landschaft, wo man in äußerster Ferne das Kap Landread hervorragen sieht. (*G. Hassel.*)

HENSCH (Gotthilf Friedrich), ein Maler des vorigen Jahrhunderts, geb. 1732 zu Andreasberg auf dem Oberharze; die Malerei erlernte er ohne alle Anweisung durch bloßes Kopiren, während er gelehrte Bildungsanstalten besuchte. Nachdem er an verschiedenen Orten seiner Kunst gelebt hatte, ließ er sich in Braunschweig nieder. Gewöhnlich malte er en miniature*). (*R.*)

HENSCHEN (Gottfried), ein niederländ. Jesuit, geb. zu Venrad im Herzogthum Geldern den 21. Jan. 1600. Er studirte in dem Kollegium zu Bois le Duc, lehrte in verschiedenen jesuitischen Schulen in Flandern die Humaniora und starb zu Antwerpen den 22. Sept. 1682. Einen großen Theil seines Lebens widmete er, in Gemeinschaft mit seinen Ordensbrüdern Johann Bolland und Daniel Papebroek, der ersten Bearbeitung der so genannten Bolland'schen Sammlung der Acta Sanctorum*), deren erste Theile viel von seiner Arbeit enthalten. Als gelehrter Kenner des Alterthums und unermüdeter Forscher, stellte er mit Papebroek die ersten Grundsätze der diplomatischen Kritik auf, und wandte sie auf das genannte Werk an. Besondere Erwähnung verdienen in dieser Hinsicht seine Abhandlungen: De episcopatu Tungrensi et Trajectensi. Antv. 1653. 4. und De tribus Dagobertis, Francorum regibus, diatriba. Ib. 1655. 4.; beide wieder abgedruckt im März und April der Acta Sanctor. Er hatte auch Antheil an der Herausgabe des Werks: Imago primi saeculi soc. Jesu. Antv. 1640. Fol.**) (*Baur.*)

*) Seine Schriften sind: recueils d'arrêts. Par. 1637; plaidoyés, arrêts et harangues, daselbst 1650; oeuvres, contenant son recueil d'arrêts, ses plaidoyers, harangues etc., das. 1638, in 2 Vol. neu aufg. 1651 u. 1662., mit Anmerkungen von *Bretonnier* das. 1708. in 4 Vol. und von *Terrasson* 1738, neu aufg. 1772, und l'homme Dieu ou parallèle des actions divines et humaines de Jésus Christ. Ohne Jahrzahl und Druckort. Vgl. Lambert's gel. Gesch. Louis XIV. I, 369. *Adel.* zum *Jöcher* II, 1986. Biogr. univ. XX, 208.

1) Vergl. *Adel.* zum *Jöcher* II, 1986. 2) *Campbell* specimens of the brit. poets u. *Crabb.*

†) Beschr. der Münchner Galerie. Th. 1. S. 204.

††) S. *Descamps* T. III. p. 270.

*) Füßli's Künstlerlex. 2r Th. S. 543.

*) Man s. den Artikel Acta Sanctorum. 1ste Sect. 1r Bd. S. 341 ff. Baumgarten's Nachr. v. merkw. Büchern. Bd I. 134. 239. 351. 525. II, 126. III, 37. IV, 34. *Pfaffii* introd. ad hist. theol. lit. T. III, 302. Denis Merkwürd. der Garelli'schen Bibl. 321. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 1r Bd. 2te Abth. 736, und Meusels Bibl. hist. Vol. I. P. I. 306. **) *Papebrochii* de vita, opp. et virt. Henschenii, vor dem Tom. VII. Maji actor. Sanctor. *Du Pin* bibl. des aut. ecclés. T. XVII, 267. *König* bibl. vet. et nov. h. voc. *Foppens* bibl. belg. T. I, 371.

HENSCHENBERG, Schloßruine und uraltes edles Geschlecht, s. im Art. Wisslath. (*Leger.*)

HENSEL (Martin), der Sohn eines Bauern, war zu Chursdorf in der Neumark im Weinmonate 1690 geboren, studirte zu Halle, besah darauf Leipzig, Jena und Wittenberg, war drei Jahre Hauslehrer, wurde 1718 Schulrektor zu Woldenberg, 1730 Prediger zu Falkenstein, Breitenstein und Sagan in der Neumark, hatte den Wahlspruch Memento hominem lacrimis nasci morique und verließ die Erde im Jahre 1740. Er war ein sehr erbaulicher Prediger als strenger Moralist*). (*Rotermund.*)

HENSHAW (Joseph), erblickte zu London im Jahre 1603 das Licht der Welt, studirte zu Oxford die Theologie und erhielt die höchste Würde in derselben. Gegen 1638 ward er Prediger in London und genoß von Karl dem I. manche Beweise seiner Gnade. Als dieser Herr aber am 30 Januar 1649 zu London öffentlich enthauptet wurde, mußte Henshaw als ein Anhänger des unglücklichen Königs entfliehen und alles das Seinige zurück lassen. Als nachher unter König König Karl II. die Umstände sich veränderten, ward Henshaw zum Bischof von Peterborough ernannt und diese Stelle behielt er auch bis an seinen Tod, welcher den 9. März 1679 erfolgte†). (*Rotermund.*)

HENSING 1) Friedrich Wilhelm, ein Arzt, geb. 17. April 1719 zu Gießen und Sohn des dortigen Professors Thomas H., bildete sich in seiner Vaterstadt und zu Straßburg, trieb vorzugsweise die Anatomie fleißig und gründlich. Im J. 1742 promovirte er zu Gießen, wurde hierauf Prosektor bei dem dortigen anatomischen Theater und zugleich Garnisonarzt und erhielt schon 1743 eine ordentliche Lehrstelle der Medicin an der Universität. Doch ein frühzeitiger Tod raffte ihn schon den 9. Nov. 1745 hinweg; wir haben daher von ihm nur 2 Dissert. de peritonaeo u. de apophysibus ossium. 2) Thomas, Vater des vorigen, geb. 30. Aug. 1683 zu Frankfurt a. M., Sohn des dortigen Chirurgus Matthias H. und von ihm in den Anfangsgründen der Chirurgie unterrichtet. Da sich aber bei ihm frühzeitig eine Vorliebe für die Theologie zeigte, so widmete er sich derselben, studirte in Leipzig, überarbeitete sich aber der Gestalt, daß er in das väterliche Haus zurück gehen mußte. Nachdem seine untergrabene Gesundheit wieder hergestellt war, besuchte er die Universität Leipzig abermals, seit dem J. 1704, sattelte aber um und studirte Medicin. Promovirt hat er zu Gießen im J. 1609, erhielt einige Zeit nachher das Landphysicat, 1717 eine außerordentliche Professur der Medicin, 1723 eine ordentliche Professur der Chemie in der philosophischen Fakultät zu Gießen. Dabei prakticirte er mit vielem Glück und starb zu Wetzlar, wohin er zu einem Kranken gerufen worden war, am 27 Aug. 1726. Seine Schriften bestehen in Dissertat. und Programmen, als de vitriolo, de germinatione metallica; einige derselben beziehen sich auf die damals noch verbreiteten alchemistischen Träumereien, welche er bestreitet und vor welchen er ernstlich warnt*) (*R.*)

HENSLER 1) Christian Gotthilf, war ein Sohn des königlich dänischen Leibarztes und Professors der Medicin zu Kiel, Philipp Gabriel, der am 31. Dec. 1805 starb, und erblickte das Licht der Welt zu Preez am 9. März 1760. Er studirte auf dem Gymnasium zu Altona und auf der Universität zu Göttingen, ward 1782 Hofmeister bei dem Grafen von Reventlow in Kopenhagen, erhielt daselbst die Magisterwürde und schon 1784 eine Adjunktur bei der philosophischen Fakultät in Kiel, mit Gehalt. Im Jahre 1786 ward er außerordentlicher, 1789 (in welchem Jahre auch sein Vater nach Kiel berufen wurde) ordentlicher Professor der Theologie daselbst, wie auch 1792 Doktor derselben. 1803 ward er ein alternirendes Mitglied der Examinationskollegien zu Gottorf und Glückstadt, nachdem er 1802 von einer Reise zurück gekommen war, die er seiner schwächlichen Gesundheit wegen durch einen Theil von Teutschland gemacht hatte. Im Jahre 1809 legte er seine Professur nieder, privatisirte erst zu Altenburg, hernach zu Halle, wo er am 24. April 1812 starb*). (*Rotermund.*)

---

*) Vergl. J. J. Mosers Beitrag zu einem Lexikon der jetzt lebenden luther. und reform. Theologen, S. 274. Seine Schriften bestehen meistens nur aus einigen Bogen. III. Programm. in den Jahren 1720. 21 u. 22. — Ordnung und Lehrart der Woldenbergischen Schule. 1727. Denkzettel der Woldenb. Schuljugend. 1722. 8. Poetische Übungen der Gottseligkeit in 3 Theilen. 1722—1724. Passionsbüchl. 1720. — Harmonie der Haus- und Schulzucht. 1723. 8. — Das Kind Jesus zum Fürbilde allen Kindern der Christen. 1725. — Offenbare Feindschaft zwischen den Kindern Gottes und Kindern der Welt. 1724 — Beweinensw. Sünden der Jugend. Frankf. 1728. 8 3 Bog. Salomons Bedenken über die lustige junge Welt. 1727. 8. — Die eröffnete Todesschule. 1727. 8. — Sched. de martyrio scholastico, 1727. — Die Schmach Christi, die für höhern Reichthum zu achten. 1727. 8. — Aufmunterung zur christlichen Kinderzucht. Frankf. 1726. 12. 5 Bog. — Nobile par parentum, d. ist Joseph u d Maria. Frankf. 1728. 8. 3 Bog. — Summar. Unterricht vom Gewissen. 1729. 8. — Aufmunterung zur christl. Kinderz. Frankf. 1725. 8. Eben das. 1726. Züllichau 1739. 8. — Unterschied zwischen den Kindern Gottes und Kindern des Teufels. 1724. 8. — Singularität und Sonderlichkeit der Kinder Gottes. 1725. — Abbildung eines rechtschaffenen Küsters. 1732. 8. — Herzenswecker für die Küster. 1733. 8. — Sendschr. von der Verbesserung des Küster- und Schulmeistergehalts. 1737. 8. — Gott geheiligtes Lobeithal beim andern Jubiläo der augsburgischen Confession. 1730. 8. — Schlüssel zur Erkenntniß des heidnischen Tanz- und Lustwesens in der Christenheit. Züll. 1737. 38. 8. 5 Bog. — Von der schönsten Zierde der Schulen in der Christenheit. 1735. 8. — Vier Schulpredigten. 1736. 8. — Von den besondern Gnadenblicken Gottes auf das Schulwesen unserer Zeit. 1731. — Von der Erleichterung des Predigtamts, durch das verbesserte Schulwesen. 1734. 8. — Von dem unermüdeten Fleiß rechtschaffener Seelenhirten in Achthabung auf das Schulwesen ihrer Gemeinen. 1737. — Die höchst nöthige Flucht für den Sünden der Jugend. 1726. 8. — Gesammelte Sendschreiben von der Verbesserung des Schulwesens unserer Zeit, besonders auf dem Lande. Züllichau 1739. 8. — Kleine Schriften vom wahren Christenthum. Eben das. 1740. 8. Seine eigne Lebensbeschreibung mit einer Nachricht von seinen Schriften, soll in dem Anhange einer Schrift von 1738 stehen.

†) Er schrieb in engl. Sprache, tägliche Gedanken eines rechtschaffenen Verehrers Gottes. Lond. 1654. — Horae successivae oder Gedanken von der Pflicht gegen Gott, die Menschen und uns selbst. Eben das. 1631. teutsch übersetzt von C. G. B. Bern 1662. 8. und Hamburg 1663. 12. (*Wood* Athenae Oxon.)

*) Jöcher's Gelehrtenlex. 2r Bd. S. 1513. 14.

*) Von seinen Schriften, welche sämmtlich in Meusel's gel.

2) Karl Friedrich, Eigenthümer und Direktor des k. k. privilegirten Theaters in der Josephstadt zu Wien, gestorben am 24. Nov. 1825, im 64. Lebensjahre, ein Mann, der sich in Wien um die Dramaturgie und um das Theaterwesen große Verdienste erwarb. Er war am 2. Febr. 1761 zu Schafhausen von protestantischen Ältern geboren und der Sohn eines herzogl. würtembergschen Leibarztes. Er studirte auf der Universität zu Göttingen, wo sich bereits sein Dichtertalent entwickelte, wozu Bürgers Beispiel und Anleitung bei ihm und andern daselbst studirenden Jünglingen viel beitrug. Nachdem er diesen Musensitz verlassen hatte, wurde er Erzieher in einem der ersten Handlungshäuser zu Mühlheim am Rhein, und kam 1784 nach Wien, wo sein Onkel, Freiherr von Bühler, ihn dem diplomatischen Fache widmen wollte. Allein Henslers Vorliebe für die dramatische Dichtkunst und der glückliche Erfolg eines in Köln aufgeführten Stückes von ihm, betitelt „der Invalide," so wie auch die persönliche Bekanntschaft mit dem damaligen Schauspieldirektor der leopoldstädter Bühne, Marinelli, veranlaßten ihn, ein Stück für dieses Theater zu schreiben, welches im J. 1785 am 1. Mai unter dem Titel „der Soldat von Cherson," zur Aufführung kam und sehr gefiel. Dieß bestimmte ihn, sich von jetzt an ganz der dramatischen Dichtkunst zu widmen. Die von ihm nach und nach verfaßten Stücke (gegen 200), besonders Ritterschauspiele und Opern, wurden auf den ersten Theatern Teutschlands mit Beifall gegeben, namentlich das Donauweibchen oder die Donaunixe, die Teufelsmühle, die zwölf schlafenden Jungfrauen, das Judenmädchen aus Prag u. s. w. Dem heutigen Theatergeschmacke sagen seine Theaterstücke allerdings weniger zu, und entsprechen auch weder den strengeren dramatischen Anforderungen an Schauspiele und Opern als vollendete Kunstwerke noch dem jetzigen Geschmacke an Lokalstücken in Meisl's, Bäuerle's und Raimund's Manier in Wien. Doch wird noch jetzt sein Donauweibchen von Zeit zu Zeit mit Beifall in Wien aufgeführt, und in Provinzialtheatern kommt auch die Teufelsmühle oft vor. Der Beifall, welchen die Hensler'schen Stücke erhielten, wodurch viele derselben zu Kassenstücken wurden, bewog Marinelli ihm eine lebenslängliche Pension von 600 Gulden auszusetzen, welche er auch bis zu seinem Tode genoß. Im J. 1795 vermählte er sich mit der geistreichen und gemüthlichen Schauspielerinn, Karoline Ammann, die ihm im J. 1821 der Tod entriß. Nach dem Ableben Marinelli's pachtete er im J. 1803 das Leopoldstädter Theater, und leitete es bis zum J. 1813 als Direktor mit Beifall. Er schaffte auf dieser Bühne den Possenreißer Kasperl (im Grunde der von Gottsched in Leipzig vom Theater verbannte Hanswurst) ab, und gründete eine eigne Volksbühne im edleren Sinne. Im J. 1817 übernahm er die Leitung des großen, von Emanuel Schikaneder gegründeten Theaters an der Wien. Im J. 1818 pachtete er die Theater zu Baden und zu Preßburg und führte in beiden einen bessern Geist ein. Im Oktober 1822 eröffnete er das Theater in der Josephstadt, welches er in seinem eigenen Hause niedlich neu erbauet hatte, und welchem er durch seine umsichtige Leitung, durch sorgfältige Wahl der Schauspieler und durch den Geist, welchen er dem Schauspieler-Personale einzuflößen wußte, eine ganz neue Gestalt gab, so daß das Josephstädter Theater, welches bisher auf der niedrigsten Stufe gestanden hatte und gleichsam als ein so genanntes Kreuzertheater verrufen war, in Kurzem mit dem Leopoldstädter Theater und mit dem Theater an der Wien rivalisiren konnte und sich besonders durch gelungene Aufführung von kleineren Opern und Balleten und durch schöne, geschmackvolle Dekorationen auszeichnete. Seine umsichtsvolle Geschäftsleitung und sein tadelloser Charakter veranlaßten auch den Kaiser, ihm in dem Jahre 1825 zwei Mal das k. k. Hoftheater am Kärntnerthore (zu Opern, Pantomimen und Balleten bestimmt) zu überlassen, wo seine Gesellschaft mehrere Monate mit Beifall Vorstellungen gab, während er sein kleines Theater in der Josephstadt erweitern und verschönern ließ.

Am 21. Novemb. 1825 überfiel ihn plötzlich eine schmerzhafte Krankheit, die bereits nach zwei Tagen seinem Daseyn ein Ende machte. Er starb am Brand der Gedärme. Wer ihn in Wien, Baden und Preßburg als Menschen, Bürger und Theaterdirektor kannte, war erschüttert, als er seinen plötzlichen und unerwarteten Tod vernahm, und bedauerte sein für die Kunst, so wie für die Seinigen und seine Mitbürger viel zu frühes Hinscheiden. Er war ein biederer, gerader, uneigennütziger, humaner, leutseliger, dienstfertiger Mann, ein Menschenfreund, der Andere gern mit Rath und That unterstützte, ein geliebter Gatte und Vater, ein echter Patriot (Östreich pflegte er nicht bloß sein zweites, sondern auch sein wahres Vaterland zu nennen), ein wahrer Freund und Vater seiner Schauspielergesellschaften. Mit Wissenschaft und Kunst vertraut, legte er stets einen reinen Sinn und Wärme für beide an den Tag, und hörte daher auf, als sein Alter vorgerückt war und der Theatergeschmack sich theils vervollkommnet theils geändert hatte, Theaterstücke zu schreiben, und ließ selten einige seiner früheren Stücke aufführen. Zahlreich wurde seine Leiche zu Grabe begleitet; der beredte, geistreiche Johann Wächter (der seitdem gleichfalls starb, am 16. April 1827) hielt an seinem Sarge eine gefühlvolle Rede*). Henslers im Druck erschienenen dramatischen Werke sind in Meusels gelehrtem Teutschland Th. 3, 9, 14 und 18 verzeichnet. Sein Theater in der Josephstadt ist jetzt

Teutschl. Bd 8, 9, 14 und 18 verzeichnet sind, heben wir nur einige, als ehrenvolle Beweise der gründlichen Gelehrsamkeit des Hrn. Verf. aus: Codd. N. T. gr., in bibl. reg. Havn. etc. Spec. I., Animadvv. in quaed. XII Proph. min. loca; Jesaias, neu übers. mit Anmerk.; Übers. der Briefe des Apostel Jakobus, des ersten Br. Petrus &c. Vergl. *J. Worm* Lexicon over danske, norske og islandske laerde Maend. Bd III. S. 940. *Kordes* Lex. der jetzt lebenden schlesw. holstein. Schriftst. S. 167. Thieß Gel. Gesch. der Universität zu Kiel. Th. II. S. 518.

*) Sie steht in Bäuerle's Theaterzeitung 1825. Beilage zu Nr. 145.

ein Eigenthum seiner Tochter und seines Schwiegersohns, des Großhändlers von Scheidlin, und steht unter der Direktion des Pächters des Theaters an der Wien, Karl aus München. *(Rumy)*

3) Phil. Gabriel, s. am Ende dieses Bandes.

4) Peter Wilhelm, zum Unterschiede von seinem älteren Bruder Philipp Gabriel, gewöhnlich Hensler der Jüngere genannt, war den 14. Februar 1747 zu Peret, einem Flecken im Holsteinschen, geboren, und der Sohn eines dortigen Predigers. Seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt er in den J. 1759—1763 auf dem Gymnasium zu Altona, wo er, nach vollendeten Rechtsstudien auf den Universitäten zu Göttingen und Kiel, bei dem Steuerwesen angestellt ward. Späterhin lebte er als praktischer Jurist zu Stade, und wurde dort von der Ritterschaft und den Ständen des Herzogthums Bremen zum Landsyndikus erwählt. Durch diese nicht uneinträgliche Stelle schien ihm ein sorgenfreies Leben gesichert, dessen Genuß seit dem J. 1772 der Besitz einer gebildeten Gattinn vermehrte. Allein, von einem hitzigen Fieber überfallen, starb er schon in seinem 32. Jahre den 29. Julius 1779, den Ruf eines einsichtsvollen und rastlos thätigen Geschäftsmannes hinterlassend. Was ihn als Menschen auszeichnete, war Geradheit und Biedersinn, mit jener Freimüthigkeit verbunden, die da, wo es die Pflicht gebeut, sich lebhaft äußert. Er besaß eine scharfe Beobachtungsgabe und viel Menschenkenntniß, ohne eigentlich den allgemeinen Umgang mit der Welt zu lieben. In größeren Zirkeln fühlte er sich unbehaglich, und wer ihn näher kannte, merkte leicht den Zwang, den er sich anthat, heiter zu scheinen. Um so freier und liebenswürdiger bewegte er sich im Kreise seiner Familie oder einiger Freunde, die er durch Scherz und Humor nicht selten in jene fröhliche Stimmung versetzte, wie sie in seinen Briefen und Gedichten herrscht. Die letzteren erschienen nach seinem Tode in einer von seinem Bruder Philipp Gabriel Hensler und Joh. Heinr. Voß veranstalteten Ausgabe, unter dem Titel: Gedichte von Peter Wilhelm Hensler, ehemaligem Landsyndikus zu Stade. Altona 1782. 12.*) Mehr poetischen Werth, als die hier enthaltenen Erzählungen und vermischten Gedichte, haben drei Bücher Epigramme, die sich durch Schärfe des Witzes und überraschende Kombinationen auszeichnen**). Aber diese Epigramme, wie seine übrigen Gedichte, waren bloß Spiele der Muße, die er eigentlich nur seinen Freunden, vorzüglich Claudius, Boie und Voß, mittheilte. Nur mit Mühe ließ er sich bewegen, zu dem Göttinger Musenalmanach, welchen Boie, und zu dem Hamburger, welchen Voß heraus gab, einige Beiträge zu liefern. Auch das Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde enthält einige seiner Poesien. Sein dramatischer Versuch: Lorenz Konau. Altona 1776, in welchem er mehrere Personen auftreten läßt, denen Goethe's Werther den Kopf verrückt, sollte das Gefährliche dieses Romans beweisen. Aber weder die Wahl des Stoffs, noch die Behandlung desselben, waren geeignet, ihm bei dem Publikum Eingang zu verschaffen. In den letzten Jahren seines Lebens schienen historische Studien seine Neigung für die Poesie einiger Maßen verdrängt zu haben. Vorzüglich las er mehrere Schriften über das Mittelalter, machte mannichfache Excerpte und ließ einige ins teutsche Museum einrücken. Auf sein poetisches Talent hatte diese Lektüre den Einfluß, daß er die Romanze und Ballade lieb gewann, und sich in dieser Gattung nicht ohne Glück versuchte. Proben seiner Gedichte findet man in Ramler's lyrischer Blumenlese, Bd. III. Nr. 7; in K. H. Jördens Blumenlese teutscher Sinngedichte, S. 291 u. f.; in Heinsius Bardenhain, Th. II. S. 359 u. f., und in Haug und Weißer's epigrammatischer Anthologie, Th. IV. S. 285 u. f.***) *(Heinr. Döring.)*

HENSTENBURGH, Hermann, geb. zu Hoorn in Nordholland im J. 1667, besaß viel Talent zur Malerei; denn, noch ohne Unterricht genossen zu haben, malte er schätzbare Landschaften und Vögel in Wasserfarbe nach Peter Holstein's Gemälden. Als er indeß bei Peter Bronkhorst, bei welchem Meister er auch zugleich die Pastetenbäckerei erlernte, eine recht gute Anleitung erhielt, entwickelten sich seine Fähigkeiten auf das Vortheilhafteste, bald übertraf er seinen Lehrer sowohl in den natürlichen Stellungen der Vögel, als auch in der lebendigen Färbung; ja man behauptet, er habe in letzterer besondere Entdeckungen gemacht. Bei dem Eifer, mit welchem er seine Kunst übte, war bald kein Naturgegenstand mehr vorhanden, den er nicht mit Meisterschaft ausführte, was um so bedauernswerther ist, da das Material, worauf er arbeitete, bloß in Papier oder Pergament bestand. Trotz seines Werthes aber würde dieser achtungswerthe Künstler noch lange unbemerkt geblieben seyn, wenn nicht Matthias Terwesten, der ihn kennen lernte, die Kunstliebhaber auf seine schönen Arbeiten aufmerksam gemacht hätte. Henstenburgh starb 1726 und hinterließ einen Sohn, der seinem Vater sowohl in der Kunst, als auch in der Pastetenbäckerei, nacheiferte*). *(Weise.)*

HETENIUS, Johann, war in dem Dorfe Ralina oder Rechlina bei Lüttich, von angesehenen Ältern, gegen

---

*) Auf dem Titel befindet sich das Motto:
Non cuivis lectori auditorive placebo:
Lector et auditor nec mihi quisque placet.

**) Vgl. über Henslers Gedichte den teutschen Merkur. Okt. 1782. S. 93 u. f. Allgem. teutsche Bibliothek. Bd 54. St. 2, S. 420. Bibliothek der redenden und bildenden Künste. Bd 6. St. 2. S. 271 u. f.

***) Vgl. über Hensler und s. Schriften, außer dem Vorbericht zu seiner Gedichtsammlung, Ch. H. Schmid's Dichternekrolog. Bd 2. S. 757 u. f. Betterlein's Handbuch d. poet. Literatur der Teutschen. S. 565 u. f. Meusel's Lexikon verstorbener Schriftsteller. Bd 5. S. 373. Baur's Gallerie hist. Gemälde. Bd 3. S. 175 u. f. Dessen neues histor. biogr. liter. Handwörterbuch. Bd 2. S. 714. Jördens Lex. teutsch. Dichter und Prosaisten. Bd 2. S. 352 u. f. Bd 6. S. 296.

*) S. *Gool* nieuwe Schouburg der Schilders en Schilderessen. T. I. p. 248.

1500 geboren, kam als ein Jüngling nach Portugal und trat daselbst in den Predigerorden vom heil. Hieronymus. Nach der Zurückkunft ging er nach Löwen und ward Dominikaner, promovirte 1551 daselbst als Doktor der Theologie, ward Professor derselben, und da er in Sprachen sehr erfahren war, Prior und Studiendirektor. Er hatte große Verdienste um die Verbesserung der Vulgata und gab auf Befehl Kaiser Karls V. und mit Bewilligung der theologischen Fakultät, die heilige Schrift heraus, die unter dem Namen Biblia Lovanensia bekannt ist, übersetzte auch, da er in der griechischen Sprache sehr geübt war, Verschiedenes in das Teutsche, und starb zu Löwen nicht am 2ten, wie Adelung sagt, sondern am 13. Okt. 1566. Vergl. *Andreae* Biblioth. Belgica, p. 514. *Swertii* Athenae Belgicae, p. 436*). (*Rotermund.*)

HENTRUP, Bauerschaft bei Liesborn, im Kreise Beckum, des preuß. Regirungsbezirks Münster, mit 648 Einwohnern. (*Mützell.*)

HENTSCH, Johann Jakob, geb. 24. Jan. 1723 zu Budissin, bildete sich in seiner Vaterstadt und auf der Universität Leipzig, erlangte auf letzterer 1748 das Magisterium und lebte dann geraume Zeit daselbst als Privatdocent, bis er 1758 eine ordentliche Professur der Mathematik an der helmstädtischen Hochschule erhielt. Ein frühzeitiger Tod raffte ihn am 15. Julius 1764 hinweg. Mittels der Mathematik suchte er der Philosophie ein Licht anzuzünden; in diesem Geiste ist seine Introductio plana in philosophiam cum tabb. aen. (4 Versuche. Lips. 1751. 8.) abgefaßt, in welche auch seine erste diss. de idearum in vigilantibus successione (zuerst 1748 in 4. erschienen) wieder aufgenommen ist. Eine zweite Ausgabe dieses Werkes erschien unter dem Titel: Philosophia mathematica (Ib. 1756. 8. cum 18 tabb. aen.). Ferner sein Versuch über die Folge der Veränderungen in der menschlichen Seele. (Das. 1756. 8.) Als Mathematiker zeigte er sich in einer ausführlichen Anweisung zu den mathematischen Wissenschaften (Leipz. 1754 u. 55. 2 Thle. 8. mit Kupf.), deren 1ster Theil Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie und Nachweisung ihres Zusammenhanges mit der praktischen Geometrie und bürgerlichen Baukunst, der andere die Mechanik und Optik, mit Berücksichtigung ihres Zusammenhanges mit der Astronomie, Geographie und Chronologie, enthält; ferner in dem Progr. de Mathesi universali ad Geometriam curvarum accommod. (Helmst. 1758. 4.) Außer dem besorgte er von Hederich's Progymnasmata architectonica, oder Vorübungen der Baukunst (Leipz. 1756. 8.), eine neue Auflage mit Zusätzen, eben so von Adrian Vlacq's bekannten Tabellen der Sinuum tangentium et secantium. (Fff. 1757. 8.)*) (*R.*)

HEN-TSCHEU-FU, eine der größten und blühendsten Städte in der Schinaprovinz Hoo-nan. Sie liegt N. Br. 26° 55′ 12″ L. 130° 2′ auf einer Halbinsel, die von den beiden Flüssen Tschin und Sian bei ihrer Mündung in den Hen-kiang gebildet wird, hat 8 Städte unter sich, und eine ansehnliche Bevölkerung, die besonders das Seidenzeug Too und schönes Papier liefert. Ihre Feldmark ist sehr fruchtbar, die nah belegenen Waldungen wildreich; man jagt hier den Puh-meen-Fuchs; auch findet man in der Nähe vielen Talk, der gegraben wird, und auch Silber, das man doch nicht bearbeitet. (*G. Hassel.*)

HENTZE, Johann Gottlieb, wurde zu Baireuth, wo sein Vater, Rudolph Gottlieb, Schloßapotheker war, am 5. Junius 1763 geboren. Den ersten Unterricht erhielt er von besondern Lehrern, vom 24. Nov. 1774 aber im Gymnasium seiner Vaterstadt, bis er am 30sten Oktober 1781 die Universität zu Erlangen bezog, wo er außer der Geschichte die Rechte studirte, und Mitglied des Instituts der Moral und der schönen Wissenschaften wurde. Im Jahre 1785 erhielt er zu Baireuth beim plassenburgschen Archiv die Anstellung als Registrator, mit dem Prädikat eines Sekretärs, und 1790 eine Hofgerichts-Assessorstelle dabei. Im Jahre 1794 mußte er sein Amt wegen zerrütteter Gesundheit nieder legen, und in der Meinung, diese durch eine Luftveränderung herzustellen, unternahm er eine Reise durch die Schweiz. Nach seiner Rückkehr 1795 privatisirte er zu Thurnau, wo er sich ganz seinem Lieblingsstudium widmete, und außer vielen Gelehrten, vorzüglich von der Kaiserinn von Rußland, Katharina II., nicht lange vor ihrem Tode 1796 auch das von ihr veranstaltete und zum Theil selbst mit bearbeitete Glossarium aller Sprachen und Mundarten des Erdbodens, in 6 prächtig gedruckten und gebundenen Quartbänden, nebst Popof's Mythologie Slavonne und einem ansehnlichen Geschenk in Gold, zur Fortsetzung seiner Schriften, in denen er tiefe Kenntnisse in der Geschichte und besonders in der slavischen ver-

*) Er schrieb: Commentaria in Christi Evangelia ex Chrysostomi aliorumque veterum scriptis magna ex parte collecta, autore quidem *Euthymio Zigabeno*, interprete vero *Joanne Hentenio*. Lovanii, 1544. Fol. Vgl. Hamberger's Nachr. von den vornehmsten Schriftstellern u. s. w. Th. 4. S. 82 f. — *Oecumenii* enarratio vetust. Theolog. in Acta Apostolorum, D. Pauli Epistoles et Canonicas, e graeco vertit. Lovanii 1545 et Parisiis. Tom. II. 8. Letztere mit Barthol. Koppens Anmerk. Frankf. 1610. 4. — Enarrationes in S. Joannis Apoc. Hentenio interprete, Antw. 1545, auch anderwärts. — Remigium Altisodorensem Episcopum in XII Prophetas primo a tenebris eruit. — Biblia sacra jussu Caroli V. Imp. cum exemplaribus MSS. summo labore ac fide contulit, et contextum a Theodoro Beza corruptum, ex Graecis ac Hebraeis fontibus emendavit. Antw. 1547. 8. und öfter. Nach seinem Tode veranstaltete die Fakultät zu Löwen eine zweite Durchsicht. Eine Ausgabe Frankf. am Main 1566. in Fol. 602 Blätter ohne 142 S. Vorbericht, wird in Baumgartens Nachr. von merkwürdigen Büchern. Bd X. S. 106. und eine andere Frankf. 1571. gr. 8. 423 u. 301 Bl. ohne Vorbericht, eben das. S. 195, angezeigt. Vgl. auch den 3ten Bd. S. 16 f. u. a. m.

*) Adelung's Forts. und Ergänz. von Jöcher's Gelehrtenlexik. 2r Bd. S 1929. Meusel verstorb. Teutschl. 5r Bd. S. 373. 74. Vgl. Otto's Lexik. der oberlaus. Schriftsteller. 2r Bd. 1ste Abth. S. 94 ff.

rathen hat, vergebens ermuntert, denn er starb schon am 7. Nov. 1798 *). (*Rotermund.*)

HENTZNER, Paul, war zu Crossen den 29. Jan. 1558 geboren, erwarb sich auf Schulen und Universitäten, wo er die Rechtswissenschaften studirte, mannichfaltige Kenntnisse und eine gute Fertigkeit in der lateinischen Sprache, führte im Mai 1596 den jungen Christoph Rhediger oder Rehdiger auf Striesa, aus einer der ältesten und um die Wissenschaften hoch verdienten schlesischen Familie, ein Jahr auf die Universität Straßburg, im J. 1597 bereiseten sie die Schweiz, 1598 Frankreich und England und 1600 Italien, worauf sie noch in diesem Jahre durch Tyrol zurück nach Schlesien kehrten. Er wurde darauf in Öls bei der Regirung angestellt und starb daselbst am 1. Januar 1623 als Rath des Herzogs Karl von Münsterberg und Öls. Seine Reisebeschreibung erschien mit dem Titel: Itinerarium Germ., Gall., Angliae, Ital. cum ind. locorum, rerum atque verbor. Nor. 1612. 4. Sie wird die erste Ausgabe seyn, weil auch die Vorrede diese Jahrzahl hat. — Breslau 1617. 4. 418 S. — 3te Ausgabe mit dem Zusatze: accessere I. Monita peregrinatoria duorum doctissimorum virorum; itemque II. incerti auctoris epitome praecognitor. histor. Norimb. 1629. 8. 2 Alph. 2 Bog. Die Engländer schätzen die in dieser Reise enthaltenen Nachrichten von England noch jetzt doch, weil sie zur Geschichte der Sitten unter der Königinn Elisabeth dienen. Auch die gesammelten Inschriften sind ihnen angenehm, weil manche nicht mehr vorhanden und gleichwohl der Aufbewahrung werth sind. Im J. 1743 ließ Dr. Birch einen Auszug aus dem, was Hentzner von England gemeldet hat, den Negotiationen des Thom. Edmondes S. 213 beidrucken. Ein ungenannter Engländer gab 1757 Hentzner's ganze Nachricht von England sehr niedlich auf schönem Papier in 12. besonders gedruckt heraus, und zwar auf einer Seite die lateinische Urschrift und auf der nebenstehenden die engl. Übersetzung. Der Herausgeber hat aber die Exemplare nur unter seinen Freunden verschenkt. Die Übersetzung hat auch Dodsley in die Fugitives pieces, 1761. 12. II. p. 235, eingerückt, und die Schilderung der Königinn ist in Monthly review, Vol. XVII. 1737. S. 453, wiederholt worden. Auch Hentzner's Nachricht vom Zustande der Universität Oxford ist latinisch in Hearne Beschreibung dieser Universität von Nicol. Fierbert eingerückt, in dem von ihm heraus gegebenen Itinerary of John Leland, Oxfort 1744. 8. Vol. IX. p. 114, und die Beschreibung der engl. Gärten liefet man übersetzt in Monthly review, 1757, p. 457. Den Hauptinhalt der ganzen Reise findet man in Beckmann's Literatur der ältesten Reisebeschreibungen. 2r Bd. S. 10. (*Rotermund.*)

HENZI, 1) Samuel, ein Berner aus einer patrizischen Familie, geb. 1701, bekannt durch eine Verschwörung gegen die Verfassung von Bern im J. 1749. Da dieselbe vieles Aufsehen gemacht hat, durch die öffentlichen Nachrichten in entgegen gesetztem Sinne entstellt, und von Lessing als Gegenstand eines unvollendeten Trauerspiels benutzt worden ist, so verdient sie eine nähere Beleuchtung. — Die Verfassung der Stadt Bern bildete sich im Laufe der Jahrhunderte allmälig um, theils durch die Zeitumstände und veränderte Verhältnisse, theils durch das allen Machthabern gemeine Bestreben, ihre Gewalt weiter auszudehnen. Innere Reibungen waren dabei unvermeidlich; aber Klugheit und Mäßigung der Regirung verhütete gewaltsame Ausbrüche und Erschütterungen. Nach den ersten einfachen Bestimmungen der Handfeste (s. den Art. Bern. Erste Sect. Th. IX. S. 165 fg.) war die Stadt Bern eine Demokratie: die höchste Gewalt stand bei der Gemeinde, d. h. der Gesammtheit der Bürger, welche einen Schultheißen und 24 Räthe wählte, über wichtige Angelegenheiten aber selbst entschied. Doch schon im J. 1294 erscheint der nachherige große Rath. Die Gemeinde wählte für Ein Jahr 16 Männer aus ihrer Mitte, von welchen dann 200 andere, deren Namen in der Urkunde angeben sind, gewählt wurden. Diese versprechen den Sechszehnern (so hießen sie später) Rath und Hilfe, und verordnen, daß die Sechszehner den Versammlungen der Räthe überall beiwohnen sollen. In einer andern Urkunde versprechen dann die Sechszehner dem Schultheißen und den Räthen Hilfe und Rath in allen Angelegenheiten. Nach Verfluß eines Jahres sollen diese eidlichen Versprechungen von eben diesen Zweihunderten und Sechszehnern oder Andern, die dazu gewählt würden, erneuert werden. Beide Urkunden sind mit dem Siegel der Gemeinde (Communitas) bekräftigt. So wurde durch die Gemeinde selbst, zwar durch mittelbare Wahlen, diejenige Mittelmacht gebildet, welche späterhin die Rechte der Gemeinde verschlang, und sich im J. 1682 förmlich für den wahren Souverän erklärte. Vom J. 1294 an finden wir den großen Rath oder die Zweihundert öfters; aber eben so auch die Gemeinde; z. B. im J. 1353, als die Stadt dem eidsgenössischen Bunde beitrat, indem der Bundesbrief lautet auf „Schulteiß, Rath und die Zweihundert und die Bürger gemeinlich der Stadt Bern." Zum letzten Male geschieht einer Versammlung der Gemeinde Erwähnung im J. 1653, zur Zeit der großen Empörung des Landvolkes. Indessen zeigen sich schon nach der Mitte des 14ten Jahrhunderts innere Reibungen, welche theils durch das Bestreben der Räthe, ihre Gewalt auszudehnen, theils durch Versuche der Bürger,

*) Versuch über die ältere Geschichte des fränk. Kreises, insbesondere des Fürstenthums Baireuth. 1s Stück. Baireuth 1788. 8. 120 S. — Berneck ein hist. Versuch. Auch unt. dem Titel, Ruinen, merkw. Gegenden und Alterth. des fränk. Kreises, beschrieben und erläutert von einer Gesellschaft von Gelehrten. 1s Heft, mit Kupf. Eben das. 1790. gr. 4. — Von dem Saalgericht des Burggrafth. Nürnberg, oberhalb Gebirgs. In F. W. A. Layritz Beiträgen zur Gesch. und Landeskl. der königl. preuß. Fürstenth. in Franken. Eben das. 1797. 8. S. 1—24. — Ein kleines Memento der gräflich Giech'schen Familie, in Carl Jul. Lange teutscher Staatszeitung, 1797. Nr. 80. 85. 87. 89. mit dem Anfangsbuchstaben K. — Wäre es nützlich und recht, die geistl. Güter und Naturaleinkünfte zu säkularisiren? Eben das. 1798. I. S. 64—82. (Vgl. Fickenscher gelehrtes Baireuth. Bd 4. S. 333. Baaders Lex. verst. baiern. Schriftst. Th. I. S. 234.)

nach dem Beispiele anderer Städte Zünfte einzuführen, veranlaßt wurden. Ein Beschluß von Schultheiß, Räthen und Zweihunderten vom J. 1373, der die Zünfte verbot, konnte die Gährung nicht stillen, und im Jahre 1384 beschloß die durch Anmaßungen der Machthaber aufgeregte Gemeinde: „Jährlich soll die Hälfte des Rathes, oder, wenn es nöthig wäre, auf mehrere geändert werden; zwei Brüder sollen nicht zugleich in demselben sitzen; gute (einträgliche) Ämter sollen jährlich wechseln, „es wäre denn, daß unsere Räthe und Gemeinde Jemanden ferner meinten zu haben;" „der gemeine große Rath soll bestehen aus 200 Männern, die aus Handwerkern sollen erwählt werden durch die Venner (ursprünglich die Bannerherren der vier Quartiere der Stadt); und die, welche bei ihnen sitzen (d. h. die Sechszehner); am folgenden Tage soll der Rath der Gemeinde vorgestellt werden, ob die Gewählten derselben gefallen." Dieser von Schultheiß, Rath, Bürgern und Gemeinde ausgestellte, so genannte Schirmbrief, sollte jährlich der Gemeinde vorgelesen werden; wurde aber niemals in allen seinen Punkten in Vollziehung gesetzt, und konnte den Zunftgeist nicht auslöschen; daher im J. 1393 wieder ein Beschluß von Schultheiß, Rath, Bürgern (d. h. die Zweihundert) und Gemeinde erscheint, welcher die Zünfte verbietet. — Mit diesem demokratischen Prinzip der Verfassung stimmte gänzlich überein, daß lange Zeit jeder Bürger zu allen Stellen wählbar („regimentsfähig") war. Es ist zwar behauptet worden, daß vom Ursprunge der Stadt an ein Unterschied, zwischen regimentsfähigen und andern Bürgerfamilien sei gemacht worden, wobei man sich auf das Beispiel mehrerer teutscher Städte beruft, in welchen nach gänzlicher Erlöschung der Leibeigenschaft, doch nur die Nachkommen der ursprünglich Freien als Patriziergeschlechter im Besitze der Regirung blieben. Allein zwei Beschlüsse des großen Rathes von den Jahren 1461 u. 1524 beweisen das Gegentheil, indem dort ausdrücklich gesagt wird, daß man immer gewohnt gewesen, Fremde, die Ein Jahr lang in der Stadt gewohnt haben, in den großen Rath zu wählen, ohne sich um ihr Herkommen zu bekümmern. Nun aber wurde 1461 für Angehörige der Stadt ein Termin von 5 Jahren und die Erwerbung eines eignen Hauses, für Eidsgenossen ein Termin von 10 Jahren als Bedingung der Wählbarkeit bestimmt, Ausländer aber gänzlich ausgeschlossen, und dieser Beschluß 1524 bestätigt. Die an sich nicht verwerfliche Ausschließung der Fremden war der Anfang des Systems, die Anzahl der Theilhaber an den reichen Ämtern zu beschränken, welche die Erwerbung eines ausgedehnten Gebietes, besonders die Eroberung des Aargau's (1415) und der Waadt (1536), den Mitgliedern des großen Rathes verschaffte. Jemehr nun nach der Mitte des 16ten und im 17ten Jahrhundert ein anmaßender, aristokratischer Geist überhand nahm, desto weitere Ausdehnung erhielt jenes System. Daher wurde im J. 1643 fest gesetzt, daß nur diejenigen, welche bis zu diesem Jahre das Bürgerrecht erworben, regimentsfähig seyn, Alle aber, welche in Zukunft dasselbe erwerben würden, davon sowohl als von dem Weinhandel ausgeschlossen seyn sollten. Im J. 1691 wurde diese Ausschließung wider den Sinn des Beschlusses von 1643, auch auf die Nachkommen aller Ausländer ausgedehnt, die nicht beweisen können, unter ihren Vorfahren ein Mitglied im großen oder kleinen Rathe gehabt zu haben.

Aber auch zwischen den regimentsfähigen Familien mußte jenes Streben nach Stellen im großen Rathe und den dadurch bedingten reichen Beamtungen, heftige Kämpfe verursachen. Bis gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts hatten die Venner und die Sechszehner jährlich den großen Rath ergänzt. Allein nun wurde es üblich, diese Ergänzungen auszusetzen, bis eine bedeutende Zahl von vakanten Plätzen war, die dann alle auf Einmal durch den kleinen Rath und die Sechszehner besetzt wurden. Eigentlich war aber die Zahl der Mitglieder des großen Rathes unbestimmt, und obgleich immer der Name der Zweihundert gebraucht wurde, so wechselte die Zahl doch zwischen 200 bis 300, und stieg auch einige Male über 300. Seit die jährlichen Ergänzungen aufhörten, wurden auf Einmal 70, 80 ja bis auf 110 Mitglieder gewählt. Diese große Zahl mußte von selbst zu gegenseitigen Verabredungen und Versprechungen der Wähler führen, und so wurde es gleichsam gesetzlich, daß jeder von ihnen ein Mitglied benennen konnte, dem die andern ohne Weigerung ihre Stimmen geben mußten. So wurden bei jeder Ergänzung des großen Rathes ungefähr 50 Mitglieder von einzelnen Wählern oder einigen Beamten ernannt. (Man hieß dieß „ein Barretli vergeben," von barrette, der Kopfbedeckung der großen Räthe, wenn sie in der Amtskleidung erschienen.) Da nun auch die Sechzehner nicht mehr von der Gemeinde, sondern durchs Los, aber nur aus den großen Räthen und mit einem gewissen Vorzug für die vornehmen Geschlechter gewählt wurden, so war es unvermeidlich, daß nach und nach eine Anzahl von Geschlechtern ein entscheidendes Übergewicht erhielt, und zwar nicht durch die Verfassung, aber doch ohne förmliche Verletzung derselben, eine Art von Familienherrschaft bildete. Die Zahl der Geschlechter, welche Einen der Ihrigen im großen Rathe hatte, verminderte sich allmälig, und anstatt daß früher 150 bis 200 verschiedene Namen in den Verzeichnissen erscheinen, so sank diese Zahl auf 70 herunter, wovon 20 Familien ungefähr zwei Drittheile aller Stellen im großen Rathe besaßen. Die übrigen 170 Familien hingegen schienen ganz davon ausgeschlossen zu werden. Auf der andern Seite darf aber auch nicht verschwiegen werden, daß gegen die von solchen Verhältnissen unzertrennlichen Mißbräuche und unerlaubten Mittel der Bewerbung in der Regirung, selbst von Zeit zu Zeit, und nicht ohne Erfolg gekämpft, und dadurch Ausbrüche verhütet wurden, die der blinde und eigennützige Übermuth der Gewalthaber in einigen andern Städten verursachte. — Außer den Kämpfen gegen die Unregelmäßigkeiten bei Wahlen, erscheint gegen Ende des 17ten und im Anfange des 18ten Jahrhunderts auch ein Kampf des großen Rathes gegen einen öfters hervorbrechenden oligarchischen Geist des

kleinen Rathes oder der ausübenden Gewalt. Indem sich dadurch der große Rath nun auch förmlich und ausdrücklich als der wahre Souverän, was er schon lange gewesen war, darstellte, verhinderte er zugleich die Ausartung in eine Oligarchie, wozu in den allmälig entstandenen Einrichtungen doch manches Element lag.

So hatte sich nach und nach die Verfassung gebildet, und an die Stelle der, seit Erwerbung eines großen Gebietes nicht mehr passenden Versammlung der Bürgergemeinde, war der große Rath getreten. Deßwegen wurde auch im J. 1722 das große Siegel des States verändert, und statt der Worte: civitas et communitas Bernensis, darauf gesetzt: res publica Bernensis. Aber noch lebte hier und dort die Erinnerung an die frühern Verhältnisse fort, und unterhielt bei denjenigen Geschlechtern, die nicht zur Theilnahme an dem Genusse der Beamtungen gelangten, einen heimlichen Neid und Groll. Unregelmäßigkeiten und verwerfliche Mittel der Bewerbung, welche bei den Wahlen gebraucht wurden, steigerten die Erbitterung. Dazu kam bei den Fabrikanten und Handwerkern das Bestreben, einen ähnlichen Innungs- und Zunftzwang zu erringen, wie er in einigen andern Schweizerstädten, allerdings nicht zum Vortheil der Industrie, eingeführt war. Die Unzufriedenheit äußerte sich im J. 1710 durch eine der Regirung eingegebene Vorstellungsschrift, welche in festem aber gemäßigtem Tone Abstellung der Unregelmäßigkeiten bei den Wahlen für den großen Rath forderte und auffallende Beispiele, die kurz vorher sich ereignet hatten, anführte. Da zwei Monate lang keine Berathung darüber Statt fand, so warnte eine zweite ernstere Vorstellung vor den Folgen, die entstehen könnten, wenn die Sache nicht dem großen Rathe vorgelegt werde, indem einige Bürger eine Versammlung der ganzen Gemeinde fordern. Damals schon soll die Rede davon gewesen seyn, die Bestimmungen des Schirmbriefes (v. 1384) mit Gewalt herzustellen. Die Sache wurde aber verrathen; einige der Häupter wurden für zwei Jahre verbannt, und hierauf durch Ertheilung von einträglichen Stellen gewonnen. Dieser niederträchtige Eigennutz lähmte jede Unternehmung: edler dachte ein Mitglied des großen Rathes, welches einige 20 Jahre nachher vergeblich ein Gesetz zu bewirken strebte, daß nie weniger als 100 oder doch 80 Geschlechter im großen Rathe seyn sollen. Indessen dauerte das Mißvergnügen fort, und als im J. 1743 wieder eine Ergänzung des großen Rathes bevorstand, übergaben 26 Bürger eine in anständiger Sprache abgefaßte Vorstellung, welche an den Schirmbrief (von 1384) als Basis der Verfassung und an einige Bestimmungen für die Wahlen in den großen Rath erinnert, dabei aber, weit der Wahleid nicht hinreiche, um das Privatinteresse in Schranken zu halten, den Vorschlag macht, daß die Regirung in Zukunft eine hinlängliche Anzahl Kandidaten wählen, und zwischen diesen das Los, wie es schon für Besetzung der Vogteien eingeführt war, entscheiden solle.

Diese Vorstellung wurde ungeachtet ernstlichen Widerstandes der besser gesinnten Regirungsglieder härter bestraft, als sie es verdiente. Einige der Unterzeichneten, unter denen gelehrte, geistreiche und wohldenkende Männer waren, wurden aus der ganzen Eidgenossenschaft, andre für fünf Jahre aus dem Kanton Bern verbannt, einigen anderen für sechs Monate das Haus zu verlassen, verboten. Das Mißlingen des Unternehmens erzeugte bittern Groll und die Überzeugung, daß nur Gewalt den Mißbräuchen wehren und die Übermacht einiger Familien stürzen könne. Unter den Verbannten war Samuel Henzi, der Sohn eines Landpredigers, ein Mann von vielen Talenten und Kenntnissen, mit der Literatur der Griechen und Römer, so wie mit der Geschichte seiner Vaterstadt vertraut, und als satirischer Dichter (Messagerie du Pinde, Misodem und einzelne Epigramme und Lieder) nicht ganz unbedeutend. (S. Flögels Geschichte der komischen Literatur.) Er hatte früher eine Schreiberstelle beim Salzamte bekleidet, war dann als Hauptmann in Dienste des Herzogs von Modena getreten, und endlich ohne Vermögen nach Bern zurück gekehrt. Ob nur Ehrgeiz, wie seine Feinde behaupteten, oder auch töblicher Eifer gegen die unläugbare Schändlichkeit, die bei den Wahlen vorging, ihn geleitet habe, ist schwer zu entscheiden. Als er von Neufchatel, wo er seine von der Regirung abgekürzte Verbannungszeit zugebracht hatte, nach Bern zurück gekehrt war, bewarb er sich um die Bibliothekar-Stelle an der öffentlichen Bibliothek; allein ein achtzehnjähriger Jüngling aus einer mächtigen Familie wurde ihm vorgezogen. Erbittert darüber gerieth er im J. 1749 zu seinem Unglücke mit andern Unzufriedenen in Berührung, von denen Viele nur durch niedrige Leidenschaften getrieben wurden, und weder in Rücksicht der Bildung noch Grundsätze mit Henzi und seinen Urhebern der Vorstellungsschrift vom J. 1743 zu vergleichen sind. Sie scheinen sich schon vorher mit allerlei gewaltthätigen Anschlägen getragen zu haben, jedoch ohne festen Plan. Bald aber bildeten sie eine wirkliche Verschwörung, deren Zwecke nach dem Verhör folgende waren: Die Regirung sollte entsetzt und ein Diktator gewählt, hierauf die Gemeinde versammelt, Vermittler von Zürich und Basel verlangt, die ganze Verfassung nach dem Muster der zürcherschen und baselschen abgeändert, und wie in diesen Städten die Mitglieder des großen Rathes in Zukunft aus den Zünften gewählt werden. Dazu kamen dann noch allerlei wilde und blutdürstige Vorschläge einzelner Verschworner. Verschiedene Magistrate sollten bestraft und einige sogar nieder gemacht werden. Wenn die Regirung den Vorstellungen kein Gehör gebe, so soll man zu den Waffen greifen, sich des Arsenals und des Rathhauses bemächtigen; eine angesehene Magistratsperson zwingen, sich an die Spitze zu stellen; jeden, der sich widersetze, niedermachen; die Regirungsglieder entweder in die Bibliothek verschließen, und wenn ihnen Jemand zu Hilfe kommen wolle, in die Luft sprengen, oder sie sogleich niedermachen, wenn sie sich widersetzten; im Nothfalle sollen sogar einige Gebäude in Brand gesteckt werden. Allein Alles dieses scheint mehr tolles Geschwätze ihrer nächtlichen Zusammenkünfte gewesen zu seyn, als daß ein wirklicher Plan Statt gefunden habe, so wenig

sich auch zweifeln läßt, daß ein Theil der Verschwornen, mit Ausnahme von Henzi und mehrern Andern, an solchen Anschlägen Gefallen fand. Ein feierlicher Eid verpflichtete alle zur Verschwiegenheit und zu blutiger Rache gegen jeden Verräther. Indessen soll Henzi diese verbrecherischen Mittel der Ausführung verabscheut und jede Theilnahme verweigert haben, auch darauf bedacht gewesen seyn, durch die Flucht sich der Verbindung mit solchen Menschen zu entziehen. Gewiß ist es, daß er sich gegen mehrere Personen äußerte, er wolle eine Reise nach Paris machen; doch kann dieß auch als Verstellung gedeutet werden. Plötzlich aber wurde er nebst einigen andern Häuptern der Verschwörung ins Gefängniß geworfen, und schnell die nöthigen Sicherheitsanstalten gemacht. Aus einem Verzeichnisse zeigte sich, daß im Ganzen drei und siebzig Personen um die Sache gewußt, meist unbedeutende Menschen: nirgends erscheint Verbindung mit Mitgliedern des großen Rathes oder gar mit Fremden; und die Sache war noch keines Wegs reif. Zwar wurde ein Tag (der 13. Jul. 1749) zur Ausführung bestimmt; aber es sollte darüber erst noch in einer Versammlung aller Verschwornen entschieden werden; auch über die Stunde und die Art der Ausführung herrschten ungleiche Meinungen, und es fehlte, da Henzi's Sinnesart nicht mit den Verschwornen übereinstimmte, dem Unternehmen an fester Leitung. Denn während Henzi und mit ihm noch einige Andre vorschlugen, sich mit einer von ihm verfaßten Vorstellung an irgend ein angesehenes Mitglied der Regirung zu wenden, gefielen sich die Andern in Anschlägen zu Mord und Brand. Doch auch bei größerer Einheit und kräftigerer Führung hätte das unbesonnene Wagestück mißlingen müssen, und wenn sich auch die Verschwornen für einige Zeit der Hauptstadt hätten bemächtigen können, so wäre es den im ganzen Lande zerstreuten Beamten leicht gewesen, die der Regirung ergebne Bevölkerung, für welche bei einer Veränderung der Verfassung Nichts zu gewinnen war, in Bewegung zu setzen und der Regirung auch in der Stadt wieder den Sieg zu verschaffen. — Die Verhöre wurden sogleich mit großer Thätigkeit und nach damals allgemeiner Form auch mit Benutzung der Folter betrieben. Den 16. Julius verurtheilte der große Rath den Kaufmann Niklaus Vernier, den Hauptmann Henzi und den Lieutenant von der Stadtwache Emanuel Fueter zum Schwerte; drei Entflohene wurden, mit Ausschreibung eines Preises, in Contumaz zum Schwerte, sieben zu ewiger, Einige zu zwanzig-, zehen- und fünfjähriger Verbannung, Andre zu ein- und mehrjährigem Hausarrest verurtheilt, die Übrigen entlassen, und einem jungen Candidaten der Theologie, der seine Genossen verrathen hatte, eine bedeutende Geldsumme und die Zusicherung einer fetten Pfründe zur Belohnung ertheilt. Henzi ging mit Ruhe und ohne Furcht dem Tode entgegen. Um Gnade zu bitten, verschmähete er. Sein Schicksal erregte auch zu Bern allgemeine Theilnahme, obgleich er nach der früher erhaltenen Begnadigung sich wieder in eine solche Verbindung eingelassen hatte. — So endigte das übel berechnete Unternehmen. Dennoch blieb es nicht ohne wohlthätige Folgen, indem es vaterländisch gesinnten Magistratspersonen Veranlassung gab, offener gegen die Mißbräuche aufzutreten, und dem Familiengeiste wohlthätige Schranken entgegen zu setzen. — Henzi's beide Söhne wurden von der Mutter nach Holland gebracht. An der Gränze des Vaterlandes sprach die von Schmerz überwältigte Frau zu den Umstehenden, „wenn sie glauben müßte, die Söhne würden nicht dereinst des Vaters Tod rächen, so wollte sie lieber, daß sie vor ihren Augen in den Fluthen untergehen.“ Doch das unüberlegte Wort hatte keine Folgen.

2) Rudolf, der eine Sohn, erhielt durch den Professor König zu Franeker, einen jener Verbannten von 1744, eine Anstellung beim Prinzen Erbstatthalter der Niederlande, wurde Gouverneur der Pagen, und starb im J. 1803, nachdem er jede Gelegenheit benutzt hatte, seinen Mitbürgern in Holland nützlich zu seyn. Er gab in Verbindung mit seinem Mitbürger Wagner im J. 1785 das Prachtwerk heraus: Vues remarquables des montagnes de la Suisse, dessinées et coloriées d'après nature, avec leur description. Amsterd. 1785. fol., welches vierzig vorzügliche Blätter enthält. (*Escher.*)

Henzner, s. Hentzner.

Heome, s. Hom.

HEP — HEP ein Spottruf, dessen man sich in neuerer Zeit bei tumultuarischen Auftritten gegen die Juden bediente; zuerst geschah es im Aug. 1819 zu Würzburg, bald auch zu Frankfurt a. M. und an andern Orten, besonders Süddeutschlands. Unerwiesen ist es, daß der Ruf schon bei den Judenverfolgungen des Mittelalters angewendet worden sei und die Deutung durch Hierosolyma est perdita, wovon die Anfangsbuchstaben das seltsame Hep allerdings bilden würden, ist eine völlig verunglückte. Wahrscheinlich ist Hep das landschaftliche Wort für eine Ziege und soll auf eine spöttische Weise den bärtigen Juden bezeichnen. Sonderbar bleibt es, daß sich dieser Ruf selbst über die Gränzen unseres Vaterlandes verbreitete, und z. B. in Kopenhagen Unruhen veranlaßte. Mehrere Regirungen, namentlich auch die preußische, verboten den Ruf ausdrücklich und ernstlich. (*A. G. Hoffmann.*)

Hepar (Anat.) s. Leber.

HEPAR ANTIMONII s. STIBII, Kali stibiato-sulphuratum (Spießglanzleber, Spießglanzschwefelkali), ein durch Verbindung von gleichvielem Schwefelspießglanz und kohlenstoffsäuerliches Pottaschenkali entstehendes, eine rothbraune, an der Luft feucht werdende Masse darstellendes chemisches Präparat; diese Masse schmeckt ekelhaft und scharf schwefelig, ist im trockenen Zustande geruchlos, gibt aber, wenn man sie befeuchtet, den unangenehmen Geruch fauler Eier von sich und bewirkt schon in sehr geringer Dosis sehr heftiges Erbrechen und Purgiren. Dasselbe bereitet man auch dadurch, daß man Schwefelspießglanz und Salpeter zu gleichen Theilen mit einander vermengt und das Gemenge in einem eisernen Topfe mit einer glühenden Kohle entzündet, oder nach und nach in einen glühenden Schmelztiegel einträgt und verpuffen läßt.

Das so entstandene Präparat unterscheidet sich indeß von dem vorigen doch in sofern, als es an der Luft nicht feucht wird, sondern trocken bleibt. Wird die durch Salpeter entstandene gepulverte Spießglanzleber mit Wasser ausgekocht, und das, was zurück bleibt, mit heißem Wasser gehörig ausgewaschen und hernach getrocknet, so erhält man den Spießglanzsafran oder Metallsafran (Crocus antimonii, s. metallorum), welcher eine mehr oder weniger rothbraune Farbe besitzt, und nicht allein zur Bereitung des Brechweinsteins angewendet werden kann, sondern auch, wie die Spießglanzleber, jetzt in der Vieharzneikunde noch häufig gebraucht wird, aber nicht mit dem Eisensafran (Crocus martis seu Ferrum oxydatum fuscum), welches ein vollkommenes Eisenoxyd ist, verwechselt werden darf. Außerdem dient die Spießglanzleber zur Bereitung mancher anderer Arzneimittel, besonders zu den verschiedenen Kämpf'schen spießglanzhaltigen Gummiharzseifen. Vergl. den Artikel: Seife. *Fr. Thon.*)

HEPAR ANTIMONII CALCARIA, Calx antimonii cum sulphure, Calcareum stibiato-sulphuratum (kalkerdige Spießglanzleber, Spießglanzschwefelkalk), ein chem. Präparat, welches erhalten wird, wenn man 10 Theile gebrannte Austerschalen, 4 Theile Schwefelspießglanz und 3 Theile Schwefelblumen innig zusammen reibt, das Gemenge in einem gut lutirten Tiegel eine Stunde lang einem mäßigen Glühfeuer aussetzt, nach dem Erkalten die röthlichgelbe Masse pulverisirt und in einem verstopften Glase aufhebt. Nach der preußischen Pharmakopöe werden 3 Theile Ätzkalk mit 1 Theile Spießglanzschwefel und 24 Theilen siedendem destillirten Wasser angerührt, in einer porzellanenen Schale unter beständigem Umrühren bis zur Trockne bei gelindem Feuer eingedickt und in einem wohl zu verschließenden Glasfläschchen aufgehoben. Dieser Spießglanzschwefelkalk, den der Arzt Hoffmann in Mainz lange Zeit als ein Arkanum verkaufte und welches, durch Hufeland empfohlen, um so berühmter wurde, hat ein fast chokoladenbraunes und pulverförmiges Ansehen, schmeckt stark schwefelig, etwas kalkartig, riecht jedoch im trockenen Zustande nicht, wogegen es nach geschehener Befeuchtung den Geruch fauler Eier hat. In siedendem Wasser aufgelöst, ist die Flüssigkeit unter dem Namen Aqua s. Solutio calcariae stibiato-sulphuratae bekannt. (*Fr. Thon.*)

Hepar arsenici, s. Arsenikleber im Art. Arsenik in chem. Hinsicht, I. Sect. 5. Bd. S. 417.

HEPAR CALCIS, Hepar sulphuris, Calx sulphurata, Calcareum sulphuratum (Kalkleber, Schwefelleber, Schwefelkalk), ein chem. Präparat, das aus der Verbindung von 1 Theil reinen Schwefels und 2 Theilen kohlenstoffsauren Kalks entsteht, eine gelblichweiße, bisweilen in das Röthliche fallende Farbe hat und pulverig ist oder leicht zusammen bäckt. In frischem und trockenem Zustande besitzt es einen scharf schwefeligen Geschmack, aber keinen Geruch, angefeuchtet riecht es nach Hydrothionsäure und aufgelöst nimmt es eine gelbe oder röthliche Farbe, einen stinkenden Geruch und scharfen ekelhaften Geschmack an. Selten wird es als Arzneimittel, mehr zur Gewinnung der Hahnemann'schen Weinprobe, oder des säuerlichen hydrothionsauren Wassers angewendet. — Merkwürdig ist es, daß aus dem Schwefelkalk durch Glühen ein Lichtmagnet entsteht, der die Eigenschaft besitzt, das Licht einzusaugen und im Finstern wieder von sich zu geben. (*Fr. Thon.*)

HEPAR SULPHURIS ALCAL. s. salinum, Kali sulphuratum (Alkalische Schwefelleber, gemeine Schwefelleber, Schwefelkali), ein aus 1 Theile reinen Schwefels und 2 Theilen getrockneten reinen kohlenstoffsäuerlichen Kali's (Sal tartari) bestehendes chemisches Präparat; bei der Bereitung werden die erwähnten Bestandtheile fein gepülvert, in einem geräumigen, rostfreien, eisernen Topfe gut zusammen geschmolzen, hernach die Masse auf einen kalten Marmorstein ausgegossen und sogleich in trockene, wohl zu verschließende Gläser zur Aufbewahrung gebracht. Das trockene, frisch geschmolzene Schwefelkali, welches hart und im Bruche glänzend ist, besitzt eine mehr oder weniger braune Farbe, welche mit einer thierischen Leber einige Ähnlichkeit, einen ekelhaften, scharfen und bittern Geschmack und einen sehr schwachen, schwefeligen Geruch hat; aber mit der Luft in Berührung gebracht, zieht es Feuchtigkeiten an und riecht wie faule Eier. Auf der Haut läßt es einen braunen Fleck zurück, in kochendem Wasser löset es sich leicht auf und stellt nun ein Hydrothionschwefelkali von dunkel braunrother Farbe dar. Vergl. d. Art. Schwefelmilch oder Schwefelniederschlag (Lac Sulphuris seu Sulphur praecipitatum). Wird es aber langsam geröstet, bis es seinen Schwefelgehalt verloren hat, so bleibt ein weißer Rückstand, der ein Gemisch aus schwefelsaurem und schwefeligsaurem Kali ist. Vergl. d. Art. Polychrestsalz, glasersches (Sal polychrestum Glaseri, s. Sal tartari sulph.). Sowohl auf trockenem, als auch auf nassem Wege in der Wärme, ist es ein vorzügliches Auflösungsmittel für die mehrsten Metalle, mit Ausnahme des Platins und Zinks. (*Fr. Thon.*)

HEPAR SULPHURIS VOLATILIS, Ammonium sulphuratum, Ammonium hydrogenato-sulphuratum (flüchtige Schwefelleber, Schwefelammonium, Hydrothionschwefelammonium), entsteht durch Verbindung von 4 Theilen Ätzkalk's, 2 Theilen salzsauren Ammonium's (Salmiak's) und einem Theile reinen Schwefels. Dieses Präparat absorbirt äußerst schnell den Sauerstoff aus der Luft und wird sehr leicht zersetzt; es ist eine helle Flüssigkeit von mehr oder weniger dunkel goldgelber Farbe, durchdringendem, ammonialisch-schwefelwasserstoffgasartigem Geruch und mehr oder weniger ölartiger Consistenz. Ehemals wurde es als Arzneimittel gegen die Gicht gebraucht, jetzt wendet man es vorzüglich nur als Reagens bei metallischen Stoffen an, welche es in der geringsten Menge in einer Flüssigkeit durch einen dunkel gefärbten Niederschlag entdeckt. (*Fr. Thon.*)

HEPATICA heißen bei den ältern Ärzten solche Mittel, welche bei Leberkrankheiten angewendet werden, oder auf die Verrichtungen der Leber einwirken. (*R.*)

HEPATICA ALBA (weißes Leberkraut), die alte Benennung von Parnassia palustris (weiße Parnassie), einer Pflanze aus der 5ten Klasse, welche auf feuchten Wiesen durch ganz Europa wächst, und saftige, herzförmige, stumpfe Blätter hat, die sonst offizinell waren. (*Fr. Thon.*)

Hepatica *Cand*, s. Anemone (Hepatica *L.*)

HEPATICA FONTANA seu Lichen petraeus, der alte Name von Marchantia conica (Steinlebermarchant), einer Flechte, die an den feuchten Wänden der Felsenhöhlen wächst und sonst offizinell war, jetzt aber in Vergessenheit gerathen ist. (*Fr. Thon.*)

HEPATICA NOBILIS (edles Leberkraut), der veraltete Name von Anemone Hepatica, s. Hepatica triloba (dreilappige Anemone), einer Pflanze aus der 13ten Klasse, die in Europa fast überall in schattigen Wäldern wächst, einen gelind zusammen ziehenden, bitterlichen Geschmack besitzt und in ältern Zeiten zu den auflösenden Mitteln gerechnet wurde, jetzt aber außer Gebrauch ist. (*Fr. Thon.*)

HEPATICA STELLATA (Sternleberkraut), wurde sonst das Kraut des gemeinen Waldmeisters (Asperula odorata) genannt, einer Pflanze aus der 4ten Klasse, die fast überall in schattigen Waldungen des nördlichen Europa wächst, einen Ambra ähnlichen Geruch und bitterlichen, zusammen ziehenden Geschmack hat, und ehemals bei Verstopfungen der Eingeweide und Fehlern der Leber empfohlen wurde, jetzt aber fast gänzlich in Vergessenheit gerathen ist, und nur noch zum Gerinnen der Milch gebraucht wird, da die Pflanze viel adstringirenden Stoff enthält. (*Fr. Thon.*)

Hepatificatio (Carnificatio) pulmonum, s. Leberkrankheiten.

Hepatischer Flussspath, s. Fluss-Spath.

HEPATISCHES GAS, ein Gas, welches aus Schwefellebern oder aus Verbindung des Schwefels mit Laugensalzen u. s. w. gezogen wird. (S. darüber den Art. Gas). (*H.*)

Hepatit, s. Baryt.

Hepatitis, s. Leberkrankheiten.

Hepatoskopia, s. Extipicium.

Hepatoxylon, *Bosc.* (Helmintha), siehe Tetrarhynchus.

HEPATUS, *Latreille* (Crustacea). Eine in die dritte Zunft (orbiculata). Familie Brachyura, Ordnung Decapoda, gehörende, bis jetzt bloß namentlich*) aufgeführte Krebsgattung. (Dr. *Thon.*)

Hepatus, *Gronov.* (Pisces), s. Theutis.

HEPBURN, 1) Jakob Bonaventura, ein Franciskaner von sehr ausgebreiteter Sprachkenntniß, geb. 1573 zu Hamstocks in der schottischen Grafschaft Haddington, bildete sich zu St. Andrews, besuchte dann Frankreich und Italien, auch mehrere Gegenden des Orients. Nachdem er von dieser Reise nach Europa zurück gekehrt war, trat er zu Avignon in den Minoritenorden, begab sich aber späterhin nach Rom, wo ihm Papst Paul V. die Aufsicht über die vatikanische Bibliothek und ihre Handschriften anvertraute. Diese Stelle bekleidete er 6 Jahre lang; war auch deßselben Papstes Beichtvater, und soll 1621 zu Venedig gestorben seyn. Man behauptet, daß er nicht weniger als 72 Sprachen verstanden habe, was unstreitig übertrieben ist, oder doch nicht von genauer und gründlicher Kenntniß verstanden werden kann. Unter seinen Schriften nennt man ein hebräisch-chaldäisches Wörterbuch und eine arabische Grammatik (Rom 1591. 4.), ferner virga aurea LXXII encomiis B. Mariae Virg. caelata (ibid. 1618.), eine dem in unserer Zeit erschienenen monumentum pacis in gewisser Beziehung vergleichbare Schrift; es wird nämlich darin die Jungfrau Maria in 72 verschiedenen Sprachen besungen †). (*A. G. Hoffmann.*)

2) Robert, ebenfalls ein Schottländer aus der ersten Hälfte des 18ten Jahrh., versuchte sich als latinischer Dichter; man hat von ihm Carminum sapphicorum et epigrammatum libellus. (Amst. 1715. 8.) *) (*R.*)

HEPER oder NESTER nennt man den Fehler in der Gaze, wenn die Fäden der Kette und des Einschlags sich nicht gehörig umschlungen und verbunden haben, sondern verworren unter einander liegen. Es ist dieß Folge von dem Rauhwerden der Kettenfäden, s. d. Art. Weben. (*R.*)

HEPHA (חיפה, ἡφα), eine Küstenstadt Palästina's, zwischen Cäsarea und Ptolemais, am Fuße des Berges Karmel; Reland [1]) vermuthet, daß sie ursprünglich Gaba geheißen, Hepha dagegen und Kepha, wie sie auch genannt wird, daraus corrumpirt sei. Dem Talmud zu Folge war bei dieser Stadt der Purpurschneckenfang bedeutend [2]), woraus sich auch ihr sonstiger Name Porphyreon (*Πορφυρέων*) erklären läßt. Den Namen Kepha leitet Le Moyne [3]) von der Lage des Ortes auf felsigem Grunde ab. Der Geograph Scherif ibn Edris setzt Hifa (حيفا) 2 Tagereisen weit von Cäsarea und 1 Station von Acco; ihren Hafen beschreibt er als geräumig und gut, und behauptet, man könne Hifa als Hafen für Tiberias vom Mittelmeere her betrachten [4]). Im Talmud wird auch öfters ein Chasa (חיפה) erwähnt, welches unstreitig mit Hesa einerlei ist [5]). Trümmer der Stadt will R. Pococke [6]) noch gefunden haben. Auf der Harenberg'schen Karte ist der Ort auf der Südseite des Busens von Ptolemais verzeichnet; eben dahin setzt ihn Pococke. Einstens hieß der Ort auch *Συκαμίνος* [7]). (*A. G. Hoffmann.*)

*) Familles naturelles du Règne animal. Paris 1825.

†) Biogr. univ. T. XX. p. 212. Adelung's Forts. und Ergänz. von Jöcher's Gelehrtenl. 2r Bd. S. 1930.

*) Adelung a. a. O. S. 1930.

1) Palaestina. p. 819 ed. Ultr. (606 ed. Norimb.). 2) Gemara tract. Schebb. 26, 1. 3) Varia Sacra. p. 829. 4) S. die Stelle bei *Reland* a. a. O. 5) So vermuthete schon *Reland* a. a. O. p. 718 ed. Ultr. (533. 34. ed. Norimb.). 6) Beschreibung des Morgenlandes. 2r Th. §. 138. der teutsch. Übersetzung. 7) Vergl. *Reland* a. a. O. und p. 699. *Eusebius* Onomastic. unter d. W. *Ἰαφέθ*.

Hephäste (Hephästoi), f. Kabiren.

HEPHÄSTEIA, HEPHÄSTIA, Ἡφαίστεια sc. ἱερά, ein Fest des Hephästos, mit fast gleichen Gebräuchen, wie das der Athene und des Prometheus, begangen. Oberhalb des Geramikus und der Königshalle hatte Athen dem Hephästos einen Tempel geweiht [1]). Und hier, in der Akademie feierten vorzüglich Metallkünstler ihrem Gott ein Fest mit Fackellauf [2]) (ἀγὼν λαμπαδοῦχος, Λαμπαδηφορία, Λαμπαδηδρομία) [3]). Drei Jünglinge ließen das Los entscheiden, wer von ihnen den Lauf mit brennender Fackel beginne. Der vom Lose Getroffene lief nach einem Ziel, und mußte, wenn ihm die Fackel verlöschte, sie dem Zweiten geben, und dieser, wenn es auch ihm nicht gelang, das Ziel zu erreichen, dem Dritten. Welcher unter ihnen ans Ziel gelangte, hatte gesiegt und hieß Λαμπαδηφόρος oder Πυρσοφόρος. Mißlang es Allen, so blieb der Sieg unentschieden, und der Lauf ward nicht erneuert. Die Fackel selbst durfte nicht wieder in den Tempel getragen werden. Suchte Einer der Wettlaufenden durch Langsamkeit das Verlöschen der Fackel zu verhüten, so durften sich die Zuschauer erlauben, ihn durch Schläge mit der flachen Hand auf den Rücken anzutreiben. Diese Schläge nannte man πληγαὶ πλατεῖαι oder vom Orte des Wettlaufes Κεράμειαι. — Die Vulcanalia oder Volcanalia feierten die Römer am 23. August im Circus mit Fackellauf, wahrscheinlich wie die Athener. Eine Art von Feuerwerk, zu welchem künstliche Maschinen gebraucht wurden, benannte man ab. Die häufigen und wüthenden Feuersbrünste in Rom machten es zu einem Volksfeste, weil man Vulkan um Abwendung derselben bat. Nach dem Feste fing man wieder an, bei Licht zu arbeiten, als hätte man nun weniger eine Feuersbrunst zu fürchten. (*Dr. Schincke.*)

HEPHÄSTIA, eine der beiden Städte, die das Eiland Lemnos besaß; sie lag auf einem Vorgebirge der Ostküste im S. O. von Myrina, und war wohl der Hauptsitz des Hephästos, des Gottes des Feuers und der Schmiede, der hier seine Werkstätte hatte, oder vielmehr, die Einwohner verstanden die Kunst, Waffen und anderes Eisengeräthe zu schmieden. Man findet von ihr keine weitere Spur. (*G. Hassel*)

HEPHÄSTIA heißen im Neugriechischen die Brander (eig. Werkstätte des Hephästos, wegen der Gefahr, welche sie den Schiffen drohen); vgl. über diese Fahrzeuge I. Sect. XII. Bd. S. 255. (*R.*)

HEPHÄSTION, Amyntors Sohn, aus Pella, der Hauptstadt Makedoniens, der Liebling und treueste Gefährte Alexanders auf den Eroberungszügen nach Persien und Indien. Er scheint mit Alexandern gleiches Alters, und ihm durch die in Griechenlands Blütenzeit zum schönsten Geistesbunde veredelte Jünglingsliebe (wie Pirithoos dem Theseus, Patroklos dem Achill, Pylades dem Orest rc.) verbunden gewesen zu seyn. Die Reinheit dieses Verhältnisses geht schon aus der strengen Unparteilichkeit hervor, mit welcher der König seine Zuneigung zum Lieblinge von dessen Beförderung im Heere trennte. Im Anfange des berühmten Feldzuges nämlich gegen das Perserreich (334 vor Chr.) war Hephästion — obgleich als Liebling Alexander's das Fest der treuesten Genossenschaft auf Troas altberühmter Küste an Achill's und Patroklos Gräbern feiernd — bescheiden unter den berittenen Hetären (Reitergarden) des Königs, der Pflanzschule für die Befehlshaberstellen; selbst in der Zahl der Ilarchen (Schwadronführer) dieses Korps ist er nicht vor der Schlacht bei Arbela (331 vor Chr.); erst nach deren entscheidendem Siege daselbst, wo er bei einem vom Könige selbst geleiteten Angriff verwundet wurde (*Arrian.* III, 15.), scheint er durch die neue Organisation der Reitergarden eine Ile (Schwadron), vielleicht nur einen Lochos (Zug) bekommen zu haben (*Arrian.* III, 16. zu Ende). Von da an jedoch muß er schneller vorgerückt seyn, denn bereits im J. 330, während des Feldzuges in Parthien und Hyrkanien, ernannte Alexander, nach der Verschwörung des Philotas, ihn zum Hipparchen (Regimentsbefehlshaber) bei den Reitergarden (*Arrian.* III, 27.). Im nächsten Feldzuge (329—328) gegen Baktrien und Sogdiana erhielt Hephästion den Befehl über eine Phalanx (Brigade, Division; vergl. *Arrian.* IV, 16.) ward mit dem Perdiccas in das Gebiet von Peukela am Indus (*Arrian.* IV, 22.) abgeschickt, wo er nach einer monatlichen Belagerung die Stadt eroberte, und mit dem Vortrabe des indeß langsam nachrückenden Heeres den Indus überschritt (*Arrian.* IV, 28. *Curt.* VIII, 10.), nachdem er im Lande Ora eine Festung, Orobatis, angelegt und mit Besatzung versehen (*Arrian.* IV, 28.), auch den nöthigen Brückenbau für das Hauptheer besorgt hatte (*Arrian.* V, 3.). Beim Übergang über den Hydaspes (327 vor Chr.) und der darauf erfolgten Hauptschlacht gegen den Porus, war Hephästion mit seiner Hipparchie bei dem Armeekorps des Königs (*Arrian.* V, 12.), wurde dann zur Unterwerfung des Gebietes eines andern indischen Fürsten Poros vom Hydraotes aus mit zwei Phalangen (Fußdivisionen), seiner Hipparchie und einer Abtheilung leichter Truppen, abgeschickt (*Arrian.* V, 21. *Diod.* XVII, 91.). Er baute damals auch am Akesines auf Alexanders Gebot eine Festung, worein dieser bei seiner Rückkehr vom Hyphasis eine Besatzung legte (*Arrian.* V, 29.). Auf dem nun (326 v. Chr.) erfolgenden Heimzuge nach Nordasien befehligte Hephästion das Hauptheer, welches, indeß Kraterus mit einem Korps auf dem rechten Ufer fort rückte, der König aber auf Nearchs Flotte mit einem andern den Fluß selbst hinab schiffte, auf dem linken Ufer des Hydaspes abwärts zu ziehen bestimmt war (*Arrian.* VI, 2. 4.). An der Gränze

1) *Pausan.* I, 14, 5. den Müller in dieser Encyklop. Th. 6. S. 257 an einem Hügel, dem Areopagos nahe liegend denkt, Siebelis zu der Stelle des *Pausan.* Annotatt. p. 48 widerspricht. 2) M. G. Hermann glaubt in s. Festen von Hellas. Th. 1. S. 283, daß das Fest χάλκεια geheißen, nachdem es Athene und Hephästos zugleich gefeiert, diese als Vorsteherinn der in Holz arbeitenden Künstler, dieser als Vorsteher der Metallarbeiter verehrt worden. Nie sind sie zusammen begangen. — Von den Gebräuchen an dem Feste soll Nichts bekannt seyn. 3) *Pausan.* I, 30. *Lycophr.* 1179.

des Gebiets der Maller vereinigte er sich mit dem Heere des Königs, deckte von dort aus während der Expedition Alexander's gegen das genannte Volk (*Arrian.* VI, 5.) mit seinem Armeekorps die Flotte und harrte mit derselben der Rückkehr des Königs am Zusammenflusse des Akesines und Hydraotes (*Arrian.* VI, 13.). Beim weiteren Fortzuge führte Hephästion das Landheer, während der König auf dem Indus schiffte, legte auf dessen Befehl eine Festung in Pattala an (*Arrian.* VI, 17. 18. 20.), rückte dann durch das Gebiet der Arabiten vor, indeß Alexander mit einem Korps nach der Meerküste zu gegen die Oriten zog. Nach der Vereinigung des Heeres unweit Rambakia (*Arrian.* VI, 21.), übernahm er wiederum die Leitung eines Festungsbaues, während der König das Land der Oriten organisirte, und zog dann mit ihm wider die Gadrosier (*Arr.* VI, 22.), endlich nach Karamanien, von dort aus aber mit dem Hauptheere längs der Küste nach Persien (*Arrian.* VI, 28.), der König aber mit den leichten Truppen auf der Hochstraße nach Pasargadä. Dort endeten die Beschwerden eines Eroberungszuges, wie seitdem die Welt ihn nicht wieder gesehen hat. Als Lohn für seine Treue und Tüchtigkeit empfing Hephästion aus der Hand seines königlichen Freundes die Drypetis, des letzten Perserkönigs Tochter und der Barsine Schwester, der Gemahlinn Alexander's (*Arr.* VII, 4.) mit großem Brautschatz, auch bei der allgemeinen Belohnung des Heeres eine goldene Krone, als Lohn der Bravheit (*Arrian.* VII, 5.). Seine letzte Dienstpflicht leistete er dem Könige auf einem Zuge längs dem Tigris hinauf nach Opis, bis wohin er den Haupttheil des Fußvolks führte (*Arrian.* VII, 7.). Von dort nach Ekbatana scheint er ohne Kommando, bloß in Alexander's Gefolge geblieben zu seyn, vielleicht schon kränklich, denn kurz nach der Ankunft des Hoflagers daselbst starb er nach einer siebentägigen Krankheit (325; vergl. *Arrian.* VII, 14.), von seinem königlichen Freunde tief betrauert und im Tode noch mit allen Auszeichnungen geehrt, die sonst nur verstorbene Perserkönige erhielten (vgl. *Arr. a. a.* O. *Diod.* XVII, 114. 115. *Just.* XII, 12.). Seiner Hipparchie wurde sein Name und Feldzeichen auf ewige Zeiten beigelegt, und Kampfspiele sollten am Ende der langen Trauerzeit die Leichenfeier beschließen. Schon waren 3000 Fechter versammelt, als der große König zu Babylon seinem Lieblinge ins Grab folgte. (*Benicken.*)

HEPHÄSTION aus Alexandria, ein Grammatiker. Von seinem Leben ist Nichts bekannt. Julius Capitolinus (Vita Veri c. 2.) erwähnt unter den griechischen Lehrern des Älius Verus einen Grammatiker Hephästio, wobei Casaubonus mit Wahrscheinlichkeit vermuthet, daß kein anderer als der unsrige gemeint sei. Nach Suidas hat er Vieles geschrieben, was sich wohl größten Theils auf Grammatik und Metrik bezog; wohin ohne Zweifel auch eine Schrift über die Verwirrungen (oder Störungen) in Gedichten (*περὶ τῶν ἐν ποιήμασι ταραχῶν*); Lösungen komischer Zweifel und tragische Lösungen (*κωμικῶν ἀπορημάτων λύσεις. Τραγικῶν λύσεων*) gerechnet werden müssen. Will man der lateinischen Übersetzung des Suidas folgen, so ist er auch Verfasser verschiedener Gedichte (carmina varia) gewesen; aber *μετρικὰ διάφορα* bezeichnet wohl Nichts weiter, als mannichfaltige Schriften metrischen Inhaltes. Von seinen Werken ist ein Handbuch über Sylbenmaße und Gedichte (*Ἐγχειρίδιον περὶ μέτρων καὶ ποιημάτων*) vielleicht nicht vollständig auf uns gekommen. Die Behandlung in demselben ist rein empirisch, und die über jedes der behandelten Sylbenmaße gegebenen Regeln werden mit Beispielen belegt, von denen ein großer Theil aus verlorenen Dichtern, vornehmlich Lyrikern, genommen ist. Obgleich die gegebene Belehrung weder vollständig — denn nicht wenige Sylbenmaße sind übergangen — noch durchaus fehlerfrei ist (s. *Hermann* Elementa doctr. metr. Praefat. ad ed. 2dam), so ist uns doch dieses Werk, als die einzige umfassendere Schrift über diesen Gegenstand, höchst schätzbar. Es haben sich erläuternde Scholien über dieselbe, und eine dem Longinos beigelegte Einleitung (*τὰ προλεγόμενα εἰς τὸ τοῦ Ἡφαιστίωνος ἐγχειρίδιον περὶ μέτρων στίχων*) erhalten, welche letztere zuerst von J. Hudson in der Vorrede zu seiner Ausgabe der Schrift *περὶ ὕψους* (Oxon. 1710. 8.) an das Licht gestellt, und nachher in die Ausgaben des Longinos sowohl als des Hephästion aufgenommen worden ist. (S. *Harles* ad *Fabric.* Bibl. Gr. Vol. VI. p. 93.) Ausgaben des Handbuchs der Metrik: Florentiae ap. Junt. 1526. 8. nebst der Grammatik des Theodoros. Parisiis 1553. apud Adrian. Turnebum. 4. mit Scholien. Trajecti ad Rhen. 1726. 4. von *Jo. Corn. de Pauw*, ohne neue kritische Hilfsmittel. Oxonii 1810. ad fidem MSS. recens. cum not. varior. praecipue Leonardi Hotchkis, curante Thom. Gaisford. Accedit Procli Chrestomathia grammatica. 8. Bei dieser Ausgabe sind sieben Handschriften aus engländischen Bibliotheken, handschriftliche Bemerkungen von Richard Bentlei, Thomas Tyrwhitt und Leon. Hotchkis benutzt, der Text häufig verbessert, und durch zahlreiche Anmerkungen erläutert. In ihr findet man auch, außer den Scholien, die Bemerkungen D'orville's aus seiner scharfen Beurtheilung der Pauw'schen Ausgabe (Critica Vannus in inanes Jo. Cornelii Pavonis paleas. Cap. X. pag. 405—543.), *Georg. Arnaldi* (d'Arnaud) aus dessen Specim. Animadv. crit. c. 16—28. und Herrmann's in den Metra poet. gr. et rom. 1796. 8. benutzt. (*F. Jacobs.*)

HEPHÄSTION, ein Bildhauer, Sohn des Myron von Athen, wird in einer griechischen Inschrift bei Spon erwähnt. (Miscell. eruditae antiquitat. p. 126.) Es ist gar wohl möglich, daß unter dem Myron, wie Bracci glaubt, jener durch das Bild der Kuh unsterblich gewordene Künstler zu verstehen ist. (*J. Horner.*)

HEPHÄSTOBULE (Mythol.), Hephästos Rathgeberinn. Die Ägypter kannten zwei Äskulape, Esmun, — koptisch Schmoun [1]). — Kabir und Sohn des Phthah, und Imuthes, einen Sohn des Pan und der

1) *Champollion* l'Egypte sous les Pharaons. T. I. p. 261.

Hephästobule[2]). Dieser Äskulapius-Imuthes besänftigt und heilt durch den Zauber der Töne Krankheiten und ist als Sohn des Pan, des All in Allem und der Hephästobule, der treuen Rathgeberinn, welche, gleich der Isis, als Erfinderinn von Arzneien in ihren Tempeln den Hilfebedürftigen vermittels der Incubation Heilmittel empfiehlt[3]), heilender Gott. Nun ist aber Äskulapius den Ägyptern immer die wärmende, den Kranken wohlthuende Sonne[4]), und steht dem griechischen Apollon, dem Vater der Ärzte, gleich, Athene ist Mutter des Hephästos, und so wurden Pan, Apollo und Athene verwandt gedacht[5]). Athene *Βουλαία* ist auch Rathgeberinn und der Hephästobule gleich. Hephästos öffnet der Erde Heilquellen — seine Feueressen, warme Bäder — und die Kraft, die in ihnen wohnt, empfangen sie von oben. Pisander singt: Hephästos liefere das Material, seine Rathgeberinn die Heilkraft. Beide sind eben so innig mit einander verbunden, als Phthah, der männliche Feuergeist im ganzen Universum — Pan — mit Isis — Athene *Βουλαία* = Hephästobule — die Urquelle des Lichts und Heils.

(*Dr. Schincke.*)

Hephästi. s. Kabiren.

HEPHÄSTOS (Mythologie), *Ἥφαιστος*, dorisch *Ἑλᾶος* von *ἕλα* Hitze, Wärme[1]). Wenn, wie es kaum zu verkennen ist, Hochasien als Wiege der menschlichen Bildung, namentlich der agrarischen gilt, an welche jede andere sich anknüpft, so mag Hindostan und Persien über Ägypten auch Hephästos, als Begründer derselben auf Griechenland, namentlich Attika, vererbt haben[2]). Doch können wir den Pfad, auf welchem er in die Olympierdynastie eindrang, nicht verfolgen, sondern müssen auf die Artikel: Feuerverehrung und Phthah verweisen. Nur, was die Ägypter sich in ihm dachten und verehrten, darf kurz berührt werden, um die hellenische Grundvorstellung abzuleiten. Die ägyptische Götterlehre kennt einen Phthah, (*φθάς*) den großen Gott zu Memphis[3]), welcher mit Jupiter zu Thebe und Jupiter Ammon über die drei Haupttheile des ägyptischen States: Oberägypten, Unterägypten und Hammonien oder Lykien herrscht und eine Dreieinheit bildet, in welcher er der kunstreich wirkende und mit Weisheit vollendende Gott ist[4]). Unbekümmert um die ganze Umwandelung seines Wesens in Memphis erscheint er durch die Macht des Feuers — Urfeuer ist er — als Schöpfer der ersten Generation und Bildner des Alls durch Verbreitung seines Lebensgeistes (*πνεῦμα*)[5]). Als einen Gott so hoher Bedeutung lehren ihn die samothrakischen Mysterien, die ältesten Griechenlands, unter dem Namen Axieros (magnipotens) den großen Mächtigen, anbeten und stellen zu seinem Dienste die Kabiren, deren Zahl sich bald vermehrt, bald vermindert. Spuren seiner alten Bedeutendheit schimmern noch im hellenischen Mythus durch, wo er hellenisirt oder individualisirt auftritt, wie sein Name *Ἥφαιστος* andeutet[6]).

Schon scheinen alle Regirungs- und Verwaltungsdepartements im olympischen Götterstate mit Vorstehern versehen gewesen zu seyn, als Hephästos in denselben eintrat, und er mußte mit einem niederen Platze fürlieb nehmen. Nicht mehr über das Feuer, als Element, konnte er allein und eigenmächtig walten, sondern über das künstlich bereitete; nicht im Götterstate selbst oder allein hatte er seine Werkstatt, sondern als Diener desselben arbeitete er auch außer demselben sowohl für ihre Wohnungen und Anzug, als für ihre Günstlinge unter den Menschen Geräthschaften und Schmucksachen, welche ohne Feuer nicht verfertigt werden konnten. In dieser Stellung als olympischer Hof-, Gold-, Silber- und Eisenarbeiter war er zugleich Vorsteher aller Handwerker und Künstler in den Metallen.

Weil vom Vater der Götter die Anordnung des Götterstates, Rang und Etikette abhängt, so läßt ihn die älteste Sage, vielleicht nicht ohne Rückblick auf seine frühere umfassendere Macht, auch von Zeus und Here geboren werden[7]), eine spätere aber von Here allein, ohne Zuthun eines Mannes[8]). Gereizt durch die wun-

2) *Stobaeus* Eclog. physic. p. 17 ed. *Schneid.* 3) *Diodor. Sic.* I. p. 25 ed. *Wesseling.* 4) *Joh. Lydius* de mens. p. 192. ed. *Röther.* 5) *Cic.* de nat. deor. III, 22.

1) *Hesych.* s. v. *Ἥφαιστος.* 2) v. Hammer erinnert bei seinem Namen an Vesta Aresta und will die persische Lehre vom Feuer in ihm vergegenwärtiget wissen. 3) Phthah bedeutet vorzugsweise Gott. *Herodot.* II, 111. dazu die Ausleger. *Jablonsky* Vacc. Aegypt. ed. *Te Water.* p. 375. Drumann Inschrift von Rosette. S. 51. 4) Hug Mythos der alt. Völker. S. 182 ff. *Sacy* Lettre au C. Chaptal. p. 22 und *Pahlin* Analyse des Inscript. en hiéroglyphes du monument trouvé à Rosette. Dresd. 1804. p. 31 läugnen die Identität Phthah mit Hephästos; dagegen Drumann a. a. O. S. 54. Hug a. a. O. S. 182 u. 85 vorzüglich *Jamblich.* Sect. 8, 3. *Porphyr.* apud *Euseb.* Praepar. evang. III. cap. XI und *Suid.* Φθὰς ὁ *Ἥφαιστος παρὰ Μεμφίταις.* *Cic.* d. nat. deor. III, 22.

5) Görres Mythengesch. Bd. 2. S. 362 ff. und daselbst die Beweise dafür. 6) Aus dem Semitischen Eickter von [illegible] für [illegible] Schnauben, Odem, Hauch und [illegible] Feuer, Hitze, also Feuerodem, die Hitze schnaubende Kraft, die in der ganzen Natur verbreitete nöthige Wärme. Hier, wo der Grieche den Wirkungskreis des Gottes beschränkt, hat er auch den Namen gebildet und aus dem Orient nicht entlehnt. *Creuzer* Symbol. Th. 2. S. 290. 2te Ausg. Cadmus p. XCII. Kanne leitet ihn in Beziehung auf seine Abstammung von Zeus und Here, deren Ehe er physikalisch erklärt, von *ἄω, ἀΐω, ἅφω, ἅπτω* wehen, brennen, und *ἱστος*, verwandt mit *ἱστία* oder *ἑστία Vesta* der Herd ab. Mythol. S. 164. Glücklicher scheint uns Schwenck Andeutung. S. 167 von *φαιστος* mit vorgesetztem *η* und dieses von *φαστος*, *Vesta* von *φαίω, φαίνω* leuchten, so wie in Beziehung auf *Ἑστία* Welcker Äschyl. Trilog. S. 288 von *Ἐφεστιος*, der von Thon am Hausherd stand, ein *Ἐπιστάτης Aristoph.* Av. 436 cum Schol. *Eustath.*; am glücklichsten aber wohl Hermann in Opuscul. Vol. II p. 190 von *ἅπτειν αἴστιος*, der aus dem Verborgenem Feuer weckt, abzuleiten. Weniger angemessen dem Mythus dünkt uns die beigefügte Bemerkung: In autem artes ignobiliores et sordidiores indicat, unde Latinis a vulgo Vulcanus dictus, da *Ἥφαιστος*, der Name, mit dem röm. Vulcanus Nichts gemein hat. Das unterschied Creuzer nicht, darum ist er in s. und Hermanns Briefen über Homer und Hesiod S. 204 mit Letztern so unzufrieden. 7) *Hom.* Od. VIII, 312. — Il. I, 578. 8) *Hes*

derbare Geburt der Athene aus dem Haupte des Zeus, bei welcher Prometheus und Hephästos — dieser durch die Spaltung des Hauptes des Zeus — wichtige Hebammendienste geleistet [9]), — nach Andern mit einer Meernymphe erzeugt — wollte sie, eingedenk der ehelichen Treue, doch dem Gatten, wie immer, auch hier zum Trotz einen Gott durch sich selbst geboren der Athene gegenüber stellen, welcher, wie jene, durch Kunstgeschicklichkeit sich auszeichnete [10]). Athene, ein Wunder der Einsicht, Weisheit und Tapferkeit, Hephästos Genius des übermenschlichen Kunstverstandes, der höchsten Kunsterfahrung sollten durch ihre göttliche Abkunft das selbstständige Höchste und Erhabenste darstellen, darum sind beide nicht in gesetzmäßiger Ehe, nicht, wie andere Götter, durch Götter erzeugt [11]).

Nicht, wie Zeus der Tochter, konnte sich Here ihres Sprößlings freuen. Er war von häßlichem Äußern, sie mußte sich vor den Göttern seiner schämen. Sie beschließt, ihn im Verborgenen erziehen und bilden zu lassen. Wahrscheinlich wider ihr Wissen und Wollen sieht ihn einmal Zeus, der um ihn wohl wissen mochte, und wirft ihn, erzürnt über die Treulosigkeit der Gattinn, vom Olymp herab [12]). Die Meergöttinnen, Eurynome und Thetis, nahmen den Verlassenen auf und halten ihn vor Göttern und Menschen in einer gewölbten Grotte neun Jahre verborgen. — Blitz, Zeus Offenbarung, Feuer aus einem Vulkan, vielleicht dieser von jenem entzündet, geben das Bild: Hephästos, noch im Anklange altägyptischer Lehre, Elementarfeuer, fiel vom Himmel und gab Veranlassung zu dem künstlichen. — Hier schon erscheint er als einer der ersten Künstler und verfertigt manches Kunstwerk: Spangen, Ringe, Ohrengehänge, Haarnadeln und Kettlein. — Auf welcher Insel jene Meergöttinnen walteten, ist nicht bekannt, und wahrscheinlich, um ihren Aufenthalt näher zu bestimmen und manche Dichtung damit zu vereinigen, dichtete man einen zweiten, unglücklichen Fall unsers Künstlers. Eintracht und Frieden herrschten selten in der griechischen Musterehe. Als einst Here dem gen Troja segelnden Herakles ungünstigen Wind gesendet [13]), henkte Zeus die Gemahlinn am Olymp auf. Ihr Sohn war ihr nahe und wollte zu Hilfe eilen, ward aber — wie konnte der Schwache gegen den Mächtigen es nur wagen! — von ihm bei der Ferse gefaßt und abermals vom Olymp durch weite Räume auf Lemnos herab geschleudeet [14]), wo den kaum noch Athmenden die Sintier [15]) freundlich schützten und pflegten. Duech diesen zweiten Fall wurde Hephästos, wohl nur durch die Grammatiker, hinkend. Bei Homer ist er lahm geboeen [16]), hinkend, hat, wie alle Hinkende, schwache Beine, (χωλός, χωλεύων 411.) darum heißt er überhaupt schwach (ἠπεδανός) [17]). Dieses symbolische Hinken, mit welchem man die über den Kohlen schwebende schwache Flamme oder die in der Tiefe gebundene Feuerkraft bezeichnete, gab Veranlassung, sich den Gott wieklich hinkend zu denken, wovon die alte Speache und Kunst Nichts weiß. Der Dichter läßt den Schmied wohl mit Schweiß und Ruß bedeckt seyn und seine Hände waschen, ehe er einen weiblichen Besuch annimmt [18]), er läßt sein Äußeres rauh seyn, gibt ihm abee, weil er bei seinem Arbeiten stehen muß, körperliche Kraft τιβαρὸν αὐχένα (v. 415). Homer kennt also keinen wirklich hinkenden Künstler, wenn er ihn auch ἀμφιγυήεις [19]) nennt. Dieses Beiwort, welches ihn als hinkend auf beiden Füßen, oder wie Heyne will, hinkend auf einem Fuße und auf beide Seiten wackelnd nach einer falschen Ableitung bezeichnet, und ein zweites κυλλοποδίων ihm gab, deutet auf einen geschickten, mit beiden Händen aebeitenden Künstlee κλυτοτεχνης hin [20]). Er arbeitete sowohl in Lemnos und an allen Orten, wo bei erweiterter Erdkunde den Griechen vulkanische Ausbrüche bekannt wurden, z. B. auf den liparischen Inseln [21]) und im Ätna [22]), als auch auf dem Olymp [23]), wo er mit den Göttern wohnte [24]).

Herrliche Werke, Ἡφαιστότευκτα, die er mit einer Schnelligkeit verfertigte, wie kein menschlicher Künst-

---

Theog. 927. Cf. *Apoll.* Schol. I, 859. *Apollod.* I, 3, 5. χωρὶς εὐνῆς. 9) Nach einem Hesiod. Fragment. Voß LXXVII. S. 283 ist Pallas-Athene später geboren. 10) Nach andern Sagen war Here von Eurymedon noch vor der Vermählung mit Zeus schwanger und gebar Hephästos. *Heyne* ad Il. XIV, 295. 11) Die wunderbare Geburt Athene's und Hephästos ist jeden Falls spätere Dichtung, erst nachdem die großen Götter sich vermählt hatten. 12) Anders kann wohl Il. XVIII, 395 ff. nicht verstanden werden. Hephästos nennt seine Mutter die Freche κυνῶπις, durch deren Schuld, Treulosigkeit gegen Zeus, dieser erzürnt ward. Nicht, weil er häßlich, hinkend geboren, sondern außer der Ehe gezeugt, traf ihn dieses Geschick. 13) *Apollod.* I, 3, 5. Eine andere Veranlassung ist nicht zu finden.

14) Lemnos, Λῆμνος, nicht von Feuer, sondern von Schlünden genannt, im Norden des ägeischen Meeres, jetzt Stalimene, trug einst den Mosychlos und mehrere Vulkane. Buttmann im Mus. d. Alterth. Stck I. S. 295. Ukert über Lemnos und Mosychlos in Geograph. Ephemerid. Heft 39. S. 361. Mannert Geograph. Th. VII. S. 254. Sie zeigt noch in Klippen und Felsenrissen ihre vulkanische Natur. 15) Il. I, 590. bewohnten nach *Strabon* XII, 827. die Gegend um Abdera und die Inseln um Lemnos. Über die Etymologie des Namens Ritter vergl. Geogr. Bd 2. S. 800 und Schmenck Andeut. S. 175. Sie waren barbarischer Mundart Od. VIII, 294. und stammten von den Thrakern, die da wohnten, wo man in Europa die ersten Steinkohlen fand. *Aristotel.* mirab. auscul. p. 257 ed. *Beckmann.* Ritter a. W. II. p. 792. Sintier und Lemnier sollen die ersten Waffen erfunden haben. *Phavorin* s. v. Σίντιες. Schol. ad Il. I, 594. 16) Il. I, 879. 17) Od. VIII, 311. 18) Il. XVIII, 414. 19) Il. I, 607. — XIV, 239. 20) Diese Bemerkung verdankt die Mythologie Kanne Myth. der Gr. (1805). S. 172 ff. Er behauptet, daß, wer ihm dieses Beiwort zuerst gab, dasselbe nicht von γυιός lahm, hinkend, ableitete, sondern von γυῖον oder γύον, Glied, Fuß, Hand. Wie nun Hand in den Composita und Derivata, (εὐπάλαμος, Παλαμάων) Geschicklichkeit anzeigt, so auch ἀμφιγυήεις den geschickten Künstler. 21) λιπαρός fetten, fruchtbaren Bodens. *Strab.* VI, 275. *Callimach.* H. in Dian. 47. *Virgil* Aen. VIII, 416 sqq. *Horat.* Od. I, 4. 6 — 8. 22) Sicilien voll kleiner Vulkane. 23) Il. XVIII, 140. Thetis heißt die Nymphen ins Meer zurück gehen, sie selbst geht nach dem Olymp, für ihren Sohn Waffen zu bestellen. Sie kommt an. 166. 24) Il. XVIII, 369. Hier strahlt seine Wohnung sternenhell und ehern vor allen Götterwohnungen.

ler, gingen aus seiner Werkstatt hervor, und groß war sein Verdienst um den Glanz des olympischen Hofes. Wer denkt nicht an die wandelnden Dreifüße oder Tische, welche sich zum Göttermahl in den Saal bewegten und nach dem Mahl von selbst wieder zurück[25])! Dem Zeus schmiedet er ein Zepter[26]), dem Pelops[27]) und Agamemnon[28]), der Sonne bauet er einen Palast und Wagen[29]), und einen goldenen Kahn[30]). Für sich selbst und andere Götter arbeitete er kunstvoll: für sich zwei goldene Dienerinnen, voll magischen Lebens und Kraft, ihn zu leiten[31]), für Achilles einen Schild, auf welchem seines Lebens Ereignisse plastisch dargestellt waren[32]), einen ähnlichen für Herakles[33]). Wie Prometheus, mit dem er als Künstler verwandt ist, bildete er Pandora, gab ihr Leben und Sprache und einen trefflichen Kopfschmuck mit erhobener Arbeit[34]). Vor Alkinoos Palast stellte er Säulen und vor die Thüre goldene Hunde[35]). Ariadne empfing von ihm die goldene Krone[36]), und Harmonia das unglückliche Halsband[37]), Peleus ein Schwert[38]) und Äetes eherne Stiere[39]). Die Urne, welche Achills Asche faßte[40]), und Önopions Haus von Erz[41]) waren sein Werk. Allenthalben leistete er den Göttern wichtige Dienste. Auf Zeus Befehl schmiedete er traurig Prometheus am Kaukasus[42]), stand Achilles gegen den Fluß Xanthus bei[43]), welcher mit seinen Fluthen die Gegend überschwemmt hatte[44]), und bewachte Geryons Rinder in Erythia für Herakles. Einem so geschickten und verdienstvollen Künstler konnte der Mythus nur das Schönste zugesellen und er that es in der Charis[45]), der Göttinn des Schönen und Reizenden, welche er ihm zur Gattinn gibt und dadurch den Gedanken eines Hagerbeinigen und Hinkenden von H. entfernt[46]). Nach Hesiod[47]) ist es Aglaia, eine der Chariten. — Beweis, wie der Spätere das Allgemeine näher bestimmte. — Später, als die Grammatiker den Geschickten in einen Hinkenden umgedeutet hatten, und man sich nicht scheuete, auch den Göttern Lächerliches anzudichten, gab man H. Aphrodite zur Gemahlinn, die sonst in keinem Verhältnisse zu ihm stand, es müßte denn, wie Schwenck[48]) vermuthet, eine Naturanschauung, ein Verhältniß des Elementarfeuers zur Natur, deren Göttinn Aphrodite aus einer Mondgöttinn geworden war, und selbst darum die hephästische heißt, seyn[49]). Man erzählt folgendes lächerliche Mährchen: Ares und Aphrodite liebten sich heimlich, und kamen oft in Hephästos Gemach zusammen. Helios gibt dem Gatten davon heimliche Kunde. Dieser verfertiget auf seinem Amboß ein so feines und unzerreißbares Netz, wie Spinngewebe, schickt sich an, und will nach Lemnos gehen, wie andere Götter nach ihrem Lieblingsort, wo sie besonders verehrt werden, kehrt aber um, findet die Liebenden, wie er gedacht, umschlingt sie mit feinem Netze und stellt sie dem zusammen gerufenen Götterhaufen zum Gelächter dar[50]). Hermes spielt dabei eine lustige Rolle. Ob hier altsamothrakische Lehre in symbolischer Hülle mitgetheilt werde, wie Viele meinen und Ares als Eisen, welches wenig Glanz und Schönheit zeigt, zu deuten sei, die Vereinigung beider aber als Bild zu betrachten, nach dem dem Eisen verstohlen Schönheit mitgetheilt werde, lassen wir unerörtert[51]). — Einer naturhistorischen Erklärung scheint aber der goldene Stuhl fähig, welchen H. seiner Mutter zum Geschenk machte, aus dessen unsichtbaren Fesseln sie sich aber nicht befreien konnte[52]). Viele Götter flehen H. um Befreiung seiner Mutter, aber keiner, als Dionysos kann ihn dazu bewegen. Dieser macht ihn trunken, führt ihn in die Götterversammlung[53]) und er löset die Mutter aus den Fesseln (*ἀπολύων τῶν δεσμῶν*)[54]). Creuzer sieht hier, wie oft, orphische Vorstellung, entlehnt aus dem ägyptischen Göttersystem und betrachtet H. mit Dionysos als Demiurgen[55]). Uns scheint, als wenn alle diese mythischen Zuthaten in den lemnischen Lokalcult gehörten. Vulkanischer Boden, wie der lemnische, spendet reichlich guten Wein[56]). Auch nach Troja werden Schiffsladungen von Wein gebracht, und Hephästos ist, als Künstler oder Repräsentant der Vulkane, Mundschenk, und durch das Gedeihen des Weines auf vulkanischem Boden mit Dionysos verwandt, und so durch diesen bewogen, die Fesseln der Mutter zu lösen[57]). — Kann man ihn nicht mit Aphrodite vermählt denken, so doch mit Charis still häuslich lebend und vielbeschäftigt, und so nicht das eheliche Glück störend. Leider aber weiß die ärgerliche Chronik der Olympier Vieles von ihm zu erzählen. Athene kam, für sich Waffen zu bestellen, und er, von ihren Reizen gelockt, verfolgte sie, und gebar den Erechtheus oder Erichthonios[58]). Und, wenn nicht viele andere, welche sich

25) Il. XVIII, 375. 26) Welchen Pelops empfing. 27) *Pausan.* IX, 40. 28) Il. II, 101. 29) *Ovid.* Met. II, 106. 30) *Athen.* Deipn. XI. p. 419. 31) Il. XVIII, 417 — 420. 32) Il. XVIII, 478 — 490. 33) *Hes.* scut. Herc. 122. Die Beschreibung beider Schilder ist unverhältnißmäßig lang und sollten H. als Weltbildner darstellen. Hug Myth. S. 184 Not. 34) *Hes.* *ἐργ.* *κ.* *ἡμ.* 6. Theog. 578. 35) Od. VII, 89. 36) *Eratosthen.* 5. 37) *Pausan.* IX, 40. 38) *Apollod.* III, 13, 5. 39) Schol. *Apollod.* III, 409. 40) Od. XXIV, 75. 41) *Apollod.* I, 4, 3. 42) *Aeschyl.* Prometh. vinct. 2. *Apollod.* I, 7. 1. 43) Il. XXI, 342. 44) Ibid. 45) *Pausan.* IX, 35, 1. *ὄνομα αὐτῆς τίθεται χάρις.* 46) Il. XVIII, 382. 47) Theog. 945. 940. Il. XVIII, 382. 48) Andeutung. S. 178. 49) Od. VII, 274. Creuzer meint: Aphrodite sei der schöne Lichtschein des Feuers, aber auch der Glanz der Metallarbeiten des H. und versteht dann unter Ares das Eisen. 50) Od. VIII, 276. 51) *Creuzer* Symbol. Th. 2. S. 330 ff. 52) *Pausan.* I, 20. Hoc solium (*θρόνον*) Casaubonus ad *Sueton.* Octav. 43 comparat cum sellis, quibus olim tamquam laqueis usi sunt alienae vitae insidiantes; fabricam autem istarum sellarum videri non dissimilem fuisse sellis Romanorum curulibus. — Will er die Mutter für ihre Schuld büßen lassen? Oder erklärt Creuzer richtig? Das Feuer hält in den Tiefen des Meeres und der Gebirge die atmosphärische Luft gefesselt. 53) *Pausan.* I, 20, 2. Es stellen ihn trunken dar *Tischbein* Vasen. IV, 38. *Millin* Gall. Mythol. tab. 83. 85. *Creuzer* Abbildung. tab. V, 5. 54) *Böttiger* Vasengemälde erklärt *δεσμοὶ* Schlingen. *Viscounti* zum Pio-Clement. Tom. IV. p. 20. 55) Symbolik. Bd 3. S. 396. 56) Welcker Äschyl. Trilogie. S. 164. 316. Not. 232. 57) Welcker a. W. S. 316, wo viele Beweise dafür zu finden sind. 58) *Apollod.* III, 14, 6. Dieser Mythus gehört einem andern Kreise an.

Hephäste nennen, Jünger seiner Kunst seyn sollten, so würde seine ebeliche Treue gar sehr verdächtig. Der Mythus nennt Äthiops, Ardalos, Albion, Brotheus, Kakus, Cäculus, Kerkyon, Korynetes, Olenos u. A. seine Söhne außer der Ehe. Von ihnen am gehörigen Orte.

Wie er in Athen einen Tempel oberhalb des Keramikus mit der Königshalle[59]), und mit Athene mehrere gemeinschaftlich, auch an andern Orten hatte, so auch in Rom. Früh schon mußte H. in Rom Eingang finden, weil ihre Bewohner Waffen brauchten. Neben seinem Namen Vulcanus[60]) empfing er vom Schmelzen des härtesten Metalls, des Eisens, welches zu den Waffen gebraucht wurde, einen Beinamen: Mulciber[61]). Man findet in Rom Waffenschmiede und Metallarbeiter schon früh zünftig. Schon Romulus soll unserm Gott einen erbeuteten Kriegswagen geweiht, und Scipio die erbeuteten Waffen, als er mit Gewalt des Feuers Hasdrubals Lager zerstört hatte, verbrannt haben[62]). Man brachte ihm häufig zu Anfange eines Krieges Opfer, flehend um glückliche Siege[63]). Unter den Thieren waren die Löwen ihm heilig, und vor seinem Tempel wachten Hunde. Zur Gemahlinn gaben ihm die Römer Maja oder Majesta[64]). Vulcan war nach römischen Dichtern mit Feuerung seiner Werkstätten vorzüglich im Frühjahr beschäftigt, Donnerkeile für den Sommer Jupiter zu schmieden[65]). Darum heißt er aridus[66]). Von seiner Farbe nannten sie ihn luteus von lutum so viel als glastum, das gelb färbt[67]). Von seinem Feste, Volcanalia unter Hephästeia.

Die alte Kunst kannte H. nicht hinkend und lahm und bestätigt Kanne's Behauptung. Bathykles bildete ihn zuerst am Apollothrone zu Amyklä, wie er Athene verfolgt, in erhobener Arbeit[68]) und Gitiadas flach sein Bild in bronzene Tafeln, mit welchen wahrscheinlich der Tempel der Athene Chalkiökos an den Wänden belegt war[69]). Die Athener bewunderten seine Bildsäule von der Hand des Alkamenes stehend und bekleidet, deren Gestalt Cicero nicht unangenehm nennt[70]). Seine Lähmung versteckte der Künstler unter dem Gewande[71]). In der Blühte der schönen Kunst bildete Euphranor seine Statue. Von allen diesen Denkmählern ist keines übrig. — Eine einzige Statue befindet sich nach Hirt[72]) in der Villa Borghese, ganz nackt, das eine Bein auf einer Erhöhung, mit vorgebogenem Körper. Seine ganze Figur gibt Hirt[73]), und einen Kopf. Hammer, Zange, Feuer und Amboß charakterisiren ihn allenthalben[74]). Die alte Kunst bildete ihn als jugendlichen Gott ohne Bart, Mütze in athletischer Gestalt und ohne lahmen Fuß und in einigen spätern Monumenten kommt er noch ohne Bart vor. Die gereifte Kunst stellte ihn zwischen die jugendlichen und alten Götter, und bildete ihn untersetzt, mit starker Brust, starken Schultern und Armen, gedrungenen Muskeln, stark gewölbten Augenhöhlen, mit sinnendem, in sich selbst zurück gezogenem Blicke, mit von den Schläfen auf den Nacken herab fallenden Locken und mit vollem, gerolltem Barthaare, nackt, oder mit gefalteter Binde um die Hüften, oder auch mit um die Hüften gegürteter tunica, und entblößter rechter Schulter. Von der abgerundeten Mütze, welche er trägt, meint Böttiger, daß diese Tracht magisch sei und aus dem Zoroasterdienst herrühre und die vier unter dem Kinn zugeknüpften Laschen (redimiculs) aus dem Feuerdienst der Perser entsprungen. Sie sollen den Mund verschließen, um den Athem nicht zu verunreinigen[75]). Welcker[76]) bemerkt, daß nur noch zu erörtern sei, ob diese Mütze erst seit dem Vordringen der Perser und Meder um 600 gefunden werde, oder schon früher.

(*Dr. Schincke.*)

HEPHER, eigentlich CHEFER (חֵפֶר, auch חפר), Name eines Districts in Palästina (1 König. 4, 10), aber auch einer Ortschaft Galiläa's, nicht weit von Kastra[1]), und weniger als 12 röm. Meilen von Sipporis entfernt[2]). Ob es mit Gath hachefer einerlei sei, ist ungewiß. Hepher hatte seinen eigenen König, so lange die Kanaaniter Palästina inne hatten (Jos. 12, 17.). Calmet[3]) möchte es mit Ophra oder Ephron, beides im Stamme Benjamin (Jos. 18, 23. 2 Chron. 13, 19.), oder mit Gideon's Geburtsstadt Ophra, oder mit einem gleichnamigen, nach Hieronymus 5 röm. Meilen östlich liegenden Orte kombiniren, was sich aber mit der Lage nicht vereinigen läßt, welche die talmud'sche Sage dem Orte anweist.

(*A. G. Hoffmann.*)

Hephestiades, s. Lipari.

Hephthemimeres, s. Hexameter.

HEPIALUS, *Fabricius* (Insecta), Wurzelspinner. Von ἠπίαλος — besser wohl ἠπίολος (bestiola circa lychnum volitans, *Hederich*). Eine Schmetterlingsgattung aus Linné's Bombyx gesondert. Die Antennen derselben sind schnurförmig, viel kürzer als der Thorax; die unteren Palpen sind sehr klein und stark be-

59) *Pausan.* I, 14. 60) *Varro* de ling. lat. IV, 10. erklärte Vulcanus durch ignis violentia und Lanzi führte es auf ἄλκανος von ἄλκω, validus, violens. *Visconti* nimmt ἄλκω vom Erzschmieden und ἄλκανος als malleator. Andere wollen volare als Etymon und Volicanus. 61) *Macrob.* Saturn. VI, 5. Mulciber est Volcanus, quod ignis sit, et omnia mulceat et domet. 62) *Liv.* XXX, 6. 63) *Liv.* I, 37. XXIII, 46. XXX, 6. XLI, 12. 64) *Macrob.* Saturn. I, 12. Cincius mensem nominatum putat a Maja, quam Vulcani dixit uxorem, argumentoque utitur, quod flamen Vulcanalis Calendis Majis huic deae rem divinam facit. Sed Piso uxorem Vulcani Majestam non Majam dicit vocari. 65) *Horat.* Od. I, 4, 7. 66) *Juvenal.* Sat. X, 33. *Caes.* B. G. V, 14. 67) Herba, qua caeruleum inficiunt. *Vitruv.* VII, 14. *Plin.* H. N. XXXII, 5. 26. *Virgil.* Ecl. V, 44. 68) *Pausan.* V, 17. 69) *Pausan.* III, 17. Meyer Gesch. d. b. K. 1ste Abth. S. 13. 70) *Cic.* de nat. Deor. I, 30. 71) *Val. Max.* VIII, 11, 3.

72) Bilderbuch. Tab. VI, 2. und 1. 73) Bilderbuch. S. 42. 74) *Beger* Thes. Brandenb. Tom. III. p. 276. 75) Böttiger Erklärung der Musivin und Basreliefs an C. Maltdäi's Pferde-Modelle. Dresden 1823. S. 54. 76) Welcker Äschyl. Trilogie. S. 317. Not.

1) Midras Schirhas. cap. 2. 2) Gemar. Hierosol. Scheviith fol. 36. col. 3.; s. diese Stelle im Auszuge bei *Reland* (Palaest. p. 718 ed. Ultraj.). 3) Bibl. Wörterb. 2r Th. S. 477 der teutsch. übers.

haart; der Saugrüssel fehlt oder ist doch so kurz, daß man ihn kaum bemerkt; die Flügel sind lang, schmal, lanzetförmig oder elliptisch, und liegen in der Ruhe immer dachförmig, die Diskoidalzelle der untern ist hinten in die Quere durch einen bogigen Nerven geschlossen und der Länge nach durch einen gabeligen Nerven getheilt, welcher von der Wurzel nach dem Hinterrande läuft. — Die Wurzelspinner haben in der Regel keine ausgezeichneten Farben, doch zeigen einige ein wie Atlas glänzendes Weiß, andere Flecken, die gleich polirtem Silber und Golde glänzen, und Ausländer unter ihnen prangen auch mit den schönsten Farbenmischungen. Sie fliegen in der Regel des Abends, manchmal jedoch auch am hohen Mittage, meist in der Nähe der Wohnorte ihrer Raupen, an Zäunen und Gebüschen, Hopfenpflanzungen u. s. w. Die Raupen leben sehr verborgen in der Erde, von Wurzeln sich nährend, oder in Baumstämmen. Sie sind meist glatt, nur mit wenigen kurzen Haaren besetzt und haben 16 Füße. Ihr Mund ist mit sehr starken Mandibeln versehen und hinter dem glänzenden Kopfe steht ein glänzendes Nackenschild. Sie verwandeln sich theils in ihrem Wohnorte, theils in der Erde in einem Gespinste. Die Puppe ist fast cylindrisch, mit sehr kurzen Flügelscheiden, und ihre Hinterleibsringe sind mit kurzen, spitzigen, etwas nach hinten gerichteten Stacheln versehen, mit deren Hilfe sie sich, wie die der Gattung Cossus, zum Theil aus ihrem Lager heraus arbeitet, wenn der Schmetterling auskriechen will. — Die Gattung ist nicht sehr zahlreich an Arten, von welchen wir nur zwei anführen. 1) H. Humuli, *L.*, der Hopfenspinner, die Hopfeneule*). Die Antennen sind rostfarbig, Kopf, Thorax und Hinterleib gelblich grau, die Flügel bei dem Männchen oben silberweiß, unten schwärzlich braun, bei dem Weibchen sind die vordern hoch ochergelb oder blaßgelb, mit matt ziegelrothen schiefen Streifen und Flecken, die hintern sind blaß röthlichgelb. — Das Weibchen legt eine Menge ganz kleiner schwarzer Eier, welche wie Pulverkörner aussehen. Die Raupe erscheint in der Regel im August, überwintert meist unter Steinen und verwandelt sich im April oder Mai. Sie ist gelblich, mit braungelbem Kopfe und Nackenschilde, schwarzen Luftlöchern und mit kleinen, einzelnen Wärzchen besetzt, auf welchen kurze schwarze Haare stehen. Ihre Nahrung besteht meist in Hopfenwurzeln (Humulus Lupulus), doch lebt sie auch von Kartoffeln, von Graswurzeln und vielleicht auch von den Wurzeln der Zaunrebe (Bryonia). An den erstern zeigt sie sich oft in solcher Menge, daß sie ganze Pflanzungen verwüstet. Sie wird in einem geräumigen Gewebe in der Erde zu einer rothbraunen Puppe, aus welcher sich der Schmetterling im Junius und Julius entwickelt. Er ist in den meisten Ländern Europa's einheimisch. 2) H. lignivorus**). Die Vorderflügel sind gelbgrün und durch ein welliges Band von schwacher, dunkeler durchschnittener Rostfarbe in zwei Flecken getheilt, haben auch einige scharlachrothe Flecken, zum Theil an der vorderen Flügelecke; die Hinterflügel sind röthlich-fleischfarben, der Kopf und Halskragen sind blaugrün, der Thorax grün, der Hinterleib röthlich. Die blaßbraune, dunkeler schattirte Raupe lebt in Neu Südwallis in den Stämmen einer Art Casuarina. Sie frißt um den Eingang zu ihrer Höhle, rund um den Stamm Rinde und Oberholz weg, verbindet aber die Späne mittels Gespinnst zu einem dicken Klumpen, welcher den Stamm rings umgibt und unter dem sie sich einen Gang offen hält. Bei der Verwandlung schließt sie die Öffnung ihrer Wohnung mit einem Gewebe und dann fällt jener Ring ab. Bevor der Schmetterling auskriecht, schiebt sich die Puppe halb zur Öffnung heraus. Jener erscheint meist im Februar. (*D. Thon.*)

*) *Hübner* Bombyc. t. 48. f. 203. 204. Esper Schmetterl. IV. t. 80. Noct. f. 1. Noctua Humuli, (nach *Linné*). **) Hep. Lignivorus (!) *Lewin* Prodromus Entomology etc. London 1805. p. 17. t. 17. — *Thon's* Entomol. Archiv. I. 2s Hft. S. 37. t. III. f. 7. a b c d.

HEPIDAN, HEPIDANUS (auch Hepidannus und Hepidamnus). Ein Benedictiner Mönch des Klosters St. Gallen, welcher in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts lebte und als Verfasser der Lebensbeschreibung der Klausnerinn Wiborada bekannt ist, die im J. 925 von den Ungern zur Martyrerinn soll gemacht worden seyn, und im J. 1047 von Clemens II. unter die Heiligen versetzt wurde. Hepidannus schrieb dieß Leben, wie er in der Einleitung selbst sagt, im J. 1072 auf Befehl des Abtes Udalricus des Zweiten. Auch andre Mönche dieses Klosters, namentlich schon vor ihm Eckehardus, haben sich in Verherrlichung dieser Heiligen versucht. Die Schrift von Hepidannus findet sich bei Goldast (Scriptores rerum Alamannicarum. T. I. p. 323. Ed. Frf. 1606.) und in den Acta Sanctorum (Mai Tom. I. p. 293) und liegt dem Leben dieser Heiligen in Murers Helvetia Sancta zum Grunde. — Gewöhnlich werden dem Hepidannus auch die Annalen zugeschrieben, welche sich bei Duchesne (Scriptt. rerum Gallicarum. III, 471 sqq.), Goldast (Scriptt. rer. Alamann. T. I. p. 6 sqq.) und Bouquet (Tom. III, 316.) finden. Dieselben gehen vom J. 709 bis 1055. Schon Goldast vermuthete, daß das Leben der Wiborada und die Annalen nicht den gleichen Verfasser haben. Senkenberg hingegen suchte die Identität der Verfasser zu erweisen. Neuerlich aber hat der gelehrte, wenn gleich in seiner St. Gallener Geschichte nicht immer ganz getreue, Conventual des ehemaligen Klosters St. Gallen, Ildefons von Arx, nachgewiesen, daß Hepidannus nicht der Verfasser dieser Annalen seyn kann, indem der Originalcoder zu St. Gallen (Nr. 915.) durch die Schrift beweiset, daß die Geschichte der Jahre 709 bis 956 schon hundert Jahre vor Hepidannus geschrieben wurde, und zwar von der gleichen Hand und mit der gleichen Tinte. Die Fortsetzungen sind dann von verschiedenen Händen und unter diesen mag vielleicht Etwas von Hepidannus seyn. — Der Coder der Annalen, welchen Goldast benutzt hat, ist übrigens sehr corrumpirt, und der Originalcoder, welchen Arx zuerst aus der Bibliothek zu St. Gallen unter dem Titel Annales Sancti Galli majores (in den

Monumenta Germaniae Historica von Pertz, Hannover 1826. Tom. I. p. 73) edirt hat, weicht bedeutend von dem bisherigen Texte ab. — Über Hepidannus ist auch zu vergleichen *Mezler* de viris illustribus Sancti Galli, in *Pezii* Thesaurus Anecdot. T. I. (*Escher.*)

Eine Unähnlichkeit zwischen dem Stil der Annalen und dem der vita S. Wiboradae unsers H. hatten schon früher einige Kritiker bemerkt und danach einen ältern und jüngern Hepidan angenommen. Nach Oudin[1]) soll H. um das J. 1080 gestorben seyn; in der Vorrede zum Leben der heil. Wiborada kommt vor, daß er seit dem J. 1072 sich mit der Abfassung desselben beschäftigt habe[2]). (*A. G. Hoffmann.*)

HEPPACH, GROSSHEPPACH, ein evang. Pfarrdorf im Remsthale, im Königreiche Wirtemberg, im Neckarkreise und Oberamte Waiblingen mit 1360 Einwohnern. Nicht weit davon liegt das Filialdorf Kleinheppach mit 540 evang. Einwohnern, wo einer der besten Landweine erzeugt wird. (*Memminger.*)

HEPPE, HIPPE (Falcula), ein schneidendes, mehr oder weniger sichelförmiges Instrument, dessen Größe und übrige Einrichtung von dem besondern Gebrauche abhängt, welchen man davon macht. Bei den Gärtnern und Winzern ist es ein aus gutem Stahle gearbeitetes, gut gehärtetes, krumm gebogenes Messer, das zum Beschneiden der Obstbäume, der Weinstöcke u. s. gebraucht wird. Die Gärtner nennen eine solche Heppe oder Hippe, welche nach der Form der Klinge einen gebogenen Heft hat, ein Gartenmesser, auch ist sie wie ein Messer, das man auf- und zulegen kann, eingerichtet. Die Winzerheppe, auch Rebmesser, Weinmesser, Stockmesser u. s. f., ist mit einem geraden Hefte versehen, hat eine etwas längere, unbewegliche Klinge und läßt sich im Nothfalle auch zum Hauen anwenden. Für den häuslichen Gebrauch ist die Heppe ein bloß hauendes Instrument, das an seinem vordern Ende krumm gebogen und hinten hohl ausgearbeitet ist, um einen Heft oder Stiel daran befestigen zu können. Es dient in der Küche zum Hacken des langen, starken Reisigholzes und ist zu diesem Zwecke mit einem kurzen Helme versehen; zum Gebrauche im Walde hat die Heppe einen langen Stiel, um damit die dürren Äste bequem herunter reißen zu können. (*Fr. Thon.*)

HEPPE (Chr. Wilh. von), ein bekannter Jagdschriftsteller, der 1716 geboren war, Anfangs als Forstmeister in der Oberpfalz gestanden hatte, dann nach München als Hofkammerrath berufen wurde und am 21. Januar 1791 gestorben ist. Er hat vorzüglich über hohe Jagd geschrieben: seine Anleitung zur Arbeit des Leithundes unter dem Titel: Aufrichtiger Lehrprinz, würde noch brauchbar seyn, wenn man Leithunde überall noch benutzte. Wenigern Werth haben der sich selbst rathende Jäger. Augsburg 1754, welcher 117 streitige Fälle im Jagdwesen entscheiden soll, und der einheimische und ausländische wohlredende Jäger, ein Repertorium der Holz-, Forst- und Jagdkunstwörter. Regensburg 1763, neu aufg. 1779. (*Pfeil.*)

HEPPENHEIM, 1) Landrathsbezirk. Dieser Bezirk macht einen ansehnlichen Theil der großherzoglich-hessenschen Provinz Starkenburg aus; es ist flaches Land, welches westlich vom Rheine begränzt wird, östlich an die Vorberge des Odenwaldes anstößt und mit der Bergstraße beschlossen wird, südlich an das Großherzogthum Baden und nördlich an den Landrathsbezirk Bensheim gränzt. Der größten Theils sehr fruchtbare Boden geht südlich in Sand über.

Die gegenwärtigen Bestandtheile des Bezirkes sind: a) ein Theil der mainz'schen Bergstraße oder des vormaligen Oberamtes Starkenburg, b) das ehemals bischöflich worms'sche Amt Lamperthheim, c) das mainz'sche Amt Gernsheim, und d) zwei Ortschaften aus dem ehemaligen Amte Zwingenberg.

Im Ganzen begreift der Bezirk 1 Stadt, 4 Marktflecken, 39 Pfarr- und andere Dörfer, Höfe, Außenmühlen ꝛc. In denselben zählt man 2776 Häuser und 21,000 Einwohner.

Die Stadt, welche zu diesem Bezirke gehört, heißt Heppenheim, worin der Sitz des Landrathes ist. Die Marktflecken sind: Lorsch, mit dem Sitze des Landrathes, Virnheim, der größte Ort der ganzen Provinz Starkenburg (mit Ausnahme von Darmstadt), Lamperthheim und Großrohrheim. Pfarrdörfer sind: Hofheim, Nordheim, Biblis und Bürrstadt. Dörfer sind namentlich: Wattenheim, Großhausen, Kleinhausen und Bobstadt, welche jedoch sämmtlich, mit Ausnahme von Bobstadt, Kirchen haben.

HEPPENHEIM, 2) Stadt. Diese ist der Hauptort des so eben bezeichneten Landrathsbezirkes Heppenheim, und eine uralte, mit Mauern umgebene Stadt am Fuße eines Berges, der in alten Urkunden Burgbelden heißt, und auf welchem das alte Schloß Starkenburg in Ruinen sichtbar ist. Heppenheim ist 6 Stunden von Darmstadt und 6½ St. von Heidelberg entfernt, hat eine ansehnliche Pfarrkirche, 406 Häuser, 3550, meistens katholische Bewohner. Sie ist der Sitz des Landrathes und eines Steuerkommissärs. Auch ist daselbst ein Hauptzollamt. — Sie besteht eigentlich aus zwei Theilen, nämlich: aus der mit Mauern umgebenen Altstadt, und aus der neueren und schöneren Vorstadt, ohne Mauern, welche sich längs der Bergstraße hin zieht und eine Postverwaltung nebst guten Gastwirthshäusern hat.

Noch ehe das alte berühmte Kloster Lorsch vorhanden war, hatte Heppenheim schon eine Hauptkirche, welche, sammt der ganzen königlichen Villa Heppenheim, der Waldmark und allem Zugehör, Kaiser Karl der

1) De scriptorr. ecclesiast. II, 619. 2) Vergl. über ihn *Mabillon* Annales Ord. Bened. V, 52c; *Vossius* de histor. lat. III, 1.; *Fabricii* Bibl. lat. med. et infim. aetat. Libr. VIII. p. 695. ed. Hamb. de 1735. Jöcher's Gelehrtenlex. 2r Bd. S. 1515.

Große im J. 773 dem Kloster Lorsch schenkte*). Dieses blieb auch dieser Stadt und ihrem Zugehör bis zum Jahre 1232, wo dieselbe mit Lorsch selbst an das Erzstift Mainz kam. Eine Zeit lang war Kurpfalz in pfandweisem Besitze dieser Stadt und der mainz'schen Bergstraße, und kam endlich im J. 1803, mit dem Schlosse Starkenburg und dem ganzen Oberamte gleiches Namens, an Hessen-Darmstadt.

Die Hauptnahrung der Einwohner besteht in Acker-, Wein- und Gartenbau, in Viehzucht, Handwerken und Mühlengewerbe, wozu 15 Frucht-, 1 Öl- und 1 Lohmühle gehören. An Äckern, Wiesen, Weinbergen und Weide besitzt die Stadt 9195 und an Gemeindewaldung 4349 alte Morgen. Von dem in der Gemarkung erzielten Getreide wird vieles ausgeführt. Auch wird eine Menge vortrefflicher Gemüsegattungen, Klee, Rüben etc. besonders aber eine große Menge Kartoffeln, gepflanzt. Eben so bedeutend ist die Viehzucht, welche durch den Klee- und Rübenbau sehr befördert wird. Ferner gibt es hier vieles Obst, und ein guter Wein wächst in der Gemarkung, der beste jedoch auf der Süd- und Westseite des Berges, auf welchem die Starkenburg steht. Diese ehemalige Feste, von welcher die Provinz Starkenburg den Namen hat, ist ums Jahr 1064 von dem Lorscher Abte Ulrich, bei Gelegenheit einer Fehde mit dem bekannten Bischof Adalbert von Bremen, erbauet worden, sie war mit vielen Thürmen, Bastionen und starken doppelten Mauern wohl verwahrt und hatte mehrere Belagerungen ausgehalten, wovon die unter Turenne im J. 1655 die berühmteste ist. Erst nach dem 7jährigen Kriege zog Kurmainz die Besatzung davon ab und die Feste wurde theils mit Gewalt demolirt, theils zerfiel sie in sich selbst. Nur sparsame Reste, worunter ein hoher viereckiger Thurm in der Mitte des Burghofes das Bedeutendste ist, sind davon noch übrig. Man genießt von dieser Burg eine große und prächtige Aussicht, besonders übersieht man den Lauf des Rheins mit allen seinen Krümmungen von Speier bis unterhalb Oppenheim. (*Dahl.*)

HEPPENHEIM IN RHEINHESSEN. Orte dieses Namens findet man in der großh. hessenschen Provinz Rheinhessen zwei: nämlich 1) Heppenheim auf der Wiese und 2) Heppenheim im Loch. Ersteres ist ein großes und schönes Pfarrdorf an der Eisbach im Kanton Pfedersheim, eine Stunde von der Stadt gleiches Namens entfernt. Es ist ein sehr alter Ort und kommt im J. 783 in einer Lorscher Urkunde (Nr. 1880) schon vor. In einer andern vom J. 802 erscheint solcher unter dem Namen Oberheppenheim (Heppenheim superior, Nr. 769).

Es ist dieß wahrscheinlich jener Ort, worin das Kloster Lorsch durch milde Schenkungen unter K. Pipin, Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen, von 766 bis 825, so viele Güter empfangen, daß beinahe die halbe Gemarkung darunter begriffen seyn mag. 15 ganze Bauerngüter, Gebäude und Scheunen, 20 Morgen Wingert und 260 Morgen urbare Äcker, mehrere Wiesenstücke und viele Leibeigene werden in vierzig Schenkungsbriefen (im Cod. Lauresh. von Nr. 858 bis 897) bemerkt. In der Folge gehörte dieser Ort unter diejenigen, welche nach der Verordnung des Bischofs Burkard I zum Bau und Unterhalt der Stadtmauern von Worms beitragen mußten[1]). Späterhin kam dieses Dorf an die Pfalzgrafen bei Rhein, worunter der Kurfürst und Pfalzgraf Philipps dem Orte, welcher in der Mainzer Fehde, 1460 verbrannt worden war, verschiedene Freiheiten verlieh. Im J. 1815 kam Heppenheim mit ganz Rheinhessen an den Großherzog von Hessen. Gedachtes Pfarrdorf hat 2 Kirchen, 1 katholische und 1 evangelische, und eben so auch 2 Pfarreien und 2 Schulen.

Die älteste Kirche des Ortes ist die der Evangelischen, und war vormals den Reformirten privative zugehörig. Schon zu Ende des 8ten Jahrh. schenkte ein Priester Namens Gromonolf die Kirche zu Heppenheim dem Kloster Lorsch. Sie kam in der Folge an den Bischof von Worms, und später an den Dompropsten daselbst, wo sie dem heil. Petrus geweihet, kam aber in der Kirchentheilung an die Reformirten und ist nun die Pfarrkirche der vereinigt-evangelischen Christen. Die Katholiken haben eine eigene Kirche.

Heppenheim zählt 215 Häuser mit 1250 Bewohnern, wovon den Mehrtheil die Evangelischen ausmachen. Die Gemarkung enthält 2205 Morgen Äcker, 253 M. Wiesen, 142 M. Weinberge, 74 M. Gärten, 39 M. Wald und 3 M. Ödung.

Den Beinamen auf der Wiese hat dieses Dorf von dem mit vielen Obstbäumen bepflanzten großen Wiesengrunde entnommen, und unterscheidet sich dadurch von der Stadt Heppenheim an der Bergstraße und dem Dorfe Heppenheim im Loch.

Zwischen Heppenheim und Pfedersheim ist im Ackerfeld ein altes Gemäuer entdeckt worden, allwo eine Burg gestanden zu seyn scheint, weil dort einige Wiesen noch wirklich die Burgwiesen genannt werden. Pauli (in den Alterthümern am Rhein) versetzt diese Burg zwischen Heppenheim und Großniedesheim, mithin in die entgegen gesetzte Richtung, und meldet geradezu, daß dieselbe einst den Rittern von Heppenheim gehört habe, wovon er jedoch den Beweis beizubringen vergessen hat.

Von der Eisbach ist zu bemerken, daß sie den ganzen Ort umfließt, und außer demselben eine Mühle treibt. (*Dahl.*)

HEPPENHEIM IM LOCH. Außer dem Pfarrdorfe Heppenheim auf der Wiese findet man in Rheinhessen noch ein Heppenheim, mit dem Beinamen im Loch. Es ist dieß ein Pfarrdorf im Kantone Osthofen, 1¼ Stunde von Osthofen und 7 St. von Mainz entlegen, mit 2 Kirchen, 95 Häusern und 640 Einw.,

*) Über die alte Gränzbeschreibung der Pfarrei Heppenheim befindet sich eine sehr merkwürdige steinerne, in dem inneren Eingange der Kirche eingemauerte Urkunde, v. J. 805, von welcher hier eine ganz treue Abbildung beigefügt ist.

1) *Schannat* Hist. Episc. Worm. T. I, 211.

wovon die Mehrzahl der evangelischen Confession zugethan ist.

Schon im J. 772 schenkte ein gewisser Otacher ein bedeutendes Gut in der Freimersheimer und Heppenheimer Mark an das Kloster Lorsch[1]). Daß hier das Heppenheim im Loch und nicht jenes auf der Wiese gemeint ist, solches geht aus dem angränzenden Freimersheim hervor, dessen Gemarkung an den Gränzen des Kantons Alzei mit jener von Heppenheim zusammen stößt. Alles, was übrigens Widder[2]) von den vielen Gütern, der Kirche ꝛc. spricht, welche das Kloster Lorsch schon frühzeitig in diesem Orte erhalten haben soll, ist völlig unrichtig, und gehört solches zu dem Dorfe Heppenheim auf der Wiese, wohin er es auch (unbegreiflicher Weise) noch einmal gesetzt hat[3]). Unsicher bleibt auch noch jene Schenkung, die er aus dem Jahre 795 anführt[4]), indem man nicht weiß, ob solche den Ort Heppenheim an der Wiese, oder den im Loch angeht. Letzterer Ort war stets ein Zugehör der kurpfälzischen Burg Alzei und dahin dienstbar. Jedoch waren auch verschiedene adelige Geschlechter in demselben begütert, worunter eines von Heppenheim mit dem Zusatze vom Sale sich benannte. Dasselbe besaß in dem Dorfe eine eigene Burg, die mit Erlöschung des Geschlechtes durch eine Erbtochter, erst an Philipp Erwin von der Leyen, und dann durch dessen Tochter Maria Barbara an den Grafen Georg von Schönborn vererbt wurde. Erst im J. 1766 ist solche durch einen Blitz angezündet und eingeäschert, auch nicht wieder aufgebauet worden.

Im J. 1251 übergaben verschiedene Adelige den Pfarrsitz zu Heppenheim und die Kirche daselbst an das Nonnenkloster Weidas, auch Marienborn genannt, bei Alzei, welches im J. 1551 aufgehoben wurde. Die Güter und Gefälle desselben, wahrscheinlich auch den Pfarrsitz zu Heppenheim, erhielt hierauf die Universität Heidelberg. Die alte Pfarrkirche zu Heppenheim fiel in der Theilung den Katholischen zu, und die Reformirten erbaueten sich hierauf eine neue Kirche.

Der Ort enthält mithin 2 Kirchen, dann 96 Häus. und 640 Einw. Die Gemarkung enthält 216 Morgen Ackerfeld, 27 M. Wiesen und 4 M. Gärten, auch wird viel Klee gepflanzt.

In der Nähe des Ortes befindet sich eine Eisengrube, deren Erze in die Eisenhütte von Winnweiler geführt werden. (*Dahl*)

HEPPINGEN, Dorf an der Ahr in dem Kreise Ahrweiler des preuß. Reg. Bez. Koblenz mit 308 Einwohnern. Es liegt am Fuße des 1100′ hohen Basaltbergs Landskrone und hat eine Heilquelle, deren Wasser dem Wildunger am nächsten kommt, aber nicht stark benutzt wird. (*Mutzell.*)

Hepsetus, s. Atherina. (Erste Section. 6r Band. S. 178).

1) Cod. Lauresh. Nr. 746. 2) In der Beschreibung der Rheinpfalz. III. Th. S. 86. 3) a. a. O. S. 227. 4) l. c. S. 37.

HEPTACA *Lour.* Fl. cochinch. Eine Pflanzengattung von unbekannter natürlicher Verwandtschaft aus der ersten Ordnung der 13ten Linnéschen Klasse, deren Charakter in polygamischen Blühten, einem dreiblätterigen Kelch, zehn fast radförmigen Korollenblättchen, einer siebengetheilten Narbe und einer siebenfächerigen vielsamigen Beere besteht. Die einzige Art H. africana, welche *Lureiro* an der Ostküste Afrika's fand, ist ein kleiner Baum mit abwechselnden, eiförmigen, unbehaarten, glattrandigen Blättern, seitlichen vielblumigen Blühtenstielen und weißen Blumen. S. *Spr.* syst. II, 602. (*Sprengel.*)

HEPTACHORD, teutsch: Siebensaite, Siebenton. Man versteht unter diesem griechischen Worte dreierlei: 1) den siebenten Ton oder die Septime, meist die große; 2) und zwar viel gewöhnlicher, die ganze Folge der sieben diatonischen Töne: c d e f g a h; d e fis g a h cis u. s. f. nach jedem beliebigen Grundtone; 3) ein Instrument mit 7 Saiten. Man vergl. den Art. Hexachord. (*G. W. Fink.*)

Heptagon, siebenseitige reguläre Figur, s. reguläre Figur.

Heptagonalzahl, s. Polygonalzahl.

HEPTAGYNIA, *Linné* (Botanik). Unter diesem Ordnungsnamen führt Linné in seinem Pflanzensysteme, diejenigen Gewächse auf, welche sieben Griffel haben. Sie finden sich in der siebenten Klasse (Heptandria), gehören zur natürlichen Familie Aralieae und bilden die einzige Gattung Gilibertia, *Ruiz* et *Pavon*. (*Dr. Thon.*)

HEPTAKOMETAE (Ἑπτακωμῆται), oder Septempagani (die 7 Dörfer Bewohnenden), ist der Name von sehr unkultivirten Völkern im Pontus*). (*R.*)

HEPTANDRIA, *Linné* (Botanik). Ein Klassenname in dem Linné'schen, auf die Anzahl u. s. w. der Zeugungsorgane gegründeten Pflanzensysteme, diejenigen Gewächse bezeichnend, in deren Blühte sich sieben männliche Geschlechtstheile (Stamina) um die weiblichen freistehend befinden. Es zerfällt diese Klasse in vier Ordnungen, Mono-, Di-, Tetra- und Heptagynia genannt, und enthält Gattungen aus folgenden natürlichen Familien: Primuloae, Hippocastaneae, Flacourtiae, Rosaceae, Leguminosae, Melieae, Nyctagineae, Chenopodeae, Portulaceae, Cyperaceae, Piperaceae und Aralieae. Als erläuternde Beispiele dieser Klasse mögen die merkwürdigsten europäischen Gattungen derselben Trientalis und Aesculus dienen. (*D. Thon.*)

HEPTANESIA, eine Gruppe von 7 Eilanden, die an der Westküste von India intra Gangem vom sinus colchicus bis zum Flusse Aratius hinauf lagen. Es ist wohl schwer zu bestimmen, welche von den kleinen Inselgruppen an dieser Küste darunter verstanden wurden: vielleicht Salsette. (*G. Hassel.*)

HEPTANOMIS (Ἑπτανομίς), HEPTANOMIA (Ἑπτανομία), HEPTANOMOS, ist bei den Griechen

*) *Strab.* XII. p. 378.

Bezeichnung Mittelägyptens, des heutigen Bostani; der Name kommt von den 7 Distrikten her, welche es umfaßte; nämlich den Nomos Memphiticus, Heracleotes, Arsinoites, Aphroditopolides, Cynopolites, Oxyrhynchites und Hermopolitanus und erstreckte sich von Hermopolis Magna bis in die Gegend, wo der Nil sich theilt. Da nun jene Distrikte nach den in ihnen liegenden Hauptstädten benannt wurden, so hieß das ganze Gebiet auch Heptapolis (Siebenstadt). Nach dem Kaiser Arkadius erhielt es auch den Namen Arkadia†). (*R.*)

HEPTAPORUS (*Ἑπτάπορος*), ein auf dem Ida entspringendes[1]) Flüßchen der kleinasiatischen Landschaft Troas, so genannt, weil man ihn auf einer gewissen Straße nach Celänä sieben Mal passiren mußte. Aus gleichem Grunde hieß er Polyporus. Schon zu Plinius[2]) Zeit konnte man ihn nicht mehr nachweisen[3]). (*R.*)

Heptapylos (die siebenthorige Stadt), Beiname des böotischen Thebrn, s. Theben.

HEPTARCHIE (die), Gesammtname für die sieben Staten, welche die Angelsachsen (s. d. Art.) von 455—587 n. Chr. in Britannien (Albion, England) stifteten, und in einrn Nationalbund verbanden, der, unter mancherlei inneren und äußeren Anfechtungen, so lange sich hielt, bis Egbert, König von Wessex, ihn 827 zu Einem Königreiche unter dem Namen England (Land der Angeln) vereinigte. Die Heptarchie entstand, wuchs, wirkte und endete wie folgt. Zuerst gründete Hengist (s. d. Art.) um 455 in dem heutigen Kent, wohl auch in einem Theile von Hampshire, das Königreich Kent, mit der Hauptstadt Canterbury. Um 477 landete Ella, ein anderer Sachsenhäuptling, auf der britischen Südküste, eroberte unter harten und langen Kämpfen Sussex und Surrey, und gründete den Stat Sussex (Südsachsen) mit der Hauptstadt Cissancester (Chichester), der indeß meist dem Reiche Kent, oder einer andern Herrschaft zinspflichtig war, welche von dem Sachsen Cerdik, — der mit seinem Sohne Cenrik 495 auf der Insel Whigt landete, von dort aus die Briten unter ihrem Feldherrn Nazan-Leod unweit Southampton schlug, und nach wechselndem Kriegsglück 519 die Landschaften Hampshire, Wiltshire und Berkshire eroberte — unter dem Namen Wessex (Westsachsen) mit der Hauptstadt Bentceaster (Winchester) gestiftet wurde. Um das Jahr 527 gründete auf der Ostküste von Britannien Erkenwin das vierte Reich der Heptarchie: Essex (Ostsachsen), mit der Hauptstadt London, bestehend aus den heutigen Landschaften Essex, Middlessex und Hertfordshire. Das fünfte Reich war Northumberland. Dort landeten bald nach Hengist's Einbruche dessen Vettern Octa und Ebessa mit 40 Schiffen, ließen sich längs der piktischen Gränzmauer (Pikts-Wall; Severs Mauer) nieder und breiteten sich tief in Südscotland, bis nach Lothian und den Firth of Forth aus. Sie fanden indeß — eben weil sie, gleich ihren Landsleuten in Süd-England, Sitten, Sprache, kurz alles Nationalbritische ausrotten und in Angelsächsisches verkehren wollten — allenthalben hartnäckigen Widerstand, und erst um 545 konnte der Angelnhäuptling Ida dort den Stat Berenicia, 20 Jahre später der Sachsenführer Ella den Stat Deira südlich vom Tees stiften. Ida's Enkel, Ethelfried, indeß gewann um 590 durch Vermählung mit Ella's Tochter Acca einen Anspruch auf die Vormundschaft über deren dreijährigen Bruder Edwin, Erben von Deira; er vertrieb, als die Tutel ihm verweigert wurde, seinen Schwager, vereinigte beide Reiche, machte sich durch die Besiegung des Skotenkönigs Aidan (603) und des Britenhäuptlings Brocmail von Powis bei Chester, wie durch die Zerstörung des berühmten Klosters Bangor seinen Nachbarn furchtbar, und nahm den Titel eines Königs von Northumberland an. Seine Hauptstadt war York. Als sechstes Reich der Heptarchie erscheint Ostangeln mit den Hauptstädten Donnoc (Dunwich) und Edmundsbury. Der Angeln-Häuptling Uffa stiftete dasselbe — aus Cambridge, Suffolk und Norfolk bestehend — um das Jahr 575 n. Chr. Zwölf Jahre später begann Kriba, gleichfalls ein Angelnfürst, die Gründung des siebenten und mächtigsten Reichs, Mercia; doch erst sein dritter Nachfolger, Penda (reg. v. 624—655), konnte den Thron gegen seine Nachbarn behaupten und dem Reiche die Ausdehnung über die Shires von Monmouth, Hereford, Glocester, Oxford, Bukingham, Bedford, Huntington, Northampton, Rutland, Lincoln, Nottingham, Derby, Leicestrr, Warwik, Worcester, Stafford, Chester und Schrop grben. Lincoln war die Hauptstadt dieses Reichs.

Hinsichtlich des Näheren über die einzelnen Staten der Heptarchie muß auf die Artikel: Kent, Sussex, Wessex, Essex, Northumberland, Ostangeln und Mercia verwiesen und der vorlirgende Gesammtartikel auf die allgemrine Geschichte und Charakteristik des Ganzen brschränkt werden.

Zwischen obigen angelsächsischen Reichen fand zwar eine gewisse nationale Verbindung in sofern Statt, als sie sämmtlich den Briten und Galen entgegen standen, auch häufig mehrere derselben auf kürzere oder längere Zeit unter gemeinschaftlichen Herrschern standen, oder demjenigen der Statsoberhäupter als Unionskönige gehorchten, der durch Tapferkeit oder Klugheit ein entscheidendes Ansehn über seine Nachbarstaten zu gewinnen verstand. Einen eigentlichen Statsverband aber gab es unter ihnen nicht, und neben dem steten Kampfe gegen Briten, Galen, Picten und Scoten waren sie häufig mit einander in Kriege verwickelt. Der hieraus durch die ganze Insel verbreitete Zustand der Unruhe hemmte nicht nur den Fortschritt, sondern störte die Erhaltung der Land- und Menschenbildung, welche die Angelsachsen hier vorfanden. Dieß aber, verbunden mit dem Eigenthümlichen der Eroberung selbst, brachte in England ein ganz anderes Ergebniß hervor, als in den auf dem römischen Festlande im Occident von Germanenstämmen gegründe-

†) *Plin.* H. N. V, 9. *Ptolem.* *Strabo.* Vergl. *Cellar.* Not. orb. antiq. IV, 1. §. 11 ff.

1) *Hom.* Il. XII, 29. 30. 2) Hist. Nat. V, 30. s. 33.

3) Vgl. *Strabo* XIII. p. 878 u. 899.

ten Reichen. Eines Theils waren es nicht ganze Völkerschaften, sondern einzelne Häuptlinge mit ihren Kriegergeleiten, nicht Wanderungen, sondern Abenteuerzüge nach Raub, welche sich über die Insel verbreiteten; andern Theils war die Art der Eroberung selbst ganz von der verschieden, welche in Gallien, Spanien und Italien Statt fand. Nicht die Mehrzahl der Bevölkerung bildeten die Eindringlinge; sie mußten vielmehr lange gegen die Mehrzahl einen förmlichen Vertilgungskrieg führen, bis sie endlich, durch stetes Rekrutiren aus der Heimath, während ihre Gegner theils unterlagen, theils flüchteten, die Übermacht gewannen und nun, damit das Verhältniß nicht wieder wechseln möge, den Vertilgungskrieg fortzusetzen genöthigt waren. Dadurch aber verschmolzen die Sieger hier nicht, wie anderwärts, mit den Besiegten, sondern vertilgten — wenn auch Einige von diesen unter ihnen wohnen blieben — unerbittlich römisches Recht und Sprache, führten Heimathsrecht, Sitten und Sprache dafür ein, und veranlaßten so das Entstehen einer rein germanischen Verfassung. Allerdings wirkten später manche Umstände auf die eigenthümliche Bildung und Gesittung der von ihrem Urstamme ganz getrennten und durch der Umstände Drang, ihrer alten Sitte zuwider, zu Grundbesitzern gewordenen Angelsachsen ein; im Allgemeinen aber bewahrten sie ihre Nationalität vor allen durch Wanderung ihrer Heimath entfremdeten Germanenstämmen am treuesten und längsten, mußten sich zwar in Folge der Eroberung in ein dem Lehenwesen ähnliches Verhältniß fügen, ließen jedoch eigentliche Königsgewalt und Adelsherrschaft nie freiwillig — in keinem Fall auf die Dauer — bei sich aufkommen.

Das Volk theilte sich in Edle, Freie (Thegena, Karle) und Unfreie, denen indeß das Erwerbungsrecht aller Vorzüge der Freien zustanden. Der König wurde nach altgermanischer Weise gewählt, deßhalb aus dem Königsstamme (ex nobilitate, vergl. Tacit. German.); seine Herrschermacht war beschränkt durch den Wittenagemot (Versammlung der Weisen), der aus der Geistlichkeit und den adeligen Grundbesitzern von 40 oder mehr Heiden (Hufen, Mansos) bestand. Das Land war in Hundrede und Gauen getheilt. Die höchsten Beamten waren der Alderman, der Arl (Earl) der Herzog und die Grafen. Der Heeresfolge, dem Baue der Festen und Brücken durfte sich Niemand entziehen; wer zu ersterer sich nicht stellte, verlor sein Gut.

Das Christenthum fand in dem wechselseitigen Hasse der Bevölkerung großen Widerstand. Unter den Briten hatte dasselbe sich erhalten; die strengen und reinen Sitten der britischen und gallischen Mönche sind berühmt, ihnen ist es vorzüglich zuzuschreiben, daß, als Papst Gregors des Großen Eifer Einmal die ersten Schwierigkeiten überwunden hatte, die Missionäre zuerst geduldet wurden und durch heiligen Wandel mehr als durch Predigt und Wunder Eindruck auf die Angelsachsen machten. Hauptfolgen des Eingangs, den das Christenthum seit etwa 600 n. Chr. allmälig in den Reichen der Heptarchie fand, waren die Verbreitung der Schrift und des Strebens nach Wissenschaft. Die Gesetze wurden von da an und zwar in der Landessprache niedergeschrieben; König Ethelbert von Kent (616) machte damit den Anfang. Am vollständigsten waren die wessex'schen Gesetze von Ina (690), erneuert und vermehrt durch Alfred (v. 871—900) und Athelstan (v. 925—941). Sie sind nebst andern erhalten (D. *Wilkins* leges Anglo-Saxonicae eccles. et civil. Lond. 1721), in der alten Volkssprache abgefaßt, und sichtlich aus denselben Ansichten hervor gegangen, als die Gesetze anderer Germanenstämme, denen sie überall höchst gleich kommen. Schon 690 bestand zu Canterbury eine Schule, in welcher die alten Sprachen mit Erfolg gelehrt wurden und eine Sammlung schöner Handschriften von Klassikern sich befand. Ihr verdankte der gelehrteste aller Angelsachsen, Beda der Ehrwürdige (geb. 673 † 735), seine für die damalige Zeit höchst umfassende Bildung zum größten Theile. Außer ihm und Alcuin († 804?) hat mancher, aus engländischen Klöstern nach Teutschland wandernde Prediger des Christenthums durch seine Kenntnisse Ruhm erworben.

In politischer Hinsicht dagegen bleiben die Angelsachsen während der Heptarchie stets unbedeutend. Unter den fortwährenden Kämpfen mit den Nachbarvölkern und gegen einander, erhob von den sieben Reichen nur Wessex sich allmälig zu größerer Macht, und zwar eben sowohl dadurch, daß dort allein das Fortdauern des alten Königstammes eine geregelte Thronfolge sicherte, als durch die Weisheit und Tapferkeit mehrerer Herrscher. Nach Ina's Tode indeß, des größten und weisesten Fürsten seiner Zeit (reg. v. 689—728), verlor Wessex durch einen Streit um die Nachfolge auf längere Zeit sein Übergewicht, und wenn auch Kenwolf (reg. v. 754—784) die Briten in Cornwall schlug und sich ein hohes persönliches Ansehn erwarb, so sank doch mit seiner Niederlage gegen Offa vor Mercia, die er nur wenige Tage überlebte, die Macht seines Reiches, auf dessen Thron ihm, nach Offa's Gebot, Brithrik folgte, obgleich der junge Egbert, ein Urenkel von Ina's Bruder Inegil, als näherer Verwandter des Königshauses einen gerechteren Anspruch auf die Nachfolge hatte. Egbert floh zu Karln dem Frankenkönig, während Offa auch Kent und Ostangeln sich unterthan machte, dann aber durch Stiftungen und eine Pilgerfahrt nach Rom seine Gewaltthaten zu sühnen suchte, jedoch 794 auf einer solchen Fahrt starb. Sein Tod setzte Mercia in Verwirrung; während dort Mehrere ihren Anspruch an den erledigten Thron erhoben und geltend zu machen suchten, war Egbert, der in König Karl's Gefolge sich zu einem tüchtigen Feldherrn und Statsmann gebildet hatte, nach Brithrik's Vergiftung durch seine Gemahlinn wieder heim gekehrt, und König von Wessex geworden. Er beachtete sorgfältig den Gang der Angelegenheiten, unterhielt insgeheim die Unruhen in Northumberland sowohl, als in Mercia und den davon abhängigen Staten, regirte daheim mild und friedlich, erwarb sich dadurch die Liebe des Volks in Wessex und dem seit Brithrik mit selbigem verbundenen Sussex, bekriegte dann —

um des ihm nöthigen Kriegruhms willen — die Briten in Devonshire und Cornwall, gewann hier mehrere Schlachten (813—814) und bereitete nun sorgfältig Alles zur Ausführung seines Planes, Alleinherrscher der Angelsachsen zu werden, harrte aber anscheinend ruhig und nur mit dem eigenen Reiche beschäftigt, des günstigen Augenblicks.

Unterdeß war in Mercia auf Offa's Sohn Egfried (reg. nur 5 Monate) Kunalph gefolgt, hatte den König Egbert von Kent überfallen, gefangen, verstümmelt und zu Gunsten seines Bruders Guthred entthront, war aber selbst in einem von den Ostangeln erregten Aufstande geblieben (819). Seinen unmündigen Sohn Kinelm ermordete die eigene Schwester Quendreda; ihr Oheim Keolulph bemächtigte sich der Krone, wurde aber schon 821 von Beornulph, einem Abenteurer aus geringem Stamme, entthront und umgebracht. Dieser griff (822) den König von Wessex an. Egbert schlug ihn entscheidend bei Ellandun, rückte sofort auf der Seite von Oxfordshire vor, während er seinen Sohn Athelwolf und mit ihm den weisen Bischof Alstan von Sherburne, in Kent eindringen ließ. Leicht vertrieb dieser den Unterkönig Baldred; eben so schnell war Essex erobert (823). Beide Staten wurden der Herrschaft Egbert's unterthan. Als Beornulph und sein Nachfolger Ludecan (827) gegen die aufrührerischen Ostangeln geblieben waren, erkannte Egbert, daß es Zeit sei, den Hauptschlag zu thun. Er überfiel den neuen König Wiglof von Mercia, nahm ihm sein Reich, setzte ihn jedoch, auf die Fürsprache des Abts vom Kloster Croyland, als zinspflichtigen Unterkönig wieder ein. Dem heran ziehenden Sieger kam Enanred von Northumberland entgegen und unterwarf sich auf gleiche Bedingung; seinem Beispiele folgte Ethelbert von Ostangeln. Die Heptarchie war erobert und vereinigt; Egbert nannte sich von da an König von England*). (*Benicken.*)

Heptastadion, s. Alexandria, 1ste Sect. 3r Thl. Seite 47.

HEPTATEUCH (Ἑπτάτευχος), das siebenrollige Buch, ist Name des Pentateuchs und der beiden, sich ihm zunächst anschließenden Bücher: Josua's und der Richter. (*A. G. Hoffmann.*)

Heptatoma, *Meigen* (Insecta), s. Hexatoma.

HEPTRANCHIAS, *Rafinesque* (Pisces). Unter diesem Namen hat der erwähnte Schriftsteller eine Fischgattung aus Squalus oder Carcharias gesondert, welcher er folgende Kennzeichen gibt: Die Spritzlöcher fehlen, die Flosse auf dem Rücken und die am After sind vorhanden, auf jeder Seite stehen sieben Kiemenöffnungen, der Schwanz ist ungleich und schief. Blainville hat diese Gattung, deren Typus Squalus cinereus *Artedi's* ist, Monopterhinus genannt. Vergl. Squalus. (*D. Thon.*)

HEQUAESI, ein Distrikt und Ortschaft in der Hispania tarraconensis, von einem Stamme der Bracarer bewohnt. Reichardt findet ihn in der tierra de Queyga im heutigen Galizien, auf der sierra de S. Manuel wieder. (*G. Hassel.*)

*) Vergl. *Bedae* venerabilis hist. eccles. gent. Anglorum lib. V. *Gul. Malmesburiensis* de reb. gest. Anglor. Lib. V., et historiae novellae. Lib. II. *M. Turner* history of the Anglo-Saxons. Lond. 1812. II. Bd. in 4. neben den oben und beim Art. Hengist angeführten Quellen und Hilfsschriften.

Nachträge und Ergänzungen

zum

fünften Bande der zweiten Section.

HEINZE, Joh. Michael, ward den 21. März 1717 zu Langensalza geboren. Seine Schulbildung erhielt er in Pforte, und bezog 1736 die Universität Wittenberg, und später bis 1741 die Universität Leipzig, wo er sich, außer dem Studium der alten Sprachen, vorzüglich der Theologie widmete. Zurück gekehrt in seine Heimath, wurde ihm nach einer gehaltenen Predigt, durch eine schiefe und harte Beurtheilung des Superintendenten zu Langensalza, als seien seine Grundsätze und Ansichten nicht orthodox, die Neigung, als Prediger einst zu wirken, gänzlich verleidet und er faßte den Entschluß, das Studium der Theologie gänzlich aufzugeben und sich ausschließlich der Philologie zu widmen. So wendete er sich nach Göttingen und wurde Geßner's treuer Schüler. Im Jahre 1749 übernahm er das Konrektorat, 1753 das Rektorat an der Schule zu St. Michael in Lüneburg. Nach sieben Jahren schwerer Arbeit berief man ihn zum Direktor des Gymnasium in Weimar, wo er den 6. Okt. 1790 starb. Heinze nimmt zwar nicht unter den berühmten philologischen Schriftstellern, wohl aber unter den verdienstvollen und kenntnißreichen Schulmännern eine der ersten Stellen ein, und hatte sich durch Lehre und Liebe ein untilgbares Andenken in den Selen seiner dankbaren Schüler erworben. Denn mit einer musterhaft strengen Pflichttreue verband er einen nicht geringen Umfang von Kenntnissen, mit der Einsicht in die alten Sprachen ein gründliches Studium der teutschen Sprache und Literatur. Nur mit Achtung und Bewunderung hörte man seine Schüler von den belehrenden Vorträgen sprechen, wie dieß gleichsam in Aller Namen Herder in der gedruckten Rede (Schulreden N. XI.) vor seiner Beerdigung aussprach. Dem Stoffe nach war er in seinem Studium gründlich und fern von aller Einseitigkeit; in Hinsicht der Methode dagegen hielt er nur zu streng an dem Alten, und trat den neuern Verbesserungen oder Veränderungen als unbiegsamer Vertheidiger der früheren Zeit entgegen; daher er mannichfache Einrede vernehmen mußte, wie in der Alg. Lit. Zeitg. 1790, Nr. 298; wenn dagegen Herder seine Schulschriften als Erscheinungen aus einer alten bessern Zeit bezeichnete. Was in allen seinen Schriften anerkannt und gebilligt werden mußte, war ein durch Erfahrung erprobtes, gesundes Urtheil, welches die damals laut schreienden Reformatoren des Schulunterrichts zur Besonnenheit zurück rufen konnte, und eine musterhafte Sorgfalt, mit der er Richtigkeit und Eleganz in beiden Sprachen handhabte, obgleich er da auch mit entschiedener Abneigung alles „neumodisch Scheinende" verwarf. M. s. hierüber Abbt in d. Briefen die neueste Liter. betr. 13. Hft. S. 125. Die lateinische Sprache war in Rücksicht des Stils und der Eleganz nach Geßner's Grundsätzen sein Hauptstudium; die alten Schriftsteller behandelte er weniger in kritischer Hinsicht, als für den Zweck eines nutzreichen Verständnisses; daher glaubte er auch, durch treue und regelrechte Übersetzung sei Vieles oder das Wichtigste geleistet; doch zog er hierbei auch die Kenntniß des Alterthums und eine besonnene Kritik zur Vermittelung, woraus sowohl die seinen Übertragungen beigefügten, zum Theil werthvollen Anmerkungen, als auch einige Programme zu Livius, Ovidius, Cicero erwachsen sind. Für teutsche Sprache wirkte er in der Zeit neuer grammatischer Begründung nicht wenig, mehr durch Lehre als Schriften, und wagte gegen den bewunderten Gottsched mit nachdrücklichem Ernst aufzutreten und manches herkömmliche Vorurtheil zu beseitigen. Dieß zeigen seine Abhandlungen über die Deklinationen, über vor und für, u. a. m. Vrgl. Lessing's Literaturbriefe Th. IV. S. 271. Das Studium der Theologie, dem er Anfangs mit großem Fleiße obgelegen hatte, beschränkte er auf einen lebendigen Antheil an dem Fortgange der Wissenschaft und auf den Unterricht seiner Schüler, wobei er nicht unterließ, über die überhand nehmende Kälte für Religion laut zu klagen und der Zeit als Verderbniß anzurechnen, was von der alten Lehr- und Denkweise abwich (vergl. Herder a. a. O. S. 129), obgleich er selbst Vieles aufzugeben rieth, was für das Leben weder Wahrheit noch Bedeutung hatte. Herder spricht ihm einen liberalen, milden, philosophischen Geist zu, und rühmt die seinem eigenen Ideale nahe kommende Humanität im echten und vollen Sinne, verbunden mit einem geläuterten Geschmack. Nicht alle Schriften, die meistens nur in Schulprogrammen bestanden, können hier aufgezählt werden; die größere Zahl ist gesammelt in dem 1798 erschienenen Syntagma opuscu-

lorum scholasticorum und in kleinen teutschen Schriften vermischten Inhalts. Götting. 1789. 2 Thle. Wir nennen die Übersetzungen zuerst; denn mit großer Sorgfalt, ja mit pedantischem Eigensinne arbeitete er für eine ihm zur Regel gebildete Reinheit der Sprache, mit Vernachlässigung des Charakteristischen und Schönen. Seine Grundsätze, unter ihnen den Glauben an die Unmöglichkeit einer teutschen Periode, vertheidigte er im Anhange zu Cicero's Reden gegen Abbt. Vergl. Klotz Bibliotb. 4. Stück, S. 9. Man tadelte die Mattheit und das Schleppende im Ausdruck und den Mangel eines zarteren Geschmacks. S. Degen's Lit. der Übers. 1. Thl. S. 46. 62. 86. Seneca, von der Kürze des Lebens und Trostschrift an Marcien. Hanov. 1747. 8. Seneca, von der Gnade. Eben das. 1753. Cicero, von dem Redner. Helmst. 1761. Cicero's 14 Reden, nebst einigen Livianischen. Lemg. 1767. Cicero von den Pflichten. Eben das. 1770. Xenophon's Vertheidigung des Sokrates. Weim. 1776. Xenophon's sokratische Denkwürdigkeiten. Weim. 1777 und 1784. Äschines, vom Reichthum. Eb. das. 1782. Demosthenes 2te und 3te Olynthische Rede. Weim. 1784. 85. Cicero, von den besten Gesetzen. Dessau 1783. 3 Gespräche des Äschines. Eben das. 1783 und 88. Dagegen übertrug er Spalding's Schrift, von der Bestimmung des Menschen, ins Lateinische. Lüneb. 1765: Soliloquium, quo consilio genitus sit homo. Schriftsteller des Alterthums selbst bearbeitete er nicht, besorgte aber eine Chrestomathia poetica. Leipz. 1787. 8. Aufl. Kritische Schriften sind: Specimina Observ. Livianar. I et II. 1772. III. 1777. Stricturae Ovidianae. 1772. 73. Vindiciae Apologiae Socratis Xenophonteae. 1776. De Floro rhetore. 1787. Zur allgemeinen Sprachlehre: Vom Gebrauch des Plurals, in Schulschr. Nr. 8. Vom Gebrauch der Zeitwörter. Weim. 1770. Zur latin. Sprachkunde: Empfehlung des Fleißes in der lat. Sprache. Weim. 1777. Vom Gebrauch lat. Wörterbücher. Zur teutschen Sprache und Poesie: Anmerkungen über des Prof. Gottsched's Sprachlehre. Götting. 1759. Schreiben über die Königsche Vertheidigung der Gottsched'schen Sprachlehre. Hlmst. 1760. Über die Partikeln vor und für. Weim. 1771. 72. Von der grammatischen Auslegung teutscher Dichter in Schulschr. De mythologiae in poesi theodisca usu probabili. Vim. 1775. Nachrichten aus den Akten der fruchtbringenden Gesellschaft. Weim. 1781. Außerdem eine Menge Abhandlungen, welche Grundsätze der Didaktik, der Moral und Lebensphilosophie erläutern. Herder fand in ihnen „eine gründliche Richtung der Gedanken und des Ausdrucks." Im Leben fand seine Redlichkeit und Güte allerwärts Anerkennung und freundschaftliche Erwiederung. M. s. das Bekenntniß Herder's a. a. O. Er nahm Antheil an allen Erscheinungen der Zeit und führte über das Erlebte ein sorgfältiges Tagebuch, in welchem er auch den Satir mitsprechen ließ; kurz vor seinem Tode verbrannte er es. Sein Bildniß von Krüger steht vor dem 97sten Bande der allgem. teutsch. Bibl. (*Hand.*)

HE'LINAND, Dans oder Dan, auch wohl E'LINAND geschrieben, ist einer der ältesten französischen Dichter; er ist zwar zu Pruneroi oder Prout-le-Roi in Beauvaisis geboren, seine Familie stammte aber aus Flandern. Er machte mit seiner Poesie damals viel Aufsehen, wie Zeitgenossen desselben berichten; selbst König Philipp August ließ ihn zu sich kommen und Proben seiner Kunst ablegen. Helinand trat späterhin ins Kloster. Sein Todesjahr ist nicht bekannt; denn nach Einigen starb er 1223, nach Andern 1227, auch ist keine dieser Angaben ganz sicher [1]). So zahlreich auch seine Gedichte waren, so kennt man doch jetzt nur noch seine Vers de la mort. Sie erschienen 1594 durch Antoine Loisel, aber nach einer unvollständigen Handschrift; vollständig ist die Handschrift von St. Victor, sie enthält 49 Stanzen und jede Stanze 10 Verse, jeder Vers 8 Sylben. Der Stil ist dunkel, dabei aber naiv und voller Satire gegen die römische Curie. Außerdem schrieb H. eine Chronik in 48 Büchern, welche mit Erschaffung der Welt beginnt; gedruckt ist davon nur der letzte Theil vom 45sten Buche an, welcher die Geschichte vom Jahre 934—1204 fort führt, und zwar in *Teissier's* biblioth. Cisterciensis. T. VII. Die Urtheile über diese Chronik sind sehr verschieden ausgefallen; der Eine erhebt sie gewaltig, der Andere setzt sie so weit herab, daß der Verlust der übrigen Bücher, wenn er wirklich Statt gefunden hat, nicht eben zu beklagen wäre [2]). Die Abtei Froidmont hatte die vollständige Chronik, welche aber abhanden gekommen zu seyn scheint [3]), obschon dieser Angabe widersprochen ist [4]). Die 10 ersten Bücher, bis auf Darius Nothus, will man noch in einer andern Bibliothek gefunden haben [5]). Sonst werden diesem Helinand noch zugeschrieben 24 Sermons, in denen Stellen aus Profanschriftstellern neben Bibelsprüchen vorkommen; dann Fleurs d'Hélinand, Vie de St. Géréon und Lebensbeschreibungen anderer Heiligen; Corrections du cycle de Dénis le Petit, worin er behauptet, Dionysius exiguus habe das Geburtsjahr Christi um 20 Jahre zu spät angesetzt; ferner Eloge de St. Bernard und einen Commentar zur Apokalypse. Übrigens darf man ihn nicht mit Helmold, der auch Helinandus genannt wird, verwechseln [6]). (*R.*)

HELMINTHA (scil. animalia) oder HELMINTHES (vom griech. ἕλμινς entlehnt). Eingeweidewürmer. — Diese Thiere haben von den Naturforschern verschiedene Namen erhalten. Linné nannte sie Vermes intestina, (Vermes intestinales), Zeder Splanchnelmintha,

1) Entschieden falsch ist es dagegen, wenn man als Todesjahr 1209 angegeben findet; denn H. lebte noch 1212. Vergl. Biogr. univers. T. XX. p. 5. Note. 2) *Brial's* notice sur la vie et les ouvrages d'Hélinand, vorgelesen am 3. März 1815 im Institut de France; s. Exposé des travaux de la classe d'hist. jusqu'au 30 Juin. 1815. pag. 98. Vrgl. Biogr. univers. a. a. O. pag. 5. 3) Biogr. univers. a. a. O. 4) *Feller* diction. histor. T. III. p. 588. (ed. 1818.) 5) *Oudin* Comment. de Scriptor. eccles. T. III. col. 22. 6) Biogr. univers. a. a. O. p. 4. 5. (Art. von Weiß), Histoire litér. de France T. IX. p. 174 ff., *Brial* a. a. O., *Feller* dict. hist. a. a. O.; *Oudin* a. a. O. und gegen ihn *Fabric.* bibl. lat. med. d. W. *Vossius* de hist. lat. II, 55.

Mobeer Gymnodela, Rudolphi und seine meisten Nachfolger Entozoa [1]), Bojanus Enthalminthes, Goldfuß endlich Enthelmintha. Wir ziehen aus den von Leuckart (Versuch ꝛc. S. 8.) angegebenen Gründen den überschriftlichen Namen vor. — Die Eingeweidewürmer werden in den Systemen der Zoologie zwar immer als eine eigene Klasse aufgeführt, dabei aber ersieht man aus der Aufnahme oder dem Weglassen mehrerer Gattungen, daß die Naturforscher keines Wegs über den Charakter dieser Thiere einig sind. Ohne dessen zu gedenken, welchen ihnen Linné gab, da er unter der Abtheilung Intestina seiner Klasse Vermes ganz verschiedenartige Geschöpfe vereinigte, führen wie nur die wichtigsten Schriftsteller dieses Faches an. Dumeril (Analytische Zool. S. 500), welcher nach Rudolphi's (Hist. I, 17.) Bemerkung den allgemeinen Charakter dieser Thiere besser, als alle seine Vorgänger gegeben, sagt von denselben in der Tabelle der Zoophyten (rückgrathlose Thiere, ohne Nerven, ohne Gefäße, ohne artikulirte Glieder) — Helminthen — Körper frei, für sich bestehend, dem bloßen Auge sichtbar, lebend im Innern der Thiere. Rudolphi (a. a. O. I. S. 194. 196.), des Faches Meister, gibt als Kennzeichen an, Würmer (in Linné's Sinn) Entozoa, branchiis nervisque destituta, corporis partibus difformibus, zu welchen accessorisch noch aliis in animalibus obvia, oculis nudis conspicua gesetzt ist. Später (in d. Synops. 571. 574.) bemerkte ee jedoch, daß sie mit andern Thieren der niedern Klassen nahe verwandt seien, und füglich mit einer Fauna oder Flora verglichen werden könnten. Oken stellte als Kennzeichen seiner Klur- oder Geschlechtsleche auf: Haut (nicht Eingeweide) röhrig, veränderbar, blaß; Darm oder freie Nahrungskanäle, odee Saugmünde, oder Eierstock; ohne Blutgefäße, Kiemen, Leber, Herz, Nerven, Kopf. Er begreift auch, wie wir weiter unten sehen werden, Infusorien und die im süßen Wasser lebende Gattung Planaria mit darunter. Cuvier (Thierreich IV. S. 41.) nennt Eingeweidewürmer diejenigen Zoophyten, welche größten Theils die Eingeweide anderer Thiere bewohnen und sich von ihren Säften nähren; schließt an dieselben jedoch einige andere Thiere von gleich einfachem Baue an, die, ob sie gleich nur äußerlich an den Thieren leben, doch nicht füglich in eine andere Klasse gebracht werden können. Schweigger (Skeletlos. Thier. 439.) begränzt die Eingeweidewürmer enger, indem er sie für Zoophyten, welche parasitisch andere Thiere bewohnen, erklärt, und namentlich die Gattung Planaria, so wie alle, frei im Wasser lebende Würmer wieder zu den Anneliden verweist. Leuckart (Versuch S. 5 und 10.), nachdem er gezeigt hat, wie allerdings heterogene Thiere in dieser Klasse vereinigt sind, und daß es unmöglich sei, eine bestimmte Charakteristik nach dem Habitus derselben zu entwerfen, bemerkt: „die Zusammenstellung der Helminthen ist also in der That nur als eine Fauna des innern Thierkörpers (so wie die der Epizoen als eine des äußern Thierkörpers) zu betrachten," und rechnet zu den Helminthen alle die Thiere, „welche in dem Körper anderer Thiere entweder ausschließlich durch ursprüngliche, freiwillige Erzeugung, Urbildung (generatio automatica s. primitiva), oder außer dem, sind sie einmal erst auf die angegebene Weise gebildet, auch oft noch darin, nach vorher gegangenem Begattungsakte, entstehen, in dem Mutterkörper (d. h. dem Körper des Thieres, welchem sie inwohnen) fortleben und aus demselben entfernt, ihre Exsistenz in der Außenwelt nicht behaupten können," auch „meistens dem unbewaffneten Auge sichtbar," obgleich „verschiedene, jedoch ausschließlich mikroskopische Thiere" sind. — Ficinus und Carus (Übersicht des gesammten Thierreichs. Dresd.) charakterisiren die Eingeweidewürmer als eine Abtheilung der Brustthiere (Thorazoa), bloß durch den Zusatz: „leben in andern Thieren." Am vorzüglichsten hat neuerdings Bär die Ansicht entwickelt, daß die Helminthen, wie sie bis jetzt begränzt worden sind, ferner nicht eine eigene Klasse bilden können [2]), wenn diese nach den Hauptformen der Organisation aufgestellt werden solle. Denn 1) sei der Bau derselben so verschieden, daß man keine allgemeinen Charaktere dieses Baues auffinden könne. Man vergleiche als Beispiele nur Ligula mit Cysticis, Ascaris mit Distoma; 2) gebe es viele Außenwürmee (außerhalb des Thierkörpers lebende), welche offenbar nach dem Typus einiger Binnenwürmer (Eingeweidewürmer) gebaut seien. So entspreche dem Polystoma, Cyclotyla, — Distoma und Amphistoma gängen durch Tristoma, Nitzschia und Clepsine in die wahren Blutigel über, und zwischen Filaria und Gordius sei, außer dem Aufenthalt, noch kein fester Unterschied nachgewiesen. Indem man nun bloß den Aufenthalt, nicht den Bau, als Charakter berücksichtigt habe, seien im Freien lebende Thiere, z. B. Planarien, ausgeschlossen worden. Dagegen habe man auch diesen Charakter nicht einmal streng fest gehalten. Denn da man Tristoma aufgenommen habe, so sei Phoenicurus mit Unrecht ausgeschlossen worden, so wie, wenn jenes Platz fand, dem Aufenthaltsorte nach allerdings auch die Lernäen hätten eingeordnet werden müssen. Endlich bestehe Chaetogaster als ein, sowohl im Innern der Schnecken, als auch frei im Wasser lebender Wurm u. s. w.

Ohne indessen diese mangelhafte Aufstellung der Klasse der Eingeweidewürmer zu berücksichtigen, oder sie auflösen und umordnen zu wollen, wozu hier die geeignete Stelle nicht seyn würde, wollen wir dieselbe nur so im Auge behalten, wie sie bis jetzt in den Systemen erschienen ist. Wir haben dabei zuerst ihre Stellung zu andern Klassen und dann ihre eigene Anordnung zu berichten. — Linné stellte sie an die Spitze seiner letzten Klasse des Thierreichs Vermes, brachte abee unter diese „Intestina" gar manche ganz heterogene Thiere, z. B. Hirudo, Lumbricus, ja Myxine, welche zu den Fischen gehört. — Dumeril stellt die Helminthen, als erste

1) Von ἐντός, innen, und ζῶον, Thier, abgeleitet.

2) s. Nov. Act. phys. med. Ac. Caes. Leop. Car. N. Cur. T. XIII. p. 558 sq.

Familie, an die Spitze seiner Zoophyten, gibt jedoch, außer der analytischen Anordnung, eine specielle Eintheilung nicht an, und führt folgende Gattungen auf: Fasciola, Ligula, Linguatula, Taenia, Hydatis, Echinorhynchus, Tentacularia, Scolex, Caryophyllaeus, Strongylus, Cucullanus, Trichocephalus, Ascaris, Crino, Filaria. — Rudolphi (a. a. O. I, 194.) nimmt eine Hauptabtheilung des Thierreichs Vermes an und theilt diese in vier Klassen, Mollusca, Gymnodela, Entozoa und Phytozoa. Die Entozoa enthalten folgende Ordnungen und Gattungen. (Synops. 3.) I. Nematoidea — G. Filaria, Trichosoma (Capillaria, *Zeder*) Trichocephalus, Oxyuris, Cucullanus, Spiroptera, Physaloptera, Strongylus, Ascaris, Ophiostoma, Liorhynchus. — II. Acanthocephala — G. Echinorhynchus. — III. Trematoda — G. Monostoma, Amphistoma, (Amphistomum, Holostomum, *Nitzsch*,) Distoma, Tristoma, Pentastoma, Polystoma. — IV. Cestoidea — G. Caryophyllaeus, Scolex, Gymnorhynchus, Tetrarhynchus, Ligula, Triaenophorus, Botryocephalus, Taenia. — V. Cystica — G. Anthocephalus, Cysticercus, Coenurus, Echinococcus. — Oken zählt die Eingeweidewürmer — „Klurleche, Geschlechtsleche" — als erste Ordnung zu der IV. Klasse „Leche" oder „Thierklure", in der gesammten Reihe hinter die „Pflanzenklure" (Medusen) und vor die Muscheln („Kerf- oder Rumpfleche") gestellt. Sie zerfallen ihm in drei Zünfte, I. Madenmaden, Fiecke, II. Muschelmaden, Flucke, III. Schneckenmaden, Spulle, und diese Zünfte wieder in folgende Sippschaften und Gattungen: I. 1. S. Fieckfiecke, Finnen. G. Echinoccus, Coenurus, Cysticercus; 2. S. Fluckfiecke, Bandwürmer. G. Taenia, Botryocephalus, Rhytis; 3. S. Spullfiecke. G. Ligula, Tricuspidaria, Prionoderma. II. 1. S. Fieckflucke. G. Polystoma, Scolex, Distoma (1. in Thieren, 2. außer Thieren, Planaria!); 2. S. Fluckflucke, Kratzer. G. Porocephalus, Tetrarhynchus, Echynorhynchus; 3. S. Spullflucke, Lernäen. G. Phylline, Schisturus, Lernaea (!). III. 1. S. Fieckspulle. G. Hamularia, Liorhynchus, Cucullanus; 2. S. Fluckspulle. G. Gordius (hierher gerechnet Filaria — Gord. Aceti, Vibrio Aceti *Auctor.*, so wie G. Glutinis, Vibr. Glutinis *Auct.*, allgemein zu den Infusorien gezählt!!), Trichocephalus, Oxyuris; 3. S. Spullspulle, G. Strongylus, Ophiostoma, Ascaris. — Cuvier theilt die Eingeweidewürmer in zwei Ordnungen, welche seiner Meinung nach vielleicht sogar als Klassen betrachtet werden sollten. I. Entozoa nematoidea (Rudolphi's) oder cavitaires (Cuvier's) und II. E. parenchymatosa. Die erste Ordnung enthält folgende Gattungen: Filaria, Hamularia, Trichocephalus, Oxyuris, Cucullanus, Ophiostoma, Ascaris, Strongylus, Liorhynchus, Prionoderma, Lernaea, Nemertes; die zweite Ordnung enthält mehrere Familien, nämlich: 1) Ancanthocephali, *Rud.* G. Echinorhynchus; 2) Trematoda, *R.* G. Monostoma, Amphistoma, Caryophyllaeus, Distoma, Polystoma, Tristoma, Planaria; 3) Taenioides, G. Taenia, Tricuspidaria, Botryocephalus, Floriceps, Tetrarhynchus, Cysticercus, Coenurus, Scolex; 4) Cestoidea, G. Ligula. — Schweigger läßt die Eingeweidewürmer auf die Zoophyten, und zwar gleich hinter den Seefedern (Pennae marinae) folgen, und reiht noch ihnen die Medusen (Acalephae) an. Seine Eintheilung ist folgende: I. Entoz. parenchymatosa. a) E. cystica. G. Echinococcus, Coenurus, Cysticercus, Anthocephalus; b) E. cestoiden. G. Taenia, Botryocephalus, Triaenophorus, Ligula, Tetrarhynchus, Gymnorhynchus, Scolex, Caryophyllaeus; c) E. trematoda. Polystoma, Pentastoma, Phylline, Distoma, Amphistoma, Monostoma; d) E. acanthocephala, G. Echinorhynchus. II. Entoz. cavitaria. a) Ent. nematoidea. G. Filaria, Trichosoma, Trichocephalus, Oxyuris, Cucullanus, Spiroptera, Physaloptera, Strongylus, Ascaris, Ophiostoma, Liorhynchus. — Latreille[3]), dessen wir oben nicht gedachten, da er nur die gewöhnlichen Charaktere der Eingeweidewürmer angibt, rechnet diese zu seiner Section Entozoa, in der dritten Reihe der Thiere, welche er Acephala (!) nennt. Der ersten Klasse der Entozoa, Elminthogama, erste Ordnung, — Entomoida — bilden die Gattungen Lerneothropus, Lerneopoda, Lernacantha, Lernentoma, Lerneopenna, Lerneocera, Lerneomyza, Lernaea, Foroculum, Nemertes, Planaria, eine Zusammenstellung, welche, wie wir weiter unten sehen werden, keines Wegs zu billigen ist. Die zweite Ordnung, Lombricoida, welche die Helminthen, wie wir sie begränzen, umfaßt, stellt folgende Eintheilung auf. 1. Fam. Anodonta[4]). G. Filaria, Trichosoma, Trichocephalus, Oxyuris, Ophiostoma, Ascaris, Spiroptera, Cucullanus, Liorhynchus, Physaloptera, Strongylus. 2. Fam. Echinostoma. G. Sclerostoma, Sagittula, Porocephalus, Echinorhynchus, Haeruca, Prionoderma. Die zweite Klasse Elminthaprocta umfaßt folgende Ordnungen und Familien; I. Ordn. Hirudiformia. 1. Fam. Oligopora. G. Fasciola, Strigea, Festucaria, Caryophyllaeus. 2. Fam. Polypora. G. Tristoma, Polystoma. II. Ordn. Cestoidea. 1. Fam. Anthostoma, G. Tetrarhynchus, Rhynchobothris, Tetrabothris, Gymnorhynchus. 2. Fam. Stephanostoma. G. Scolex, Taenia, Botryocephalus, Tricuspidaria, Ligula. III. Ordn. Cystica. 1. Fam. Monohia. G. Floriceps, Cysticercus; 2. Fam. Synbia. G. Coenurus, Echinoccus. — Goldfuß[5]) theilt die Enthelmintha in folgende Ordnungen, deren Gattungen — da erstere meist denen Rudolphi's ganz entsprechen, und nur der Name verändert ist — wir nicht alle namentlich aufführen. 1. Ordn. Cystica. 2. Ordn. Limacoidea (Gattungen Monostoma, Caryophyllaeus, Tristoma, Scolex, Echi-

---

3) Familles naturelles du règne animal. Paris 1825. p. 516.

4) Wie es scheint, gelten Latreille die Regeln der Namengebung, wobei wir mit Linné sagen möchten: „Sine quo (historia naturalis) chaos!" nicht viel, wie könnte er sonst eines Gattungsnamen als Familiennamen in einer ganz andern Klasse brauchen! Häufig sind solche und ähnliche Mißgriffe in der angezogenen Schrift.

5) Grundriß der Zoologie. Nürnb. 1826. S. 87.

norhynchus u. s. w.) 3. Ordn. Cestoidea. (Gattung. Ligula, Taenia.) 4. Ordn. Nematoidea. (Gatt. Filaria u. s. w.) Er stellt diese Klasse hinter die Quallen und vor die Ringwürmer (Annulata), welche ihm mit den Gattungen Gordius, Borlasia, Planaria und Naia beginnen. — Leuckart bringt die Helminthen in zwei Abtheilungen. 1. Crypthelminthes, Prothelminthes oder Infusorien-Helminthen, und 2. Phanerohelminthes. Diese zerfallen in a) Helminthes polypiformes, b) H. acalephoideae, c) H. trematoidea, d) H. echidermatoideae, e) H. annulatiformes. Die erstern enthalten Thiere, welche sonst allgemein zu den Infusorien gezählt wurden, die man jedoch von eben der Gestalt und Bildung noch nie im Wasser gefunden hat, wohin auch die Samenthierchen zu rechnen. Auch zählt Leuckart noch die Gattungen Acephalocystis und Echinococcus zu denselben. Da diese erste Abtheilung, nach dem allgemeinern Begriff, vor der Hand zu dem Bereich unsers gegenwärtigen Artikels nicht gehört, so übergehen wir die weitere Auseinandersetzung. Zu den Abtheilungen der zweiten Reihe führt Leuckart beispielsweise an: a) Polycephalus (Coenurus), b) Cysticercus, Antocephalus, Tetrarhynchus, Botryocephalus, Taenia, c) die von Rudolphi angegebenen Gattungen und Planaria, Cyclocotyla, Myzostomum und Octobothrium, d) Echinorhynchus, e) Filaria, Oxyuris, Capillaria, Strongylus, Ascaris u. s. w. — Die Eintheilung von Ficinus und Carus, welche die Helminthen nach den Cephalopoden (Mollusca Cephalopoda) folgen lassen und vor die Ringwürmer stellen, glauben wir, da sie mit der von Goldfuß zusammen fällt, übergehen zu können. — Wir enthalten uns einer eigenen Aufstellung, und wollen statt derselben lieber am Ende eine alphabetische Nachweisung der einzelnen Gattungsnamen geben, damit unter diesen Artikeln das Weitere verglichen werden könne.

Es möchte aber hier der schicklichste Platz seyn, diejenigen Thiere oder Gegenstände einzuschalten, welche nach den oben angegebenen Charakteren den Eingeweidewürmern mit Unrecht beigezählt worden sind. Dyacanthus, *Stiebel*[6]) ist nach Rudolphi's Untersuchungen (Syn. 184.) nur ein Vegetabile (vielleicht ein Stückchen Weintraubenstiel). — Diceras rude, *Rud.* (Ditrachyceras rudis, *Sulzer*[7]), ist kaum für einen Eigeweidewurm zu halten. — Zweifelhaft bleiben Ahrens an Helix putris[8]) gefundene Würmer. — Lernaea gehört nach den Untersuchungen Blainville's wohl zu den Crustaceen[9]). — Die Gattung Sagittula, *Lam.* auf Bastiani's Angaben (Atti di Siena Tom. VI. p. 241.) gegründet, besteht nach Blainville's Untersuchung[10]) nur aus den verstümmelten Kehlkopf-Zungenorganen eines Vogels. — Der angebliche Eingeweidewurm, welchen Bosc[11]) im Hinterleibe einer Biene fand und unter dem Gattungsnamen Dipodium beschrieb, ist nach Audouin nichts weiter, als die Larve eines Zweiflüglers aus der Gattung Conops (?)[12]). — Endlich ist noch die Gattung Acephalocystis, *Laennec*, keines Wegs als unzweifelhaft bestehend anzusehen, sondern vielleicht als Eierumhüllung (wenn wir uns dieses Ausdrucks bedienen dürfen) zu betrachten. Es scheint uns aber die Annahme dieser Ansicht nach Bär's Beobachtungen ähnlicher Erscheinungen[13]) keinem allzu großen Widerspruch unterworfen.

Bevor wir zur nähern Auseinandersetzung des äußern und innern Baues, zur Physiologie der Eingeweidewürmer u. s. w. über gehen, haben wir vorerst noch geschichtlich desjenigen zu gedenken, was hinsichtlich der Bearbeitung der Naturgeschichte dieser Geschöpfe geschehen ist, so wie die desfalsige wichtigere und den Gegenstand unmittelbar betreffende Literatur zu erwähnen.

Wir übergehen hierbei die ältern Schriftsteller, deren Kenntnisse von den Eingeweidewürmern nur sehr unvollständig waren, und bei denen, im Äußern ähnliche Würmer, sogar so weit verwechselt wurden, daß man den Regenwurm und den Spulwurm für eine Art hielt. — Welche Fehler auch Linné in der Anordnung der Eingeweidewürmer gemacht haben mag, so gebührt ihm doch auch hier, wie in Allem, der Ruhm einer systematischen Anordnung. Fast gleichzeitig mit ihm stand Pallas als Schriftsteller in diesem Fache auf; doch leistete bald Otho Friedrich Müller Ausgezeichnetes und ist noch jetzt, hinsichtlich einzelner Gattungen, als erster Beobachter zu betrachten. Markus Elieser Bloch brachte demnächst Ordnung in die Klasse der Eingeweidewürmer, und begränzte dieselbe fast so, wie sie noch jetzt besteht, nur rechnete er noch mikroskopische Thiere dazu, welche man in der neuern Zeit davon entfernt hat. Gleichzeitig mit ihm trat Ephraim Goeze auf und lieferte ein Meisterwerk über die Eingeweidewürmer, welches einen solchen Reichthum von Beobachtungen enthält, daß es eine bis jetzt noch unerschöpfte Quelle auch für die neuern und neuesten Forscher ist. Der Altvater der teutschen Naturforscher, Franz von Paula Schrank, lieferte, die Arbeiten dieser Vorgänger benutzend, und eigene Beobachtungen hinzu fügend, eine für die damalige Zeit wichtige und ziemlich vollständige, systematische Aufstellung der Eingeweidewürmer. Ihm folgten die Kompilatoren Gmelin, welcher Linné's Natursystem neu heraus gab, und Bruguiere in der Encyclopédie méthodique, von denen es hinreicht, ihre Namen erwähnt zu haben. Aber eine ruhmvollere Erwähnung verdient Heinrich Zeder, welcher zuerst bescheiden mit einem Nachtrag zu Goeze's Naturgeschichte der Eingeweidewürmer auftrat und später hin eine Anleitung zur Naturgeschichte dieser Thiere lieferte, welche noch

6) Meckel's Archiv f. Physiol. III. 1817. S. 174. 7) Dissertation sur un ver intestinal. Strasb. 1801. 4. 8) Magazin der Gesellsch. naturf. Freunde zu Berl. IV, 292. 9) Diction. d. scienc. natur. T. XXVI. 10) *Bremser* sur les vers etc. ed. *Blainville*.

11) Nouv. Bull. de la Soc. Philomat. III, 72. 12) Mém. de la Soc. Linn. d. Paris. I. part. 2ème. 13) Nov. Act. ph. med. Ac. C. Leop. Car. N. Cur. XIII, 558 sq.

jetzt ein klassisches Werk genannt zu werden verdient. Mit ihm fast gleichzeitig begann der noch unübertroffene Meister des Faches, Karl Asmund Rudolphi, seine Laufbahn. Seine Vermium Intestinalium Historia Naturalis, seine Entozoorum Synopsis werden Muster für die Bearbeitungen einer jeden Thierklasse bleiben. Nur um die verschiedenen Systematiker nicht zu übergehen, gedenken wir der Namen Cuvier, Lamarck, Bosc und Dumeril. Erst durch Rudolphi wurden die teutschen Naturforscher aufgeregt, der fast vernachlässigten Thierklasse eine größere Aufmerksamkeit zu schenken. Und nun steht als Muster einer, die Wissenschaften fördernden Regirung die östreich'sche da! Durch ihre Freigebigkeit ward es nicht bloß vaterländischen Gelehrten möglich, dieses, hinsichtlich der Erforschung gewisser Maßen kostspielige Feld weiter zu kultiviren, sondern mit einer Liberalität, in welcher sie keiner benachbarten ausländischen nachsteht, setzte sie auch andere in den Stand, die in Wien aufgestellte Sammlung — wohl die Einzige in ihrer Art — so zu benutzen, daß die Wissenschaft ihr den größten Dank dafür auf lange Zeiten schuldig seyn wird. Haben wir vorher einige Namen genannt, bloß um sie zu nennen, so genügt es hier der Namen Schreiber's, Bremser's, der beiden Natter nur zu gedenken; weil es Wasser ins Meer getragen seyn würde, dem Ruhme dieser Namen auch nur durch ein einziges Wort einen größern hinzu fügen zu wollen. — Nur in so fern, als Bremser noch besonders als Schriftsteller in diesem Fache aufgetreten ist, müssen wir desselben ausdrücklich gedenken. Die neuern Arbeiten in diesem Fache beruhen fast lediglich auf Untersuchung der Wiener Sammlung, und unter denen, welche hauptsächlich preiswürdige Arbeiten in dieser Hinsicht geliefert haben, mögen Westrumb und Mehlis als würdige Schüler der Wiener Meister genannt werden. Doch sei es fern von uns, des für die Wissenschaft zu früh verstorbenen Bojanus Ruhm in den Schatten zu stellen, leicht möchte er Cloquet den Preis streitig gemacht haben, hätte er sich um denselben bewerben wollen. Und endlich mögen Olfers, Göde, Weller, Fassoy, Creplin, Schmalz nicht übergangen werden, so wie der unermüdliche Forscher Nitzsch und der, von dem wir nach dem Vorhandenen noch Tüchtiges zu erwarten haben — Leuckart. — Und sollten wir derer vergessen, welche mit Pinsel und Griffel die Formen aufzubewahren gewußt haben, deren Beobachtungen in der Natur auch dem thätigsten Forscher oft unmöglich ist? Unübertroffen stehen Bremser's Icones helminthum da, und Felmayr und Zehner, so wie der Kupferstecher Mansfeld, sind die Künstler, welche in diesem Werke nicht bloß ein Denkmal ihrer Kunst, sondern ihrer Liebe zur Sache, sich selbst errichtet haben.—

Nach dieser kurzen Geschichte, deren weitere Ausdehnung der Raum verbot, wodurch auch das Übergehen manches sonst würdigen Namens entschuldigt seyn mag, folgen nun die Aufzählungen der hauptsächlichsten, für dieses Fach erschienenen Schriften. Auch hier müssen wir uns Gränzen setzen, und können von denen, welche den Eingeweidewürmern nicht allein gewidmet sind, nur diejenigen erwähnen, welche besonders wichtige Abhandlungen enthalten. —

I. Hilfsmittel. — Notitia collectionis insignis vermium intestinalium etc. Naturae scrutatoribus etc. dicata ab Administratione Musei Vien. 1811. 4.

II. Systeme. — *C. a Linné* Systema Naturae. Ed. XII. Holm. 1767. 8. — *Pallas* Diss. de insectis viventibus intra viventia. Lugd. Batav. 1760. 4. — *Müller* Vermium terrestrium et fluviatilium histor. Hafn. 1773. 4. — Bloch Abhandlung von der Erzeugung der Eingeweidewürmer. Berlin 1782. 4. — Goeze Versuch einer Naturgeschichte der Eingeweidewürmer. Leipz. 1782. 4. — *Werner* Vermium intestinalium brevis expositio, cum III continuat. Lips. 1782—88. 8. — Schrank Verzeichniß der bisher hinlänglich bekannten Eingeweidewürmer. Münch. 1788. 8. — *C. a Linné* Systema Naturae, cura *Gmelin*. Lipsiae 1789. 8. — Encyclopédie méthodique. Vers par *Bruguière*. Paris 1791. 4. — Zeder Erster Nachtrag zur Naturgeschichte der Eingeweidewürmer. Leipz. 1800. 4. — *Bosc* Histoire naturelle des Vers. Paris 1802. 12. — Zeder Anleitung zur Naturg. der Eingeweidewürmer. Bamb. 1803. 8. — *Dumeril* Zoologie analytique. Paris 1804. 8. (übers. von Froriep. Weimar 1806. 8.) — *Cuvier* le règne animal. Paris 1817. 8. (übers. v. Schinz. Stuttgart 1821. 8.) — *Lamarck* hist. natur. des animaux sans vertèbres. Paris 1815. 8. — Oken's Lehrbuch der Naturg. Zoologie. 1815. 8. — *Olfers* de vegetativis et animatis corporibus in corporibus animatis. Berol. 1816. 8. — Schweigger Handbuch der Naturgeschichte der skeletlosen, ungegliederten Thiere. Leipz. 1820. 8. — *Latreille* familles naturelles du règne animal. Paris 1825. 8. — Goldfuß Grundriß der Zoologie. Nürnb. 1826. 8. —

III. Vermischte Schriften. — Wiedemann Archiv für Zoologie. Braunschw. 1800. 8. — Der Naturforscher. Halle 1774. 8. — Magazin der Gesellschaft naturforsch. Freunde zu Berlin. 1810. 4. — Nova Acta physico-medica Academiae Car. Leopoldinae. Bonn. 1820. 4. — Oken Isis. 1817. 4. — Dictionaire des Sciences naturelles. Strasb. 1816. 8. — Dictionaire classique d'histoire naturelle. Paris 1822. 8. — Allgemeine Encyklopädie. Leipz. 1818. 4.

IV. Faunen. — Zoologia Danica. Lips. 1782. 8. (Beschreibung). Zoologia Danica. Havn. 1787. fol. (Kupfer). — *Schrank* Fauna Boica. Norimb. 1798. 8.

V. Schriften, welche die Eingeweidewürmer allein zum Gegenstand haben (mit Ausschluß der medizinischen Abhandlungen). — *Rudolphi* Entozoorum sive Vermium intestinalium hist. nat. Amstel. 1808. 8. — *Ejusd.* Synopsis Entozoorum. Berol. 1819. 8. — Bremser über lebende Würmer im lebenden Menschen. Wien 1819. 4. — *Steinbuch* Comment. de Taenia hydatigena. Erlang. 1802. 8. — *Westrumb* de helminthis acanthocephalis Hanov. 1821. fol. — *Cloquet* anatomie des Vers intestinaux.

Paris 1824. 4. — *Mehlis* observat. de Distomate. Goetting. 1825. fol. — *Jassoy* D. de Echinorhyncho. Herbip. 1820. 8. — *Creplin* observv. de Entozois. Gryphisw. 1825. 8. — *Schmalz* de Entozoorum System. nervoso. Lips. 1827. 8. — *Bremser* Icones Helminthum. Viennae 1824. fol. (Meisterstück der Darstellung). — Wer genauer über die Literatur dieses Faches sich unterrichten will, findet sie vollständig in Rudolphi's Historia und Synopsis, bis zum Jahr 1819.

Wir kommen nun zur nähern Beschreibung des äußern und innern Baues, der Physiologie u. s. w. der Eingeweidewürmer.

1. Von dem äußern Bau. An allen kann man mehr oder weniger deutlich Kopf, Leib und Schwanz, bei mehrern außerdem einen Hals, Saugnäpfe (pori, acetabula), äußere Geschlechtstheile und mitunter einige eigenthümliche Anhängsel unterscheiden. — Da der Kopf der Eingeweidewürmer lediglich durch den Mund bestimmt wird, dieser aber öfters schwer aufzufinden ist, so hat man nicht selten das Kopfende für das Schwanzende gehalten. Bei mehrern ist jedoch der Kopf sehr deutlich zu unterscheiden; wir können jedoch, um den Artikel nicht zu weit auszudehnen, nicht alle Formen angeben, nur auf die Kopfform der Krater, als eine der merkwürdigsten, wollen wir aufmerksam machen (vergl. den Art. Acanthocephala). — Ein Hals findet sich bei den Nematoiden kaum, wenn man nicht eine kleine Einschnürung hinter dem Kopf dahin rechnen will. Desto deutlicher erscheint er bei den Acanthocephalen. Bei den Trematoden kann man nur die Gegend zwischen dem vordern und hintern Saugnapf so nennen, bei mehrern Cestoiden und Cysticis erscheint er schon mitunter deutlicher fadenförmig. — Eine allgemeine Beschreibung der Form des eigentlichen Körpers der Eingeweidewürmer läßt sich kaum geben, indem jene gar zu verschieden ist, und wir müssen unsere Leser auf die einzelnen Gattungen verweisen. — Der Schwanz ist meistens von dem Körper so wenig unterschieden, daß er kaum als ein für sich bestehender Theil vorhanden ist, es sei denn, daß sich an demselben äußerlich die Geschlechtstheile zeigen. Mitunter ist er noch mit Anhängen versehen. Bei den echten Blasenwürmern wird er durch eine Blase gebildet und ist oft mehrern Würmern gemeinschaftlich, an den Stamm der Polypen erinnernd. — Von besondern äußern Anhängseln des Körpers sind die Stacheln am Kopfe, Hals u. s. w. der Acanthocephalen, die Lappen am Kopfe von Scolex u. s. w. zu erwähnen. Auffallender sind jedoch die armförmigen Verlängerungen an Bucephalus[14]), der schwanzförmige Anhang an Distoma duplicatum[15]), wodurch dasselbe sehr an Cercaria erinnert, die früher oder später den Helminthen beigezählt werden wird, und noch merkwürdiger die gegitterte Bauchplatte an Aspidogaster[16]), welche so viel Analogie mit dem Fuße der Gasteropoden zeigt. Der Saugnäpfe soll weiter unten ausführlicher gedacht werden. — Die Farbe der Eingeweidewürmer ist in der Regel weiß, und zwar milchweiß, doch kommen sie auch grau, bräunlich, grünlich, roth, schwarz und gefleckt vor. In letzterer Hinsicht zeichnet sich besonders Phoenicurus varius[17]) aus. Dieselbe Art ist oft nach ihrem verschiedenen Aufenthalte verschieden gefärbt. Bei den Trematoden rührt nach Rudolphi's Meinung die Farbe von den Eierstöcken her, indessen bemerken Kuhl und van Hasselt (Isis X, 113.), daß es ihnen scheine, als ob dieß bei von ihnen beobachteten Monostomen nicht der Fall sei, indem die Farbe sich gleichförmig im ganzen Thiere verbreitet zeige. — Was die Haut und die Bewegung der Helminthen im Allgemeinen betrifft, so haben neuere Forschungen die älteren Meinungen darüber sehr berichtigt. Daß eine wirkliche Haut vorhanden sei, jedoch sich unter dieser noch eine Art Zellgewebe findet, haben Bojanus und Cloquet (Isis XX. S. 74 f.) am Echinorhynchus Gigas gezeigt. Diese äußerste Haut soll ganz ohne Muskelfasern, aber mit einer Menge Poren durchbohrt seyn. Hemprich und Ehrenberg wollen sogar an Ascaris spiculigera bemerkt haben, daß sich derselbe häute[18]). — Daß unter dieser obern Haut Muskelfasern liegen, und zwar sowohl in die Länge, als in die Quere laufende und ringförmig oder zu Längsbündeln vereinigte, ist nunmehr außer Zweifel gesetzt, ja man hat sogar an ihnen Empfänglichkeit für galvanischen Reiz entdeckt[19]). Wenn also vor der Hand noch bei einzelnen Gattungen der Eingeweidewürmer, namentlich aus der Ordnung Trematoda, diese Muskelfibern auch nicht aufgefunden werden, so darf man doch aus der Analogie auf das Vorhandenseyn derselben schließen. Bei den Nematoiden sind die Muskelfibern besonders deutlich an Ascaris lumbricoides zu beobachten[20]), bei den Acanthocephalen an Echinorhynchus Gigas. Eben so zeigen sie sich deutlich bei Cestoiden und Cysticis, und bei letztern scheint sogar die Blase mit Muskelfibern versehen zu seyn. — Außer den allgemeinen Muskeln der Haut hat man auch besondere Muskeln für einzelne Theile entdeckt. So unterscheidet man am Kopfe der Acanthocephalen deutliche Muskelbündel, welche dazu dienen, den Rüssel zurück zu ziehen und wieder vorzustrecken. Auch die Saugnäpfe sind mit Muskeln versehen, wovon weiter unten die Rede seyn wird. — Obgleich die Helminthen im Allgemeinen von so weichem Baue sind, daß sie sogar, in Wasser gelegt, nach wenig Tagen sich gänzlich auflösen, so kommen, wie schon oben hinsichtlich der Stacheln der Kratzer erwähnt wurde, an ihnen doch auch harte, hornartige Theile vor. Dieß ist z. B. bei Trichocephalus echinatus der Fall, dessen dickerer Theil fast der Bedeckung der Insekten gleich kommt. Am Strongylus armatus

14) *Baer* Nova Acta Leopold. XIII. t. 30. 15) *Baer* Nova Acta Leopold. XIII. t. 29. 16) *Baer* Nova Acta Leopold. XIII. t. 28.

17) Vertumnus thetidicola, Otto, Nova Acta Leopold. XI. t. 41. f. 1. 18) Humboldt Bericht über die naturhist. Reisen der Herren Ehrenberg und Hemprich. Berlin 1826. S. 21. 19) Cloquet a. a. O. auch Isis XX, 76. 20) (Bojanus) Isis VIII, 188.

findet sich am Munde eine hornartige, gezähnte Blase, welche, da sie sich leicht ablösen läßt, leicht hinsichtlich ihrer Substanz zu untersuchen ist. Die Stacheln an den Köpfen u. s. w. der Acanthocephalen sind so hart, daß sie sogar in die menschliche Haut stechen. Diese letztern mögen wohl dazu dienen, durch den Reiz, welchen sie in den Theilen erregen, einen größern Zufluß der Säfte zu bewirken. —

Wir kommen nun zu den Empfindungswerkzeugen der Eingeweidewürmer — zu den Nerven, und damit auf ein Feld, wo noch überall Dunkelheit und ein großer Streit der Meinungen herrscht. — Seitdem die Physiologie darüber beweisend belehrt hat, daß der Nerven (das Nervensystem) gleichsam die Quelle des Lebens für alle übrigen Organe sei, daß von ihm die Thätigkeit aller Funktionen abhänge, konnte es nicht fehlen, daß man dasselbe nicht in allen Thieren aufgesucht hätte, bei welchen man eine zusammen gesetztere Organisation entdeckt hatte. Und so ward es denn auch in den Helminthen gesucht und je nach den verschiedenen Ansichten der Naturforscher als vorhanden nachgewiesen, oder den dafür angesprochenen Theilen andere Funktionen beigelegt. Die Kleinheit der zu untersuchenden Thiere, welche noch überdieß schwierig in einem solchen Zustande zu erhalten sind, daß sie zu solchen Untersuchungen brauchbar sind, wird allerdings noch lange verhindern, an allen Arten Nerven zu entdecken. Wenn indessen diese auch nur bei einigen mit Sicherheit nachgewiesen sind, so wird man nicht umhin können, sie auch bei den andern voraus zu setzen. — Was die Nerven in den Nematoiden betrifft, so beziehen sich die deßfalsigen Beobachtungen fast bloß auf Ascaris Cimbricoides und Strongylus gigas, indem man in den übrigen Würmern dieser Familie fast keine Spur von irgend etwas Nerven Ähnlichem entdeckt hat. Die Nerven in dem erstern Wurm haben aber eben zu den verschiedenartigsten Meinungen Veranlassung gegeben, wie sogleich aus einer kleinen historischen Übersicht hervor gehen wird. Werner (Expositio p. 79.) hielt die weiße Seitenlinie, welche vom Schwanz bis zum Kopf dem Zuge der Eingeweide folgt, für ein großes Blutgefäß, dem im Regenwurm analog. Da indessen neuere Zergliederungen des Letztern zur Genüge bewiesen haben, daß diese angebliche Ader nichts, als das Nervensystem des Regenwurms ist, so haben manche Naturforscher das ähnliche Gefäß im Spulwurm als dessen Nervensystem angesprochen. Rudolphi dagegen (Hist. nat. I, 236.) hält diese Seitenlinie für muskulös, ob er gleich dabei bemerkt, daß er in Paris das Präparat einer andern Art eines Spulwurms gesehen habe, bei welcher die Seitenlinie als ein Nervenfaden erklärt wurde. Cuvier[21]) hält die Seitenlinien ebenfalls für Nerven, spricht sie jedoch nicht mit völliger Gewißheit dafür an. Carus[22]) hegt die gleiche Ansicht und beschreibt sogar Verästelungen dieser Nervenstämme, bemerkt jedoch, daß sich eigentliche Ganglien, wie man sie sonst zu sehen gewohnt ist, an ihnen nicht zeigen. Otto[23]) hält nicht diese Seitenlinien, sondern andere am Bauche und am Rücken hin laufende für das Nervensystem, welches nach ihm auch mit Ganglien versehen und dem des Blutigels sehr analog seyn soll. Rudolphi (a. a. O.) bestreitet aus mehrern Gründen diese Meinung, so wie auch Nitzsch, welcher jene Nerven immer roth gefärbt gesehen haben will, und für ein Gefäß hält. Auch Olfers[24]) hält diese Theile nicht für Nerven. Cloquet[25]) dagegen hält sie allerdings für Nerven, indem sie sich ihm nur von weißer Farbe, mit ganglienähnlichen Anschwellungen versehen, zarte Zweige abgebend, und mitunter um den Mund ein deutliches Geflechte bildend, zeigten. Er führt noch weiter zur Bestätigung seiner Meinung an, daß sie bei galvanischen oder mechanischen Reizen heftige Kontraktionen in den anliegenden Muskeln hervor brachten, und daß, wenn er an den Mund des Wurms Weingeist, Essig, Alaunauflösung u. dgl. brachte, heftige, krampfhafte Bewegungen des Thieres erfolgten, weßhalb er sogar geneigt ist, demselben Geschmackssinn beizulegen. — Deutlicher zeigt sich besonders nach Otto's Untersuchung das Nervensystem bei Strongylus gigas als solches. Es ist zum Theil schon mit bloßen Augen bemerkbar, und liegt in einer vertieften Mittellinie auf der Bauchseite des Körpers, läuft vom Kopf bis zum Schwanz als ein Ganglienfaden, etwa von der Dicke eines Haares, welcher, im frischen Zustande sogleich durch seine glänzend weiße Farbe und eigenthümliche Struktur in die Augen fällt. Er hat seinen Ursprung nahe an der Mundöffnung unter dem Anfange des Ösophagus mit einem ziemlich großen Ganglion, welches länglich und ungefähr eine Linie haltend, nach und nach in weit dünnere Nerven ausläuft, die, an Dicke gleich, eine große Menge Ganglien bilden und bis zum Schwanze laufen, wo sie, wie beim Kopf, ebenfalls wieder mit einem unter dem Darmkanal liegenden Ganglion endigen. Zwischen den einzelnen Ganglien läßt sich der, wenn auch sehr feine Nerv, doch mit bloßen Augen unterscheiden, so wie auch die sehr feinen Nerven, welche aus den Ganglien selbst auslaufen und sich in die Haut verlieren. Bei weiblichen Individuen ändert dieser Nervenfaden Etwas in seinem Laufe wegen der Geschlechtstheile ab. Er setzt diesen nämlich nicht gerade fort, umgibt auch die Öffnung der weiblichen Geschlechtstheile nicht mit umfassenden Ästen, sondern biegt sich links und umgeht, einen kleinen Bogen bildend, die Scheide. Er ist sonach in seiner Bildung dem Nervensysteme ähnlich, welches bei den Ringwürmern vorkommt, nur daß er im Verhältniß der Größe des Wurms als sehr klein erscheint. — Zweifelhaft bleibt das Nervensystem der Acanthocephalen, ob man gleich nach Cloquet's Versuchen eines dergleichen bei ihnen anzunehmen berechtigt ist; denn, als er den Mund des Echinorhynchus gigas mit Weingeist, Essig oder Alaunauflösung benetzte, gerieth der Wurm, wie der oben er-

21) Vergleich. Anatomie, übersetzt von Froriep. II, 340.
22) Lehrbuch der Zootomie S. 50.
23) Berliner Magazin. 1814. S. 227.
24) Comment de vegetativis. p. 58.
25) Anatom. d. vers. p. 23.

wähnte, in konvulsivische Bewegung. Er fand zwar ebenfalls bei einigen Individuen auf der Bauch- und Rückenseite weißliche Fäden, welche als Nerven betrachtet werden könnten, wenn dieser Annahme nicht entgegen stände, daß sie theils mitunter ganz fehlen, theils an ihrer Stelle sich Kanäle zeigen, die mit einer weißen Flüssigkeit gefüllt sind, und welche mit gefärbter Flüssigkeit eingespritzt, diese ohne Hinderniß von einem Faden zum andern leiten.— Was die Trematoden anlangt, so herrschen auch über deren Nervensystem noch viele Dunkelheiten, obgleich die neuesten Untersuchungen einiges Licht darüber verbreitet haben. Zuerst wollte Ramdohr im Distoma hepaticum[26]) ein Nervensystem entdeckt haben. Es bewies jedoch Otto[27]) und nach ihm Gäde[28]), Rudolphi (Synops. p. 576.), Bojanus (Isis, 1821. S. 172.) und Mehlis (Observat. p. 22.), daß Ramdohr die Hülle des männlichen Geschlechtstheiles für das Gehirn, die Theile des Uterus für dessen Fortsatz und Ganglion, die Samenleiter für Nerven gehalten habe. Dagegen hielt Otto andere Theile für Nerven. In der Mittellinie nämlich, von den Eiern, dem Nahrungskanal und dem Zellgewebe bedeckt, liegt ein kleiner, runder, weißer Körper, welchen er für ein Ganglion hält, der nur bei wenigen Individuen fehlte und nach genauer Untersuchung von den Eiern, mit denen man ihn allenfalls hätte verwechseln können, sich ganz verschieden zeigte und auch dann beobachtet wurde, wenn von den letztern keine Spur wahrzunehmen war. Auch ging von diesem Nervenknoten ein Seitenzweig aus, welcher an den Rändern wieder ein Ganglion bildete, aus welchem abermals zwei andere Nerven entspringen, die sich weiter in Zweige verbreiteten. Aber auch dieser Ansicht widersprachen andere Beobachtungen und zeigten, daß dieß angebliche Nervensystem höchst wahrscheinlich den Zeugungstheilen angehört, und dieß um so mehr, als es in Bau und Lage zu bedeutend von dem Nervensystem anderer niederer Thiere abweicht. Dazu kommt noch, daß diese Nerven sich als mit Flüssigkeit gefüllt gezeigt haben. Mehlis (a. a. O. S. 31.) entdeckte endlich andere Theile, welche mit einiger Gewißheit als Nerven anzunehmen sind. Es zeigen sich nämlich an der Bauchseite schwache Fäden, welche von dem Anhange des vordern Saugnapfs entspringen und nach verschiedenen Krümmungen in der Mitte des Körpers herab, unter den übrigen Eingeweidetheilen hinweg laufen bis an den Schwanz, wo sie sich verlieren. An dem oberen Ende bilden sie kleine, Ganglien ähnliche Knoten, auch an dem Anhange des vordern Saugnapfs einen halben Ring und geben einige Zweige ab, welche sich in die Haut verlieren. Ob sie gegen die Mitte ihres Laufes noch weitere Zweige abgeben, hat mit Gewißheit nicht ermittelt werden können. Außerdem haben sich noch diese Theile in anderer Hinsicht als Nervensystem bewiesen. Dieses pflegt nämlich bei der Aufbewahrung in Weingeist nicht, wie andere Theile, unscheinbarer zu werden, sondern vielmehr deutlicher, hervor stehender, welche Probe diese Fäden ebenfalls ausgehalten haben. Eine weitere Bestätigung findet dieses Nervensystem noch in einem ähnlichen, welches Bojanus (Isis 1821. S. 168.), in dem Amphistoma subtriquetrum aufgefunden hat, und dessen Vorhandenseyn, bei der Genauigkeit, mit welcher Bojanus beobachtete und zeichnete, ungeachtet der Widersprüche Rudolphi's, kaum zu bezweifeln seyn dürfte. Er entdeckte nämlich zu jeder Seite des Ösophagus flache Ganglien, welche durch einen dicken Nervenfaden, der quer über den Rücken des Ösophagus läuft, mit einander verbunden sind, und außerdem noch zarte Zweige an die sackförmige Mundöffnung und in die Nachbarschaft abgeben. Ein größerer Ast läuft aus jedem Ganglion, umschlingt den Nahrungskanal und verbindet sich mit dem gegenseitigen, aus welchen dann weitere Zweige in die Eingeweide und nach der Haut gehen. Auch diese Nerven haben die Weingeistprobe bestanden. Bei andern Trematoden sind mehr oder weniger ähnliche Theile gefunden worden, deren spezielle Aufzählung jedoch übergangen und lieber auf die Abhandlung von Schmalz verwiesen werden muß. Hinsichtlich der Planarien verdienen jedoch die Beobachtungen Dugès Erwähnung, um so mehr, als nach Bär's und seinen Untersuchungen diese Thiere unbezweifelt zu den Helminthen gehören, wenn wir diese nicht allzu streng, bloß durch den Aufenthalt charakterisiren wollen. Zwar ist es dem Beobachter nicht gelungen, ein Nervensystem an ihnen zu entdecken, die Beweise aber, welche diese Thierchen hinsichtlich ihres Vermögens zu empfinden, gaben, sind zu auffallend, als daß man ihnen nicht Empfindung selbst und mit ihnen vielleicht auch sogar den Sinn des Gesichtes zusprechen möchte. Was die allgemeine Empfindlichkeit derselben anlangt, so zeigen sie sich empfindlich gegen jede Erschütterung des Gefäßes, in dem sie aufbewahrt werden. Wenn man mittels des Brennglases einige Strahlen auf den Körper einer Planaria fallen läßt, so entfernt sich das Thier aus dem Brennpunkt, noch auffallender aber ist diese Erscheinung, wenn man die Strahlen auf den Kopf des Thieres fallen läßt, dann dreht es sich augenblicklich weg, und um so schneller, je brennender die Strahlen auffallen. Diese Wirkung zeigt sich nicht bloß beim Sonnenlicht, sondern auch bei dem Schein einer Kerze, der allein schon hinreicht, diese Thierchen in Bewegung zu bringen, wenn auch diese nicht so lebhaft ist, als die durch jenes Licht erregte. Wenn auch der darnach zu vermuthende Gesichtssinn dem höherer Thiere keines Wegs zu vergleichen seyn möchte, so verdient doch der Gegenstand selbst Berücksichtigung und nähere Untersuchung. Auch Bär glaubt schwarze Punkte am vordern Theil von Polystoma integerrimum für Organe halten zu müssen, welche den Augen der Ringwürmer entsprechen dürften[29]). Auch dürfte man bei den Planarien, nach den Beobachtungen Duges, vielleicht einen Geruchssinn annehmen, denn so wie man

26) Magaz. d. Ges. naturf. Fr. in Berl. 6r Jahrg. S. 130. 27) Berlin. Magaz. 1814. S. 224. 28) Observat. de insect. verm. struct. p. 12.

29) Nova Acta Leopold. XIII. p. 685.

irgend eine für sie passende Nahrung in ihr Gefäß wirft, so begeben sie sich sofort an den Ort, wo diese sich befindet [80]). — Was die übrigen Familien der Eingeweidewürmer anlangt, so hat man noch keine Nerven in ihnen entdecken können. Da indessen aus schon oben mehrfach angeführten Gründen, indem sie doch Empfindung haben, jene ihnen nicht abgesprochen werden können, so haben mehrere Naturforscher angenommen, daß diese Thiere mit einer Nervenmasse versehen wären, welche allgemein in die Theile des Körpers verbreitet sei, ohne sich in besonderer Form zu zeigen. Es hat diese Ansicht allerdings die Thatsache für sich, daß auch in höhern Thieren die Nervenenden dergestalt in andere thierische Gewebe sich versenken, daß sie sich dem anatomischen Messer sowohl, als dem Auge entziehen. —

Noch schwieriger ist die Frage zu beantworten, ob die Eingeweidewürmer athmen? Zwar haben mehrere Naturforscher bald diese, bald jene Theile derselben, als Athmungsorgane betrachtet, ohne jedoch diese Ansichten mit Gründen belegen zu können, und auch in neuerer Zeit hat man in dieser Hinsicht keine Entdeckungen weiter gemacht; denn ob die von Bojanus (Isis VIII, 187.) in den Seitenlinien von Ascaris acus in regelmäßigen Abständen entdeckten Stigmata Luftlöcher sind, bedarf noch einer großen Untersuchung. Im Allgemeinen hat man die Ansicht, daß bei den Eingeweidewürmern, wie bei mehrern niedern Thieren, nur ein unvollkommener Athmungsprozeß durch Einsaugung Statt findet, für welche Annahme sich auch Rudolphi (Hist. I, 243.) erklärt.

Vollkommener, als hinsichtlich der abgehandelten Organe, sind die Ernährungsorgane der Eingeweidewürmer. Sie haben einen von einer besondern Haut gebildrten Darmkanal, welcher entweder schlauch- oder gefäßförmig ist, er empfängt die Nahrung durch den Mund und sondert den Unrath in der Regel durch den After ab, welcher letztere indessen noch nicht bei allen genügend nachgewiesen ist; nicht selten ist der Darmkanal auch mit Blinddärmen versehen. Die Verbreitung der Nahrungssäfte aus dem schlauchförmigen Darmkanal geschieht durch seine Röhren, welche bis in die Haut münden, so daß sie auch von außen Flüssigkeit aufnehmen können, wie sich leicht schon dadurch beweisen läßt, daß mehrere Würmer, namentlich die Ascariden, wenn man sie nach ihrem Tode in Wasser legt, so viel davon einsaugen, daß sie ihre platte Form in eine runde, gleichsam ausgestopfte, verändern. Die gefäßartigen Darmkanäle bestehen entweder aus einfachen, in den Körper herab laufenden Kanälen, oder sie sind verästelt und unter einander verflochten. In diesen beiden Fällen scheint zwar der After zu fehlen, indessen hat man namentlich in Distoma in neuerer Zeit den After, dem man diesen Thieren absprach, entdeckt, und er ist bei Distoma gigas sogar mit bloßen Augen zu erkennen. Es würde zu weit führen, die Ernährungsorgane der sämmtlichen Familien einzeln durchzugehen. Nur das sei noch als eine neuere Entdeckung berührt, daß man mit Unrecht die so genannten Saugnäpfe fast immer als einsaugende Organe betrachtet hat. Es dienen vielmehr die meisten derselben bloß als Ansaugungsorgane (acetabula), wie Bojanus bei Amphistoma (Isis VIII, 164.), so wie Bäe bei Polystoma (N. Act. Leop. XIII, 680.) hinlänglich erörtert haben. Der Letztere hat auch genügend gezeigt, daß sie bei dieser Gattung keines Wegs am vordern Ende, wie bisher angenommen, sondern vielmehr am hinteren stehen und der bis jetzt so genannte hintere Saugnapf (porus posticus), der eigentliche Mund ist.

Viele Eingeweidewürmer haben ganz deutliche Geschlechtsorgane. Bei den Männchen findet man nicht selten eine deutliche, sogar nach außen tretende Ruthe, bei den Weibchen findet man Eierstöcke und Eiergänge. Nicht selten öffnen sich die Ausführungsgänge oder die Scheide in den After. Bei manchen finden sich am Ende der Eierstöcke büschelförmige Gefäße, denen ähnlich, welche Cuvier in der Weichthiergattung Helix als vielspaltige Bläschen beschrieben hat. Die Zwitterschaft mehrerer Eingeweidewürmer ist außer Zweifel gesetzt, und Creplin (Observ. 62.) ist sogar der Meinung, daß z. B. bei Caryophyllaeus zwar in der Begattung ähnlicher Akt, aber keine wirkliche Begattung, sondern bloß ein Reizen Statt finde und jedes Individuum sich selbst befruchte. Auch will man die Aussonderung von Eiern durch die männliche Ruthe bemerkt haben. Übrigens findet man an mehrern Eingeweidewürmern besondere, zum Festhalten bei der Begattung bestimmte Organe. Dahin gehören z. B. die blasenförmigen Erweiterungen des Schwanzendes der Gattungen Strongylus, Physaloptera und Spiroptera. Man hat Arten dieser Gattungen in der Begattung gefunden, und sie starben in Weingeist, ohne sich zu trennen. Mehrere Eingeweidewürmer, und zwar wohl die meisten, legen Eier. Diese kommen theils einzeln, theils in ganzen Eierstöcken oder in eine Eihaut gehüllt zum Vorschein. Die Zahl derselben ist oft so groß, daß z. B. Ascaris lumbricoides Tausende derselben enthält, viele andere wenigstens mehrere Hunderte. Andere Eingeweidewürmer gebären lebendige Junge. Eine eigene Erscheinung beobachtete Bär (a. a. O. 169.) bei dem auch sonst sehr merkwürdigen Distoma duplicatum. In dem Leibe des reifen Thieres bilden sich nämlich Keime, welche im ersten Anfange rund, ohne umgebende Hülle und gleichmäßig glashell sind. Sie verlängern sich dann an einem Ende spitzig zu dem Mundende, während dieser Entwickelung dehnt sich der mütterliche Körper aus und nimmt allmälig die Form einer Hydatide an, später bildet sich das hintere Ende der Keime, der Anhang tritt hervor und gewinnt nach und nach seine Gestalt. Die Keime entwickeln sich aber nicht alle gleichzeitig in derselben Blase, diese platzt endlich und die jungen Thiere werden frei; aber kaum entwickelt, erblickt man auch in ihnen schon wieder Keime, und sie unterliegen bald selbst einer solchen Zerstörung durch ihre Brut. Noch merkwürdiger ist die Entwickelungsgeschichte der von demselben Naturforscher entdeckten Gattung Bucephalus (N. Act. Leop.

80) Annales des Scienc. naturelles. Tom. XV. p. 149.

XIII, 570). In dem Mantel, im Leibe und in der Nierengegend mehrerer Muscheln (Unio pictorum, Anodonta u. s. w.) finden sich nämlich wurmähnliche Fäden, welche nach und nach absatzweise in längliche und rundliche Anschwellungen sich erweitern In diesen Anschwellungen zeigen sich erst Keimkörner, welche nach und nach sich verlängeen, am hintern Ende zwei stumpfe Hervorragungen bekommen, aus denen endlich die armförmigen Anhänge des Wurms entstehen. — Bei mehrern Eingeweidewürmern, namentlich aber bei den Bandwürmern, scheint auch eine Reproduktion Statt zu finden; vollständig ist dieselbe aber bei den Planarien vorhanden, indem aus einzelnen Stücken derselben nach Dugès Beobachtungen (a. a. O. 167.) wieder ein vollständiges Individuum wächst. — Was die Lebensdauer der Eingeweidewürmer betrifft, so ist dieselbe theils sehr kurz, theils länger, nur sind noch wenig genaue Beobachtungen darüber vorhanden, und im Allgemeinen dürfte man wohl annehmen, daß sie, nachdem sie sich fortgepflanzt haben, absterben, so wie dieß auch in der Regel mit oder kurz nach dem Tode des von ihnen bewohnten Thieres Statt findet. Auch scheint es, als ob ihr Daseyn an gewisse Zeiten gebunden sei, ja sogar an Örtlichkeiten, indem man sie in Thieren derselben Art weder zu allen Zeiten, noch in denen aus verschiedenen Gegenden gefunden hat.

Hinsichtlich des Aufenthaltes der Eingeweidewürmer im thierischen Körper ist fast kein Theil des letztern, Knochen, Bänder und Sehnen ausgenommen, von ihnen verschont. Man hat sie sogar in den empfindlichsten Theilen entdeckt, z. B. im Gehirn, im Herzen, ja in den Adern und in den Augen. In der Regel aber leben die meisten in den Respirations-, Verdauungs- und Fortpflanzungsorganen, so wie im Zellgewebe. Die Anzahl derselben ist in diesen verschiedenen Organen keiner bestimmten Regel unterworfen. Einige finden sich nur in wenigen Individuen, andere in zahlloser Menge. So berechnete Bär in einer einzigen Muschel 10,000 Stück Distoma, in einer einzigen Krebsschere fand er 30 Exemplare von Distoma cirrigerum.

Einer der wichtigsten Abschnitte in der Naturgeschichte der Eingeweidewürmer ist der über ihre Entstehung. Die Frage über diesen Gegenstand hat lange die Naturforscher beschäftigt, und es sind eine Menge Meinungen darüber aufgestellt, angenommen und wieder verworfen worden, bis endlich in der neuern Zeit nach den von Rudolphi (Hist. I, 363.), Treviranus (Biologie II, 365.) und Bremser (Über lebende Würmer S. 1) beigebrachten Beweisen die Ansicht, ziemlich allgemein, als die richtig anerkannt ist, daß sich diese Thiere auf gleiche Weise, wie die Infusorien durch freiwillige Erzeugung bilden. Um aber nicht zu kurz über diesen Gegenstand zu seyn, soll wenigstens eine kleine Übersicht der verschiedenen Ansichten gegeben werden. In jenen Zeiten, wo das Studium der Eingeweidewürmer noch nicht so weit vorgeschritten war, daß man sie genau von ähnlichen Thieren unterschieden hälte, glaubte man, daß sie von außen durch den Genuß unreinen Wassers in den Körper kämen. Bei der gegenwärtigen Kenntniß der Thiere kann man aber mit Bestimmtheit behaupten, daß diejenigen Würmer, welche im Wasser leben, von denen im Innern der Thiere durchaus verschieden sind. Die Eingeweidewürmer selbst dauern, aus dem thierischen Körper genommen und in Wasser gebracht, zwar längere oder kürzere Zeit, oft Wochen lang aus, zeigen aber in ihrem ganzen Wesen, daß sie sich nicht in ihrem eigentlichen Elemente befinden. — Andere Naturforscher waren der Meinung, daß im Wasser lebende und mit diesem verschluckte Würmer im thierischen Körper zu Eingeweidewürmern sich umgestalteten. Dieser Ansicht widerspricht aber schon der Umstand, daß man Eingeweidewürmer in vielen Theilen findet, welche von außen ohne Zugang sind. Wollte man nun auch annehmen, daß die Umwandelung verschluckter Eier Statt fände, so müßte man auch zugeben, daß diese im Stande wären, durch alle Gefäße in die verschiedenen Theile des Leibes zu dringen, welcher Annahme die oft bedeutende Größe derselben im Wege steht. Endlich haben auch Versuche gelehrt, daß Würmer des süßen Wassers im thierischen Körper, besonders warmblütigee Thiere, sehr bald starben. — Noch andere haben die Behauptung aufgestellt, der Same der Eingeweidewürmer sei überall in der Luft und im Wasser verbreitet, entwickele sich aber nur im thierischen Körper, als seinem eigenthümlichen Boden, und werde von dessen Gefäßen eingesaugt. Dagegen sprechen die Größe der Eier der Eingeweidewürmer, die Erfahrung, daß viele der letztern nur lebendige Junge gebären, und endlich die Entstehung der Infusorien. — Man nimmt auch häufig an, daß durch Nahrungsmittel Würmer, und zwar zunächst die Eier derselben, verbreitet würden. Viele Versuche aber haben bewiesen, daß zwar durch den Genuß des rohen Fleisches die Eingeweidewürmer aus einem Thier in ein anderes verpflanzt werden können, und daß sogar Würmer kaltblütiger Thiere in warmblütigen fortleben, daß aber auch solche Mittheilung nur durch unzubereitete Speisen geschehen kann. So fand z. B. Bloch, daß die Eingeweidewürmer der Fische schon getödtet werden, wenn man den Fisch auch nur zwei Minuten lang in kochendes Wasser hält. — Wenn nun allenfalls auch die Mittheilungen einzelner Arten auf diese Weise als Ausnahme gelten möchten, so ist hingegen die Mehrzahl der Eingeweidewürmer als in dem Individuum, das damit behaftet ist, entstanden, anzunehmen. Diese Entstehung wird nun auf mehrfache Weise erklärt: 1) Mehrere glauben, daß gleich bei der Entstehung der Thiere sich in ihnen Eingeweidewürmer bildeten, die sich nun von Generation zu Generation mit denselben fortpflanzen. Bei nur einiger Beleuchtung dieser Meinung durch, aus der Naturgeschichte der Eingeweidewürmer hergenommene, Erfahrung ergibt sich die Unhaltbarkeit derselben. — 2) Da alle erwähnten Hypothesen über die Entstehung der Eingeweidewürmer sich als unhaltbar bewiesen, so stellte man die Eingangs erwähnte Ansicht der Entstehung durch freiwillige Zeugung auf. Indem wir dabei auf die oben mitgetheilten Ent-

wickelungsgeschichten des Distoma und Bucephalus verweisen, führen wir dafür noch folgende Gründe an: a) Rudolphi sah Bandwurmköpfe noch als Bestandtheile der Darmhaut, zerstreut im Darmkanal eines Hundes. Sie waren noch unabgelöst und schienen deutlich Stäbchen der Darmhaut, welche in der Umbildung zu Bandwürmern begriffen waren. b) Die Erfahrung lehrt, daß die Arten der Eingeweidewürmer häufig nach dem Alter und der Lebensweise des damit behafteten Individuum verschieden sind. c) Der Ursprung der Infusorien aus der Umbildung und Auflösung organischer Stoffe ist zur Genüge erwiesen, und es steht daher der Annahme einer solchen Entstehungsweise bei den ihnen zum Theil so nahe verwandten Eingeweidewürmern Nichts entgegen. — Scherer[81]) betrachtet die Eingeweidewürmer als unmittelbar durch Verbindung der Infusorien entstanden, welche letztere entweder aus desorganisirten Theilen oder noch unassimilirten Stoffen hervor gingen. Diesem widerspricht die eben angeführte Beobachtung Rudolphi's und die Erfahrung, daß bei Desorganisation thierischer Theile diese nur stufenweise in einfachere Gebilde übergeben, demnach also die mehr entwickelten Eingeweidewürmer früher entstehen müßten, als die Infusorien. Dagegen spricht für diese Hypothese die Erscheinung, daß Infusorien zu Körpern anderer Ordnungen sich verbinden können, und so mag dieselbe immer mit zur Erläuterung dienen. Dagegen unterscheiden sich die Eingeweidewürmer wesentlich von den Infusorien dadurch, daß sie, einmal entstanden, einer wahren Fortpflanzung fähig sind.

Zu vollständigerer Erläuterung des Artikels Helmintha sind folgende zum Theil in den Nachträgen zu vergleichen: Acanthocephala, Acanthocephalus, Acanthrus, Acephalocystis, Alaria, Alyselminthus, Amphistoma, Authocephalus, Ascaris, Aspidogaster, Botryocephalus, Bucephalus, Capillaria, Capsula, Capsularia, Caryophyllaeus, Caryophyllinus, Cestoidea, Charyophyllus, Coenurus, Conostoma, Crino, Cucullanus, Cyclocotyla, Cystica, Cysticercus, Cystidicola, Diacanthus, Dibotryus, Diceras, Dioctophyme, Dipodium, Distoma, Dithyridium, Ditrachyceras, Dracunculus, Dyacanthus, Echinococcus, Echinorhynchus, Echinostoma, Entomoda, Epizoa, Epizoariae, Fasciola, Festucaria, Filaria, Fimbriaria, Finna, Fissula, Floriceps, Furia, Fusaria, Goezia, Globus, Gordius, Gymnobotryus, Gymnorhynchus, Haeruca, Haerucula, Hamularia, Hedruris, Hepatoxylon, Hexathyridium, Hirudinella, Holostomum, Hydatigena, Hydatigera, Hydatis, Hydatula, Hydria, Hypostoma, Ligula, Linquatula, Liorhynchus, Lobostoma, Lumbricus, Mastigodes, Monostoma, Myzostomum, Nematoidea, Nitzschia, Octobotryum, Onchobotryus, Ophiostoma, Oxyuris, Pentastoma, Phylline, Physaloptera, Planaria, Pleurorhynchus, Polycephalus, Polystoma, Porocephalus, Prionoderma, Proboscidea, Pseudoechinorhynchus, Rhynchobotryus, Rhysis, Rhytelminthus, Rhytis, Rictularia, Sagittula, Schisturus, Sclerostomata, Scolex, Setaria, Sipunculus, Spiroptera, Stephanostoma, Stomachida, Strigea, Strongylus, Tacnia, Tentacularia, Tetrabotryus, Tetragalus, Tetrarhynchus, Tetrathyridium, Trematoda, Triaenophorus, Trichocephalus, Trichosoma, Trichuris, Tricuspidaria, Tristoma, Uncinaria, Vesicaria. *(D. Thon.)*

Hemling, s. Flösserei.

HELMS, Anton Zacharias, geb. 1751, war eine Zeit lang königl. spanischer Hüttendirektor, lebte dann in Wien und starb am 17. März 1801. Man hat von ihm ein Tagebuch einer Reise durch Peru, von Buenos-Ayres an dem großen Plataflusse über Potosi nach Lima u. s. w. Dresd. 1798. 8.*) *(R.)*

HELSING, 1) Ericus Erici, Prediger zu Stockholm, im Anfange des 16ten Jahrh., gab außer einer Predigt über das Evangelium am 16ten Sonntage nach Trinitatis, auch eine schwedische Übersetzung von Matth. Tragens Trostpredigt über Jes. 57, 2. Pet. Glaser's Informatio christiana pro famulis et ancillis, Nicod. Cramer's Trostbuch und Mich. Bock's hortulus pro aegrotis et anxiis animabus heraus. *(Scheffer* Suecia lit. pag. 75.) 2) Marcus, Professor der Theologie zu Åbo, in der letzten Hälfte des 17ten Jahrh., gab Elenchus seu refutatio thesium *Calvin.* ex ordinantia Heidelbergensi decerptarum et translatarum in sermonem sueticum per *Pet. Jo. Gothum,* 1603, zu Rostock heraus. *(Ib.* p. 63.) 3) Martinus Olai, Bischof zu Linköping in Schweden, um die Mitte des 16ten Jahrh., schrieb: Epist. ad Archiepisc. *Laurentium* de *Calvino* et *Beza,* religionisque Calvinianae progressu in Helvetia, cum peregrinaretur in Gallis 1559; in *Joh. Bauzii* Hist. eccles. p. 287. — Sententia de Liturgia contra Archiep. Upsal. a. a. O. pag. 403. — Ein Gebetbuch in schwedischer Sprache. *(Scheffer* Suecia liter. pag. 28, auch *Fant* Hist. liter. Graec. in Succia p. 18.) 4) Olaus Andreä, studirte zu Upsala, wo er 1600 Magister und darauf Prediger zu Bollnäs in Helsingland wurde. Er schrieb: Förklarning öfver Johannis Uppenbarelse (Erklärung über Johannis Offenbarung), Upsala 1621. 4. (S. *Fant* l. c. p. 56.) *(v. Eckendahl.)*

HEMMUNG heißt jedes Hinderniß der Bewegung, wird aber auch bei den Uhrmachern als technischer Ausdruck zur Bezeichnung der Vorrichtung gebraucht, durch welche der Gang der Uhr seine Gleichförmigkeit erhält. Da diese Hemmung (échappement) gewöhnlich am letzten Rade angebracht wird, so heißt dieses das Hemmungsrad. Sie besteht in einem Widerstande, welcher die Bewegung nicht aufhebt, sondern nur auf eine solche Weise hindert, daß sie nicht zu schnell wird. Es gibt verschiedene Arten der Hemmung, 1) die zurückfal-

81) Medicinische Jahrbücher des östreich'schen Stats. Wien 1815. Bd. III. Stück 2. S. 83.

*) Meusel gelehrtes Teutschl. 9r Bd. S. 556 und 11r Bd. S. 357.

lende (échappement à recul) oder schwankende, wenn der Zahn des Rades etwas zurück zu geben genöthigt wird, ehe er von Neuem Bewegung mittheilen kann. 2) die ruhende (échappement à répos) oder der Abfall, von welcher Art die Hemmung in der Cylinderuhr ist. Ihr Erfinder ist der Engländer Graham. Der Regulator (Pendel oder Unruhe) stößt auf einen mit ihm concentrisch liegenden Zirkelbogen (Ruhebogen, Ruhe genannt) und während der einen Schwingung steht der Zahn des Hemmungsrades still und gibt dann dem Regulator aufs Neue Bewegung. 3) die freie Hemmung (échappement libre), erfunden von Graham's Schüler, Mudge, einem Engländer, aber verbessert von dem Franzosen Berthoud. Das Hemmungsrad wird nämlich durch einen Einfall ganz in Ruhe gesetzt, aber bei der zweiten Schwingung des Regulators, wo dieser den Einfall heraus hebt, wiederum frei. Vermittels einer Feder ist dieser Einfall an der Hemmungsscheibe befestigt, so daß zwischen dem Rade und dem Pendel keine Friction Statt findet. Vgl. d. Art. Uhr. (*R.*)

HENCKEL VON DONNERSMARCK. Ein sehr berühmtes, altes, in Schlesien und dem Herzogthume Sachsen ausgebreitetes, gräfliches Geschlecht, welches seinen Ursprung von den ehedem so mächtigen ungarn'schen Grafen von Thurzo, einem ursprünglich tatarischen Geschlechte, herleitet. Ein Sprößling dieses Geschlechts, Petrus Henckel de Quintoforo, zu Teutsch von Donnersmarck, auf ungarisch Csötörtökhely, einem im Zipser Comitate in Oberungarn gelegenen Marktflecken, genannt, ein ungarischer Edelmann, ist der erste bekannte Stammvater der Grafen Henckel von Donnersmarck in einer ununterbrochenen Stammreihe. Er lebte im Jahre 1378[1]). Dessen Sohnes, Jakob Henckel's v. Donnersmarck, Verdienste und gutes Herkommen rühmte Kaiser Sigismund in einem zu Kostnitz gegebenen Diplome vom J. 1417[2]). Dessen Sohn, Johann I. de Leutschovia[3]) und Donnersmarck, hinterließ zwei Söhne: George I. und Niclas. Der Letztere war 1463 Domherr zu St. Martin in Zips und Abt zu Uns. Lieb. Frau in Schavnik. Beider Brüder Verdienste werden in einem vom Könige Ladislaus von Ungarn im J. 1456 dem ältern, George, ertheilten Diplome öffentlich anerkannt[4]). Dieser zeugte George II., gestorben 1503. Von seinen fünf Söhnen war Johann Decretorum Doktor und Canonikus zu St. Johann zu Breslau[5]), gestorben 1539; Bernhard, Sebastian und Peter starben ohne Nachkommen; Conrad, geb. 1486, pflanzte allein das Geschlecht fort; er war König Ludwig's II. von Ungarn Feldoberster im J. 1525[6]) und starb 1542. Mit seiner Gemahlinn, Margarethe, Georg's von Villach, eines ungarn'schen Edelmanns Tochter, zeugte er 8 Söhne und 4 Töchter. Von den erwachsenen 2 Söhnen wurde der jüngere, Conrad, geb. 1521, ein Vater Sebastians, dessen 6 Söhne jung mit Tode abgingen[7]); der ältere, Johann II., geb. 1513, war in der Jugend Edelknabe der verw. Königinn Maria von Ungarn, mit welcher er nach Wien kam, kaiserl. Rath und Zahlmeister ward und 1588 starb. Im J. 1541 war er bereits mit Anna Völdner, Matthäus von Völdner, der kais. Kronherrschaften Rentmeisters, Tochter verheirathet[8]). Er zeugte mit ihr 6 Söhne und 2 Töchter. Von allen diesen kamen allein 2 Söhne zu erwachsenen Jahren: Lazarus I., geb. 1550, und Johann, geb. 1554. Der Letztere starb 1598; er hatte mit Einer von Peschewitz zwei Töchter gezeugt. Der ältere, Lazarus Henckel I. od. Ältere, Freiherr von Donnersmarck, kaiserl. wirkl. geh. Rath und Direktor der Bergwerke in allen kaiserl. Erblanden, brachte sein Haus in großes Ansehn. Er leistete Kaiser Rudolph II., Matthias und Ferdinand II. sehr wichtige Statsdienste, und schoß ihnen, zu Führung des Türkenkrieges, beträchtliche Summen vor; dafür hatte ihn der Kaiser Rudolph II. in den Obligationen vom 31. Dec. 1603 und 4. Aug. 1606 über eine Million Guldrn, die zwei schlesischen Herrschaften Beuthen und Oderberg, welche damals der Markgraf Joh. George von Brandenburg pfandweise noch inne hatte, als Spezialhypothek verpfändet, so, daß sie ihm, wenn der Markgraf abgefunden seyn würde, zur Pfandnutzung, und wenn er nicht binnen 6 Monaten befriedigt werden könne, zum anderweiten Versatz übergeben werden sollten. Von Kaiser Matthias wurden diese Verschreibungen bestätigt, und, nachdem die kaiserl. Kammer die Herrschaften von dem Markgrafen wieder übernommen hatte, wurden sie dem Freiherrn Lazarus H. v. D., auf wiederholten Befehl Kaiser Ferdinands II., kurz vor seinem Tode, im J. 1624, von der schlesischen Kammer, mit aller Erbgerechtigkeit, wirklich übergeben[9]). Früher schon, im J. 1601, brachte er die Herrschaften und Ämter Gfäll, Wesendorf und Weißenkirchen, Anfangs pfandweise, dann wiederkäuflich an sich und wurde von Kaiser Matthias den 30. April 1615 in den Freiherrnstand erhoben. Seine sämmtlichen Güter in Östreich und Schlesien bestimmte er zu einem Fideicommiß für seine männliche Nachkommenschaft[10]). Er hatte sich zwei Mal vermählt, 1) mit Anna Magdalena von Greiß oder Greissen, und nach deren Tode 2) mit Barbara Haagin v. Steinberg. Von den mit ihnen erzeugten 12 Kindern waren 8 in der Jugend gestorben, 4 noch bei des Vaters Tode am Leben, nämlich: Lazarus II. oder Jüngere, geb. 1573, Georg, geb. 1578, Margarethe, geb. 1583, vermählt an Tobias von Stubeck, und Anne Marie, geb. 1592, an den Hofrath Wolfgang von Springer. Beide Töchter

1) Wißgrill, Schauplatz des niederöstr. Adels vom Herren- und Ritterstande. Bd. IV. S. 238. 2) a. a. O. Vergl. auch Sinapius schles. Curiositäten. Th. II. S. 105, und Hübner's geneal. Tab. 976. (der Krebel'schen Ausg.) 3) Nicht, wie fast Alle schrieben, Leuchovia. Sinapius a. a. O. 4) Wißgrill a. a. O. 5) Sinapius a. a. O. 6) Wißgrill a. a. O.

7) Das (Zedler'sche) große Univers. Lexik. Bd. XII. S. 1354. 8) Wißgrill a. a. O. 9) Laut urkundl. Gesch. der Stammguts- und Familien-Fideicommiß-Herrschaft Tarnowitz-Neudeck im Mspte. 10) Zu Folge der so eben erwähnten urkundl. Gesch. im Mspte. Vgl. auch Wißgrill a. a. O. S. 233, u. Sinapius a. a. O. S. 105.

erhielten zusammen ein Drittheil der väterlichen Verlassenschaft. Von den Söhnen erhielt Georg im väterlichen Testamente die Herrschaften Gfäll und Wesendorf, welche Kaiser Ferdinand II. durch eine Urkunde vom 25. Mai 1630 ihm gegen Zahlung von 15,000 fl. frei erbeigenthümlich bestätigte[11]). Er vermählte sich zum ersten Male den 20. Febr. 1605 zu Wien mit Lucretia Hanndslin von Ramingdorf, der Witwe Hanns Strasser's zu Gleiß; zum zweiten Male mit Katherine, Freiinn von Paar, starb aber kinderlos im J. 1636. Sein Bruder, Lazarus der Jüngere, machte des väterlichen Fideicommiß-Instituts wegen zwar Ansprüche auf die Succession in seine Güter, konnte sich aber nicht behaupten, sondern sie gingen auf Heinrich von Kielmannsegg über[12]). Der oben erwähnte Lazarus II., Graf Henckel von Donnersmarck, Herr der Herrschaften Beuthen, Oderberg und Tarnowitz, kaiserl. wirkl. Rath, erhielt die Herrschaften Oderberg und Beuthen mit Tarnowitz als ein wirkliches Fideicommiß, schloß den 21. Dec. 1624 mit seinem Bruder und seiner ältern Schwester einen Erbtheilungsvergleich ab, und es wurde ihm den 26. Mai 1629 vom Kaiser über die Herrschaft Oderberg und Beuthen, für den Kaufpreis von 225,732 Thlr. 4 Gr. 5 Häller, ein förmlicher Erbkaufskontrakt zugestellt[13]). Von Kaiser Ferdinand III. wurde er laut Diplom d. d. Inspruck, den 29. Jul. 1651, nebst seinen 4 Ahnen, in den Reichsgrafenstand erhoben. Er starb zu Wien im J. 1664, in einem Alter von 91 Jahren. Laut des im k. k. Hofkammerarchive vorhandenen Hochzeit-Einladeschreibens vermählte er sich zu Wien den 9. Sept. 1601 mit Maria Jakobine Bayr, Freiinn von Rauhenstrin, des Freiherrn Elias Bayr von Rauhenstein zu Weickerstorf und Rosinens Creuzerinn Tochter, mit welcher er 7 Kinder zeugte, wovon ihn 3 Söhne überlebten. Die zweite Ehe mit Eleonore, Marquisinn von Suarez, blieb kinderlos[14]). Von den so eben erwähnten 3 Söhnen wurde der älteste, Elias, geb. 1603, Stifter der im Jahre 1803 erloschenen oderberg'schen Linie; der zweite, Gabriel, geb. 1609, erhielt in der brüderlichen Erbtheilung die Herrschaft Beuthen. Bei seinem im Jahre 1666 ohne männliche Nachkommen erfolgten Tode fiel diese Herrschaft als Fideicommiß an seine Brüder. Mit Sidonia, Johann, Freiherrn von Suneck, und Annens, Gräfinn von Thurzo, Tochter, hatte er bloß 3 Töchter gezeugt. Der dritte und jüngste, George Friedrich, geb. 1611, Stifter der beuthen'schen Hauptlinie, erhielt Anfangs Tarnowitz-Neudeck und ist aller jetzt lebender Grafen Henckel von Donnersmarck zunächst stehender gemeinschaftlicher Stammvater. Seine beiden Söhne stifteten jeder eine besondere Nebenlinie, der ältere die mittlere oder katholische Linie zu Beuthen, der jüngere die evangelische oder jüngere Linie zu Tarnowitz-Neudeck, welche sich wieder in zwei Hauptzweige, den im preuß. Herzogthume Sachsen und den in Schlesien zu Tarnowitz-Neudeck selbst blühenden ausgebreitet hat. Bis zum Jahre 1803 bestanden sonach 3 Linien: die oderberg'sche, die beuthen'sche und die tarnowitz-neudeck'sche. Nach Aussterben der oderberg'schen lassen sich durch die indeß schon begonnene Abzweigung der Tarnowitzer jetzt ebenfalls wieder drei verschiedene Linien zählen: die beuthen'sche, die sächsische und die tarnowitz-neudeck'sche. Wir verfolgen die Abstammung einer jeden hier nach ihrer Altersordnung.

I. Die oderberg'sche Hauptlinie.

Elias, Graf Henckel von Donnersmarck, der älteste Sohn Lazarus II., geb. 1603, schloß mit seinen 2 Brüdern den 19. Mai 1665 einen Erbvergleich wegen der Fideicommißgüter ab, erhielt darin die Herrschaft Oderberg und wurde der Stifter der hievon genannten Linie. Kurz vor seinem Tode fiel ihm noch, nach Abgang seines Bruders Gabriel ohne männliche Erben, der kechlowitz'sche Antheil der Fideicommiß-Herrschaft Beuthen zu; er selbst starb im J. 1667 zu Wien. Mit Anna Marie, Herrinn von Puchheim, lebte er von 1631 bis 1634, wo sie starb, in der Ehe. Außer 2 Töchtern, Marie Magdalene, vermählt an Graf Karl von Auersperg-Burgstall, und Anne Sophie, welche unvermählt starb, hatte er nur den einzigen Sohn, Elias Andreas, geb. 16. Mai 1632, mit ihr gezeugt. Er verkaufte den in der beuthen'schen Erbschaft an Oderberg gefallenen vierten Theil der Herrschaft Beuthen, oder den so genannten kechlowitz'schen Antheil, an seinen Vetter Leo Frrdinand, und starb d. 14. April 1700. Er vermählte sich im J. 1667 mit Barbara Helena, Joh. Bernhard's, Freiherrn von Maltzan zu Neuschloß Tochter, geb. 1641, gest. 1726, und zrugte mit ihr 6 Söhne und 5 Töchter, von welchen 2 Söhne und 4 Töchter in der frühesten Kindheit starben[15]); Helena Constantia, geboren 1677, gest. 1753, wurde Joh. Christian's I., Grafen zu Solms-Baruth, Gemahlinn; Elias Bernhard, geb. 1669, starb 1697 unvermählt; die jüngrrn 3 Brüder, Joh. Ernst, Wenzeslaus Ludwig und Erdmann Heinrich, besaßen die Herrschaft Oderberg zusammen ungetheilt. Der älteste, Johann Ernst, geb. 17. März 1673, starb den 12. Jan. 1743, ohne männliche Nachkommen; er war seit dem 9. Oktober 1701 mit Anne Katharine, Johann George, Freiherrn von Stolz und Simsdorf Tochter, geb. 1679, starb 1754, vermählt und zeugte mit ihr 1 Sohn und 3 Töchter: a) Anna Helena Henriette, geb. 1703, gest. 1772, vermählt 1728 mit George Friedrich, Freiherrn v. Kittlitz auf Lorenzberg; b) Barbara Charlotte Louise, geb. 1704, starb 1754 unvermählt. c) Johann Ernst, geb. und gestorb. 1705; d) Johanne Eleonore Josephe, geb. 1710, starb 1774, vermählte sich zwei Mal: 1740 mit Christian Ernst, Grafen zu Solms-Baruth, gestorb. 1748, und 1750 mit Friedrich Christoph, Grafen zu Solms-Wildenfels, kurfürstl. sächs. General der Infanterie und Guverneur zu Königstein, gest. 1792. Der

11) Wißgrill a. a. O. Bd. IV. S. 239. 12) Zu Folge der urkundl. Gesch. im Mspte. Vgl. auch damit Wißgrill a. a. O. 13) Die urkundl. Familien-Fideicommiß-Gesch. im Mspte. 14) Hübner auf der 976. Tabelle.

15) Großes Univers.-Lexik. Bd. XII. S. 1357.

zweite der gemeinschaftlich regirenden Brüder zu Oberberg war: Wenzeslaus Ludwig, geb. den 29. März 1680, gest. 29. März 1734, machte sich durch seine Gelehrsamkeit, vorzüglich als Dichter, sehr berühmt. Er vermählte sich den 11. August 1706 mit Hedwig Charlotte, Graf Friedrich Sigmund's I. zu Solms-Baruth jüngster Tochter, geb. 1678, gest. 1734, mit welcher er 2 Söhne und 4 Töchter zeugte: a) Helena Ernesta, geb. 1708, starb 1775 unvermählt; b) Charlotte Louise, geb. 1709, gest. 1784, vermählt 1736 an Karl Wilhelm, Grafen von Wittgenstein-Berleburg; c) Hedwig Sophie, geb. 1713, gest. 1716; d) Elias Ludwig Bernhard, geb. und gest. 1715; e) Hedwig Sophie, geb. 1717, gest. 1795, vermählt 1740 an Victor Amadeus Adolph, Fürsten von Anhalt-Schaumburg, gest. 1772; f) Ludwig Bernhard, geb. den 5. Mai 1719, starb unvermählt den 19. Jan. 1739. Der jüngste der gemeinschaftlich regirenden Brüder, Erdmann Heinrich, geb. den 21. Sept. 1681, residirte auf seinem Schlosse zu Pölzig im Altenburg'schen, und brachte nach seines ältesten Bruders Ableben die ganze Herrschaft Oderberg an sich; er war, so wie sein zweiter Bruder, ein sehr gelehrter Herr, befleißigte sich eines sehr frommen Lebenswandels, welchen er auch bei Andern durch seine eigenen Schriften zu verbreiten suchte, und starb als Senior seines Hauses den 1. Sept. 1752. Er vermählte sich zwei Mal: den 6. Dec. 1714 mit Sophie Louise, Graf Heinrich Wilhelms zu Solms-Sonnewalde jüngerer Tochter, geb. 1693, gest. 1717, und den 27. Sept. 1727 mit Charlotte Marie Albertine, Graf Johann Friedrichs von Leiningen-Hardenburg und Katharinens, Prinzessinn von Baden-Durlach ältester Tochter, geb. 1704, gest. 1783. Mit der ersten zeugte er 1 Sohn und 1 Tochter: a) Helena Henriette, geb. 1715, gest. 1772, ging 1739 in Prag zur kathol. Kirche über und vermählte sich 1742 mit August, Grafen von Sanguin, gest. 1743; b) Erdmann Ludwig, geb. 1717, gestorb. 1725. Von der zweiten waren ebenfalls 1 Sohn und 1 Tochter: c) Johann Erdmann, Graf Henckel von Donnersmarck, geb. den 17. August 1728, Herr der freien Minder-Herrschaft Oderberg in Schlesien, wo er residirte, und den 13. März 1803 als der Letzte der oderberg'schen Linie mit Tode abging. Er hatte sich zwei Mal vermählt: den 28. Febr. 1753 mit Henriette Friederike, Heinrichs, Grafen von Bünau-Dahlen Tochter, geb. 1733, von welcher er sich scheiden ließ; sie lebte hierauf zu Dahlen, wo sie im März 1791 starb; zum zweiten Male zu Oderberg den 10. August 1783 mit Marie Theresia Golffinger von Steinsberg aus Prag, welche er als Witwe hinterließ. Mit der Letztern hatte er einen als Kind verstorbenen Sohn nnd 2 Töchter gezeugt: Aloysie Franciska, geb. den 24. Mai 1784, und Marie Josephe, geb. den 10. März 1788. d) Johanne Charlotte, die leibliche Schwester des letzten Grafen, geb. 1731, gestorben 1790 auf ihrem Gute Lindenberg in der Mark, vermählt 1756 an Otto Leopold, Grafen v. Bees, k. preuß. Oberhofmarschall und geh. Stats- und Kriegsminister, gest. 1761.

Zum Unglück für die gräfl. Henckel'sche Familie war von dem Oderberger Fideicommiß der landesherrliche Consens nie nachgesucht und auch nie ertheilt worden; aus diesem Mangel ging nach Aussterben dieser Linie für die Agnaten die Herrschaft Oderberg verloren.

II. Die beuthen'sche Hauptlinie.

George Friedrich, Graf Henckel von Donnersmarck, der jüngste Sohn Lazarus II., geb. den 26. Aug. 1611, Stifter der beuthen'schen Hauptlinie und gemeinschaftlicher Stammvater aller jetzt lebender Grafen Henckel von Donnersmarck, erhielt in der brüderlichen Erbtheilung den zweiten Antheil der Herrschaft Beuthen, Tarnowitz-Neudeck. Dem Ältesten der Familie wurde jedes Mal die Regirung der Herrschaft Beuthen zugesichert, mit Ausschluß der oderberg'schen Linie, so lange in der beuthen'schen noch ein Abkömmling vorhanden seyn würde[16]). Nach seines Bruders, Graf Gabriels, erblosem Abgang ohne Söhne, theilte er dessen Hälfte der Herrschaft Beuthen mit dem älteren Bruder und besaß nun 3 Drittheile der ganzen Herrschaft. Er starb zu Wien den 8. Sept. 1671. Im J. 1636 hatte er sich mit Anna Helena, Ulrichs VI., Freiherrn von Kaunitz Tochter, geb. 1605, gest. 1682, vermählt, durch welche alle ihre Abkömmlinge von sämmtlichen europäischen Regentenfamilien abstammen. Sie wurde Mutter zweier Söhne, der Stifter zweier besonderer Nebenlinien, Leo Ferdinands, geb. 1640 und Karl Maximilians, geb. 1645.

1. Die mittlere oder katholische Linie zu Beuthen.

Leo Ferdinand, Graf Henckel von Donnersmarck, freier Standesherr zu Beuthen, der ältere Sohn George Friedrichs, geboren 1640, stiftete diese ältere Nebenlinie. Er errichtete bereits unter dem 17. Junius 1670 mit seinem Bruder einen Erbtheilungsvergleich und erhielt den eigentlichen beuthenschen Antheil, kaufte auch den 26. Febr. 1674 für 20,000 fl. rheinl. von seinem Vetter zu Oderberg den Kechlowitzer Antheil dazu. Der Kaiser Leopold I. erhob hierauf den 14. Nov. 1697 die Herrschaft Beuthen zur freien Standesherrschaft. Er starb den 25. Sept. 1699. Seine Gemahlinn, Juliane Maximiliane, Wolfgang Friedrichs, Grafen von Cobb, Freiherrn von Reyding, kaiserl. Hofkriegsraths und Generalfeldzeugmeisters Tochter, Frau des freien königl. Burglehns Steubendorf, geb. 1650, gest. 1729, mit welcher er sich im J. 1672 vermählt gehabt, führte nach seinem Tode die Vormundschaft über die minorennen 2 Söhne. Außer diesen hat er noch 4 Söhne und 7 Töchter mit ihr gezeugt: a) Friedrich, geb. 1676, gest. 1690; b) Karl Bernhard, geb. 1677, gestorb. 1681; c) Anna Francisca, geb. 1677, gest. 1739 zu Wien als kaiserl. Oberfthofmeisterinn, war an Franz Joseph, Grafen von Oppersdorf, kaiserl. geh. Rath und Landshauptmann zu Schweidnitz, Jauer und in Mähren vermählt und seit 1714 Witwe; d) Gustav, geb. 1678, gest. 1690; e) Charlotte, geb. 1680, gest. 1721 als Nonne zu St.

16) Zu Folge der mehrmals erwähnten urkundl. Familien-Fideicommiß-Geschichte.

Clara in Breslau; f) Juliane Maximiliane Eugenie, geb. als Zwilling mit der Vorhergehenden 1680, Priorinn zu St. Clara in Breslau, starb 1760; g) Agnes Bernhardine, geb. 1683, lebte im Kloster zu Ratibor und starb 1766; h) Katharine Karoline, geb. als Zwilling mit der Vorhergehenden 1683, gest. 1722, vermählt 1703 an Johann Franz, Grafen von Karwath, kaiserl. Kammerherrn; i) Marie Josephe Leopoldine, geb. 1684, gestorb. 1725 zu Wien als Hofdame der Kaiserinn Elisabeth; k) Karl Joseph, geb. den 24. Januar 1688, starb gleich nach der Taufe; l) Karl Joseph Erdmann, Zwilling mit dem Vorhergehenden, geb. den 24. Jan. 1688, freier Standesherr zu Beuthen, wurde nach des Vaters Tode in der röm. kathol. Kirche erzogen, zu welcher er hierauf völlig überging. Er war kaiserl. wirkl. geh. Rath und Kämmerer, auch oftmaliger Fürstentagskommissarius in Schlesien, seit 1738 Landeshauptmann zu Ratibor und Oppeln, und seit 1744 königl. preuß. Oberpräsident der Regirung zu Oppeln. Da er aber im Jahre 1745 die Partie des Hauses Östreich wider König Friedrich den Einzigen ergriff und den ungarn'schen und böhmischen Truppen Vorschub leistete, so erklärte ihn König Friedrich aller seiner Würden für verlustig, zog die freie Standesherrschaft Beuthen ein und übergab sie dem Grafen Leo Maximilian von der Tarnowitzer Linie. Graf Erdmann retirirte sich nach Wien und starb den 5. Mai 1760 zu Ödenburg in Ungarn. Er hatte sich zwei Mal vermählt: den 20. Febr. 1710 mit Marie Josephe, Lazarus Ambrosius, Freiherrn von Brunetti, k. k. Oberamtskanzlers zu Breslau Tochter, geb. 1695, gest. 1740. Die zweite Gemahlinn, Josephe Antonie, Freiinn von Pestaluzzi, geb. 1729, wurde 1769 Sterkreuzordens-Dame und starb 1783 zu Wien, ohne ihm Kinder geboren zu haben. Die aus der ersten Ehe erzeugten 14 Kinder folgen nachher. m) Elisabeth, geb. 1691, gest. 1692; n) Leo Ferdinand, geb. 1693, Maltheserritter und kaiserl. Rittmeister, wurde den 13. Jul. 1714 im 22. Jahre seines Alters in einem Duelle mit Graf Gustav von Oppersdorf in einem Garten der Vorstadt Breslau erschossen. Graf Karl Joseph Erdmann hatte in seiner ersten Ehe mit Maria Josepha, Baronesse von Brunetti, 8 Söhne und 6 Töchter gezeugt: a) Maximilian, geb. 1711, gest. 1712. b) Franz, geb. und gest. 1713, ward von der Amme im Schlafe erdrückt. c) Erdmann Valentin, geb. 11. Nov. 1714, Regirungsrath zu Brieg, starb den 24. April 1740 ohne Kinder; er war seit dem 26. Okt. 1739 mit Marie Anne, Franz Antons, Grafen von Hoditz Tochter, vermählt; sie verband sich 1741 zum zweiten Male mit Heinrich Maximilian, Grafen von Stahremberg, und starb 1769. d) Karl, geb. und gest. 1716. e) Marie Antonie, geb. 1717, gestorb. 1777, hatte sich drei Mal vermählt: 1733 mit Joseph Thaddäus, Grafen von Hoditz, gest. 1738, im J. 1744 mit Friedrich Joseph, Freiherrn von Schrenck und Notzing, kurbair. Kammerherrn, gest. 1764, und 1770 mit Wolfgang Maximilian Joseph, Grafen von Auersperg zu Wolfpassing, gest. 1781. f) Marie Franciska, geb. 1718, gest. 1790, vermählt 1748 an Emanuel Desvalles, Marquis de Poal, gest. 1760. g) Marie Gabriele, geb. 1719, gest. 1747, vermählt 1743 an Guidobald Joseph, Grafen von Dietrichstein auf Loslau und Nußdorf, gest. 1773. h) Franz Ludwig, geb. den 18. Jan. 1721, Herr der Standes- und Fideicommiß-Herrschaft Beuthen, starb den 7. Mai 1763; er hatte sich den 2. Febr. 1745 mit Leopoldine, Karl Heinrichs, Grafen von Sobeck, kaiserl. wirkl. geh. Raths und Landeshauptmanns zu Oppeln und Ratibor Tochter, geb. 1719, gest. 1792, vermählt, mit welcher er den einzigen Sohn, Valentin Karl Ludwig, geb. den 13. Mai 1752, zeugte, welcher jedoch schon im 9ten Jahre seines Alters, den 30. Sept. 1760 starb. i) Marie Josephe, geb. 1722, Klosterfrau zu Sprottau, starb 1790. k) Karoline Johanne, geb. 1724, gestorb. 1727. l) Marie Anne, geb. 1725, gest. 1760, vermählt 1749 an Otto Ernst von Gersdorf, k. preuß. Generalmajor der Kavallerie, gest. 1773. m) Karl Johann, geb. den 21. Febr. 1727, Domherr, insulirter Prälat und Domkantor zu Wien, starb daselbst den 9. Mai 1795. n) Lazarus, geb. den 14. Jun. 1729, k. k. Kämmerer und bis 1764 Major des trautmannsdorff'schen Regiments; wurde Erbe des beuthen'schen Fideicommisses und des sämmtlichen Vermögens seines Bruders Ludwig, und zuletzt Geschlechtsältester der jüngern Linie, und als solcher freier Standesherr zu Beuthen und Tarnowitz; residirte zu Siemianowitz, wo er den 8. Aug. 1805 mit Tode abging. Er hatte sich zwei Mal vermählt: den 21. Febr. 1770 mit Marie Anne, Gräfinn von Colonna-Fels aus Großstrehlitz, geb. 1733, gest. den 14. Mai 1773, und den 13. Jun. 1774 mit Marie Antonie, Graf Johann Nepomucks von Praschma, k. k. geh. Raths Tochter, Sternkreuzordens-Dame, geb. den 24. Oktober 1753. Mit der ersten Gemahlinn hatte er 1 Sohn und 1 Tochter, mit der zweiten 3 Söhne und 4 Töchter gezeugt, von denen sogleich Meldung geschehen wird. o) Johann Nepomuck Anton, geb. 1731, gestorb. 1732. Die so eben gedachten 9 Kinder, welche Graf Lazarus mit seinen beiden Gemahlinnen gezeugt hatte, sind folgende: a) Lazarus Adam Joseph, geb. 1770, gest. 1771. b) Marie Anne Theresia Barbara, geb. und gest. 1772. c) Marie Anne, geb. 8. Jun. 1775, vermählt den 13. April 1806 mit dem Grafen von Mettich auf Wiese. d) Antonie, geb. 1780, gest. 1781. e) Peter Ferrerius, geb. 1782, gest. 1783. f) Karl Joseph Erdmann, Graf Henckel von Donnersmarck, geb. den 14. Dec. 1784, folgte seinem Vater 1805 als Herr des beuthen'schen Fideicommisses und residirt zu Siemianowitz in Oberschlesien. g) Franciska Romana Karolina Salesia, geb. den 5. Mai 1786. h) Marie Josephe Karoline, geb. den 31. Mai 1789, Sternkreuzordens-Dame, vermählt mit dem Grafen von Banffy. i) Lazarus Johann Nepomuck, geb. den 30. Sept. 1792.

2. Die jüngere oder evangelische Linie zu Tarnowitz-Neudeck.

Karl Maximilian, Graf Henckel von Donnersmarck, der jüngere Sohn George Friedrichs, geb. den 12. Febr. 1645, schloß den 17. Jun. 1670 mit seinem ältern

Bruder einen Erbtheilungsvergleich ab, zu Folge dessen er Tarnowitz mit Neudeck erhielt, und wurde Stifter der hievon genannten jüngern beutheu'schen Nebenlinie. Er residirte zu Neudeck und starb daselbst den 18. August 1720. Mit seiner Gemahlinn, Helena Hedwig, Karl Moritz, Grafen von Reder Tochter, geb. den 25. März 1656, vermählt den 20. Okt. 1674, gest. den 17. Mai 1726, zeugte er folgende 2 Söhne und 5 Töchter: a) Ursula Helena, geb. 1688, starb 1739 unvermählt. b) Eleonore Charlotte, geb. 1689, gest. 1764, verm. 1719 an Johann Adam, Freiherrn von Stolz und Simsdorf, kaiserl. Obersten und Commandanten zu Trentschin in Ungarn, gestorb. 1729. c) Sophie Hedwig, geb. 1690, gest. 1719, vermählt 1717 an Friedrich Alexander, Freiherrn von Hock, gest. 1727, dessen dritte Gemahlinn sie gewesen. d) Leo Maximilian, geb. 1691, Stifter des ältern oder sächsischen Hauptzweigs, von welchem nachher gehandelt wird. e) Karoline Elisabeth, geb. 1693, gest. 1757, vermählt 1729 an Hanns Heinrich III., Grafen von Hochberg-Rohnstock, gest. 1743. f) Karl Erdmann, geb. 1695, Stifter des jüngern Hauptzweigs zu Tarnowitz-Neudeck, von welchem weiter hin die Rede seyn wird. g) Anna Gottliebe, geb. 1698, starb unvermählt im J. 1766.

A. Der ältere oder sächsische Hauptzweig der Tarnowitzer Linie.

Leo Maximilian, Graf Henckel von Donnersmarck, regirender Standesherr der Herrschaften Beuthen, Tarnowitz u. s. w., königl. preuß. Oberschenk und Ritter des schwarzen Adlerordens, der ältere Sohn Graf Karl Maximilians, geb. den 1. März 1691, welcher so wie seine Nachkommen bis jetzt sich ausgezeichnete Verdienste um Preußens Thron und Vaterland erworben haben, gründete den erst in den neuesten Zeiten in das preuß. Herzogthum Sachsen verpflanzten und von dieser Provinz benannten Hauptzweig der tarnowitz-neudeck'schen Linie. Er schloß unter dem 5. Aug. 1727 mit seinem jüngern Bruder einen Erbvertrag ab, welchem zu Folge er diesem die Herrschaft Tarnowitz-Neudeck und das Allodialgut Klein-Zyglin ganz überließ und 20,000 fl. rheinl. für die ihm zukommende Hälfte nahm; wurde von König Friedrich dem Einzigen 1748 in die Herrschaft Beuthen, deren der Graf Karl Joseph Erdmann nach geschehener Proscription verlustig worden war, als regirender Herr eingesetzt und seine Linie in die ihr zum Vortheil der katholischen Linie vom Kaiser entzogenen Rechte restituirt, und nahm den 17. Jul. von den beuthen'schen Ständen, Propst und Städten und dem ganzen Adel die Huldigung an[17]). Er starb zu Berlin den 25. Aug. 1771. Er hatte sich den 3. Jun. 1716 vermählt mit Barbare Eleonore, Friedrich Alexanders, Freiherrn von Hock Erbtochter, auf Mittel- und Nieder-Reppersdorf u. s. w., geb. den 14. Febr. 1691, gest. zu Liegnitz den 13. April 1763, und 3 Söhne und 3 Töchter mit ihr gezeugt: a) Gottlob Alexander Maximilian, geb. den 26. April 1719, holländischer Generalmajor der Infanterie, trat seinem Bruder Victor Amadeus die Standesherrschaft ab und starb den 16. März 1781. b) Amalie Eleonore, geb. 1720, gest. 1783, vermählt 1752 an Friedrich Wilhelm, Grafen von Lepel, auf Boeck, Rassenheide u. s. w., gest. 1783. c) Karoline Helene, geb. 1721, gest. 1789, vermählt 1761 an George Sigismund von Sydow, königl. preuß. Major, gest. 1765. d) Lazarus, geb. den 12. Sept. 1725, war königl. preuß. Hauptmann und Adjutant des Prinzen Heinrich, quittirte, und zuletzt hessen-kasselscher Oberster, starb im Jan. 1771. e) Victor Amadeus, geb. den 15. Sept. 1727, regirender Standesherr zu Beuthen und Tarnowitz seit 1772, königl. preuß. Generallieutenant, Generalinspektor der ostpreußischen Infanterie und Gouverneur zu Königsberg, Ritter des rothen Adlerordens und des Ordens pour le Mérite, und auf die Commenthurei Supplinburg den 1. Okt. 1764 investirter St. Johanniterordens Ritter. Er steht in der Reihe der preußischen Helden und starb zu Königsberg den 31. Jan. 1793[18]). Er hatte sich zwei Mal vermählt: den 13. December 1763 mit Katharine Friederike Wilhelmine, George Christophs von Wackerhagen, königl. preuß. geb. Finanzraths Tochter, geboren den 16. März 1745, gestorben den 2. März 1770 zu Berlin; zum zweiten Male den 11. Januar 1774 mit der hochgeachteten Eleonore Maximiliane Ottilie Louise, Gräfinn von Lepel, der ältern Tochter des Grafen Friedrich Wilhelm von Lepel, und seiner ältern Schwester Amalie Eleonore, Gräfinn Henckel von Donnersmarck, Besitzerinn auf Rassenheide, Boeck u. s. w. in Pommern, Oberhofmeisterinn Ihrer kaiserl. Hoheit, der regirenden Großherzoginn zu Sachsen-Weimar, Dame des kaiserl. russ. St. Katharinenordens, geb. den 17. Okt. 1756. Die Kinder aus beiden Ehen werden gleich folgen. f) Eleonore Henriette, geb. 1734, Hof- und Statsdame zu Berlin, erhielt 1757 eine Exspectanz in Quedlinburg und starb 1762. Des Grafen Victor Amadeus 2 Töchter aus der ersten Ehe, nebst 3 Söhnen und 1 Tochter aus der zweiten, sind folgende: a) Eleonore Auguste, geb. den 23. Nov. 1764, vermählt 1794 an Johann Karl von der Hagen, königl. preuß. Kammerherrn; b) Amalie Wilhelmine, geb. den 25. Dec. 1765, vermählt 1783 an Wilhelm Albrecht von Maffenbach, Hofgerichtsrath zu Insterburg, von welchem sie geschieden wurde; zum zweiten Male 1792 an den k. preuß. Hauptmann von Treskow. c) Wilhelm Ludwig Victor, Graf Henckel von Donnersmarck, königl. preuß. Generallieutenant außer Diensten, Subsenior des Domstifts zu Brandenburg, des St. Johanniterordens designirter Comthur auf Schieffelbein, Ritter des königl. preuß. rothen Adlerordens 2ter Klasse mit Eichenlaub, des Ordens pour le Mérite mit

17) S. die geneal. histor. Nachricht. Th. CXXV. S. 436.

18) Außer den in diesem Werke enthaltenen, findet man einige Nachricht aus seinem Leben im biograph. Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben, im 2. Theile S. 129 u. f. Seine Ahnentafel ist in Diesemann's Nachrichten vom Johanniterorden (heraus gegeben von Halle, Berlin 1767.) S. 418 enthalten.

Eichenlaub, Inhaber des eisernen Kreuzes 1ster u. 2ter Klasse, Ritter des kaiserl. russ. St. Annenoedens 1ster Klasse, des kaiseel. russ. St. Geoegenordens 4ter Klasse, Officier de l'Ordre royal du Mérite militaire de France, Commandeur de l'Ordre royal de la légion d'honneur, Ritter des k. k. östr. Leopoldsordens u. s. w. Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Tiefensee bei Düben im preuß. Herzogthume Sachsen, geboren zu Potsdam den 30. Okt. 1775, vermählt den 26. Jan. 1804 mit Amalie Gottliebe Charlotte Friederike, Freiinn von dem Knesebeck aus dem Hause Carwe im Ruppinschen, geb. den 1. Jan. 1779. Sie haben eine Adoptivtochter. d) Henriette Ulrike Ottilie, geboren den 14. Okt. 1776, Hofdame der verwitweten Großherzoginn zu Sachsen-Weimar, vermählte sich den 15. Febr. 1796 mit Wilhelm Julius von Pogwisch, auf Goddentow, königl. preuß. Major der Cavallerie; lebt jetzt außer Diensten in Kurland. e) **Leo** Felix Victor, Graf Henckel v. Donnersmaeck, königl. peeuß. Kammerherr und Regirungsrath zu Merseburg, erster Minor des vormaligen Domstifts zu Halberstadt, des St. Johanniterordens designirter Comthur auf Gorgast, Inhaber des eisernen Kreuzes 2ter Klasse, Rittmeister außer Diensten, geboren den 25. Jun. 1785, vermählt seit den 12. Nov. 1827 mit Therese Charlotte Friederike Christiane, Freiinn von Bothmer, welche Ehe den 8. Jan. 1829 durch die Geburt eines jungen Grafen: Leo Amadens Maximilian, hoch beglückt wurde. f) Ein Graf wurde 1787 geboren und starb 1788.

B. Der jüngere oder schlesische Hauptzweig zu Tarnowitz-Neudeck.

Karl Erdmann, Graf Henckel von Donnersmarck, Ritter des schwarzen Adlerordens, der jüngere Sohn Graf Karl Maximilians, geb. den 8. December 1695[19]); gelangte 1727 durch den früher erwähnten, mit seinem Bruder abgeschlossenen Eebvertrag zum alleinigen Besitz der Herrschaft Tarnowitz und residirte zu Neudeck. Er starb den 7. April 1760. Mit seiner Gemahlinn, Anne Susanne, Wenzel Adams, Freiherrn von Larisch Tochter, geb. 1713, gest. 1761, mit welcher er sich den 8. Nov. 1729 verbunden hatte, zeugte er folgende 8 Söhne und 3 Töchtee: a) Karl Wenzel, geb. 1731, gest. 1738. b) Eedmann Gustav, geb. den 18. März 1732, succedirte seinem Vater in der Fideicommiß-Herrschaft Tarnowitz und in Klein-Zyglin, welches er auch zum Fideicommiß machte. Er residirte zu Neudeck; war königl. preuß. Landschafts-Direktor in Oberschlesien; gelangte noch am 8. August 1805 als Senior der Familie zur Regirung der freien Standesheerschaft Beuthen und Tarnowitz, starb aber schon den 27. Nov. 1805. Ee hatte sich den 28. Nov. 1759 mit Rudolphine Wilhelmine Charlotte, Anton Ulrichs, Freiherrn von Dyherrn, herzogl. würtemberg-bernstädtschen Hofmaeschalls Tochter, geb. 1743, gest. zu Tarnowitz 1802, vermählt und mit ihr 4 Söhne gezeugt: α) Lazarus Gustav Anton, geb. 1760, gest. 1761. β) Gustav Adolph, geb. den 31. August 1763, succedirte dem Vater in der Regirung und der Fideicommißherrschaft Tarnowitz und den Zygliner Fideicommißgütern 1805. Im J. 1798 quittirte er als königl. peeuß. Major von der Cavall.; residirte zu Neudeck und starb den 10. November 1813 ohne männliche Nachkommenschaft, da sein einziger, mit Johanne Eleonore Karoline, Johann Sigismunds von Prittwitz und Gaffron auf Grambschütz Tochter, geboren den 25. Julius 1772, vermählt den 6. Mai 1790, erzeugter Sohn: Gustav Heinrich, geb. den 21. August 1791 bereits den 13. Jun. 1809 unvermählt gestorben war. Aber die Witwe und die 3 Töchter: Eleonore Rudolphine, geb. den 17. Oktober 1792, Johanne Adelaide, geb. den 7. Dec. 1804 und Auguste, machten ihrem Schwager und Onkel unter der Behauptung, daß Tarnowitz mit den dazu geschlagenen Gütern keines Weges die Eigenschaft eines Fideicommisses besitze, die Succession in dieselben streitig. γ) Kael Lazarus, Graf Henckel von Donnersmarck, jetzt regirender freier Standesherr zu Beuthen und Tarnowitz, geb. den 5. März 1772. Kaufte anfänglich die Herrschaft Kaschewitz in Südpreußen und succedirte seinem Brudee den 10. November 1813 in den tarnowitz-neudeckschen und zyglinschen Fideicommißgütern. Er ist Ritter des königl. preuß. Ordens pour le Mérite und des Johanniter-Malthefer-Ordens und hat sich den 12. November 1816 mit Julie, des Geafen Friedeich Ludwigs von Bohlen, Herrn der Herrschaften Karlsburg u. s. w. jüngerer Tochtee, geb. den 10. Jun. 1800, vermählt, aus welcher Ehe Karl Lazarus Ludwig Gebhard, geb. den 23. August 1817 entsprossen ist. δ) Ein Sohn, geb. 1773, gest. 1787. c) Anne Eleonore, geb. 1734, gest. 1778, vermählt an Kael Johann, Freiherrn von Gositzky, kaiserl. russ. Oberstlieutenant und Commandanten zu Jakobstadt in Kurland, gestorben 1799. d) Gottlob Ernst, geb. den 8. Dec. 1736, vormals auf Matzdorf und Groslagiewnik, quittirte als königl. preuß. Lieutenant beim Regiment Prinz Ferdinand, starb den 26. Mai 1811. War seit dem 9. November 1763 mit Mariane Louise von Ohln und Adlerskron, geb. 1743, gest. 1794, vermählt, mit welcher er folgende 4 Kinder gezeugt hat: α) Lazarus Leo Maximilian, geb. 1764, königl. preuß. Lieutenant beim Husaeenregiment von Köhlee; blieb bei Verdun den 6. Septembee 1792. β) Karl, geb. 1766, quittirte 1803 als königl. preuß. Lieutenant beim Kürassierregiment von Holzendorf; später Landrath in Oberschlesien; vermählte sich den 11. Februar 1804 mit Helene, des königl. preuß. Generalmajors von Kraft Tochter. γ) Mariane Charlotte Sophie, geb. 1767, gest. 1792. δ) Louise, geb. 1769, gewesene Stiftsdame zu Paechau im Fürstenthume Glogau, vermählt den 8. Jun. 1801 an den Herrn von Stössel zu Drogelwitz. e) Susanne Eleonore, geboren

19) Die urkundl. Famil. Fideicommiß-Gesch. im Mspte. Die meisten geneal. Handbücher geben das Jahr 1693 an und Jacobi, im europ. geneal. Handb. a. d. J. 1800 das Jahr 1697.

1738, gest. 1778, vermählt 1765 an den königl. preuß. Hauptmann von Pelchrzym, gest. 1778. f) Gotthilf Traugott, geb. den 10. April 1740, quittirte 1763 als königl. preuß. Lieutenant des bredowschen Kürassierregiments, starb den 9. Oktober 1799. g) Lazarus Lebrecht, geb. den 2. Oktober 1744, königl. preuß. Major des Leib-Kürassierregiments, starb den 24. Sept. 1787, war zweimal vermählt: seit dem 1. Januar 1775 mit Marie Felicitas, Friedrich Wilhelms von Arnstädt, auf Brumby, königl. pol. und k. sächs. Rittmeisters Tochter, geb. den 9. Jun. 1740, starb schon im ersten Jahre ihrer Ehe, den 11. Okt. 1775, zum zweiten Male, den 11. Jun. 1776 mit der Vorigen Schwester, Sophie Wilhelmine Albertine von Arnstädt a. d. H. Brumby, geb. den 29. Dec. 1756. Von dieser sind folgende Kinder: α) Wilhelmine Charlotte Amalie, geb. den 5. März 1777, vermählt den 3. Februar 1792 an Christoph August Friedrich von Gansauge, auf Barendorf, Kanonikus zu St. Gangolph in Magdeburg, geb. den 1. Aug. 1762. β) Friederike Karoline Louise, geb. den 11. Nov. 1778. γ) Karl Wilhelm Lazarus, geb. den 14. Sept. 1780. h) Karl Wenzel, geb. den 1. August 1746, quittirte 1774 als königl. preuß. Lieutenant des Infanterieregiments Steinwehr und starb den 4. Jun. 1787. Seine Gemahlinn, eine Baronesse von Eilenburg, welche sich im J. 1788 wieder mit dem königl. preuß. Obersten von Vittinghoff vermählte, hatte ihm 1772 eine Tochter geboren, welche 1786 starb. i) Elias Maximilian, geb. den 1. Januar 1748, königl. preuß. Generalmajor und Chef des Kürassierregiments Nr. 1., Ritter des preuß. Ord. pour le Mérite. Er vermählte sich den 10. Febr. 1784 mit Charlotte Amalie Bernhardine Victorie, Graf Erdmann Karls von Röder zu Hohlstein Tochter, geb. den 11. Jun. 1754 und hat folgende 4 Kinder mit ihr gezeugt: α) Ludwig Karl Maximilian, geb. 1785, gest. 1788. β) Alexander Erdmann, geb. 1786, gest. 1787. γ) Natalie Bernhardine Henriette und δ) Amalie Karoline Erdmuthe, geb. als Zwillinge den 22. April 1789. k) Ludwig Gabriel, geb. den 9. März 1750, Herr auf Schönheyde und Schreidendorf, vormals königl. preuß. Premierlieutenant des arnim'schen Kürassierregiments, seit 1790 Landrath des strehlenschen Kreises, starb zu Karlsbad den 17. Febr. 1798. Hatte sich zweimal vermählt: 1774 mit Marie Theresia, Adams, Freiherrn von Grutschreiber auf Glesen Tochter, geb. 1745, gest. 1792, und im J. 1793 mit Amalie, des Stadtdirektors von Skopp zu Sorau bei Ratibor und seiner Schwester Jeannette, Gräfinn von

Johan

Lazar

Elias,
o

geb.

Johan
geb. 167
ohne mä

Kurze Übersicht der Abstammung der Grafen Henckel von Donners

Peter Henckel de Quintoforo

Jakob Henckel vo

Johann I. de I

George I., im Jahre 1456.

Geo

n, Decretorum Doctor und Canonicus, † 1539.

Conrad, geb. 1486

Johann II., kaiserl. Rath

Lazarus I. oder der Ältere, geb. 1550, Freiher 16
der Bergwerke in allen kaiserl

Beuthen.

as II. oder der Jüngere, erhält die Herrschaften Beuthen mit Tarnowitz und Oderberg als Fideicommi
wird 1651 in den Reichsgrafenstand erhoben, † 1664.

Oderberg.

Graf Henckel von Donnersmarck, Stifter der ältern
der der oderberg'schen Hauptlinie, geb. 1603,
† 1667.

Gabriel, Graf Henckel v
Beuthen, geb. 1609,

Elias Andreas,
1632, verkauft den ihm angefallenen beuthen'schen
Antheil an Graf Leo Ferdinand, † 1700.

Die mittlere oder katholisch
Leo Ferdinand, erhält die Herrschaft
Standesherrschaft erhoben wird;

n Ernst,
3, † 1743
nl. Nachkommen.

Wenzeslaus Ludwig,
geb. 1680,
† 1734.

Erdmann Heinrich,
geb. 1681,
† 1752.

Karl Joseph Erdm
reg. freier Standesherr zu Beuthen,
Kirche über; wird 1745 seiner
† 1760.

Ludwig Bernhard,
geb. 1719, † 1739,
unvermählt.

Johann Erdmann,
Graf Henckel v. Donnersmarck,
geb. 1728, † 1803
ohne männl. Nachkommenschaft,
als der Letzte der oderberg'schen
Linie.

Franz Ludwig,
geb. 1721, † 1768.

geb. 17
Brud
frei

Karl Joseph Erdmann,
Herr des beuthen'schen Fideicommisses,
geb. 14. Dec. 1784.

Lazarus Jo
geb. 30. S

Donnersmarck, von ihrem ersten bekannten Stammvater aus dem Hause Thurz

...von Donnersmarck, lebte im Jahre 1378.

...nersmarck, im Jahre 1417.

...novia und Donnersmarck.

Jahre 1466. Niclas, Domherr 1463.

... starb 1503.

...berster 1525, † 1542. Bernhard. Sebast...

...ahlmeister, geb. 1513, † 1588. Conrad.

...aiserl. wirkl. geh. Rath und Direktor ...anden, † 1624. Johann, geb. 1554, † 1598. Sebastian.

Gfäll.

... 1573, kaiserl. wirkl. Rath; ...64.

George, erhält die Herrschaften Gfäll und Wesendo... der Familie entzogen werden, geb. 1578,

...thèn. Ta...

...onnersmarck, Herr der Herrschaft ...66 ohne männl. Nachkommen.

George Friedrich, Graf H... Tarnowitz, Stifter der ... geb. 16...

...e zu Beuthen. ...n, welche zur freien ...1640, † 1699.

Die jüngere oder evangelische Li... Karl Maximili... erhält die Herrschaft Tarnowitz mit N...

...88, geht zur kath. ...gen verlustig;

Der ältere oder sächsische Hauptzweig. Leo Maximilian, reg. Standesherr zu Beuthen, geb. 1691, † 1771.

Der jüngere o... zu Ta... Karl Erdmann, mit Neud...

...us, ...ebirt seinem ...wiz; zuletzt ...desherr, ...05.

Gottlob Alexander Maximilian, geb. 1719, † 1781.

Victor Amadeus reg. Standesherr, geb. 1727, † 1793.

Erdmann Gustav, Herr d. Herrschaft Tarnowitz, geb. 1732, Standesherr 1805, † e. a.

Gottl... Ern... geb. 17... † 1811

...Nepomuck, ...92.

Wilhelm Ludwig Victor, k. preuß. Generallieuten., Herr auf Tiefensee, geb. 30. Okt. 1775.

Leo Felix Victor, k. pr. Kammerherr u. Reg.-Rath zu Merseburg, geb. 25. Jun. 1785.

Gustav Adolph, Hr. d. Herrsch. Tarnowitz, geb. 1763, † 1813.

Karl Lazarus, reg. Standesherr, geb. 5. März 1772.

Kar... geb. 17...

Leo Amadeus Maximilian, geb. 8. Jan. 1829.

Karl Lazarus Ludwig Gebhard, geb. 25. Aug. 1817.

E... Erdm... I... tödten... durch... primir... Berni... des p... et int... Theile... durcha... Strar... proce... dem I... wirbel... deus... ment... den... odont... satz a... Atlas... daß e... hervor... versu... bracht... der E... hat, seine... finden... und... Bober... schnel... mache... dieselb... erford... ihnen... niger... wenig... versu... Forts... kann, trach... angef... mehr... ihn f... dadur... werde... nicht... durch... fluß d... bloße... ten E... laufs

ENCKEL VON DONNERSMARK, 2) Heinr. , s. am Ende des Buchstabens H.

ENKEN (medic.), ist eine gewaltsame Art zu . Es wird zu diesem Behuf der Hals entweder einen Strang oder durch eine andere Binde com- t. Der Tod erfolgt hier immer durch direkte tung der anima (ψυχή) oder (nach Aristoteles) incipium, quo vivimus, sentimus, movemur elligimus, d. h. durch Vernichtung der Kräfte von n des Nervensystems, von welchen zum Leben us nothwendige Organe abhängig sind. Die zum ge Verurtheilten sterben häufig, dadurch, daß der ssus odontoideus auf das Rückenmark drückt, nach- as ligamentum transversum des ersten Hals- beins zerrissen ist, oder der processus odontoi- geht darunter weg, in welchem Falle die liga- odontoidea vorher zerrissen seyn müßten. In meisten Fällen dieser Art waren die ligamenta oidea zuvor zerrissen, und dann ging dieser Fort- s seinem Ringe heraus, unter dem Ligament des weg, und legte sich in den Rückenmarkskanal, so das Rückenmark zerriß und einen plötzlichen Tod brachte. Bisweilen war auch das ligamentum trans- m zerrissen, und der Tod auf dieselbe Weise erfolgt.

iese Luxation scheint in dem Moment hervorge- zu werden, wo der baumelnde Delinquent oder elbstmörder, nachdem er sich den Strang angelegt und von einer gewissen Höhe herab gesprungen ist, Muskeln sehr anstrengt und sich viel bewegt.

ine ähnliche Todesart kann bei Kindern Statt , wenn man sie an den Seiten des Kopfs anfaßt, ie so weit in die Höhe hebt, daß ihre Füße den verlassen. Hierdurch können sie mit Blitzes- le getödtet werden, wenn sie einige Bewegungen n, um sich los zu machen. Es ist bei ihnen, um e Wirkung hervorzubringen, weit weniger Gewalt erlich. Denn der processus odontoideus ist bei wenig entwickelt. Seine Ligamente sind weit we- resistirend. Der Ring, welcher ihn einschließt, ist er zusammen gezogen. Das ligamentum trans- m besitzt noch eine große Elasticität, so daß dieser z unter diesem letzteren Ligament heraus treten , ohne seine eigenen Ligamente zu zerreißen.

Die große Beweglichkeit des canalis laryngo- calis, die Luft, womit dieser Kanal bei Lebenden üllt ist, die umgebenden lockeren Theile, welche weit nachgeben, als dieser Kanal, gestatten nicht leicht o zu comprimiren, daß alles Eindringen von Luft ch verhindert und plötzlicher Tod hervorgebracht n könnte.

Aber die an dem Halse befindlichen Nerven können lange den Druck ertragen, und da zum Leben aus nothwendige Organe nicht lange Zeit den Ein- erselben entbehren können, so kann das Henken durch Compression dieser Nerven den Tod hervorbringen.

Die Folgen einer eine gewisse Zeit lang fortgesetz- ompression dieser Nerven sind Hemmung des Blut- , Stockung des Bluts in den Lungengefäßen und der rechten Herzkammer, in den Gefäßen des Gehirns, und wohl auch Zerreißung solcher Gefäße.

Diese Erscheinungen findet man auch in anderen Fällen, wo der Tod durch direct auf das Nervensystem einwirkende Ursachen plötzlich hervorgebracht worden ist.

Sie scheinen nicht von der Compression der Gefäße, sondern von der Compression der Nerven abhängig zu seyn, oder von der Vernichtung des Princips, wodurch die in unseren Gefäßen enthaltenen Flüssigkeiten bewegt werden.

Es scheint, daß die Gefäße sich nicht eher vollkommen comprimiren lassen, als bis sie isolirt worden sind. Sie sind entweder ganz in weichen oder harten Theilen eingeschlossen, oder sie sind auf der einen Seite von Knochen und auf der anderen von weichen Theilen geschützt. Dabei besitzen sie die Eigenschaft, sich nach verschiedenen Richtungen hin schieben zu lassen. Sie können sich schlängeln und sich gerade ausstrecken, und die Kraft des in ihnen strömenden Bluts kann sie so in eine Lage bringen, in welcher sie vor dem gegen sie angewendeten Drucke geschützt sind. Ich will nur sagen, daß sie bis zu einem hohen Grade, und zwar bis zu einem höheren Grade, als man gewöhnlich glaubt, im Stande sind, dem gegen sie ausgeübten Drucke auszuweichen. Wenn ein Gefäß bloß von weichen Theilen umgeben ist, wie z. B. am penis, und man es da zu comprimiren sucht, so wird es durch die Kraft des in ihm strömenden Blutes dem Drucke länger Widerstand leisten, als der begleitende Nerv, von welchem die Bewegung des Bluts abhängig ist. Wenn das Gefäß von der einen Seite durch Knochen geschützt ist, so wird man bloß von der anderen Seite Druck anwenden können, und dieser Druck wird nicht auf gleiche Weise auf alle Punkte wirken, so daß das ausweichende Gefäß immer noch einen Punkt finden wird, wo es vor dem Drucke geschützt ist.

Würde es nicht äußerst wichtig seyn, durch anatomische Untersuchung zu erweisen, ob bei den zum Strange Verurtheilten die Gefäße wirklich comprimirt wären? Wie oft würde nicht der Lauf des Bluts in unseren Gefäßen gestört werden, wenn sie nicht von der Natur so besonders angeordnet wären!

Daß beim Aderlaß am Arm durch die an Oberarm angelegte Binde die Venen anschwellen und sichtbarer werden, scheint bloß von dem Druck auf die Nerven abhängig zu seyn, wodurch in den unterhalb der Binde befindlichen Venen ein langsamerer Lauf und eine Anhäufung des Bluts hervorgebracht wird. Daher strömt das Blut aus der geöffneten Vene sogleich schneller aus, sobald man die am Oberarm angelegte Binde etwas locker macht.

Personen, die kurz nach dem Versuche der Selbstentleibung durch Henken Beistand erhielten und wieder zum Leben gebracht wurden, erinnern sich keines schmerzhaften oder ängstlichen Gefühls, dagegen ungewöhnlicher sinnlicher Eindrücke, so von stark leuchtendem Lichte, von brausenden Tönen, ja Einige sprechen sogar von eigenen wollüstigen Gefühlen, von welchen die letzten Momente

des Lebens begleitet gewesen seyn sollen. Wahrscheinlich, sagt ein angesehener teutscher Arzt, tödtet der Gehirndruck, der die nächste Ursache dieser Erscheinung ist, nicht unmittelbar, sondern erst bei längerer Dauer, oder auch in einzelnen Fällen durch Ausschwitzung von Lymphe oder Blut, bei Zerreißung von Gefäßen. Wir sehen, daß in der Hirnwassersucht eine bei weitem größere Ansammlung von Flüssigkeit vorhanden ist, und doch tödtet sie nicht durch ihren Druck, wenn wir annehmen, daß sie im Stande sei, auf das Gehirn Druck auszuüben.

Das eigentlich so genannte Genickbrechen ist nur beim Henken an Querbalken zu bewirken, wenn der Kopf gewaltsam über das Holz herab gedrückt wird, aber nicht beim Henken an einem Pfahl. Es ist aber wohl überhaupt mißlich und beim Mißglücken grausam, da das vergeblich hierauf gerichtete Bemühen die Leiden des Unglücklichen nur vermehrt. Sicherer zur Erreichung des Zwecks der Verrenkung der Halswirbel ist das Drehen des Körpers, während der Hals in der Schlinge hängt. —

Wichtig für medicinisch-gerichtliche Fälle ist die Entscheidung der Frage: ob ein Mensch, der gehenkt gefunden wird, sich selbst gehenkt habe, oder von Anderen, vielleicht nach vorheriger Erdrosselung gehenkt worden sei? Daß Personen an niedrigen Gegenständen, z. B. Thürklinken hängend, also in kauernder Stellung todt gefunden werden, ist kein Grund, die Entleibung nicht für einen Selbstmord zu halten, da besonders in solchen Fällen, wenn ein Mensch durch Beugen des Halses absichtlich den Tod zu beschleunigen sucht, das Bewußtseyn durch das Drosseln des Halses früher schwindet, als das ängstliche Gefühl wegen ermangelnden frischen Athems diejenige Höhe erreicht, bei welcher wohl Jeder instinctmäßig die Schlinge lösen würde, wenn er sich nicht vorher der Freiheit dazu beraubt hätte. Eben so wenig ist das Henken an eine Schlinge, von der man, wie bei einem Handtuche, wegen Breite nicht erachten sollte, daß sie beim Zusammenschnüren tief genug einschneiden würde, ein Grund gegen die Annahme einer verübten Selbstentleibung, da die Erfahrung dafür spricht, daß nicht eben die Halsschlinge beim Henken nothwendig schmal, also strickartig seyn müsse, wenn sie Erdrosselung bewirken soll. Größere Zweifel treten da ein, wo sich an dem Hals auf der Stelle, wo die Schlinge anlag, keine Röthe oder Veränderung der Hautfarbe findet, die bei einem lebend Gehenkten, wenn die Schlinge ein Strang oder doch strangartig war, nicht fehlt, da, wenn ein todter Körper aufgehangen wird, der Strang wohl einen Einschnitt hinterläßt, aber keine Sugillation. Entschiedener, daß ein vorher Erdrosselter todt aufgehängt ist, ist es, wenn die Sugillationen an anderen Halsstellen sich finden, als denen, an welchen der Körper hängt, und an dieser Stelle dieselbe fehlt. Andere Andeutungen müssen die Umstände ergeben, die indessen häufiger einen Verdacht entfernen, oder auch gegenseitig steigern können, als eine völlige Gewißheit verleihen. Was die Rettung solcher Selbstmörder anlangt, so ist sie um so mehr zu erwarten, je weniger lange der Druck auf die Halsnerven gedauert hat. (*W. L. Brehme.*)

HENOCH, genauer nach dem Hebräischen Chanoch (חֲנוֹךְ), ist Name von 4 in der Bibel erwähnten Personen; es heißt nämlich so: 1) der älteste Sohn Kains, in der luther. Bibelübersetzung Hanoch genannt (s. 2te Sect. 2r Bd. S. 183); dann 2) der älteste Sohn Ruben's (1 Mos. 46, 9. 2 Mos. 6, 14.); ferner 3) ein Sohn des Midian (1 Mos. 25, 4.) und 4) ein Nachkomme Seths, der Sohn Jared's, Vater des Methusala und Urgroßvater Noah's. Dieser absichtlich zuletzt erwähnte ist allein historisch wichtig, weniger aber durch das, was die heilige Urkunde von ihm berichtet, obschon dieß sehr zu seinem Lobe gereicht, als vielmehr durch die verschiedenen Deutungen, welche der fragmentarische Bericht über seine Schicksale erfahren hat, durch die fabelhaften Überlieferungen, welche an seinen Namen und seine Person geknüpft worden sind und durch ein räthselhaftes schriftstellerisches Erzeugniß, welches ihm untergeschoben wurde, im Laufe der Zeit verloren ging und erst seit 8 Jahren in einer vollständigen Übersetzung bekannt geworden ist.

Dem einfachen Geschlechtsregister der Sethiten im 5. Kap. der Genesis ist das interessante Fragment über Henoch eingewebt. Er wandelte mit Gott, heißt es V. 22 u. 24., und er war nicht mehr, denn Gott nahm ihn hinweg. Das Wandeln mit Gott ist so viel als Wandeln vor ihm, gleichsam unter seinen Augen und soll also Frömmigkeit, Gottesfurcht bezeichnen[1]); wie der Schluß der Überlieferung unstreitig eine plötzliche Hinwegnahme des Mannes aus diesem Leben, einen frühzeitigen Tod andeutet[2]). Es war nämlich eine weit verbreitete Ansicht des Alterthumes, daß solche Menschen, welche sich durch frommen Sinn und Religiosität vor Andern auszeichneten und an denen daher die Gottheit ein besonderes Wohlgefallen fände, durch ein baldiges Hinscheiden der Erde entrissen und in die Wohnungen des Himmels aufgenommen würden[3]). Der Ausdruck: Gott nahm ihn hinweg, ist von einem Entrücken desselben in den Himmel zu verstehen[4]). Von den übrigen Patriarchen bedient sich die Urkunde des gewöhnlichen Wortes sterben (מוּת); nur beim Henoch macht sie eine Ausnahme und will also unstreitig damit einen Wink geben, daß dieser nicht gerade so wie

1) Vgl. Kap. 6, 9. S. auch Vater im Commentar über den Pentat. und Rosenmüller in den Scholien zu d. St. Sonderbar genug hat man hierin ein asketisches Mönchsleben angedeutet gefunden. Vgl. *Buddei* Hist. Eccles. V. T. T. I. p. 151. ed. 2. 2) Das לָקַח öfters vom Tode, z. B. Ps. 39, 14. Jer. 51, 15. u. s. w. 3) S. Henke's Magazin für Religionsph., Exeg. und Kirchengesch. 6r Bd. 1s Stck, wo Ruperti die diesen Glauben bestätigenden Stellen der Klassiker gesammelt hat. In der Bibel vgl. unt. andern 2 Kön. 2. und Weish. 4, 10. 4) Etwas anders Bredenkamp in Paulus Memorabil. 2r Bd. S. 151 ff. Vgl. auch Bauer's hebr. Mythol. 1r Bd. S. 201 ff. und die Erklärer des A. T. zu 1 Mos. 5, 24.

jene, von hinnen geschieden sei [5]). Man hat darüber gestritten, ob Henoch den Tod erlitten oder nicht. Nach Sir. 44, 16. heißt es von ihm μετετέθη (transpositus est) und Hebr. 11, 5. ausdrücklich: er ward hinweg genommen, ohne den Tod zu sehen. Die hier gebrauchte Redeweise: Gott nahm ihn hinweg, kommt auch bei Elias Himmelfahrt vor (2 Kön. 2, 3 ff.) und ähnlich drücken sich die Evangelisten aus, wo sie Jesu Hingang zum Vater berichten (Mark. 16, 19. Luk. 24, 51.); darnach rechtfertigt sich die Erklärung des Briefes an die Hebräer als richtig. Diese Hinwegnahme des Henoch ist also das Gegenstück zur Höllenfahrt der Korachiten (4 Mos. 16, 31 ff.); zugleich enthält sie, wie die analoge Erzählung von Elias (2 Kön. 2.), einen leisen Anklang der Lehre von der Unsterblichkeit und dem seligen Seyn der Menschen bei Gott.

Diese kurze Notiz der heiligen Urkunde ist nachmals erweitert und durch viele fabelhafte Züge entstellt worden; die Juden und ihnen sich anschließende Christen begegnen sich mit den Orientalen in solchen Fabeleien. Vor Allem wichtig ist es aber, daß dem Henoch in der Sage allgemein Visionen und Prophezeihungen zugeschrieben wurden und daß diese von ihm selbst in ein eignes Buch verzeichnet, in demselben seinem Sohne überliefert, durch Noah in der Arche erhalten und nachmals der Welt verkündet worden seien. Ein solches Buch kam denn auch wirklich zum Vorschein. Man ließ sich dadurch nicht irre machen, daß sie ja, wenn es wirklich so alt und von Henoch herkäme, unfehlbar in die Sammlung des A. T. aufgenommen seyn würde; sondern ließ es für das gelten, wofür es sich ausgab: für eine Nachlassenschaft des Gott gefälligen Patriarchen. Die ältere christliche Kirche war nach ihrer Eigenthümlichkeit der höheren Kritik weder geneigt noch auch fähig, und suchte nur sich aus untergeschobenen Schriften das anzueignen, was für das praktische Christenthum von Bedeutung schien. Auf gleiche Weise verfuhr sie mit dem angeblichen Buche Henochs. Die Benutzung desselben im Briefe Juda (V. 14. 15.) und bei den Kirchenvätern war davon die Folge. Beim allgemeinen Verfall der Wissenschaften theilte dieses Buch das Los andrer Überreste des Alterthumes; es verschwand. Späterhin wurde hauptsächlich durch die Stelle im Briefe Juda die Aufmerksamkeit wieder darauf gelenkt, man erschöpfte sich in Vermuthungen darüber [6]). In der neuesten Zeit ist denn ein äthiopisches Buch unter diesem Namen gefunden, nach Europa gebracht und durch Richard Laurence in einer engländischen Übersetzung bekannt gemacht worden. Über dieses nun, seinen Inhalt, Verfasser, seine Abfassungszeit und seinen Zweck müssen wir erst ins Klare kommen, ehe die wichtige Frage entschieden werden kann, ob es mit dem von den Kirchenvätern citirten und verloren gegangenen einerlei sei.

5) *Buddei* l. c. p. 151. 6) Man findet die verschiedenen Ansichten gesammelt in *Fabric.* Cod. Pseudepigr. V. T. p. 160 ff.

Eintheilung des Buches Henoch. Das Ganze zerfällt nach den Handschriften in Kapitel und Verse; allein es herrscht zwischen den verschiedenen Manuskripten keine Übereinstimmung; Laurence folgt in seiner Übersetzung der Eintheilung der bodlejanischen Handschrift. Darnach enthält das Buch 67 Kapitel von sehr verschiedener Länge; neben der Kapitelabtheilung ist noch eine andere, nämlich in Abschnitte oder Sectionen angewendet. Ihrer sind 19; Sect. II. beginnt mit Kap. 7.; Sect. III. mit Kap. 12.; Sect. IV. mit Kap. 17.; Sect. V. mit Kap. 22.; Sect. VI. mit Kap. 37.; Sect. VII. (nach dem bodlej. Mskpt, dagegen nach Pariser Sect. VIII.) mit Kap. 45.; Sect. IX. mit Kap. 56.; Sect. X. mit Kap. 59.; Sect. XI. mit Kap. 64. (welches in dem bodlej. Mspt Kap. 63. V. 2. ist); Sect. XII. mit Kap. 69.; Sect. XIII. mit Kap. 71.; Sect. XIV. mit Kap. 72.; Sect. XV. mit Kap. 75.; Sect. XVI. mit Kap. 82.; Sect. XVII. mit Kap. 84.; Sect. XVIII. mit Kap. 90.; Sect. XIX. mit Kap. 91. Auffallend ist es, daß nach den in den Handschriften gewählten Zahlen einige Kapitel fehlen; so vermißt man in dem bodlej. Mspt. Kap. 11., im Pariser dagegen ist es vorhanden und enthält den Text, welcher in jenem Kap. 10, 28. 29. ausmacht; der Pariser Handsch. fehlt dagegen wieder die Bezeichnung von Kap. 17., obschon der Anfang eines neuen Abschnittes (Sect. IV.) angedeutet worden. So vermißt man ferner Kap. 36. und Kap. 58. (was bei Laurence p. 60 als solches aufgeführt wird, ist in den Handschriften ein Theil von Kap. 59.) Dagegen kommen einige Kapitelbezeichnungen zwei Mal vor, nämlich Kap. 48. (das erste Mal mit 11, das zweite Mal mit 4 Versen) und Kap. 104. (einmal mit 11 und dann wieder mit 2 Versen). Unstreitig ist in dem Buche auch Manches durch Versetzung an eine falsche Stelle gekommen; dieß ist nicht etwa bloß bei einzelnen Versen, sondern auch größeren Stükken der Fall; es hat sich daher Laurence einige Umstellungen erlaubt, deren Nothwendigkeit kaum zu bezweifeln seyn dürfte. Die wichtigsten derselben sind folgende: Kap. 20. setzt Laurence unmittelbar nach Kap. 16.; in der Stelle, wo es die Handschriften haben, unterbricht es offenbar den Zusammenhang, allein nach Kap. 16. ist es ganz passend, denn es bildet eine Einleitung zu der in Kap. 17 ff. enthaltenen Erzählung. Was die Handschriften in Kap. 59. zwischen V. 11 u. 12. anführen, ist ebenfalls nicht an seinem Orte, daher von Laurence als ein 58stes Kap. (welches fehlte) eingeschoben worden. Nach Kap. 63, 1. beginnt eine auf die große Fluth bezügliche Vision Noah's (Kap. 64 — 67, 1.), welche dieser Patriarch selber (nicht Henoch) berichtet, und unstreitig eine Interpolation ist, die den Zusammenhang völlig aufhebt. Laurence hat daher diese Vision ans Ende des Buchs als eine fremdartige Zugabe verwiesen. In Kap. 90. ist nach V. 14. ein kleines Stück von 6 Versen durchaus störend; Laurence versetzt es in Kap. 91. nach V. 12., wohin es auch unstreitig gehöret. — Jene Kapiteleintheilung ist übrigens durchaus willkürlich und wie es scheint, ohne Rück-

sicht auf den Inhalt gemacht. Zweckmäßiger sind in dieser Beziehung die Abschnitte unterschieden, obschon auch der eine oder andere von ihnen sich noch besser hätte abgränzen lassen.

Den Inhalt des Buches Henoch in der Kürze darzustellen, ist nicht ohne Schwierigkeiten. Das Buch besteht I. aus einer Einleitung zum Ganzen (Kap. 1—6.), mit einer Art von Überschrift, worin von Henoch zunächst in der dritten, dann aber durchgängig in der ersten Person die Rede ist. Diese Überschrift leitet sogleich über in eine Schilderung der Erscheinung Gottes zum Gericht über die Bösen. (Kap. 1, 1.). Dieß sind die Segensworte Henoch's, heißt es, womit er segnete die Auserwählten und die Rechtschaffenen, welche vorhanden seyn werden am Tage der Trübsal, wo vertilgt werden die Bösen und die Gottlosen. Henoch, ein gerechter Mann, welcher mit Gott wandelte, redete und sprach, als seine Augen geöffnet wurden und er ein heiliges Gesicht sahe in den Himmeln. Dieß zeigten mir die Engel (V. 2.). Von ihnen hörte ich alle Dinge und verstand, was ich sahe; und dieses geschieht nicht in diesem Geschlecht, sondern in einem Geschlecht, welches kommen wird in ferner Zeit, um der Auserwählten willen (V. 3.). Um ihretwillen sprach und redete ich mit ihm, der da kommen wird von seiner Wohnung, der Heilige und Mächtige, der Gott der Welt (V. 4.), der dann treten wird auf den Berg Sinai, erscheinen mit seinen Heerscharen und sich offenbaren in der Stärke seiner Macht vom Himmel. Alles, fährt er fort, wird erschrecken, auch die Wächter (Engel), die ganze Natur geräth in Aufruhr, denn Gott kommt zum Gericht in Begleitung seiner Heiligen (V. 5. und Kap. II. vergl. Brief Juda V. 14. 15.); die Frommen werden erhalten und von Gott beseligt (1, 6. 7.). Die Bewohner des Himmels wissen, was geschieht, sehen, wie die Natur unveränderlichen Gesetzen folgt, welche Gott ihr gegeben (Kap. 3, 1—6, 2.). Die bösen Menschen (der Verfasser redet sie selbst an) harren nicht in Geduld, erfüllen auch Gottes Gebote nicht; dafür soll ihr Leben verkürzt werden, und Fluch und Verderben sie treffen (6, 3 — 8 u. 10.). Den Gerechten dagegen wird Weisheit zu Theil, sie erreichen ein hohes Alter in Frieden (9. 11. 12.).

II. Veranlassung der Gesichte Henochs (Kap. 7 — 10.). Eine Anzahl von Engeln (nach 7, 7. sind ihrer 200), entbrannt gegen die Töchter der Menschen wegen ihrer Schönheit in irdischer Lust, fasset den Entschluß, sich mit ihnen zu vermählen. Sie verbinden sich auf Samiaza's Veranlassung eidlich zur Ausführung ihres Planes und zwar auf der Spitze des Berges Hermon (7, 1 — 9.). Sie zeugen mit den erwählten Dirnen ein Riesengeschlecht von 300 Ellen Länge, welches nicht zu sättigen ist und alles Lebende verschlingt (7, 10 — 14.). Zauberei, Astrologie nnd Unrecht greifen um sich auf der Erde (7, 10 u. 15. 8, 1 — 8.). Die Stimme der Klage drang zum Himmel; die Engel Michael, Gabriel, Raphael, Suriel und Uriel gewahren die allgemeine Noth und verwenden sich bei dem Höchsten für die Bedrängten (8, 9 — 9, 14.). Gott sendet hierauf einen Engel an Lamechs Sohn (Noah), um die Ankunft der Fluth zu verkünden und ihm Mittel zu seiner Rettung anzuweisen (10, 1 — 5.), dann den Raphael, um den Azaziel, den Hauptverführer zur Zauberei, zu fesseln, in die Wüste Dudael zn bringen und mit scharfen und spitzen Steinen zu bedecken, bis er am Tage des Gerichts ins Feuer geworfen wird (10, 6 — 9.). Nicht alle Menschen sollen umkommen, denn sie sind verführt von Azaziel (V. 10 — 12.). Gabriel erhielt den Befehl, die Nachkommen der Engel und Dirnen gegen einander zu erregen und dadurch zu verderben, ohne sich durch Fürbitten ihrer Ältern bewegen zu lassen (V. 13. 14.). Auch Michael muß zu Samiaza und seinen Mitverbrechern gehen, und sie, nachdem der Untergang der Ihrigen vor ihren Augen geschehen, binden für 70 Generationen bis auf den großen Gerichtstag (V. 15 — 20.). Dann wird Recht und Gerechtigkeit herrschen, die Heiligen preisen Gott, sie leben in Freude und Frieden und zeugen jeder 1000 Kinder; reicher Segen bedeckt die Erde (V. 21 — 29.).

III. Sendung Henochs an die gefallenen Engel, seine Fürbitte für sie und Vision über die ihnen zuerkannte Strafe (Kap. 12 — 16 [7]). — Ehe dieß Alles geschahe, war Henoch verborgen, Niemand wußte, wo er sei; er war mit den Heiligen und den Wächtern, welche ihn Henoch den Schreiber (vollständig Schreiber der Gerechtigkeit) nannten (12, 1—4.). Ihn sendete Gott, wie Henoch erzählt (12, 5 ff.) zu den gefallenen Engeln, um ihnen ihre Strafe anzukünden. Als er dieß unternimmt, erschrecken diese gewaltig nnd bitten ihn dringend, für sie eine Bittschrift aufzusetzen (13, 1 — 6.); Henoch thut es und liest die Bitte um Vergebung ab, bis er in Schlaf sinkt (13, 7. 8.). Im Traume sieht er ihre Strafe, beginnt ihnen nachher denselben zu verkünden (13, 9 u. 16.). Unter andern sieht sich Henoch auf einer Wolke in den Himmel gehoben (14, 9 ff.), schaut den Thron Gottes, dessen Kleid glänzender als die Sonne und weißer als Schnee (V. 22.). Zitternd und verhüllt stand er da, Gott aber hieß ihn näher treten (V. 24. 25.) nnd verkündet ihm, daß für die gefallenen Engel keine Vergebung zu hoffen ist und ihre Söhne nmkommen sollen (Kap. 15 u. 16.).

IV. Reise Henoch's durch verschiedene Regionen der Erde nnd des Himmels (Kap. 17 [8]) — 35.), voll der phantasiereichsten Schilderungen im Geiste der Apokalypse. Ohne weitere Angabe der Veranlassung erzählt Henoch von sich in der ersten Person, er sei an einen Ort entrückt worden, wo ein Feuer zu brennen geschienen. Erst Kap. 20., welches nnmittelbar nach Kap. 16. stehen und diesen schönen großen Abschnitt einleiten sollte, werden die Engel (Wächter) namhaft gemacht, welche diese Entrückung bewirkt zn haben scheineu (s. 17, 1.) und, wie es heißt, Menschengestalt annehmen konnten, wenn es ihnen beliebte: Uriel, Raphael,

7) Kap. 11 fehlt. 8) Das Pariser Mspt bezeichnet das 17te Kap. nicht, deutet aber an, daß hier ein neuer Abschnitt (Sect. IV.) beginne.

Raguel, Michael, Sarakiel und Gabriel. Sie führten ihn auf die Spitze eines Berges, der bis an den Himmel reichte; hier schaut er die Behältnisse des Lichtes und des Donners, einen feurigen Bogen, Pfeile in dem Köcher, ein Schwert von Feuer und Blitze jeglicher Art (17, 2. 3.). Dann kommt er zu einem geschwätzigen Strome, zu einem Feuer in Westen, welches die Sonne beim Untergange aufnimmt, zu einem Feuerflusse, der sich in das Weltmeer nach Westen mündet (17, 5.); gelangt zur dichten Finsterniß, zu dem Orte, von wo alles Fleisch ausgeht, und schaut die dunkeln Berge, welche den Winter bringen, die Quellen aller Flüsse, den Schlund der Tiefe (17, 5. 6.), die Behältnisse der Winde und ihre verschiedenen Arten (18, 1. 3 — 6.), den Eckstein der Erde (18, 2.), den Pfad der Engel (18, 7.) und das Ende der Erde, worauf das Firmament ruht (18, 8.). Er wandte sich dann nach Süden; dort brannten Tag und Nacht sechs Berge von herrlichen Steinen, 3 nach Osten und 3 nach Süden zu, eine lodernde Flamme war über denselben; er schcute auf der andern Seite einen weiten Raum, wo sich das Wasser sammelte und in feurigen Säulen des Himmels irdische Brunnen; aber er sahe auch einen Platz, über dem kein Firmament ruhte und unter welchem kein fester Boden sichtbar, der ganz öde und leer war. In demselben erblickt er 7 Sterne, großen Feuerbergen gleich; es ist das Gefängniß der himmlischen Heere und jene Sterne sind Übertreter des göttlichen Gebotes (18, 9 — 16. vgl. 21, 1 — 3.). Hier [9]), berichtet dann Uriel (19, 1—2.), wählten die Engel, welche sich mit den Menschen vermischten, ihre Führer; aber sie werden gerichtet und die von ihnen Verführten dazu. Nur dem Henoch allein ward im Voraus Kunde davon (19, 3.). Einen andern schrecklichen Raum voll lodernden Feuers, welchen Henoch gewahr wird, erklärt Uriel für das Gefängniß der Engel (21, 4 — 6.). Hierauf gelangt der Patriarch zu der Wohnung der abgeschiedenen Selen, wo sie bis zum großen Gerichtstage weilen; die der Frommen sind geschieden von denen der Gottlosen (Kap. 22.). Abels Stimme hört er dort zum Himmel schreien (22, 6 — 8.). Nach Westen zu am Ende der Erde erblickt er ein unaufhörlich laufendes Feuer, nach Raguels Erklärung das Licht der Himmelskörper (23, 1 — 5.). An einem andern Orte schaut sein Auge einen immerfort glänzenden Feuerberg, beim Näherschreiten erkennt er 7 schimmernde, ganz verschiedene Berge, 3 gegen Osten, 3 gegen Süden und einer in der Mitte; über ihnen allen schien ein Thron zu seyn und rings umher standen herrlich duftende Bäume, doch einer davon war schöner und trefflicher als alle 24, 1 4.). Dieses Gebirge, sagt Michael dann, ist der Sitz, auf welchem sitzen wird der heilige und große Herr des Ruhmes, der ewige König, wenn er kommt und herab steigt, heim zu suchen die Erde mit Güte (24, 5 — 8.), der Baum aber wird, wenn die Bösen hinweg gerafft sind, den Frommen zu Theil; diese leben dann lange wie die Altvordern und nichts stört ihr Glück (24, 9 ff.). In der Mitte der Erde sieht Henoch neben schönen Gefilden ein dürres und enges Thal, wohin Alle die kommen, welche unziemlich von Gott reden (Kap. 25 u. 26.). Nach dem Besuche mehrerer anderer Orte, über deren Zweck kein Wink beigefügt wird (Kap. 27 — 31.) erreicht er das Paradies und sieht auch den Baum, der Weisheit gibt und von dem die Stammältern zu ihrem Unglück genossen (31, 2 — 5.). Am östlichen Ende [10]) der Erde findet er große Thiere und Vögel von verschiedener Form und Art (32, 1.), und östlich von ihnen die Thore des Himmels, aus welchen die Sterne hervorgehen; die Namen der Sterne und die Zeit ihres Erscheinens, ihre Gesetze und Wirkungen schreibt er auf nach Uriels Belehrung (32, 2 — 4. vergl. 35, 2.). An den drei andern Enden der Erde sind ebenfalls Thore, aus denen die Winde hervorbrechen (Kap. 33, 1—35, 1.). Die Vision schließt mit dem Preise Gottes (35, 3.), zu welchem sich Henoch auch schon bei einigen Darstellungen ermuntert fühlte (22, 14. 15. 24, 11.). — Ein durchgreifender Plan läßt sich in diesem Stücke nicht verkennen, nur werden manche Wiederholungen störend.

V. Kap. 37. bildet eine Art von Überschrift und Einleitung zu den folgenden Abschnitten; die dritte Person, womit es beginnt, wird noch in V. 1. mit der ersten vertauscht. Die Vision, welche berichtet werden soll, heißt die zweite, obgleich in den frühern Kapiteln wenigstens schon zwei Visionen da waren. Die Weisheit, welche dem Henoch zu Theil geworden, war in 103 Parabeln gehüllt (37, 3.) und er sagt, er habe sie den Bewohnern der Welt mitgetheilt. Indeß finden wir im Buche Henochs nur drei; nämlich die erste Kap. 38 — 44., die zweite Kap. 45 — 55 und die dritte Kap. 56 — 68.

VI. Die erste Parabel beginnt mit einer kurzen prophetischen Rede über den Untergang der Bösen (38, 1 — 39, 2.); dann erzählt Henoch, wie ihn eine Wolke zum Himmel aufgehoben, er schaut den Wohnsitz der Seligen und sehnt sich, dort zu weilen, dem Höchsten singend und ihn lobpreisend (Kap. 39, 1 — 40, 2.). Auch zeigen sich seinem Blicke die Tausend und aber Tausend, welche vor dem Herrn der Geister und zu seinen Seiten stehen, ihre Namen nennt der ihn begleitende Friedensengel (40, 8.), vor allem zeichnen sich aus Michael, Raphael, Gabriel und Phanuel, ihre Stimme ertönt zum Lobe Gottes und derer, die da dulden um seinetwillen, sie ertönt zum Gebet für die Verehrer des Höchsten auf Erden und zur Verscheuchung der bösen Engel, welche die Menschen vor Gott verklagen (40, 3 — 9.). Dann werden dem Henoch die Geheimnisse des Himmels und der Natur enthüllt (Kap. 41.). Die Weisheit, heißt es hernach, fand auf Erden keine

9) Es ist nicht ganz klar, ob der kurz vorher erwähnte Raum gemeint sei, doch kann es nach dem Zusammenhange nicht anders verstanden werden.

10) Unstreitig ist dieses gemeint, obschon bloß Ende da steht; denn Henoch mußte, um zum Paradiese zu kommen, ostwärts gehen und das erythräische Meer passiren (31, 2.). Auch kommt er von da ans nördliche (33, 1.), dann ans westliche (34, 1.) und südliche (35, 1.) Ende.

Wohnung, sie wohnt daher im Himmel; als sie die Erde verließ, kam die Bosheit und fand willige Aufnahme (Kap. 42.). Henoch sieht hierauf die Sterne des Himmels, welche Gottes Befehlen horchen, und einen Glanz, welcher von ihnen aufsteigt (Kap. 44. 45.). — Dieser Abschnitt gehört zu den gelungensten und anziehendsten des ganzen Buches; es ist übrigens, eben so wenig wie die folgenden Abschnitte, eine Parabel in unserm Sinne, sondern ein Complex prophetischer Rede, lyrischer Schilderung, von Visionen und Symbolen.

VII. Die zweite Parabel (Kap. 45 — 55.) mit einer Überschrift (45, 1.) und einer Schlußformel (55, 6.). Jener Überschrift zu Folge betrifft sie diejenigen, welche den Namen des Herrn der Geister nicht anrufen, wie die dritte nach 56, 1. auf die Heiligen und Frommen geht. Es ist eine Ankündigung des göttlichen Strafgerichts über die Bösen, welches der Höchste durch seinen Auserwählten, den Menschensohn, den Messias vollziehen läßt. Für die Christologie des N. T. ist dieser Abschnitt sehr lehrreich, obschon die Vorstellungen über den Menschensohn hier und da noch etwas Unbestimmtes haben und nicht ein ganz deutliches Bild desselben gewähren. Etwas verworren ist die Schilderung des Gerichtes; denn am Ende des Abschnitts ist fast mit den Worten der Genesis die noachische Fluth nebst ihren verwüstenden Folgen und die Einsetzung des Regenbogens als eines Friedenszeichens angedeutet. Das Gericht Gottes, welches der Messias halten wird, scheint nach dem Zusammenhange mit der Fluth einerlei zu seyn, was aber zu den biblischen Angaben gar nicht passen will. Indeß könnte dieses Stück über die Fluth und was damit zusammen hängt (53, 7—54, 3.) auch nur an einer falschen Stelle eingeschoben seyn und zu dem Abschnitte Kap. 64 — 67. gehören, welcher denselben Gegenstand betrifft, aber ebenfalls in einem Zusammenhange angetroffen wird, dem er fremd ist. Von dem Messias (47, 11.) sagt Gott 45, 2.: An diesem Tage (des Gerichts) wird der Auserwählte sitzen auf einem herrlichen Throne und bestimmen den Zustand und die unzähligen Wohnungen für die, welche meinen Schutz suchten; und 46, 2 ff. bezeichnet ihn der Engel als den Menschensohn, dem Gerechtigkeit ist, bei dem Gerechtigkeit wohnt und welcher alle Schätze dessen, was verschlossen ist, offenbaren wird; denn, setzt er hinzu, der Herr der Geister hat ihn erkoren und sein Theil hat übertroffen Alles vor dem Herrn der Geister in ewiger Rechtschaffenheit. Dieser Menschensohn, sagt er zu Henoch weiter, den du siehest (bei dem Alten der Tage 46, 1.), wird erregen die Könige und die Mächtigen von ihrem Lager und die Gewaltigen von ihren Thronen, lösen den Zaum des Gewaltigen und zerbrechen den Zahn der Sünder. Er wird stoßen Könige von ihrem Thron und aus ihrem Besitz, weil sie ihn nicht erheben und preisen, sich nicht vor dem demüthigen, durch welchen ihnen ihre Königreiche verliehen wurden. Ehe die Sonne und die Zeichen geschaffen, ehe die Sterne des Himmels gebildet wurden, liest man 48, 3 ff., wurde sein Name angerufen vor dem Herrn der Geister. Eine Stütze wird er seyn den Gerechten und den Heiligen, auf welche sie sich lehnen, ohne zu fallen; und er wird seyn das Licht der Völker. Er wird seyn die Hoffnung derer, deren Herz in Unruhe ist. Alle, die auf Erden wohnen, werden niederfallen vor ihm und anbeten, sie werden ihn preisen und verherrlichen und lobsingen dem Namen des Herrn der Geister. Darum ist der Auserkorne und Verborgene bei ihm, ehe die Welt geschaffen wurde und immerdar. Bei ihm war er und hat den Heiligen und Gerechten offenbart die Weisheit des Herrn der Geister; denn er hat bewahret das Los der Gerechten u. s. w. Nach 48, 1 ff. ist er mächtig in allen Geheimnissen der Gerechtigkeit; sein Ruhm bleibt immer und ewig und seine Macht von Geschlecht zu Geschlecht. Bei ihm wohnt der Geist der Weisheit, der Geist der Erkenntniß und der Macht und der Geist derer, welche in Gerechtigkeit schlafen; er wird über das Verborgene urtheilen. Niemand wird im Stande seyn, ein Wort vor ihm zu reden; denn der Auserwählte ist bei dem Herrn der Geister nach seinem Wohlgefallen. Nach Kap. 51. wird Henoch durch einen Wirbelwind gehoben, nach Westen zu geführt und sieht Berge von Metall; sie sind (V. 4.), wie der Engel sagt, alle dem Messias bestimmt, damit er gebiete und mächtig sei auf der Erde. Kap. 54, 5. ruft der Alte der Tage (Gott) aus: O ihr Könige, o ihr Mächtigen, die ihr die Welt bewohnt, ihr werdet sehen meinen Auserwählten sitzend auf dem Throne meiner Herrlichkeit. Und er wird richten Azazeel, alle seine Genossen und alle sein Heer in dem Namen des Herrn der Geister.

VIII. Die dritte Parabel ist überschrieben: die Heiligen und Auserwählten betreffend, wahrscheinlich aber nur, weil sie mit einem Segenswunsche über dieselben beginnt (Kap. 56, 1 — 5.). Unmittelbar daran schließt sich wiederum die Nachricht, welche speciell ausgeführt wird, daß Henoch die Natur in ihren Geheimnissen habe belauschen dürfen (Kap. 57 u. 59. der Abschnitt nach V. 11., bei Laurence als 58stes Kapitel aufgeführt). Diese so genannte Parabel schließt nicht mit Kap. 58., wie man auf den ersten Blick glauben könnte. Kap. 59, 1. ist zwar eine kleine historische Einleitung, allein der Beisatz: ich sahe in dieser Parabel, deutet offenbar darauf hin, daß das Folgende mit dem Vorhergehenden verbunden gedacht werden solle, und 68, 42. steht erst die Schlußformel. Im 500sten Lebensjahre des Henoch, am 14ten Tage des 7ten Monats erbebte der Himmel, der Alte der Tage saß auf seinem Thron und die Engel standen um ihn her; Henoch erschrickt, wird aber durch einen Engel gestärkt und vernimmt dann die Nachricht vom künftigen Strafgerichte Gottes; zwei Ungeheuer, ein männliches (Behemoth) und ein weibliches (Leviathan), welche östlich von Eden in der Wildniß Dendajen sich aufhalten, werden als Speise vertheilt (Kap. 59. mit Weglassung eines Abschnittes zwischen V. 11 u. 12. bei Laurence Kap. 58. genannt). Hierauf sieht Henoch, daß die Engel Meßschnuren erhalten; durch ihr Messen sollen alle Geheimnisse im Schoße der Erde offenbaret und den Frommen ein Wohnort bestimmt wer-

den (vergl. auch 69, 3.). Wo diese auch ruhen, im Meere oder in der Erde, sie sollen zurück kehren und den Herrn preisen mit allen heiligen Engeln (Kap. 60.). Bei der weiteen Schilderung des göttlichen Gerichtes (Kap. 61 ff.) wird des Messias abermals gedacht; Schrecken, heißt es V. 9 ff., wird die Gewaltigen der Erde ergreifen, „wenn sie sehen werden des Weibes Sohn sitzen auf dem Throne seiner Herrlichkeit. Dann werden die Könige, die Fürsten und Alle, welche die Erde inne haben, ihn rühmen, dessen Herrschaft über alle Dinge ist, ihn, der verborgen war; denn von Anfang an war des Menschensohn im Verborgenen, ihn bewahrte der Höchste bei seiner Macht und offenbarte ihn den Auserwählten. Er wird gründen die Gemeine der Heiligen und Auserwählten und alle Auserwählte werden vor ihm stehen an jenem Tage. Alle Könige und Fürsten, die Hohen und Gebieter der Erde werden auf ihr Antlitz fallen vor ihm und ihn anbeten. Sie werden ihre Hoffnung setzen auf diesen Menschensohn, beten zu ihm und ihn bitten um Gnade." Die Gottlosen werden dann vertilgt, die Frommen aber werden erhalten und „bei ihnen (V. 17.) wird des Menschensohn wohnen, essen, sich niederlegen und wieder erheben immerdar." Die Könige der Welt fühlen ihre Ohnmacht an jenem Tage, sie erkennen reuig ihre Schuld und vereinigen sich zum Ruhme Gottes (Kap. 62.). In dem, was nun folgt, ist wieder von Bestrafung der Engel und zwar auf eine ähnliche Weise gehandelt, wie früher. Nach Kap. 63, 1. ist ein interpolirter Abschnitt: Vision des Noah über die Fluth, und Noah spricht in der ersten Person von sich. Er ist Kap. 64 — 67. bei Laurence bezeichnet und ans Ende des ganzen Buches gestellt. Bei der allgemeinen Verderbniß der Menschen wendet sich Noah an seinen Großvater Henoch und erhält die Nachricht, daß die Strafe herein breche (Kap. 64. 65.). Hierauf redet Gott selbst und belehrt ihn darüber (Kap. 66. 67.). In dem Stück Kap. 63 — 70. (mit Ausschluß des bezeichneten Abschnittes) werden die wichtigsten Engel namhaft gemacht (21 an der Zahl), welche die Andern zu dem Fehltritt verleiteten, sich zu den Töchtern der Erde zu legen; dann die Hauptverführer der Menschen, unter ihnen heißt der dritte Gadrel, welcher die Eva verleitete und den Tod über die Menschen brachte (68, 6.).

IX. Da Kap. 68 mit den Worten schließt: dieß ist die dritte Parabel Henochs, so soll man sie hier als beendigt betrachten; indeß hängt Kap. 69 u. 70. mit dem in denselben abgehandelten Gegenstande genau zusammen. Das Wesentlichste darin ist, daß Henoch wieder in den Himmel entrückt wird, Gott in seiner Herrlichkeit schauet, vor ihm anbetet und daß seine Anbetung wohl gefällt. Parabeln im gewöhnlichen Sinne des Wortes sind die 3 Abschnitte, welche diesen Namen führen, durchaus nicht, sondeen Visionen untermischt mit prophetischen Reden und Lobgesängen; am passendsten wäre wohl dafür der Ausdruck Bilderrede (Vergl. Hiob 27, 1. 29, 1. das hebr. משל).

X. Kap. 71 — 81. ist wohl als ein zusammen gehörendes Stück zu betrachten. Es ist überschrieben: das Buch der Veränderungen der Lichter des Himmels nach ihren verschiedenen Klassen, ihren Wirkungen, Umläufen, Namen u. s. w.; und damit sein Inhalt richtig bezeichnet. Kap. 71. hat es mit der Sonne, Kap. 72 u. 73. mit dem Monde zu thun; Kap. 74. beschäftigt sich vorzüglich mit den Wirkungen beider. Kap. 75, 1— 76, 4. enthalten Bestimmungen über die Winde und ihre Folgen; dann schaut Henoch 7 himmelhohe Berge, von denen der Frost kommt (76, 5.), 7 ungeheure Ströme und 7 große Inseln (76, 6 — 8.). Kap. 77.: Namen der Sonne, des Mondes; wesentliche Eigenschaften derselben, Veränderungen des Mondes; Kap. 78. einige nachträgliche Bemerkungen desselben Inhalts. Die Gesetze der Natur sollen in den Tagen der Sünden (79, 8.) aufhören, die Jahre verkürzt werden u. s. w. zur Strafe (Kap. 79.). Henoch wird aufgefordert, die ihm zu Theil gewordene Offenbarung zu lesen; er thut es und preiset Gott für seine Güte und rühmt seine Langmuth gegen die Kinder der Welt (80, 1 — 6.; dann erhält er Befehl, seinen Sohn Methusala, der in diesem Abschnitte auch einige Male angeredet war (75, 13. 78, 1.), und seine Familie über das Gesehene zu belehren. Die Unterhaltungen der Engel mit ihm endeten sich hier und „er kehrte zu seinen Nebenmenschen zurück, preisend den Herrn der Welten" (Kap. 80, 7 — 13.). Kap. 81. folgen Ermahnungen an seinen Sohn Methusala, das von ihm Aufgeschriebene aufzubewahren und der Nachwelt zu überliefern (V. 1 ff.); dann Rückblicke auf die Erscheinungen an den Himmelskörpern (5 — 25.).

Hieran schließt sich XI. der ebenfalls an Methusala gerichtete Bericht über frühere bedeutsame Träume, von denen der erste sich auf die große Fluth bezog. Er theilte ihn, wie er erzählt, seinem Großvater Malalel mit, der ihn aufforderte, Gott zu bitten, daß er nicht alle Menschen hinweg raffe (Kap. 82.); dieses Gebet ist angeschlossen Kap. 83. Von einem zweiten, ebenfalls früher gehabten Traume erzählt Henoch seinem Sohne Methusala Kap. 83 — 89.; zunächst die Geschichte der Kinder Adams (Kap. 83.) und der sich mit den Dirnen mischenden Engel (Kap. 84.), beides in bildlicher Darstellung. Engel führten mich, fährt er fort, auf eine Höhe, damit ich die Strafe der sündigen Menschen und ihrer Verführer sähe (Kap. 85.). Diese Strafe erfolgt wirklich (Kap. 86. 87.). Noah baut ein Fahrzeug und besteigt es mit seinen Söhnen (88, 1. 2.); die Fluth kommt, aber die im Schiff bleiben unversehrt (88, 3 — 8.). Die weitre biblische Geschichte knüpft sich daran, aber durchaus nur in Bildern Kap. 88, 9 — 89, 47.); der erstere Theil ist leicht zu deuten, der letztere dagegen ist nicht ohne Schwierigkeiten. Übrigens ist dieser Abschnitt füe die Bestimmung der Zeit, wo das Buch entsprungen ist, überaus wichtig und entscheidend [11]); er schließt nach der wahrscheinlichsten Deutung mit der Regirung Herodes d. Großen [12]).

11) *Laurence* The book of Enoch the prophet; Preliminary dissert. p. XXIV ff. 12) So schon *Laurence* a. a. O. p. XXVIII, wie es mir scheint, vollkommen richtig.

XII. Kap. 90. Anrede Henochs an alle seine Kinder, worin er sie zur Rechtschaffenheit ermahnt mit Beziehung auf die Gottlosigkeit, welche überhand nehmen werde. — Kap. 91. kann man zu demselben Abschnitte rechnen, da es eine ähnliche Ermahnung enthält, obschon eine kleine historische Einleitung vorgesetzt ist (V. 1.).

XIII. Der nun folgende Abschnitt, welcher Kap. 92—104 umfaßt, hat die Überschrift: „Nach diesem begann Henoch zu reden und Henoch sagte: über die Kinder der Gerechtigkeit, über die Auserwählten der Welt, und über die Pflanze der Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit, darüber will ich reden und euch, meine Kinder, Kunde geben." Er ist wieder an Henochs Kinder gerichtet, wie die wiederholten Anreden an sie beweisen. Zuerst eine kurze, in prophetischer Form abgefaßte Angabe der wichtigsten Ereignisse aus der hebräischen Geschichte; darunter manche, nicht in Erfüllung gegangene Hoffnung. Was in jeder der 10 Wochen (Zeiträume) geschehen werde, sagt Henoch voraus (92, 4 — 15.), am 7ten Tage der 10ten Woche wird Gericht gehalten, es entsteht dann ein neuer Himmel, die Himmelskörper erhalten einen sieben Mal hellern Glanz, als zuvor, und viele Wochen vergehen nun in Güte und Gerechtigkeit (92, 16 — 18.)[13]). — Niemand vermag, heißt es dann weiter, Gottes Stimme ohne Bestürzung zu vernehmen, noch seine Gedanken zu denken, ja nicht einmal alle seine Werke zu erkennen am Himmel und auf Erden (92, 19 — 24.). Kap. 93. enthält V. 1 — 5. eine Ermahnung zur Rechtschaffenheit, dann Schilderung der von den Frevlern befolgten Handlungsweise (V. 6—11); weinen möchte man, sagt Henoch, über die Sünder; wehe ihnen! ihr Untergang ist gewiß. Die Frommen aber werden geschützt vor ihnen und gerettet (Kap. 94—99.). — Diese Strafrede, in welcher die Sünder selbst wiederholt mit dem Weheruf angeredet werden, ist recht kräftig und darf den ernsten Rügen der besten alttestamentlichen Propheten an die Seite gesetzt werden. — Wer könnte, heißt es weiter, gegen den Höchsten murren, in dessen Hand Alles ruht? (Kap. 100.). Mögen auch die Bösen sprechen: Was hat der Fromme von seinem Thun! er stirbt gleich uns; sie täuschen sich selbst (Kap. 102.). Denn mit einem hohen Schwur kann es Henoch bekräftigen, daß er das Glück geschauet, dessen sich die Rechtschaffenen einstens auf immer erfreuen werden (103, 1 — 4.). Die Sünder haben auf Erden ihr Gutes genossen (vergl. 102, 7.) und werden in die Finsterniß hinaus gestoßen, und sie können nicht sagen, daß ihnen Unrecht geschähe (103, 5 — 14.). Ermunterung der Frommen zur Geduld in ihrer Noth und zur Hoffnung (104a, 1 — 6.). Einige der Sünder, versichert Henoch, würden sich wieder zur Wahrheit wenden, und wenn sie die göttlichen Worte aufzeichneten, Nichts daran ändern, sondern Alles getreulich wieder geben (104a, 7—9.). Den Rechtschaffenen werden Bücher der Freude, der Vollkommenheit und von großer Weisheit verliehen, an sie sollen sie glauben und ihrer sich erfreuen; und alle Gerechten sollen belohnt werden (104a, 10. 11.). Henochs Nachkommen werden die Menschen belehren (Kap. 104b).

XIV. Das letzte Kap. 105. besteht aus 2 Stücken verschiedenen Inhalts; V. 1 — 20. wird die Geburt Noah's erzählt, dessen engelgleiche Gestalt die Familie beunruhigt, bis Henoch die große Bestimmung desselben enthüllt, daß er nämlich mit seinen Kindern die Fluth überleben und Stammvater des neuen Menschengeschlechts seyn werde. V. 21 — 27. dagegen enthalten eine Vision über den Untergang der Bösen und ihren Strafort; vielleicht ist's ein Fragment, welches zu einem der frühern Abschnitte gehörte. — Das ganze Buch schließt mit der Formel: „Hier ist zu Ende die Vision Henochs des Propheten. Möge der Segen seines Gebetes, und das Geschenk der von ihm bestimmten Zeit seinen Geliebten zu Theil werden! Amen."

Man stößt im B. Henoch nicht bloß auf viele Anklänge aus den Schriften des A. T., sondern auch auf eine ansehnliche Zahl von Stellen, welche aus denselben entweder wörtlich entlehnt, oder doch durch Benutzung des Gedankens oder wenigstens des Ausdruckes entstanden sind. Das ganze Buch ist unverkennbar eine Nachbildung des Buches Daniel, wie auch schon Laurence[14]) richtig bemerkt; man sieht dieß zum Theil schon aus der Art und Weise, wie die Vision fast jedes Mal eingeleitet wird, dann aber auch vorzüglich aus dem Inhalte und der Form der Gesichte selbst. Am deutlichsten zeigt sich dieß in der Schilderung des Messias[15]), dann Gottes und seiner Diener, in der eigenthümlichen Benennung: der Alte der Tage statt der Ewige u. s. w. Die Lehre von den Engeln ist sehr ausgebildet und die über sie in diesem Buche herrschenden Vorstellungen stimmen mit denen im Buche Daniels überein. In der Symbolik ist eine gewisse Einförmigkeit nicht abzuläugnen, besonders spielt das Feuer eine große Rolle darin. In vieler Beziehung erinnert das Werk an die Schriften der Zabier, ein Umstand, welcher bei Bestimmung der Gegend, die es erzeugt hat, Beachtung verdienen möchte.

Obschon Henoch fast durch das ganze Buch in der ersten Person redend eingeführt wird und der Verfasser sein Werk gern, als ein von dem Patriarchen gleiches Namens herrührendes, schriftliches Denkmal betrachtet sähe, so wird es doch in unserer Zeit Niemand im Ernste weder glauben noch behaupten. Aus dem Inhalte läßt sich nicht errathen, wem wir dieß merkwürdige Buch verdanken; nur so viel ergibt sich aus der Einkleidung und Darstellung desselben, aus den darin vorherrschenden Ansichten und Meinungen, daß der Verfasser ein Jude war und daß es ursprünglich hebräisch

---

13) Die Verse 13 — 18. nach Laurence's Stellung (s. a. a. O. p. 136); denn nach den Handsch. findet man sie Kap. 91, zwischen V. 14 u. 15, wohin sie aber nur durch Versetzung gerathen seyn können.

14) a. a. O. Preliminary dissert. p. XLI. 15) Vgl. die Ausführung der letzten Behauptung bei *Laurence* a. a. O.

geschrieben war [16]). Das Buch Sohar enthält nicht nur gelegentliche Hinweisungen auf das Buch Henoch [17]), sondern scheint davon als einem wichtigen hebräischen Werke zu sprechen, das von Geschlecht zu Geschlecht überliefert worden sei [18]). Die Kabbalisten scheinen der Meinung gewesen zu seyn, Henoch, dessen Namen es führt, sei auch der Verfasser; wäre es ihnen also nur griechisch bekannt gewesen, so würde sich ihnen die Unrichtigkeit ihrer Ansicht von seinem vordiluvianischen Ursprunge sofort und unwillkürlich aufgedrängt haben [19]). Die Namen der Engel verrathen durchaus einen semitischen Ursprung und lassen sich auch in der bei den Äthiopiern erhaltenen Form meistens mit Leichtigkeit aus dem Hebräischen erklären, ja! sie sind größten Theils rein hebräisch. Ist auch hier und da die Vermuthung aufgestellt, daß Buch möchte von christlicher Hand stammen [20]), und wohl gar nur in Folge des bekannten Citates im Briefe Juda V. 14. vielleicht von Ketzern [21]) untergeschoben seyn: so geschahe dieß doch nur von Männern, welche kein eigentliches und sichres Urtheil über diesen Gegenstand fällen konnten, da sie die fragliche Schrift nicht einmal gesehen, geschweige denn gelesen hatten und höchstens auf die bei den Kirchenvätern hie und da aufbewahrten Bruchstücke und auf die flüchtigen und oft schwankenden Behauptungen derselben über den Werth und Gehalt dieses Produktes sich stützten.

Glücklicher als bei der Untersuchung über den Verfasser sind wir bei Bestimmung der Abfassungszeit dieses Buches; denn obschon auch hiebei manche Schwierigkeit zu beseitigen bleibt: so enthält doch die Schrift selbst ziemlich deutliche Spuren des Zeitraums, in welchem sie entsprang, und äußere Zeugnisse ergänzen das, was jene etwa noch zweifelhaft ließen. Ist dieses äthiopische Buch mit dem, welches in der ältern christlichen Kirche vorhanden war, einerlei, was auf das bestimmteste dargethan werden kann, so muß es vor Abfassung des Briefes Juda bereits vorhanden gewesen seyn. Auf der andern Seite aber steht es fest, daß es erst nach Abfassung des Buches Daniel entstanden seyn kann, mit welchem es in Ausdruck und Gedanken so auffallend übereinstimmt. Man vergl. z. B. Dan. 7, 9 ff. mit Henoch 46, 1. 47, 3. 59, 1. 69, 12 u. 16. Die Kritik der neuern Zeit hat das Buch Daniels in das makkabäische Zeitalter setzen zu müssen geglaubt; sonach bliebe denn nur der Zeitraum von den Makkabäern [22]) bis auf die Periode der Entstehung der neutestamentlichen Schriften als derjenige übrig, in welchem das Buch Henoch geschrieben seyn könnte. Will man in dieser Periode die Zeit seines Ursprungs noch näher bestimmen, so ist man lediglich auf einige Stellen desselben, zum Theil von zweifelhafter oder doch schwieriger Deutung, angewiesen. Dahin gehört vorzüglich die allegorische Erzählung der wichtigsten Begebenheiten aus der biblischen Geschichte (Kap. 84 — 90.). Nachdem von Saul, David und Salomo Kap. 88, 67—82. geredet worden, bestimmt Kap. 89, 1. die Könige Juda's und Israels bis auf das Exil auf 37, die fremden Könige, welche darnach die Hebräer beherrschten, gibt Kap. 89, 7. als 23 an und endlich wieder Fürsten aus der Nation selbst sind nach Kap. 89, 25. noch 12. Da diese einzelnen Summen nicht 70, wie die Regentenzahl nach Salomo's Zeit Kap. 88, 94. angegeben ist, sondern 72 geben, so will Laurence [23]) 35 statt 37 in der Stelle Kap. 89, 1. gelesen wissen. Inzwischen läßt sich die Zahl 37 wohl vertheidigen; denn 70 ist nur runde, prophetische Zahl, wie in der Angabe der Jahre des babylonischen Exils und sonst. Bei der Annahme von 35 hebräischen Königen ist unter denen von Juda bloß Joahas, der nur 3 Monate regierte (2 Kön. 23, 31.) ausgelassen und unter denen Israels Simri, welcher 7 Tage herrschte, Tibni, Omri's Nebenbuhler, welcher nicht einmal in Besitz des Reiches gelangt zu seyn scheint, Sacharja, der nur 6 Monate regirte und Sallum, welcher bloß einen Monat lang König war. Bleibt man dagegen, wie es der Text will, bei der Zahl 37 stehen, so fehlte nur Simri, Tibni und Sallum. Auf Juda kommen dann die 20: Rehabeam, Abiam, Assa, Josaphat, Joram, Ahasja, Athalja, Joas, Amazia, Usia, Jotham, Ahas, Hiskia, Manasse, Amon, Josia, Joahas, Jojakim, Jojachin und Zedekia; auf Israel dagegen die 17: Jerobeam, Nadab, Baësa, Ela, Omri (gewöhnlich Amri genannt), Ahab, Ahasja, Joram, Jehu, Joahas, Joas, Jerobeam II., Sacharja, Menahem, Pekahja, Pekah und Hosea. Von den folgenden 23 Fürsten (in der Allegorie Hirten genannt) gehören 4 der babylonischen, 11 der persischen und 8 der makedonischen Dynastie an; die ersten sind: Nebukadnezar, Evilmerodach, Neriglissar und Belsazar, die zweiten dagegen: Darius der Meder, Cyrus, Kambyses, Darius Hystaspis, Xerxes, Artaxerxes Longimanus, Darius Nothos, Artaxerxes Mnemon, Ochus Arses und Darius Kodomannes; endlich die letzten: Alexander der Große und Ptolemäus Soter (in sofern er zunächst Judäa hatte), Ptolemäus Philadelphos, Ptolemäus Euergetes, Ptolemäus Philopator, Antiochus d. G. (oder Ptolemäus Epiphanes), Seleucus Philopator und An-

16) *Laurence* a. a. O. Prelim. dissert. p. XX. Schon *Joseph Scaliger* in Chron. Euseb. p. 405 (das hierher Gehörige findet man auch in *Fabric.* Cod. Pseudepigr. V. T. p. 200) urtheilte so, obschon ihm nur das von G. Syncellus erhaltene Fragment in griechischer Sprache vorlag. 17) Man findet mehrere derselben gesammelt bei *Fabricius* a. a. O. p. 203 ff. Vgl. damit Buch Henoch Kap. 16 — 37., aus dem jene Citate wörtlich entnommen sind. 18) z. B. Vol. I. Parasch. Bereschith. p. 37. b. ed. Mant. et Amst. Vgl. *Laurence* a. a. O. p. XXI. 19) Vgl. *Laurence* a. a. O. p. XXII. XXIII. Von einem hellenistischen Juden leiten es ab *J. J. Hottinger* (Enneas dissertt. theolog. philologic. p. 7 — 9), weil ihm nur das Fragment beim Syncellus vorlag. *Fabricius* Cod. Pseudepigr. p. 179. not. a. 20) *Herm. Witsii* Meletemata Leidens. p. 501 ff. Vgl. *Fabric.* a. a. O. p. 207. 21) *Feller* diction. histor. T. III. p. 608.

22) *Laurence* a. a. O. p. XXIII. ff. hält das Buch Daniels unstreitig für ein Werk des Propheten Daniel und behauptet daher, das Buch Henoch könne nicht vor dem babylonischen Exil geschrieben seyn. 23) a. a. O. p. XXIV.

tiochus Epiphanes[24]). Für den in Frage stehenden Gegenstand ist die Nachweisung der letzten 12 Fürsten des jüdischen Volkes von großer Bedeutung; am natürlichsten ist es wohl, sie mit Laurence[25]) so zu ordnen: Mattathias, seine Söhne Judas Makkabi, Jonathan und Simon, dann Johannes Hyrkanus, Aristobulus, Alexander Jannäus, seine Witwe Alexandra, Aristobul II., Hyrkanus II., Antigonus und Herodes d. G. Unter des Letztern Regirung scheint der Verfasser sein Buch geschrieben zu haben; denn wollte man Mattathias nicht mitrechnen, und also über Herodes d. G. Regirung hinaus gehen, so würde dieß nicht passen, in sofern nach Herodes Tode nicht einer, sondern drei Söhne von Herodes (Archelaus, Philippus und Herodes Antipas) Palästina beherrschen und die Zahl der Fürsten nicht auf 12 beschränkt seyn dürfte, sondern 14 seyn müßten[26]). Für jene Zeit sprechen auch andere Anspielungen auf Ereignisse, welche sich nicht lange vor Herodes oder zu seiner Zeit zutrugen. Denn Kap. 54, 9. heißt es: „Dann werden Fürsten sich verbinden und verschwören. Die Obersten des Orients unter den Parthern und Medern werden Könige absetzen, welche der Geist der Bestürzung ergreift. Sie werden sie herab stürzen von ihren Thronen, hervorspringend wie Löwen aus ihren Höhlen und wie hungrige Wölfe mitten in die Herde." Schon der Gebrauch des Namens Parther, wofür noch in dem 1sten Buche der Makkabäer Perser steht (Kap. 14, 2 ff.), läßt auf eine Zeit schließen, wo die Parther durch öftere Einfälle im westlichen Asien bekannter geworden waren[27]), dann aber liegt in der Stelle selbst eine Hindeutung auf die durch sie bewirkte Erhebung des Antigonos auf den Thron und die damit zusammen hängende Vertreibung der Familie des Herodes und des Hyrkan im J. 40 vor Chr. Geb. (vergl. den Art. Antigonos, 1ste Sect. 4r Bd. S. 299). Denn nur so erklärt es sich, wie der Schriftsteller V. 10. hinzu setzen konnte: „Die Dreschtenne, der Pfad und die Stadt meines gerechten Volkes wird aufhalten ihre Rosse." Dem Verfasser lag diese parthische Invasion, und der damit verbundene Bürgerkrieg (54, 10 ff.) als eine von ihm selbst erlebte Begebenheit noch in frischem Andenken, darum hebt er sie besonders hervor[28]). Sonach irrt man wohl nicht, wenn man die ersten Regirungsjahre des Herodes als die eigentliche Abfassungszeit des Buches Henoch betrachtet. Auf die drückenden Zeiten unter den letzten Makkabäern und dem mit ihnen verschwägerten Herodes findet sich ebenfalls eine unverkennbare Anspielung Kap. 89, 25: „Dann sahe ich, daß der Mann, welcher das Buch nach des Herrn Worte schrieb, das Buch der Verwüstung öffnete, der Verwüstung nämlich, welche die letzten zwölf Hirten herbei geführt hatten und zeigte an vor dem Herrn der Schafe, daß sie mehr verwüstet hätten, als die, denen sie gefolgt waren." Diese Annahme scheint zu widersprechen was Joh. Ern. Grabe[29]) anführt, daß schon Eupolemus, welcher geraume Zeit vor Chr. Geburt lebte, das Buch Henoch gekannt habe; allein was Alexander Polyhistor[30]) als von Eupolemus über Henoch geschrieben angibt, konnte Letzterer recht gut aus der bloßen Tradition entnehmen. Auf gleiche Weise verhält es sich mit einer Behauptung von J. A. Fabricius[31]); was er als eine von Syncellus benutzte Stelle des Alexander Polyhistor betrachtet, ist offenbar Ansicht des Syncellus selbst[32]).

Auch den Ort, wo der Verfasser lebte und schrieb, meint Laurence bestimmen zu können[33]); er stützt sich auf Kap. 71., in welchem die Tageslänge in den verschiedenen Jahresabschnitten angegeben ist. Der Tag zerfällt nach dem Buche Henoch in 18 Theile, der längste Tag soll zwei Mal so lang seyn, als die Nacht (V. 18. 19.), also nach unserer Art zu reden 16 Stunden umfassen. Da dieß auf Palästina keine Anwendung erleidet, so glaubt Laurence, der unbekannte Jude, welcher das Buch schrieb, müsse in einem andern Lande sich aufgehalten haben, zwischen dem 45 und 49sten Grade der Länge, also wenigstens in den nördlichen Gegenden des kaspischen Meeres und des Pontus Euxinus, und demnach wohl von den Juden abstammen, welche nicht nach Kanaan zurück kehrten. Auf diese Weise würde es sich denn auch leicht erklären, wie das untergeschobene Werk für echt gehalten werden konnte. Auf einen östlicheren Ursprung des Buches leitet auch die Vorliebe für das Symbol des Feuers und manche Vorstellung.

Der Zweck, welchen der Verfasser bei seinem vermeintlich frommen Betruge erreichen wollte, ist unstreitig derselbe, wie in andern ähnlichen Erzeugnissen. Er wollte seine in der damaligen Zeit tief herab gesunkenen und Vieles erduldenden Volksgenossen aufrichten und stärken. Darum zeigt er so gern den Untergang der Frevler und weissagt den bevorstehenden Sieg der Gerechten. Zur bessern Beglaubigung dessen, was er aussagt, benutzt er die Sage von Henoch, dem frommen Ahnherrn. Die Erzählung von Bestrafung der Engel und von der Fluth, ist gewisser Maßen Nebensache; es sind nur Beispiele der strafenden und vergeltenden Gerechtigkeit Gottes. Man sieht dieß sehr deutlich aus dem Schlusse des 89sten Kapitels, in welchem er die jüdische Geschichte bis auf Herodes fortgeführt hatte, ferner aus seinen Schilderungen des messianischen Reiches, deren bereits oben gedacht wurde.

Darüber kann gar kein Zweifel obwalten, daß dieses äthiopische Buch dasselbe sei, welches die Kirchenväter erwähnen. Man vergleiche nur das Fragment, welches Georgius Syncellus aufbewahrt hat[34]), mit Henoch Kap. 7 ff., um sich davon zu überzeugen; die

24) *Laurence* a. a. O. p. XXVI ff. 25) a. a. O. p. XXVII. 26) *Laurence* a. a. O. p. XXVIII. 27) *Laurence* a. a. O. p. XXXI. 28) *Laurence* a. a. O. p. XXXIII.

29) Spicileg. patrum. T. I. p. 345. 30) Beim *Euseb.* de praepar. Evangel. Lib. IX. cap. 17. p. 419. 31) Cod. Pseudepigr. V. T. p. 198. 32) Vgl. *Laurence* a. a. O. p. XXXIV ff. 33) a. a. O. p. XXXVII ff. 34) Man findet es unter andern bei *Fabric.* im Cod. Pseudepigr. p. 179 ff. und in der Note a eine Nachweisung der Werke, worin es früher abgedruckt worden.

etwaigen Abweichungen sind rein zufällig und unbedeutend. Auch die andern Citate kirchlicher Schriftsteller finden sich wörtlich darin wieder; sie sind gesammelt von Fabricius im Cod. Pseudepigraph. V. T.[35]). Alle diese Stellen können auch nicht eingeschoben oder interpolirt seyn, da den Äthiopiern jene Kirchenväter nicht alle zu Gebote sind; außerdem aber stehen solche Stellen nicht abgerissen da, sondern sie sind überall dem Zusammenhange durchaus angemessen.

In den Kanon ist das Buch niemals aufgenommen worden, sondern es gehörte zu den apokryphischen nach den apostolischen Constitutionen (Lib. VI. cap. 16.). Irenäus und Clemens von Alexandrien[36]) bestimmen zwar nichts in dieser Beziehung; Origenes[37]) aber erzählt, es gelte im Allgemeinen für apokryphisch, obschon er dabei zu verstehen gibt, daß einige seiner Zeitgenossen andrer Meinung waren[38]). Jene Ansicht von seiner Nichtkanonicität hat sich daun immerfort erhalten[39]). Tertullian freilich ist von dem Werthe und der Echtheit überzeugt und läßt sich sogar auf eine Vertheidigung gegen Einwürfe ein[40]), die aber nicht eben gelungen ist.

Obschon das griechische Buch Henoch, welches nur eine Übersetzung aus dem Hebräischen oder Chaldäischen war, mit dem 8ten Jahrh. der christlichen Ära verschwindet, so hegte man doch in neuerer Zeit die Hoffnung, welche sich auch bestätiget hat, daß sich eine äthiopische Übersetzung davon erhalten haben möchte, in so fern die Äthiopier darauf einen Werth legen, recht viele heilige Bücher zu besitzen. Seit dem siebenzehnten Jahrhunderte verbreitete sich diese Hoffnung. Ein Kapuciner hatte dem gelehrten Peirescius versichert, das fragliche Buch sei noch vorhanden[41]), weßhalb dieser weder Mühe noch Kosten scheuete, es sich zu verschaffen, aber auf eine schändliche Weise betrogen wurde, indem man idm statt der begehrten Schrift das Machwerk eines gewissen Abba Bahaila Michael verkaufte. Dieses vermeintliche Buch Henoch kam später in die Bibliothek des Kardinal Mazarin, dann in die königliche Bibliothek zu Paris. Der bekannte große Kenner des Äthiopischen Hiob Ludolf deckte den Betrug auf[42]). Jetzt fing man wieder an zu zweifeln, ob überhaupt eine solche äthiopische Version wirklich erxistire, bis denn der Engländer Bruce nicht allein die Exsistenz derselben nachwies, sondern auch drei Handschriften aus Habessinien mitbrachte. Eine davon befindet sich in Paris auf der königl. Bibliothek, wohin sie Bruee selber schenkte, eine andere war in der von ihm mitgebrachten äthiopischen Bibel befindlich und zwar vor dem Buche Hiobs, wohin die Äthiopier diese Schrift zu setzen pflegen, und endlich die dritte wurde an die bodlej. Bibliothek zu Oxford geschenkt[43]). Man hätte nun wohl erwarten sollen, daß diese Handschriften von den gelehrten Forschern beachtet werden würden; allein dieß war lange Zeit nicht der Fall. Woide schrieb zwar die Pariser Handschrift ab (übersetzte sie aber nicht, wie Bruee behauptet[44])) und Murray, der Herausgeber der Bruce'schen Reise gab einen kurzen Überblick vom Inhalte des Werkes[45]); aber erst Silvestre de Sacy war es, welcher eine genauere Kenntniß des sonderbaren Buches vorbereitete durch seine Notice du livre d'Enoch im Magasin Encyclopédique, an VI. Tom. I. p. 382, worin er Kap. 1 — 3. 7 — 16. 22 u. 31. latinisch übersetzte[46]). Eine teutsche Übersetzung dieser Notice besorgte F. T. Rink[47]), und jene lat. Übersetzung hat auch Laurence wieder abdrucken lassen[48]). Im J. 1820 hat Gesenius auf seiner Reise nach Paris und Oxford das Original abgeschrieben, in der Absicht es mit einer Übersetzung und Anmerkungen heraus zu geben. Bald darauf erschien die oft erwähnte engländische Übersetzung von Rich. Laurenee unter dem Titel: መጽሐፍ፡ ሄኖክ፡ ነቢይ፡ (maz'haf henoch nabij) The book of Enoch the prophet: an apocryphal production, supposed to have been lost for ages; but discovered at the close of the last century in Aby-sinia; now first translated from an Ethiopio MS. in the Bodleian library (Oxford. 1821. gr. 8.). Voran geht eine sehr interessante und gelehrte Preliminary dissertation und nach der Übersetzung folgen Remarks, in welchen die Übersetzung schwieriger Stellen näher begründet nnd gerechtfertigt wird. Eine teutsche Übersetzung hofft der Verfasser dieses Artikels demnächst bekannt zu machen.

In einigen ältern Citaten wird nicht von einem, sondern mehrern Büchern Henochs gesprochen, so im Testament. Judae cp. 18., im Testam. Benjamini cp. 9., beim Origenes contra Celsum V. p. 267 und in Numer. XXXIV. Homil. 28.[49]), und das Fragment beim Syncellus will aus dem ersten Buche Henochs entlehnt seyn[50]). Man hat dem Henoch prophetische. astronomische u. s. w. beigelegt; diese sind aber unstreitig sämmtlich in diesem Buche enthalten, welches aus einer Reihe von Aufsätzen zusammen gesetzt ist, welche eben so gut für sich bestehen könnten, vielleicht auch einst bestanden und nachmals an einander geschoben wurden. Ob sie aber das Werk eines oder mehrerer Männer sind, wage ich nicht bestimmt zu entscheiden, doch möchte wohl das erste der Fall seyn.

Der Name Henoch bezeichnet seiner Etymologie nach so viel als eingeweiht, erfahren, gelehrt und

35) Vgl. auch *Laurence* a. a. O. p. XI ff. 36) S. die Stellen bei *Fabric.* a. a. O. p. 168 u. 171. 37) Die Stellen gesammelt bei *Fabric.* a. a. O. p. 173 ff. 38) Opp. Tom. VIII. p. 132. ed. *Huet.* 39) S. die Zeugnisse bei *Fabric.* a. a. O. p. 176 ff. und *Laurence* a. a. O. p. XV. 40) S. die Stellen bei *Fabric.* a. a. O. p. 168 ff. und *Laurence* a. a. O. XV ff. 41) *Gassend.* vita Peiresc. L. V. p. 167. 42) Histor. Aethiop. L. III. cp. 4. und Commentar. in Hist. Aethiop. p. 347. Vgl. auch *Fabric.* a. a. O. p. 209 ff. und *Laurence* a. a. O. p. IV ff.

43) *Bruce* travels. Vol. II. p. 422 ff. (ed. 8.). 44) a. a. O. p. 425. 26. 45) Dieser Überblick ist auch von *Laurence* a. a. O. p. VIII ff. in der Note wieder mitgetheilt. 46) Vgl. auch Eichhorn's Bibl. der bibl. Literat. 3r Bd. S. 125 ff. 7r Bd. S. 567. 10r Bd. S. 533. 47) *A. J. Silvestre de Sacy* Nachricht das Buch Henoch betreffend; nach dem Franz. bearbeitet und mit Anmerkungen versehen (Königsb. 1801. 8.). 48) a. a. O. p. 169 ff. 49) S. die Stellen bei *Fabric.* a. a. O. p. 163. 165 und 173. 74. 50) Bei *Fabric.* a. a. O. p. 179. die Überschrift.

dieser Umstand hat wohl die Meinung veranlaßt, er sei der Erfinder der Buchstabenschrift, der Rechnenkunst und Sternkunde [51]). Die Araber bezeichnen ihn mit dem Namen Edris (ادريس) d. i. der Gelehrte (Sur. 18, 20.) und wissen viel von seiner Weisheit zu berichten, s. darüber den Art. Edris. Über Henoch und das ihm zugeschriebene Buch verbreiten sich viele Abhandlungen aus dem 16ten und 17ten Jahrh., welche freilich jetzt, wo wir das Buch Henoch selbst kennen, von geringem Werth sind und nur in sofern Beachtung verdienen, als sie die ältern Ansichten und die Sagen über Henoch selbst zusammen stellen. Dahin gehören *J. Drusius* de patriarcha Henoch (Franek. 1615. 4.), *J. H. Hottinger* de libris V. T. supposititiis in der Enneas dissertt. philol. theol. p. 8 ff.; *Pfeiffer* Decas select. exercitt. sacr. p. 12 ff., *van Dale* de vera et falsa prophet. p. 352 ff. 560 ff.; *Buddel* Hist. eccles. V. T. T. I. p. 162 ff.; *J. Heber* de pietate et fatis Henochi (Bamb. 1789. 4.) (*A. G. Hoffmann.*)

HENRICI (Johann Christian), geboren 1749 zu Niederfrohna in Sachsen, wurde 1775 zum Conrektor der Stadtschule zu Wittenberg, 1787 zum außerordentlichen Professor der Alterthümer und 1791 zum ordentlichen Professor der Beredsamkeit an der dortigen Universität ernannt. Durch eine Reihe von Programmen hat er sich nicht unrühmlich bekannt gemacht; sie sind meist historisch-antiquarischen Inhalts, als 13 Commentatt. de statuis antiquis mutilatis recentiori manu refectis (Viteberg. 1803 — 6. 4.), 9 dergleichen de Laocoonte (1800 — 1802), 10 dergl. de militibus amicitia devotis (1792 — 94. 4.), 15 dergl. de partium in republica romana conventiculis (1794 — 97. 4.), 9 dergl. de pacis a Romanis impetrandae solennibus (1797 — 1800), 3 de militum Romanorum in proelio occisorum sepultura (1809. 10.), 9 Programme disceptata quaestio, quibus modis militibus in pugna vulneratis succurrerint Romani (1807—9.), de clamore veterum in proeliis Comment. I. (1812. 4.), ferner de maritis veteranorum, 2 Progr., de abdicatione filiorum Romanis usitata (1792), de vestis nuptialis apud Graecos et Romanos colore (1780), 2 Progr. de numeri paris imparisque in lusibus veterum conjectura (1803), dann de Romanorum superstitione artis medicae incrementis adversa (1805), 2 Progr. de genio natalium praesidi (1782. 83), diss. de immortalitate animi Homerica (1786), das Progr. de pompa triumphi sensus pulcri in operibus artis magistra Romanorum (1796), und endlich de Charientismo Anacreontis ad Demetrii Phalerei disciplinam (1791). Er wußte offenbar interessante Gegenstände für seine Gelegenheitsschriften zu wählen; mehr philologisch sind nur die 3 Progr. de graeca dictione poëseos Horatii lyricae ornatrice (1791). Bei Gelegenheit des Jubelfestes im J. 1802 schrieb er auch 2 Programme, die Einleitungen zum Wittenberger Lectionskatalogus seit 1791 sind von ihm bis zur Vereinigung der Universität mit der halle'schen. 1816 wurde er in Ruhestand versetzt und starb am 29. Jan. 1818 im Kloster Zinna bei Jüterbogk. Anonym kam von ihm heraus der cytherische Almanach auf das Jahr 1782 zum Zeitvertreib für ein Paar junge Eheleute (Witt. 1782. 8.)*). (*R.*)

HENRICI (Martin), erst als Kantor zu Mügeln in Thüringen, dann zu Glaucha vor Halle als Rektor, und endlich am halle'schen Gymnasium als Lehrer angestellt, begab sich im J. 1672 nach Prag und wurde dort katholisch. Bekannt hat er sich gemacht durch seinen Myrti Ramus pro discentibus oder teutsche Singekunst †). (*R.*)

HENRIETTE VON CLEVE, Tochter des Herzogs Franz von Cleve und Nevers und Gemahlinn des Herzogs Ludwig Gonzaga von Mantua in der letzten Hälfte des 16ten Jahrh., zeichnete sich durch Liebe für schöne Literatur aus und übersetzte Tasso's Aminta ins Französische. (*R.*)

HENRION (Nicolas), ein durch seine barocken Ideen über die Größe der Menschen in früherer Zeit und durch eine gewisse Unbeständigkeit in seinem Thun und Treiben merkwürdiger franz. Gelehrter, geb. im J. 1663 zu Troyes in der Champagne, wo sein Vater Kaufmann war. Aus Rücksicht für seinen Oheim, welcher bei der Congregation der christlichen Lehre die Stelle eines Generales bekleidete, trat er in diese Congregation ein, verließ sie aber wieder, als sein Oheim bald nachher starb, verheirathete sich und wurde Advokat, während er früher zu Vitry, Noyers und Avalon Philosophie und hebräische Sprache gelehrt hatte. Für geschnittene Steine und Münzen hatte er eine leidenschaftliche Vorliebe; er gab daher seine juristische Praxis wieder auf und trieb eine Art Handel mit jenen Kunstsachen. Die Numismatik ward sein Steckenpferd und die darin erworbenen großen Kenntnisse blieben nicht unbeachtet; er wurde zum Mitgliede der Académie des inscriptions et belles lettres ernannt. In derselben hielt er denn eine Reihe von Vorlesungen, von denen sich Auszüge in den Denkschriften jenes gelehrten Vereines finden z. B. nouveau système sur les médailles samaritaines, qui portent le nom de Simon. Auch in andern Sammlungen von Abhandlungen finden sich dahin einschlagende Aufsätze von ihm, als ein discours sur l'utilité des médailles in den Mémoires de Trévoux, dann ein projet d'un traité historique et chronologique des monnoies Romaines depuis leur première fabrication jusqu' à la prise de Constantinople par les Turcs im Journal des Savans. Im J. 1718 legte er der Académie des inscriptions eine chronologische Übersicht von der vermeintlichen großen Verschiedenheit der Größe und Höhe des Menschen von

51) Juchasin f. 134. *Euseb.* de praepar. Evangel. IX, 17. und Hist. Eccles. VII, 32. Vgl. auch *Fabric.* a. a. O. p. 219 ff.

*) Meusel gelehrt. Teutschl. 3r Bd. S. 219. 20. 9r Bd. S. 564. 14r Bd. S. 102 und 18r Bd. S. 123.

†) Adelung's Ergänz. und Forts. von Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2r Bd. S. 1920.

der Schöpfung bis auf Christi Geburt vor; danach hatte Adam 123 Fuß 9 Zoll, Eva 118 Fuß 9¾ Zoll, Noah war schon 20 Fuß kleiner als Adam, Abraham war nur 27 — 28 Fuß hoch, Moses nur noch 13, Herakles 10, Alexander 6, Julius Cäsar 5 und hätte die Vorsehung nicht ein Einsehen gehabt, so könnten wir uns in der Größe kaum mit den bedeutendern Insekten vergleichen. Wer denkt hier nicht an Graf Wackerbarth und seine großen Teutonen! Eine andere Tabelle Henrion's enthält geographische Messungen nach der Größe des Fußes der ältesten Menschen, der nach seiner Annahme von dem unsrigen in der Länge wesentlich abwich. Diese Träumereien waren nur ein Abschnitt eines umfassenden Werkes Traité des poids et mésures des anciens in 3 oder 4 Folianten, mit dem er sich beschäftigte und an dessen Nichterscheinen wohl nur sein bereits am 24. Junius 1720 erfolgter Tod Schuld ist. Er galt auch für einen Kenner der morgenländischen Literatur, erhielt im J. 1705 die Professur der syrischen Sprache am collège de France; daneben muß er wohl die Jurisprudenz nicht ganz vernachlässigt haben, da er im J. 1710 in die juristische Facultät gesetzt wurde. Mit Genebrier (s. den Art.) gerieth er über die historische Deutung einer Münze in einen sehr lebhaften Streit; vergl. darüber *Bernard* nouvelles de la republique des lettres. Par. 1705. Januar- und Augustheft *).

(A. G. Hoffmann.)

---

*) Vergl. Biogr. univ. T. XX. p. 199 ff. (Art. von *L. Dubois*), Diction. univ. hist. T. VIII. p. 383 (9me édit.); l'Eloge in der Histoire de l'Académie des Inscript. T. V. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2r Bd. S. 1510. 11.

HENSLER (Philipp Gabriel), geboren am 11. December 1733 zu Oldensworth im schleswigschen Amte Eiderstädt, studirte und wurde im J. 1762 Doktor der Medicin zu Göttingen, prakticirte dann in Altona und Pinneberg, wurde im Jahre 1775 Leibarzt des Königs von Dänemark und im J. 1789 ordentlicher Professor der Medicin zu Kiel, wo er auch am 31. Dec. 1805 starb. Als Schriftsteller war er sehr fleißig und lieferte manches wichtige Werk, nämlich: Briefe über das Blatterbelzen. 2 Bde. Alton. 1766. 67. 8. erschien anonym, ist aber eine der gediegensten Schriften über diesen Gegenstand. — Beitrag zur Geschichte des Lebens und der Fortpflanzung der Menschen auf dem Lande. Altona 1767. 8. — Anzeige der hauptsächlichsten Rettungsmittel derer, die auf plötzliche Unglücksfälle leblos geworden sind. Alton. 1770. 8. (später von J. Ch. F. Scherf wieder herausgegeben.) — Geschichte der Lustseuche, die zu Ende des XV. Jahrh. in Europa ausbrach. Th. 1. Altona 1783. 8. Über den westindischen Ursprung der Lustseuche. Hamb. 1789. 8. (ist die erste Abthl. des 2ten Bdes vom vorigen Werke, erschien mit jenem zusammen: Hamb. 1794. 8.) eins der trefflichsten und gründlichsten Werke des vorigen Jahrhunderts, von dem nur zu bedauern, daß es nicht vollendet ist. — Über Krankenanstalten. Hamb. 1785. 4. — Vom abendländischen Aussatze im Mittelalter. Hamb. 1790. 8., klassisch, übertrifft alle andern Schriften über diesen Gegenstand. Außer diesen Werken lieferte er noch mehrere kleinere, viele Aufsätze in Zeitschriften und war Mitherausgeber der Pharmocopoea Danica und der Berichte über die Kriebelkrankheiten. Kopenhagen 1772. 8.

(Dr. Huschke.)

Berichtigung zu S. 164.

HELLEN, hielt man bisher für den Namen eines griechischen Steinschneiders, der sich auf einem in der kaiserlich russischen Sammlung enthaltenen Carneol von schöner Arbeit eingegraben findet. Dagegen hat nun von Köhler in Böttiger's Archäologie und Kunst I, 1. S. 23 ff. bewiesen, daß hier kein Eigenname zu suchen sei, sondern auf diesem Steine Hadrians bekannter Liebling Antinous als Harpokrates auf griechische Weise vorgestellt werde, und *ΗΕΛΛΗΝ* so viel als ἑλληνικός bedeute. Da die Ähnlichkeit mit den Bildern des Antinous unzweifelhaft ist, und sich in der ganzen griechischen Geschichte außer dem fabelhaften Hellen, dem Sohne des Deukalion weiter keine Spur eines solchen Eigennamens findet, auch die Griechen nie erlaubten, die Namen ihrer Heroen als Eigennamen anzunehmen, so ist Hellen in der Reihe der griechischen Künstler zu streichen.

(J. Horner.)

Ende des fünften Bandes zweiter Section.

Erklärung

der

zum Artikel Helix gehörigen beiden Kupfern.

Erklärung der Kupfertafeln.

Helix Tab. A.

Fig. 1. Vorstellung des innern Baues der Weinbergsschnecke (Helix Pomatia). Das Halsband (Collare) ist weggenommen und die obere Decke der Athmenhöhle auf die rechte Seite gelegt, damit man das Innere sehen kann. Auch ist der hinterste Theil der größeren oder Bauchhöhle geöffnet und die Theile sind etwas aus einander gelegt.

a. a. Die großen oder obern Tentakeln, auf ¾ zurück gezogen. Die kleinern oder untern sind in dieser Lage nicht sichtbar.
b. Die Scheidungslinie zwischen Halsband und Körper, wo jenes an diesem fest sitzt und hier davon getrennt ist.
b' b' Überbleibsel davon.
c. Die häutige Wand (Zwerchfell) zwischen der Athmen- und Bauchhöhle.
d. d. Die Ränder des Fußes.
e. e. Das Halsband, von der untern Seite gesehen.
f. Der Darmkanal (Mastdarm, Rectum).
g. Der After.
h. h. Der die Herzkammer umgebende, eine klebrige Flüssigkeit absondernde Sack.
i. i. Der aus demselben ausgehende, am Darme weg laufende Kanal.
k. Die Furchengrube, in welche er sich beim Athmenloch öffnet.
l. Die hintere Spitze des Fußes.
m. Der untere Theil der großen Hohlader, welche der ganzen Länge der hohlen Seite des Gewindes nach herab steigt.
n. Eine andere dergl., welche von der converen Seite des Gewindes herab läuft.
o. o. Der Adernkanal, welcher beide verbindet und von dem die vordern Lungenäderchen ausgehen. Die seitlichen der letzteren kommen von der Ader m oberhalb des Darmes und des Kanals i. i.
p. Die große Lungenblutader, in welche alle gleichnamige Gefäße münden und die selbst sich in
q, das Herzohr, öffnet. Dieses nebst
r, dem Herzen, liegen in der Herzkammer.
s. s. Die große oder Hauptschlagader, welche auf dem converen Theile des Gewindes in die Höhe steigt.
t. Eine andere dergl., welche nach dem Kopf herunter läuft.
u. u. Die Leber.
v. Der Eierstock.
w. Ein Theil der Gebärmutter.
x. Ein Theil des Eiergangs.
y. Der dickere Theil des Hodens.
z. Die Blase.
α. Der hintere Theil des Magens.
β. Ein Theil des Darms.

Fig. 2. Ähnliche Darstellung, nur ist das Zwerchfell und die Haut bis an den Mund der Länge nach geöffnet, um die innere Beschaffenheit des vordern Theils der größern Leibeshöhle zu zeigen, auch sind die hintern Theile aus einander gelegt. (Die Buchstaben sind mit denen der ersten Figur gleichnamig und bei dieser nachzusehen.)

u. u.' u.'' u.''' Die vier, aus einander gelegten Lappen der Leber.
U. Der aus denselben ausgehende, in den Magen mündende Kanal.
y' Der dünnere Theil des Hodens, welcher sich an die Gebärmutter anlegt und ihren Windungen folgt.
δ δ Die Speicheldrüsen.
ε Der Ösophagus.
ϑ Der fleischige Theil des Mundes.
λ Der Körper der Ruthe.
λ' Dessen peitschenförmiger Anhang.
λ'' Dessen zurückziehender Muskel.
μ Die vielspaltigen Gefäße oder Bläschen.
ξ Der Beutel, welcher den Liebespfeil einschließt.
π Die gemeinschaftliche Höhle der Geschlechtstheile.
φ φ Die nach innen umgestülpten größern Tentakeln.

Fig. 3. Innere Ansicht einer von der Seite geöffneten Weinbergsschnecke. Der Leib ist auf der linken

Seite unterhalb des Halsbandes geöffnet. Die obere Wand ist weggenommen, damit man den vordern Theil der größern Leibeshöhle von der Seite sehen kann, besonders aber um die Muskeln und einen Theil der Nerven zu zeigen.

a. Die fleischige Masse des Mundes.
b. b. Die obern oder größern Tentakeln, nach innen gekehrt.
c. Der Körper der Ruthe.
c' Der zurückziehende Muskel derselben.
d. Der Ösophagus.
e. e. Der Magen.
f. f. Die Speicheldrüsen.
g. Das abgeschnittene Halsband, welches bei g' aufsaß.
h. h. Die große Kopfschlagader.
i. i. Die zurückziehenden Muskeln des Mundes.
k. k. Die zurückziehenden Muskeln des Fußes.
l. l. Zungenförmige Verlängerungen dieser Muskeln, welche in den Fuß eindringen.
L. Der mit der äußern Haut bedeckte Fuß.
m. Eine zungenförmige, vom zurückziehenden Muskel der kleinern Tentakeln gebildete Verlängerung, welche noch 3weige (Fiedern) nach andern Theilen des Mundes abgibt.
n. Eine zungenförmige Verlängerung des zurückziehenden Muskels der obern Fühler.
o. Das Herz, verkürzt durch seine Bedeckungen sichtbar.
p. Die Hauptschlagader des Gewindes.
q. Das Gewinde selbst, worin die Leber, der Eierstock u. s. w. enthalten sind.
1. Das Gehirn hinter der Masse des Mundes liegend.
2. Das große untere Nervenganglion.
3. Die zwei Nerven der linken Seite, welche nach dem Zwerchfell und nach der Athmenhöhle gehen. Mehrere andere sind weggelassen worden, weil die Zeichnung sonst undeutlich geworden wäre. Ohne dieß verliert sich der Anblick eines Theils der Zeugungsorgane in der dunklen Schattirung, welche diese Figur bekommen mußte.

Fig. 4. Der kammförmige Zahn der Weinbergsschnecke einzeln dargestellt; sehr vergrößert.

Fig. 5. Darstellung der gemeinschaftlichen Höhle für die Zeugungstheile der Weinbergsschnecke, jene ist geöffnet, so wie die Kanäle, welche sich in dieselbe öffnen. Vergrößert.

a. Die allgemeine Hülle.
b. Der Beutel des Liebespfeils, worin letzterer noch auf seiner Warze sitzt.
c. c. Die vielspaltigen Gefäße oder Bläschen.
d. Die Hülle des Kanals, welcher der Gebärmutter, der Blase, und den vielspaltigen Gefäßen gemeinschaftlich angehört und in der größern Höhle liegt.
e. Ausmündung der Gebärmutter in diesen Kanal.
f. Ein Theil der geöffneten Gebärmutter.
g. Ein noch geschlossener Theil derselben.
h. h. h. Der kleinere, körnige Theil des Hodens.
i. Der Samengang.
k. Dessen Ausmündung im Innern der Ruthe.
l. m. Die zwei Klappen oder Vorhäute der Ruthe.
n. Die Ruthe nebst ihrem Anhang.
o. Die Blase.
p. p. Ihr Kanal.

Fig. 6. Zwei Weinbergsschnecken im Begriff sich zu begatten.

Fig. 7. Das Ei der Weinbergsschnecke in natürlicher Größe (*) und vergrößert.

Fig. 8. Der Dotter am 1sten Tage, stark vergrößert. a) Das Bläschen auf der Nabelschnur.

Fig. 9. Der Dotter am 7ten Tage. a) Der breite Theil. b) Der zellige, aus dem sich Gewinde und Fuß entwickeln.

Fig. 10. Der Dotter in die Dotterhaut eingehüllt nach dem 13ten Tage. Vergrößert; * natürliche Größe.

Fig. 11. Der Embryo mit der zum Theil abgestreiften Dotterhaut am 24sten Tage. a) Der erste Umgang des Gewindes. b) Der Fuß, vergrößert.

Fig. 12. Der Fetus am 26sten Tage, von der Dotterhaut befreit. a) Die Rudimente der Tentakeln. Natürliche Größe und vergrößert.

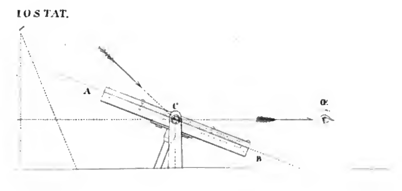
Fig. 13. 14. Die am 30sten Tage ausgekrochene Schnecke, in natürlicher Größe und vergrößert. a) Das Herz. b) Der Darmkanal. c) Das Zwerchfell. d) Die Mantelkrause.

Fig. 15. Abänderung der Weinbergsschnecke. Eine so genannte Wendel (gewendelte) Schale (Varietas scalaris.).

Helix Taf. B.

(Die Zahlen und kleinen latinischen Buchstaben zeigen auf dieser Tafel immer die natürliche Größe, die großen Buchstaben Vergrößerung an). Die Lage erklärt sich von selbst.

Fig. 1. Helix aspersa.
Fig. 2. H. nemoralis.
Fig. 3. H. plicata.
Fig. 4. H. personata.
Fig. 5. H. ringens.
Fig. 6. H. bidentata.
Fig. 7. H. acuta.
Fig. 8. H. lapicida.
Fig. 9. H. marginata.
Fig. 10. H. cornea.
Fig. 11. H. cellaris.
Fig. 12. H. crystallina.
Fig. 13. H. Ericetorum.


IOSTAT.
A
C
B

X.









